LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

1909

Die Grenzboten

68. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Ausgegeben am
Nr. 1 31. Dezember 1908

Inhalt

Seite

Was das Jahr 1908 gebracht hat 1
Deutsch-slawische Beziehungen. Von George Cleinow . 5
Arbeiterbevölkerung, Sparkassen und Staatsschuld. Von Ernst Kirchberg 15
Was können wir von Japan lernen? Von W. Scheibert 21
Ein Hochzeitsschwank Friedrichs des Großen. Von Prof. Dr. G. Peiser 28
Eine verlassene Handelsstraße und ihre Zukunftsaussichten. Von Guido Sautter 40
Der Parnassus in Neusiedel. Von Fritz Anders. 1. 2. 45
Maßgebliches und Unmaßgebliches 51

Reichsspiegel. (Ein Rückblick auf die politische Lage). — Koloniale Rundschau. — Aus dem Wirtschaftsleben. — Noch einmal „die Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage" — Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71. — Literaturgeschichte und Volkskunde.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

50 Pf. das Heft. 6 Mark. das Vierteljahr.

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig.

Disconto-Gesellschaft

BERLIN — BREMEN — LONDON

FRANKFURT a. M. — Depositenkasse WIESBADEN

Kommandit-Kapital . . . . M 170 000 000
Reserven . . . . . „ 57 600 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35, verbunden mit **Stahlkammer.**

W, Unter den Linden 11 (vorm. Meyer Cohn).

W, Potsdamer Str. 99, nahe Bülowstr.

W, Potsdamer Str. 129/130, nahe Eichhornstraße.

S, Oranienstr. 141, nahe Moritzplatz

C, Königstraße 43/44.

C, Rosenthaler Straße 45, nahe dem Hackeschen Markt.

SW, Leipziger Str. 66, nahe Spittelmarkt.

NO, Große Frankfurter Straße 106 (Strausberger Platz).

NW, Alt-Moabit 83c, Ecke Crefelder Str.

W, Motzstraße 53, Ecke Bamberger-Str., verbunden mit **Stahlkammer.**

Charlottenburg, Joachimsthaler Str. 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten.

„ **Windscheidstr. 53,** Ecke Bismarckstr., verbunden mit **Stahlkammer.**

„ **Kantstr. 137,** Ecke Schlüterstr., verbunden mit **Stahlkammer.**

Friedenau, Kaiser-Allee 140, nahe dem Ringbahnhof Wilmersdorf-Friedenau, verbunden mit **Stahlkammer.**

An- und Verkauf börsengängiger Effekten, Wechsel und Schecks.

Einlösung von Kupons und Dividendenscheinen.

Depositen- und Scheckverkehr.

Besondere Abteilung für den Handel in Kuxen und in sonstigen Wertpapieren ohne offizielle Börsennotiz.

Aufbewahrung von Wertgegenständen, verschlossenen Depots und Verwaltung von Wertpapieren.

Versicherung gegen Kursverlust bei der Auslosung.

Vermietung von feuer- und diebessicheren Stahlkammerfächern (Safes) unter Mitverschluß des Mieters.

Ausgabe von **Welt-Kreditbriefen,** die ohne vorheriges Avis in allen wichtigeren Plätzen der Welt zahlbar sind.

Beschaffung und Begebung von Hypothekengeldern.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

68. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1909

HF30
G7
Y.ES:1

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1909. Erstes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär, Marine

Was das Jahr 1908 gebracht hat. S. 1.
Deutsch-slawische Beziehungen. Von George Cleinow. S. 5.
Was können wir von Japan lernen? Von W. Scheibert. S. 21.
Türkei und Persien. S. 69.
Militärische Rückblicke auf das Jahr 1908. S. 113.
Volksstimmung. S. 165.
Dem Kaiser. S. 216a.
Die deutsche Kulturpartei. Von Dr. Theodor Simon. S. 235.
Die gegenwärtige militärische Lage Österreich-Ungarns gegen Serbien und Montenegro. Von Rittmeister von Witzleben. S. 269.
Karl Schurz. S. 280.
Die Einigung Südafrikas. S. 321.
Die deutschen Kolonien im Jahre 1908. Von Rudolf Wagner. S. 369.
Ägypten im Jahre 1907. Von Otto Neuschler. 1. S. 417. 2. S. 474.
Otto Gildemeister, Ludwig Bamberger, Alexander Meyer. Von E. Fitger. S. 424.
Die Motorluftschiffahrt der modernen Heere. S. 479.
Die Reichsfinanzreform. Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel. 1. S. 517. 2. S. 624.
Das allslawische Problem und der deutsche Nationalstaat. Von George Cleinow. 1. S. 523. 2. S. 575.
Kaiser Wilhelm der Erste als Schriftsteller. Von Friedrich Braumann. 1. S. 531. 2. S. 589.
Unsre Sozialpolitik. S. 565.
Das neue Exerzierreglement für die Fußartillerie. S. 617.

Volkswirtschaft, Verkehr, Verwaltung, Rechtswesen, Unterricht, Kirchenwesen

Arbeiterbevölkerung, Sparkassen und Staatsschuld. Von Ernst Kirchberg. S. 15.
Eine verlassene Handelsstraße und ihre Zukunftsaussichten. Von Guido Sautter. S. 40.
An den Wegen des Weltverkehrs. Von Otto Neuschler. 3. Singapore. S. 65. 4. Honkong. S. 231.
Kriminalpolitische Irrtümer. Von Staatsanwalt Langer. S. 72.
Das Erbrecht des Fiskus. Von R. Krieg. S. 122.
Phoknlides und die Essener. Von Karl Lincke. S. 128.
Die Sparer und die Reichsfinanzreform. Von Geh. Regierungsrat Dr. jur. Seidel. S. 173.
Wechsel-, Depositen- und Scheckverkehr. Von Chr. Heinrich Bach. S. 183.
Auswärtige Anleihen in der russischen Budgetgesetzgebung. Von George Cleinow. S. 217.
Wie entstand die letzte Wirtschaftskrisis in den Vereinigten Staaten? S. 275.
Die Fahrkartensteuer und ihre Reform. S. 329.
Ein Lesebuch der Sozialstatistik. Von Carl Jentsch. S. 332.
Die Monumenta Germaniae historica in den höhern Schulen. Von R. Krieg. S. 344.
Russische Briefe. Von George Cleinow. 14. Der Polizeiskandal in Petersburg. S. 376.
Über die Forderung der Persönlichkeitserziehung. Von Karl Hirzel. S. 382.
Drei Vorträge von Harnack. Von Carl Jentsch. S. 389.
Die Reform des Erbrechts. Von Professor Dr. W. von Blume. S. 469.
Irrenärztliche Wünsche zur neuen Strafprozeßordnung. Von Dr. Georg Ilberg. S. 484.
Städtische Anleihen und ihre Organisation. 1. S. 582. 2. S. 631.
Catholica. Von Carl Jentsch. S. 636.

Literatur und Kunst

Ein Hochzeitsschwank Friedrichs des Großen. Von Professor Dr. G. Peiser. S. 28.
Bertha von Suttner. Von Carl Jentsch. S. 139.
Verbrecher bei Shakespeare. Von Carl Jentsch. S. 239.
Die mittelalterliche Kirchenbaukunst in der Terra di Bari. Von J. Biehringer. 1. S. 250. 2. S. 349.
Wildenbruchs erster dramatischer Erfolg. S. 290.
Henriette Voigt. Von Julius Gensel. S. 393.
Cicero. Von Carl Jentsch. S. 434.
Frauenbriefe und Frauenbildung. Von B. Göring. S. 444.
Der Roman Lothringens. S. 493.
Meisterwerke der Technik. Von Jos. Aug. Lux. S. 546.
Ferdinand Georg Waldmüller. S. 595.
Jakob Julius David. Von Heinrich Spiero. S. 646.

Verschiednes

Vom eignen Leben. Von Wilhelm Speck. S. 81.
Vom thrakischen Meere. Von C. Fredrich. 4. Samothrake. S. 87. 195.
Die Geschichte der Wilhelmshöhe. Von W. Speck. S. 125.
Auf Pürsch im Forst. Von Hermann Löns. S. 295.
Die Pflanzen der Riviera. Von H. Bachmann. S. 446.
Ronda. Von K. Jincke. S. 539.

Der Parnassus in Neusiedel. Von Fritz Anders. S. 45. 93. 150. 201. 255. 299. 354. 400. 454. 502. 551.
Die Dame mit dem Orden. Von G. Bergmann. S. 599. 651.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 51. 103. 156. 208. 263. 306. 362. 407. 460. 509. 556. 605. 658.
Koloniale Rundschau: S. 54. 212. 412.
Aus dem Wirtschaftsleben: S. 57. 311. 609.

Noch einmal die Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage. S. 61. — Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71. S. 63. — Literaturgeschichte und Volkskunde. S. 64. — Der Oberbefehl im Kriege. S. 108. — Leichtlebig oder leichtfertig? S. 109. — Zwei Antikapitalisten. S. 110. — Deutsch-evangelisches Jahrbuch. S. 112. — Ein unmoderner Modernist. S. 161. — Bilderatlas zur sächsischen Geschichte. S. 163. — Südfahrer. S. 216. — Ausländische Volksmusik. S. 268. — Roggenausfuhr. S. 268. — Mitläufer. S. 315. — Japanische und deutsche Erziehung. S. 317. —

193216

Zum hundertjährigen Geburtstage Mendelssohns. S. 317. — Die Anfänge des Templerordens. S. 318. — Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. S. 366. — Schiller und Lotte. S. 416. — Reichskanzler und Bürgerkunde. S. 465. — Der Theaterfreund in der Kutte. S. 466. — Proben neuer Mystik. S. 466. — Odyssee. S. 468. — Amtliche Erziehung zur Höflichkeit. S. 514. — Die Wissenschaft von der deutschen Geschichte. S. 514. — Der kleine Meyer. S. 516. — Religion und Philosophie. S. 564. — Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. S. 615. — Jonas Lies Erlebnisse. S. 616. — Julius Wolf über die Finanzreform. S. 664. — Die Weltwirtschaft. S. 665. — Das Lebensbild einer Verkannten. S. 665. — Neue Übersetzungen. S. 667.

Literatur

Die mit einem * bezeichneten Bücher sind in einem größern Artikel erwähnt oder besprochen worden.

Adlersfeld-Ballestrem, E. von. Elisabeth Christine von Preußen. S. 665.
*Albin, Ansgar. Epistolae redivivae. S. 640.
*Antwort der französischen Katholiken an den Papst. S. 637.
*Bahr, Hermann. Die Rahl. S. 191.
*Barrès, Maurice. Les Bastions de l'Est. S. 495.
Bayer, M. Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. S. 366.
*Bazin, René. Les Oberlé. S. 494.
*Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die Deutsche Wehrverfassung. S. 531.
Bohn, Emil. Die Nationalhymnen der europäischen Völker. S. 268.
*Bosse, Georg von. Karl Schurz. S. 280.
*Cahn-Foreſt. L'oubli. S. 494.
Carpenter, Edward. Die Schöpfung als Kunstwerk. S. 468.
Clark, Frederic Horace. Liszts Offenbarung. S. 467.
*Cleinow, George. Die Zukunft Polens. S. 7.
*— Aus Rußlands Not und Hoffen. S. 12.
*David, J. J. Gesammelte Werke. S. 646.
Deutsch-evangelisches Jahrbuch, 1. Jahrg. S. 112.
*Dieterich. Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse. S. 132.
*Domela, A. J. Das Sparen ein ökonomischer und sozialer Grundsatz. S. 175.
*Falke, Gustav. Landen und Stranden. S. 189.
*Ferrero, Guglielmo. Größe und Niedergang Roms. S. 434.
Freese, Heinrich. Bodenreform. S. 111.
*Gildemeister, Otto. Aus Bismarcks Tagen. S. 430.
*— Essays. S. 430.
*Goll, August. Verbrecher bei Shakespeare. S. 239.
*Groth, Ernst Johann. Der alte Korpsstudent und andre Geschichten. S. 290.
Grundriß der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Aloys Meister. S. 515.
Gurlitt. Konstantinopel. S. 216.
*Hammerstein, Olga von. Was Gott zusammenfügt. S. 192.
*Hasenkamp, Adolf. Die wirtschaftliche Krisis des Jahres 1907 in den Vereinigten Staaten von Amerika. S. 275.
*Hauptmann, Gerhart. Griechischer Frühling. S. 193.
*Heidelbach, Paul. Geschichte der Wilhelmshöhe. S. 125.
*Hennecke. Neutestamentliche Apokryphen. S. 132.
*Hesse, Hermann. Nachbarn. S. 189.
*Hugin, F. Durch den Nebel. S. 191.
*Kolmer, Gustav. Parlament und Verfassung in Österreich. S. 576.
*Kozmian, St. von. Das Jahr 1863. S. 13.
*Kraeger, Heinrich. An Deutschland. S. 186.
*Kröger, Timm. Aus alter Truhe. S. 194.
*Lauff, Joseph. Sankt Anne. S. 191.
*Liliencron, Detlev von. Leben und Lüge. S. 187.
*Lincke, Karl. Samaria und seine Propheten. S. 136.
Mangoldt, K. von. Bodenspekulation und gemeinnützige Bodenpolitik für Groß-Berlin. S. 111.
*Manteuffel, Frh. von. Das Sparen. S. 175.
*Matter, Florent. L'Alsace-Lorraine. S. 495.
Mau, A. Pompeji in Leben und Kunst. S. 216.
Meißner, A. Altrömisches Kulturleben. S. 216.
Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Karl Klingemann. S. 317.
*Meyer, Alexander. Aus guter alter Zeit; Berliner Bilder und Erinnerungen. S. 431.
*Meyer, Ed. Geschichte des Altertums. S. 129.
Meyers Kleines Konversationslexikon. S. 516.
*Militärische Schriften weiland Kaiser Wilhelms des Großen Majestät. S. 532.
Montaigne. Versuche. S. 667.
*Murri, Romolo. Das christliche Leben. S. 637.
Opitz, H. G. Auf dem Wege zu Gott. S. 564.
*Peiser, G. Über Friedrichs burleskes Heldengedicht: La guerre des confédérés. S. 38.
*Prion, W. Das deutsche Wechseldiskontgeschäft. S. 183.
*Proebst, Siegmund. Die Grundlagen unsers Depositen- und Scheckwesens. S. 185.
*Programm der italienischen Modernisten. S. 637.
Prutz, Hans. Die Geistlichen Ritterorden. S. 319.
*Reichsfinanzreform, Die. Ein Führer. S. 517. 624.
*Reuter, Gabriele. Das Tränenhaus. S. 190.
Rießer. Die finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegsführung. S. 313.
*Roeßler, Arthur. Ferdinand Georg Waldmüller. S. 596.
Rousseau. Bekenntnisse. S. 667.
Ruhland, G. System der politischen Ökonomie. S. 110.
Sauer, A. Literaturgeschichte und Volkskunde. S. 64.
Schiller und Lotte, Briefwechsel. S. 416.
Schmidt, O. E., und J. L. Sponsel. Bilderatlas zur sächsischen Geschichte. S. 163.
*Schnapper-Arndt, Gottlieb. Sozialstatistik. S. 332.
Schneider, Louis. Das französische Volkslied. S. 268.
*Schule, die, der Welt. Ein Lustspiel Friedrichs des Großen, herausgegeben von G. Peiser. S. 37.
*Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes. S. 138.
*Schurz, Karl. Lebenserinnerungen. S. 280.
*Schwellenbach. Das Glaubensbekenntnis eines katholischen Mannes. S. 639.
*Sell, Karl. Katholizismus und Protestantismus. S. 645.
*Sellin, E. Die Spuren griechischer Philosophie im Alten Testament. S. 136.
*Sperl, August. Castell. S. 194.
Spicker, Gideon. Vom Kloster ins akademische Lehramt. S. 161.
*Stern, Adolf. Ausgewählte Novellen. S. 193.
*Sudermann, Hermann. Das Hohe Lied. S. 190.
*Suttner, Bertha von. Memoiren. S. 139.
Voltaire. Erzählungen. S. 667.
*Wassermann, Jakob. Kaspar Hauser. S. 192.
*Weitling. Garantien der Harmonie und der Freiheit. S. 72.
Weltwirtschaft, Die. 1907. S. 665.
*Wirth. Türkei und Persien. S. 69.
Wolf, Julius. Die Reichsfinanzreform. S. 664.
*Zahn, Ernst. Die da kommen und gehen. S. 190.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Was das Jahr 1908 gebracht hat

Ein ereignisvolles, tiefbewegtes Jahr liegt hinter uns. Noch einmal, ganz überraſchend ſtiegen in dem alten europäiſchen Wetterwinkel, am Balkan, drohende Wolken auf, und noch heute haben ſie ſich nicht zerteilt, eine Zeit lang ſtanden die Dinge ſogar auf der Schneide des Schwerts. Urplötzlich, für die meiſten ganz überraſchend, erhob ſich im Sommer die lange zurückgedrängte, verfolgte jungtürkiſche Partei, unterſtützt von einem Teile der Armee, den Truppen, die im aufgewühlten, von einem widerwärtigen Bandenkriege ſchwer heimgeſuchten Mazedonien ſtehen, in einer unblutigen, aber energiſchen Revolution. Und indem ſich der kluge Sultan in der Erkenntnis, daß ſie ſich nicht gegen ihn richte, raſch an ihre Spitze ſtellte, ſchickte ſich dieſe orientaliſche, halb geiſtliche abſolute Monarchie an, zurückgreifend auf die Verfaſſung von 1876, ſich in ein konſtitutionelles Staatsweſen weſteuropäiſcher Art zu verwandeln. Das türkiſche Volk aber, das man in allen Erörterungen der orientaliſchen Frage immer gänzlich beiſeite gelaſſen, höchſtens nach ſeiner anerkannten militäriſchen Leiſtungsfähigkeit in Betracht gezogen hatte, zeigte ſich plötzlich unter kluger Führung als tapfer, energiſch, maßvoll, duldſam und von einem nicht ſowohl religiöſen als nationalpolitiſchen Selbſtbewußtſein erfüllt, ſodaß es die allgemeinſten Sympathien für ſich gewann. Mit einem Schlage hörte der Bandenkrieg auf, die erfolgarme diplomatiſche Flickarbeit der bevormundenden Großmächte wurde abgebrochen, der „kranke Mann“, der ſchon ſeit vielen Jahrzehnten auf dem Ausſterbeetat ſtand, und nach deſſen Erbſchaft längſt lüſterne Augen ſpähten, offenbarte eine verblüffende Kraft und Geſundheit. Zahlreiche Schwierigkeiten ſind noch zu überwinden; noch vermag namentlich niemand zu ſagen, wie ſich die ſchon in der Verfaſſung von 1876 proklamierte Gleichberechtigung aller „Ottomanen“, der chriſtlichen Stämme und der Mohammedaner türkiſcher und arabiſcher Nationalität, mit den ſtaatsrechtlichen Grundſätzen des Islam praktiſch vertragen und in europäiſche Formen fügen laſſen werde; aber an der Intelligenz und dem guten Willen der führenden Kreiſe wird man ſo wenig

zweifeln dürfen wie an der Kraft des solange geduldigen, passiven türkischen Volkes. Und nicht besseres könnte für Europas Ruhe geschehen als eine Konsolidation des türkischen Reichs in dem ihm verbliebnen Umfange, der die nördlichen Außenlande, wo die Türken nur in kleinen Gruppen saßen, abgestoßen hat und sich in selbständige christliche nationale Staaten hat verwandeln lassen. Keine Großmacht könnte eine solche Umwandlung freudiger begrüßen als Deutschland, das immer ehrlich die militärische und wirtschaftliche Kräftigung der Türkei erstrebt und niemals die begehrliche Hand nach türkischem Boden ausgestreckt hat, wie das die Türkei jetzt wieder begönnernde England, das ihr Ägypten und Cypern entzogen hat. Ob auf die Dauer? Qui vivra, verra!

Wie hoch das türkische Selbstgefühl gestiegen war, das zeigte sich alsbald, als zu Anfang Oktober zwei alte Teile des Reichs, die noch immer mit ihm in einer gewissen staatsrechtlichen, durch den Berliner Vertrag von 1878 garantierten Verbindung standen, zu Anfang Oktober dieses lose Band zerrissen, als sich Bulgarien unter seinem „Zar bulgarski", dem Koburger Ferdinand, zum unabhängigen Königreich erklärte, und unmittelbar darauf Österreich-Ungarn die Annexion Bosniens und der Herzegowina proklamierte, beides Schritte, die mehr mit der alten absoluten Monarchie, mit dem „kranken Manne" am Bosporus als mit dem jungen türkischen Nationalbewußtsein rechneten. Einen Augenblick schien der Krieg zwischen der Türkei und Bulgarien bevorzustehen. Doch bald erwies sich die bosnische Frage als bedenklicher. Daß Österreich alle Veranlassung hatte, mit dem Übergange der Türkei zum Verfassungsstaat die staatsrechtlichen Verhältnisse des „Okkupationsgebiets" im Sinne der unbestrittnen Souveränität des Kaisers von Österreich zu klären, und daß es sich darauf durch eine erfolgreiche dreißigjährige Kulturarbeit in einem Jahrhunderte hindurch verwahrlosten Lande ein inneres Recht erworben hat, wird ihm billigerweise niemand bestreiten. Aber ob Baron von Ährenthal den Moment sehr klug gewählt hat? Das Selbstgefühl der Türken bäumte jäh empor, und in Serbien wie in Montenegro, die plötzlich ehrgeizige Hoffnungen zerstört sahen, begann alsbald ein wütendes Kriegsgeschrei. Diese kleinen Staaten könnte Österreich mit einer Handbewegung beiseite schieben oder niederschlagen, aber hinter beiden steht wohl Rußland, das seine Niederlage in Ostasien trotz seiner jämmerlichen innern Zustände und trotz der Vernichtung seiner Flotte durch eine Wiederaufnahme seiner alten, gänzlich gescheiterten Balkanpolitik wieder ausgleichen möchte; mit Rußland ist Frankreich verbündet und dieses wieder mit England in entente cordiale; auch Italien sieht mißvergnügt auf den Erfolg Österreichs, da es seine althistorischen und neubegründeten Ansprüche auf die Ausbreitung seiner Kultur und seines wirtschaftlichen Einflusses an der Ostküste der Adria bedroht glaubt. Würden sich diese mannigfachen Einverständnisse zu einem Bündnis verdichten, so stünde es schlimm um die Sache des Friedens, auch für Deutschland, denn daß wir Österreich in der Gefahr nicht verlassen würden, darüber sind Reichsregierung und Reichstag einig. Aber zum Glück ist es nicht soweit. Italien hat trotz alledem sein Festhalten am Dreibunde erklärt,

und Österreich will nur die politische Unterwerfung der albanischen Küste unter eine Großmacht verhindern, die ihm den Ausgang aus der Adria sperren könnte, eine Wendung, der sich ja auch die Türkei vor allem jetzt nach Kräften widersetzen würde; Frankreich weiß, daß es, wenn es Seite an Seite mit England gegen Deutschland schlagen wollte, sofort die Hauptwucht des Krieges tragen müßte und von England wenig Unterstützung zu erwarten hätte, und daß andrerseits Rußland, erschöpft wie es ist, ein recht unsichrer Bundesgenosse wäre; das Einverständnis endlich zwischen Rußland und England hat doch die Gegnerschaft beider Mächte in Asien nicht aufgehoben, sondern nur beiseite geschoben, vor allem um Indien zu sichern, wo die Gärung gegen die englische Fremdherrschaft offenbar viel allgemeiner und tiefer ist, als die Engländer Wort haben wollen.

Allerdings, die englische Politik arbeitet in Konstantinopel gegen Österreich und damit indirekt auch hier gegen uns, wie sie denn überall offensichtlich darauf ausgeht, sich nach allen Richtungen hin den Rücken zu decken für den Fall eines Konflikts mit Deutschland. Eine fixe Idee, eine fast hysterische Angst hat einen großen Teil dieser sonst so nüchternen, kaltblütigen und selbstbewußten Nation ergriffen, die Furcht vor einer weder geplanten noch auch nur möglichen deutschen Invasion. Wenn selbst das Haus der Lords diese Angst teilt, wenn sogar der erste General des Landes, Lord Roberts, wegen dieser Möglichkeit eine gründliche Reform des englischen Heerwesens verlangte, dann ist der Beweis geliefert, daß alle die redlichen und soviel getadelten Bemühungen des Kaisers und alle Erklärungen im Reichstage, die Engländer von der Grundlosigkeit dieses Verdachts zu überzeugen, daß auch alle freundschaftlichen Beziehungen hinüber und herüber gar nichts geholfen haben und helfen werden. Man hört oft sagen, die Achtung vor Deutschland sei gesunken seit Bismarcks Zeit. Gewiß, diese Heldenzeit des deutschen Volkes liegt heute viel weiter zurück als unter Bismarcks Kanzlerschaft, mehr als ein Menschenalter, und die Erinnerung ist verblaßt, aber wahrhaftig nicht Mißachtung Deutschlands ist es, die jene fixe Idee in England und jene ganze englische Politik erzeugt hat, sondern die helle Angst vor unsrer wirtschaftlichen und militärischen Stärke, die jetzt als eine Gefährdung des Weltfriedens ausgeschrien wird, während diese doch von einer ganz andern Stelle ausgeht. Nicht irgendwelche Fehler unsrer Politik haben diese Stimmung veranlaßt, sondern das energische und erfolgreiche Eintreten des deutschen Volks in die Weltwirtschaft und Weltpolitik, wovon zu Bismarcks Zeit bekanntlich nur die Anfänge vorhanden waren.

Darüber aber kann kein Zweifel bestehn: sollte es, was Gott verhüte, zum Schlagen kommen, so würde es ein Weltkrieg und ein Krieg gegen das Deutschtum, ein Krieg um das Deutschtum. „Feinde ringsum" heißt es wieder, wie schon oft, Feinde im slawischen Osten und im romanischen Westen und vor allem in England, Feinde sogar mitten im Umkreis des deutschen Landes. Die verhängnisvolle Entwicklung des natürlichen mitteleuropäischen Herzlandes, Böhmens, zu einem slawischen Außenwerke zeigt sich wieder einmal in ihrer ganzen ver-

derblichen Größe, seitdem die Tschechen, von einer allzu nachgiebigen Regierung allzulange geschont, mit derselben hussitischen Wut wie vor fünfhundert Jahren über die Prager Deutschen hergefallen sind, unwürdig eines Kulturvolks und eines Kulturstaats. „Die Barbaren haben gesiegt in Österreich", sagte schon Heinrich von Treitschke; dieses Wort würde noch weit mehr heute zutreffen als damals, wenn Österreich und mit ihm Deutschland unterliegen sollte; dann würden die halbslawischen Länder der Habsburger einer slawischen Reaktion überliefert werden wie zur Hussitenzeit; dann würde Österreich zerfallen oder sich nur als ein wesentlich slawischer Staat behaupten können, das heißt als unser Feind. Darum ist die Sache der österreichischen Deutschen unsre eigne Sache; tua res agitur! dürfen sie uns zurufen, und wir hören den Ruf. Sind sie nicht unsre Mitbürger, unsre Landsleute zu sein haben sie niemals aufgehört und werden sie niemals aufhören. Wir können es niemals vergessen, daß dieser Südosten unser ältestes Kolonialland ist, daß die dort seit mehr als einem Jahrtausend aufgeblühte Kultur die deutsche ist, daß es das deutsche Bürgertum gewesen ist, dessen Arbeit Prag, das vom Reiche aus früher viel und gern besuchte, jetzt eher gemiedne „goldne Prag" zu einer unsrer schönsten und ehrwürdigsten alten Städte gemacht hat, daß die älteste deutsche Universität dort gegründet wurde, nicht als eine tschechische, sondern als eine internationale, wesentlich deutsche Hochschule. Nur ein Deutschland, das zu völliger Ohnmacht herabgebracht ist, würde einen exklusiv slawischen Staat zwischen Bayern und Schlesien dulden müssen, ein starkes Deutschland niemals. Wir lassen hier die Frage beiseite, ob das von unleidlichen nationalen Gegensätzen zerrissene Österreich imstande sein würde, einen großen Krieg siegreich zu führen, worin die Sympathien seiner slawischen Stämme auf Seite der Gegner stehn würden, wir fragen hier nur: ist Deutschland einer so gefahrvollen Lage in jeder Richtung gewachsen? Militärisch sicher vollauf; trotz vieler widerwärtiger und bedenklicher Erscheinungen in unserm modernen Volksleben haben doch eben die aufreibenden Kämpfe in Südafrika gezeigt, daß Tapferkeit, Ausdauer und Treue unter den schwierigsten Verhältnissen, in einem wilden Lande in unserm Volke nicht ausgestorben sind. Auch ist in diesem Jahre zweimal eine große nationale Erregung durch unser Volk gegangen, im August für Graf Zeppelin und im November gegen das sogenannte persönliche Regiment, leider also, was dem Deutschen immer am natürlichsten zu sein scheint, in einer scharfen Opposition. Hat sie den Erfolg gehabt, den sie haben sollte — und wir zweifeln nicht daran —, so ist es damit gut; der ab irato gefaßte Gedanke, durch eine Verfassungsänderung zu helfen, wird kaum zum Ziele führen. In einer wirklichen Monarchie ist die Persönlichkeit des Monarchen und sein persönlicher Wille eben nicht auszuschalten; zum parlamentarischen System fehlen dem komplizierten Bau des deutschen Bundesstaats alle Voraussetzungen, fehlt vor allem eine geschlossene Mehrheit im Reichstage, und sie wird hier immer fehlen, weil die Zersplitterung in kleine Parteien und die Art einiger dieser Parteien der ganzen unglücklichen Entwicklung unsers Volks entspringt. War doch der Reichstag trotz aller Einmütigkeit

in der Opposition nicht imstande, einen andern Reichskanzler zu präsentieren. Vollends den Gedanken, die schwererrungne Macht des Kaisertums verfassungsmäßig einzuschränken, weil sie gelegentlich Mißgriffe getan hat — von dem Standpunkte aus hätte man das allgemeine Wahlrecht schon mehrmals abschaffen müssen! —, den müssen alle nationalgesinnten Deutschen aufs entschiedenste von sich weisen; zwischen den Kaiser und sein Volk sollen sich keine Schatten drängen, auch nicht die Parteien, die noch lange nicht das Volk darstellen, und am allerwenigsten höfische Cliquen. Auch ein regelmäßiger Zusammentritt des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten wäre entweder wirkungslos, also unnütz, oder würde die Einheit und Energie unsrer auswärtigen Politik hemmen und lähmen in Momenten, wo sie diese Eigenschaften im hervorragendem Maße haben muß. Jede moralische Verantwortung ist etwas ganz Persönliches und gibt der juristischen erst den Wert; in einer Mehrheit trägt keiner für sich die volle Verantwortung, kann auch rechtlich nicht zur Verantwortung gezogen werden. Oder wen hätte man für die lähmenden Beschlüsse über Südwestafrika, die zur Auflösung des Reichstags führten, zur Verantwortung ziehn sollen, da doch jeder einzelne Reichsbote für seine Abstimmung und seine Reden staatsrechtlich unverantwortlich ist? Um so schwerer muß er die sittliche Verantwortlichkeit empfinden.

Und jetzt steht eine der allerwichtigsten Fragen zur Entscheidung des Reichstags, die Reichsfinanzreform. Sie bedeutet nichts geringeres als die Antwort auf die Frage, ob das deutsche Volk auf seine Weltstellung verzichten will oder entschlossen ist, sie zu behaupten. Noch wogen die Meinungen wirr durcheinander; im Volke selbst aber, das alljährlich soviele Millionen für teilweise ganz wertlose Vergnügungen ausgibt, tritt leider in breiter Ausdehnung eine Stimmung hervor, die einen höchst unerfreulichen Eindruck machen müßte, wenn sie entscheidend wäre: die Neigung, gegen alle möglichen Steuerprojekte als ungerechte Belastung zu protestieren. Das ist nicht die Weise eines großen Volks, sondern eines kleinen Geschlechts in einem großen Moment. *

Deutsch-slawische Beziehungen

Eine Skizze von George Cleinow

Die Beziehungen zwischen Deutschen und Slawen lassen sich in drei große Perioden einteilen, die etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Abschluß fanden. Das gegenwärtige Stadium darf als eine vierte Periode bezeichnet werden.

Die erste Periode umfaßt jene weit zurückliegenden Jahrhunderte, in denen der deutsche Mönch, der Kaufmann vom Rhein und von der Donau sowie schließlich der Deutsche Ritterorden die slawische Mark durchzogen,

um sie mit Kreuz, Luxus und Schwert zu erobern und zu germanisieren. Es war die Zeit der gewaltsamen Kulturarbeit, während der das Land zwischen Elbe und Weichsel sowie an der baltischen Küste deutsch wurde. Das Vordringen der Deutschen zwang die Westslawen sowohl zur Annahme des Christentums wie zur Staatenbildung.

Während sich die slawischen Staaten festigten, begann der Niedergang des Deutschen Ordens, dessen Aufgaben für die Weltgeschichte erfüllt waren, nachdem die Slawen das Christentum angenommen hatten. An die Stelle der gewaltsamen Kultivierung trat die friedliche, die ich die zweite Periode nennen möchte. Geniale Fürsten riefen neben römischen Priestern deutschen Fleiß und deutsche Bildung in ihre Lande und fügten dadurch ihren weichern slawischen Untertanen den starken Kulturextrakt bei, der die Deutschen so lange Zeit hindurch ausgezeichnet hat und sie zur Herrschaft über die Slawen zu bestimmen schien. Die slawischen Staaten, Böhmen und Polen, erlebten einen gewaltigen Aufschwung, während die Moskowiter, die sich nach ihrem Sieg über den Orden den germanischen Einschlag nicht zu verschaffen vermochten, unter dem Druck der Mongolen dem Niedergang anheimfielen.

Die Ausrottung der Reformation in Böhmen und Polen bezeichnet den Anfang der dritten, der Periode des Niedergangs für die Westslawen, der Periode des Aufschwungs für Deutsche und Ostslawen, Moskowiter. Sie findet nach unsrer Auffassung ihren Abschluß mit der Auflösung des Polenreichs. In dieser dritten Periode beginnt die Entstehung des heutigen preußischen Staates, dessen Herrscher zu Sammlern des Deutschtums berufen wurden, zu Schöpfern des heutigen Deutschen Reichs. Auf der andern Seite der Westslawen haben sich die Moskowiter vom Joch der Tataren befreit, und mit Hilfe eines deutschen Fürstenhauses, der Holstein-Gottorper, entsteht der gewaltige Moskowiterstaat, der obwohl von Niederlage zu Niederlage schreitend, dennoch ständig an äußerer Macht und Einfluß gewinnt.

Seit dem Zusammenbruch Polens beginnen die Westslawen sich auf sich selbst zu besinnen, und setzt in den böhmischen und polnischen Gefilden der Kampf ein, dessen Endziel die Schaffung je eines selbständigen polnischen und böhmischen Staates ist. Dieser Kampf um die Selbständigkeit bei Polen und Tschechen bildet den engen Rahmen für die heutigen und künftigen deutsch-slawischen Beziehungen.

Es soll nun im Rahmen einer Skizze versucht werden, das innere Wesen der gegenwärtigen Beziehungen und deren wichtigste Äußerungen darzustellen.

Das Kampfgebiet liegt in der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Entwicklung.

Die wirtschaftliche Entwicklung ist sowohl bei den Polen wie bei den Tschechen seit Mitte des vorigen Jahrhunderts gesund. Die polnische Bevölkerung verdoppelt ihre Zahl in etwa 35 bis 40 Jahren, ähnlich die tschechische. Die Polen sind mit Hilfe des deutschen Kapitals und deutscher Technik in den Besitz einer Industrie gelangt, die, zum großen Teil mit deutschem Kapital,

deutschem Geist und deutscher Hände Arbeit geschaffen, unter dem Schutz einer hohen Zollmauer eine ernste Konkurrenz für die deutschen Waren in Rußland und Asien darstellt.*) In Danzig, Königsberg, Breslau, Dresden entstehn polnische Firmen ebenso wie in Berlin und Wien. In den westlichen Vororten der deutschen Reichshauptstadt steigt die Zahl polnischer Handwerker und Kaufleute in stetiger und auffälliger Weise. In den Provinzen Posen und Westpreußen ist ein engmaschiges Netz von Genossenschaften entstanden, das nach der glänzenden Darstellung von Professor Bernhard wie ein Staat im Staate anmutet. In Galizien, wo die Polen seit 1868 auf den deutschen Einfluß verzichtet haben, sind sie wirtschaftlich stehn geblieben, das ist — sie sind zurückgegangen. Ihren rotrussischen, ruthenischen Landsleuten gegenüber erweisen sie sich als grausame Bedrücker und Ausbeuter. Die Ruthenen müssen unter schwerern sozialen Bedingungen leben als die Juden in Rußland. Galizien ist dennoch ein wichtiges Absatzgebiet für die deutsche Ware so aus dem Reich wie aus der Habsburger Monarchie.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Tschechen ist vor allen Dingen auf dem Gebiete des Ackerbaus und der Viehzucht gewaltig. In industrieller Beziehung sind sie dagegen vollständig auf das angewiesen, was ihnen deutscher Geist liefert. Selbständige Leistungen von irgendeiner Bedeutung haben sie nirgends aufzuweisen. Weder auf dem Gebiete der Konstruktion noch Organisation haben die Tschechen mehr geleistet als einen mäßigen Durchschnitt. Den Beweis hierfür lieferte unter anderm die jüngste „tschechische" Ausstellung in Prag. Dort war nur eine wirklich bemerkenswerte Neuheit zu bewundern — eine Sudanlage für Zuckerfabrikation; die aber war deutschen Ursprungs. Alle Bedarfs- und Luxusartikel vom Schuhband bis zur Kopfbedeckung stammen auch in der Hochburg fanatischen Tschechentums von deutscher Hände Arbeit. Die Messer und Schlagringe, mit denen die politischen Rowdies in Prag gegen die deutschen Studenten vorgegangen sind, sind sicher zum großen Teil Erzeugnisse deutscher Arbeit.

Die wirtschaftliche Entwicklung Moskowiens liegt vorwiegend in der Anspruchslosigkeit der Bauern und Arbeiter im engen Zusammenhang mit dem hohen Bedarf des Staates. Die Landwirtschaft arbeitet nicht zunächst für die Ernährung des Volkes, sondern für den Export — die Industrie zu allererst für die meist unwirtschaftlichen Unternehmungen des Staates, wie Heeres- und Marinebedarf, strategische Bahnen; würde sie heute auf den Privatbedarf angewiesen, dann müßte sie in wenigen Monaten zusammenbrechen oder aber Truste bilden. Es gibt kein Industrieland oder überhaupt keinen Staat, in dem die Volksernährung so unzureichend ist wie in dem Ackerbaustaat Rußland. Die wirtschaftliche Entwicklung ist somit in Rußland künstlich. Sie erhält tatsächlich das scheinbar glänzende Gepräge nur dank der Energie deutscher, jüdischer, belgischer,

*) Ausführlich behandelt in Bd. I meines Buches: Die Zukunft Polens. Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, 1908. Bd. II (Politik) ist im Druck.

englischer und französischer Unternehmer und Kapitalisten. Rußland ist auch in Friedenszeiten technisch weder imstande, seinen Armeebedarf selbständig zu decken noch selbständig ein modernes und brauchbares Kriegsschiff zu bauen.*) Als der Krieg gegen Japan ausbrach, mußten ausländische Ingenieure in die Staatswerkstätten gerufen werden, damit diese in den Stand gesetzt wurden, die Armee mit Geschossen zu versehn. Es ist darum geradezu unverständlich, woher die russische Presse den Mut nimmt, Rußland in einen Krieg drängen zu wollen.

Ähnlich liegen die Dinge bei den Südslawen: Bulgaren, Serben, Kroaten, Dalmatinern. Auch sie sind, wo sie aus der Naturalwirtschaft heraustreten, auf ausländische Erzeugnisse und ausländisches Kapital angewiesen. Die geographische Lage der genannten Staaten bringt es mit sich, daß sie vor allen Dingen unter den Einfluß deutschen Erwerbssinns geraten sind. Alles das bestätigten im vergangnen Sommer die südslawischen Sendboten zum Slawenkongreß in Prag.

In kultureller Beziehung ist das Kampfgebiet noch eigenartiger.

Die Ostslawen, Moskowiter, sind von 1800 bis 1864 unbedingt vorangekommen, wenngleich die bureaukratisch unterjochte Autokratie jeden Fortschritt unterband. Der beste Beweis für die Richtigkeit unsrer Ansicht sind die großen Reformen der sechziger Jahre, die Aufhebung der Hörigkeit, die Einführung der Gerichtsreform und der Selbstverwaltung. Solche Umwälzungen können nicht über Nacht entstehn; sie werden durch die innere Umbildung der Gesellschaft allmählich vorbereitet. Daß sich die Institutionen nicht gesund entwickelt sondern zur letzten Revolution geführt haben, gibt uns die gegenwärtige Grenze der russischen Kulturfähigkeit an. Die Moskowiter verstehn wohl eine Neuheit bei sich einzuführen, wie sie imstande sind, einen Prachtbau aufzurichten, aber sie vermögen es nicht, den Raum auszufüllen, wohnbar, zweckmäßig auszugestalten und zu verbessern. Sobald in Rußland etwas Neues dem Gebrauch überwiesen ist, gilt es nicht mehr; es fällt der Mißachtung anheim, kann verwittern und verkommen, und der Moskowiter wird sich nicht eher darum sorgen, als bis es ihm über dem Kopf zusammenbricht. Als Illustration hierzu diene die Tatsache, daß im Jahre 1905/06 in der russischen Hauptstadt, also unter den Augen der Zentralgewalt, nicht weniger als drei Brücken einstürzen konnten! Wie der russische Bauer eine vierzigjährige Birke fällt, um sich einen Peitschenstock zu schneiden, wie die russische Mutter das von der Brust abgesetzte Kind leicht seinem Schicksal überläßt, so kümmert sich das Volk in seiner Gesamtheit nicht um Staatsinstitutionen, für die es vielleicht Tausende von Menschenleben opferte. Der beste Beweis hierfür ist die Teilnahmlosigkeit der Bevölkerung gegenüber der Reichsduma und deren tatsächliche Bedeutungslosigkeit für die weiten Kreise, die dafür gekämpft haben. Ein weiterer Beweis liegt in der Tatsache, daß fünfundvierzig Jahre nach Einführung des Gerichtsstatuts ebensolche Korruption in der höchsten Beamtenschaft

*) Die letzte große Lieferung von Torpedobooten mußte in Triest bestellt werden.

bestehn kann wie damals, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß nach abermals fünfundvierzig Jahren trotz der Duma ähnliche Dinge täglich vorkommen werden, wie sie gegenwärtig wieder einmal in Moskau und im Finanzministerium zu St. Petersburg aufgedeckt worden sind.

Was haben die Moskowiter der Menschheit gebracht?

Bakunin, den Nihilisten, Leo Tolstoj mit seiner kulturwidrigen, auf einen verdorbnen Magen hindeutenden Philosophie! Gewiß haben beide ihre Gesellschaft an den Pranger gestellt — gewiß haben beide an der Beseitigung verschiedner Schäden mitgewirkt — aber durch welche Mittel?! Weder Bakunin noch Tolstoj haben aufgebaut, beide haben lediglich morsche Mauern eingerissen.

Ich höre die Hinweise auf verschiedne Dichter, Puschkin, Dostojewski, Lomonossow, Gogol, Schtschedrin. Die Modernen rufen Gorki, Andrejew — ja, wer vermag trotz ihrer Verdienste um die russische Sprache auch nur auf eine Leistung bei ihnen hinzuweisen,*) deren sich Shakespeare, Rousseau, Mickiewicz, Schiller und der Fürst aller Dichter und Denker, Goethe, zu rühmen vermögen! Wo sind wirklich in der gesamten russischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts neue Gedanken, die nicht schon früher ausgesprochen und erschöpfend begründet worden wären? Genügt es wirklich, die Literatursprache gereinigt zu haben? Vielleicht in der neuern Philosophie, die unter der Führung des verstorbnen Sergej Trubetzkoj an das klassische Altertum anknüpft und nun auf die Schaffung einer slawischen Religion hinstrebt. Vielleicht, daß aus dem die russische Staatskirche zerfressenden Sektenwesen ein neues Dogma geboren wird, das nicht nur das römische Dogma vernichtet, sondern auch die Lehre Luthers ersetzt. Bisher ist es bei Versuchen geblieben, und die Häretiker aus dem Volk wandeln fast alle auf den Pfaden, die zu Luther, also zu dem deutschen Kulturträger führen.

Auch von den Südslawen ist wenig mehr zu sagen als von den Russen. Ihre Literatur ist wenig entwickelt, die Wissenschaft vollständig in Abhängigkeit von der deutschen.

Glücklicher sind auch die Tschechen nicht gewesen. Auch sie vermochten trotz Schafarik, des Historikers, keine die Menschheit beglückende Kulturleistung zu vollbringen. Wo sie aber Anerkennung verdienen, da haben sie unter deutscher Führung gearbeitet. Hierher gehören vor allen die Forschungen auf dem Gebiete der Slawistik, wobei wir die Verdienste eines Jagitsch durchaus nicht verkennen. Der Tschechenführer Dr. Kramarz mußte zur Vervollständigung seiner Bildung in Berlin studieren.

Unzweifelhaft die größten Fortschritte und Leistungen in Hinsicht auf die Kultur haben unter den Slawen die Polen zu verzeichnen. Bei ihnen hat

*) Es sei hierbei daran erinnert, daß die erste systematische Darstellung der russischen Sprache von einem Manne deutscher Abstammung, Dahl, herrührt. Das gleiche gilt von der vergleichenden Erforschung der slawischen Sprachen. Der wissenschaftliche Panslawismus ist ein Kind deutschen Fleißes.

das nationale Unglück seinerzeit die empfindlichsten Seiten der Volksseele geweckt, und aus der Tiefe der zermarterten Brust klingen jene gewaltigen Töne der Liebe und des Hasses, die nun schon bald ein Jahrhundert hindurch die politische Welt beunruhigen.

Von Mickiewicz bis Wyspiański, der kürzlich im Alter von sechsunddreißig Jahren starb, geht eine fast ununterbrochne Reihe von Dichtern, die im polnischen Volke die Kulturfähigkeiten geweckt und gestärkt haben. Ich nenne nur die Dichter Słowacki, Krasiński, Sienkiewicz, Elise Orzeszko und nun die Renaissanceanenatur Wyspiański, die mit gleicher Kunst die Leier schlug, den Pinsel und den Meißel führte. Die Reihe hervorragender Dichter unter den Polen läßt sich vermehren, aber nur wenige sind unter ihnen, die ihre Kunst nicht in den Dienst der Nation als politisches Kampfmittel gestellt hätten. Das ist eine wichtige Seite der Kultur, über die ja auch andre Völker, besonders die Russen, verfügen, die aber nirgends so fein und vielseitig ausgestaltet wurde wie gerade bei den Polen. Doch es liegt Gift in dieser Poesie. Mickiewicz hat es gestreut. Unter dem Eindruck der Verfolgungen, der er als Mitglied der litauischen Geheimgesellschaften zu erleiden hatte, und angeregt durch die Lektüre von Macchiavells Il Principe schrieb er, wie der Pole Brückner sagt: das grandioseste Gedicht politischen Hasses, sein Epos Konrad Wallenrod. Mickiewicz erhebt in diesem Epos die Gemeinheit, den Verrat zum Recht, ja zur Pflicht jedes Besiegten, jedes Schwachen. Ich habe diese Auffassung an andrer Stelle ausführlich begründet.*) Er hat damit die Basis der polnischen Moral festgelegt, die uns nicht nur im politischen Leben, sondern auch überall im öffentlichen und privaten Leben begegnet. Schon Słowacki stellte fest, Mickiewicz habe aus einem Schurken tausend gemacht, was soviel heißen soll, daß Mickiewicz das sittliche Bewußtsein seiner Nation verdorben habe. Der Boden für die Theorie des Dichters war denkbar gut vorbereitet. Das polnische Volk war mehr als ein Jahrhundert lang durch die Jesuiten erzogen worden.

Doch ein den Polen gütiges Geschick hat es gefügt, daß sich neben dem Haß gegen die stärkern Nachbarn auch das soziale Empfinden einstellen und entwickeln konnte. Aber es war kein Slawe, der die Liebe zum Volksgenossen ohne Unterschied predigte, sondern ein Deutscher, der Professor Lelewel, ein Sohn der Familie Loelöffel. Wie leider so viele unsrer Stammesgenossen hatte Lelewel unter den Polen das Bewußtsein für seine Stammeszugehörigkeit verloren, und in der Einbildung, Pole, Slawe zu sein, hat er den Polen das Beste gegeben, worüber wir verfügen — das christliche Menschheitsideal, das in Rom verloren ging und durch den Wittenberger Mönch von neuem in seinem herrlichen Glanze vor die Menschheit gestellt worden war. Dem Einfluß

*) Bd. II meines Buches: Die Zukunft Polens. Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, 1909.

Lelewels ist es zuzuschreiben, daß die polnische Demokratie nicht vorwiegend die anarchistischen Züge angenommen hat, die die russische trägt, daß sie vielmehr nach Überwindung der Krise von 1863 in ihren wichtigsten Bestandteilen jene nationale Färbung erhalten hat, die die englische Demokratie kennzeichnet. Die Polen haben tiefer wurzelndes nationales Bewußtsein als wir, denn bei ihnen sind auch die Sozialdemokraten national.

* * *

Die politische Entwicklung der Slawen ist nicht ganz in derselben Richtung gegangen wie ihre wirtschaftliche und kulturelle. Relativ und äußerlich am weitesten sind in politischer Hinsicht die Südslawen und unter ihnen die Bulgaren gekommen. Im Jahre 1879 durch Rußland vom Türkenjoch befreit, kam Bulgarien nach mancherlei Fährnissen unter die Herrschaft eines weisen und energischen Fürsten, des Prinzen Ferdinand von Koburg-Gotha. Dieser deutsche Fürst hat nach unsäglichen Schwierigkeiten auf allen Gebieten des Volkslebens und unter den gehässigsten Anfeindungen seinem Lande eine Verfassung gegeben, die, von ihm mit Besonnenheit gehandhabt, eine gesunde Entwicklung des Landes erwarten läßt. Als er sich den Frieden im Innern erzwungen hatte, brach er im Einverständnis mit der Nation sein Vasallenverhältnis zur Türkei und erhob vor wenigen Wochen sein Land zum unabhängigen Zartum.

Wie Serbien sich weiter entwickelt, müssen die nächsten Monate zeigen; nach seiner jüngsten Vergangenheit beurteilt, scheint uns das serbische Volk ein fauler Stamm.

Die Ostslawen (Moskowiter) haben durch die Einführung der Reichsduma nur teilweise, nämlich ausschließlich als eine der Nationalitäten russischer Untertanenschaft, also als russische Staatsbürger gewonnen, nicht aber als Moskowiter. Durch die Volksvertretung haben hauptsächlich die energischen nichtrussischen Volksstämme gewonnen, die bis zum Jahre 1905 mit Gewalt und Ausnahmegesetzen unterdrückt wurden: die Armenier, Tataren, Juden, Polen, Letten, Esten und Kleinrussen. Durch den Glaubenserlaß vom 17. April 1905 ist der orthodoxen Kirche ein scharfes Instrument gegen die Sektierer und den kriegerischen Katholizismus entwunden, und die Zeit muß erst lehren, ob die Staatskirche tatsächlich so viel moralische Kraft in sich hat, daß sie die Abtrünnigen an sich fesseln kann ohne eine ihr Wesen völlig verändernde Reformation an Haupt und Gliedern. Der Moskowiter ist nur imstande, durch Passivität seine Rechte wahrzunehmen; darum braucht er auch keine Volksvertretung, in der er selbst für sein Wohlbefinden zu kämpfen hätte. Infolgedessen ist aber auch die vorhandne russische Volksvertretung vor allen Dingen ein gutes Instrument in den Händen der Fremdvölker, der Polen, Juden und Armenier gegen das Moskowitertum. Die Deutschen sind leider zu wenig zahlreich und ebenfalls zu passiv, als daß sie in dieser Volksvertretung eine nennenswerte Rolle spielen könnten. Die russische Regierung hat

die eben angedeutete Gefahr richtig erkannt und ihrer Erkenntnis Ausdruck gegeben durch Verminderung der Zahl der polnischen und der asiatischen Abgeordneten. Wie wenig ausreichend diese Verkürzung ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß in Weißrußland vorwiegend Polen in die Duma gewählt worden sind.*) Die Bedeutung des Moskowitertums als solchem ist somit durch die Einführung der Magna Charta nicht ohne weiteres gewachsen, sondern eher geringer geworden. Die Moskowiter sind nicht mehr die absoluten Herren in Rußland wie vor 1905, sondern lediglich Mitbürger der andern Untertanen des Zaren. Ob die Festigung des Reiches dennoch gewachsen ist, wodurch auch wieder die Bedeutung der Moskowiter wesentlich gesteigert werden könnte, hängt von dem Geschick der Regierung ab, die Bedürfnisse von 60 Millionen Moskowitern in Einklang mit denen von etwa 85 Millionen Nichtrussen zu bringen — hängt aber auch davon ab, wie sich die polnisch-russischen Beziehungen weiter entwickeln.

Wir kommen nun zur politischen Lage der Westslawen: Tschechen und Polen.

Auch ihre politische Lage hat sich seit einem halben Jahrhundert wesentlich gebessert.

Der Nährboden ihrer Kraft ist bis zum Jahre 1905 fast ausschließlich die Eigenart der Habsburgischen Monarchie gewesen. Nachdem Böhmen und Galizien gegen Ende der sechziger Jahre eine Verfassung mit besonderm Landtag erhalten hatten, begann in beiden Ländern zunächst der Kampf gegen die deutsche Sprache.

In Böhmen, wo der tschechische Adel so gut wie germanisiert schien und tatsächlich mit dem deutschen Adel und dem deutschen Großkapital politisch Hand in Hand ging, bekam die tschechische Sprachenbewegung von vornherein einen radikal-demokratischen und sozialistischen Charakter. Die Sprachenfrage war zugunsten der Tschechen ausschließlich zu lösen durch Erlangung des wirtschaftlichen und sozialen Übergewichts über die deutschen Unternehmer und den germanisierten Adel. Der tschechische Adel konnte dergestalt kein Vermittler zwischen dem Volk und der Krone sein, und die Bewegung war von Anbeginn illegitim und revolutionär. Bei dieser Lage der Dinge mußten die Tschechen darauf ausgehn, das allgemeine Wahlrecht mit proportioneller Verteilung auf die Nationalitäten zu erkämpfen und sich Bundesgenossen in den andern Landesteilen des Reichs suchen.

Für diese Bestrebungen fanden sie Unterstützung bei den polnischen und ruthenischen Demokraten in Lemberg, bei den Kroaten in Ungarn, bei den Italienern im Steirischen, und um dem Kinde einen Namen zu geben, wurde die Sache der Tschechen unter den Schutz des Panslawismus und einer

*) Eingehend behandelt im zweiten Bande meiner Gesammelten Aufsätze: Aus Rußlands Not und Hoffen. Berlin, C. A. Schwetschke, 1907.

slawisch-romanischen Verbrüderung gestellt. Die slawischen Brüder wurden aufgefordert, sich gegen die angebliche deutsche Gefahr, gegen den deutschen Drang nach Osten zusammenzuschließen, wo es sich doch nur darum handelte, die Grundlagen der Habsburgischen Monarchie zugunsten einer inferioren Minorität zu ändern.

Fanden die Tschechen, besonders seit Dr. Kramarz an der Spitze der Bewegung steht, bei den russischen Panslawisten leicht Gehör und Gegenliebe, so mußten sie bei den Polen lange wirken, ehe es gelang, dort in den politisch maßgebenden Kreisen Unterstützung zu finden.

In Galizien hatten sich nämlich die Magnaten und Klerikalen sofort nach dem Mißlingen des Aufstandes von 1863 zusammengeschlossen, um erstens den Aufstand, an dem sie übrigens teilgenommen hatten, zu diskreditieren und um sich gegen die Ansprüche der Lemberger Demokratie besser verteidigen zu können.*) Schon im Jahre 1866 gelang es diesen Konservativen, eine Mehrheit im Landtage zusammenzubringen, die eine Loyalitätsadresse an den Kaiser richtete. Der Kaiser Franz Joseph hat den Versprechungen der polnischen Magnaten im Hinblick auf deren klerikale Verbindungen in Wien Glauben schenken dürfen und ihnen im Jahre 1868 sozusagen die Herrschaft in Galizien abgetreten. Einer der ersten Schritte der neuen Regierung war die Aufhebung der deutschen Universität in Krakau und deren Ersatz durch eine polnische. Im Jahre 1872 entstand die polnische Akademie der Wissenschaften in Krakau, die noch gegenwärtig ohne große Übertreibung als das polnische Ministerium für auswärtige Angelegenheiten bezeichnet werden darf. Gegenwärtig ist man damit beschäftigt, die deutsche Gendarmerie aus Galizien zu verdrängen.

Die polnischen Konservativen sind bis zur jüngsten Wahlrechtsreform mit Österreichs Kaiser Hand in Hand gegangen und haben es verstanden, einen Einfluß zu gewinnen, wie ihn die Polen sonst nirgends haben. Dieser Einfluß hat das politische Ansehn der Polen bei den Kabinetten der Großmächte, das sie nach 1863 so gut wie vollständig eingebüßt hatten, wieder mächtig gehoben, vor allen Dingen in Frankreich und England. Diesen beiden Ländern sind die Polen unter gewissen Voraussetzungen wertvolle Bundesgenossen. Auf der andern Seite haben die Konservativen den Antagonismus zwischen Österreich und Rußland geschürt, weil sie von jeher auf dem Standpunkt stehn, daß an die Schaffung eines polnischen Staates ausschließlich mit Hilfe des slawischen Österreich gedacht werden kann. Die Slawisierung des Reichs aber muß der Zeit überlassen bleiben. Aus diesem Grunde haben sich die polnischen Konservativen auch der deutsch-österreichischen Freundschaft nicht ernstlich widersetzt, sondern haben ausschließlich darauf geachtet, daß sie Einfluß auf den Staat und alle dessen innern und äußern Geschäfte gewannen.

*) Sehr empfehlenswert ist hierzu die im Jahre 1896 in deutscher Sprache erschienene Schrift des Stanczykenführers St. von Kozmian, Das Jahr 1863, deutsch von Dr. S. R. Landau. Wien, bei Karl Konegen. Eingehende Würdigung im zweiten Bande der Zukunft Polens.

In dieser günstigen Lage als tatsächliche Leiter der allpolnischen Politik befanden sich die polnischen Konservativen bis in die Mitte der achtziger Jahre unbestritten und bis zur jüngsten Wahlrechtsreform (1906) tatsächlich. Erst nach der Wahlrechtsreform sind die Demokraten so sehr in den Vordergrund getreten, daß die Polen als Verbündete der Tschechen und ernsthafte Faktoren des Panslawismus in Frage kommen.*)

Nicht so günstig ist die politische Stellung der Polen in Preußen geworden. Solange sie nur im preußischen Landtage ernstlich zu Worte kommen konnten, schien es, als sollten sie denselben Weg wandern können wie die österreichischen Volksgenossen. Nachdem aber der neue deutsche Reichstag zusammentrat und bald der Belastungsprobe durch den Kulturkampf ausgesetzt wurde, erwies sich die Stellung der Polen in Preußen als staatsfeindlich. Als Kaiser Wilhelm der Zweite den Thron bestieg, hatte es den Anschein, als sollten die Polen wieder zu Gnaden und Vertrauen in Preußen gelangen. Doch haben sie durch Herrn von Koscielski zu früh triumphiert, und ihre Intrige, sich das Ohr des jungen Monarchen zu erschleichen, wurde rechtzeitig offenbar. Gegenwärtig besteht die politische Bedeutung der Polen hauptsächlich in Preußen auf der Freundschaft, die ihnen das deutsche Zentrum und die deutsche Sozialdemokratie entgegenbringen. Daneben darf aber auch das traurige Cliquenwesen und die Zerrissenheit der deutschen nationalen Parteien als ein die Polen stärkender Faktor nicht unberücksichtigt bleiben.

In Rußland haben die Polen erst im Jahre 1905 politische Rechte und damit legitimen Einfluß auf die russische Politik gewonnen. Diese neue Tatsache ist außerordentlich wichtig, erstens für die Beziehungen der Polen zu den Tschechen und zur Habsburgischen Monarchie und zweitens für die Beziehungen der Slawen zum Deutschtum. Wie Massow in einer Kritik über meine „Zukunft Polens" richtig hervorhebt, hat sich durch die politischen Umwälzungen in Rußland der Schwerpunkt der polnischen Nation in Richtung auf Rußland verschoben.

Durch die Mündigerklärung der russischen Polen durch die Regierung des Zaren hat nämlich das demokratische, in den Anschauungen des Deutschen Lelewel erzogne Polentum in allen drei Teilungsmächten vor allen Dingen in Österreich den Haupteinfluß auf die weitere Entwicklung der Polenfrage gewonnen. Die Verleihung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts in Österreich steht mit den Ergebnissen der russischen Revolution im engen Zusammenhang. Neben den konservativen Stanczyken sitzen nun im Reichsrat zu Wien die Lemberger Demokraten in ansehnlicher Zahl und die ebenfalls demokratischen Ruthenen. Das slawische Element hat hierdurch einen außerordentlichen Einfluß gewonnen. Die nächsten Folgen dieses Einflusses hat das Vorgehen der Tschechen und Polen gegen alles Deutsche uns klar vor die Augen gestellt.

*) Ausführlich behandelt im zweiten Bande meiner „Zukunft Polens".

Der letzte größere politische Akt fand im vergangnen Sommer zu Prag statt, wo das polnisch-tschechische Schutz- und Trutzbündnis zum Kampf gegen das Deutschtum auf der ganzen Linie geschlossen wurde. Dieses Bündnis wird bemäntelt durch den stolzen Namen Allslawischer Bund, dessen einziges Bindemittel der Neid und der Haß ist, den die Westslawen gegen die Tüchtigkeit, den Fleiß und den sich daraus ergebenden Wohlstand des Deutschtums hegen.

Meine Ausführungen bezwecken nicht, den nationalen Stolz meiner Landsleute über alle Maßen zu steigern. Im Gegenteil, ich wollte durch die Vorführung unsrer frühern Leistungen darauf hinweisen, wie wenig wir trotz unsern starken Fähigkeiten in der Gegenwart getan haben, die slawische Hochflut abzuwehren. Vor allen Dingen haben wir das Studium der slawischen Verhältnisse in den letzten dreißig Jahren arg vernachlässigt und es auch an den reichsdeutschen Universitäten slawischen Professoren überlassen. Man kann eine Gefahr nur dann bekämpfen, wenn man alle ihre Elemente kennt. Einige der wichtigern unter ihnen habe ich versucht zu meinem skizzenhaften Bilde zu vereinigen. Hoffentlich ist es dazu angetan, das Interesse zu beleben und vor allen Dingen jüngere deutsche Vertreter der historischen und nationalökonomischen Wissenschaften für das Studium des slawischen Problems zu gewinnen.

Berlin-Friedenau, Anfang Dezember 1908

Arbeiterbevölkerung, Sparkassen und Staatsschuld

Von Ernst Kirchberg

Wie unser Reichskanzler Fürst Bülow in seiner Reichstagsrede vom 19. November 1908 zur Begründung der Finanzvorlagen der Regierung richtig hervorgehoben hat, ist die Ursache für die gegenwärtige bedauerliche Lage unsrer Finanzen in Deutschland im wesentlichen die, daß wir in den ersten Jahrzehnten des wirtschaftlichen Aufschwungs in dem neu geeinten Deutschen Reich mit unsern Mitteln nicht genügend hausgehalten haben, daß in dieser kurzen Spanne Zeit, in der wir uns beinahe ohne Übergang bedeutend gesteigerten Einnahmen gegenüber sahen, der Sparsamkeitstrieb sowohl bei den einzelnen Staatsbürgern wie auch bei den Gemeinden, den Einzelstaaten und dem Reiche noch nicht zur richtigen Entfaltung gekommen ist. Angebot und Nachfrage für unsre fest verzinslichen öffentlichen Schuldentitel stehen im Mißverhältnis zueinander. Gemeinden, Einzelstaaten und Reich haben mehr Anleihen aufgenommen, als sich bei der Aufnahmefähigkeit des deutschen Marktes zu normalen Sätzen im Publikum unterbringen ließen, und das hat die betrübende Folge gehabt, daß die Anleihen des Deutschen Reiches trotz der Tüchtigkeit und des Reichtums seiner

Bewohner einen weit geringern Börsenwert haben als die gleichartigen Anleihen der Nachbarstaaten. Wenn heute zweieinhalbprozentige englische Konsols mit 83½, dreiprozentige französische Rente mit 97, dreiprozentige deutsche Reichsanleihe aber nur mit 85,2 gehandelt werden, so ist das ein Zeichen dafür, daß Deutschland in finanzieller Beziehung nicht mehr das Vertrauen genießt, das ihm als Großmacht in Anbetracht seiner industriellen und handelspolitischen Bedeutung eigentlich zukäme. Und was nicht weniger schlimm ist, Deutschland, das seine letzten Anleihen nur zu einem niedrigern Kurse unterzubringen in der Lage war, muß seine schwebende Schuld heute im Durchschnitt höher verzinsen als England und Frankreich, und das sparende Publikum in Deutschland, das die dreiprozentige Reichsanleihe in den Jahren 1895 und 1896 noch zu einem Kurse von 99,30 eingekauft hat, hat allein an diesen Papieren in der Zwischenzeit bedeutende Verluste erlitten.

Es liegt auf der Hand, daß es für Deutschland ein Lebensinteresse bedeutet, durch Verringerung des Angebots und Erhöhung der Nachfrage für unsre öffentlichen Anleihen beide in ein richtigeres Verhältnis zueinander zu setzen und dadurch den Kurswert der Anleihen zu heben. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und wie es möglich ist, durch größere Sparsamkeit bei den Verwaltungen oder rationellere Steuersysteme das Anleihebedürfnis bei den Regierungen und Gemeinden einzuschränken, auch nicht, inwieweit die wohlhabendern Gesellschaftsklassen durch größere Einfachheit ihrer Lebensweise zu einer schnellern Kapitalanhäufung bei uns beitragen könnten. Aber eins ist klar. Es ist verhältnismäßig wenig bei uns geschehen, den arbeitenden Klassen bequeme und einfache Spargelegenheit zu bieten. Gerade aber durch die größere Heranziehung der breiten Massen des Volkes zur Ansammlung von Ersparnissen ließe sich der Markt für unsre heimischen Anleihepapiere ganz wesentlich erweitern.

Man wird uns entgegenhalten, daß bei uns alles geschehen ist, die Leute zum Sparen zu veranlassen. Wir hätten ja die Sparkassen, und diese stünden reich und arm zur Verfügung, die Mark des Arbeiters würde von ihnen ebenso bereitwillig angenommen wie die zehnmal und hundertmal größere Einlage des Beamten und Hausbesitzers. Gewiß, das ist wahr. Aber die Benutzung der Sparkasse ist heute mit Umständen verbunden, und namentlich bei größern Kassen macht sich der nicht unbeträchtliche Zeitverlust bei der Abfertigung um so lästiger bemerkbar, je kleiner der Betrag ist, der gespart und abgeliefert werden soll. Muß ich einer Mark wegen viele Stunden opfern, so muß ich schon über sehr viel freie Zeit verfügen, um sie bei dem schließlichen Erfolge, der durch Ersparen dieser Mark erlangt wird, nicht mit in Anschlag zu bringen. Hinzu kommt, daß der Arbeiter während der Kassenstunden seinem Verdienst nachgehen muß und also sehr selten die Möglichkeit hat, persönlich seine Gelder auf der Sparkasse einzuzahlen oder abzuheben. Auch seine Ehefrau geht des öftern einer gewinnbringenden Beschäftigung nach; ist das nicht der Fall, so hat sie die Wirtschaft oder die Kinder zu besorgen. Nicht immer aber hat man

in der Familie oder Verwandtschaft eine zuverlässige Person, die gewillt wäre, die zeitraubenden Gänge zur Sparkasse zu übernehmen. Wenn man zu Anfang wirklich die ernstliche Absicht hat, ein paar Mark, die im Augenblick entbehrlich sind, auf die Sparkasse zu bringen, so hat man niemand zum Schicken und verschiebt die Besorgung von einem Tage zum andern, bis dann in vielen Fällen das Geld für mehr oder weniger überflüssige Sachen ausgegeben wird.

Man soll hier nicht einwenden, daß der Arbeiter kein Geld zum Sparen habe. Das wird bei kinderreichen Familien oder da, wo der Hausvater einen verhältnismäßig niedrigen Verdienst hat, zutreffen. Die Regel wird es nicht sein. Wenn das Einkommen irgendeiner Berufsklasse in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, so ist es das der Arbeiterschaft. Die Löhne haben sich seit dem französischen Kriege verdoppelt, vielfach mehr als verdoppelt, während die Ausgaben für die Lebensbedürfnisse im Durchschnitt bei weitem nicht in diesem Maße gestiegen, Industrieerzeugnisse sogar hier und da billiger geworden sind. Der Arbeiter unsrer Tage wohnt besser, nährt und kleidet sich besser als der Arbeiter zur Zeit unsrer Väter und Großväter, und dazu ist er durch unsre sozialpolitische Gesetzgebung gegen die äußerste Not der Erwerbsunfähigkeit und des Alters geschützt, also nicht in dem Maße wie früher auf die Unterstützung seiner Kinder und Großkinder angewiesen. Allein für die sozialdemokratischen Gewerkschaften haben die deutschen Arbeiter, zumeist zu Streikzwecken, im Jahre 1904 8 Millionen, im Jahre 1906 41 Millionen, im Jahre 1907 gar 53 Millionen Mark aufgebracht. Wenn das auf den Kopf des organisierten Arbeiters 27,55 Mark im Jahre ausmacht, so hat der organisierte Arbeiter daneben immer ein paar Groschen übrig, wenn es gilt, einen Ausstand im In- oder Auslande zu unterstützen, einen Fonds für ein Gewerkschaftshaus, eine Zeitung oder einen Konsumverein zusammenzubringen. Als die Waldenburger Bergleute im Jahre 1900 in Stadt und Umgegend keine Säle zur Abhaltung von Versammlungen und Vergnügungen erhalten konnten, gingen sie an die Gründung einer Genossenschaft, deren Zweck der Erwerb einer eignen Gastwirtschaft sein sollte. Binnen Jahresfrist zählte die Genossenschaft mehrere hundert Mitglieder und verfügte über einen Vermögensbestand von mehr als 8000 Mark, der, abgesehen von wenigen größern Posten, zumeist mark- und pfennigweise zusammengebracht worden war.

Wie der deutsche Arbeiter aber Geld für gemeinsame Veranstaltungen übrig hat, so wird er zumeist auch zu bewegen sein, von seinem Lohne kleine Ersparnisse für sich und seine Familie zurückzulegen, wenn ihm das Sparen etwas erleichtert wird.

Das wäre aber namentlich in Industriegegenden mit überwiegenden Großbetrieben ohne allzuviel Mühe zu bewerkstelligen. Sparkassen und Arbeitgeber müßten sich zur Lösung der Aufgabe zusammentun. Jede Fabrik, jedes Bergwerk müßte eine Agentur der Sparkasse, eine Sammelstelle für Spareinlagen werden. Vor der jedesmaligen Lohnzahlung hätten die Arbeiter der Werk-

leitung anzugeben, ob und in welcher Höhe sie Abzüge von der Lohnzahlung für Sparzwecke oder auch im Bedarfsfalle Rückzahlungen auf ihre Einlagen wünschten. Die zurückbehaltnen Beträge müßten zugleich mit einer Liste der Einzahler der Sparkasse überwiesen werden. Diese hätte jedem Sparer ein Konto zu eröffnen und ein Sparkassenbuch auszustellen, während der Arbeitgeber eine Abschrift der vielleicht alphabetisch geordneten Liste als Beleg zurückerhielte. Praktisch würde es sein, wenn das Sparkassenbuch, um bei Buchungen immer bei der Hand zu sein, im Gewahrsam der Sparkasse bliebe, bis der Arbeiter einmal seine Arbeitsstelle wechselte. Um den Kassen eine Entschädigung für die Mehrarbeit mit den vielen kleinen Einlagen zu bieten und die laufende Verwaltung zu vereinfachen, könnte die Einrichtung getroffen werden, daß die Verzinsung immer nur für voll eingezahlte zehn Mark zu erfolgen und vom Ersten des nächstfolgenden Monats ab zu beginnen hätte.

Schwierigkeiten und besondre Mühewaltung würde dieses Verfahren weder für die Sparkasse noch auch namentlich für den Arbeitgeber bieten. Dieser macht Lohnabzüge für Kranken- und Invalidenbeiträge, für Wohnungsmiete, Holz- und Kohlenlieferungen, für Werkzeuge und vorschußweise erfolgte Barzahlungen. Es würde in die Lohnlisten eine Spalte für Spareinlagen und eine zweite für Rückzahlungen hinzuzufügen sein. Sodann handelte es sich nur noch um einen Auszug aus den Lohnlisten für die Sparkasse und um die Führung eines besondern Kontos mit dieser sowie um die Geldüberweisungen.

Das ist aber eine so geringe Nebenleistung, daß sie von den vorhandnen Beamten in der Regel nebenher wird besorgt werden können, während für ganz große Betriebe die Anstellung auch eines besondern Beamten in Anbetracht eines Fürsorgeaktes von so ungemein sozialer Bedeutung nicht in Frage käme. Es handelt sich darum, die Arbeiter zum Sparen anzuhalten, die Freude am Besitz in ihnen wachzurufen und sie zu lebensfrohern, zufriednern Staatsbürgern zu erziehen. Das hat seinen Vorteil auch für den Arbeitgeber. Denn was diesem oft die Freude an seinem Wirken benimmt, das ist der durch Hetzer und Wühler großgezogne Mißmut und die Verdrossenheit seiner Leute, die heute in ihm nicht ihren Volksgenossen und Mitarbeiter, sondern ihren Feind und Ausbeuter sehen.

Auch dem Staat kommt zunächst die wohltätige Veränderung der Denkart zugute, die durch einen auch noch so kleinen Besitz in den Arbeitermassen hervorgerufen wird. Daneben erwächst dem Staate auch noch ein zweiter Vorteil aus der größern Sparsamkeit der Arbeiterbevölkerung. Die ersparten Summen fließen den Sparkassen zu, die ihrerseits die angesammelten Gelder nicht müßig liegen lassen, sondern sie, wie bisher, in sichern Hypotheken und Staatspapieren anlegen werden. Für einen großen Teil der so gewonnenen Ersparnisse werden Deutsche Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen gekauft werden. Der Markt für diese wird wesentlich erweitert werden, die Nachfrage nach heimischen Anlagewerten zunehmen und ihr Kurs in die Höhe gehen. Deutschland wird sein weiteres Geldbedürfnis unter weniger erschwerenden Umständen befriedigen können

und für seine öffentlichen Schulden weniger Zinsen zu bezahlen haben. Bei der größern Nachfrage nach sichern fest verzinslichen heimischen Wertpapieren wird aber auch ihr Kurs geringern Schwankungen unterworfen, werden Verluste wegen des Sinkens ihrer Kurse für die Inhaber weniger zu befürchten sein.

Und nun gehen wir noch einen Schritt weiter. In jedem Menschen steckt der Trieb, reich zu werden oder doch seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten, seinen materiellen Besitz so nutzbringend wie möglich zu verwerten. Darum namentlich in den ärmern Bevölkerungsschichten, die sonst weniger die Möglichkeit haben, schnell zu Vermögen zu gelangen, die Sucht, in der Lotterie zu spielen. Deshalb auch in diesen Kreisen das Trachten danach, von dem kleinen Erbteil ihrer Väter oder von ihren Ersparnissen höhere Zinsen zu erlangen, als ihnen auf der Sparkasse geboten werden. Wir erleben es so häufig, daß Arbeiter ihre Gelder auf ganz unsichre zweite oder dritte Hypotheken vergeben oder sie einfach gegen Schuldschein an ihre Kameraden ausleihen. Auf irgendwelche Sicherheit geben sie nichts, ja der Begriff der Sicherheit geht ihnen zumeist völlig ab, wenn ihnen nur etwas höhere Zinsen versprochen werden. An Rückgabe des Kapitals von seiten ihrer guten Freunde ist hernach nicht zu denken, und bei dem vielfach über den wirklichen Wert hinaus beliehenen Grundstück in dem ganz entlegnen Gebirgsdorfe bleibt ihnen dann als kleineres Übel auch nur die Wahl, ihr Geld verloren zu geben.

Einen solchen im Menschen vorhandnen Erwerbstrieb sollte man für die Erziehung zur Sparsamkeit mit verwerten, namentlich wenn, wie wir sehen werden, gerade im jetzigen Augenblick die Gelegenheit für seine Verwertung gut ist. Das eben erwähnte Ausborgen von Geldern ohne alle Sicherheit auf Hypotheken oder gegen Schuldschein ist unter der Arbeiterbevölkerung so verbreitet, weil man in ihr wie zumeist auch auf dem Lande nur diese beiden Arten der Verwertung barer Kapitalien kennt. Die so bequeme, sichre und nutzenbringende Anlage von flüssigen Geldmitteln in Staatspapieren oder kommunalen Schuldverschreibungen ist Arbeitern und Landleuten so gut wie unbekannt. Und doch bieten diese fest verzinslichen mündelsichern Papiere gegenüber den Hypotheken zwei gewichtige Vorteile. Man kann die kleinsten Beträge bis hinunter zu 150 und 100 Mark in ihnen anlegen, ohne daß die Sicherheit darunter leidet, und man hat es auch nicht mit böswilligen Schuldnern zu tun. Gerade zur Jetztzeit bieten unsre Deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen auch noch einen weitern großen Vorteil, den der Billigkeit. Unsre dreiprozentigen Papiere bekommt man heute zum Kurse von 85,10, die dreieinhalbprozentigen zum Kurse von 94,50, die vierprozentigen zum Kurse von 102,30 zu kaufen. Es ist aber außer Frage, daß der Kurs dieser Papiere bei steigender Nachfrage im Laufe der Jahre wieder in die Höhe gehen wird, wie er auch in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre schon auf 99, 104 und 108 gestanden hat. Zu dem machtvoll emporgeblühten Deutschen Reiche müssen wir das Vertrauen haben, daß es ihm bei seinem Reichtum und der Betrieb-

samkeit seiner Bewohner gelingen wird, seine Einnahmen mit seinen Ausgaben wieder in das richtige Verhältnis zu bringen und aus seiner Schuldenwirtschaft herauszukommen. Dann aber werden seine öffentlichen Anleihen nicht mehr den heimischen Markt überschwemmen, und mit der größern Nachfrage nach den Papieren wird auch wieder ein höherer Preis dafür bezahlt werden müssen. Daß jemand, der diese Papiere zu dem heutigen billigen Preise einkauft, später einmal an ihnen einen hübschen Kursgewinn erlangen wird, ist so sicher wie Amen in der Kirche.

Weshalb aber sollen wir die Arbeiterbevölkerung an einem so sichern Gewinn nicht auch teilnehmen lassen? Wir werden ihr damit nicht nur zu einem materiellen Gewinn verhelfen. Nein, wir werden zugleich auch moralisch auf sie einwirken, wir werden den Sparsamkeitstrieb in ihr wecken und fördern helfen. Mit dem Augenblick, wo der Arbeiter an seinen Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen neben den ausbedungnen laufenden Zinsen auch noch vier Prozent am Kurse gewinnt, wird er doppelt bemüht sein, sich ein zweites und drittes von den guten Papieren zuzulegen. Die Freude über die erlangte Nebeneinnahme wird ihn zu weiterm Gewinn anreizen, und der kann ihm nur zufallen, wenn er sich auch weiter kleine Einschränkungen in seiner Lebenshaltung auferlegt und die so erübrigten Gelder auf die Sparkasse trägt. Schließlich hat er sich so an das Sparen gewöhnt, daß es des Anreizes durch die Aussicht auf besondre Gewinne nicht mehr bedarf. Aber der gegenwärtige niedrige Kursstand unsrer Papiere ist eine so günstige Gelegenheit zur Weckung des Sparsamkeitstriebes in den ärmern Bevölkerungsschichten, daß wir sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen dürfen.

Es bietet keine technischen Schwierigkeiten, dem Arbeiter, der 100 oder 150 Mark gespart hat, für diese Beträge ein Wertpapier auszuhändigen, das bei der Sparkasse gegen geringe Depotgebühren von zehn bis zwanzig Pfennig für je 100 Mark im Jahre in Verwahrung bleiben könnte. Sparkasse und Arbeitgeber müßten es sich in gleicher Weise angelegen sein lassen, den Arbeiter über die Vorzüge des Ankaufs von öffentlichen Schuldtiteln aufzuklären. Da, wo in Industriezentren, wie dem Waldenburger, durch Unternehmerverbände oder Arbeiterwohlvereine eigne Zeitungen zur Belehrung und Fortbildung der Arbeiterbevölkerung herausgegeben werden, könnte die Aufklärung der Arbeiter über die neue Spargelegenheit durch diese Zeitungen erfolgen. Sonst müßten Vorträge und Flugblätter diese Aufgabe übernehmen. Auch brauchten die Sparkassen nicht zu befürchten, daß ihnen allzuviel Zinsüberschüsse durch den Eigenerwerb der Papiere durch die Sparer verloren gehen möchten. Durch die Aufklärung über das Wesen der Wertpapiere soll ja in letzter Linie der Sparsamkeitstrieb gehoben werden. Es werden Guthaben von der Bank abgehoben, das ist wahr. Aber dafür werden auch desto mehr neue Einlagen eingezahlt, und zu einem Teil sind die Kassen auch schon durch die Aufbewahrungsgebühren für die Effekten entschädigt.

Schließlich bleibt die Befürchtung, daß der Arbeiter beim Fallen der Kurse auch einmal Verluste erleiden könnte. Aber sorgen wir dafür, daß wir in Zukunft nie mehr Anleihen auf den Markt bringen, als darauf zu normalen Preisen untergebracht werden können, so ist die Gefahr eine ganz geringfügige. Sollten einmal infolge eines Krieges unsre Anleihen einen vorübergehenden Kurssturz erfahren, nun so hegen wir alle die Zuversicht, daß das mächtige Deutsche Reich die schweren Zeiten auch überstehn wird. Je besser wir aber in Friedenszeiten für unsre Finanzen gesorgt haben werden, um so weniger werden unsre öffentlichen Anleihen durch die Kriegswirren in Mitleidenschaft gezogen werden.

Was können wir von Japan lernen?

Von Hauptmann W. Scheibert

Dem Kriege zwischen Rußland und Japan haben alle modernen Armeen die größte Aufmerksamkeit geschenkt, die fähigsten Offiziere wurden entsandt und haben mit der größten Aufmerksamkeit Soldaten und Kriegführung beobachtet und geschildert. Es boten sich Studien unter ganz neuen Verhältnissen: ein vom gewohnten gänzlich verschiedner Kriegsschauplatz, dessen Gelände nach Materie, Form, Bebauung und Bevölkerung völlig vom bisher üblichen abwich; ein Klima mit unerhört springendem Temperaturwechsel, dazu das eine Heer mit der Basis angewiesen auf einen schmalen eben vollendeten Schienenstrang, der Wochenreisen lang durch die Steppen und über den zugefrornen Baikalsee führte, das andre Heer lediglich auf seine noch unerprobte Flotte. Alles dieses waren Sachen, die den Reiz des völlig Neuen boten. Aber nichts hat in dem Feldzuge den Kriegshistoriker so interessieren können als die hervorragende Tüchtigkeit des japanischen Soldaten. Nur er hat den Feldzug für Japan gewonnen. Nicht die japanische Taktik, wenn sie sich auch gewandt den örtlichen Verhältnissen anpaßte, denn in den größern Verhältnissen hat sie auch grobe Fehler zu verzeichnen; nicht die Strategie, denn sie erhebt sich nirgends über das Mittelmäßige und zeigt nirgends auch nur einen Anflug von Kühnheit oder Genialität. Lediglich der japanische Soldat ist es, dessen Leistung sowohl in geistiger wie auch in körperlicher, vor allem aber in moralischer Beziehung imponiert. Das Zünglein der Siegeswage stand oft lange in der Schwebe, und nur die todesverachtende Aufopferung, die der japanische Soldat beim entscheidenden Augenblick in die Wagschale zu werfen vermochte, ließ diese zu Japans Gunsten niedersinken.

Ist es nun die Erziehung und die Ausbildung des japanischen Offiziers, die solche Früchte trug, oder sind andre Ursachen vorhanden, die zu diesen

glänzenden Erfolgen beigetragen haben? Wohl kann es das deutsche Heer mit Stolz erfüllen, daß unsre Schule, in der die japanische Armee erzogen ist, dort einen vollen Sieg errang. Aber es war nicht die deutsche Schulung im Heere allein, die es siegreich machte, sondern der vaterlandsliebende, kriegerische, jugendfrohe, kampfeslustige Geist, der Japans ganzes Volk beseelt und in seinem Heer den treffendsten Ausdruck findet. Und wie Japan von uns seinen rein militärischen Heeresdrill gelernt hat, so können wir von ihm lernen, wie man ein ganzes Volk mit echt kriegerischem Geiste erfüllt, den jede Nation haben muß, will sie nicht rettungslos dem Verfall entgegengehn.

Es ist das eine große Gegengabe, die uns Japan als Dank für unsre deutsche Heeresschule bringt, zugleich eine ernste Aufgabe für unser Heer, noch mehr aber für unser Volk. Denn das Heer und seine Ausbildungsmittel allein sind nicht dem ungeheuern Werk gewachsen, Vaterlandsliebe, Freude an körperlicher Leistung, an Betätigung von Mut, an straffer Selbstzucht anzuerziehen, die Vorfrucht zu säen für eine zeitgemäße militärische Ausbildung für das heutige Gefecht, in dem nicht mehr die Masse allein, sondern ebenso die kriegerische Qualität des Einzelkämpfers den Ausschlag gibt, wie uns wieder aufs deutlichste der mandschurische Feldzug gezeigt hat.

Die Schützenlinie ist die Trägerin des Kampfes, des Sieges, und wird es immer mehr bleiben, da die vervollkommneten Waffen nur noch den Einzelkämpfer dulden. In ihr reicht aber die Einwirkung des Führers, ob das ein Gefreiter, Unteroffizier, Leutnant oder kommandierender General ist, nicht viel über die nächste Schützengruppe hinaus. Spärlich sind in den modernen Heeren die Chargen, zumal die des aktiven Dienststandes, gesät, an deren Vorbild der Kämpfer seinen sinkenden Mut stählen kann. Bald müssen im Gefecht auch sie verschwinden, und zwar um so schneller, je schlapper die Truppe ist, je mehr sich die Führer deswegen dem Feuer aussetzen müssen, um ihren Einfluß zu wahren. An ihre Stelle müssen dann beherzte Männer treten: Japan hatte sie sich zu erziehen gewußt; und auch wir brauchen solche. Denn gerade dieser führerlose Schützenschwarm ist oft zerrissen bis zur gänzlichen Zusammenhanglosigkeit; er bleibt dennoch Hauptträger des heutigen schlachtenentscheidenden Feuerkampfes; der Schützenlinie können nur dünn und schon vom Gefecht stark angebrauchte Reserven zugeführt werden, und auch diesen hat das Überschreiten der allen Kriegserfahrungen nach am stärksten mit Feuer gedeckten Zone hinter den feuernden Schützen bis in diese hinein schon den besten Teil ihrer Kampfkraft geraubt und sie meist schon in Splitter zersetzt.

Japan hat uns gezeigt, wie die Erziehung des Soldaten, aufgebaut auf die Erziehung des ganzen Volks, diese Schwierigkeiten des modernen Infanteriekampfes zu meistern vermag, indem es eben jeden Mann des Volkes zum Einzelkämpfer erzieht. Und zwar einmal zu einem körperlich gewandten, kräftigen, geistesgegenwärtigen, wohldisziplinierten Soldaten, andrerseits zu einem seelisch opfermutigen und todesverachtenden Kämpfer, getragen von einer glühenden

Vaterlandsliebe, von einem Nationalbewußtsein, das uns Deutsche aller Stände erröten macht.

Ein Heer mit solchen moralischen und körperlichen Eigenschaften muß Außerordentliches leisten und hat es geleistet. Wie erzog Japan dieses Volk, dieses Heer?

Japans Geschichte ist Japans Erziehung. Bis zum Jahre 1871 war Japan ein vollkommner Feudalstaat. Die Daimios, Vasallenfürsten, regierten absolut und wurden anerkannt vom kaiserlichen Hofe, der selbst oft von einem der mächtigsten Daimios als Hausmeier, Shogun, geleitet wurde. Immer schwebte dem Volke als Verkörperung des Vaterlandes der Kaiser aus dem Hause der Temmo vor, das seit 2562 Jahren in Japan herrscht. Das Volk war in zwei Klassen geschieden: die Bushi und Heinin. Die Bushi — der Adel — wurden Minister, Offiziere, Regierungsbeamte. Der Rest des Volkes waren die mindergeachteten Heinin. Diese Bushi hatten einen äußerst schroffen Ehrbegriff, der sich nachher auf das ganze Volk ausdehnte, nur schwer zu kodifizieren ist und nur auf mündlicher Überlieferung beruht. Dem Einfluß dieses Ehrenkodex des Bushido verdankt das japanische Volk seine besten Eigenschaften.

Die Samurais, Offiziere und Krieger aus der Kaste der Bushis, hatten wie erwähnt ein sehr hochgespanntes Ehrgefühl. Als nun allmählich die Kasten durch die staatliche Umwälzung von 1869 bis 1871 umgestoßen wurden, sickerte dieser Geist, dessen Jünger in Japan ihrer außerordentlichen Ehrenhaftigkeit, ihrer unvergleichlichen Tapferkeit, ihres ritterlichen Sinnes und ihrer Vasallentreue wegen das größte Ansehn genossen, durch alle Schichten des Volkes. Der Samurai fand Zutritt in allen Kasten, und der hochgeachtete Geist dieser Kaste, vom Staate geschützt und genährt, durchsetzte allmählich das ganze Volk.

Da der Bushido in Wahrheit auch die moralische Religion Japans in sich birgt — der Shintoismus ist nur eine einseitige Ahnenverehrung —, ist sein Einfluß um so eindringlicher, und seine Lehren sind vom größten Interesse für jeden, der echt japanischen Geist kennen lernen will. Der Hauptgrundsatz des Bushido (den man in neuerer Zeit auch mit Samuraismus bezeichnet), der dabei aber durchaus nicht als geschriebnes Dogma, sondern als sinngemäß angewandter Brauch aufzufassen ist, heißt „größte Scheu gegen alles Unrecht und Gefühl, Recht zu tun". Hierbei ist jeder sein eigner Richter, das Ehrgefühl muß aufs äußerste gespannt sein, denn die einzige Strafe ist das Ren-chi-siu, das Gefühl der Schande. Oft genug ist es ein von niemand erkanntes Unrecht, vielleicht nur in Gedanken begangen, das im echten Samurai das Ren-chi-siu bis zu dem Grade entstehen läßt, daß er Selbstmord begeht.

„Je reiner des Menschen Gewissen, desto feiner sein Ehrgefühl", und nach dieser reinsten Ehrenhaftigkeit zu streben ist jedes echten Samurais unablässiges Streben. In diesem Streben lernt er vor allem sich selbst beherrschen im edelsten

Sinne. Er wird ein „Mann ohne ein Ich“. Ein hervorragender Krieger des elften Jahrhunderts hat die Verse hinterlassen:

Bezwinge du zuerst dein eignes Selbst,
Dann deine Freunde, endlich deine Feinde.
Das sind drei Siege und vereint so stark,
Daß sie des Siegers Namen Ruhm verleihn.

Ganz von selbst folgert sich aus diesem Gefühl der Ehre das der Tapferkeit, aber auch hier wieder gilt nicht der wilde sich in dem eignen Zorn betäubende Mut für ehrenhaft, das ist der „Mut bäuerlicher Krieger“, der Mut des Edelmanns darf nicht zur Wildheit werden, sondern muß sich jederzeit vom eignen Willen lenken lassen. Dem Samurai ist keine blinde Wut und aufbrausender Ungestüm gestattet, er muß sich auch hierbei im Zaum haben und darf die Selbstbeherrschung niemals verlieren. Der Bushido sagt hiervon: „Auch im Kampfe muß die moralische Tat rund sein wie eine Kugel.“ Das heißt, sie darf keine Auswüchse haben, wie sie der Kampfeszorn durch sein überschäumendes Toben vielleicht erzeugen würde. Hiermit in engem Zusammenhang steht das Gefühl echter Ritterlichkeit. Es gilt für ehrlos, den Schwachen zu schlagen, den Geächteten zu beschimpfen, den Verwundeten zu bekämpfen, sondern es ist ehrenhaft, diese aufzunehmen und durch Arznei und Pflege zu retten. Der mandschurische Feldzug hat den gefangnen Russen ja diese Betätigung des Bushido aufs deutlichste gezeigt.

Aber nicht nur für Männer gilt dieser herbe Ehrenkodex, sondern die Samuraifrauen wurden in demselben Geiste erzogen. Sie genossen eine fast ebenso abgehärtete spartanische Erziehung und lernten mit Schwert und Speer umzugehn, ja selbst im Harakiri wurden sie unterwiesen, damit sie „durch den Tod der Schande auszuweichen vermochten“. Die heroische Gesinnung der japanischen Mutter trat in ihrer vollen Größe im letzten Feldzuge zutage. Die herbe Trauer um die zahllosen Opfer der mörderischen Schlachten wurde in Stille getragen und blieb in den Herzen verschlossen. Dem Fremden wurde nirgends in Japan bemerklich, daß der Feldzug so zahlreiche und schmerzliche Lücken in die Familien gerissen hatte, und kam gelegentlich das Gespräch auf den Tod des Verwandten, so war der Ton zwar schmerzlich aber auch stolz auf die dadurch der ganzen Familie gewordne Ehre.

„Stirb tapfer und ritterlich!“ lautete der Abschiedsgruß der japanischen Mutter an den Krieger, der in den letzten opfervollen mandschurischen Krieg zog, und mit stolzer Ergebung ertrug sie die Nachricht von dem Schlachtentode. Solche Mütter mußten ein Volk von Tapfern erziehen, und die Erfolge des Krieges dürfen nicht zuletzt mit auf ihre Rechnung zu setzen sein.

Der letzte Ausdruck der Auffassung des Ehrgefühls des Samuraismus gipfelt in dem Harakiri, nebenbei bemerkt, einem in Japan ungebräuchlichen Wort; das Bauchaufschlitzen wird dort mit Seppuku oder Kappuku bezeichnet. So unästhetisch und unmoralisch uns dieser Selbstmord zunächst scheint, so

wird er verständlich, wenn wir uns in den Gedankengang des Samurais über Ehrverletzung hineinversetzen. Der Japaner verlegt wie die Griechen den Sitz des Lebens in die Bauchhöhle und will dieses mit Sicherheit treffen. Nun ist diese Zeremonie des Selbstmordes gar nicht so einfach, sondern recht umständlich und sehr schmerzhaft, sie kann nur bei voller Überlegung ausgeführt werden, das will der Samurai gerade, denn nur dadurch kann er den größten Mut und die äußerste Selbstbeherrschung beweisen; man soll sich eben nicht mit einer Pille Arsenik oder einer Pistolenkugel „aus dem Leben stehlen", sondern jeder Schritt des Unternehmens soll von klarem Bewußtsein zeugen: Selbstbeherrschung in der höchsten Potenz, das ist die Vollendung der Ehrenanschauung.

Seppuku beging der edle Japaner, um ein Vergehen zu sühnen, auch konnte früher der Gerichtshof darauf erkennen. Aber auch der unschuldig Angeklagte beging oft Selbstmord, um zu zeigen, wie verächtlich ihm jenes Ding, um das man ihn beschuldigt, war, wie wenig er das Leben, wie hoch er seine Ehre einschätzte. Der umständliche „Tod auf der Matte" wurde dann auch dem auf dem Schlachtfelde nahezu gleichgestellt. Es hieß von dem Entleibten: „Er hat nichts vermieden, was der Mut erfordert." Wenn man von diesem Standpunkt aus die Selbstentleibung betrachtet, so wird man volles Verständnis dafür gewinnen können und ihr die Zubilligung einer heroischen Großartigkeit der Anschauung von Leben und Ehre nicht versagen können. Nach diesen Grundsätzen erzog Japan sein Volk und sein Heer. Die Samurais trugen diese Auffassung in das ganze gebildete Volk, und mit staatsmännischer Weisheit gab die Erziehung in Haus und Schule die breite Grundlage, in der echte Soldatentugend, Liebe zum Kampf, Todesverachtung, Treue zum Vaterland und Nationalstolz wurzeln konnten.

Immer und immer werden ritterliche Taten der Sage und der Geschichte, an denen Japan so unendlich reich ist, als nachahmenswerte Vorbilder für die jüngste wie auch für die heranwachsende Jugend hingestellt. Hier als Beispiel eine für viele, ist die Geschichte der 47 Ronins*) (Ronin = verlumptes, ehrloses Gesindel). Ein kleiner Fürst Asano Nagaroni wurde bei einer Audienz am kaiserlichen Hofe von dem Höfling Yoshihide beleidigt und zog das Schwert. Wegen dieses Vergehens gegen die Hofetikette zum Tode verurteilt, mußte er sich selbst entleiben. Die 47 Samurais dieses Fürsten mußten dem Bushido gemäß den Tod ihres Fürsten rächen, sonst wären sie in den Augen ganz Japans ehrlose Schurken gewesen. Diese Rache war nicht leicht, denn Yoshihide kannte natürlich die Sitte und den Fanatismus der Zweischwertermänner, die keine Furcht vor Strafe, Wunden oder Tod von ihrem Vorhaben abgebracht hätte.

*) Nach Hugo v. d. Bergh.

Yoshihide blieb in seiner unbezwinglichen Burg geschützt von einem zahlreichen Kriegsvolk, und die Rachegedanken der Samurais schienen völlig aussichtslos. Die 47 zerstreuten sich, ergaben sich dem Trunk, dem Spiel und sanken auf die Stufe der Ronins, sie lebten von Bettel und Diebstahl. Sie ließen allen Spott und Hohn auf sich sitzen, zumal der Älteste und Anführer der 47, der eines Tages von einem Samurai wegen dieser unerhörten Schlaffheit und Schamlosigkeit aufs ärgste beschimpft wurde. Stumpfsinnig wurde er angehört, obgleich solche Beleidigung nur durch Blut gesühnt werden konnte. Zwei Jahre lang trieben sie sich so im Lande herum, allmählich glaubte der vorsichtige Yoshihide von dem verlumpten Gesindel nichts mehr befürchten zu dürfen, er vernachlässigte seine anfänglichen Vorsichtsmaßregeln, seine Leibwache wurde nachlässiger, da trat das Unerwartete ein. Die 47 Samurais hatten sich auf die Lauer gelegt, überwältigten die Schloßbesatzung und legten Yoshihides Kopf als Sühne auf das Grab ihres Herrn.

Dann entleibten sie sich sämtlich, um nicht als Mörder dem Gericht zu verfallen; diese Grabstätte ist noch heute an ihrem Todestage geschmückt als Denkstätte des Edelsinns und der Vasallentreue. Es sind aber nicht nur 47 sondern 48 Gräber; jener fremde Samurai, der einst die Ronins wegen ihrer Schurkenhaftigkeit beschimpft hatte, fühlte sich durch seine falschen Anschuldigungen gegen Edelleute so entehrt, daß auch er an ihrem frischen Grabe Selbstmord beging. Was für eine Fülle von Mannesmut, Treue, Entsagung liegt in dieser historisch verbürgten Begebenheit, zumal wenn man sich in den hochgespannten Ehrbegriff eines japanischen Edelmanns zu versetzen sucht.

Mit solchen Geschichten wächst die japanische Jugend auf. Solche Helden sind ihre Vorbilder. Natürlich können christliche Staaten ihre Jugend nicht in solchen rachedurstigen Idealen aufziehen; aber kaltes Blut und Schneid liegt in dieser wie in allen andern japanischen Heldengeschichten. Wie jämmerlich benehmen sich hiergegen die Helden der griechischen Mythologie, mit denen unsre deutsche Jugend in ihren dem Idealen zugänglichsten Jahren abgespeist wird.

Roms Jugend hörte von Horatius Cocles, Mucius Scävola, den Horatiern und Kuriatiern. Als diese Jugend heranwuchs, eroberte sie die ganze bekannte Welt! Warum vernachlässigt man unsre urkräftige germanische Sagenwelt, unsre kernige vaterländische Geschichte gerade bei der Bildung unsrer Jugend, die bestimmt ist, den Führer des Volks zu berufen? Warum greifen sie zum Indianerschmöker, zum Detektivroman oder den demoralisierenden Gehirngespinsten perverser Naturen wie Oskar Wilde. Der Japaner ist viel zu stolz, solch ausländisches Zeug zu lesen, und wir Deutschen?

So ist Japans Volksgeist erfüllt von hohen Anschauungen von Ehre, Pflicht, Mut und Vaterlandsliebe; ein unbändiges Nationalbewußtsein, dem

des Engländers noch überlegen, trägt dazu bei, auf seine eigne Kraft mit größtem Selbstvertrauen zu blicken.

Neben der moralischen Erziehung behauptet aber die Stählung des Körpers ihr vollstes Recht. Der Japaner ist trefflich geübt in den ritterlichen Leibesübungen, und wie jeder Engländer so ist auch jeder Japaner in sportlichem Denken erzogen und bringt diesen körperlichen Leistungen das größte Verständnis und die größte Teilnahme entgegen; hier sind es nicht wie in England hauptsächlich die Pferderennen und Fußballkämpfe, sondern der Kampf mit zwei Schwertern, mit einem Schwert, Lanze und Dolch sowie Ringkämpfe.

Solche körperliche Übungen, vor allem der das größte Geschick erfordernde und dafür am höchsten geschätzte, in allen Kreisen gepflegte Zweischwerterkampf*), erhalten den Körper geschmeidig, schärfen den Blick für Angriff und Blöße des Gegners, für eignen Vorstoß und Abwehr. Immer wird aber dabei der Hauptwert auf ein vornehmes Handeln gelegt, sich hinreißen zu lassen, würde als schimpflich angesehen werden, und das ist infolgedessen auch völlig ausgeschlossen. Keine wüste Prügelei darf dabei herauskommen, sondern es muß immer ein ritterlicher Kampf bleiben, worum es sich auch handeln mag. Überall im Lande sind die sogenannten Rittervereine, denen sich jung und alt, reich und arm, vornehm und gering anschließt. Sie stehn unter dem Schutz der Besten des Landes und sind die vorzüglichsten Pflegestätten dieser den Körper und den Geist stählenden Kampfspiele.

Und gerade darin liegt ein Hauptzug japanischer Tüchtigkeit, daß jedermann und alle Stände an solchem Sport den größten Anteil nehmen und nicht wie bei uns Deutschen die körperliche Leistung und ihre Wertung nur wenigen überläßt, für die sich auch nur eine weniger zahlreiche Masse interessiert; es spricht sich dies am deutlichsten aus auf den alle Volksklassen vereinigenden Nationalfesten. Kein Alkohol, kein wüster Lärm mit Blechmusik und Pauke. Ernst und bedächtig ziehen die kleinen geschmeidigen Kämpfer zum Festplatz. Der Kampf ist schwer, denn wohlgeübt ist der Gegner, nur Meister der körperlichen Übungen, des Schwerterkampfes dürfen sich da messen, wo jedermann im Volke und unter den Zuschauern selbst ein durchgebildeter Kämpfer ist und dem Wettstreit mit der schärfsten Aufmerksamkeit und dem vollsten Verständnis folgt.

Um so größer ist die Begeisterung, um so höher der Ruhm, der dem Sieger zuteil wird. Er wird nicht in Festreden zwischen Fisch und Braten gefeiert, aber das Volk nennt ihn als einen ihrer Besten, und die Jugend erzählt von ihm mit stiller Bewunderung und erfüllt von dem glühenden

*) Bezeichnend ist, daß die Schwertfegerei noch heute in Japan im größten Ansehen steht und noch heute vom höchsten Adel ausgeübt wird, wie es auch in den germanischen Heldensagen von unsern Altvordern berichtet wird.

Wunſch, zu werden ein Held wie jener. Still und beſcheiden zieht der Sieger im heißen Kampfe heimwärts. Die Ehre allein genügt ihm als einziger Lohn.

Wie anders iſt ein Volksfeſt bei uns, ſagen wir mal das Turnfeſt, das doch ſeinem idealen Streben nach gewiß Ähnlichkeit mit ſolchen japaniſchen Feiern haben müßte. Zunächſt iſt ſchon am Abend vorher Begrüßung der Gäſte mit energiſchem Humpenſchwingen; der Feſttag ſelber wird eingeleitet durch einen „ſolennen“ Frühſchoppen, der die Grundlage für die Tagesſtimmung gibt, dann erfolgt ein Umzug: Frack, weiße Binde, Zylinder iſt die deutſche männliche Feſtuniform, einige Turner folgen. Nun kommt das Feſteſſen, deſſen Hauptbeſtandteil die Feſtreden ſind, mit denen ſich die verſchiednen Vertreter gegenſeitig als Hauptſtützen des Vaterlandes preiſen.

Die ſtark rotweinköpfigen Schiedsrichter ſehen nun das Wetturnen an, es wird damit von vielen meiſt mehr als eine unangenehme Laſt denn als Hauptfeier des Tages betrachtet, die man möglichſt raſch erledigt, denn nun gehts zum Kommers, der die Feier würdig abſchließt. Saurer Hering und Selterwaſſer ſind am nächſten Tage begehrte Genußmittel.

Was bleibt da übrig? Das Gute, was an körperlicher und geiſtiger Spannkraft von wenigen gezeigt wurde, es wird ertränkt in dem Alkoholgenuß und dem Feſtesrauſch der großen Menge. Nicht eine Zunahme der Volkskraft bedeutet ſolches Feſt, ſondern eine Schädigung in körperlicher, moraliſcher und materieller Beziehung, plumpſinnliche Genüſſe, Maſſenvertilgung von Alkohol, falſche Eitelkeit, das ſind die Kennzeichen unſrer meiſten Volksfeſte, auch ſolcher, deren einziger Zweck in der Hebung idealer Güter zu liegen ſcheint und liegen müßte.

Die Weckung und Hebung ſolcher Werte liegt bei uns noch ganz im argen, und nur ein Mittel gibt es dagegen: Pflege des Sports, das heißt ritterlicher Übung des Körpers und damit gleichzeitige Rückkehr zur ewig jungen und verjüngenden Natur.

Ein Hochzeitsſchwank Friedrichs des Großen

Von Prof. Dr. G. Peiſer in Poſen

Keiner ſeiner Freunde hat dem Herzen Friedrichs des Großen ſo nahe geſtanden wie der Kurländer Dietrich von Keyſerlingk. Mit raſcher und lebhafter Auffaſſungskraft begabt, hatte er ſich ſchon auf dem Gymnaſium zu Königsberg unter ſeinen Mitſchülern ganz beſonders hervorgetan. Durch vier Reden in deutſcher, lateiniſcher, griechiſcher und franzöſiſcher Sprache, die er an einem Tage hielt, verſchaffte er ſich ſiebzehnjährig den Zugang zur Univerſität. Mit glühendem Eifer warf

er sich auf das Studium der Literatur, der Philosophie und der Mathematik. Er vollendete dann seine allgemeine Bildung durch Reisen im Auslande und durch einen zweijährigen Aufenthalt in Paris. Aber er fühlte nicht den Beruf in sich, ein Mann der Feder zu werden. Sein Ehrgeiz war, als Soldat emporzusteigen. Er kam nach Berlin, um dem König von Preußen seine Dienste anzubieten. Friedrich Wilhelm schickte ihn 1724 als Leutnant zu den Rathenower Kürassieren. Aber er blieb nur wenig Jahre bei seinem Regiment. Die glänzenden Eigenschaften des jungen Offiziers erregten die Aufmerksamkeit des Königs. Wie er sich einst aus den Laufgräben vor Stralsund einen jungen Freiwilligen, Duhan de Jandun, als Lehrer für seinen Sohn geholt hatte, so erkannte er jetzt in dem jungen Kurländer den geeigneten Gesellschafter für den herangewachsnen Kronprinzen. Er machte ihn im Jahre 1729 zum Gefährten seines Sohnes, und bald entwickelte sich zwischen beiden trotz des bedeutenden Altersunterschieds — Keyserlingk war um vierzehn Jahre älter — eine innige Herzensfreundschaft, die, wie Friedrich später einmal gesagt hat, niemals durch eine Wolke getrübt worden ist. Und wie hätte auch Dietrich Keyserlingk auf den leicht empfänglichen Sinn des jungen Prinzen nicht einen außerordentlichen Eindruck machen sollen? Er verband mit einer vorzüglichen Bildung, um die Friedrich ihn beneidete, Talente, die jede vornehme Gesellschaft entzücken mußten. Er dichtete, er sang, er komponierte, hatte vortreffliche Kenntnisse in der Malerei und Architektur, war ein kühner Reiter, ein unermüdlicher Tänzer, ein heiterer, sorgloser Zechkumpan. Dem Prinzen gegenüber war er von hinreißender Liebenswürdigkeit, ohne darum, wie Friedrich später laut gerühmt hat, das oberste Gesetz der Freundschaft zu verletzen: dem Freunde auch über seine Fehler die reine, ungeschminkte Wahrheit zu sagen.

Trotzdem — oder vielleicht gerade darum — hat ihn der Prinz, als in ihm der unselige Entschluß reifte, sich unerträglichem Zwange durch die Flucht zu entziehn, in die Einzelheiten des Geheimnisses nicht eingeweiht. So konnte er, als die Katastrophe über Friedrich und seine Freunde hereinbrach, leicht seine Schuldlosigkeit nachweisen und wurde, ohne die königliche Gnade zu verlieren, zu seinem Regiment zurückgeschickt.

Es war die erste Bitte, die der Sohn nach der Versöhnung dem Vater vorzutragen wagte, daß er Keyserlingk erlauben möge, zu ihm zurückzukehren. Zunächst wollte der König nichts davon wissen. Erst als an der völligen Unterwerfung des Sohnes nicht mehr zu zweifeln war, als er den verhaßten Ehebund geschlossen, und der König ihm den eignen Hofhalt in Rheinsberg einrichtete, durfte er den Freund zurückrufen. Die Sonne ist durch den Winternebel gedrungen, jubelte Friedrich, als Cäsarion — nicht anders als unter dieser antiquisierenden Form pflegte er den Freund zu rufen — in Rheinsberg eintraf.

Wer kennt sie nicht, die goldnen Tage von Rheinsberg, in denen die furchtbaren Eindrücke einer allzu harten Jugend allmählich aus Friedrichs Seele

schwanden, die glückliche Zeit, wo es ihm vergönnt war, sich harmonisch auszubilden und die fruchtbaren Keime zu künftiger Größe zu entwickeln?

In dem Kreise schwärmender Freunde, die Friedrich hier um sich sammelte, stand Keyserlingk an der ersten Stelle. Seine geselligen Talente, seine sprudelnde Lebhaftigkeit — die wie sein dunkler Teint ein Erbteil seiner Mutter, einer vornehmen Italienerin, sein mochte — kamen in dem fröhlichen Rheinsberger Treiben recht eigentlich zur Geltung. Aber auch in den ernsten Studien, auf die sich Friedrich nun mit fast unersättlichem Eifer stürzte, blieb er der Genosse des Freundes. Er teilte Friedrichs Enthusiasmus für die schönen Wissenschaften, hatte er doch selbst horazische Oden und Popes „Lockenraub" ins Französische übersetzt, vor allem aber seine Bewunderung für das glänzendste Gestirn am literarischen Himmel der Zeit, für Voltaire. Als moderner Argonaut ist er, wie Friedrich scherzte, von Rheinsberg nach Cirey gezogen, um Geschenke zu überbringen und das Goldne Vlies zu holen, neue und womöglich noch ungedruckte Werke des Meisters.

In dem Begleitschreiben hebt er die beiden Eigenschaften hervor, die ihn an dem Freunde besonders anzogen. Er rühmt seine reichen geistigen Gaben und seinen feinen Takt. Noch größer aber war die Treue und Hingebung, mit der Cäsarion die Freundschaft des Kronprinzen vergalt. Niemals hat Friedrich einen enthusiastischern Verehrer gehabt; er wollte, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, daß ein jeder ihn mit seinen Augen sehe, ihn kenne und liebe wie er. Auch nach Friedrichs Thronbesteigung blieb Keyserlingk in seiner unmittelbaren Nähe. Der König ernannte ihn zu seinem Obersten und zu seinem Generaladjutanten und — was Cäsarion sicherlich als eine besondre Ehrung empfunden haben wird — bei Erneuerung der Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. Erst mit vierundvierzig Jahren hat sich Keyserlingk den eignen Herd gegründet. Am 30. November 1742 führte er die einundzwanzigjährige schöne und geistvolle Gräfin Eleonore von Schlieben, eine Tochter des Oberjägermeisters Grafen Schlieben-Sanditten und Hofdame der Königin, heim. Wie lebhaften Anteil der König an dem Glück des Freundes nahm, hat er in sehr eigenartiger Weise bewiesen. Er dichtete zur Vermählungsfeier einen kleinen Schwank, den er „Der Modenarr", le Singe de la Mode betitelte. • Man sucht ihn vergebens in den Oeuvres du Philosophe de Sanssouci. Der König, ein allzustrenger Kritiker, hat ihn ebensowenig wie seine andern dramatischen Kleinigkeiten für würdig gehalten, unter seine Werke aufgenommen zu werden. Erst die akademische Gesamtausgabe hat ihn, nach dem wiederaufgefundnen Autograph des Königs, ans Licht gebracht. Friedrich hat auch sonst wohl seine Muse bei Hochzeiten von Verwandten und Freunden in Anspruch genommen. So hat er seinem Bruder Heinrich bei seiner Vermählung im Jahre 1752 ein Epithalame gewidmet und für seinen Bruder Ferdinand 1755 sogar eine kleine Oper, den Temple de l'amour verfaßt. Bei der ungemein raschen Produktivität, über die er verfügte, war es ihm ein leichtes, einige hundert Verse schnell hinzuwerfen.

Aber wie sehr sticht doch von dem konventionellen Ton, der in jenen beiden Poemen herrscht, der Geist übermütiger Laune ab, der den Hochzeitsschwank für Cäsarion durchweht. Nicht mit Unrecht schrieb Friedrich an Voltaire, dem er das kleine Stück nicht vorenthielt, es sei der Extrakt aller Torheiten, die er nur irgend habe zusammenstoppeln und zusammenflicken können.

Der Ort der Handlung ist Paris.

Die erste Szene führt uns geschickt in die Situation ein. Bardus, ein alter berufsmäßiger Mucker, wie das Personenverzeichnis ihn nennt (seine Name bedeutet soviel wie stupidus), klagt dem Vicomte Verville, einem Freunde seines Neffen, die Sorgen, die ihm dieser mache. Wie habe er sich bemüht, ihn von den Verirrungen zurückzuhalten, zu denen ihn sein Temperament und sein weltliches Leben verlockten, aber er habe nur Zeit und Mühe verschwendet, „seine Stunde ist noch nicht gekommen", seufzt er salbungsvoll. Verville meint, Bardus habe es vielleicht nicht geschickt genug angefangen. Er hätte nicht so offen gegen seine Vorurteile zu Felde ziehn sollen; statt ihn zu überzeugen habe er ihn nur gegen sich aufgebracht. Bardus erwidert, daß er nur die Pflichten erfüllt habe, die ihm durch die Rücksicht auf das Seelenheil und den guten Ruf des einzigen Verwandten, den er noch habe (denn seine eignen Kinder habe er früh verloren), diktiert worden seien. Sein Neffe habe ihm aber auf die ernsten Vorhaltungen geantwortet: „Das mag alles zu der Zeit, als Sie jung waren, gut und schön gewesen, aber heut ist es nicht mehr Mode, und ich will vor allem modern sein." Er laufe lieber ins Theater und auf alle Bälle, anstatt sich des Umgangs mit den geistlichen Freunden des Onkels zu erfreuen. „Das können Sie ihm eigentlich nicht übelnehmen, meint Verville, denn Ihr Freund, der Abbé Grand, sieht so unsauber aus, und German und Alain, Ihre beiden andern Freunde, sind so von sich eingenommen, daß es eine wahre Überwindung kostet, ihren weisen Lehren zu lauschen." Bardus gibt zu, daß die äußere Erscheinung seiner beiden Freunde nicht eben imponierend sei. Aber innerlich seien sie von solcher Heiligkeit, daß er fest überzeugt sei, sie würden in hundert Jahren Wunder tun. Das einzige Mittel, das Bardus jetzt noch kennt, seinen Neffen seinem zügellosen Leben zu entziehn, ist, ihn so schnell wie möglich zu verheiraten. Er hat schon eine Wahl getroffen: Adelaide, die Tochter der Gräfin Fervisane, die in dem Geruch größter Frömmigkeit steht. Die Mutter habe ihr Grundsätze eingeflößt, die sie befähigen würden, seinen Neffen wieder auf den rechten Weg zu bringen. Sie kommt eben aus dem Kloster und ist die Einfachheit selbst. Noch nie hat sie ihr Gesicht mit Schminke verunreinigt und noch keinen Pfennig für das Brimborium ausgegeben, das zum Putz einer modernen Frau gehört. „Kurz, sie ist die Tugend in eigner Person." Verville spricht Gedanken aus, die Friedrich oft geäußert hat, wenn er erwidert: Sie haben Ihre Wahl getroffen, ohne ihn selbst zu befragen? Er ist aber doch bereit, Bardus bei der Ausführung seines Plans beizustehn.

Man müsse freilich geschickt zu Werke gehn und die Vorurteile des jungen Mannes schonen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man immer zum Ziel gelangt, wenn man den Charakter eines Menschen studiert und seine Schwächen geschickt benützt.

Die zweite Szene zeigt uns den Neffen, den Marquis de la Faridondière (der Name hängt wohl mit fard = Schminke zusammen), im Gespräch mit seinem Diener Fröhlich (La Réjouissance). Er hat eben die neuen Bücherschränke ausmessen lassen und zu seinem Schrecken gesehen, daß die 1500 Bände, die er beim Buchhändler bestellt hat, sie nicht ganz vollständig füllen würden. Der Buchhändler wird gerufen, und der Marquis bestellt bei ihm noch sechs Ellen Bücher. Der Buchhändler ist in einiger Verlegenheit. Er habe dem Marquis schon alles geliefert, was er nur von wertvoller Literatur in seinem Laden gehabt habe. Jetzt habe er nur noch dreißig Exemplare von den Werken Marivaux, hundert von denen St. Pierres und ebensoviel von der Philosophie M. Des Champs vorrätig. Aber diese habe er schon so lange auf Lager, daß er nicht gewagt habe, sie dem Marquis anzubieten. Die Geißelhiebe, die Friedrich hier austeilt, gelten literarischen Gegnern. Der Abbé St. Pierre, ein Schwärmer für den ewigen Frieden, hatte in einer Studie „Das politische Rätsel" auf den seltsamen Widerspruch hingewiesen, daß der Verfasser des „Antimacchiavell" nach kriegerischen Lorbeeren geize. Der Berliner Prediger Jean Des Champs, einst Friedrichs Hausgenosse ins Rheinsberg, hatte in einem Lehrbuch der Wolffschen Philosophie, von der sich Friedrich eben damals mit Entschiedenheit abwandte, Voltaire verspottet. Ein Angriff, den der König bei der Innigkeit der Beziehungen, die damals zwischen Potsdam und Cirey bestanden, gewissermaßen persönlich nahm. Vor allem aber wollte Friedrich, wie er es auch sonst gern getan hat, die Abwendung der französischen Bühne von der Charakterkomödie Molières und die neue Richtung des Familienstücks, die sich an die Namen Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chanssée knüpfte, treffen.

Dem Marquis ist es ganz gleich, ob es Ladenhüter sind, die ihm der Buchhändler empfiehlt, oder nicht. Wenn die Bücher hübsch eingebunden seien (Marivaux und St. Pierre in Maroquin), werden sie sich sehr hübsch ausnehmen und eine Zierde des Bücherschranks sein. Jetzt geht aber auch kein Atom mehr in die Bücherregale hinein, sagt er zum Diener. Dieser versteht homme und meint, allerdings würde kein Mensch hineinkommen.

Friedrich hat sich hier, wenn ich die Vermutung wagen darf, vielleicht in heiterer Laune selbst verspottet, hatte er sich doch als Kronprinz mit Duhan de Janduns Hilfe, ohne Vorwissen seines Vaters, eine Bibliothek von einigen tausend Bänden zusammengebracht, ohne sie eigentlich ausnutzen zu können, denn er konnte das Haus, worin sie aufgestellt war, nur verstohlen besuchen. Sie ist dann, als der Vater hinter das Geheimnis kam, in Fässer gepackt und nach Amsterdam geschickt worden, wo sie verkauft wurde.

Der Marquis hatte kaum Zeit, sich über den Diener zu ärgern, weil dieser dem hohen Geistesfluge, den sein Herr während seines nun drei Wochen dauernden Aufenthalts in Paris genommen hat, nicht folgen will; denn schon kommt der Architekt mit den Plänen für das Landhaus, das sich der Marquis bauen will.

Es war gerade die Zeit, wo in Friedrich selbst der Gedanke, sich in den Weinbergen vor Potsdam ein Lusthaus zu bauen, greifbare Gestalt gewann. Nichts fördert die Künste so sehr wie das Bauen, sagt der Kunstmäcen herablassend, ganz im Stile Friedrichs, der der Meinung war, daß große Könige auch immer große Baumeister seien. Und damit die Selbstironie unverkennbar sei, läßt er den Baumeister, als er die Pläne ausbreitet, dem Marquis versichern: „Sie werden wie ein König wohnen." Aber der Marquis hat vieles an den Plänen auszusetzen. Vor allem wünscht er, daß der Empfangsraum kleiner sei als die Wohnräume. Das würde dem Zweck der Räume widersprechen, meint der Baumeister. Aber das ist es gerade, was der Marquis will, das ist neu, ungewöhnlich, paradox, mit einem Worte modern. Die Fassade findet er zu einfach, er will sie in korinthischem Stil haben. Alles soll zugleich überladen und doch nicht schwerfällig sein.

Der verzweifelte Baumeister wendet ein, was er fordere, liefe ja allen Regeln zuwider. Aber der Marquis setzt ihm auseinander: Was den Regeln entspräche, könne nicht ungezwungen und leicht sein. Der Charakter eines Landhauses aber ist gerade Leichtigkeit, Gefälligkeit. Es muß infolgedessen regelwidrig sein, wenn es seinen Zweck erfüllen soll. Er ist von der Größe seiner Ideen selbst entzückt. Er findet, daß sich seine künstlerische Auffassung schon sehr vervollkommnet haben müsse, wenn es schon so schwer sei, ihn zufriedenzustellen. Den Architekten aber tröstet er herablassend: „Wenn Sie immer mit Leuten zu tun haben werden, die so feinen Geschmack haben wie ich, werden Sie in Ihrer Kunst große Fortschritte machen." Er erwartet nun seinen englischen Lehrer, aber vergebens. Statt seiner kommt die Nachricht, er habe den Spleen und habe sich soeben aufgehängt. Er lasse sich entschuldigen. Der Marquis wundert sich weiter nicht darüber. Das würde ihm ganz ähnlich sehen, meint er, denn er war ein richtiger Engländer. Aber wo bekomme ich jetzt einen andern Engländer her! Denn Englisch muß ich lernen. Es ist jetzt modern, Newton und Pope im Original zu lesen. Man erinnert sich, daß Cäsarion für Pope schwärmte, und daß er in Königsberg mathematische Vorlesungen gehört hatte.

„Ein Mann von Welt muß jetzt von Attraktionen, von Vakuum und von Äquinoktialspräzessionen sprechen können."

Was sollen uns diese Prozessionen? fragt der Diener. Der Marquis gibt sich weiter keine Mühe, die Verwechslung aufzuklären, er bedauert nur, daß er einen so fabelhaft dummen Menschen in seinem Dienst habe, und nimmt statt der englischen Stunde seine Fechtübung vor. Die Hofleute, die aus dem

Kriege zurückkehren (der erste Schlesische Krieg war soeben beendet), werden ein verteufelt martialisches Aussehen haben, und wenn das Mode wird, will ich natürlich nicht hinter ihnen zurückstehn. Findest du nicht, daß ich in dieser Pose beinahe wie „Turenne" aussehe? fragt er den Diener. Von „Turenne" hat dieser allerdings noch nichts gehört. Er versteht tout rien und glaubt sehr geschickt zu antworten, wenn er erwidert: Vous avez l'air de tout et vous — vous ne ressemblez à rien.

Nun kommt Besuch: sein bester Freund, in dem er das Ideal eines modernen Elegant bewundert, der Vicomte Belair (Stutzer) kommt, und sie begrüßen sich ganz im Stile der Preziösen. „Zwei Tage, klagt der Vicomte, habe ich dich nicht gesehen, welches Martyrium!" „Ich habe in diesen beiden Tagen, überbietet ihn der Marquis, überhaupt nicht gelebt, sondern nur vegetiert." Es war ein Lieblingsausdruck Friedrichs, den er hier dem Marquis in den Mund legt, und sicherlich von sehr drastischer Wirkung, wenn er den Vicomte enthusiastisch antworten ließ: „Vegetiert! das ist letzte Mode. Ich werde bald selbst von dir lernen können. Du erkletterst mit einemmal den Superlativ der Mode und wirst ihrem Großvater noch seine Frau abspenstig machen."

Er ist entzückt davon, wie diskret der Freund Rot aufgelegt und wie geschmackvoll er das Schönpflästerchen angebracht hat. Er ist aber mit seinem sonst so gelehrigen Schüler unzufrieden, weil er in der Gunst der Schauspielerin Julie so wenig Fortschritte gemacht hat. „Du mußt durchaus eine Geliebte vom Theater haben, belehrt er ihn. Dein guter Ruf ist dahin, wenn du nicht bald regelmäßige Beziehungen zu einer dieser Damen anknüpfst." Er wolle ihm gern auch darin zur Seite stehn. Er werde ihn bei zwei oder drei sehr erfahrnen Damen seiner Bekanntschaft einführen, die ihn in die Schule der Galanterie nehmen würden. Sie haben seit fünfzehn Jahren keinen Verstoß gegen die Mode getan und beherrschen überdies das Wörterbuch aller modernen Ausdrücke mit großer Sicherheit.

Der Marquis ist etwas bedrückt darüber, daß er den Erwartungen des Freundes noch nicht ganz entspricht. Er will sich nun um so mehr Mühe geben, Juliens Gunst zu gewinnen. Eigentlich gefällt sie ihm ganz und gar nicht. Er findet sie weder hübsch noch liebenswürdig. Aber wenn sie singt, klatscht das ganze Publikum. Alle jungen Leute laufen ihr nach, und es ist sein Ehrgeiz, ein Verhältnis mit einer Schauspielerin zu haben, die von allen bewundert wird.

Ja, wollen Sie sie denn eigentlich für sich, fragt ihn der Diener, oder weil sie dem Publikum gefällt? Das verstehst du nicht, antwortet der Marquis. Es gibt eben hundert Dinge, die ein Mann von Welt tun muß, nur weil sie Mode sind. Die Philosophie z. B. finde ich zum Sterben langweilig, und ich gestehe dir offen: „Ich verstehe gar nichts davon", aber man würde auf der Straße mit Fingern auf mich zeigen, wenn ich nicht sagte: „ich bin Philosoph", und mit philosophischen Ausdrücken um mich würfe. Ich ver-

stehe zwar ihre Bedeutung nicht, aber den „Jargon" habe ich mir doch glücklich angeeignet. „Mühe genug hat es mich gekostet." Man muß eben den Geschmack des Publikums respektieren. Der Diener beklagt ihn, daß er nicht seinen eignen Neigungen folgen dürfe. „Seien Sie doch natürlich und selbst ein Original, anstatt so schlechte Originale zu kopieren. Aber ich glaube, wenn wir ins Land der Störche reisten, Sie würden sich einen langen Schnabel und große rote Füße wünschen."

Sie werden von dem Onkel und Derville unterbrochen. Dieser geht gleich bei der Begrüßung auf sein Ziel los. Er bedauert, die Einladung des Marquis für den Abend nicht annehmen zu können, weil er bei Hofe sein müsse, wo man die Hochzeit eines Freundes und die Verlobung eines andern feiere. Außerdem solle er noch heute an fünf oder sechs verschiednen Stellen in der Stadt sein, um als Zeuge bei der Unterzeichnung von Eheverträgen zu dienen. Verwundert fragt der Marquis, woher es käme, daß auf einmal soviel Personen von einer Leidenschaft für die Ehe befallen seien. Derville belehrt ihn, daß es augenblicklich keinen Ort in der Welt gäbe, wo man sich so jung verheiratet wie in Paris. Eine Frau ist jetzt das erste und notwendigste Möbel im Haushalt eines jeden Mannes von Stand, und es gilt bei Hofe fast für unanständig, mit achtzehn Jahren noch nicht Vater zu sein.

Der Marquis ist zwar zuerst etwas mißtrauisch, weil Belair ihm noch nichts davon erzählt hat. Aber als Derville ihm versichert, daß das eben die neuste Mode sei, beschließt er sofort, auch dieser zu folgen. Einen Korb fürchtet er nicht. Jeder muß ja selbst am besten wissen, was er wert sei, nur an geeigneten Bekanntschaften mit Damen fehle es ihm.

Derville weiß natürlich sofort Rat. Er kennt eine Dame, die vorzüglich für seinen Freund passe. Aber als er ihm gerade die Vorzüge Adelaidens beredt auseinandersetzen will, bringt der Diener, den der Marquis wieder mit einem Billett zu Julie geschickt hat, eine zärtliche Antwort und eine Einladung. Der Marquis ist in der grausamsten Verlegenheit. Soll er der Mode folgen, die ihm Belair empfohlen, oder der, die ihm Derville als die allerneuste gepriesen hat? Mit Schrecken sieht Bardus, der bisher nur Derville hat operieren lassen, daß der Fisch, den er schon im Netz geglaubt, wieder entschlüpfen will, und sein Ärger bricht in heftigen Vorwürfen aus. Aber er muß sich von dem indignierten Neffen den guten Rat geben lassen, er solle lieber selbst darauf bedacht sein, seinen Ton und seine Manieren zu bessern, ehe er andre belehre. Es werde ihm nicht gelingen, ihn in seinen modernen Anschauungen irrezumachen. Er wolle lieber in jener Welt den Zorn des Himmels als das Gelächter der Menschen in dieser Welt ertragen. Er könne überhaupt nicht begreifen, wie ein Mensch von so spießbürgerlichen Ansichten in seine Familie komme.

Derville sucht die Sache wieder ins gleiche zu bringen. Bardus flüstert er die ironische Bemerkung zu, daß er für einen frommen Mann doch zuviel Galle habe. Den Freund beschwört er, doch auf den reichen Erbonkel mehr Rücksicht zu nehmen, und stellt ihm in Aussicht, daß Bardus seine Börse weit

öffnen würde, wenn der Neffe seine Wünsche erfülle und sich entschließe, sich zu verheiraten. Er verläßt ihn mit Bardus, um die Gräfin und ihre Tochter zur gemeinsamen Mahlzeit einzuladen. Er soll Adelaide sehen und dann selbst urteilen.

Unschlüssig bleibt der Marquis zurück. Wieder und wieder wägt er beide Moden gegeneinander ab. Da kommt ihm ein erlösender Gedanke. Wie, wenn er beide Moden vereinigte, wenn er zugleich Adelaide zur Frau und Julie zur Geliebten nähme? Die Idee begeistert ihn: Galanterie — Treue — Liebe — Frau — Maitresse. Welche Verbindung! Darin liegt Kontrast, keine Spur von Schwerfälligkeit, und ein wahrhaft philosophischer Sinn, der alles kosten, alles genießen will und sich nicht auf einen einzigen Gegenstand kapriziert. Das ist ohne Zweifel im höchsten Grade modern.

Der Anblick Adelaidens stimmt ihn freilich zuerst wieder etwas herab. Er findet sie zwar sehr hübsch, aber keine Spur von Schminke, kein Schönpflästerchen; und wie ist sie angezogen, wie ist sie frisiert! klagt er. Wenn du vor allem darauf Wert legst, meint der Freund, mußt du einen Puppenstock heiraten. Ich rate dir, sie zu nehmen, ehe der Hof sie dir wegschnappt. So entschließt sich denn der Marquis, seine Bewerbung vorzubringen, aber nur unter einer Bedingung. Seine zukünftige Frau soll sich ausdrücklich verpflichten, sich in allen Stücken streng nach der Mode zu richten.

Die Mutter macht einige Andeutungen von sehr vornehmen Personen, die sich schon um Adelaidens Hand beworben hätten, ist aber offenbar sehr froh, den Neffen des reichen Bardus zum Schwiegersohn zu bekommen.

Die wohlerzogne Tochter fügt sich willig dem Befehl der Mutter. Auf die Forderung des Bräutigams, ihm Treue und Gehorsam gegen die Mode zu geloben und ihm zu versprechen, jede Neuheit unbedingt nachzuahmen, erwidert sie: „Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen zu gefallen."

Wenn das, was du da verlangst, dir nur nicht einmal sehr leid tut, meint der Freund lachend: die Moden in Paris sind nicht sehr vorteilhaft für Ehemänner. Sieh dich vor, sieh dich vor! Mit dieser Perspektive schließt das übermütige kleine Stück.

Wer ist nicht bei der Analyse des Schwanks an den Bourgeois Gentilhomme erinnert worden! Auch Monsieur Jourdain hat ja keinen andern Gedanken, als jede Mode mitzumachen. Und wie der Vormittag des Marquis zwischen Verhandlungen mit Buchhändlern und Architekten, englischer Stunde und Fechtübungen geteilt ist, so erproben im Bourgeois Gentilhomme Musikmeister, Tanzlehrer, Fechtmeister und ein Doktor der Philosophie nacheinander ihre Künste an Herrn Jourdain.

Nicht weniger eng ist die Verwandtschaft mit den Précieuses ridicules. Marquis und Vicomte begrüßen sich hier (Sz. 12) ganz ähnlich wie der Marquis und Belair in unserm Schwank; sie überbieten sich in Komplimenten gegeneinander und die Damen so sehr, daß Madelon bewundernd ausruft: „Ihr treibt Eure Artigkeit bis auf den äußersten Kulminationspunkt der Schmeichelei."

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

(C'est pousser vos civilités jusqu'aux derniers confins de la flatterie.) Madelon steht ihrem Vater so gegenüber wie der Marquis seinem Onkel. Sie findet ebenfalls seinen Ton kleinbürgerlich (ce que vous dites là, est du dernier bourgeois. Singe de la mode, Sc. X: Cela est du dernier bourgeois) und kann nicht begreifen, wie sie zu einem solchen Vater kommt. Sie versteigt sich, wie der Marquis, zu der Vermutung, daß die Verschiedenheit ihrer Charaktere nur auf einer Eheirrung beruht. Marotte, die Dienerin der Précieuses ridicules, hat genau so zu leiden wie La Réjouissance. Sie muß dieselben Schimpfworte einstecken wie er, weil sie den hohen Stil, den ihre Herrinnen seit ihrer Ankunft in Paris angenommen haben, nicht nachzuahmen versteht. Der Marquis empört sich gegen den Zwang der Regeln wie Dorante in der Kritik der Frauenschule (Sz. 7). Der fromme Bardus muß sich seines zornigen Polterns wegen verspotten lassen wie Orgon von Dorine (Tartuffe II, Sz. 2). Ah, vous êtes dévots et vous vous emportez. (Singe de la Mode: Les dévots ne doivent pas avoir tant de fiel.) Doch erinnert die Stelle auch, wie man schon früher bemerkt hat, noch mehr an Boileau, Le Lutrin, Chant I, Vers XII: Tant de fiels entre-t-il dans l'âme. Zur Zeichnung von La Réjouissance haben auch die Femmes savantes einen Zug beigesteuert. Er versteht die Fremdwörter seines Herrn gerade so falsch wie Martine, die aus Analyse Anna-Liese, aus grammaire grand-mère macht. Auch sonst erinnern manche Wendungen an Molière.

Der Name Alain ist aus Ecoles des femmes herübergenommen. Ich habe an einer andern Stelle*) ausführlich über das Verhältnis Friedrichs des Großen zu Molière gehandelt. Er sah in ihm den Meister der Komödie überhaupt. Er lebte und webte in seinen Gestalten. Wie hätten sich da nicht in seine eignen Lustspiele mancherlei Situationen und Wendungen aus Molière einschleichen sollen!

Aber so viel auch Friedrich, um seine eignen Worte zu gebrauchen, hier zusammengeflickt hat, so hat sein kleines harmloses Stück doch auch eine originelle Bedeutung. Es finden sich bereits Ansätze zu Charakterfiguren, wie er sie einige Jahre später in seinem ungleich bedeutendern Lustspiel „Die Schule der Welt" mit großem Geschick gezeichnet hat. Bardus — er hat den Namen auch in der Ecole du monde wieder verwandt — und seine geistlichen Freunde sind mit der Satire geschildert, mit der Friedrich so oft das Muckertum gegeißelt hat. Man denke an den dicken Hofprediger in dem köstlichen Discours sur les Ignorants, der ebenfalls dem Jahre 1742 seine Entstehung verdankt. (Oeuvres XI S. 73.) Eben in den Novembertagen, in denen Friedrich sein kleines Stück hinwarf, ist er gegen die Konventikel eingeschritten, die der Prediger Schubert zu Potsdam abhielt. Er verbot ihm, künftighin „Erbauungsstunden" in seinem Hause abzuhalten.

*) Die Schule der Welt. Ein preußisches Lustspiel Friedrichs des Großen von G. Peiser. Leipzig, 1906. S. 22ff. Vgl. Mangold, Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Band 22, S. 24ff.

Adelaidens Mutter hat schon einige leise Striche von der köstlichen Figur der Mad. Argon in der Schule der Welt. Adelaide ist so erzogen, wie nach Friedrichs Meinung ein junges Mädchen nicht sein soll. Bewußt oder unbewußt hat er ihr einige Züge von der eignen ungeliebten Gattin gegeben. Wohlerzogen, modeste eingezogen, so müssen die Frauen sein, hatte ihm sein Vater geschrieben, als er ihm mitteilte, daß er die Prinzessin von Bevern-Braunschweig für ihn ausgesucht habe. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und das ist alles.

Friedrich hätte auf Adelaide anwenden können, was er Grumbkow gesagt hat, als dieser die Frömmigkeit seiner Braut rühmte: „Mir wäre lieber, sie könnte Molières Ecole des femmes und des Maris auswendig als Arndts wahres Christentum.“ Leise klingen hier einige Thema an, die Friedrich in der Ecole und andern Schriften ausführlicher erörtert hat. Die Frage, ob es recht ist, über die Hand eines Kindes zu verfügen, ohne es selbst zu befragen; eine Andeutung von den Gefahren, denen ein Mensch, der fremd in die Ehe geht, ausgesetzt ist. Spott über die jungen Leute von vornehmer Abkunft, die zu Hause bleiben, während die eisernen Würfel über das Schicksal des Vaterlandes geworfen werden, ein Spott, der sich später in seinem berühmten Brief über „Erziehung“ zu herbem Tadel verhärtet hat. Doch das kleine Stück hat auch eine ernste Tendenz. „Seid natürlich, selbständig“, ist die Lehre, die es uns gibt. Es spielt in Paris, aber Friedrich hätte ebensogut, wie in seinem spätern Lustspiel, den Schauplatz nach Berlin verlegen können, denn seine eignen Landsleute sind es, denen er diese Mahnung zuruft.

Trotz seiner enthusiastischen Bewunderung für die französischen Klassiker hat Friedrich oft gegen die blinde Vorliebe für alles französische Wesen geeifert. Er fühlte sich im Innersten verletzt, daß die Pariser den Anspruch erhoben, den Esprit gleichsam in Erbpacht genommen zu haben. Wie oft hat er, zumal in spätern Jahren, seinen Spott darüber ergossen. Nirgends amüsanter als in seinem ein Menschenalter später erschienenen komischen Epos vom Konföderationskriege,*) wo er die Göttin Sottise den Ausspruch tun läßt: „Paris ist das ungeheure Magazin des Esprit, es ist ja ein wahres Wunder, aber tatsächlich noch nie vorgekommen, daß ein Mensch außerhalb der Grenzen Frankreichs Esprit gehabt hat.“

Einst hatte König Friedrich Wilhelm, als der Sohn von Küstrin aus die Bitte an ihn richtete, wieder die Uniform anlegen zu dürfen, erwidert: „Was gilt es, wenn ich dir recht dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Flöten und Musiquebüchern, ingleichen eine ganze Bande von Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich Franzosen und Französinnen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits-maîtres verschriebe, so würde dir dieses besser gefallen als eine

*) G. Peiser, Über Friedrichs Burleskes Heldengedicht: La guerre des confédérés. Posen, 1904. S. 39.

Kompagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, deiner Meinung nach, Kanaillen, aber ein petit-maître, ein Französechen, ein bon mot, ein Musikchen und Komödiantechen, das scheint was Nobleres, das ist was Königliches c'est digne d'un prince." Aber allmählich hatte Friedrich gelernt, seiner enthusiastischen Neigung für das französische Wesen engere Schranken zu ziehen. Namentlich hat er im Ernst und Scherz das Vorurteil bekämpft, daß eine französische Reise und ein längerer Aufenthalt in Paris ein Haupterfordernis aller guten Erziehung sei. Am witzigsten vielleicht in der Ecole du monde Akt III, Sz. I: Die lieben Deutschen (cousins Germains) schickten ihre Söhne nach Frankreich, um sich dort Esprit zu holen. Aber was bringen sie aus ihrem Verkehr mit Theaterdamen und petits-maîtres mit? Höchstens eine neue Mode und die Neigung, fremde Fehler und Lächerlichkeiten nachzuahmen. Es ist dieselbe Tendenz, die in dem Singe de la mode obwaltet. Überhaupt darf man sagen, daß der „Modenarr" eine Art Vorstufe zu dem ernstern Lustspiele von 1748 bildet; beide ergänzen sich gewissermaßen. Während Friedrich in der Ecole du monde das Bild des Weltmanns zeichnet, der ebensowohl über feine gesellschaftliche Formen wie über eine vorzügliche, auf sorgfältiger Kenntnis der antiken und modernen Literatur aufgebaute allgemeine Bildung verfügt, zeigt er uns in dem Singe de la mode die Karikatur dieses Weltmanns einen jungen Mann, der dadurch weltmännisch zu sein glaubt, daß er jede Mode von Paris nachahmt.

Wer von den Zuschauern mochte ahnen, daß die jungen Gatten, vor denen das übermütige Stück gespielt wurde, sobald für immer auseinandergerissen werden würden. Kaum drei Jahre hat das Eheglück Keyserlings gedauert. Im Jahre 1744 schenkte ihm seine Gattin eine Tochter, der König selbst hob sie am 15. Juli aus der Taufe und nannte sie wie die Braut seines Schwankes Adelaide. Vier Wochen später zog er abermals ins Feld, um zu behaupten, was er durch den ersten glücklichen Krieg gewonnen hatte. Cäsarion konnte ihn nicht begleiten. Seine Gesundheit, auf die er niemals Rücksicht genommen hatte, war seit längerer Zeit schwankend. Heftige gichtische Schmerzen quälten ihn. Sein Zustand verschlimmerte sich plötzlich. Am 13. August 1745 erlag er seinen Leiden.

Es war ein Verlust, der Friedrich ans Herz griff. „Als ich am 12. August meinen letzten Brief an Sie richtete, schreibt er seiner mütterlichen Freundin, der Frau von Camas, war meine Seele ruhig. Ich ahnte das Unglück nicht, das mich treffen sollte." „Cäsarion ist nicht mehr", sagt er in einem den „Manen des Freundes" gewidmeten Gedichte. „Hundert Dolche durchbohren mein Herz. Ich hielt meine Seele für unempfänglich gegen jeden Schmerz. Aber wie bitter habe ich mich getäuscht. Ich sehe den Tag, Cäsarion sieht ihn nicht mehr. Ich bleibe allein zurück in dieser weiten Welt!"

Eine verlaſſene Handelsſtraße und ihre Zukunftsausſichten

Von Guido Sautter in Charlottenburg

Wer heute vom Stilfſer Joch herabkommend das ſtille Städtchen Bormio mit ſeinen engen finſtern Gaſſen, ſeinen verwitterten und verwahrloſten Häuſern betritt, der ahnt wahrlich nicht, daß er ſich an einer Stätte befindet, wo einſtmals der Welthandel vorüberflutete. Im Mittelalter, als Venedig den Levantehandel beherrſchte, und Augsburg als deſſen Vermittlerin für Deutſchland in höchſter Blüte ſtand, war Bormio ein wichtiger Knotenpunkt dieſes Handelsverkehrs. Die Karawanen der Saumroſſe — an Fahrwege über die Alpen war ja damals bekanntlich nicht zu denken —, die die Waren aus dem Venezianiſchen und der Lombardei nach Deutſchland beförderten, zogen teils vom Iſeoſee durch das breite Val Camonica, teils aus Südtirol über den Tonalepaß nach dem kleinen Orte Ponte di Legno und gelangten von hier über den öden Gaviapaß, den der Volksmund mit dem düſtern Namen Testa di morto (Totenkopf) belegt hat, nach dem lieblichen Badeörtchen Santa Caterina am Fuße der ſchimmernden Schneepyramide des Monte Treſero und durch das ſchöne Tal des rauſchenden Frodolfo nach Bormio. Von hier aus führte ein noch heute erhaltner, ſteiler, in ſeinem obern Teile durch eingefügte Baumſtämme treppenartig angelegter Saumweg — daher der Name Scale (Treppen) — nach der tiefen Einſattlung des Scalepaſſes, der nördlich von den großartigen Steilwänden der Cime di Plator, ſüdlich von dem Monte delle Scale überragt wird. Der Scalepaß iſt von zwei alten Türmen flankiert, von denen der eine noch völlig erhalten iſt, während man von dem andern einen Teil ausgebrochen hat — ein italieniſcher Schriftſteller nennt es barbaramente —, um eine in der Nähe ſtehende kleine Kapelle damit zu erbauen. Die beiden Wachtürme ſollen nach der Volksſage aus der Römerzeit ſtammen, in Wirklichkeit hat man nach der ganzen Bauart ihre Entſtehung in das Mittelalter zu verſetzen. Sie dienten dazu, den Paßweg zu ſchließen und zu verteidigen, wozu auch die in den Saumweg eingezognen Baumſtämme ſo angeordnet waren, daß ſie leicht herausgenommen werden konnten, wodurch alsdann der Aufſtieg gegen die Paßhöhe erſchwert war. Die beiden trotzigen Türme machen auf den auf dem alten Saumwege zum Paſſe emporklimmenden Wandrer einen großartigen Eindruck. Hat man die Lücke zwiſchen den Türmen erreicht, ſo genießt man einen unvergleichlichen Ausblick auf die Ebene von Bormio, die Alpentäler Val di Dentro und Val Viola und die ſie einrahmenden herrlichen Bergketten. Von hier oben ſenkt ſich der alte Handelsweg an dem ſchönen Scaleſee vorüber ſanft nach dem hochgelegnen Val di Fraele hinab und erreicht das winzige, aus einem ärmlichen Wirtshauſe und wenigen Alphütten ſowie einem alten Kirchlein be-

stehende Dörfchen San Giacomo di Fraele, das — heute völlig einsam und verlassen daliegend — einst als Station jenes internationalen Handelswegs blühende Zeiten gesehen hat. Die kleine Kirche wird urkundlich schon im Jahre 1287 erwähnt: ein Beweis für das hohe Alter dieser Ansiedlung. Wir befinden uns hier an einer auch kriegsgeschichtlich berühmten Stätte. Auf dem sich vor dem Dörfchen ausdehnenden weiten Wiesengrunde tobte am 31. Oktober 1635 eine blutige Schlacht, in der Herzog Heinrich Rohan, der Führer eines französischen Heeres, im Verein mit einem Bündner Heerhaufen unter dem im Dienst der Republik Venedig erprobten wilden Parteigänger Jürg Jenatsch ein von General Fermamont befehligtes kaiserliches Heer nach tapfrer Gegenwehr, namentlich der Reiterei, aufs Haupt schlug. Rohansche Kriegskunst hatte nach einem wohlvorbereiteten Plan die Kaiserlichen von allen Seiten umstellt. Wäre der französische Unterführer du Landé, der dem Feinde durch Val Bruna von Osten her bei San Giacomo den Rückzug abschneiden sollte, rechtzeitig zur Stelle gewesen, so hätte dem kaiserlichen Heere völlige Vernichtung und Gefangenschaft gedroht. So aber konnten sich die Kaiserlichen durch das Val Mora in das Münstertal retten. Zweitausend Tote ließen sie auf dem Schlachtfelde zurück. Die Leichen blieben — so berichtet der Geschichtschreiber Alberti — unbeerdigt liegen, bis der in dem hohen Gebirgstal bald eintretende Schnee sie mitleidig bedeckte. Wenn jetzt im Frühjahr der Schnee im Val Fraele schmilzt und sich die Wildbäche über den Wiesengrund ergießen, den die Bewohner noch heute „Campo della battaglia" nennen, werden mitunter Gebeine bloßgelegt, die Zeugnis geben von der grausigen Blutarbeit, die vor Jahrhunderten hier getan worden ist. In den einsamen, völlig unbewohnten Tälern, durch die die Trümmer des kaiserlichen Heeres flüchteten, wurden bis in die Neuzeit verrostete Waffen gefunden, die von dem Rückzuge herrühren.

Unweit von San Giacomo nach Osten hin durchschneidet der alte Handelsweg eine nackte steinige Hochebene, auf die die Gebirgswasser im Frühjahr so ungeheure Schutt- und Geröllmassen herabwälzen, daß der Graswuchs erstickt wird. Sie bildet eine Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meer und der Adria, indem die Wasser ostwärts nach dem Inn und zur Donau abfließen, während sich der nach Westen strömende Bach in die Adda und durch diese in den Po ergießt. Von dieser Hochebene ab bogen die Warenzüge in das schon zur Schweiz gehörende, feierlich-ernste Val Mora ein, um durch dieses und das anschließende Val Vau nach dem Dorfe Santa Maria im Münstertale hinabzugelangen, von wo sie über Münster, Mals, Finstermünz, Landeck und den Fernpaß ihre natürliche Fortsetzung nach Augsburg und den andern süddeutschen Handelsemporien fanden. Wer heute in jenen verlassenen Tälern umherstreift, die ohne Zweifel zu den einsamsten des ganzen Alpengebiets gehören, der möchte es, wenn es nicht urkundlich verbürgt wäre, kaum glauben, daß hier einst reges Leben herrschte, die Rufe der Warenführer schallten, und die mit kostbaren Erzeugnissen des Südens beladnen Saumrosse sich ihren mühsamen Weg suchten. Und staunen muß fürwahr ein jeder, der diesen teilweise noch heute vortrefflich erhaltnen Saumweg wandert, mit welchem Scharfblick unsre Altvordern hier einen durchaus ungefährlichen, wenig steigenden und fallenden, mitunter sogar fast ebenen Pfad mitten durch das ödeste Hochgebirge herauszufinden gewußt haben!

Man wird dies sofort inne, wenn man die Höhenunterschiede ins Auge faßt: Bormio 1225 Meter, Höhe des Scalepasses 1986 Meter. Von dort

fällt der Weg bis San Giacomo auf 1953 Meter, steigt sodann bis in die Gegend der Alp Mora im gleichnamigen Tal auf 2087 Meter und erreicht in der sanften Anhöhe des sogenannten „Dößradond" mit 2240 Metern seinen höchsten Punkt. Von hier senkt er sich über Alp Claſtra 1951 Meter, Alp Vau 1732 Meter in das Münstertal hinab, dessen Talsohle er bei Santa Maria in 1388 Meter Höhe erreicht. Es handelt sich also in der Richtung von Italien her um die Steigung von 761 Metern von Bormio bis zum Scheitel des Scalepasses, während von dort aus bis zur Talsohle bei Santa Maria, auf eine Strecke von etwa zehn Wegestunden, nur ein Höhenunterschied von 600 Metern besteht, der teils auf nahezu ebenem, teils auf sehr unbedeutend steigendem und fallendem Wege zu überwinden ist. Man vergleiche damit den Höhenunterschied zwischen Bormio — 1225 Meter — und dem Stilfser Joch — 2755 Meter —, der 1530 Meter, mithin mehr als das Doppelte beträgt! Angesichts dieser Tatsache wirft sich unwillkürlich die Frage auf: Weshalb hat Österreich seinerzeit $1^1/_2$ Millionen Gulden auf den Bau der Stilfserjochstraße, eines für die damalige Zeit unendlich kühnen und schwierigen Werks, verwandt, anstatt den vorhandnen alten Saumweg, der das Stilfser Joch umgeht, zu einer Kunststraße auszubauen, was mit weit geringrer Mühe und Kosten verknüpft gewesen wäre? Die Antwort kann nur lauten: Weil der Saumweg das schweizerische Gebiet durchschneidet. Der Kaiserstaat brauchte aber zunächst eine Militärstraße, um Truppen aus Tirol und den rückliegenden Kronländern nach seinem unruhigen lombardisch-venezianischen Königreiche werfen zu können, und da eine solche fremdes — nicht österreichisches — Gebiet nicht berühren durfte, so blieb nichts andres übrig, als den großen Meister des Straßenbaues, Carlo Donegani, der gerade dabei war, die Wunderwerke des Splügener Passes zu schaffen, herbeizurufen, damit er die Pläne für eine Straße über das ungeheure Massiv des Stilfser Jochs entwerfe. So entstand die höchste und dabei eine der kühnsten Fahrstraßen Europas. Der alte Saumweg, über den einst der Welthandel gegangen war, blieb in seiner Vergessenheit liegen. Wird das auch in Zukunft so bleiben?

Seitdem die Lokomotive der Vintschgaubahn auf der Tiroler Seite des Stilfser Jochs in Mals pfeift und Aussicht besteht, daß die zurzeit in Tirano endigende italienische Bahn durch das Oberveltlin in absehbarer Zeit bis Bormio durchgeführt wird, liegt der Gedanke nicht mehr fern, Österreich und Italien an dieser Stelle durch einen Schienenweg zu verbinden. Aber wie die Lücke Bormio–Mals ausfüllen? An eine Stilfserjochbahn mit ihrem ungeheuern Tunnel, den sie fordern, und den gewaltigen Kosten, die ihre Erbauung verursachen würde, denkt im Ernste wohl niemand. Am wenigsten in Italien, das für öffentliche Arbeiten so wenig Geld übrig hat, daß es bis jetzt noch nicht einmal allen seinen Gebirgsdörfern die Wohltat eines Fahrwegs hat zuteil werden lassen, und dessen außerdem so gewaltige Aufgaben zur Vermehrung und Verbesserung der Schienenwege im Innern des Landes harren, daß es an internationale Riesenbauten nicht denken kann. Das Loch eines Stilfserjochtunnels würde ein zu großes Loch in die italienischen Staatsfinanzen reißen.

Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt nahegerückt, das Augenmerk auf die Pfadspur zu richten, die die klugen Kaufleute des Mittelalters entdeckt haben, um die Völkerscheide des Stilfser Jochs zu umgehn. Die Eisenstraßen des neunzehnten Jahrhunderts sind ja meist den alten Post- und Handels-

straßen gefolgt, warum nicht auch in diesem Falle? Ein Schienenweg von Mals über Taufers, Münster, Santa Maria böte bei den oben geschilderten Höhenverhältnissen bis nach San Giacomo hin kaum beachtenswerte Schwierigkeiten. Erst in der Durchbohrung des Bergrückens würden solche erwachsen, über den der Scalepaß nach Bormio hinüberführt. Doch was bedeutet für die heutige Technik die Erbauung eines Tunnels von wenigen Kilometern Länge! Bei dem Scaletunnel wäre freilich mit der Möglichkeit eines Wassereinbruchs von oben her zu rechnen, denn der sich auf der Paßhöhe befindende Scalesee soll unterirdische Abflüsse haben. Eine im Tale des Braulio oberhalb des alten Bades von Bormio aus der Felswand hervorbrechende starke Wassermasse, vom Volke irrig Addaquelle genannt — die Adda entspringt in Wirklichkeit sechs Stunden weiter nördlich am Alpisellapasse —, gilt als ein Abfluß jenes Sees. Die Ingenieure wissen jedoch, wie zum Beispiel die Erfahrungen beim Bau des Simplontunnels gezeigt haben, auch dafür Rat. Zweifellos würden die Kosten der Erbauung eines Schienenwegs von Mals über San Giacomo nach Bormio nicht allzugroß werden, die Vorteile aber bedeutend sein. Für das Veltlin, namentlich für dessen vom Verkehr heute stark abgeschnittenen obern Teil, die alte Grafschaft Bormio, bräche eine neue Zeit an. Das Städtchen Bormio, das einstmals, als der mittelalterliche Transithandel durch seine Mauern ging, zehntausend Einwohner zählte, während es heute kaum noch zweitausend hat, würde von neuem aufblühen, seine berühmten, schon den Römern bekannten Heilquellen, ebenso wie die des benachbarten Badeorts Santa Caterina, wo heute fast nur Italiener die Kur gebrauchen, würden von Kranken aus weiter Ferne her aufgesucht werden, die sich jetzt der beschwerlichen weiten Reise wegen nicht dazu bequemen. Das obere Addatal würde der Sitz einer Industrie, die sich gegenwärtig bei dem Fehlen eines Schienenwegs dort nicht ansiedeln kann. Ein Blick auf die Karte läßt aber auch die größere, über das örtliche Interesse weit hinausgreifende Bedeutung einer Bahnverbindung aus dem Veltlin nach Tirol erkennen, namentlich, wenn man berücksichtigt, daß die Fortsetzung der Vintschgaubahn von Mals bis Landeck an der Arlbergbahn beschlossene Sache ist, und daß sich Österreich und Bayern geeinigt haben, Anschlußbahnen durch die bayrischen Alpen an die Arlbergbahn herzustellen.

Da ergibt sich denn eine neue gegenüber dem Umwege über Verona und den Brenner kürzere Schienenverbindung Mailand–Colico–Tirano–Bormio–Mals–Landeck–Innsbruck und eine solche von Mals über Meran nach Bozen sowie neue Anschlüsse nach Bayern, sei es von Landeck über den Fernpaß nach Reutte–Kempten–Augsburg–München oder von Zirl über Mittenwald–Partenkirchen nach München. Was ist das anders, als das Wiederaufleben des mittelalterlichen Handelswegs aus Oberitalien nach Süddeutschland mit Zuhilfenahme der modernen Verkehrsmittel! Zur Erbauung der Bahn Bormio–Mals brauchten Italien und Österreich allerdings die Zustimmung der Schweiz, deren Gebiet der neue Schienenweg von Münster an der tiroler Grenze bis zum Ausgangspunkt des Val Mora in der Nähe von San Giacomo durchschneiden würde. Doch von dieser Seite würden Schwierigkeiten sicherlich nicht zu erwarten sein.

Das Zukunftsbild, das wir entrollt haben, wäre bei allen seinen Lichtseiten nicht nach jedermanns Geschmack. Da sind in erster Linie die Verehrer einer wildromantischen Gebirgseinsamkeit, denen die Erbauung einer Eisenbahn durch jenes entlegne Gebiet empfindlich ihre Kreise stören würde. Wer

die tiefernste Einsamkeit des Hochgebirges auf sich wirken lassen will, der muß im Val Fraele und seinen Verzweigungen umherstreifen. Tagelang trifft er keine menschliche Seele. Dort gibt es Schluchten und Felsenwildnisse, die wohl nie eines Menschen Fuß betreten hat. Es ist ein eigner Zauber, der den einsamen Wandrer umfängt. Ein bekannter Weltreisender, der schlesische Graf M., der in den Einöden Kleinasiens und der Mongolei zu Hause ist, rief, als ich ihn in jener Gegend traf, ganz begeistert aus: „Welch ein Glück, daß es im Herzen von Europa noch solche von der Kultur unberührte Gegenden gibt!" Als Beweis ihrer grenzenlosen Verlassenheit möchte ich anführen, daß ich das Gerippe eines Schafes, das ich auf der oben erwähnten Hochebene bei San Giacomo dicht am Fußpfade liegen sah, nach fünf Jahren an derselben Stelle wiederfand genau in derselben Beschaffenheit wie früher, nur daß die kleinen Nagetiere die letzten Hautfetzen beseitigt und Sonne und Schneewasser die Gebeine noch mehr gebleicht hatten. Es wird wohl noch heute so daliegen!

Eine zweite Gruppe von Leuten, die von einer Eisenbahn durch Val Fraele nichts wissen wollen, sind die Jäger. Die Gegend ist eben ein Jagdparadies. Durch Val del Gallo streift der Birkhahn, dessen italienische Benennung (Gallo di montagna) sich auf das Tal übertragen hat. Auf den gewaltigen Bergketten, die Val Fraele umgürten, leben die Gemsen in großer Zahl. Sie sind so wenig scheu, daß man sie oft in der Nähe beobachten kann. So sah ich im Val Bruna ein Rudel von zehn Stück, das in einer Entfernung von etwa 200 bis 250 Metern, allerdings durch einen Abgrund von mir getrennt, ruhig äste und munter umhersprang, ohne sich durch meine Nähe und sogar durch mein Rufen auch nur im geringsten stören zu lassen. Endlich erscheint in diesen verlassenen Tälern noch immer, wenn auch als seltener Gast, der Ursasse des Landes: der Bär. Mein alter, inzwischen verstorbner Führer, im Nebenamte auch Schmuggler, hatte im Laufe seines Lebens sechs Bären erlegt und einen jungen lebendig gefangen, den ihm der italienische Minister Visconti Venosta abkaufte, um seinem Könige Viktor Emanuel dem Zweiten einen unzweifelhaft echten, italienischen Alpenbären zum Geschenk zu machen. Dieses Jagdparadies wird mit dem Augenblick zerstört, wo die Lokomotive durch Val Fraele pfeift.

Schließlich ist noch eine dritte Körperschaft zu erwähnen, deren Glieder, ohne den geringsten Rechtstitel zwar, über Vernichtung ihres Handwerks durch die Eisenbahn klagen würden: die ehrenwerte Zunft der italienischen Schmuggler. Der contrabbando steht an der schweizerisch-italienischen Grenze bei Bormio in hoher Blüte. Bieten doch die hohen italienischen Zölle auf Kolonialwaren wie Kaffee, Tee, Zucker, Schokolade, Tabak usw. (meist eine Lira für das Pfund) einen gewaltigen Anreiz! Der heimlichen Schleichpfade durch das unwegsame Hochgebirge gibt es so viele, daß die italienische Zollverwaltung sie schlechterdings nicht alle überwachen kann. Neuerdings hat sie zwar einen vorgeschobnen Zollwächterposten in San Giacomo errichtet, doch was wird es viel helfen? Die Sympathie der Bevölkerung ist nun einmal auf seiten der Schmuggler, und in Bormio und den umliegenden Dörfern fehlt es nicht an gefälligen Leuten, die gegen entsprechende Gewinnbeteiligung die geschmuggelten Waren in den Kellern ihrer halbzerfallnen Häuser verschwinden lassen. Und die Ausrüstung der Schmugglerbanden kann auf schweizer Gebiet so bequem und ungestört vonstatten gehn. Bin ich doch selbst dabei gewesen, als eine aus fünf Köpfen, dem Anführer und vier Trägern, bestehende Schmugglergesellschaft in dem Wirtshause eines ärmlichen

ſchweizer Grenzdorfes ganz offen und frei ihre Vorbereitungen zu dem gefährlichen Marſch über die italieniſche Grenze traf! Ich habe mit den Leuten an demſelben Tiſche geſeſſen und habe mit ihnen über die Einzelheiten ihres ſträflichen Handwerks geſprochen. Ohne die geringſte Zurückhaltung erzählten ſie mir, welche Mengen und Gattungen von Waren ſie bei ſich führten, welche Kriegsliſten ſie anwandten, um die italieniſchen Zollwächter an der Naſe herumzuführen, für welchen geringen Lohn ſie eine um die andre Nacht ihr Leben aufs Spiel ſetzten. Nur den Namen ihres Padrone, ihres Brotherrn, des dunkeln Ehrenmannes, der drüben in Italien im trocknen ſitzt und ſich vom Angſtſchweiß dieſer armen Teufel mäſtet, den nannten ſie nicht, denn ſo verlangt es, wie der Anführer mir mit Stolz ſagte, die Schmugglerehre! Mit dieſem blühenden Erwerbszweig hat es ein Ende, ſobald der Schienenweg das Veltlin mit Tirol verbindet. Dann wird es lebendig in den jetzt ſo ſtillen Gebirgstälern, es bilden ſich neue Anſiedlungen, der Verkehr hebt ſich, kurzum es fehlen die Bedingungen für die Ausübung des ſtillen, heimlichen Handwerks.

Doch die Adda wird noch manchen Tropfen Waſſers in den Comer See hinuntertreiben, ehe der erſte Spatenſtich an der Bahn von Bormio nach Mals getan wird. Die Schwärmer für unentweihte Gebirgsromantik, die Jäger und die Schmuggler brauchen eine Störung ihrer Intereſſen auf Jahre hinaus noch nicht zu fürchten. Fragt man in Bormio, ob und wann wohl ein Schienenweg nach Tirol gebaut werden wird, ſo erhält man die heitere, zu nichts verpflichtende Antwort: Signore, chi lo sa!

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

1

In Neuſiedel, einer mittlern Stadt Thüringens, war großes Begräbnis. Herr Alfred Rumpelmann, einſt in Firma Rumpelmann und Schweigel, der reichſte Mann der Stadt, war geſtorben und wurde mit allem Pompe, den Neuſiedel aufzubringen hatte, auf dem Stadtfriedhof begraben. Von dem Turme des fernen Domes hörte man über alle andern Glocken hinweg die Stimme der großen Glocke, und von der Spitze des Trauerzuges, der ſich ſchon weit draußen vor der Stadt befand, vernahm man einzelne knarrige Töne des Trauermarſches, den die „Färſchtlichen“, womit die Ixhäuſer Kapelle gemeint war, ſpielte. Es war ein endloſer Zug. Vorn ein ſchwankender, blumiger Aufbau, über dem ein paar Fächerpalmen-Blätter ſchmerzlich zuckende Bewegungen ausführten, dann eine lange Reihe ſchwarzer Zylinder, zwiſchen denen ſich einzelne Helme ausnahmen wie Schwefelkieskriſtalle in einer ſchwarzen Metallſtufe, und dann an Hochzeits-, Trauer- und andern Kutſchen, was die Stadt aufzubringen hatte.

Man war ſchon eine halbe Stunde unterwegs, und die Unterhaltung innerhalb des Zuges war in beſtem Gange. Vor uns ſchreiten zwei Herrn, die der beſſern Geſellſchaft angehörten, aber die beſſern Jahrzehnte ihres Lebens hinter ſich hatten.

Herr Major von Kuhblank und Herr Assessor Markhof. Es muß bemerkt werden, daß beide Herren außer Dienst waren.

Na ja, sagte der Herr Major als Schlußwort zu einer längern Erörterung, sterben müssen wir alle einmal. Und mitnehmen kann kein Mensch, was er hier zusammengeschrapt hat.

Rumpelmann soll ein Testament hinterlassen haben, sagte der andre.

Wird er doch wohl, er hatte ja weiter nichts zu tun, als sein Testament zu machen und wieder umzustoßen. Und Verwandte hatte er ja wohl auch nicht.

Ist richtig, sagte der Herr Assessor, der Amtsrat meinte, man werde staunen, wenn das Testament geöffnet würde.

Dacht ich mir, antwortete der Major. Mich solls wundern, was der selige Rumpelmann ausgeknobelt hat, jedenfalls was ganz Verrücktes. Ein Magdalenenstift oder eine Nordpolexpedition oder sowas.

Weiß keiner, sagte der Assessor.

Wo waren Sie denn gestern abend? fuhr der Major nach einer Weile fort, man sah Sie ja nicht im Schützen. Wohl bei Wahnfriedchen?

Bei wem?

Na, bei Frau von Seidelbast.

Gott soll mich bewahren.

War großer Zauber da. Zukunftsmusik! Verzückung! Die Lorach soll da gesungen haben. Natürlich überirdisch. Ich dachte, Sie wären ein Bayreuther.

Im Sommer, ja. Aber im Winter, wenn das Dresdner Ensemble da ist, gehe ich ins Variété.

Donnerwetter! Kann man denn das?

Warum nicht? Loge ist durchaus anständig. Und diese Lulu, sage ich Ihnen, ein Teufelsweib — Rasse. Mein Gott, man hat ja hier nichts in diesem Jammerneste, nicht einmal ein anständiges Theater.

Wir übergehn die ernste Feier, die ergreifenden Worte, die der Herr Archidiakonus am Grabe sprach, die Schlußhymne, in der Rumpelmann als Rosenknöspchen im Wasserglase beweint wurde, die Nachrufe, die in großen schwarzen Vierecken reihenweise im Tageblatte aufzogen, und kommen zu dem Tage, an dem der Herr Stadtmusikdirektor Krebs seiner Ehegattin den Hausschuh an den Kopf warf.

An diesem Tage las die erstaunte Bürgerschaft im Tageblatte unterm Lokalen die Mitteilung, daß der selige Rumpelmann der Stadt 600000 Mark zum Bau eines Theaters vermacht habe, und in einem besondern Leitartikel eine Betrachtung über Bürgerkronen, die der verdiene, der die Stadt mit einem so hochherzigen Legate von 600000 Mark bedacht habe. Man forderte zur Nachfolge auf. Und die Stadt werde sich der Pflicht nicht entziehen können, dem Verstorbnen, der sich stets als ein echter Bürger von Neusiedel erwiesen habe, ein Denkmal in den Anlagen zu setzen.

Die Bürger, namentlich die Wortführer der Parteien, lasen diese Ergüsse des patriotischen Tageblattes mit verhaltnem Atem und waren ungewiß, ob sie an ihren zugehörigen Stammtischen in Jubel oder in Wut ausbrechen sollten. Denn das eine wie das andre hing davon ab, ob aus dem Bau des Theaters ihnen oder den Ihrigen ein Vorteil oder ein Schaden zu erwarten war. Und darüber war man sich noch nicht im klaren.

Aber Frau Laura Krebs, die geschäftskundige Ehefrau des Herrn Stadtmusikdirektors, war sich darüber ohne weiteres klar, daß ein neues Stadttheater das Geschäft ihres Mannes schädigen werde. Sie sah mit klarem Blicke, daß, wenn ein Theater gebaut würde, in dem es nicht zieht oder raucht, alle ihre treuen

Kunden der Mittwochskonzerte ins Theater gehen würden, und daß diese Konzerte dann noch leerer werden würden, als sie ohnedies schon waren. Frau Laura Krebs war eine tüchtige Frau und die Seele des Geschäfts ihres Mannes, der, wenn er nüchtern war, und mehr noch, wenn er einen getrunken hatte, mehr die künstlerisch-ideale Seite der Sache vertrat. Frau Laura hatte „meistens immer" Recht und dazu die Gabe, es mit höchster Beredsamkeit zu beweisen, wie sehr sie Recht habe. Man hätte glauben mögen, daß der weise Salomo sie im Auge gehabt habe, als er den Spruch tat: Die Zunge einer bösen Frau ist wie eine Träufe im Winter. Und darunter litt ihr lieber Mann, wenn er nüchtern war, und mehr noch, wenn er einen getrunken hatte.

Lange war die Mittagszeit vorüber, als Krebs mit rotem Kopf, verklärten Mienen und auf etwas unsichern Beinen nach Hause kam. Er hatte sich den üblichen Frühschoppen geleistet, und dieser war in Ansehung der Theaterschenkung zu einer Festsitzung geworden. Er, Krebs, war der Mittelpunkt einer begeisterten Tafelrunde gewesen, man hatte ihm als dem zukünftigen Kapellmeister des Theaters gratuliert, er hatte, geschmeichelt durch die Aussicht auf den Platz vor dem Souffleurkasten, eine Bowle gestiftet und hatte den Rest dieser Bowle, als sich die andern zu Tisch begeben hatten, allein ausgetrunken. Jetzt kam er in rosiger Laune, aber auf unsichern Füßen nach Haus, ließ sich in die Sofaecke fallen und rief: Das Theater soll leben, Alte!

Die Alte war schlechter Laune über das Theater, über das versäumte Mittagessen und über das Geld, das der liebe Mann offenbar wieder einmal vertrunken hatte, und schwieg.

Das Th—eater soll leben, Alte! wiederholte Krebs.

Das war unvorsichtig, denn er konnte sich sagen, daß sich Frau Laura nicht vergeblich herausfordern ließ, und daß sie, einmal losgelassen, schwer wieder einzufangen war. Sie stellte denn auch die Arme in die Seiten und erwiderte mit dem Ausdrucke der Verachtung: Du Schafkopp, das Theater soll meinetwegen der Teufel holen.

Dd—as Th—eater soll leben! rief Krebs mit lauterer Stimme und indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. Neusiedel wird einen k—ünstlerischen Aufschwung nehmen. W—ir w—erden Operette und O—per haben. Und ich w—erde Kapellmeister oder wenigstens K—onzertmeister. Und d—ann wird eine neue Zeit anbrechen. Die Kunst wird den Menschen s—ss—sittlich veredeln, und ich werde fünfhundert Taler Gehalt kriegen.

So? das wirst du? erwiderte Frau Krebs. O, du Schafkopp. Ich will dir sagen, was werden wird: nichts wird werden. Die Fürstlichen aus Ixhausen werden sie dir vor die Nase setzen, denn das sind anständige Leute, aber du bist ja alle Tage betrunken.

Ich b—itte mir Rr—uhe aus.

Und wie es mit den Mittwochskonzerten werden wird, will ich dir auch sagen. Ins Theater werden sie laufen, und dann kannst du die leeren Stühle anfiedeln. Der Verdienst ist jetzt schon, daß sich Gott erbarme. Aber hernach kannst du aufpacken und auf die Dörfer ziehn. Aber da wollen sie dich auch nicht mehr haben, wegen deiner Faselei von Kunst, und weil du dich in allen Orten betrinkst. — Und so weiter im einförmigen Gusse der Dachtraufe.

Diese Rede fiel dem Direktor auf die Nerven, um so mehr, als diese Nerven von dem Morgenschoppen angestrengt worden waren. Er versuchte es, Einhalt zu tun, aber seine Zunge war viel zu schwer, als daß sie mit der Zunge seiner lieben Frau den Wettlauf ausgehalten hätte. Frau Laura zog das ganze Sündenregister

ihres lieben Mannes, verweilte bei jedem Punkte mit liebevoller Ausführlichkeit und kam auf die Hauptstücke zum zweiten- und zum drittenmale zurück. — Und wenn du mich nicht hättest, fuhr sie fort, was sollte aus deinem Geschäfte werden? Und was sollte aus Frau und Kindern werden? Und die Schusterrechnung ist auch noch nicht bezahlt, und von Jonassen ist wieder eine große Notenrechnung eingelaufen. Und wie ich den Haushalt bestreiten soll, wo die Einnahmen alle Tage kleiner werden, und das Fleisch alle Tage teurer wird, das weiß der liebe Gott. Und da kommst du her und machst ein Gesicht, als wenn du das große Los gewonnen hättest, und sagst, das Theater soll leben. Schämst du dich denn nicht der Sünde?

Krebs hatte es aufgegeben, die Redeflut seiner lieben Frau mit Worten zu dämpfen. Er griff unter das Sofa und holte einen seiner Pantoffeln vor, drohte und rief: Ich b—itte mir Rrr—uhe aus. Und da das nichts half, warf er den Pantoffel seiner lieben Frau an den Kopf. Der Pantoffel tat keinen Schaden, er flog an Frau Lauras Kopf vorüber und gegen den Glasschrank, das heißt gegen eine Stelle, wo schon früher einmal die Scheibe in Scherben gegangen war, und wo man die Scheibe durch einen Pappdeckel ersetzt hatte. Frau Laura erschrak zwar und duckte sich, konnte aber auch jetzt noch nicht ihrer Rede Herr werden. Als aber Krebs zum zweitenmale unter das Sofa griff, zog sie sich in die Küche zurück. Und Krebs schloß kaltblütig hinter ihr zu, kehrte in seine Sofaecke zurück und betrachtete tiefsinnig die Tischplatte. Und dabei rang sich bei ihm aus dem Nebel unbestimmter Hoffnung nach und nach die schmerzliche Erkenntnis durch, daß seine Frau, wie immer, so auch diesmal leider Recht haben werde, daß es mit dem Theaterkapellmeister nicht so sicher sei, wie er sich eingebildet habe, und daß das Theater seine Mittwochskonzerte schwer schädigen müsse. Nach einer Stunde erhob er sich schwerfällig, schloß die Küchentür auf und begab sich zur Probe.

2

An demselben Nachmittage hatten die Schüler der Unterprima keine Lust, sich mit Horaz zu beschäftigen. Die maßgebenden Persönlichkeiten der Klasse hatten am Abend vorher einen langen Knipp gehabt und litten an den Folgen zuviel genossenen Bieres. Man beriet, wie man es anfangen sollte, den Herrn Professor zu veranlassen, statt übersetzen zu lassen, „einen Schmus" zu halten. — Kinder! rief Kuno Brand, der Sohn des Bürgermeisters, wir müssen den Cato — das war der Spitzname des Professors — auf das neue Theater bringen.

Famos! entgegnete der Chorus. — Und dann müssen wir fragen, sagte ein andrer, ob er in das Theater gehen werde, wenn seines Schwiegersohns „Verlornes Paradies" aufgeführt werde.

Unsinn, wurde geantwortet. Ihr wißt doch, daß er allemal die Laune verliert, wenn von seinem Schwiegersohne die Rede ist.

Na, dann schlagt etwas andres vor.

Nein, sagte Kuno Brand, wir müssen ihn auf das griechische Theater bringen. Wir müssen fragen, ob er glaube, daß das neue Theater in Neusiedel einen ebensolchen sittlichen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben werde wie das Dionysostheater auf Athen.

Jawohl! jawohl! rief der Chorus. Und du, Primus, mußt die Sache vortragen.

Der Primus, dessen Charakter zu solide war, um an solchen Aufträgen Gefallen zu finden, trug Bedenken. Aber da trat der Cato schon in die Klasse, setzte sich stöhnend auf dem Katheder nieder und schlug den Horaz auf. Es dürfte nicht

zu kühn ſein, wenn wir annehmen wollten, daß auch dem Herrn Profeſſor nicht allzuviel am Überſetzen gelegen war. Überdem waren nicht alle Knöpfe ſeiner Weſte zugeknöpft, was als ein gutes Zeichen galt.

Der Primus erhob ſich reſpektvoll und ſagte: Herr Profeſſor, wir haben unter uns eine Frage behandelt, die wir nicht haben beantworten können.

So, Bherlitz? erwiderte der Profeſſor. Dhaa —. Was haben Sie dhenn dha vverhandelt! Es iſt mir übrigens lieber, wenn Sie etwas Ernſtes beſprechen, als wenn Sſie Dhummheiten machen.

Herr Profeſſor, ſagte Berlitz, es ſteht doch in der Zeitung, daß wir ein neues Stadttheater haben werden. Da haben wir uns die Frage vorgelegt, ob wohl unſer Stadttheater einen ebenſo ſittigenden Einfluß auf die Stadt ausüben werde wie das Dionyſostheater auf Athen.

Sſo? Wie denken Sſie ſſich denn eigentlich dhieſen ſſittigenden Einfluß des Dionyſostheaters auf Athen?

Aber, Herr Profeſſor, ſagte Berlitz, der ſteht doch feſt. Perikles und überhaupt die Blüte von Athen iſt doch ohne Äſchylus und Sophokles nicht zu denken.

Dhaa haben Sſie Recht, Bherlitz, erwiderte der Profeſſor. Zeige mir dein Theater, und ich will dir ſſagen, wer du biſt. — Nun war der Profeſſor in ſeinem Fahrwaſſer. Das griechiſche Theater war ſein Spezialſtudium, und es waren ſeine glücklichſten Stunden, wenn er die Schleuſen auftun und ſeine Begeiſtrung für jene ideale Zeit und ihr ideales Theater ausſtrömen laſſen konnte. Er zeigte den Zuſammenhang der dramatiſchen Kunſt mit dem Kultus der Götter, er ließ die Chöre thyrſusſchwingender Bacchanten, den Theſpiskarren und die Sänger und Schauſpieler vorüberziehn, er geſtaltete den Berghang zum Koilon, dem Zuſchauerraume, mit ſeinen kreisförmigen Sitzplätzen, die Zeltwände, die dem Schauſpiele zum Hintergrunde dienten, zur Bühne. Er benannte die Tore und Zugänge zur Skene und der Orcheſtra, er erbaute die Thymele, den Altar des Dionyſos in der Mitte der Orcheſtra, er bevölkerte die Sitzreihen mit dem Atheniſchen Volke, unten in ernſten Reihen die Prieſter, Archonten und Thesmotheten, droben die bewegliche, leidenſchaftliche Menge, ein Bild bunteſten Lebens unter dem blauen griechiſchen Himmel. Er zeichnete den tragiſchen Verlauf der Geſchicke der Atriden und der Herrſcher von Theben, er ließ aus dem Tore der Fremde Agamemnon und ſein Gefolge auftreten, ließ ſie die purpurgeſchmückten Stufen zum Logeion, der Bühne, hinaufſteigen in den gewiſſen Tod, ließ Kaſſandra ſtockenden Schrittes folgen, ließ Klytämneſtra aus der ſtygiſchen Pforte auftauchen, ihre Todeswunde zeigen und die Eumeniden auf die Fährte ihres Sohnes hetzen, ließ das Wehgeſchrei eines Ödipus ertönen und Antigone gramvoll vorüberziehn, ließ den Chor ſeine Geſänge und Gegengeſänge halten und fördernd oder hemmend in den Gang der Handlung eingreifen. Er ließ den Abend hereinbrechen und das Spiel unter Geſang und Tanz bei Fackelſchein und Opferrauch zu Ende gehn. Und Athen ging tiefbewegt von dem Wehruf ſeiner Helden und von der Allgewalt des waltenden Geſchicks nach Hauſe. — Sſehen Sie, Bherlitz, fuhr der Profeſſor fort, dhas war ein Theater, keine Quaſſelbude, ſſondern eine Erziehungsſtätte für Männer. Keine Nervenkitzelanſtalt, ein Heiligtum, in dem man den Göttern diente, in dem der Menſch durch fremde Schuld und fremdes Weh über die eigne Schuld und eignes Leid emporgehoben ward. Katharſis! Verſtehen Sie? Katharſis! Eine Kultusſtätte im höchſten Sinne des Wortes. Wie ſingt Ovid?

Ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Übersetzen Sie, Seidelbast.

Seidelbast übersetzte: Geniale Künste gelernt zu haben.

Sseidelbast, Ssie ssind ein geniales Kamel. Edle Künste gelernt zu haben, einheimische Künste, nicht fremde, minderwertige Ware aus Paris! Edle Künste zu verstehn macht aus Barbaren gebildete Menschen. Meinen Sie, Bherlitz — der Professor verhandelte, wenn er seine Klasse anredete, immer mit dem Ersten, wie wenn dieser, ähnlich wie im englischen Parlamente, der Sprecher der Versammlung gewesen wäre —, meinen Ssie, Bherlitz, daß unser Theater eine Stätte ingenuarum artium sein werde?

Nein, Herr Professor.

Ssehen Ssie. Was wird man uns vorsetzen? Kadelburg, Moser, Sudermann, Ibsen, Shaw. Pfui Teufel! Was wird man bringen? Operetten, Possen, Ehebruchsgeschichten, günstigenfalls Alt-Heidelberg und das Weiße Rössel. Ist das ein Theater? ist das eine Sache, der man ohne Reue ein paar Stunden opfern kann? Das rechte Theater soll der Ort sein, wo die Stimme der Gottheit vernommen wird, wo die Schritte des Schicksals hallen, wo die eindringliche Klage des Leids ertönt, wo das Herz erbebt vor dem Gewaltigen, Unabwendbaren. Äschylus, Sophokles, ich lasse mir noch Shakespeare und Schiller gefallen, was darüber ist, ist vom Übel. Meinen Ssie, Bherlitz, daß unsre guten Bürger Katharsis empfinden werden, wenn sie das Theater verlassen? Nein, Hunger. Oder vielmehr Durst nach einem Schoppen Spatenbräu. (Jubelnder Beifall.) Meinen Sie, daß unsre häkelnden und Kaffee trinkenden jungen Mädchen im Theater lernen werden, Heldenmütter zu werden? Sie werden sich in die Liebhaber auf der Bühne verlieben. (Brüllender Beifall. Trampeln mit den Füßen.) Dhaa! — Nun aber wird es Zeit, daß wir an unsre Ode kommen.

Herr Professor, sagte Berlitz, es wird gleich ausklingeln.

Sso? Nun, es ist kein Schade, daß wir uns eine Stunde beim griechischen Theater aufgehalten haben. Aber nehmen Sie sich eine Lehre daraus, gehen Sie nie in eins dieser modernen Subelstücke. Es verdirbt die Menschen, nec sinit esse ingenuos. Ssie ssind nicht wert, von Ohren gehört zu werden, die den Wohlklang des griechischen Anapäst vernommen haben. Versprechen Sie mir das.

Berlitz erhob sich feierlich, erhob die rechte Hand und sagte: Ich verspreche es im Namen der Klasse.

Nun klingelte es. Der Herr Professor schlug sein Buch zu und stieg vom Katheder herab wie Cato von der Rednerbühne, nachdem er abermals beschlossen hatte, Karthago zu zerstören. Darum hieß er auch der Cato. Mit seinem bürgerlichen Namen — wir haben das noch nicht gesagt — hieß er Professor Doktor Theodor Jcilius.

Die Primaner, die beabsichtigt hatten, eine Stunde in süßem Halbschlafe zuzubringen, waren nicht zum Schlafen gekommen, sondern hatten mit Aufmerksamkeit zugehört. Und der kleine Barries rieb sich seine etwas breit gesessene Hinterseite und sagte: Donnerkiel, der Cato ist aber ein Kerl. Und er fand keinen Widerspruch.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 27. Dezember 1908

(Ein Rückblick auf die politische Lage.)

Wie alljährlich um die Weihnachtszeit ist in diesen Tagen auf dem politischen Schauplatz eine gewisse Ruhe eingekehrt. Nicht überall freilich ruhen die Waffen und schweigt der Lärm, und heutzutage sind die Fäden der Weltpolitik so vielfach hin und her gespannt, daß Ereignisse, die wir sonst unbeachtet gelassen haben, jetzt ein mehr oder weniger lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen müssen. Wer hat früher danach gefragt, wenn in einem der südamerikanischen Kreolenstaaten eine Revolution ausgebrochen war? Wir nahmen solche Nachrichten mit einem verständnisvollen Lächeln entgegen, denn Leute, die Bescheid wußten, hatten uns belehrt, daß Revolutionen dortzulande zum Nationalsport gehören, daß dabei sehr viel Pulver verknallt und ein wenig Blut vergossen wird, im übrigen aber alles beim alten bleibt, wenn auch neue Namen an Stelle der frühern Würdenträger erscheinen. Das ist jetzt anders geworden. Venezuela hat die Abwesenheit seines langjährigen Präsidenten Cipriano Castro — er weilt zurzeit in unsrer Reichshauptstadt — benutzt, die Regierung zu stürzen, und dieses Ereignis wirft bezeichnend genug seine Wellen bis in unsre europäischen Verhältnisse hinein. Castro hat in der Zeit seiner Amtsführung nacheinander mit allen möglichen Großmächten angebunden. Zuerst mit Deutschland und England; man erinnert sich, wie beide Mächte die Anerkennung ihrer Rechte vor sechs Jahren durch eine Flottendemonstration erzwingen mußten, und wir sogar zur Beschießung einer Küstenbefestigung zu schreiten genötigt waren. Als dritte gekränkte Großmacht, die sich damals allerdings mehr zurückhielt, kam Italien hinzu. Bemerkenswert bei diesen Händeln war vor allem, daß die Vereinigten Staaten von Amerika mit eifersüchtigem Auge alle diese Vorgänge verfolgten und bestrebt waren, das Prinzip der Monroedoktrin in einer Ausdehnung, die man früher nicht gekannt hatte, praktisch zur Geltung zu bringen. Dadurch erst erhielten die Vorgänge eine weltpolitische Bedeutung. Auch wurde es ein nicht zu übersehendes Kennzeichen der damaligen Lage, daß die erregte öffentliche Meinung in England in ihrer feindseligen Stimmung gegen Deutschland so weit ging, sogar an diesem ganz zufälligen Zusammengehn mit Deutschland Anstoß zu nehmen, obwohl es sich gar nicht um politische Angelegenheiten, sondern um die Durchsetzung privatrechtlicher Forderungen handelte, die Deutschland und England zugleich gegen jene entlegne Macht zu erheben hatten. Venezuela hat damals seine Schulden bezahlt und mit uns Frieden gehalten, seitdem aber wieder Differenzen mit Frankreich und ganz neuerdings mit Holland angefangen. Der französischen Republik hatte die überseeische Schwester die geforderte gründliche Genugtuung vorzuenthalten gewußt, und mit Holland haben sich die Dinge sogar bis zur Kriegserklärung zugespitzt. Das alles, weil man in Venezuela darauf rechnet, daß europäische Mächte im Fall eines kriegerischen Konflikts ihre Interessen nicht rücksichtslos und beliebig weit verfolgen können, ohne mit den Vereinigten Staaten als Wächtern der Monroedoktrin in Konflikt zu geraten. Diese Erwägung hat freilich Castro nicht gehindert, auch der großen Republik im Norden recht respektwidrig die Zähne zu zeigen, als es ihm so beliebte. Nun hat er, um einen deutschen Arzt zu konsultieren, europäischen Boden aufgesucht, als vorsichtiger Mann nicht ohne die Gelder, die ihm zur Ausrüstung wider alle Fährlichkeiten der unbekannten Zukunft nötig schienen. Die Wirkung dieser Abwesenheit trat pünktlich genug ein, so pünktlich, daß man dem Leidenden nur wünschen

kann, die Verordnungen der von ihm befragten ärztlichen Autorität möchten ebenso wirken. Man hat in Caracas seine Regierung gestürzt, woraus freilich noch nicht folgt, daß man sie nicht wieder aufrichtet, wenn das Schiff, das den gefürchteten kleinen Mann in seine Heimat trägt, in den Hafen von La Guaira einläuft. Einstweilen wird sich die neue Regierung, wenn der bisherige Vizepräsident Gomez endgiltig die Präsidentschaft behalten sollte, mit Holland verständigen und vielleicht auch die Beziehung zur nordamerikanischen Union enger knüpfen, als es der selbstbewußte und eigensinnige Castro über sich gewinnen konnte. Wir stehn der politischen Seite dieser Entwicklung durchaus kühl gegenüber und wünschen nur, daß unsre Handelsbeziehungen aufrechterhalten bleiben. Natürlich ist auch dieser Wunsch nicht nach dem Geschmack unsrer Mitbewerber und Neider, und deshalb werden bezeichnenderweise auch diese Ereignisse von England aus benutzt, gegen Deutschland Mißtrauen zu erregen. Man weist darauf hin, daß Castro in Frankreich kühl und unfreundlich behandelt, in der deutschen Reichshauptstadt dagegen besonders freundlich — richtig wäre es, zu sagen: mit der korrekten Gastfreundschaft, die wir dem Oberhaupt eines mit uns in normalen Beziehungen stehenden Staates schulden — aufgenommen wurde. Von der Feststellung dieser Tatsache bis zur plumpen Verdächtigung Deutschlands ist bei gewissen englischen Blättern von bekanntem Charakter nur ein Schritt.

Dank der Arbeit der englischen Hetzpresse in diesen und ähnlichen Fällen ist die Nervosität in England augenblicklich wieder sehr groß, und auch vernünftige, ernsthafte und anständige Blätter können sich dieser Stimmung anscheinend nicht entziehn. Selbst eine Zeitung von der Bedeutung der Morning Post ist in jüngster Zeit nicht davor zurückgeschreckt, sich lächerlich zu machen, indem sie Nachrichten von dem geheimnisvollen Erscheinen deutscher Kriegsschiffe vor Kopenhagen brachte. Diese im Stil der Seemannsmärchen vom fliegenden Holländer aufgeputzten Geschichten hatten einen direkt visionären Charakter.

Was sollen wir nun solchen Albernheiten gegenüber tun? Der größte Fehler, den wir begehn könnten, wäre, wenn wir angesichts der in England herrschenden Nervosität selbst nervös würden. Wir sollten also weder von den törichten Hetzereien über das Maß der notwendigsten Abwehr hinaus Notiz nehmen oder sie gar erwidern, noch irgendwie den Versuch machen, die unfreundliche Gesinnung gegen uns durch stürmisches Liebeswerben zu wandeln. Was zur Annäherung der beiden Völker geschehen kann, ist nur eins: daß die verständigen und politisch gebildeten Kreise in beiden Ländern, womöglich vor allem solche, die einen Einfluß auf weitere Kreise auszuüben vermögen, einen der gegenseitigen Aufklärung dienenden Verkehr miteinander aufrecht erhalten, und daß man diesen Beziehungen eine möglichst ungestörte Nachwirkung in der Stille sichert. Freilich darf man sich auch nicht sogleich beirren lassen, wenn besondre politische Konstellationen das auf diesem stillen Wege erreichte vorübergehend wieder in Frage zu stellen scheinen. Das Schlimmste sind solche Einwirkungen, wie sie bei dem Kaiserinterview zutage getreten sind. Doch darüber haben wir uns früher eingehend ausgesprochen, und wir brauchen darauf nicht zurückzukommen. Man kann im allgemeinen wohl die Regel aufstellen, daß Annäherungen an andre Völker niemals darin bestehn dürfen, daß man durch Freundschaftsbezeugungen und Bekehrungsversuche direkt auf Stimmungen und Gefühlsmomente zu wirken sucht. Möglich wird eine Annäherung immer nur, wenn die realen Interessen der Völker sie gestatten, und in solchem Falle kann eine entgegenstehende Stimmung allerdings überwunden werden, aber nur durch eine langsame Aufklärungsarbeit, die durch die Stimmungshindernisse hindurch und über sie hinweg die Erkenntnis der wahren Interessen allmählich reifen läßt.

Es besteht kein Zweifel, daß sich die Durchschnittsmeinung in England heute einbildet, die britischen Interessen würden durch Deutschland gefährdet, geschädigt oder zu schädigen versucht. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß dieses Mißtrauen nicht nur durch die Vorstellung eines dauernden, eingebildeten Interessengegensatzes genährt wird, sondern auch einen Rückhalt an der Tatsache findet, daß die erwähnte Vorstellung unter bestimmten Zeitverhältnissen ein bequemes Mittel darstellt, um andre politische Zwecke zu erreichen. Und gerade aus diesem Grunde noch mehr als um der Stimmung in England willen werden wir auf längere Zeit hinaus noch damit zu rechnen haben, daß die europäische Lage durch den deutsch-englischen Gegensatz beherrscht wird, ohne daß dies eine direkte Gefahr für den Frieden bedeutet.

Wie sich die orientalische Frage entwickeln wird, ist noch immer nicht ganz klar. Wie groß die Schwankungen sind, zeigt sich darin, daß zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn die Beziehungen langsam einer Verständigung näherkommen, obwohl die gegen den österreichischen Handel gerichtete Boykottbewegung in der Türkei noch fortdauert, ja sich hier und da zu verschärfen scheint. Und dabei waren die Verhältnisse doch vor einiger Zeit schon so weit gediehen, daß der Abbruch der diplomatischen Beziehungen jeden Augenblick erwartet wurde. Dagegen spitzen sich die Verhältnisse zwischen der Türkei und Bulgarien, die sich vor kurzem noch über Erwarten glatt zu entwickeln schienen, gegenwärtig einmal wieder mehr und mehr zu, sodaß es wirklich manchmal danach aussieht, als werde es zu einem kriegerischen Zusammenstoß kommen. Aber die Wolkenbildungen in diesem Winkel Europas brauchen nicht immer zu einem Gewitter zu führen, das sich in Donner und Blitz entlädt; es ist möglich, daß es der europäischen Diplomatie noch gelingt, die Wolken zu zerteilen. Für uns ergibt sich daraus nur die praktische Folgerung, in ruhiger Beobachtung im Bunde mit Österreich-Ungarn alle Momente zu stärken, die zu einer friedlichen Entwicklung beitragen können, selbst aber in jeder Beziehung genügend gerüstet zu bleiben.

Zu dieser Sicherheit sollen wir nun auch durch das große Werk beitragen, das uns in unsrer innern Politik beschäftigt. Augenblicklich ruht die Arbeit an der Reichsfinanzreform, aber diese Pause, die zu einer Abschätzung des bisher geleisteten und der Aussichten für das noch zu leistende auffordert, läßt uns zu keinem erfreulichen Ergebnis der Betrachtung kommen. Man muß freilich zugeben, daß eine großzügige Finanzreform die schwerste Aufgabe ist, die einem Parlament überhaupt gestellt werden kann. Es ist das Gebiet, auf dem die Unvernunft der Wählermassen am leichtesten und stärksten mit dem Gebot des Gemeingeistes und des Staatsinteresses zusammenstößt. „In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf“ — ist ein Lieblingswort spießbürgerlicher Weisheit, und die Gemütlichkeit des Durchschnittswählers gebietet ihm, den Egoismus des einzelnen und allenfalls die nächstliegenden Kirchturminteressen zum Maßstab der Beurteilung zu nehmen. Der Wähler fordert von dem Volksvertreter absolutes Mißtrauen gegenüber allen Anforderungen, die an seinen Geldbeutel gestellt werden. Es gehört deshalb für einen Parlamentarier, namentlich wenn er selbst demokratischen Grundsätzen huldigt, viel Charakterstärke dazu, in Finanzfragen den weitschauenden Standpunkt einzunehmen, der bei einer grundsätzlichen Regelung der Reichsfinanzen unerläßlich ist. Gar zu leicht drängen sich die Grundsätze herein, die für die Etatsberatung maßgebend sind. Da gilt es natürlich, die Notwendigkeit jeder einzelnen Ausgabe zu prüfen und dann zu fragen, ob zur Bestreitung dieser absolut notwendigen Ausgaben die Heranziehung aller der Einnahmequellen erforderlich ist, die das Gesetz zu benutzen gestattet, ob hier und da Erleichterungen der Lasten ratsam sind, oder ob eine andre

zweckmäßige Verwendung der verfügbaren Einnahmen vorzuziehn ist. Wenn aber der Reichstag bei der grundsätzlichen Regelung der Einnahmequellen des Reichs an einer Prüfung des augenblicklich zu berechnenden Bedarfs nach den kurzsichtigsten Erwägungen stecken bleibt und immer nur der bloße Etatskünstler bleibt, der die Wichtigkeit der Aufgabe gar nicht erfaßt, dann kann man wohl von starker Besorgnis ergriffen werden. Besonders wenn man Wert darauf legen muß, daß die Reform nicht nur überhaupt, sondern insbesondre durch die Verständigung der Konservativen und der Liberalen gesichert wird.

Von der Fähigkeit des Reichstags, diese Aufgabe zu lösen, hängt es ab, ob die Novemberkrisis dem deutschen Volke zum dauernden Nutzen gereichen wird oder nicht. Denn schließlich ist es nur das wirkliche Vermögen, etwas zu leisten, das die Verteilung der Gewalten im Staat über alle Äußerlichkeiten und Kunststücke der Gesetzfabrikation hinweg regelt.

Koloniale Rundschau

Berlin, 29. Dezember 1908

Eine neue Hiobspost aus Südwestafrika hat uns der Draht gerade zum Fest auf den Weihnachtstisch gelegt. Im Südosten der Kolonie an der englischen Grenze haben verschiedne Überfälle von Hottentottenbanden stattgefunden, wobei eine Reihe von Farmern und Soldaten ums Leben kamen. Eine treffliche Illustration zu den in dem jetzt verflossenen Jahr unter dem Widerspruch zahlreicher Kenner der Verhältnisse vorgenommenen Truppenverringerungen! Nun haben wir wieder einmal die Bescherung. Es war doch bekannt, daß zahlreiche Hottentottenbanden auf englisches Gebiet übergetreten waren. Es war auch bekannt, daß der Aufstand jenseits der Grenze von gewissen Interessentenkreisen mit Scotty Smith an der Spitze wenn nicht finanziert, so doch mindestens durch materielle Begünstigung der Aufständischen in die Länge gezogen worden ist. Wir wollen nicht auf das eigenartige Verhalten der englischen Regierung bei Beginn des Aufstands, die die Aufständischen als kriegführende Macht anerkannte, nochmals näher zurückkommen. Denn sie hat wenigstens versucht, durch Unschädlichmachung Morengas diese allem Rassebewußtsein hohnsprechende Entgleisung wieder gut zu machen.

Man hat aber nichts davon gehört, daß sich die englische Regierung energisch für die Praktiken jener Händlerkreise interessiert hätte, und man mußte sich daher bei uns zu gelegner Zeit eines teilweisen Wiederauflebens des Aufstandes im Süden der Kolonie versehen. Trotzdem ist die Truppe offenbar zu stark verringert worden, noch ehe die neugebildete Landespolizei auch nur annähernd ihre Sollstärke erreicht hat. Im Kolonialamt wird offenbar allzusehr in Opportunitätspolitik gemacht. Ersparnisse um jeden Preis, Etatsverringerungen auf der ganzen Linie, das ist auch diesmal wieder die Signatur des soeben dem Reichstag vorgelegten Kolonialhaushalts. Sparsamkeit allein tuts nicht, sie muß auch den tatsächlichen Verhältnissen angemessen sein, sonst läuft sie Gefahr, als Leichtsinn angesprochen zu werden. Unsre Volksvertreter werden sich diesmal hoffentlich die verringerten Positionen genau ansehen und erwägen, ob diese gesparten Summen nicht im folgenden Jahre in Gestalt von neuen Belastungen, verursacht durch die Folgen falscher Sparsamkeit, auf der andern Seite doppelt und dreifach erscheinen könnten. Denn unsre Ansiedler, die sich im Vertrauen auf unsern Schutz niedergelassen haben, und unsre Soldaten müssen uns zu gut sein zu Versuchskarnickeln für Etatskünste. Das möchten wir namentlich gewissen Kolonialkünstlern im Reichstag ins Stammbuch geschrieben haben. Item: sie mögen immer an die beiläufig 30 Millionen und die Tausende von Menschenleben denken, die uns die Verzögerung der Eisenbahn Lüderitzbucht–Keetmannshoop gekostet hat! Es wird auch danach zu fragen sein, ob unsre

Regierung von der englischen gewisse Garantien für die übergetretnen und nicht ausgelieferten Aufständischen verlangt hat. Es sieht nicht so aus. Ich kann mich nicht völlig der Berechtigung der in den Hamburger Nachrichten vertretenen Anschauung — so phantastisch sie klingen mag — verschließen, daß nämlich die jüngsten Überfälle in einem gewissen ursächlichen Zusammenhang stehn können mit der unverkennbaren Nervosität und Eifersucht südafrikanischer Diamanteninteressenten wegen unsrer Diamantenfunde. Solche Dinge sind nicht unerhört in der Geschichte der südafrikanischen Politik.

Um so energischer werden wir jetzt darauf dringen müssen, daß man sich englischerseits energisch an den Aufräumungsarbeiten an der Grenze beteiligt. Jetzt muß endlich etwas Durchgreifendes geschehen, denn so kann es nicht weitergehn. Hier handelt es sich nicht bloß um eine jener Räubereien, die nach oft gehörter offiziöser Ansicht noch ab und zu vorkommen werden, sondern hier handelt es sich offenbar um einen wohlorganisierten, langerhand vorbereiteten Überfall größern Stils und um die Frage, ob die weitere Besiedlung des Südens der Kolonie überhaupt zugelassen werden darf. Unsre Truppe tut wahrhaftig voll und ganz ihre Pflicht und leistet das Menschenmögliche. Aber gegen das, was jenseits der Grenze zusammengebraut wird, kann sie nicht ankommen. Dem muß in Berlin vorgebeugt werden. Das erforderliche Material ist ja an amtlicher Stelle vorhanden. Staatssekretär Dernburg hat sich bei seinem Besuch in Britisch-Südafrika mit den dortigen Machthabern über die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der beiderseitigen Gebiete, über friedliche Überbrückung der Grenze durch Eisenbahnanschluß usw. unterhalten. Hoffentlich hat er auch über die Solidaritätspflichten der weißen Rasse, über Simon Copper und die Geschäftspolitik gewisser Händler an der Grenze gesprochen! Wenn er gegen die faulen Manöver dieser Dunkelmänner ebenso sauer reagiert hätte, wie manchmal zu Hause gegen wohlmeinende Kritiker, so sollte man meinen, daß er in dieser Richtung etwas erreicht hätte. Aber vielleicht erfahren wir darüber noch Näheres im Reichstag. Denn man muß sagen, daß sich seine Reise sonst als recht erfolgreich erwiesen hat.

Überhaupt gehts im übrigen mit Südwest recht erfreulich vorwärts. Die Besiedlung ist in vollem Gange, und die Farmen gehen ab wie die warmen Semmeln, namentlich im Norden, wo im Augenblick nicht mehr allzu viel vermessenes Land zur Verfügung steht. Doch darauf werden wir demnächst in einem besonderen Aufsatz zurückkommen. Südwest hat den Vorteil, daß es einen Gouverneur hat, der selbst Landwirt und mit Kopf und Herzen bei der Sache ist. Es wäre recht gut, wenn man auch in den andern Kolonien bei einem Gouverneurswechsel an die guten Erfahrungen, die man mit der Wahl des Herrn v. Schuckmann gemacht hat, denken und einen Gouverneur hinaussenden würde, der praktisches Verständnis für die Landwirtschaft hat.

Ein kleines Pflaster auf die durch die oben erwähnten Hiobsposten geschlagnen Wunden bilden die neusten Meldungen über die Diamantenfunde. Es scheint immer mehr, als ob diese Funde recht aussichtsvoll wären und zum mindesten einen recht netten Zuschuß zur Wirtschaft unsrer Kolonie verhießen. Wenigstens sprechen sich schon eine Reihe von Kennern der Verhältnisse in diesem Sinne aus. Das Gouvernement hat die Interessen des Fiskus durch Einführung von Lizenzgebühren und eines Wertausfuhrzolles von zehn Mark pro Karat wahrgenommen. Die Interessenten haben natürlich Weh und Ach geschrien über diese Belastung. Das ist nun mal so Sitte im wirtschaftlichen Leben. Da aber nach Ansicht von Fachleuten dieser Zollsatz den Verhältnissen durchaus angemessen ist und bei Zugrundelegung von fünf Mark Produktionskosten und dem letztnotierten Preis von

29 Mark immerhin den netten Gewinn von rund fünfzehn Mark übrig läßt, so kann man vorläufig über diese Klagen wohl zur Tagesordnung übergehn.

Über Kamerun und Togo ist nichts Neues von Belang zu sagen. Beide haben sich im verflossenen Jahre in zufriedenstellender Weise weiter entwickelt. Auf die Einzelheiten werden wir nach Erscheinen des amtlichen Jahresberichts zurückkommen. Der soeben vorgelegte Etat bietet kein allgemeineres Interesse.

In Ostafrika ist nunmehr die längst erwartete Arbeiterverordnung vom Gouvernementsrat angenommen worden. Allerdings unter scharfem Protest gegen einzelne Bestimmungen, die die negrophile Politik des Herrn von Rechenberg allzu deutlich hervortreten lassen. Die Ansiedler wollten wenigstens einmal eine Regelung der Arbeiterverhältnisse haben, und der Gouvernementsrat wollte daher die Sache nicht durch Ablehnung einzelner Bestimmungen aufhalten. Wenn der endgiltige Wortlaut der Verordnung vorliegt, werden wir uns im einzelnen damit beschäftigen. Aus dem bis jetzt bekannten scheint immerhin hervorzugehen, daß die Ansiedler nicht ganz Unrecht haben. Einzelne Bestimmungen sehen verzweifelt danach aus, als ob in erster Linie das Interesse der Arbeitnehmer wahrgenommen werden müßte, und als ob die Verordnung vorzugsweise ein Instrument zur Kontrolle der Pflanzer wäre. Wie gesagt, wir behalten uns nochmalige Würdigung vor.

Den zahlreichen berechtigten Klagen über seine Politik gegenüber ist Herr von Rechenberg bemüht, sich für eine „gute Presse“ zu sorgen. Als die neue offenbar ultramontan infizierte Deutsch-ostafrikanische Rundschau ins Leben trat, um „einem dringenden Bedürfnis“, wenigstens des Gouverneurs, abzuhelfen, entzog Herr von Rechenberg der altbewährten, aber leider manchmal unangenehm offnen Deutsch-ostafrikanischen Zeitung die Publikation der amtlichen Bekanntmachungen und die amtlichen Lieferungen und überwies sie der neuen Rundschau, die sich sichtbar befleißigt, nicht „anzustoßen“. Kommentar überflüssig. Einstweilen ist die Usambara-Post noch da, die nicht minder offenherzig, aber in Magenfragen nicht so empfindlich ist wie ihre Daressalamer Kollegin. Sie wird ihre Pflicht tun, bis eines Tages wohl die Rundschau mit Herrn von Rechenberg von der Bildfläche verschwinden wird.

In Samoa sollen, wie aus trüber australischer Quelle verlautet, die Eingebornen aus Verdruß über die im letzten Jahre erfolgte Beschneidung ihrer Selbstverwaltung nicht übel Lust zu einem Putsch haben. Offiziös ist diese Nachricht wie üblich dementiert worden, und wir glauben gern, daß dies von Rechts wegen geschehen ist. Bei den Australiern, die die Südsee als ihre Domäne betrachten und gern alle andern Mächte hinausekeln würden, ist aber wohl der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen, und darum erscheint es uns doch wünschenswert, der Sache einige Beachtung zu zollen und den Eingebornen nicht allzu großes Vertrauen zu schenken. Ein Zweites ist noch zu beachten. Die nordamerikanische Pazifikflotte hat neulich Samoa die Ehre ihres Besuches erwiesen. Wir wollen den Amerikanern gewiß keine perfiden Absichten unterschieben, aber immerhin werden sie bei dieser Ehrung ein wenig von dem Wunsch geleitet gewesen sein, den Samoanern zu zeigen: seht, was für tüchtige Kerle wir sind! Sintemalen wir eine solch imposante Seemacht in der Südsee leider noch nicht präsentieren konnten, und die Samoaner besonders viel Sinn für äußern Glanz haben, so wird diese Wirkung nicht ganz ausgeblieben sein, um so mehr als von dem frühern vorherrschenden Einfluß der Vereinigten Staaten auf den Samoanischen Inseln noch recht viel amerikanisches zurückgeblieben ist, z. B. die Sprache. Wir haben also alle Veranlassung, die Samoaner von der Macht des Deutschen Reiches zu überzeugen, damit sie uns im Falle von europäischen Verwicklungen keine Schwierigkeiten machen.

Nun haben die Samoaner gegenwärtig noch durch unsre Gnade ein etwas gefährliches Spielzeug, die Tita-Tita, eine eingeborne Schutztruppe, gebildet aus Häuptlingssöhnen und bewaffnet mit deutschen Militärgewehren. Wir meinen, im Gedanken an etwaige Unruhen müßte uns wegen dieser Truppe angst und bange werden, denn wir sind nicht in der Lage, ihr eine weiße Truppe entgegenzustellen, denn auch die Polizeitruppe besteht aus Samoanern. Und bis die Stationsschiffe eintreffen, kann viel passieren. Die Samoaner können auch weniger harmlos sein, als sie sich gewöhnlich geben. Verschiedne Marinegräber aus der Zeit der Erwerbung der Kolonie geben Zeugnis davon. Es wäre eine Beruhigung für alle Kolonialfreunde, wenn die Tita-Tita durch eine weiße Truppe ersetzt würde, die auch nicht viel mehr kosten würde. Für die Samoaner ließe sich sicher eine andre Gelegenheit finden, ihrer Neigung zu Prunk und äußrer Repräsentation zu frönen.

Sonst gibts in der Südsee im Augenblick wenig neues. Dasselbe ist hinsichtlich Kiautschou der Fall. Wir hoffen aber, in der nächsten Rundschau mitteilen zu können, daß unser Kolonialbesitz im allgemeinen im verflossenen Jahr erfreuliche Fortschritte auf wirtschaftlichem Gebiet unter dem Einfluß Dernburgischer Verwaltung aufzuweisen habe, die mancherlei Unglücksfälle in Südwest und Unstimmigkeiten in Ostafrika aufzuwiegen vermögen. Rudolf Wagner

---

Aus dem Wirtschaftsleben 28. Dezember 1908

(Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Amerika. Konzentrationstendenzen. Postscheckverkehr.)

Präsident Roosevelt hat während seiner Amtsperiode so starken Einfluß auf die Wirtschaftsgesetzgebung Amerikas ausgeübt, daß die Bedeutung der Präsidentenwahl für das Wirtschaftsleben wenn möglich noch gesteigert worden ist. Amerika übt heute auf die gesamte Weltwirtschaft einen so starken Einfluß aus, auf den Geldmarkt, den Kapitalmarkt und den Warenmarkt in gleicher Weise, daß die Welt an einer ruhigen Entwicklung des amerikanischen Wirtschaftslebens das größte Interesse hat. Für Deutschland war die Präsidentenwahl, die am 3. November stattfand, in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung.

Zunächst wird jede Wahl, gleichgiltig, ob Republikaner oder Demokraten Aussicht auf Erfolg haben, von den bekannten Newyorker Großspekulanten als willkommner Anlaß zu Spekulationen in größtem Stile betrachtet. Bei den engen Beziehungen, in denen die Newyorker Börse zu allen europäischen Börsen steht, können diese Börsenmanöver nicht ohne Wirkung auf die Kursgestaltung in Europa bleiben. So hat auch diesmal die Spekulation, obwohl der Ausgang der Wahl nicht zweifelhaft sein konnte, die öffentliche Meinung eine Zeit lang irregeführt, es gelang ihr, den Ausgang der Wahl als zweifelhaft hinzustellen und dadurch Verwirrung zu schaffen.

Von weit größerer Bedeutung war jedoch für Deutschland die Frage, wie sich die Präsidentschaftskandidaten zu den Trusts stellen werden. Bei dem unheilvollen Einfluß, den die Trustmagnaten in Amerika auf das wirtschaftliche und politische Leben ausüben, war es selbstverständlich, daß sich jeder Kandidat als Gegner der Trusts bekennen mußte, wenn er überhaupt Aussicht auf Erfolg haben wollte. Demnach kam es darauf an, festzustellen, welcher Kandidat seine Gegnerschaft auch durch Taten stärker bekunden würde. Es war klar, daß der Demokrat Bryan mit Rücksicht auf seine Wähler energischer hätte vorgehn müssen als der Republikaner William H. Taft, der zwar dem von Roosevelt eingeschlagnen Wege folgen wird, doch, wie man annimmt, weniger geräuschvoll. Was hilft es auch, die Standard

Oil Company — wie es im vorigen Jahre geschah — zu 125 Millionen Mark Geldstrafe zu verurteilen; Rockefeller hat das Petroleummonopol, mithin die Preisbildung, in seiner Hand. Hätte die zweite Instanz die exorbitante Strafe bestätigt, so hätte Rockefeller sie auf die Konsumenten abgewälzt.

Als feststand, daß Taft der weniger energische Gegner war, war seine Wahl auch gesichert, da die Trustgewaltigen nunmehr das größte Interesse hatten, ihre gewaltigen Geldmittel bei der Wahl zugunsten Tafts zu verwenden.

Der künftige Präsident hat sich als Freund Deutschlands bekannt und will auf eine Ermäßigung der hohen Zollsätze hinwirken; es wäre aber für Deutschland noch mehr zu wünschen, daß der Präsident mit aller Energie die Privatinteressen der Trusts dem Allgemeinwohl unterordnete. Vor allem ist eine gründliche Reform des amerikanischen Notenbankwesens unaufschiebbar, doch wird sie wohl noch lange an dem Widerstande der mächtigen Finanzgruppen scheitern. Während in Europa überall eine völlige Zentralisierung des Notenwesens angestrebt wird, sodaß nur eine Zentralnotenbank ausschließlich im öffentlichen Interesse den Geldumlauf regelt, nimmt in den Vereinigten Staaten die Dezentralisation immer mehr zu. Über 6850 Notenbanken betreiben dort die Notenausgabe lediglich nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen, dazu kommt, daß das System jeder Elastizität entbehrt. Hält das Publikum in Krisenzeiten das Hartgeld, besonders das Gold vom Verkehr zurück, so versagt das amerikanische System vollständig. Die amerikanischen Banken sind gezwungen, Gold unter großen Opfern aus Europa zu beziehen, wodurch sie wieder die europäischen Notenbanken nötigen, zur Abwehr den Diskontsatz zu erhöhen und so die betreffenden Länder schwer schädigen. Im Jahre 1907 bezog Amerika nach Ausbruch der schweren Krisis allein in den Monaten November und Dezember für etwa 400 Millionen Mark Gold aus Europa, und zwar hauptsächlich aus Deutschland und England, da die Reichsbank und die Bank von England die europäischen Notenbanken sind, die Gold jederzeit an jedermann auch zu Exportzwecken hergeben. Die Zinssätze stiegen damals in beiden Ländern auf eine seit Jahrzehnten nicht gesehene Höhe.

Demnach ist die geringe Aussicht auf eine gründliche Reform des Notenbankwesens unter dem neuen Präsidenten das für Deutschland bemerkenswerteste Ergebnis der Wahl.

Doch der Kampf gegen die Trusts wird nicht ruhn, dazu ist die Antimonopolbewegung in den Vereinigten Staaten zu mächtig. Man hat wohl erkannt, daß den Trusts mit Gewaltmitteln zurzeit nicht beizukommen ist, und will sich — wie auch die im Dezember an den Kongreß gerichtete bedeutsame Botschaft des scheidenden Präsidenten betont — damit begnügen, die Korporationen zu weitestgehender Publizität zu zwingen, sodaß die Öffentlichkeit in den Stand gesetzt wird, über monopolistische Praktiken und unanständige Geschäftsmethoden zu urteilen und „Material für den Unterbau einer wirksamen Gesetzgebung" zu erhalten. Die größte Erbitterung haben die Trustleiter durch die Brutalität hervorgerufen, mit der sie selbständige Existenzen vernichten. „Auf dem Wege einer höchst vernünftigen Geschäftsführung, so schreibt Professor Dr. von Philippovich im Österreichischen Volkswirt vom 12. Dezember (Herausgeber Walter Federn), können die großen Korporationen unsrer Tage das Eigentum von Tausenden expropriieren und sie in Angestellte verwandeln. Das ist die Wunde, aus der die Gesellschaft blutet." In seinem Werke Monarchen und Mammonarchen gibt Theodor Duimchen ein Beispiel solcher grausamen Expropriation durch Rockefeller (S. 258 bis 260).

Lewisohn Brothers waren aus kleinen Anfängen heraus zum größten Kaffeehause Amerikas und zu einer Macht im Kupferhandel geworden. Eines Tages

hält Rogers, ein Mitarbeiter Rockefellers im Standard Oil Trust, es für nützlich, den Handel in seine Hand zu bekommen. Er schlägt vor, das Lewisohnsche Kupfergeschäft in die Firma United Metal Selling Company umzugründen. Lewisohn berechnet die vorhandnen Werte auf 15 Millionen Dollar. Nein, sagt Rogers, die neue Gesellschaft übernimmt das alles für 5 Millionen Dollar in Aktien, davon bekommst du 49 und wir 51 Prozent. Überleg dirs 24 Stunden: entweder du fügst dich, dann bist du unser Teilhaber, oder du fügst dich nicht, dann bist du binnen einem Jahre bankerott. Wir kaufen jede Kupfermine, deren Agent du bist, und ruinieren jede, die etwa nicht verkaufen will. Du hast jetzt einen großen Namen im Kupfergeschäft, binnen einem Jahre wirst du im Kupfergeschäft überhaupt nicht mehr vorhanden sein. — Bis zum andern Morgen hatte sich Lewisohn die Sache überlegt. Er wußte ganz genau, daß die Standard Oil ihn wirklich zugrunde richten konnte, wenn sie es sich erst 10 bis 20 Millionen Dollar kosten ließe. Und er wußte auch, daß sie diese Summe anwenden würde, hatte sie doch die ungezählten Millionen hinter sich, die Amerikas Bürger in den Sparkassen, in den Versicherungsgesellschaften, in den Depositenbanken aufstapeln. Und so zeigt Lewisohn pünktlich seine Unterwerfung an. Auf den Wink von Rogers muß dieser alte, erprobte und nach gewöhnlichen Begriffen schwerreiche Geschäftsmann seinen und seiner Söhne Besitz ausliefern, wie der überfallne Wanderer im Walde seine Taschen umdreht, weil er des Straßenräubers kalten Pistolenlauf an seiner Schläfe fühlt.

Der Gedanke, eine Zentralnotenbank zu schaffen, gewinnt übrigens in den Vereinigten Staaten an Ausbreitung. In dem vor kurzem erstatteten Jahresbericht über das Notenbankwesen empfiehlt der amerikanische Schatzsekretär Cortelyou die Errichtung einer solchen Bank, jedoch unter einem für das Land höchst charakteristischen Vorbehalt: daß es gelingt, das Institut dem Einfluß der Politiker und der Großkapitalisten zu entrücken! Das aber dürfte vorläufig noch ein Ding der Unmöglichkeit sein. Der Schatzsekretär weiß das auch sehr wohl und ist deshalb bemüht, durch andre Vorschläge das Drängen Europas nach einer amerikanischen Zentralbank zu beschwichtigen. Europa drängt, um endlich gegen die plötzlichen großen Goldentziehungen Amerikas geschützt zu sein; daher empfiehlt Cortelyou ein andres Mittel, das die internationalen Goldbewegungen regulieren könnte, nämlich die Schaffung einer internationalen Goldnote, die auf einer Konferenz von Regierungsdelegierten und privaten Sachverständigen erörtert werden soll. Cortelyou wiederholt damit in etwas veränderter Form das sehr geschickte Vorgehn seines Vorgängers Roberts, der im Jahre 1904 die Schaffung eines internationalen Clearinghauses anregte.

Wir werden gut tun, die amerikanische Antitrustbewegung im Auge zu behalten, da wir nicht wissen können, ob wir nicht bald zu gleichen Abwehrmaßregeln genötigt sein werden. Die Entwicklung drängt jedenfalls auch bei uns mit Macht auf eine immer stärkere Kapitalkonzentration hin. Die im November veröffentlichten Hauptergebnisse der gewerblichen Betriebsstatistik von 1907 für den preußischen Staat zeigen wiederum einen starken Rückgang der Kleinbetriebe bei gleichzeitigem Anwachsen der Groß- bzw. Riesenbetriebe (über 500 Personen) mit einem Zuwachs der Betriebe um 70,4 und der darin tätigen Personen um 89,1 Prozent.

Wie bedauerliche Formen die Konzentration bereits angenommen hat, ließ der Mißerfolg des Fiskus in der Hiberniaangelegenheit erkennen, das zeigen aber auch die fortgesetzten, immer stärker werdenden Klagen über die Preispolitik der Syndikate, besonders des Kohlensyndikats, und die Vorgänge in der Elektrizitätsindustrie. Seit Jahren machen sich in dieser Industrie starke Konzentrationstendenzen bemerkbar,

die auch zu einem für die Gesellschaften durchaus günstigen Resultat geführt haben dank dem Wirken einer machtvollen Persönlichkeit, des Generaldirektors der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft Rathenau. In neuster Zeit sind die Elektrizitätsgesellschaften bestrebt, ihre Macht dadurch zu erweitern, daß sie sich von den Banken unabhängig zu machen suchen durch Gründung sogenannter Elektro-Treuhandbanken. Diese sollen durch Ausgabe von Obligationen das für Elektrizitätsanlagen nötige Kapital auf lange Fristen beschaffen, und zwar wohl hauptsächlich für kleinere Gemeinden, denen der Kapitalmarkt überhaupt nicht oder nur unter harten Bedingungen offensteht. Diese Institute bedeuten eine außerordentliche Machtvergrößerung der Elektro-Großfirmen, da die Darlehnsnehmer in große Abhängigkeit von ihnen geraten werden. Gegen die Gründung der Institute kann jedoch nichts eingewandt werden, da es in Deutschland tatsächlich an einer andern Organisation des langfristigen industriellen Kredits fehlt.*)

Zu welchen Konsequenzen die Konzentration bereits geführt hat, zeigt die Komödie, die sich bei jeder Vergebung größerer in das Gebiet der Elektrizitätsbranche fallender Arbeiten abspielt. Weder private noch öffentliche Unternehmer sind in der Lage, zu bestimmen, wem sie die Arbeit zuteilen wollen, selbst wenn sie den Weg der Subskription wählen; die durch das Geheimkartell von 1903 vereinigten Elektrogroßfirmen verabreden die Gebote, die jede Firma zu machen hat, sodaß die Firma, der das Kartell den Auftrag zuteilt, das niedrigste Gebot abgibt. Das sind schon große Ähnlichkeiten mit amerikanischen Verhältnissen und geben eine Erklärung für die Vorschläge Schmollers auf der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim im Herbst 1905. Um die Bildung von Trusts nach amerikanischem Muster, die „Züchtung einiger weniger Milliardärdynastien" von Deutschland fernzuhalten, empfahl Schmoller damals, jeder Aktiengesellschaft, deren Aktien- und Obligationenkapital 75 Millionen Mark erreicht oder überschreitet, die Verpflichtung aufzuerlegen, in ihrem Aufsichtsrat ein Viertel der Stimmen Personen zu übertragen, die der Reichskanzler und die Landesregierung als geeignet bezeichnen, und die verpflichtet werden, die politischen und wirtschaftlichen Interessen von Reich und Staat neben denen der Gesellschaft zu vertreten. Ferner soll der zehn Prozent übersteigende Gewinn solcher Unternehmungen halb an die Aktionäre und halb an Reich und Staat fließen.

Endlich hat Deutschland den Postscheckverkehr. Am 1. Januar 1909 ist er, da auch Bayern und Württemberg die Neuerung eingeführt haben, im gesamten Reichsgebiet ins Leben getreten. Auf die privat- und volkswirtschaftlichen Vorteile haben die Grenzboten wiederholt hingewiesen. Sie bestehen — in Kürze zusammengefaßt — hauptsächlich darin, daß müßig in den Kassen für kleine Zahlungen des täglichen Lebens bereit gehaltne Gelder der Post übergeben und durch diese dem Staatskredit (durch Anlage in Staatsanleihen) und den Bedürfnissen der Volkswirtschaft (durch Ankauf von Wechseln u. a. m.) dienstbar gemacht werden sollen. Der Postscheckverkehr wird Kreise, die dem Giroverkehr der Reichsbank fernblieben, weil ihnen das Mindestguthaben von tausend Mark zu hoch erschien (während die Post eine Stammeinlage von nur hundert Mark fordert), an die bargeldlosen Zahlungen derart gewöhnen, daß sie sich später neben dem Postscheckkonto ein Bankkonto eröffnen lassen werden. Die Dezentralisation des Postscheckverkehrs (13 Scheckämter) wird voraussichtlich der Entwicklung des neuen Verkehrsinstituts wesentlich günstiger

*) Vgl. die interessanten Vorschläge des Geh. Hofrats Dr. F. Hecht in dem Bericht über die zweite (außerordentliche) Generalversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Deutschland vom 15. September 1908. Berlin, 1908, Puttkammer und Mühlbrecht. S. 58 ff.

sein als die starre Zentralisation, wie sie in Österreich üblich ist. Trotzdem hat das österreichische Postsparkassenamt in fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit die Zahl der Teilnehmer auf etwa 80000 gebracht. Dabei ist besonders bemerkenswert, daß unter diesen 1346 Ärzte, 2848 Notare und Rechtsanwälte, 362 Geistliche, 7000 Privatpersonen und 9070 Vereine und Korporationen sind. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß der Postscheckverkehr in wesentlichem Maße Kreisen dient, die in Deutschland dem Giroverkehr der Reichsbank nicht angeschlossen sind, daß er also eine Lücke in unserm Geldverkehr auszufüllen berufen ist. Die Hauptvorteile für die Privatwirtschaft sind die Billigkeit und die Bequemlichkeit. Die Zahlungen können wesentlich billiger geleistet werden als durch Postanweisung; wir brauchen nicht mehr auf den Geldbriefträger zu warten, eingehende Postanweisungen werden uns auf dem Konto gutgeschrieben; wir brauchen auch keine Postanweisungen mehr auszuschreiben und zur Post zu tragen, sondern zahlen durch Scheck oder Überweisungspostkarte.

Der im allgemeinen einfache Verkehr mit den Postscheckämtern ist in einem Flugblatt der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) in Berlin in mustergiltiger Weise und in frischer klarer Sprache erläutert worden; wir verweisen betreffs der Einzelheiten auf dieses Blatt, das die Seehandlung einzeln umsonst, falls mehrere Exemplare erbeten werden, für wenige Pfennige an jedermann abgibt.

Noch einmal „die Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage". Der Verfasser des unter dieser Überschrift erschienenen Aufsatzes in Nr. 52 des soeben abgeschlossenen Jahrgangs sendet uns folgende Zuschrift: Die Vossische Zeitung ereifert sich sehr stark über die Darstellung, die ich von der innerpolitischen Lage gegeben habe. Sie geht davon aus, daß ein Gerücht — dessen Ursprung ich übrigens nicht kenne, und dessen Umhertragen in der Presse und im Privatgespräch ich leider nicht hindern kann — mich als „kommenden Mann" bezeichnet, der in der Preßabteilung des Auswärtigen Amts „an die Stelle oder die Seite des Geheimrats Hammann treten werde". Auf dieses Gerücht hin schreibt das Blatt: „Möglich, daß dieser Aufsatz eine Probearbeit bedeutet; sicher, daß er keine Meisterarbeit ist." Ich bin leider nicht naiv genug, meinen Aufsatz mit der Erwartung geschrieben zu haben, daß er das Wohlgefallen der liberalen Presse erregen werde. Die abfällige Kritik bedarf also keiner Erwiderung. Was die „Probearbeit" betrifft, so hätte der Verfasser des Artikels in der Vossischen Zeitung in seiner Nähe Berufsgenossen genug finden können, die ihm darüber Auskunft geben konnten, daß meine langjährige publizistische Tätigkeit an Zeitungen und Zeitschriften ersten Ranges mich an allen unterrichteten und berufnen Stellen vor der Notwendigkeit sichert, „Probearbeiten" zu machen. Dann wird er bei ruhigem Nachdenken auch entdecken, daß unter den von ihm angenommnen Voraussetzungen eine anonyme Arbeit an derselben Stelle in den „offiziös bedienten Grenzboten" — so drückt sich der Verfasser aus — den Zweck besser erfüllt hätte. Die Wirkung wäre mindestens die gleiche gewesen, wahrscheinlich noch größer, und an der richtigen Stelle hätte man ja doch gewußt oder erfahren können, wer den Artikel geschrieben hatte. Ich erwähne dieses Persönliche nur, weil es mir die Gelegenheit gibt, einem unbegründeten Gerücht entgegenzutreten. Im übrigen kann mich die Kritik kalt lassen, denn sie trifft mich nicht persönlich; jedem andern an meiner Stelle wäre es ebenso gegangen. Ich habe wenigstens noch nie einen politischen Publizisten gesehen, der von einem angegriffnen politischen Gegner Anerkennung geerntet hätte.

In sachlicher Beziehung läßt der Artikel der Vossischen Zeitung jeden ernsthaften Widerlegungsversuch vermissen. Die Versicherung, daß „Drohungen“ den Liberalismus nicht gefügig machen könnten, kann als ein solcher Versuch nicht gelten. Dergleichen Phrasen machen wohl auf die Menge Eindruck; die Verantwortlichen und die Führer pflegen auch die vom Gegner aufgestellten Behauptungen unabhängig daraufhin zu prüfen, ob ihnen Tatsachen zugrunde liegen. Sie werden auch in diesem Falle wohl erkennen, daß ich keinen Rat erteilt, sondern nur auf Tatsachen hingewiesen habe.

Mein Kritiker hat aber auch übersehen, daß ich von den Meinungsverschiedenheiten der Konservativen und der Liberalen über einzelne Steuervorschläge der Regierung gar nicht gesprochen habe. Ich habe diese vielmehr ausdrücklich ausgeschieden und früher schon oft genug in der Öffentlichkeit die Meinung ausgesprochen, daß die Zugeständnisse, die die Liberalen bereits gemacht haben, die Konservativen verpflichten, ihren Widerstand gegen die Nachlaßsteuer aufzugeben. Jetzt aber liegt die größte Gefahr für das Zustandekommen der Reichsfinanzreform darin, daß die ganze Arbeit durch ein kleinliches Herabdrücken des berechneten Bedarfs unter einen falschen Gesichtspunkt gerückt und wiederum zu einem Flickwerk und einer Halbheit gemacht werden soll. Der Hinweis auf die unvermeidlichen oder mindestens wahrscheinlichen Folgen dieser Taktik belastet nicht mich, sondern die, die in solchem Hinweis eine unberechtigte Drohung sehen. W. v. Massow

Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71. Zu unsern Artikeln in Nr. 41 und Nr. 47 der Grenzboten sind uns aus Leserkreisen wieder verschiedne Mitteilungen zugegangen. Es handelt sich um die Frage: Sind uns im Kriege 1870/71 vom Feinde fünf Geschütze genommen worden, wie das französische Kriegsministerium behauptet, oder sechs Geschütze, wie das Generalstabswerk angibt, oder nur vier: zwei bayrische, ein preußisches und ein sächsisches? Im Großen Generalstab hält man, nach den uns von einem höhern Offizier zugegangnen Bemerkungen, die Angabe für falsch, daß das in Etrepagny erbeutete sächsische Geschütz von den Franzosen auf ihrem Rückzuge ins Wasser geworfen worden und deshalb nicht zu finden sei. Diese Angabe, die aus den Aufzeichnungen des Sächsischen Ulanenregiments Nr. 17 stammt, könne nur eine haltlose Vermutung sein; denn ein ins Wasser geworfnes Geschütz, wenn es nicht gerade das Weltmeer sei, könne nicht dauernd verloren gehn. Das sächsische Geschütz muß also unter allen Umständen in Frankreich sein.

Über den Verlust der übrigen Kanonen schreibt uns Herr Oberregierungsrat R., ein früherer Mitkämpfer: „Bei Beaune-la-Rolande sind tatsächlich zwei deutsche Geschütze verloren gegangen. Die Angabe Scherffs S. 21, vorletzter Absatz, und des Generalstabswerks, II. Teil, 1. Band, S. 471—473 lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Schließlich kann ich es als Mitkämpfer im Hannoverschen Feldartillerieregiment Nr. 10, dem die beiden Geschütze angehörten, bezeugen. Die erste leichte und die dritte schwere Batterie hatten die Verluste zu beklagen.“

Da diese Frage aus kriegsgeschichtlichen Gründen aufgeklärt werden muß, wandten wir uns an das Kriegsarchiv des Großen Generalstabs, und dieses teilt uns folgende interessante Einzelheiten mit: Es ist richtig, daß nach der Darstellung des Generalstabswerks an der angegebnen Stelle auch ein Geschütz der ersten leichten Batterie verloren gegangen ist, sodaß danach das Feldartillerieregiment Nr. 10 am Tage von Beaune-la-Rolande zwei Geschütze verloren hätte. Auf S. 478 des bezeichneten Bandes steht aber folgende Ergänzung: „Das über La Pierre percée zum Angriff schreitende Füsilierbataillon Regiments Nr. 52 und die an den dortigen

Waldstücken kämpfenden Siebenundfünfziger bemächtigten sich nun vollständig dieser Gehölze und des dort früher verloren gegangnen Geschützes." Es sind also bei Beaune-la-Rolande anfangs zwei Geschütze in die Hände des Feindes gefallen, aber schließlich ist nur eins in ihren Händen geblieben. Das stimmt auch mit folgenden Gefechtsberichten:

a) Der Gefechtsbericht der ersten leichten Fußbatterie des Feldartillerieregiments Nr. 10 „C. D. Venouille, den 29. 11. 1870", unterschrieben: „Knauer, Hauptmann und Batteriechef", schildert den Verlust des Geschützes, bei dem 5 Mann und 6 Pferde liegen blieben, und sagt dann weiter: „Das verlorne Geschütz wurde durch den Vizefeldwebel Aly heute morgen der Batterie zurückgebracht. Dasselbe ist dem Vernehmen nach von der zweiten Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 52 aufgefunden, resp. wiedergenommen und von der ersten leichten Batterie III. Armeekorps dem Vizefeldwebel Aly wiedergegeben. Es fehlte darin der Verschluß, der Aufsatz und einige Munition. Gegenwärtig ist es wieder völlig schußfertig."

b) Der Gefechtsbericht des Infanterieregiments Nr. 52: „Beaune-la-Rolande, 2. 12. 1870", unterschrieben v. Wulffen, Oberst und Kommandeur, sagt: „Das Füsilierbataillon avancierte bis zum Schnitt der Straße nach Beaune-la-Rolande mit der Römerstraße (Chemin César). Einige hundert Schritt rechts dieses Schnitts stand ein vom X. Armeekorps zurückgelassenes Geschütz nebst Protze, verteidigt von französischen Abteilungen. Sekondeleutnant Paech des Füsilierbataillons warf sich mit seinem Schützenzuge mit Hurra auf die französischen Abteilungen und nahm dasselbe; die Verschlußstücke hatten die Franzosen jedoch mitgenommen. Es ist dieses Geschütz sodann an den Chef der ersten leichten Batterie Hauptmann Stoephasius abgegeben worden, von wo es am andern Tage wieder in die Hände des betreffenden Batteriechefs im X. Armeekorps übergegangen ist." Es bleibt also dabei, schreibt uns das Kriegsarchiv des Großen Generalstabs, daß sich im Besitz der Franzosen nur vier 1870/71 genommene deutsche Geschütze befinden, zwei bayrische, ein preußisches und ein sächsisches.

Wir freuen uns, daß damit der fatale Fehler im Generalstabswerk, es seien sechs deutsche Geschütze verloren gegangen, beseitigt worden ist. Der französische Kriegsminister, der den Befehl gegeben hat, daß die Trophäen, darunter fünf deutsche Kanonen, aus dem Kriege von 1870/71 vereinigt und in das Invalidenhotel geschafft werden, spricht in seinem Erlaß an die französischen Korpskommandeure auch von zwei bei Beaune-la-Rolande eroberten preußischen Geschützen. Ein französischer Offizier sagt aber im Eclair darüber: Les canons de Beaune-la-Rolande sont dans la cour du musée d'Artillerie. Ils portent cette mention: „Pris à l'ennemi." Ils n'ont pas, il est vrai, de certificat d'origine, mais ils ont leur légende et on lui fait crédit. Le général Niox, sous bénéfice d'inventaire, l'accepte. Les deux canons bavarois, pris le lendemain de Coulmiers sont, assure-t-on, à l'arsenal de Lorient. Sur le canon saxon d'Etrepagny, il plane une plus grande obscurité. Die Lösung des ganzen Rätsels wird wohl die sein, daß auf dem Platz des Artilleriemuseums nicht zwei preußische Geschütze stehen, sondern ein preußisches und ein sächsisches.

Im ganzen Kriege nur vier, sage vier von den französischen Truppen trotz aller Anstrengung uns abgenommne Kanonen! Was will das heißen gegen die 359 von uns im Feuergefecht eroberten französischen Geschütze! Die vielen tausende in den Festungen genommnen Kanonen wollen wir ganz unerwähnt lassen. Der französische Kriegsminister hätte im Interesse des französischen Prestiges wirklich gut getan, die Frage der Trophäen Frankreichs aus dem Kriege 1870/71 auf sich beruhen zu lassen. E. G.

Literaturgeschichte und Volkskunde. Ausgehend von der Tatsache, daß bei der Beurteilung der mündlichen und schriftlichen Überlieferungen, die die deutsche Nationalliteratur bilden, der Zusammenhang unsrer Literatur mit dem deutschen Volkstum als solchem, also die eigentliche nationale Seite unsrer Literaturgeschichte, vernachlässigt worden ist, redet **August Sauer** in seinem Buche **Literaturgeschichte und Volkskunde** (Rektoratsrede. Prag, J. G. Calve, 1907. 42 Seiten. 1 Mark 20 Pf.) einer weitgehenden Ausnützung stammheitlicher oder landschaftlicher Provinzialliteraturgeschichten zum Zwecke der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte das Wort. Dabei habe sich diese mehr als bisher der Ergebnisse der volkskundlichen Forschung zu bedienen, und die Volkskunde selbst habe sich über das Sammeln und Beschreiben hinaus der stammheitlichen und landschaftlichen Charakterologie des deutschen Volkes zuzuwenden, um so eine wissenschaftliche Formel für den Begriff: deutsche Volksseele zu finden. Mehr als bisher sei auch darauf Rücksicht zu nehmen, wie tief zum Beispiel ein Dichter, eine Dichtergruppe, ein Dichtwerk im deutschen Volkstum wurzle oder sich davon entferne. Schließlich erscheint ihm die Pflege der Familiengeschichte, auch die der bürgerlichen Familien, für die literarisch-historisch-biographische Forschung von Wert, desgleichen das Anstreben von verläßlichen Stammbäumen für unsre bedeutendern Dichter.

Ein Anhang bringt eine vorläufige Übersicht über die schon vorhandnen landschaftlichen Literaturwerke, geordnet nach: Darstellungen und Sammelwerken, lokalen Literaturgeschichten, landschaftlichen und mundartlichen Anthologien.

Für die Herausgabe verantwortlich **Karl Weisser** in Leipzig
Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig — Druck von **Karl Marquart** in Leipzig

Winter-Sport u. Wanderungen.
Schlittschuh — Schi — Rennwolf.

„Harter Winter, streng und rauh,
Winter sei willkommen!
Nimmst du viel, so gibst du auch,
Das heißt nichts genommen!"
Grillparzer.

Winterliche Leibesübungen in freier Luft. Von **E. Burgah.** Mit Abbildungen. Kart. M. 1.—

„Der Verfasser hat seine Aufgabe, in kurzen, knappen Ausführungen ein Bild von der Notwendigkeit und dem Wert, dem Wesen und der Art der einzelnen Leibesübungen zu entwerfen, vortrefflich gelöst und es verstanden, dem Leser eine abgerundete Darstellung der in Frage kommenden gesundheitlichen und sportlichen Betätigungen zu geben. Der reiche Inhalt wie nicht minder die klare, einfache Darstellung machen das Büchlein zu einem wertvollen Wegweiser in der Wahl und der Durchführung des Wintersports." (**Sport und Gesundheit.**)

Schönheit und Gymnastik.
Drei Beiträge zur Ästhetik der Leibeserziehung von **F. A. Schmidt, K. Möller** und **M. Radczwill.** Mit Abbildungen. Geh. M. 2.80, geb. M. 3.20.

„Vor allen Dingen faßt dies Buch, fern von jedem Spezialistentum in der Turnerei, die Sache an ihrem innersten Kern. Lebenskraft und Lebenslust durchweht es bis in seinen letzten Winkel, und eine klare Erkenntnis führt das Steuer. Schon beim Durchlesen wird tüchtigen Eltern zumute sein, als hätten sie einen weiten Marsch durch Wiesen und Wälder gemacht und seien vom frischen Feldwind durchweht und durchschüttelt." (**Türmer.**)

Das Wandern.
Von **H. Raydt** und **F. Eckardt.** . . Kart. M. 1.—

Alles, was zum Wandern gehört, sein Wert und sein Zweck, die einschlägige Literatur, die Arten der Wanderung und Ratschläge für die Wanderung finden sich in dem Büchlein vereinigt. Möge die Schrift weiteste Verbreitung finden und viele junge und alte Deutsche antreiben, den Rucksack zu schnüren und hochgemut den Wanderstab zu ergreifen!

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt von **K. Möller.** I. Band: Von Schiller bis Lange. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

„Jetzt, wo die Teilnahme für gesunde Leibesübung und Pflege immer allgemeiner wird, ist dieses Buch besonders willkommen, das solches Streben durch die Worte unserer besten und größten Schriftsteller zu weihen und es so auch zugleich vor den Auswüchsen zu bewahren sucht, vor denen andere Völker, wie die Amerikaner und Engländer, nicht immer verschont geblieben sind."
(**Düsseldorfer General-Anzeiger.**)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

An den Wegen des Weltverkehrs

Von Hauptmann Otto Neuſchler

3. Singapore, der Eingang zum Stillen Weltmeer

Ein wichtiger Punkt an den Wegen des großen weltumſpannenden Verkehrs iſt die Stadt Singapore, die am Eingang des Chineſiſchen Meeres und damit des Stillen Ozeans liegt. Ihre Bedeutung beſchränkt ſich jedoch nicht auf den Handelsverkehr, dem ſie einen erwähnenswerten Stützpunkt bietet; ſie iſt auch ein ſtrategiſcher Platz erſter Ordnung. Um ihn gruppieren ſich die drei Geſchwader der britiſchen Flotte des Oſtens, die als oſtindiſches, chineſiſches und auſtraliſches Geſchwader ihre Baſis in Bombay, Hongkong und Sydney haben. Für dieſe Flotte und ihre drei Geſchwader bildet in Kriegszeiten Singapore den Hauptvereinigungspunkt zu Zwecken der Kohleneinnahme, der Verpflegung und der Ausbeſſerung ebenſoſehr wie den Ausgangspunkt für offenſive Unternehmungen.

Singapore iſt die Hauptſtadt der Malaiiſchen Halbinſel und liegt auf einem der äußerſten Südſpitze dieſer Halbinſel vorgelagerten Eiland von etwa 43 Kilometer Länge, etwa 22 Kilometer Breite und einem Flächeninhalte von etwas über 500 Quadratkilometern. Die Singapore von dem Feſtlande trennende Straße iſt etwa 1200 Meter breit. Der Einfluß und die Territorialmacht Großbritanniens in der Straße von Malakka iſt jedoch nicht beſchränkt auf die Inſelſtadt Singapore, ſondern dehnt ſich an der Oſtküſte der Straße über 640 Kilometer weit aus bis zur Inſel Penang, die auch Prinz-Eduardsinſel genannt wird. Dieſe Inſel wurde im Jahre 1786 von der Oſtindiſchen Kompagnie erworben und blieb mit ihrer wichtigen Hafenſtadt Georgetown der Sitz der Regierung der Straits Settlements bis zu ſeiner Verlegung im Jahre 1857. Das ganze Küſtengebiet iſt hier entweder freier Beſitz Großbritanniens, oder aber es gehört dem Namen nach zu einem der vier verbündeten Malaienſtaaten, deren Häupter im Jahre 1895 aus ihren Gebieten

einen Staatenbund machten, dessen Verwaltung unter der Oberleitung der britischen Regierung stehen sollte.

Von militärischem Standpunkt aus betrachtet bietet der befestigte Hafen von Singapore größere Vorteile als die stärkern Häfen von Gibraltar und Aden, da diese beiden nicht umgeben sind von eignem Gebiet mit freundlich gesinnter Bevölkerung, die imstande und geneigt wäre, Hilfsmittel aller Art und nötigenfalls auch Streitkräfte zur örtlichen Verteidigung zu liefern. Die eingeborne Bevölkerung der Straits Settlements, die außer Singapore auch die Dindings, die Provinz Wellesley und Penang umfassen, hat ungefähr eine Stärke von 600000, die der Verbündeten Malaienstaaten von annähernd 800000 Seelen. Im Falle eines Krieges hätte der Feind mit dem Widerstande dieser gesamten Bevölkerung zu rechnen, da die Häuptlinge der Verbündeten Staaten vertragsmäßig verpflichtet sind, die britische Regierung mit Truppenaufgeboten bei der Verteidigung der Kolonie der Straits Settlements zu unterstützen.

Singapore ist ein schlagendes Beispiel für den Einfluß kaufmännischen Unternehmungsgeistes auf die Entwicklung des britischen Reiches. Sir Stamford Raffles, der damalige Gouverneur von Bencooten, der Niederlassung der Ostindischen Kompagnie auf Sumatra, hatte im Jahre 1819 nicht aus militärischen Gründen, sondern für Handelszwecke Singapore besetzt. Offiziell wurde es dann im Jahre 1824 durch den Sultan von Johore an die britische Regierung abgetreten. Die Erwerbung Singapores aber hat alle Hoffnungen Sir Stamford Raffles in reichem Maße erfüllt. Von kleinen Anfängen an entwickelte sich die Insel allmählich zu einer Niederlage für den gesamten Handel von Siam, der Malaiischen Halbinsel und des Malaiischen Archipels. Heute steht Singapore als achter Hafenplatz auf der Liste der größern Häfen der Welt. Abgesehen von den Eingebornenfahrzeugen haben im Jahre 1906 10571 Fahrzeuge mit einem Gesamttonnengehalt von mehr als 13 Millionen Tonnen den Hafen aufgesucht und ihre Ladung ausklariert. Über 50 ozeanfahrende Dampfschifflinien benützen heute Singapore als Anlaufhafen. Gegen 200000 Tonnen Kohlen sind dort als normaler Vorrat angehäuft. Der Hafen steht der ganzen Welt offen; Zölle werden nur erhoben für Opium, Spirituosen, Wein und Bier, die in der Kolonie verbraucht werden.

Die Straits-Settlements-Kolonie, deren Hauptsitz Singapore ist, ist eine britische Kronkolonie, d. h. ein Herrschaftsgebiet, das unter der britischen Reichsregierung steht, deren Leitung jedoch in den Händen eines eignen Gouverneurs liegt. Dieser ist bei der weiten Entfernung von seiner vorgesetzten Behörde in Downing Street in gewissem Sinne Selbstherrscher. Ihm zur Seite steht ein „Ausübender Rat“ von acht Mitgliedern, die zugleich die Vorstände der verschiednen Verwaltungsgebiete sind. Da sie seine Untergebnen sind, so haben sie ihre Arbeit nach den Befehlen des Gouverneurs auszuführen. Außerdem besteht noch ein „Gesetzgebender Rat“, der sich zusammensetzt aus den acht offiziellen Mitgliedern des Ausübenden Rats sowie

aus sieben „nichtoffiziellen“ Mitgliedern, von denen zwei durch die Handelskammern von Singapore und Penang, die übrigen fünf durch den Gouverneur ernannt werden. Dieser Gesetzgebende Rat hat nur eine beratende Tätigkeit; er ist aber nicht berufen, selbständige Anträge einzubringen. Seine Zusammensetzung sichert dem Gouverneur stets die Stimmenmehrheit. In der Hand eines starken Gouverneurs sinkt dieser Rat zu einer Behörde herab, die einzig und allein die vom Gouverneur beabsichtigten Maßnahmen zu begutachten hat.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß in einer Kolonie in den Tropen, wo eine Handvoll britischer Handelsleute unter einer sie an Zahl weit überragenden eingebornen Bevölkerung lebt, das System der Kronkolonie ganz besonders geeignet ist, so fällt es doch selbst dem englischen Besucher der Kolonie*) auf, daß durch dieses System jede Teilnahme der britischen nichtamtlichen Kreise in Fragen von öffentlichem Interesse auf ein Mindestmaß beschränkt erschien. Die öffentliche Meinung wird dadurch völlig unterdrückt.

Aber auch nach einer andern Richtung hin hat es sich gezeigt, daß das selbstherrliche Regierungssystem, wie es in den Straits Settlements ausgeübt wird, von bedeutenden Nachteilen begleitet sein kann. Der Mangel eines einem Parlamente verantwortlichen Finanzministers hat der Kolonie in unnötiger Weise große Ausgaben gebracht bei der Enteignung der Tanjong Pagar Dock Company, die wegen ungünstiger Verhältnisse auf dem Geldmarkte, denen man hätte ausweichen können, die Summe von 35 Millionen Mark mehr gekostet hat. Infolge dieser gesteigerten Ausgaben hat die Regierung nun eine Anleihe von 120 Millionen Mark aufnehmen müssen, ein Umstand, der zwar keineswegs beunruhigt, der aber immerhin auf die schwache Seite der Kronkolonienverwaltung hinweist.

Während bisher die Hafenanlagen von Singapore, sehr im Gegensatz zu denen von Colombo, einen ziemlich vernachlässigten Eindruck gemacht haben, werden jetzt im Zusammenhang mit der erwähnten Enteignung bedeutende Verbesserungen geplant. Man trägt sich mit dem Gedanken, eine Wasserfläche von etwa 5,3 Quadratkilometern als Innenhafen für die kleinern Lastfahrzeuge, die im Laufe des Jahres Singapore in großer Zahl aufsuchen, mit Dämmen abzuschließen. Hierzu wäre die Errichtung von drei großen Molen, die in einer Gesamtlänge von über $3^1/_2$ Kilometern als Wellenbrecher dienen müssen, nötig. Mit den Anfangsarbeiten für eine Westmole in einer Länge von 600 Metern bei einem Kostenvoranschlag von über 20 Millionen Mark ist schon begonnen worden.

Singapore genießt auch nicht unbedeutenden Schutz. Ein Bataillon britischer Infanterie, ein Bataillon indischer Eingeborneninfanterie, zwei Kompagnien britischer Fußartillerie, eine Kompagnie des Fußartilleriebataillons

*) Vgl. Colonel A. M. Murray, Imperial Outposts. London, bei J. Murray, 1907.

von Hongkong und Singapore und eine halbe Kompagnie der Königlichen Pioniere bilden die regelmäßige Besatzung der Kolonie, zu der noch hauptsächlich aus Eurasiern sich zusammensetzende Freiwilligenkorps in Singapore und Penang kommen.

Es wurde schon der Vorschlag gemacht, die Hafenverteidigungsanlagen von Singapore, die in vorzüglicher Verfassung und mit den besten modernen Geschützen ausgerüstet sind, der britischen Marine zu übergeben und sie mit Matrosenartilleristen zu besetzen. Handelte es sich um die Hafenverteidigung allein, so wäre dieser Plan wohl durchführbar. Bei einer eingebornen Bevölkerung von annähernd 300000 Chinesen und 220000 Malaien mit weniger als 6000 Europäern in der ganzen Kolonie der Straits Settlements verlangt die Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung die Anwesenheit einer bewaffneten Macht, die mindestens so stark ist, daß sie die Sicherheit dauernd aufrecht zu erhalten vermag.

Die finanzielle Lage der Kolonie hat sich mit unglaublicher Geschwindigkeit gehoben. Eine Haupteisenbahnlinie der Regierung durchzieht die ganze Kolonie von der Provinz Wellesley bis Malakka, während Zweigbahnen in den Häfen von Dickson, Swettenham, Weld und Telok Anson die Küste erreichen. Eine weitere Linie wird in kurzem durch den Staat Johore hindurch Singapore mit Malakka verbinden. Die Gummiproduktion hat hier in der letzten Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen; das wichtigste Erzeugnis der Malaiischen Staaten bleibt jedoch das Zinn. Drei Viertel des Bedarfs an diesem Metall auf dem Weltmarkt wird von hier aus gedeckt. Das Rohmaterial unterliegt einem Ausfuhrzoll, dessen Einführung nötig geworden war, um die Zinnschmelzer von Singapore vor dem finanziellen Untergang zu retten. Die Gesamtzahl der Handelsschiffe, die im Jahre 1906 den Hafen von Singapore aufsuchten und dort ausklarierten, belief sich, ausschließlich der Eingebornenfahrzeuge, auf 10571 mit einem Gesamttonnengehalt von über $13^1/_2$ Millionen Tonnen.

So bietet die ganze Kolonie der Straits Settlements und besonders die Hafenstadt Singapore dank ihrer günstigen Lage an einer Hauptstraße des Welthandels und als Handelsvermittlerin zwischen Europa oder Indien mit dem fernen Osten, dem Norden von Australien und Niederländisch-Indien das Bild einer aufblühenden Handelsniederlassung.

Türkei und Persien

Während sich im letzten Jahrzehnt die große Politik fast ausschließlich mit dem fernen Osten beschäftigte, sind neuerdings wieder aller Augen auf die Verhältnisse im Orient gerichtet. Es kommt deshalb eine Broschüre im richtigen Augenblick, die der bekannte Forschungsreisende und politische Schriftsteller Dr. Wirth über „Türkei und Persien“ als Heft 2 seiner „Streiflichter auf die Weltpolitik“ veröffentlicht hat. Er hält die Zukunft der Türkei für bedeutend hoffnungsvoller, als vor einem Menschenalter angenommen wurde, und meint, sie strahle in hellerm Lichte, als man selbst noch vor wenig Jahren glauben durfte. Die Wolken, die von Osten her drohten, hätten sich verzogen. Die Eifersucht der Mächte hat das übrige getan. In einem gewissen Widerspruch bewegt sich aber Wirth, wenn er einerseits von der „übermäßigen, ungesunden Zentralisation des Reiches“ spricht, andrerseits eine Gefahr für die Türkei in dem Erstarken des Nationalismus sieht, der auch in der Semitenwelt sein Haupt erhoben hat und in Arabien, Syrien, Mesopotamien unabhängige Reiche aufrichten will. Wirth meint, der Nationalismus wolle einen Vertreter der edelsten Rasse und der vornehmsten Sprache, des Arabischen, zum Oberherrn aller Gläubigen erheben an Stelle des nordischen Eroberers, der kein rechter Iman sei, vom Samen Mohammeds, der als Vertreter einer Barbarenhorde zu gelten habe. Diese arabische Bewegung, die sich gerade in der jüngsten Zeit deutlicher entfaltet habe, sei auch die Ursache der fortwährenden Kämpfe in Jemen und Hadramaut, jener offnen Wunde am Körper des türkischen Reiches. Wir sind nicht der Ansicht, daß die Dezentralisation der Zentralisation vorzuziehen sei, sondern glauben, daß ein richtiger Mittelweg zwischen beiden Systemen vorteilhafter ist. Man sollte eine starke Zentralregierung in Konstantinopel schaffen, daneben aber den einzelnen Provinzen ein möglichst großes Maß von Selbstverwaltung geben.

Interessant ist die Bemerkung Wirths, daß der Parlamentarismus eigentlich in der Türkei nur deshalb so viele Anhänger habe, weil der Osten die parlamentarischen Einrichtungen dem Westen neidet und nicht selig werden zu können glaube, ehe er ihn eingeführt habe. Aber auch Wirth sieht im Parlamentarismus nicht ein Allheilmittel für die Besserung der türkischen Zustände.

Sehr eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit den einzelnen Nationalitäten. Von den Griechen meint er, daß sie eine große Zukunft hätten. Es scheint allerdings auch nicht ausgeschlossen zu sein, daß die Griechen in dem jetzt

zusammentretenden Parlament eine bedeutende Partei bilden können, die dereinst vielleicht dieselbe Rolle spielen kann wie das Zentrum im deutschen Reichstage.

Günstig beurteilt er auch die Albaner und führt an, daß Pyrrhos ganz, Alexander halb epirotischen, also albanischen Blutes gewesen sei. Auch der heutige Khedive sei ein Nachkomme des Albaners Mehemet. Die Albaner könnten fechten, aber nicht politisch denken. Sie seien pünktlich in der Erfüllung der Blutrache, aber unfähig, Bündnisse zu schließen, und daher die Beute jedes klügern Nachbarn.

Die Kurden, die jetzt bei den türkisch-persischen Grenzstreitigkeiten so viel von sich reden machen, haben Wirth sehr gefallen, und er nimmt für sie gegen die Armenier Partei. Er erwähnt, daß er ganz allein durch einen großen Teil Kurdistans gereist sei und oft in ihren Dörfern oder Zeltlagern übernachtet habe, ohne irgendeine Anfechtung zu erleiden; im Gegenteil habe er viel Freundschaft und Hilfsbereitschaft von ihnen erfahren, und oft sehne er sich nach den herrlichen Alpen Kurdistans und den schönen, hochgewachsnen Menschengestalten, die es durchziehen, zurück. Die Kurden hätten nur deshalb keine Freunde in Europa und Amerika, die ihre Rechte vertreten, und keine schreibgewandten Reporter, die ihr Lob in allen Zeitungen verkündeten, weil ihnen die internationalen Beziehungen fehlten, die sich die Armenier in so glänzender Weise zu schaffen verstanden hatten. Da man nun stets nur von armenischer und armenierfreundlicher Seite über die Vorgänge im Hochlande, wo der Euphrat entspringt, hört, so seien natürlich fast alle Berichte parteiisch. In Wirklichkeit seien aber die Armenier durchaus nicht so sanfte unschuldige Lämmer, wie sie gewöhnlich dargestellt würden. Wer die Armenier aus der Nähe kenne, ob Russe, ob Deutscher, könne gar nicht genug Adjektive finden, sie zu charakterisieren. Man nenne sie bösartig, betrügerisch, eitel und aufgeblasen, harte Bedrücker und Aussauger, doppelzüngig. Man werde immerhin gut tun wie bei Japan, solche Urteile nicht auf das ganze Volk auszudehnen, sondern sie auf einen Stand, hier den kaufmännischen, zu beschränken. Armenische Priester und Bauern hätten doch einen ganz andern Charakter. Übrigens hat seit der letzten Umwälzung zwischen den Armeniern und den Türken eine bedeutsame Annäherung stattgefunden. Die armenischen Komitees in London und in Genf haben sich wenig Monate vor der Proklamierung der Verfassung auf einer Konferenz in Paris mit den Führern der jungtürkischen Partei zusammengefunden, ihre gemeinsamen Bestrebungen festgestellt und die Solidarität der beiden Parteien proklamiert. Diese politische Solidarität hat sich seitdem durchaus bewährt und besonders die Wahlen stark beeinflußt. Sie wird möglicherweise im neuen Parlament zu einer Art Kartell führen, das der griechisch-oppositionellen Partei gegenüberstehn wird.

Die Bulgaren tut Wirth mit der Bemerkung ab: das eine sei sicher, daß Bulgarien im Ernstfalle von den Türken nach allen Regeln der Kunst abgeführt werden würde, aber das Bedenkliche bei allen Balkanfragen sei gerade,

daß ein Gentleman dort niemals einen andern Gentleman in Ruhe töten könne. Solle auf dem Balkan eine Ehrensache ausgefochten werden, so tauchten gleich neben den Beteiligten andre auf, die mit hineinreden und womöglich mitfechten wollen. Da kämen zuerst die serbischen Hammeldiebe, Briganten der Schwarzen Berge, reisige Arnauten, Kutzowalachen, nach Ruhm dürstende Hellenen. Sodann — was am schlimmsten sei — die Engländer. They always must needs have their hands in other people pie. Wirth geht so weit, zu behaupten, daß sich die Engländer am wohlsten fühlten, wenn überall Unruhen ausbrächen. Insbesondre ist er der Ansicht, daß die Engländer alles tun, um das Zustandekommen der Bagdadbahn zu verhindern oder zu erschweren, und meint, von einem besondern deutschen Erfolge könne gar nicht die Rede sein, da die englische Stellung in Mesopotamien nicht mehr zu erschüttern sei.

Es ist allerdings richtig, daß die Engländer so tun, als ob sie bereits Herren dort wären, und daß der britische Generalkonsul in Bagdad, der den irreführenden Amtstitel Resident of Mesopotamia führt, die Allüren eines Vizekönigs angenommen hat. Aber ebenso sicher ist, daß eine wirkliche Macht der Engländer bis jetzt in Mesopotamien noch nicht etabliert ist, und daß alle Intrigen ihrerseits nicht verhindern konnten, daß sich das Bagdadunternehmen, dessen Ausführung übrigens vom Sultan einer ottomanischen Gesellschaft anvertraut worden ist, in der erfreulichsten Weise entwickelt. Die Engländer handeln höchst unpolitisch, wenn sie sich an diesem Unternehmen nicht beteiligen, in dem deutsches, französisches, österreichisches, italienisches, schweizerisches und türkisches Kapital vertreten ist, das also einen ganz internationalen Charakter hat.

Persiens Bedeutung für uns erblickt Wirth hauptsächlich in dem Umstande, daß sich alle unsre Bestrebungen, die mit der Bagdadbahn zusammenhängen, in der Richtung auf persisches Gebiet bewegen. Nicht nur die konstitutionelle Neuerung kräusele in Persien die Oberfläche der politischen See, sondern weit tiefere Umwälzungen seien zu erwarten. Weit verbreitet sei im Volke der Glaube, daß der jetzige Schah der letzte von dem 114 Jahre regierenden Hause der Kadscharen sein werde. Die Hauptursache für die traurigen Zustände Persiens sieht Wirth in der mangelhaften wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Von den zahlreichen Eisenbahnplänen, die seit mindestens zwölf Jahren fertig ausgearbeitet seien, würde auch nicht einer verwirklicht. Die paar Kilometer Bahn, die von Teheran nach einem Sommerpalast des Schahs führten, seien die einzigen Persiens, das fünfmal so groß als Deutschland sei. Verhandlungen mit der Türkei, die gelegentlich durch eine Grenzmobilisation veranlaßt wurden, seien mit der größten Saumseligkeit geführt worden. Wer rührig wäre, das seien allein die Gegner, die innern wie die äußern.

In der Tat ist nicht abzusehn, was aus Persien noch werden wird. Aber da der Grundstock der Bevölkerung gut und kräftig ist, darf man die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich auch dieser alte Staat mit der Zeit den modernen Verhältnissen anpassen und sich auch wirtschaftlich günstig entwickeln wird.

Wirth beurteilt die Dinge entschieden zu pessimistisch und überträgt diese Stimmung leider auch auf die Erörterung unsrer Weltpolitik, indem er gelegentlich auf unsre angebliche Erfolglosigkeit und Isolierung zu sprechen kommt. Dieser Anlaß bietet Gelegenheit, einmal die Frage zu erörtern, was es eigentlich mit der sogenannten Einkreisung unsers Vaterlandes für eine Bewandtnis hat. Die Weltgeschichte lehrt, daß Koalitionen immer nur gegen einen Staat geschlossen worden sind, der für stärker und mächtiger galt als alle andern Staaten. Die splendid isolation Englands vor zwanzig Jahren bezeichnete den Höhepunkt seiner Macht. Das Deutsche Reich befindet sich nun heute auf dem aufsteigenden Ast, während England den Kulminationspunkt, wie es selbst zugibt, schon überschritten hat. Das deutsche Volk sollte sich also daran gewöhnen, in der Einkreisung seines Vaterlandes nicht ein Zeichen der Schwäche, sondern einen Beweis seiner Stärke zu sehn, daneben aber auch die notwendigen Konsequenzen aus dieser Konstellation zu ziehen. v. F.

Kriminalpolitische Irrtümer

Ein wandernder Schneider, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die deutschen Lande zog, predigte der Menschheit den Satz: „Frei wollen wir werden wie die Vögel des Himmels, sorgenlos in heitern Zügen und süßer Harmonie durchs Leben ziehen wie sie.“ Der Schneider war Weitling, der Kommunist, und sein Werk hieß: „Garantien der Harmonie und der Freiheit“. Spruch und Buchinhalt künden den Menschen eine Friedensordnung, die kein Verbrechen kennt, weil es unter ihrer Herrschaft keine Versuchung gibt. Aber den Kommunismus, von dem die politische Philosophie des wandernden Schneiderleins schwärmte, besteht heute schon, wie er damals bestand. Es ist der Kommunismus am blauen Himmel, am grünen Blätterdach, an der murmelnden Quelle, an dem kärglichen Viatikum der Landstraße, daran auch Spatzen und Goldammern teilhaben. Wer seine Ansprüche nicht höher stellt, wird nicht mehr kriminell als die Spatzen, wenn sie sich die fettesten Brocken abjagen und sich das Federkleid zerraufen. Er braucht höchstens noch die paar Heilmittel, die Weitling gegen den natürlichen Rest menschlicher Schwächen und Krankheiten verschreibt, um vollkommne Seligkeit zu erreichen. Über diese romantischen Phantastereien ist die von heftigem und schrankenbrechendem Wollen und Wünschen geplagte Menschheit lächelnd hinweggestiegen. Die Moderne hat die Menschen nur gieriger gemacht, die Werte des Lebens, die sie dafür hält, an sich zu ziehn, koste es, was es wolle, koste es auch das Verbrechen. Wir wissen das nur zu genau, wir wissen es sogar genauer als früher, mindestens zahlenmäßiger.

Wie auch der historische Sozialismus der Marx und Engels realistischere Grundlagen für die Idee von Zukunftsgesellschaft und Zukunftsstaat zu schaffen trachtete, so haben doch auch diese utopiefeindlichen Sozialisten das alte Märchen vom verlornen und wiedergefundnen Paradiese nicht fahren lassen, weil damit der werbenden Kraft des Sozialismus als einer Weltanschauung der Grund abgegraben sein würde. Auch sie haben also an eine Ordnung der menschlichen Dinge glauben gemacht, worin es an Raum für Straftaten fehlt, weil die Menschheit von aller Willens- und Wunschqual befreit sein wird. Und wenn sich auch der revisionistische Sozialismus unsrer Tage mehr und mehr hütet, seine Zukunftsstaatsideen in specie darzulegen, so darf er sich doch auch nicht von jenem Utopismus entfernen, aus dessen Grunde er hervorgewachsen ist.

Noch neuerdings hat es ein „gelehrter" Sozialist unternommen, diesen Ideen Worte zu leihen. Auf die von der Universität Amsterdam gestellte Preisaufgabe: Exposé systématique et critique sur le rapport entre criminalité et conditions économiques hat W. A. Bonger, docteur en droit, ein Werk von 750 Seiten geschrieben, das in den Sätzen gipfelt: Die ideellen Faktoren des kriminologischen Phänomens, der Egoismus, die Sexualität, überhaupt die niedern Leidenschaften sind der Ausfluß des heutigen Wirtschaftssystems. Mit der Aufhebung des Eigentums wird an die Stelle des Egoismus der Altruismus treten (Dans une telle société il ne saurait être question de crime proprement dit). Und diese Arbeit, deren Fleiß gewiß anzuerkennen ist, hat trotz dieses utopistischen Charakters von der Universität eine ehrenvolle Erwähnung erhalten. Man kann sich denken, welche Stärke der Überzeugung bestehn muß, um als Preisarbeit für eine Universität ein Werk von solchem Umfange zu schaffen, das aller Voraussicht nach niemals einen Preis erwarten konnte.

Bleibt noch übrig der Anarchismus, der praktisch fast nur durch möglichst scheußliche Verbrechen auf das Welttheater tritt.*) Er will uns glauben machen, daß die von dem elenden Ballast der jetzigen Rechtsgüter befreite Menschheit ohne Verbrechen auskommen wird. Freilich, wo es kein Eigentum, keine Ehe, keine Familie, keinen Gott, kein Vaterland, keinen Staat gibt, ist es schon schwer zu fehlen, und wenn damit ein jeder zum unbeschränkten Hüter seiner Freiheit, seiner körperlichen und geistigen Integrität berufen wird, dann heißt das Verbrechen nicht mehr Verbrechen, sondern Schutz des eignen Ich, mag dies auch noch so erbärmlich und noch so wenig schutzbedürftig sein.

Wir wissen, daß weder der sozialistische Zukunftsstaat noch das anarchistische Gemeinwesen der Zukunft, wenn sie einmal außerhalb Nirgendheim zu finden

*) Man hat dabei nicht nur an Kapitalverbrechen zu denken, wie es gewöhnlich geschieht. Der Anarchismus betätigt sich auch, wahrscheinlich um Mittel für seine Propaganda zu finden, in Einbruchsdiebstählen, deren Begehung durch die anarchistische Lehre ja nur gefördert wird. Russische Blätter berechneten die Summe, die der anarchistisch-revolutionären Partei während weniger Sommerwochen 1907 durch Diebstahl zufielen, auf mehr als eine Million Rubel.

sein sollten, je und je des Verbrechens entbehren werden. Es ist ein natürlicher und notwendiger Zustand des menschlichen Geschlechts, in Gemeinschaft zu leben, der in der Unmöglichkeit, seine physischen, geistigen und ethischen Bedürfnisse allein zu befriedigen, auf die tiefsten Quellen menschlichen Daseins zurückgeht. Wo immer aber eine solche Gemeinschaft von Menschen zusammenlebt — es braucht keineswegs in der Form eines Staates zu sein —, da wird es auch Gesetze geben, und mit ihnen wird der Anspruch entstehen, daß sie heilig seien. „Sind aber Gesetze und Anordnungen da, sagt Stirner richtig, dann werden sie mit Notwendigkeit auch übertreten, denn Menschen, die dem Heiligen des Staates, der Gesellschaft ihr Unheiliges entgegenstellen, deren Egoismus sich den von einem andern aufgestellten Normen entgegenstellt, wird es so lange geben, als das Ich des Menschen sich nicht völlig zu der Gallertmasse des »Nur noch sozialen Bewußtseins« verändert hat." Das ist jedenfalls sicher, daß auch bei dem Aufkommen anders gearteter Gesellschafts- und Wirtschaftsformen nach den abgeschafften Rechtsgütern, wie die Pilze aus der Erde, neue entstehn werden, von denen man nicht wissen wird, wie sie von den alten unterschieden werden sollen, und auch den neuen Rechtsgütern wird sich das Verbrechen feindlich gegenüberstellen. Wir sind nicht imstande, uns eine Behandlungsweise des Verbrechens zu denken, die es vollständig aus unserm Leben tilgte. Ebensowenig wie wir das von einer Straftheorie erhoffen dürfen, dürfen wir es von einer Heiltheorie, denn auch von physischen Krankheiten lassen sich viele, viele Menschen, so jetzt, wie in Zukunft, nicht heilen, weil sie der Weisheit des Arztes ihre Weisheit, dem fremden Ich also das eigne Ich entgegensetzen. Und mit der Durchführung einer Theorie der Unschädlichmachung der Verbrecher würden wir auch nicht weit kommen. Sie setzt die Begehung mindestens eines Verbrechens voraus, und daß man sich auch an der bloßen Konstatierung verbrecherischer Gesinnung genügen lassen wollte, ist wohl ein Gedanke, der in absehbaren Zeiten auf praktische Betätigung keinen Anspruch erheben darf.

Nur dann, wenn sich einmal auch der Egoismus völlig auf seiten des Rechthandelns im Sinne der derzeitigen Gesellschaft geschlagen haben wird, dürften wir hoffen, die Kriminalität bis auf Spuren zu beseitigen. Das wäre gleichbedeutend mit der Abänderung eines Naturgesetzes. Naturgesetze aber sind unabänderlich. Wie immer der Blitz da einschlagen *muß*, wo er angezogen wird, wie immer bei einer gewissen Schneebeschaffenheit sich im Gebirgssturm aus Schneebällen Lawinen formen *müssen*, so wird sich immer, wenn äußerer und innerer Anlaß in der Menschenseele zusammentreffen, das Verbrechen ergeben. Aber eben so sehr, wie die Kriminalität Naturgesetz ist, ist es der Kampf gegen sie: er ist die Reaktion der Gemeinschafts- gegen die Einzelinteressen und darum niemals durch die Vorstellung der Fruchtlosigkeit der Kampfmühen zu bannen. Wir kämpfen ja auch gegen eine ganze Reihe uns als schädlich bekannter Naturgesetze an, nicht in der Erwartung, sie abändern oder aufheben zu können, sondern nur um die Anwendung des Naturgesetzes auf uns zu

hindern, und in diesem Kampfe haben wir denn doch schon recht tüchtige Erfolge gehabt; Erfolge, die manchmal bis zu einem Grade gehn, daß das Naturgesetz — man denke zum Beispiel an gewisse epidemische Krankheiten — seine Wirkung verloren zu haben scheint. Ja, in der Welt der idealen Forderungen ist es nicht einmal die Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit des Erfolges, die uns zum Kampfe aufruft. Wir suchen durch Veredlung unsrer sittlichen Begriffe und durch deren Verpflanzung auf möglichst viele die Menschheit besser zu machen und wissen doch, daß es uns nie gelingen wird, die Menschheit als Ganzes gut zu machen und das Reich Gottes auf Erden zu stabilieren. Die meisten von uns wissen, so sehr wir auch um die Verbesserung unsrer wirtschaftlichen Lage kämpfen, daß ein goldnes Zeitalter nie heraufkommen wird. Immer wird es Teile der Menschheit geben, die Grund haben, mit ihrer wirtschaftlichen Lage unzufrieden zu sein.

Und wie auch die Betrachtung der Welt zu der Einsicht zwingt, daß in allem, was die Interessen der Menschheit betrifft, Kampf die Losung der Zukunft ist, ist doch auch die seltsame Idee vertreten worden, daß im Gebiet der Kriminalität der Kampf zu unterlassen sei. Hätte man es nur mit der Verstiegenheit eines spekulativen Philosophen zu tun, so würde es sich kaum verlohnen, solchen Irrwegen nachzugehn. Es handelt sich aber um einen bedeutenden Soziologen, von dem man anzunehmen hat, daß er in den Wirklichkeiten der Welt besser zu Hause ist: Durkheim: Les règles de la méthode sociologique. „Man denke sich eine Gesellschaft, sagt er, in der kein Mord, kein Diebstahl kein Sittlichkeitsverbrechen begangen wird. Dieses könnte nur seinen Grund in einem Übermaß von Gleichmäßigkeit und Anspannung des öffentlichen Gewissens haben, und die bedauernswerte Folge wäre, daß sich dieses Gemeinschaftsgewissen darauf verlegen würde, mit ausschweifender Härte die leichtesten Handlungen von Gewalt, Unzartheit und Unmoral zu verfolgen. Dann wird man leben wie im Kloster, wo man in Ermangelung von Todsünden auch bei den kleinsten und verzeihlichsten Sünden zu Büßerhemd und Fasten verurteilt wird. Alsdann würden zum Beispiel schon die unfeinen Verträge oder deren unfeine Ausübung (gemeint ist offenbar das zivile Unrecht) zu Vergehn gestempelt werden." Dieses sind die Konsequenzen einer Meinung, die das Verbrechen als einen Faktor der öffentlichen Gesundheit, ja als einen integrierenden Bestandteil jeder gesunden Gesellschaft ansieht. Aus der Tatsache, daß das Verbrechen eine gewöhnliche Erscheinung des Zusammenlebens der Menschen ist, schließt er, daß es auch nützlich und notwendig sei. Geknüpft an die fundamentalen Bedingungen des sozialen Lebens und solidarisch mit ihnen, sei es, meint er, unentbehrlich für die normale Entwicklung der Moral und des Rechts. Nicht bloß ruhig zuschauen dürfe man der Entwicklung der Kriminalität, sondern man müsse sich freuen, wenn sie zunehme, und besorgt sein, wenn sie unter das gewöhnliche Maß zurückgehe, denn das könnte nur zugleich mit einer sozialen Umwälzung eintreten.

So ganz allein, wie man meinen möchte, steht Durkheim mit seinen Ansichten nicht. Der Italiener Poletti hält die Zunahme der Kriminalität für eine natürliche und notwendige Folge der Zivilisation und darum für etwas Gutes. Wenn man die anständige Handlungsweise der Menschen mit der verbrecherischen vergleiche, so müsse man, sagt er, prinzipiell zugeben, daß sie sich parallel entwickelten. Die Summe anständiger Arbeit, die unsre kommerziellen und industriellen Beziehungen vermehrte, müßte parallel auch die Summe der verbrecherischen Arbeit, die Gelegenheiten, in Straftaten zu verfallen, vermehren. Das heißt schließlich nichts andres, als weil die Menschheit die Zivilisation will, muß sie auch deren Gefolgschaft wollen, die Zunahme des Verbrechens. Große Kriminalität, große Zivilisation. Selbst wenn diese Ansicht richtig wäre, müßte man doch noch nicht die Kriminalitätszunahme als ein Gut preisen und sie gewissermaßen als das Primäre oder gar Bessere über die dira necessitas, die sie leider ist, erheben wollen. Und die These von der Parallelentwicklung der Zivilisation und der Kriminalität steht denn doch noch etwas sehr des Beweises entkleidet da.*)

Ein schönes Beispiel für das Unrichtige solcher Ansicht ist die Kriminalitätsentwicklung im Kanton Genf. Dieses gottbegnadete Ländchen ist infolge des unaufhörlichen Zustroms von Fremden aus allen Kulturländern im neunzehnten Jahrhundert zu einer außerordentlichen Blüte und zu großem Reichtum gelangt. Es ist mit der Zeit durch seine Universität und durch viele reich dotierte Stiftungen ein Kulturmittelpunkt erster Ordnung geworden, wie aber in der freien Schweiz nicht auffallend, auch ein Asyl für ein hergelaufnes Gesindel aller Art und der verschiedenartigsten Herkunft. Die Bevölkerung hat sich im neunzehnten Jahrhundert verdoppelt, die fremde Einwandrung vervierfacht, und trotzdem hat sich die Kriminalität um 85 Prozent vermindert.

Wie weit die Symbiose von Verbrechen und Zivilisation notwendig ist, ahnen wir heute nicht einmal, nicht weil die Zivilisation nicht weit genug fortgeschritten ist, sondern weil wir noch nicht lange und tief genug den Zusammenhang der Kriminalität mit den Leben und Entwicklung der Menschheit beherrschenden Gesetzen erforscht haben, weil wir erst im Anfang der Er- und Begründung des Satzes stehn, daß auch die Geschehnisse der sittlichen Welt unter Gesetzen, wie die der physischen, stehn. Der allewege regierende Indeterminismus bekämpft ja heute noch diesen Satz heftig.

In den Durkheim-Polettischen Lehrsätzen offenbart sich schließlich weiter nichts als der anscheinend unversiegbare Glaube an das Verbrecherheldentum, dessen Verherrlichung weiter zurückreicht als auf die griechischen Schicksals-

*) Wenn man liest, wie sich in dem Schauspiel von Octave Mirbeau: Les affaires sont les affaires der Held François Lechat, ein Geschäftshalunke und gewissenloser Bankerottierer, in Tiraden über die wirtschaftliche Notwendigkeit seines Halunkentums ergeht, so möchte man glauben, in der im Text wiedergegebnen Ansicht es mit einer gangbaren romanischen Anschauung zu tun zu haben.

tragödien; für das auch Schiller hohe Worte zu finden gewußt hat, und das uns auch von dem Nietzschischen Übermenschen, wenn er einstmals lebendig werden sollte, gelegentlich dargestellt werden wird. Dieses Heldentum, dessen Existenz ebensowenig geleugnet werden kann wie die des tragischen Konflikts von Pflichten, der sich im Verbrechen löst, wie der Berechtigung des Satzes, daß unter besondern Umständen das begangne Schlechte an dem erreichten Guten seinen Meister findet, und daß in großen Taten der Zweck die Mittel heiligt, ist niemals etwas andres als Einzelerscheinung. Es kann nie in das übergehn, was wir als die Kulturplage Kriminalität bezeichnen. Weder die erhabne Weltanschauung eines Schiller, noch die Herrenmoral eines Nietzsche will die Energie des Verbrechers schlechthin als notwendige Kulturmacht preisen.

Über den utopistischen Ansichten des Sozialismus und des Anarchismus und über den weltfernen Lehrmeinungen der genannten Soziologen steht die historische Tatsache, daß der Kampf gegen das Verbrechen in keiner geordneten menschlichen Gesellschaft fehlt, daß auch das Verlangen nach einer starken und gerechten Strafgewalt alle Kulturnationen beherrscht, daß ferner, wo die verordnete Strafgewalt diesen Erfordernissen nicht entspricht, sich eine solche bildet, daß endlich, wenn die Bevölkerung nicht außergewöhnlich gut veranlagt ist, beim Nachlassen der Strafgewalt die Kriminalität wächst. Daraus ergibt sich aber die Gesetzmäßigkeit der Reaktion gegen das Verbrechen: sie liegt begründet in dem nie verschwindenden Gegensatz der Einzel- und Gemeinschaftsinteressen und in dem Vorzug, den die letzten im geordneten Zusammenleben der Menschen genießen. Zunehmende Kultur kann dieses Gesetz auch unter der Herrschaft andrer Wirtschaftsformen um so weniger außer Kraft setzen, je mehr Menschen die Erde bevölkern, denn um so nötiger sind dann die Normen, die bei der Vermehrung der durch die Kultur schon an und für sich vermehrten Reibungsflächen unter den Menschen den gesellschaftlichen Frieden zu gewährleisten haben. Verbrechenszunahme als Bedingung des Kulturfortschritts wäre wenigstens teilweise dessen Negation, besteht jener doch gerade auch darin, Verbrechensmotive zu beseitigen. Inhalt unsrer Kultur ist allerdings auch das, was in der Vorbeugung und im Kampf gegen das Verbrechen geleistet wird. So beruht zum Beispiel unser Zivilprozeß zu einem großen Teil auch auf dem Gedanken, Sicherheit gegen straffälliges Tun zu schaffen. Und wieviel andre Leistungen im Gebiete der Ethik, Religion, Politik, Pädagogik und Technik sind noch diesem Zwecke gewidmet! Aber alle diese Bemühungen bilden schließlich doch nur einen geringen Teil der ganzen großen Kultur unsrer Zeit.

Mehr noch, wir bedauern es, daß so viel materielle und immaterielle Kräfte im Kampfe gegen das Verbrechen gebunden sind. Könnte man sie frei machen, so wäre es möglich, daß alsdann unsre Kultur in raschem Tempo aufwärts stiege. So notwendig Kampf für die Entwicklung der Kräfte ist, so wenig notwendig ist es doch der Kampf gegen die Kriminalität, denn an Gelegenheit und Anlaß zu Kämpfen fehlt es uns heute noch keineswegs.

Allerdings kommt vielleicht einmal die Menschheit so weit, daß selbst moralisches und ziviles Unrecht als kriminelles abgestraft wird. Dann aber wird die Menschheit so fein organisiert sein, daß es niemand als eine Klosterexistenz empfindet, wenn ihm die strafrechtliche Ahndung kleiner und kleinster Fehltritte angedroht wird, denn dann wird auch die Verlockung, solche Fehltritte zu begehn, nicht größer sein als jetzt gegenüber den heute mit Strafe bedrohten Handlungen. Wenn wir uns an die Moral des Märchens von der zarten Prinzessin halten, die den Druck einer Erbse durch sieben Matratzen hindurch spürt, so würde es doch eben ein Zeichen besonders geläuterten Menschentums sein, wenn wir einmal so empfindlich würden, daß wir Abwehr gegen jedes Unrecht, wie gering es auch sei, für nötig halten. Sollen wir uns deswegen im Kampfe gegen das Verbrechen beschränken?

Wie in allen unsern Handlungen können wir auch im Kampfe gegen das Verbrechen nur die nächsten Ziele im Auge behalten. Um mit Goethe zu sprechen: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt Nichts, als mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es?“ Unsre Zeit schreibt uns aber vor, gegen das Verbrechen zu kämpfen, wie wir nur immer können, denn es erhebt noch frech genug das Haupt, und wir sind noch nicht einmal so weit, seine materiellen und immateriellen Schädigungen genau genug zu erkennen, obgleich wir wohl dazu imstande wären. Daß diese Inventuraufnahme, die von unsrer Kriminalstatistik nur mangelhaft geleistet wird, fehlt, ist um so bedauerlicher, als unsre Zeit Strafrecht und Strafprozeß zu reformieren auf sich genommen hat, und diese Reformen doch vor allem davon abhängig gemacht werden müßten, wie groß das Übel ist, das im Strafrecht zu bekämpfen ist. Gerade darum kümmert man sich aber am wenigsten. Die großen und an und für sich gewiß höchst dankenswerten und fleißigen wissenschaftlichen Vorbereitungen, die für das große Reformwerk gemacht werden, bewegen sich auf der Linie der Rechtsvergleichung. Das, was uns wirtschaftlich und ethisch das Verbrechen bedeutet, das lernen wir dabei um wenig oder nichts besser kennen als vorher. Auf diesem Gebiete bewegen wir uns nach wie vor, soweit die Kriminalstatistik keine Auskunft zu geben vermag, mit vagen Vorstellungen und allgemeinen Sentiments. Trotz den großartigen Leistungen, die in den wissenschaftlichen Vorarbeiten stecken, werden deshalb die Reformen, insbesondre im Strafprozeßrecht, von den politischen Forderungen des Tages bestimmt werden.

So heißt es, der Mangel der Volkstümlichkeit des jetzt geltenden Straf- und Strafprozeßrechts macht die Reform nötig. Der Ausdruck „Volkstümlichkeit“ will mir in Anwendung auf das Strafrecht nicht recht passend erscheinen. Ein Recht, das notwendig seine Härten und Schärfen vor allem gegen das Volk richtet, dem das Heer der Beschuldigten (Angeschuldigten, Angeklagten,

Verurteilten) und seiner ungezählten Parteigänger doch angehört, kann nimmermehr volkstümlich sein, solange noch die gelehrte Jurisprudenz darin irgendwas zu sagen hat, und solange der Staat noch so hohe Anforderungen an die öffentliche Ordnung und Sicherheit stellt. Volkstümlichkeit des Strafrechts ist im heutigen Staate und wohl in jedem Staate unerreichbar. Es handelt sich nur um ein Mehr oder Weniger. Wir stehn im Zeichen des „Mehr", weil im Kampf der Einzel- und der Gemeinschaftsinteressen jetzt die erstern vorzugsweise berücksichtigt werden. So will es der Zeitgeist. Er geht noch weiter. Er betont nicht die Interessen eines jeden einzelnen, sondern zunächst die des einzelnen aus dem Volke. Dieser einzelne aus dem Volke ist uns in unsrer wirtschaftlichen und politischen Entwicklung zu einem viel bedeutendern Etwas, als vor dem Beginn moderner Sozialpolitik, geworden. Wie alle Gebiete, die durch Gesetzgebung zu regeln sind, von diesen Einflüssen erfaßt werden, so nun auch das Strafrecht. Und so konnte einer, der in erster Reihe zu der gesetzgeberischen Reformarbeit berufen worden ist, mit Recht sagen, daß unsre Zeit weniger die Interessen der durch das Verbrechen verletzten als der des Verbrechens beschuldigten zu berücksichtigen geneigt ist. Des Beschuldigten Rechte auf Erhaltung der Freiheit und der bürgerlichen Ehre, auf Schonung seiner Vermögens- und Familieninteressen sollen uns wichtiger sein als die Rechte des Verletzten und seines Schirmherrn, des Staates als Vertreters der Gemeinschaftsinteressen. Darum möglichste Beschränkung der Untersuchungshaft, der Beschlagnahme und Durchsuchung, der Zeugniszwangshaft, darum Einführung eines Zwischenverfahrens vor Eröffnung des Hauptverfahrens, Ausdehnung des Laienrichtertums und Vermehrung der Instanzen, und was sonst noch kommen wird. In Zukunft soll es also heißen, nicht lieber zehn, sondern hundert Schuldige laufen lassen, als einen Unschuldigen kränken, denn dieses ist die notwendige Folge dieser Maßnahmen.

Es sieht so aus, als wenn man in Deutschland auch nicht die geringsten Besorgnisse hätte, daß uns die Kriminalität der Bevölkerung zu wirklicher und großer Gefahr werden könnte, als wenn man mit den Sozialisten dächte, die Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und die Sozialisierung der Welt werde von selbst den Rückgang des Verbrechens zur Folge haben, oder gar, als wenn man mit jenen Soziologen glaubte, ein bißchen mehr Kriminalität schade gar nicht, das sei ein gutes Zeichen für wachsende Kultur. Man mache sich doch einmal die Mühe und die Kosten, durch Enquete festzustellen, welche Delikte bekannt geworden sind, und welche davon zu gerichtlicher Ahndung gekommen, und welchen wirtschaftlichen und so weit möglich auch sittlichen Schaden alle diese bekannt gewordnen (geahndete und ungeahndete) Straftaten hervorgerufen haben, und des Erstaunens wird kein Ende sein. Unsre heutige Strafrechtspflege leistet nicht mehr, als daß die wirklich begangnen Straftaten in einigen Stichproben zur gerichtlichen Ahndung gebracht werden. Die generalpräventive Wirkung unsers Strafrechts und der Strafrechtspflege ist äußerst

niedrig zu bewerten. Kann man sich angesichts dieses noch für versichert halten, daß die öffentliche Ordnung und Sicherheit unter der Herrschaft eines solchen Reformwerks in demselben Maße, wie bisher, garantiert bleiben wird? Meines Erachtens befinden wir uns in einem schweren kriminalpolitischen Irrtum, wenn wir allzusehr danach streben, die Härten und Schärfen aus dem Strafrecht zu entfernen, da sie doch sein Wesens- und Wirkungsinhalt sind. Dieses wird und muß den Erfolg haben, daß sich die „Stichproben" noch um ein bedeutendes vermindern. Nimmermehr dürfen wir glauben, mit solchen Mitigationen die sogenannte ausgleichende Gerechtigkeit zu üben. Diese Gerechtigkeit müßte von seiten des Staats an erster Stelle in der Weise geübt werden, daß er sich ernstlich bemüht, möglichst alle Straftaten zur Ahndung zu bringen, denn die Strafe, die dem einen Übeltäter, der dumm genug war, sich fangen zu lassen, recht ist, ist auch dem andern billig, der sich der vergeblichen Anstrengungen der Rechtspflegeorgane, ihn zu fangen, freut. Erweitert man die Maschen des Strafrechts, so werden neue Heere Krimineller durchschlüpfen, und wir werden uns immer mehr — wie es heute schon so sehr zutrifft — mit dem Zurstreckebringen der Dummen begnügen müssen.

Leider aber sind die Reformen, die auf dem Gebiete des Strafrechts verlangt werden, zur politischen Tagesforderung geworden. Ja man darf mit Recht vermuten, daß der politische Markt diese Forderungen und deren Erfüllung als gute Handels- und Tauschobjekte betrachtet. Wer gegen diesen Geist der Zeit eifert, ist zum unheilbaren Scharfmacher gestempelt, er kann seine Ansicht so erfahrungsmäßig begründen, wie er will. Man will so etwas heute eben nicht mehr hören, man will lieber eine neue Blüte des Verbrechertums erleben, wie sie seit den Zeiten der Flagellanten und Raubritter nicht mehr gesehn wurde. Unsre zweifellos verbesserte Verbrechensprophylaxe kann da allein nicht helfen. Scharfe Repression wirkt mehr als ein gut Teil mit. Wir sollten doch auch daran denken, daß selbst die moderne Geschichte Revolutionen nachweist, die ihren Hauptgrund oder einen dieser Gründe in überhandnehmender Kriminalität einer oder mehrerer Gesellschaftsschichten haben. Soll man diesen Zündstoff ohne Not häufen? Heute glauben wir die öffentliche Sicherheit und Ordnung im ganzen und großen noch verbürgt zu haben. Der Kampf gegen die Kriminalität, so weit er nicht vom Staate geführt wird, erfaßt bei uns weder ganze Stände und Klassen noch überhaupt größere Kreise des Volkes. Wird der einzelne vom Verbrechen betroffen, so nimmt er wohl unter Inanspruchnahme der staatlichen Machtmittel den Kampf gegen den Verbrecher auf. Die Volksgenossen schauen diesem Kampfe aber in den meisten Fällen geruhig zu, der besten Hoffnung voll, daß sie von kriminellen Angriffen verschont bleiben werden. Den quivis ex populo, der eine Straftat aus dem altruistischen Antriebe, die Allgemeinheit vor ihrer Wiederholung zu schützen und der Rechtsordnung zu dienen, anzeigt und aufzuklären sucht, den kann der Staatsanwalt heute mit der Laterne suchen. Den gibt es einfach nicht. Das ist für heute noch ein

gutes Zeichen, denn es zeigt an, daß die Kriminalität noch nicht als für das Interesse des einzelnen bedrohlich angesehn wird; aber auch ein schlechtes, denn es offenbart, wie wenig die Nation mit den Gedanken an das Gemeinwohl durchsetzt ist. Aus diesen Erwägungen heraus erklärt sich auch das geringe Interesse, das den beabsichtigten Reformen im Volke entgegengebracht wird. Die Zeiten aber werden sich ändern, die jetzt seit Beginn unsrer Kriminalstatistik relativ und absolut steigende Kriminalität wird unter der Herrschaft milderer Strafgesetze, insbesondre milderer Prozeßvorschriften, immer bedrohlicher anschwellen, und dann wird man einsehn, daß es falsch war, die Interessen des Verletzten und der Allgemeinheit auf ein so niedriges Postament zu stellen, wie es jetzt beabsichtigt wird. Tausende kommen heute unter die Räder der Lokomotiven, der Automobile, der Maschinen und Lastwagen eines zu enormer Höhe angewachsnen Verkehrs und einer ungeheuer ausgedehnten Industrie, deren gesunde Knochen im besten Falle durch einen klingenden Entgelt, der dem Geschädigten niemals den Verlust voll zu ersetzen vermag, abgegolten werden. Aber um der paar Menschen willen, die durch den Gang der in der Strafrechtspflege tätigen Staatsmaschine ohne Willen beschädigt werden, entsteht ein Geschrei, daß die Welt widerhallt, und daß man überhört, wie laut die Stimme der durch das Verbrechen beschädigten und derer, die von der Schädigung durch Straftaten befreit bleiben wollen, nach einer strengen Strafrechtspflege rufen, die ihnen Genugtuung und Sicherung bringt. Staatsanwalt Langer

Vom eignen Leben

Von Wilhelm Speck*)

Unter lieben und vertrauten Menschen erzählt wohl jeder gern und unbefangen von vergangnen und gegenwärtigen Tagen. Anders aber ist es, wenn man ins dunkle hinaus von sich reden soll, zu Menschen, die man nicht kennt, und die am Ende auch von uns nicht wissen. Da fragt man sich bald verlegen: Wie kommst du dazu, andre mit deinen Angelegenheiten zu unterhalten? Bist du denn sicher, daß sie davon hören wollen?

Es ist immer meine Meinung gewesen, daß wir, besondre Fälle abgerechnet, am besten fahren, wenn wir uns an dem genügen lassen, was ein

*) Vergleiche hierzu die Besprechung des Deutsch-evangelischen Jahrbuches am Schlusse dieses Heftes.

Dichter oder Künstler in seinen Werken selbst von sich und seinem Leben kundgibt. Mein eignes Leben wenigstens ist still und einfach gewesen und bietet wenig, was andre interessieren kann. Gleichwohl will ich dem Wunsch, davon zu erzählen, gern nachkommen, richte jedoch die Augen auf ein Stück Leben, das fertig und abgeschlossen in schöner Ferne hinter mir liegt, und werde von dorther nur einige zarte Linien nach der Gegenwart hinüberziehn.

Geboren bin ich in Großalmerode, einem hessischen Städtchen, das, zwischen Wäldern und Bergen eingebettet, mir meinen größten Reichtum an Naturbildern geschenkt hat, obwohl ich mich schon in früher Jugend von ihm trennen mußte. Schön ist es, eine Vaterstadt zu haben, die einem auch nach vielen Jahren auf Schritt und Tritt vertraute Bilder zeigt, und durch deren Straßen und Gassen wandelnd man ein bekanntes Gesicht nach dem andern wiederfindet. Ich sehe in meiner Vaterstadt nur noch einige bekannte Straßen- und Häuserwinkel, die Menschen sind mir fremd geworden, ich kenne sie nicht mehr, und sie kennen mich ebensowenig. Aber auch das Bild der Stadt und ihrer nächsten Umgebung hat sich stark verändert. Über Wiesen und Hügeln, darauf wir uns einst tummeln durften, ragen rauchende Schlote empor, die Eisenbahn fährt über unsre Spazierpfade dahin, und selbst die Straßenbrunnen, die sonst Tag und Nacht in steinernen Becken rauschten, fließen jetzt nicht mehr. Nur die Berge stehn noch wie vorzeiten, ernst und waldgekrönt, und weiter hinaus gibt es noch heimliche und vertraute Wiesengründe, in denen der Bach über ausgewaschne Steine springt und da und dort ein moosgrünes Mühlrad geruhsam wie vorzeiten auf- und niedersteigt.

Auch als wir nach Kassel übergesiedelt waren, bin ich noch manch liebes mal durch die alte Vaterstadt gewandert, dem Hohen Meißner zu und über ihn hinweg in die Heimat meines Vaters. Das war dann eine vergnügliche Vetternstraße, Wald und Wiese und ein munteres Flüßchen immer zur Seite, alle paar Stunden auch ein befreundetes Haus in der Erwartung, das gute Rast und Atzung verhieß. An diesen Wandrungen im hellen Morgensonnenschein oder im stillen Abendgold haften meine liebsten Erinnerungen. Meine Mutter kannte eine Menge schöner alter Lieder und Melodien, und wenn sie, der Bürde ihres arbeitsvollen Lebens für eine Weile entledigt, den anstrengenden Teil des Weges hinter sich hatte und nun vom Meißner herab auf das gesegnete, im Abendlicht erglänzende Land nach der Werra hin niederschaute, dann leuchtete es in ihren stillen, freundlichen Augen hell auf, und die nun schon lange verstummte liebe Stimme hob eine Melodie nach der andern aus dem Herzen empor. Daß mir später, wo ich mich selbst in Vers und Reim versuchte, der Ton des Volksliedes immer im Ohre lag, und daß ich auch heute, da ich mich längst der Prosa ergeben habe, danach trachte, das, was ich zu erzählen habe, aufs einfachste und mit den schlichten Naturlauten auszusprechen, die die Volksdichtung so unvergleichlich schön und

rührend hervorzubringen vermag, das haben wohl diese Eindrücke aus früher Jugend bei mir bewirkt.

Ganz glücklich aber waren wir, wenn es gelang, dem Vater eine Geschichte abzubetteln. Etwas aus der Bibel oder aus der Weltgeschichte, eine Sage oder ein Märchen, es war alles willkommen, denn alles, was wir hörten, war ein Märchen und war Wahrheit zugleich, und auch Bekanntes und öfters Gehörtes wurde jedesmal mit neuem Entzücken vernommen. Erst da ich als Student einmal meinen Vater im Unterricht der Kleinen und Kleinsten eine Geschichte vortragen hörte, ist es mir recht zum Bewußtsein gekommen, wie wundervoll er schildern konnte, und wie unter seinem Erzählen alles und jedes bis in die letzte Einzelheit hinein lebendig und farbenvoll wurde.

Bei der Wahl dessen, was er erzählte, knüpfte er gern an eben Geschautes und Erlebtes an und webte auch gern die Welt der Wirklichkeit um uns her, Menschen und Dinge, Bäume und Steine und Wolken, die gerade über uns hinzogen, in seine Schilderung hinein. Ich habe in meine Erzählung „Joggeli" eine solche Kindheitserinnerung eingeschmuggelt. Wie der Joggeli seinen eignen Kindern, und als diese von ihm gegangen waren, fremden Kindern ein Ende verrosteten Eisendrahtes, das er im Gras der Frauhollenwiese gefunden hatte, als Überrest einer vormaligen Verbindung mit einer verborgnen, dem Kinderherzen aber immer nahen und innig vertrauten Welt vorweist, so ist auch mir einmal mitten in der Geschichte und am Orte des Märchens selbst ein solcher Fund gedeutet worden, und so scheu und andächtig, wie es die Kinder in der Erzählung tun, habe auch ich das geheimnisvolle Beweisstück angesehen.

Wenn ich jetzt die Pfade der Erinnerung allein gehe, dann schimmert mir durch das Bild, das ich vor Augen habe, immer noch ein andres entgegen, das ich vorzeiten erblickte. Der sonderbare Weidenstumpf auf einer Bergwiese, ein verwitterter großer Steinblock über einer waldigen Kuppe, Lindenbäume an der Straße, die einen Steinsitz überdachen, Lindenbäume über uralten Brunnen, ein dunkler Höhleneingang jenseits eines träumerischen Weihers, ein Jägerhaus mitten im Walde, an dessen Tür der Röhrenbrunnen mit den Stimmen der Finken singt und summt, das Rauschen einer Mühle und Glockentöne von irgendwoher — das alles redet nun eine zwiefache Sprache. Und wenn ich dort vorüberkommend nach einem von Buschwerk wie von einer festen Mauer umschlossenen Walde hinüberschaue, dann denke ich immer daran, daß darin einmal Brüderchen und Schwesterchen über Laub und Moos hinirrten, und bald wird der Fels einer von Sträuchern umrankten Felskuppe wieder zum Dach eines Königsschlosses, umsponnen von Rosen und überglänzt vom Abendrot. So höre ich ähnlich dem guten Leonhard in meiner Erzählung „Ursula" zugleich eine Melodie von heute und eine andre aus fernen Tagen, und könnte ich den beiden Stimmen so leicht

und frei wie er nachgehen, dann würde ich am Ende auch manches noch finden, davon sich fröhlich und schön erzählen ließe.

Ich berichte von diesen Eindrücken aus dem Kinderland, weil in ihnen die Quellen meines Wesens fließen, aus denen ich schöpfe und wohl immer schöpfen werde. Oftmals habe ich mir meine romantischen Neigungen vorhalten lassen müssen und bin von wohlmeinenden Freunden schon manchmal ermahnt worden, ihnen endlich zu entsagen. Wer kann aber aus seiner Natur heraus, selbst wenn er es ernstlich wollte? Ich verlange aber gar nicht nach solcher Verwandlung, sondern meine, jeder muß danach streben, so zu sein, wie ihn die Natur geschaffen hat, und ich bin seelenvergnügt, daß mir von dem blauen Dufte, worin die Welt vor dem Kinderauge lag, noch immer ein weniges geblieben ist, obwohl mein weiterer Weg in eine rauhe und harte Wirklichkeit hineingeführt hat.

Ich überspringe die Jahre und was in ihnen geschehen ist und wende mich einem andern Lande zu, aus dem mir, so arm und kümmerlich es erscheint, auch viele Quellen des Denkens und Dichtens zugeflossen sind. Ein freudloses, trauriges Land, Dostojewski hat es ein Totenhaus genannt. Als ich vor zwanzig Jahren aus der Heimat nach dem Osten und aus dem Gemeindeleben in den Gefängnisdienst berufen wurde, hatte ich schon eine beträchtliche Menge von Liedern und Gedichten zusammengebracht. Der Brunnen der Lyrik, aus dem ich unverdrossen und schonungslos Tag für Tag geschöpft hatte, war dann aber auch bis zum Grunde geleert und füllte sich erst langsam wieder auf. Es war also gut, daß es eine lange Zeit darin ruhig und ungestört quellen durfte, und daß mich der Reiz eines neuen Landschaftsbildes und die seltsamen Einblicke in die Menschenseele, die ich in meiner neuen Tätigkeit gewann, jahrelang von mir selbst ablenkten.

Ganz anders als mein wald- und quellenreiches Heimatland sprach das Land, in dem ich nun leben mußte, zu meinem Herzen. Flach und in eintönigem Wiesengrün mit der blauen Ferne verfließend, statt der Eichen, Buchen und Tannen phantastisch verschlungne Kieferkronen am Waldesrande, Stämme wie aus schwerer Bronze gegossen, die in fahlgrüne Wölkchen hineinragen, dahinter Stangenwald, Sand und Heide und hin und wieder ein melancholischer Wasserspiegel, von tief hinabgeneigten Föhren überdunkelt. Und das alles so einsam und menschenfern, ohne das vielfache Rieseln und Rauschen und ohne den vielfältigen Gesang meiner Heimatsberge. Es ergriff mich dennoch von Anfang an und zog mich, ob es auch das Heimweh nicht zu stillen vermochte, je länger je mehr mit seiner sanften, ernsten Schönheit zu sich hin.

Stark und tief waren auch die Eindrücke meines neuen Berufs. Gerade in der ersten Zeit kam ich mit sehr eigentümlichen Menschen zusammen, und wohl weil sie merkten, wie wenig ich meiner Aufgabe gewachsen war und wie unsicher, beinah allein von dem einfachen menschlichen Gefühl geleitet, ich

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mir meinen Weg in diese Welt hineinsuchte, öffneten sich mir fast von selbst auch sonst sehr verschlossene Naturen. So waren die ersten Zeiten wirklich Entdeckungszeiten, ich sah Finsternisse, wie ich sie später nicht oft mehr wiedergesehen habe, aber auch schöne Sterne und helle Lichter, nahm damals auch das Bild in mich auf, das mich, nachdem es viele Jahre in mir geruht hatte, zu meinem Roman „Zwei Seelen" anregte.

Wer aber lange Zeit in einer solchen Arbeit gestanden hat, fühlt allmählich, daß das zuerst so lebendige Gefühl lahm und stumpf wird. Die Bilder wiederholen sich unaufhörlich, und es sind fast immer traurige Bilder. Es ist ein Wandern durch Sand und Heide, in drückender, staubtrüber Luft. Zuerst interessierte man sich gerade für Menschen, die sich am weitesten hinaus verloren haben, und ihren Gewohnheiten, ihrer Denk- und Redeweise emsig nachforschend, versetzte man sie vielleicht in den Wahn, daß sie sich auf ihr Wissen um solche Dinge etwas einzubilden hätten. Das geschieht ja auch jetzt so oft, wo die Schilderungen aus diesem Milieu mit wichtiger Miene, als handle es sich um Offenbarungen aus einer höhern Welt, feilgeboten werden. Wer mit diesen Dingen alle Tage zu tun hat, der sieht aber allmählich ein, daß es sich wenig lohnt, aus solchen Wassern fort und fort zu schöpfen. Man hat bald genug davon, begehrt nicht mehr und weiß, daß man auch nicht mehr viel erfahren kann. Und so absonderlich, oft seltsam, oft schreckhaft vieles ist und bleibt, mit der Zeit wird es monoton wie die Bilder des armen, heißen Heidebodens, und nur an einigen wind- und sturmverwehten Gestalten haftet der Blick noch mit der ersten Teilnahme.

So kann es leicht geschehen, daß das Auge immer leerer zurückkommt, und die Arbeit immer freudloser wird. Vielleicht aber findet man auch einen neuen Weg, der zu neuen Ausblicken hinleitet und den gesunknen Mut wieder hebt und stärkt. Es blühen ja der Blumen nicht gar viele in diesem Lande, und man muß lange suchen und oft hoch emporsteigen, ehe man sie findet. Aber sie blühen doch auch an diesem Wege, und wenn wir sie entdecken, entzückt es uns ebenso, wie wenn uns zwischen verwitterten Steintrümmern an der Grenze der Schneeregion ein schönes, einsames Blumenauge entgegensieht. Ich habe dieser Blumen genug gefunden, sobald ich weniger nach den Trümmern ausschaute als nach dem, was noch heil und ganz geblieben war, und als ich mich nicht mehr soviel an die Besonderheiten hielt und an die Abweichungen vom Bilde des Menschen, in dessen Herzen ein höheres Ideal lebt, sondern als ich nach dem suchte, worin wir uns alle ähnlich sind und was bei uns allen wiederkehrt. Da fand ich dann auch unter den krausesten Linien das uns allen verwandte Menschenantlitz und erlebte es vielmal, daß sich unter solchem Anschaun die fremde Seele bis in ihr verborgenstes Leben hinein willig und leicht vor mir auftat.

Von dem, was ich selbst gesehen habe, habe ich darauf vieles in den „Zwei Seelen" geschildert. Um das Bild des Mannes, der uns in diesem

Buch von dem Licht und Dunkel seines Lebens erzählt und mit allen schönen Sternen auch die bleichen Schatten der Vergangenheit vor uns erscheinen läßt, schlingen sich mancherlei Blumen der Erinnerung, deren Aufblühen ich einstmals beobachten durfte. Das Kriminalistische tritt dabei zurück, ich wollte ja nicht einen Kriminalroman schreiben, sondern den Roman eines Menschen, dessen Züge keinem von uns ganz fremd sind, in dessen Worten wir vielmehr nachklingen hören, was lauter oder leiser auch einmal in uns selbst erklungen ist. So war es mir recht, daß jemand den empfangnen Eindruck dahin zusammenfaßte: „Tua res agitur. Durch deine Seele geht der Menschheit Leid, in deiner Seele wird sie erlöst.“ Und ich freute mich, als mir unbekannte und bekannte Leser schrieben, sie hätten zuletzt nicht mehr die Stimme eines andern gehört, sondern sich selbst lauschen und stillhalten müssen.

Das wirkliche Leben zerreißt ja nach und nach den goldnen Schleier, durch den das junge Auge auf die Welt und die Menschen blickte. Man geht nicht mehr in solchen Träumen, wie man es als Kind getan hatte, durch den Wald, sondern weiß, daß die Bäume Bäume sind und die Menschen eben nur Menschen. Und doch haben wir Stunden, in denen wir den verlornen Schleier wiederempfangen zu haben meinen. Man sitzt etwa vor den letzten dunkeln Waldleisten und sieht den Himmel blau oder vom Abendrot überglänzt durch die Stämme schimmern. Da werden im Hinschauen versunkne Tage wieder lebendig, wir hören eine Sprache, die die klugen Meister in Israel über Wichtigerm vergessen haben, und die deutlich nur noch von Kindern und Dichtern gehört und verstanden wird.

So möchte ich auch die Menschen sehen und ihr Bild malen, und in dem, was ich geschrieben habe, habe ich es auch versucht. So, wie sie um uns her leben und wie sie sich untereinander geben, zugleich aber mit dem Lichtschimmer im Auge, den die Welt des ewig Guten und Schönen zu ihnen hinübersendet. Der Joggeli, von dem ich einmal erzählt habe, kannte diesen Schimmer von Jugend an. In seinen jungen Jahren war er ihm der Schimmer einer schönen Märchenwelt gewesen, später wurde er ihm der Widerschein seiner dritten Heimat, der er in Freud und Kummer zugewandert war. Die leuchtete ihm zuletzt ganz warm und hell in die Gedanken und machte ihn fähig, die Menschen, wie sie nun einmal sind, ob jung oder alt, klaren oder getrübten Herzens, zu verstehn und zu lieben.

Vom thrakiſchen Meere

Von C. Fredrich in Poſen

4. Samothrake

ines der großartigen Gemälde, die der Dichter im erſten Buche der Ilias vor uns entrollt — man denkt dabei unwillkürlich an Böcklins „Odyſſeus auf der Inſel der Kalypſo“ —, zeigt den Strand des Meeres, und an ihm ſitzt ein einſamer Menſch und ſtreckt die Arme meerwärts; Achilleus iſt es, der voll Schmerz in verletztem Ehrgefühl und voll Begierde nach Rache zur Mutter, der Seegöttin Thetis, fleht. Sie erhört ihn; wie ein Nebel hebt ſie ſich aus den Waſſern. Sie hatte keinen weiten Weg gehabt. Wir erinnern uns der andern Stelle aus dem dreizehnten Buche: der Erderſchütterer Poſeidon ſpähte gen Troja und ſaß „hoch auf dem oberſten Gipfel der hochumwaldeten Samos Thrakias; dort erſchien mit allen Höhn ihm der Ida, auch erſchien ihm Priamos Stadt und der Danaer Schiffe“. Von dieſen Schiffen aus aber ſtand in umgekehrter Richtung vor Achills Augen im Nordweſten die gewaltige Pyramide von Samothrake und vor ihr die niedrige Imbros. Zwiſchen dieſen Inſeln lag nach einer dritten Stelle der Ilias der ſchimmernde Palaſt von Thetis Vater Nereus auf dem Meeresgrunde; von dort alſo nahte die Tochter. Wie der Dichter dazu gekommen iſt, gerade dort den Meergreis wohnen zu laſſen, wer will das heute ſagen! Aber man darf daran erinnern, daß ein Schriftſteller des erſten Jahrhunderts v. Chr. eine alte Sage verzeichnete, nach der Fiſcher beim Auswerfen der Netze dort in der Tiefe verſunkne Städte erblickt hätten; und an der Szúrafa-Klippe, die ſich öſtlich von Samothrake über die Fläche des Meeres hebt, ſieht man noch heute, ſo fabeln die Schwammfiſcher, verſunkne Häuſer, und ein Ungeheuer hauſt an ihr, das den Menſchen verſchlingt, der dort zu tauchen wagt. Um dieſe ungeheure Höhe im thrakiſchen Meere (Samos iſt ein kariſches Wort und bedeutet Höhe) ſind natürlich früh Sagen geſponnen worden, lange ehe ſie die hochheilige, der Sitz der Großen Götter von Samothrake wurde. Wie andre beſonders eindrucksvoll über Flächen aufragende Berge ſoll dieſer Fels bei einer furchtbaren Sintflut einſt die letzten Menſchen gerettet haben. Die Meeresſtraßen vom Schwarzen Meere her ſeien damals eingeriſſen, große Teile von Kleinaſien und den Inſeln des thrakiſchen Meeres weggeſpült worden. Es iſt, als ob eine dunkle Kunde aus ferner ferner Vergangenheit in dieſem Bericht, der auf die Tempellegende von Samothrake zurückgeht, vorläge. In der Tat müſſen, wie die geologiſche Zuſammenſetzung der Inſeln Lemnos und Imbros und des nächſten Feſtlandes und wie die Meerestiefen beweiſen, hier einſt ungeheure Umwälzungen ſtattgefunden haben; aber dem Menſchen kann davon eine Überlieferung ſchwerlich geblieben ſein. Während das Meer nördlich von Samothrake und ſüdlich von Lemnos und Imbros unter 200 Meter tief iſt, klafft zwiſchen der nördlichen und den beiden ſüdlichen Inſeln ein Spalt, der bis zu 1244 Metern hinabreicht. Bis zu 1750 Metern türmt ſich Samothrake ſelbſt im Phengari, dem antiken Saos auf; es liegt hier alſo eine Höhendifferenz von 3000 Metern vor.

Über diese Tiefe, in der Nereus wohnt, segelte ich am 29. Mai zu dem wundersamen Eiland, das an Umfang Imbros etwas nachsteht, an Masse es so unsagbar übertrifft. „Das weiße Meer" heißt es im Munde der Schiffer, weil ein weißer Schimmer wie ein leichter silberner Glanz über dem Blau liegt. Leukasia (λευκός = weiß) soll Samothrake einmal geheißen haben; und die Göttin Leukothea hat hier ihre Heimat. Meist zeigt sich Nereus so unfreundlich wie damals gegen Odysseus, als jene Göttin ihn mit ihrem Schleier rettete. Bei Ost- und vor allem bei Nordstürmen ist die See um Samothrake sehr gefürchtet, weil sie sich an den nackten Felswänden brechen und mit verstärkter Gewalt wirbelnd herabbrausen. Außerdem zieht eine starke Strömung von den Dardanellen her hindurch, und Samothrake ist hafenlos, galt schon im Altertum trotz zweier künstlicher Anlegeplätze für die ungastlichste der Inseln. Im Winter ist sie fast unnahbar; wie vorsichtig zeigt sich selbst in guter Jahreszeit der Schiffer ihr gegenüber, wie ängstlich verhielt sich zu ihr der Dampfer, mit dem ich 1896 von Athen her zu einem flüchtigen Besuche kam, ohne zu ahnen, daß ich hier noch einmal fast heimisch werden sollte. Diesesmal eilte unser schwacher Kahn mit seinem primitiven Segelwerk kühn auf die Gefürchtete zu; man wird selten die fünfzehn Seemeilen vom Kastro auf Imbros bis an die Südküste bei Platanos in drei Stunden zurücklegen. Zuerst hatten die unter dem Nordost hochgehenden Wellen und das scheinbar willenlose Kaik auch etwas Überwältigendes gehabt. Ruhiger wurde es erst, als wir unter den himmelstarrenden und steil im Meer versinkenden, nur stellenweise mit Grün umkleideten und gänzlich menschenleeren Felsen ein Stückchen entlang fuhren, um nahe bei dem breitesten Bachbett, das sich von der Höhe der Insel nach Südwesten hinabzieht, zu landen. Der Name Xeropotami deutet schon darauf hin, daß es gewöhnlich ohne Wasser daliegt, wie alle Rewmata der Südseite. Ganz anders ist es auf der Nordhälfte mit dem Wasser und natürlich der Vegetation; dort bleibt auch länger der Schnee, der hier fast ganz fehlt. Im Gegensatz zu Imbros, das für einen Geologen eine lockende Aufgabe sein müßte, ist Samothrake seiner Zusammensetzung nach genau bekannt. Granit und Tonschiefer bilden den Grundstock mit vier ragenden Gipfeln: im Norden von Osten nach Westen Phengari, Hagia Sophia, Hagios Georgios; südlich vor sie schiebt sich der Hagios Elias. Der Süden und Südosten ist so jäh, wie ich ihn schilderte; nach den andern Himmelsrichtungen ist diluvialer Sand und Schotter vorgelagert, und davor hat sich noch ein ganz schmaler Streifen von Alluvium gelegt. Hier im Westen ist er etwas breiter und enthält nahe dem Westkap (Akrotiri) zwei Salzseen. Im Westen und Norden treten auch Trachyt und vulkanische Tuffe zutage. Wir landeten an einem Punkte, an dem schon ein Boot auf dem Sande ruhte; es trug über einem Delphin die stolze Inschrift: „Hinten bin ich, aber ich hole dich ein; mach Platz, damit ich vorbeieile." Auch ein Unterschlupf aus spitzwinklig aneinandergestellten und mit Reisig überdeckten Ästen fand sich dort. Wir hockten mit dem Blick auf die bekannten Höhen von Imbros ziemlich lange darin, bis ein paar Tiere an den menschenverlassenen Strand geholt waren. Quer durch das tiefe grüne Tal des Xeropotami, dann über kahle Höhen hin gelangte ich in etwa zwei Stunden nordwärts zur einzigen Siedlung auf der Insel, die deshalb das Dorf (Chora) heißt. Wie übereinander geschobne Teller stehn die Häuser an einem langen Abhang hinauf; in der Tiefe braust ein Bach; am Nordende ragen auf stolzem Fels die Ruinen einer mittelalterlichen Burg, die offenbar die Fortsetzung des Weges beherrschte, den ich gezogen war. Von dieser Chora aus lernte ich in achttägigem Aufenthalte die geheimnisvolle Insel kennen.

459 Jahre vor mir, am 2. Oktober 1444, war ebenfalls secundo cursu bonis faventibus aeoliis ein Freund des Altertums von Imbros herüber gefahren.

Cyriacus von Ancona landete weiter westlich, wie er in seinem Tagebuche und Briefen erzählt, und ritt erst am folgenden Tage zu der „neuen" Stadt, der heutigen Chora. Neu nennt er sie im Verhältnis zur antiken Stadt (Palaiopolis), die noch eine Stunde weiter nördlich bei der Nordspitze der Insel stand. An der Stelle von Chora lag keine antike Siedlung; erst in byzantinischer Zeit hatten sich die Menschen hier fern vom Meere, das immer unsichrer wurde — Samothrake wurde zum Beispiel im Jahre 769 von Seeräubern überfallen —, im Winkel einer Schlucht so gut versteckt, daß man ihre Hütten erst sieht, wenn man vor ihnen steht. Erst damals wurde das Kastell erbaut, das 1260 zuerst für uns erwähnt wird; sicherlich wohnte schon der byzantinische Statthalter hier und seit 1204 der lateinische Herr. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts war auch dieses Eiland dann wieder byzantinisch geworden, und kurz vor dem Eintreffen des Cyriacus hatte Kaiser Johannes der Achte (1423 bis 1448) es dem Herrscher von Ainos in Thrakien, Palamedes (1409 bis 1455) aus dem Geschlechte der Gattilusi, zu Lehen gegeben. Dessen Statthalter war damals Johannes Laskaris, derselbe, der seit 1454 von seinem Herrn auch über Imbros gesetzt wurde. Er empfing den berühmten Reisenden mit allen Ehren in der Burg, die von dem neuen Besitzer, wie stolze Inschriften auf altem weißem Marmor zeigen, in den Jahren 1431 und 1433 ausgebaut worden war. Er begleitete ihn am folgenden Tage zur „alten" Stadt. Cyriacus findet immer neue Worte der Bewunderung für deren riesige Mauer mit Toren und Türmen, für die Reste eines Tempelbezirks vor der Stadt mit einem „Tempel des Neptun", vielen schönen Baugliedern und Skulpturen, die herumlagen; er schrieb mehrere antike Inschriften ab und zeichnete ein Relief mit Frauen, die er Musen nennt, und ein Meduſenhaupt. Diese waren an dem Hauptturme einer Festung verbaut, die Palamedes an der Nordecke der antiken Stadt hatte errichten lassen; der Baumeister Stroilos nennt sich auf einem der Eckſteine. Diese „neue" Festung wurde von Johannis Laskaris 1455 noch verstärkt; ich fand ein paar Stücke einer Bauinschrift von ihm wieder.

Aber es half nichts. Heute liegt diese stolze Burg wie jene im Dorf in Trümmern. Schon 1456 nahmen die Türken Samothrake wie Imbros und schleppten nach einem Aufstande 1459 einen großen Teil der Bewohner nach Konstantinopel. Dasselbe Schicksal traf gerade diese Insel noch einmal im griechischen Aufstande 1821; weil Aufständische unterstützt worden wären, wurde sie geplündert, einige Bewohner gehängt, andre weggeführt. Von diesem Schlage hat sie sich noch nicht erholt; Erdbeben haben zuzeiten neues Elend hinzugefügt. Auch vieles Antike, das Cyriacus sah, ist inzwischen verschwunden: zu Kalk verbrannt, verbaut, in das Ausland gebracht, aber die Kenntnis von dem, was dieser Reisende sah und beschrieb, ist inzwischen eine ganz andre geworden. Das haben spätere Reisende und vor allem mehrfache Ausgrabungen veranlaßt.

Freilich O. von Richter (Wallfahrten aus dem Morgenlande, Berlin, 1822) sah 1816 nicht schärfer als Cyriacus, aber Kiepert (1842), Blau und Schlottmann (1854) und besonders A. Conze (1858) lieferten reiches wissenschaftliches Material. Schon Conze sprach dringend für Ausgrabungen, aber erst als im Jahre 1823 Champoiseau die Fragmente der Nike, die nach dieser Insel ihren Namen trägt, nach Paris gebracht hatte — er kehrte 1879 noch einmal zurück —, war die Zeit für Ausgrabungen gekommen. Conze selbst konnte sie im Auftrage der österreichischen Regierung, in deren Diensten er damals stand, zweimal (April—Juni 1873 und August—September 1875) leiten. Die Resultate wurden in zwei starken Bänden vorgelegt. Man hörte gern noch mehr. Beschränkte Mittel und eine noch nicht vollkommne Ausgrabungstechnik haben aber geliefert, was

geleistet werden konnte. Wir können jetzt mit einiger Sicherheit die Entwicklung der alten Stadt und des berühmten Heiligtums schildern und ein Bild von beider Aussehn entwerfen.

Der nördlichste, der samothrakische Gipfel, der nicht der höchste ist und dem Hagios Georgios geweiht, schickt einen langen, hohen, scharfen Grat hinab zum Nordkap. Dieser Grat senkt sich nach Westen zuerst steil, dann gemächlicher hinab zu zwei Bächen, die auch vom H. Georgios ihren Ursprung nehmen und schließlich vereint in das Meer laufen. In dem Winkel vor ihrer Vereinigung 35 Meter über dem Meere sind Dämonen verehrt worden lange vor aller geschichtlichen Überlieferung. Eine große Naturgöttin war die erste Herrin des Ortes, die für uns erkennbar ist. An sie schlossen sich zu einer Zeit, die noch nicht genau festzulegen ist, die beiden Kabiren an, Dämonen der Tiefe, der eine alt, der andre jung, in denen das Werden und das Vergehn in der Natur personifiziert war. Eigenartig war der Gottesdienst; in Gruben floß das Blut geopferter Ziegen in die Erde; feierlich schritten die Jungfrauen im Reigen; der Thyrsos wurde geschwungen; Pauke und Tympanon erklangen. Geheim war die Lehre, die vom Werden und Vergehn im Weltall, auf der Erde und beim Menschen im Bilde des Lebens der Gottheiten handelte. Man mußte eingeweiht (Mystes) werden; aber das Höchste erfuhr erst der, der Schauer (Epoptes) geworden war. Nur er hatte Zutritt in das Heiligtum, durfte die Bilder der Götter schauen. Für uns ist dieser Dienst natürlich schwer faßbar, zumal weil er in den spärlichen antiken Nachrichten noch vielfach mit dem verwandten von Eleusis, dem der Dioskuren und andrer Gottheiten vermischt wird. So ist denn über diese

Götter wundersam eigen,
die sich immerfort selbst erzeugen
und niemals wissen, was sie sind,

noch lange nicht das letzte Wort gesprochen worden in dem Streite der Gelehrten, über den Goethe spottet:

die Ungeschlachten seh ich an
als irdenschlechte Töpfe,
nun stoßen sich die Weisen dran
und brechen harte Köpfe.

Ein Einblick ist um so erschwerter, als die Götter selbst im Altertum äußerlich einen Wandel durchgemacht haben. Da sie an dieser heiligsten Stätte so mitten im Meer verehrt wurden, die Fahrt zu ihnen selbst in der besten Jahreszeit nicht immer ohne Gefahr war, wurden diese Wesen der Tiefe, die man mit der alten Naturgöttin zusammen „die Großen Götter" (*μεγάλοι θεοί*) nannte, allmählich in erster Linie zu Schützern der Seefahrer. Allmählich haben sich natürlich auch die Zeremonien, die Hierarchie, die Form des Heiligtums ausgebildet. Der Oberpriester führte den uralten Namen „König" (*βασιλεύς*); er leitete auch die weltlichen Angelegenheiten und setzte seinen Namen an den Anfang der Urkunden zur Datierung und auf die Münzen. Das Gotteshaus glich mehr orientalischen als griechischen Tempeln; durch eine große Vorhalle kam man in eine Cella, die außen nicht von Säulen umstanden innen durch Stützen in drei Schiffe geteilt war. Hinten war ein Querschiff vorgelegt, und dahinter weitete sich eine Apsis. In ihr stand das dreiteilige Götterbild, und vor ihm öffnete sich die Opfergrube.

Zuerst war das alles klein und unscheinbar, denn der Kult war lange rein lokal. Aber der Ort war heilig, und die Götter waren da, als um das Jahr 700 v. Chr. Samier, wie überliefert wird, diese thrakische Samos ältern thrakischen Einwohnern entrissen und oberhalb der heiligen Stätte auf dem Hang zwischen dem Bache

und dem Berggrat eine Stadt anlegten. Nach dem Meere zu bot steiler Abfall guten Schutz; nach dem Lande zu mußte man aber, um sicher zu sein, eine weite Fläche einschließen und die Mauer hoch auf den Grat führen. Am meisten Verwandtschaft in der Lage zeigt das noch bizarrer liegende Herakleia am Latmos bei Milet; wie dort und innerhalb so vieler griechischer Mauerringe nahmen Felsen, Felder und Gärten einen breiten Raum neben den bewohnten Stellen ein. Unterhalb des festesten Platzes, jedenfalls der Akropolis, auf die Palamedes sein Kastro setzte, suchte man durch einen nach Nordwesten hinausgeschobnen Molo einen wenigstens einigermaßen geschützten Hafen zu schaffen. Kyklopisch im wahrsten Sinne ist die ganze Anlage. Mächtige, vielseitige, genau aneinander gepaßte, nicht mit Mörtel verbundne Blöcke vom Gestein des Ortes sind zu zwei Schalmauern aufgehäuft, deren Außenseiten 3 bis 4 Meter voneinander entfernt sind; der Zwischenraum ist mit kleinern und größern Steinen gefüllt. Die Höhe ging stellenweise einst über 5 Meter hinaus, die Zinnen waren zum Teil aus unregelmäßig aufragenden Blöcken gebildet. Oben am Grat durfte die Mauer streckenweit fehlen, weil er unzugänglich war. Dort oben und weiter unten wurden Pforten durch spitzwinklig aneinander gelehnte Blöcke hergestellt; das Haupttor aber besteht aus einem über 10 Meter langen Torgang, der einst hinten und vorn geschlossen werden konnte. Schon um 400 v. Chr. wurde das Werk sicherlich ebenso angestaunt wie von Cyriacus und von uns. Von den Straßen, Häusern und Heiligtümern im Mauergürtel ist wenig zu sehn, aber zweifellos mehr zu finden, als man bisher zu finden versuchte. Man begreift zunächst nicht, wie Bewohner dieser armen Insel, die kaum so viel hervorbringt, wie man auf ihr gebraucht, und nur Holz, Holzkohlen, Obst und Käse in geringem Werte nach außen abgibt, wie deren Bewohner ein so gigantisches Werk schaffen und halten konnten. Aber es läßt sich zeigen, daß die Insel einst besser in Kultur war — Zwiebeln und Fenchel von Samothrake genossen weithin einen Ruf — und auch heute viel mehr liefern könnte. Vor allem wissen wir aber, daß die Männer, die diese Stadt anlegten, drüben ein großes Stück der an Ackerland und Bodenschätzen reichen thrakischen Küste mit einer ganzen Reihe von Ortschaften und Burgen besaßen. Dort lagen die Hauptquellen der Macht wie für Thasos; auch die Götter hatten dort Besitz; bei Dedeagatsch wurde ein „Grenzstein der Großen Götter von Samothrake" gefunden. Dorthin ging einst der Hauptverkehr; dorthin schaute die Stadt. Der alte Sitz der Götter unten am Bach und der Besitz drüben am Festlande zugleich führten zur Ansiedlung gerade an dieser nicht besonders günstigen Stelle. In der Schlacht bei Salamis verrichtete ein Schiff von Samothrake, das die Perser wie die Küste am Ende des sechsten Jahrhunderts zum Anschluß gezwungen hatten, glänzende Taten der Tapferkeit; um 300 finden sich samothrakische Söldner in atheniischen Diensten. Diese beiden Tatsachen verraten tiefgehende Veränderungen in der Lage der Insel. Sie hatte sich 479 dem Seebunde angeschlossen; der hohe Tribut läßt auf große Einkünfte schließen. Aber während der zwanziger Jahre des fünften Jahrhunderts wird er niedrig, das heißt, Athen hatte der Insel die festländischen Besitzungen größtenteils oder ganz genommen. Die Zeit politischer Bedeutung war für immer vorbei; da traten ihre Götter für die Insel ein und schufen ihr neue viel mehr in die Ferne reichende religiöse Macht. Gerade von den spartanischen Feldherren und Staatsmännern, die Athen ruiniert haben, von Lysander und Antalkidas wird berichtet, daß sie sich in die samothrakischen Mysterien einweihen ließen, als ob sie sie gegen die sich in attischer Hand befindenden eleusinischen ausspielen wollten. Von da ab wendet die Insel ihr Gesicht mehr gegen Süden. Ein zweiter Hafen nahe dem Westkap (Akrotiri) dort, wo die Salzseen glitzern, wird in dieser Zeit erst angelegt sein. Ob die Seen selbst damals oder erst im Mittel-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

alter mit dem Meere verbunden wurden, weiß man nicht; eine Wiederherstellung der irgendwann vorhanden gewesnen Verbindung würde der Insel den nötigen geschützten Anlegeplatz wieder geben. Dieser zweite Hafen hieß „Hafen der Demeter", weil sie nur in seiner Umgebung ihre Gaben spendet. Die Bewohner lebten von da ab besonders vom Fremdenverkehr, der bald lebhafter und gewinnbringender wurde als der, der sich heute zum Nachbarberge, dem Athos, bewegt. Man hat sich wohl gewundert, daß so wenig Grabsteine auf der Insel gefunden wurden — sieben sind bisher bekannt —, obwohl doch bei diesen mit dem Tode so eng verbundnen Gottheiten religiöse Rücksichten die Bestattung auf ihr wie auf Delos unmöglich verbieten konnten. Die Menschen waren in den Perioden, aus denen diese Steine stammen, in der Mehrzahl einfach zu arm, als daß sie Denkmäler auf ihre Gräber hätten stellen können; und gar Marmor mußte aus Thasos geholt werden, da er auf der Insel nicht vorkommt. Fremde starben aber selten einmal hier.

Aus dem Haupttore der Stadt führte eine Straße zum heiligen Bezirk fuori le mura. Lange genügte der kleine Tempel aus einheimischem Gestein in dorischem Stil mit seinen bunten Malereien und Metallzieraten. Noch im Peloponnesischen Kriege schätzte man die, die darin wohnten, in Griechenland wenig. Erst als die politischen Gegner Athens die See gewannen, die Spartaner, wie gesagt, und nachdem die Insel auch zum zweiten attischen Seebunde gehört hatte, die Makedonen, konnten sie gegen die Verwandten in Eleusis aufkommen. Als an der Küste, die dieses thrakische Meer umschlingt, kräftiges politisches Leben erwachte, da gewannen auch die Heiligen der thrakischen Samos neue ungeahnte Kraft; Samothrake wurde für Makedonien etwa das, was Delos für die Jonier bedeutete. Diesen Heiligen gelang es sogar, eine Ehe zu stiften, wie sie wenigen Heiligen gelungen ist. Philipp von Makedonien soll bei der Festfeier auf Samothrake seine spätere Gemahlin Olympias kennen und lieben gelernt haben. Der große Alexander hat sich zweifellos hier auch einweihen lassen. Eine glänzende Zeit stieg für die Insel auf, die etwa ein Jahrhundert andauern sollte. Es würde zu weit führen, die politische Geschichte dieser und der nächsten Perioden zu erzählen. Makedonien gehörten die Götter, wie der griechische Bauer noch heute von einer Kapelle auf seinem Acker sagt: „Der Heilige gehört mir." Aber wenn Makedonien die See verlor, verlor es auch die Seegötter. So haben die jeweiligen makedonischen Herrscher, die ägyptischen Fürsten, die Seleukiden von Syrien sie sich streitig gemacht, bis sich die allmächtige Roma auch diese Götter aneignete, in einem Jahre, von dem noch genauer gesprochen werden soll. Aber die Götter haben sich immer wohl befunden; sie haben bei jedem Konkurse eines Besitzers nur gewonnen. Jeder neue Besitzer und dessen Freunde beschenkten sie mit kostbaren Ehrengaben, stellten Inschriften auf, bauten Tempel, vergrößerten die Gerechtsame. Die Stadt alterte, das Heiligtum vor ihr wurde immer jugendlich schöner. Es wurde natürlich nie so groß und prächtig wie Delphi oder Olympia. Aber diese Gottheiten wohnten zwischen den Felsmassen und dem Meere sehr viel großartiger als Zeus, wenig weniger erhaben als Apollon und malerischer als beide. Nur die Phantasie hellenistischer Künstler, denen pompejanische Meister nachahmten, hat gleich malerische in Berg und Wald liegende Heiligtümer auf die Wände gezaubert.

(Schluß folgt)

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

3

An demſelben Abend war bei Frau von Seidelbaſt wieder einmal etwas los. Entweder gaben ſich die „Getreuen“ dort Stelldichein, oder es war Teeabend oder Geſellſchaft, oder es galt eine durchreiſende muſikaliſche Größe, namentlich Bayreuther Größe zu feiern oder den Geburtstag oder Todestag Wagners zu begehn. Aber immer wurde Muſik gemacht, und meiſt kam Wagner allein zu Worte.

Die Seidelbaſtſche Villa lag in der ſogenannten Stadtkellerei, einer Vorſtadt, die erſt in neuern Jahren entſtanden war. Dieſe Vorſtadt dehnte ſich von der Stadtgrenze bis zum Kellereiwalde aus und ſtellte die Fremdenkolonie der Stadt dar. Denn hier hatten ſich im Laufe der Zeit die penſionierten Generale, Geheimräte, und wer ſonſt noch Neuſiedel zum Wohnorte erwählt hatte, angeſiedelt, und hier ſtand an ſchön rechtwinkligen Straßen Villa bei Villa. Und von hier aus hatte man auch eine ſchöne Ausſicht auf die alte Stadt, auf den Dom mit ſeinen drei Kuppeltürmen, auf die weite, grüne Ebene, an deren Grenze Neuſiedel lag, und auf den Fluß, der ſich hellglänzend in großen Bogen durch das Grün zog.

Die ſchönſte und vornehmſte Villa war die Villa der Frau von Seidelbaſt. Wobei wir jedoch bemerken müſſen, daß es auch einen Herrn von Seidelbaſt gab, der freilich bei den muſikaliſchen Veranſtaltungen der gnädigen Frau wenig in Betracht kam, denn er war ſehr ſchwerhörig. Übrigens war er ein feiner, alter Herr mit weißem Haar, weißem Bart, weißer Binde und ſchwarzem Gehrocke, der, wenn die Größen in ſeinem Hauſe gefeiert wurden, in gebückter Haltung und mit ſteifen Schritten im Hintergrunde herumzog und bereit war, jedem, der die Güte hatte, ihn zu bemerken, eine freundliche Selbſtverſtändlichkeit zu ſagen. Er hatte in irgendeinem Miniſterium eine hohe Stelle verwaltet, hatte es zum Wirklichen Geheimen Rate, aber nicht zur Exzellenz gebracht. Schade! Dann war er wegen ſeiner Schwerhörigkeit in Penſion gegangen, und zwar von Berlin fort, was er gegen den Willen ſeiner Frau durchſetzte. Er hatte den Lärm ſatt und wollte den Reſt ſeiner Tage in ſtiller Beſchaulichkeit verbringen. Den Ausſchlag gab, daß er gerade damals die Villa in Neuſiedel und einen hübſchen Poſten Geld geerbt hatte. Anfänglich war Frau von Seidelbaſt unglücklich darüber, daß ſie aus dem Mittelpunkte einer geiſtvollen Geſelligkeit ausſcheiden ſollte, aber dann fand ſie ſich. Neuſiedel bot zwar an ſich gar nichts. Es war ein großes Opfer, in Neuſiedel leben zu ſollen. Aber Neuſiedel lag doch nicht aus der Welt. Wie ſchnell war man in Berlin oder in Dresden oder in Weimar oder in Bayreuth. Bei den heutigen Verkehrsverhältniſſen ſpielen doch fünfzig Meilen gar keine Rolle. Nicht wahr? Und es gab ja auch in Neuſiedel liebe Menſchen, mit denen man verkehren konnte, General von Kämpffer, Exzellenz, und ſeine Familie, Baurats, Direktors, Neugebauers und die andern. Liebe, gebildete Menſchen. Und was

man in sich trägt, das nimmt man doch mit an jeden Ort, wo man sich niederläßt. Nicht wahr? Wenn man nur die Kunst im Herzen hat, so viel bekommt man überall ins Ohr, daß man nicht künstlerisch verhungert.

Und so waltete denn Frau von Seidelbast in ihrem stimmungsvoll eingerichteten Hause als Priesterin der Kunst, unterstützt von Fräulein Binz, die früher Erzieherin im Hause gewesen war, jetzt aber die wirtschaftliche und vor allem musikalische Stütze der Hausfrau darstellte, von Johann, dem Bedienten, von einer Köchin, zwei Hausmädchen und so vielen und so oft wechselnden Hilfskräften, daß ihre Zahl nicht festzustellen ist.

Frau von Seidelbast war eine Dame, ich würde sagen von den besten Jahren, wenn sich nur sagen ließe, welche Jahre dies bei den Damen sind. Jedenfalls war sie viel jünger als der Herr Geheimrat.

Fast hätte ich vergessen, zu berichten, daß Frau von Seidelbast auch drei Kinder hatte, Hunding, Hilda, die eigentlich Brunhilde hieß, und Dünter, der eigentlich Günter hieß und die Bezeichnung aus den Kinderjahren nicht hatte loswerden können. Hunding war Primaner, wir kennen ihn schon, Hilda war ein feines, junges Mädchen in der ersten Jugendblüte, und Dünter war ein hoffnungsvolles Rauhbein. Die Mutter, erfüllt mit ihren hohen und idealen Aufgaben, kümmerte sich um ihre Kinder nicht gerade viel. Sie wußte sie ja in den besten Händen — nicht wahr? —, und es gehört ja auch zur Kunst der Erziehung, den jungen Seelen ihre volle Freiheit zu lassen.

Bei Seidelbasts war also diesmal Teeabend. Die kleinern Räume der Wohnung waren geöffnet. Es herrschte in diesen Räumen ein stimmungsvolles Dunkel etwa so wie in einem Orchester, wo jede Lampe ihren dunkeln Schirm hat. Nur im Speisezimmer war volle, prosaische Helligkeit. Hier waren Tische gestellt und mit allen denkbaren Speisen von der Hummermayonnaise bis zum Chesterkäse beladen, denn es sollte später von Büfett gegessen werden. Im Salon, in dem auch der Flügel stand, war es am dunkelsten. Das satte Blau der kommenden Nacht blickte durch die dunkeln Vorhänge hindurch. Und dort summte in dämmerigem Schatten eine Teemaschine, an der zwei junge Mädchen — Hilda war nicht darunter — in feierlicher Weise walteten. Hilda empfing die Gäste und geleitete sie in den Salon, wo Frau von Seidelbast den Platz der Vorsitzenden an einem großen runden Tische einnahm. Dies war ein Vorrecht, das man ihr aufgedrängt, und das sie angenommen hatte in dem stillen Bewußtsein, dem großen Meister, dem ihre Gedanken Tag und Nacht dienten, nähergestanden zu haben als irgendeiner des Kreises. Sie empfing ihre Gäste mit einer der verbindlichen Redensarten, die sie immer auf Lager hatte, mit lächelndem Kopfnicken und Handgruß, blieb aber dabei zur Hälfte in ihrer eignen Gedankenwelt und beteiligte sich nur mit der Hälfte ihres Geistes an dem, was gesprochen wurde. Dafür durften aber auch ihre Gäste in ihrem Hause machen, was sie wollten. Nur wenn die Notenblätter rauschten und der Flügel geöffnet wurde, war sie ganz bei der Sache.

Die Getreuen also versammelten sich. Es waren in ihrer Art dieselben, die man in Bayreuth die Intimen nannte, Generals, Baurats, Direktors, Neugebauers und die andern. Dazu kamen noch ein paar jüngere Herren, Referendare, Leutnants, die, während die Damen den runden Tisch umgaben, und die ältern Herren irgendwo Gruppe machten, die Teetasse in der Hand die Wände zierten.

Man war an diesem Tage zahlreicher und pünktlicher gekommen als sonst, einesteils, weil ein besondrer Genuß, über den geheimnisvolle Gerüchte umgingen, bevorstand, anderenteils, weil das Ereignis des Tages, das neue Theater, und was

damit zuſammenhing, und was daraus folgen konnte, beſprochen werden mußte. Jeder der Damen, die an dem runden Tiſche Platz genommen hatten, ſchwebte das Wort Theater auf den Lippen, aber niemand wollte der Wirtin vorgreifen. Und die Wirtin, die in ihrer eignen Welt lebte und das Tageblatt nicht las, wußte nichts von dem, was die ganze Stadt bewegte. Endlich — die Spannung war unerträglich geworden — wurde es unmöglich, länger zu ſchweigen.

Sagten Sie nicht: Theater, Exzellenz? fragte Frau Neugebauer.

Exzellenz hatten es zwar nicht geſagt, nahmen aber das Wort ſogleich auf.

Theater! Denken Sie mal, ein Theater! Sechshunderttauſend Mark für ein Theater! Iſt das nicht großartig? Reineweg aus heiler Haut!

Heiterkeit.

Wer hätte das von dem alten lächerlichen Kerl gedacht, meinte Frau Direktor. Und dem wollen ſie ein Denkmal ſetzen.

Es ſcheint, daß man erſt ſterben muß, ſagte der Herr Direktor, bis man in ſeiner ganzen Güte anerkannt wird.

Abermalige Heiterkeit.

Frau von Seidelbaſt hatte nur mit halbem Ohre hingehört. Was hat wer geſchenkt? fragte ſie.

Der ſelige Rumpelmann — ein Theater, wurde geantwortet. Ein komplettes Theater. Fehlt nur noch der Souffleur und das andre.

Sie nehmen doch eine Loge, Frau Neugebauer?

Natürlich! erwiderte man von allen Seiten. Nächſten Winter iſt alles fertig. Man weiß ſchon für beſtimmt, daß der Eröffnungstag der dritte November ſein wird, und daß man zur Eröffnung den Orpheus geben wird.

Orpheus in der Unterwelt, äußerte einer der jungen Herren an der Wand, iſt großartig. Der Prinz von Arkadien — ſchneidig.

I wo, erwiderte ein andrer, Orpheus von Gluck.

Von Gluck? Donnerwetter. Schneidig.

Die Seidelbaſtſche Villa hatte als ein modernes Gebäude etliche unmotivierte Schlüfter und Winkel. Auch der Muſikſalon zeichnete ſich durch einen Winkel aus, in den man ſich zurückziehen und von dem aus man einen freien Blick in das Speiſezimmer haben konnte, was für hungrige Seelen etwas Tröſtliches hatte. Dieſer Winkel war bei den geheimrätlichen Kindern ſehr beliebt und hatte den Namen: Die Tonne, womit man die Tonne des Diogenes und alſo einen Philoſophenwinkel meinte. Daß Diogenes ſeine Laterne, wenn er ſie nicht brauchte, in ſeiner Tonne aufgehängt habe, iſt hiſtoriſch nicht nachweisbar, in der Seidelbaſtſchen Tonne hing eine ſtilvolle Laterne mit grünen Butzenſcheiben, und unter ihr ſaßen Hundtng und Dünter. Hilda waltete ihres Amtes als Wirtin, warf aber mehr als einen begehrlichen Blick nach ihrer geliebten Tonne. Aber die Pflicht duldete es noch nicht, daß ſie ſich ins Privatleben zurückziehe. Endlich, nachdem alles in Ordnung gebracht war, konnte ſie dem dringlichen Winken Dünters nicht widerſtehn. Aber ſie ſetzte ſich doch nur auf die Ecke eines Stuhles, und zwar ſo, daß ſie jeden Augenblick wieder in Aktion treten konnte:

Du, Hilda, ſagte der Primaner, heute hat mich der Cato ein geniales Kamel genannt. Iſt das nicht famos?

Das laßt ihr euch gefallen? erwiderte Hilda.

Von jedermann natürlich nicht. Alle Hagel, hat der uns heute einen feinen Schmus gehalten. Wir waren alle ganz begeiſtert. Denke dir, Hilda, eine Klaſſe begeiſterter Primaner! Und wir haben uns das Wort gegeben, daß Catos Spruch: Fideliter didicisse auf den Vorhang gemalt wird.

Hilda rümpfte ein wenig die Nase und meinte: Mama sagt, Inschriften, besonders Inschriften, die man lesen könne, hätten eine unkünstlerische Wirkung.

Was willst du denn? Unser Spruch ist doch lateinisch und also auch unlesbar.

Auf den Vorhang kann überhaupt nichts geschrieben werden, denn ein moderner Vorhang ist aus weichem Stoff gemacht und teilt sich in der Mitte. Sagt Mama.

Schade, antwortete Hunding. Mir machte es gerade Spaß, wenn zuerst die weißen Atlasschuhe zum Vorschein kamen und man sich fragte: Wer wird denn nun da dran sitzen? Weißt du, Hilda, wir haben heute dem Cato eidlich gelobt, in kein Schauspiel zu gehn, das nicht wenigstens von Schiller ist. Aber ich will wetten, wenn seinem Schwiegersohn sein Verlornes Paradies gegeben wird, dann sind wir alle drin, den Cato mit einbegriffen.

Ihr solltet lieber euern Schwur halten, sagte Hilda, denn das Verlorne Paradies soll nichts für junge Leute sein.

Hm! erwiderte Hunding, wir riskieren es, wir können schon einen Knuff vertragen. Sage einmal, dauert denn die Geschichte da draußen noch lange?

Sie hat ja noch gar nicht einmal angefangen.

Ich wollte, sie hätte schon wieder aufgehört.

Ach, Hunding, rief Hilda, du hast keinen künstlerischen Schwung — wie Mama. Du bist ein geniales Kamel und hast immer Hunger.

O Hilda, erwiderte Dünter, du hast ja auch Hunger.

Hilda machte eine erhabne Miene, warf aber doch einen Blick durch die offne Tür in das Speisezimmer, wo allerlei Herrlichkeiten auf Büfetts aufgebaut waren.

Dünter, sagte Hunding, schleiche hinein und mopse uns was.

Dünter drückte sich um die Ecke und kam mit ein paar Lachssemmln zurück. Geniere dich nicht, sagte Hunding zu Hilda, aber Hilda genierte sich doch.

Denn da kam eben Onkel Philipp Ermsdorf. Das Wort Onkel darf nicht zu ernst genommen werden, denn Philipp Ermsdorf, der Sohn des alten Baurats und Baumeister wie sein Vater, war weder dem Verwandtschaftsverhältnisse noch dem Alter nach ein Onkel der Seidelbastschen Kinder. Aber er war seit langen Jahren Hausfreund bei Seidelbasts, und Hunding schwärmte für ihn, und Hilda nannte ihn, wie sie das von lange her gewohnt war, unbefangen: Onkel Philipp und behandelte ihn, da er schon über dreißig Jahre alt war und noch älter aussah, als Mummelgreis. Onkel Philipp machte seine Begrüßungen ab und steuerte dann geradeswegs auf die Tonne zu.

Darf ich? fragte er eintretend.

Sie dürfen, antwortete Hunding und machte Platz.

Haben Sie auch Hunger? fragte Dünter, bereit, eine neue Expedition zu wagen.

Offen gestanden — ja, erwiderte Onkel Philipp.

Das darf man aber nicht, wenn man zu Mama kommt, sagte Hilda.

Sie wissen doch, bei uns gibt es immer erst sehr spät etwas. Und dann hat man bei uns überhaupt keinen Hunger, sondern schwelgt Kunst.

Aber ich bin ja gar nicht der Musik wegen gekommen, wandte Philipp Ermsdorf ein.

Weswegen denn?

Ihretwegen.

Aber das ist sehr nett von Ihnen, Onkel Philipp, sagte Hilda in voller Harmlosigkeit. Und Onkel Philipp war mit der Antwort nicht völlig zufrieden.

Aber Sie sollen eine Lachssemmel bekommen, fuhr Hilda fort, wenn Sie versprechen, etwas für Ihre künstlerische Ausbildung zu tun.

Hilda, rief Hunding, du bist köstlich, Onkel Philipp ist doch schon Künstler.

Sind denn Baumeiſter Künſtler? fragte Hilda.

Das kommt auf die Betonung an, antwortete Philipp Ermsdorf. Ob man nämlich ſagt: Baumeiſter oder Baumeiſter. Kunſt kommt her von Können. Wer etwas kann, iſt Künſtler.

Ich weiß doch nicht, ſagte Hilda nach einigem Beſinnen. Dann könnte auch ein Bäckermeiſter Künſtler ſein. Mama ſagt: die Kunſt iſt die Empfindung der Seele, iſt Ergriffenſein, iſt Stimmung. Ich weiß nicht, was ſie alles noch iſt. Iſt auch nicht ſo wichtig. Aber ein Künſtler iſt ein Halbgott. Ein Künſtler trägt niemals Stehkragen und Pincenez, und er ſingt Tenor oder mindeſtens Bariton.

Man konnte nicht recht unterſcheiden, ob, was Hilda ſagte, Scherz oder Ernſt war. Vielleicht beides. Jedenfalls war Neckerei dabei, denn Philipp Ermsdorf trug einen Stehkragen von anſehnlicher Breite ſowie ein Pincenez und ſang entweder gar nicht oder zweiten Baß.

Inzwiſchen hatte Dünter noch ein paar Lachsſemmeln „gemopſt“. Und nun kam auch Papa mit einer Flaſche Wein hinzu, und das Glück wäre vollkommen geweſen, wenn der alte Herr nicht ſo ſchwer gehört hätte, und wenn man ſich nicht hätte hüten müſſen, ein lautes Wort zu ſprechen.

Denn währenddeſſen hatte die Muſik begonnen. Frau von Seidelbaſt hatte mit müdem Blicke auf die Noten gewieſen, die auf einem Seſſel lagen, und einige jüngere Herren hatten ſich der Noten bemächtigt, als gälte es einen Prinzenraub auszuführen. Dann hatte es am Flügel lange Beratungen gegeben, bis zuletzt gewählt wurde, was von vornherein feſtſtand. Dann hatte ſich Fräulein Binz, die ein kleines, dünnes, aber muskelkräftiges Perſönchen war, aus untergelegten Noten einen Turm auf dem Klavierſeſſel errichtet, ſich mit aller Umſtändlichkeit niedergelaſſen, und die Hände und Finger gereckt wie einer, der ſich anſchickt, einundeinhalben Zentner zu ſtemmen. Und dann war es losgegangen. Meiſt Wagner. Aber auch Schumann und die Mondſcheinſonate wurden zugelaſſen. Nun aber folgte die Überraſchung. Die Vorhänge vor dem Eingange in das Turmzimmer taten ſich in Bayreuther Weiſe, doch nicht ohne Widerſtreben auseinander. Man ſah einen Tiſch und darauf einen Stuhl und darauf einen Seſſel, und alles dies verdeckt mit einem dunkeln Teppich. Oben drauf ſtand in magiſcher Beleuchtung ein Champagnerkühler. Dies alles befand ſich hinter einem meergrünen Schleier, der die ganze Türöffnung ausfüllte, und hinter dieſem Schleier umkreiſten ſchwebenden Schrittes drei weibliche Geſtalten mit aufgelöſtem Haar und meergrünen Schleiern den Aufbau. Dies alſo war die Überraſchung: der Anfang des Rheingoldes, ſzeniſch dargeſtellt. Der teppichverhüllte Aufbau ſtellte die Klippe dar, auf der der Schatz des Rheingoldes bewahrt wurde, der magiſch beleuchtete Champagnerkühler war das Rheingold und die drei weiblichen Geſtalten Wogelinde, Wellgunde und Floßhilde. Am Boden lag etwas Dunkles, Ungeformtes.

Fräulein Binz, die ſich ſchon in eine gewiſſe künſtleriſche Wut geſpielt hatte und alle, die ihr nahe kamen, anſah, als wenn ſie ſie freſſen wollte, ſtimmte das ewig lange Es an und dazu die Quinte und noch ein paar Töne. Kenner wußten, daß dies das „Naturmotiv“ war, aus dem ſich das „Wellenmotiv“ entwickelte, worauf in meluſinenhafter Bewegung das „Rheintöchtermotiv“ einſetzte, und die Rheintöchter ſangen:

Weia! Waga!
Woge, du Welle!
Walle zur Wiege
Wagalaweia!
Wallala weiala weia! Und ſo weiter.

Himmlisch! Frau von Seidelbast empfand Sehnsucht nach Bayreuth und einen fast körperlichen Schmerz darüber, daß man die Rheintöchter nicht schweben lassen konnte wie dort, und daß der Hort nur in so unvollkommner Weise nachgebildet worden war.

Da entwickelte sich das Dunkle, Ungeformte zu einem Männerkopfe und Männerleibe. Alberich ist es, der aus der Tiefe auftaucht, der die Klippe zu erklimmen sucht, aber an dem „garstigen, glatten, glitschrigen Glimmer" herabgleitet. „Feuchtes Naß füllt ihm die Nase: Verfluchtes Niesen." Die Rheintöchter necken den verliebten Alb, nahen sich und entziehn sich ihm und so fort, bis die Sache textlich, szenisch und musikalisch zu schwierig wird. Worauf die Musik mit einem überraschenden Akkorde abbrach und sich die Gardinen schlossen.

Begeisterter Beifall. Großartig, nein wirklich famos! Welche von den drei jungen Damen am besten gemimt und gesungen hatte, es war unmöglich, darüber zur Einigkeit zu kommen. Auch Herr Neugebauer, der den Alberich gesungen und so verliebt gemimt hatte, daß seine Frau Regungen von Unwillen empfand, erhielt sein Teil Lob. Frau von Seidelbast lag in ihrem Lehnstuhle und war so ergriffen, daß sie nur noch schwach den Kopf bewegte. Ihre Gedanken weilten in einer fernen schönen Vergangenheit. Ach ja, seufzte sie, wer das Glück gehabt hat, ihn, den Meister der Meister, persönlich gekannt zu haben, der ist zu beneiden. Ich habe ihn noch sehen und grüßen dürfen. Ich habe einen Abend zu seinen Füßen sitzen dürfen. Es war nach einer Probe zur Götterdämmerung. Der Meister war himmlisch unausstehlich. Nichts war ihm recht. Ein Brasilianer hatte ihn gestellt und durch banales Lob tief verstimmt. Aber darf ein Meister, wie er, nicht das Recht haben, verstimmt zu sein? Ja, meine Herrschaften, ein Künstler darf Launen haben, er soll Launen haben. Denn Kunst ist Stimmung. Gnädiges Fräulein, sagte er zu mir — oder sagte er Fräulein Frida? oder sagte er Frida? — heiraten Sie niemals einen Brasilianer. Die Kerls sind Lausbuben. — — — O, es war göttlich schön. Von dem Tage an, fuhr sie nach einer Pause in tragischem Tone fort, von dem Tage an trage ich eine nagende Sehnsucht nach Bayreuth in meiner Seele. Und ach! wenige Monate darauf wölbte sich ein grüner Erdhügel über des Meisters Grab. Welch ein zermalmender Schmerz! Ich habe diesen Schmerz in der Villa Wahnfried empfunden — mit empfunden. Wahnfried wurde meine geistige Heimat, der Kultus dieses Unsterblichen meine Lebensaufgabe. Wenn es möglich wäre, die Bayreuther Festspiele über ganz Deutschland auszubreiten, ich würde mit Freuden Zeit und Kraft dieser Aufgabe widmen.

Langes Schweigen. Tiefe Ergriffenheit. Darauf trat Johann in die Mitte des Zimmers, machte eine gehorsame Verbeugung und öffnete die Flügeltüren des Speisesaals. Man stieg von den göttlichen Höhen der Kunst herab, man faßte sich, man wandte sich den Lachsfemmeln und dem russischen Salate zu.

4

Nach der gemeßnen Zeit, die eine Magistratsvorlage braucht, um für einen Stadtverordnetenbeschluß reif zu werden, lag diesem Kollegio der Antrag des Magistrats vor, die Stadtverordnetenversammlung wolle beschließen, das Rumpelmannsche Legat anzunehmen und ein Stadttheater zu erbauen. Man fragt vielleicht, was denn hier noch zu beraten und zu beschließen sei, da ja das Geld vorhanden und durch Erbschaft in den Besitz der Stadt übergegangen war. Wir wollen uns jedoch hüten, diese Frage zu stellen, um uns nicht den Vorwurf der Kurzsichtigkeit zuzuziehn. Man setze den Fall, daß einer Landgemeinde eine Turmuhr geschenkt wird, soll sie nicht vorsichtig erwägen, welche Kosten mit dem Geschenk verbunden sein könnten, soll sie nicht sprechen: ja, schön, die Uhr ist da, aber wer kommt für die Uhrschmiere auf?

Und das ist bloß eine Uhr. Ein Stadttheater ist aber doch eine viel schwierigere Sache. Man kann nicht wissen, was daraus folgt, Straßenbeleuchtung, Pflasterung, Vermehrung der Polizisten, Versicherungskosten, und wer weiß, was noch. Und zuletzt sind zehn Prozent Steuerzuschlag zusammen, man weiß nicht wie. Da war es denn doch die Aufgabe eines jeden gesinnungstüchtigen Stadtverordneten, diesem Magistrate gegenüber — man weiß ja, wie Magistrate sind — den Daumen auf den Beutel zu drücken, und weil man nicht wissen konnte, ob man mit Bauplatz oder Materiallieferung etwas werde verdienen können oder nicht, zu Haus und im Bürgerverein ernste Erwägungen anzustellen und die Sache gewissenhaft und unparteiisch zu prüfen.

Aber auch der Magistrat, der natürlich von vornherein für die Annahme des Legats und für den Bau des Theaters war, hatte sich gerüstet und den Herrn Rentier Lederbogen, der einen leicht beweglichen Sprechmechanismus hatte und sich für alles begeisterte, worauf eine Rede gehalten werden konnte, für seine Sache gewonnen. Herr Lederbogen hatte es übernommen, für das Theater „eine begeisterte Lanze" zu brechen.

Als nun in der betreffenden Stadtverordnetensitzung der Herr Bürgermeister im kühlen Geschäftstone die erfreuliche Mitteilung machte, daß Herr Gottfried Eduard Rumpelmann gestorben sei, und daß er der Stadt ein Legat von sechshunderttausend Mark hinterlassen habe mit der Maßgabe, daß mit besagtem Kapital ein Theater zu erbauen sei, drückte die eine Hälfte der Versammlung in ihren Mienen freudige Überraschung, die andre tiefe Besorgnis aus.

Die Diskussion ist eröffnet, sagte der Herr Stadtverordnetenvorsteher. Noch war das letzte Wort dieses Satzes nicht gesprochen, so schoß Herr Lederbogen wie eine angezündete Rakete in die Höhe, bat ums Wort und hielt seine wohl vorbereitete magistratsfreundliche Prunkrede. Er begrüßte die Worte des allezeit vorsorglichen Herrn Bürgermeisters mit freudiger Genugtuung und war der Meinung, daß sich eine aufstrebende Stadt nicht allein durch Steuerkraft und Intelligenz, sondern auch durch Liebe zur Kunst und Besitz würdiger Kunststätten auszeichnen müsse. Es sei eine Schmach und eine Schande, wie Neusiedel in letzterer Beziehung von viel kleinern Städten überflügelt werde. Rodit und selbst Schwarzenbach hätten eigne Theater, Neusiedel nicht. Denn, meine Herren, sagte er, das müssen Sie selber zugestehn, das Theater im Saale der Thalia ist eine Klappe und kein Theater, und man kann keinem anständigen Menschen zumuten, sich dort hinzusetzen und sich Rheumatismus zu holen. (Murren und Unruhe in einer Gruppe von Verordneten, die in der Thalia ihr Bier tranken und mit dem Thaliawirte befreundet waren.) Und so ist, schloß der Redner, die Vorlage des Magistrats mit Dank zu begrüßen. Ich setze voraus, daß die Annahme des Legats und der Bau des Theaters einstimmig votiert wird.

Demgegenüber konnten freilich die bereits oben angedeuteten Bedenken von andrer Seite nicht unterdrückt werden. Ob es sich nicht um uferlose Pläne des Magistrats handle? ob sich nicht aus dem Bau des Theaters Verpflichtungen für die Stadt ergäben, die gar nicht übersehn werden könnten? und ob nicht das Ende von allem eine Vermehrung des Steuerdrucks für die Bürgerschaft sein werde?

Der Herr Bürgermeister konnte sich diesen Befürchtungen nicht anschließen. Vielmehr erwartete er aus dem Theater eine ergiebige Einnahmequelle. Man werde doch das Theater nicht in eigne Regie nehmen, man werde es verpachten, und die Pachtsumme sei Gewinn. Dies machte auf die Majorität Eindruck, die Minorität blieb aber der Meinung, man könne nicht wissen, man könne nicht wissen.

Da erhob sich Herr Professor Icilius, der es sich zur Ehre anrechnete, zu dem Kollegium der Stadtverordneten zu gehören, und sagte: Meine Herren, Sie haben

dhaa ffinanzielle Schwierigkeiten gefunden, wo es keine Schwierigkeiten geben darf. Ffür ideale Aufgaben muß Geld da sein. Ein Theater ist eine ideale Sache. Dhaa. Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Der Mensch bedarf auch der Erziehung durch die Kunst. Ingenuas didicisse fideliter artes, meine Herren, emollit mores, nec sinit esse feros. Diese Inschrift muß auf dem Vvorhange des neuen Theaters zu lesen sein. Wobei ich voraussetze, daß die Skene dieses Theaters nicht der Tummelplatz Ueichtfertigen Ggelichters, ssondern das Logeion sein werde, auf dem unsre großen Meister von Äschylus bis zu Schiller zu Worte kommen.

Professor Icilius hatte einmal dem Stadtverordneten Doktor Feilgenstedt einen lateinischen Schnitzer nachgewiesen und sich dadurch einen unversöhnlichen Feind erworben. Seitdem widersprach Doktor Feilgenstedt jedesmal dem, was der Professor redete. So auch diesmal. Er könne nicht verstehn, sagte er, wie diese Inschrift für den Vorhang geeignet sein solle. Hinter den Kulissen könne sie seinetwegen angebracht werden. Denn, die ihre Rollen fleißig zu lernen hätten, seien die Schauspieler und nicht das Publikum. Auch zweifle er daran, daß Komödianten durch das Studium ihrer Rollen veredelt würden. (Heiterkeit.)

Worauf der Professor mit Würde erwiderte: Künste treiben und Rollen lernen seien zweierlei Sachen. Auch Kunst und Kunst, Theater und Theater seien zweierlei Sachen. Er wünsche nicht, daß in Neusiedel eine Anstalt zur Verhunzung des Geschmacks und zur Verwilderung der Sitten, sondern eine weihevolle Stätte echter Kunst errichtet werde, und er werde seine Zustimmung zu dem Antrage des Magistrats abhängig machen von den Garantien, die ihm in dieser Beziehung gegeben werden würden.

Und ich, sagte der Stadtverordnete Schimmelmann, werde meine Abstimmung von dem Platze abhängig machen, auf den das Theater zu stehn kommt. Denn, meine Herren, was habe ich in der Wasserstadt davon, wenn das Theater in der Kellerei zu stehn kommt? Überhaupt, meine Herren, die Wasserstadt! Sie wird stets vernachlässigt, bei jeder städtischen Unternehmung. Die Wasserstadt war früher das Herz von Neusiedel, und heute? Was ist sie heute? Ich beantrage, daß das Theater auf den Grantplatz oder auf die Spitalbreite gebaut wird. Meine Herren, es handelt sich um eine volkswirtschaftliche Aufgabe. Nicht bloß um ein Vergnügen der reichen Leute, sondern darum, daß da, wo das Theater steht, auch etwas verdient wird.

Dies war das Stichwort für den Redakteur Schnatter, der im Kollegium der Stadtverordneten die Interessen des arbeitenden Volkes vertrat. Dieser legte sein Gesicht in hämische Falten und begann im ruppigsten Tonfalle: Sehen Sie mal an, das ist ja sehr lehrreich, daß die Bürgerschaft eine Vorlage ablehnen will, wenn sie keinen persönlichen Nutzen davon hat. Mir ist nicht erinnerlich, daß das Theater den Herren Stadtverordneten oder einem maßgebenden Klüngel der Bürgerschaft vermacht ist, sondern der Stadt. Und dazu gehört denn doch wohl das arbeitende Volk. Diesem Volke will Herr Schimmelmann das einzige Bildungsmittel, das ihm bei seiner Verelendung bleibt, das Theater, vorenthalten, wenn es ihm unbequem liegt, oder wenn er bei dem Verkaufe des Baugrundes keinen Rebbes macht. (Zurufe: Gemeinheit! Widerrufen! Wort entziehn! Glocke des Vorsitzenden.) Wir kennen ja die Profitwut dieser Herren. Ich erinnere nur an den Bau des Schlachthofes, wo diese patriotischen Herren der Stadt das Fell über die Ohren gezogen haben. (Unruhe.) Und wer hat die Suppe auseſſen müssen? Der kleine Mann, dem man eine unerträgliche Last von Steuern auf den Hals gewälzt hat. Ja, meine Herren, so verwalten Sie die Stadt. Wir werden der Annahme des Legats und dem Bau des Theaters zustimmen in der Erwartung, daß alle Plätze den gleichen Preis haben. Dann mögen die Herren, die sich am Marke des Volks mästen —

Vorsitzender: Ich nehme an, daß der Herr Stadtverordnete keinen der Anwesenden gemeint hat.

I Gott bewahre! (Heiterkeit im Kreise der Sozialen.) Dann würden diese Herren am eignen Fleische erfahren, wie dem Arbeiter zumute ist, wenn er die Welt hoch oben von der Kanaille aus ansehn muß. (Stürmisches Bravo der Sozialisten, erregte Zurufe, große Unruhe.)

Nachdem sich die Wogen der Erregung etwas gelegt hatten, kam Herr Seifenfabrikant Lippspitz ans Wort. Er erlaube sich, sagte er, einen Vorschlag. Geistige Genüsse seien ja ganz gut, aber das körperliche Wohlbefinden stehe doch noch höher. Hautpflege sei die dringendste Anforderung der Gegenwart. Und die Stadt habe noch keine öffentliche Badeanstalt. Man könne ja das Geld dazu verwenden, eine Badeanstalt zu bauen. Dann könnte auch der Wunsch jener Herren, die alles gleich haben wollten, erfüllt werden, denn im Schwimmbassin gäbe es weder Sperrsitz noch Kanaille. (Heiterkeit.) Der Herr Bürgermeister werde gewiß das Seine tun, der Stadt zu einer Badeanstalt zu verhelfen.

Der Herr Bürgermeister nahm die Anregung dankbar entgegen, bemerkte aber, daß das Legat nur stiftungsgemäß, das heißt zu einem Theaterbau verwandt werden dürfe.

Es folgte eine lange Verhandlung, es verursachte viele Mühe, die Diskussion von den Nebengleisen, auf die sie immer wieder geriet, zum Thema zurückzubringen. Es entwickelte sich eine endlose Geschäftsordnungsdebatte über die Priorität der elf Anträge, die inzwischen eingegangen waren, es belebte sich, nachdem schon alles vorüber zu sein schien, das Feuer der Beredsamkeit von neuem über die Frage, ob die Ausführung des eventuellen Beschlusses dem Magistrat oder einer gemischten Kommission zu übertragen sei. Endlich war man im reinen. Das Legat wurde angenommen, der Theaterbau wurde beschlossen, und die gemischte Kommission siegte ob. Auch der Herr Professor Icilius hatte zuletzt für das Theater gestimmt, nachdem ihm der Herr Bürgermeister in einigen allerdings etwas allgemein gehaltnen Wendungen die gewünschten Garantien gegeben hatte.

5

Man glaubt nicht, welche Schwierigkeiten es einer Stadt verursacht, ein Theater zu bauen, selbst wenn das Geld dazu bar und richtig bereit liegt. Schon eine Theaterbaukommission zu besetzen verursacht Kopfschmerzen, das heißt Leute zu finden, die den Mut haben, vorzugeben, daß sie die Sache verstünden. Natürlich gehörte zu dieser Kommission der Bürgermeister. Ein Bürgermeister muß ja von Berufs wegen alles verstehn. Dann der Doktor Feilgenstedt, der Rentier Lederbogen und noch einige andre. Und zuletzt der Redakteur und Volkstribun Schnatter. Es war klug gewesen, diesen Mann nicht zu übergehn. Denn man mußte doch annehmen, meinte man, daß er, wenn er bei dem, was in der Kommission beschlossen wurde, beteiligt war, hinterher in seinem Blättchen nicht dagegen Sturm schlagen konnte. Man nannte das vornehme Gesinnung und soziale Gerechtigkeit.

Einige Sitzungen waren nötig, in denen man sich konstituierte und protokollmäßig feststellte, was man nicht wollte. Dann mußten Reisen angetreten, Theater besichtigt und Vorstudien gemacht werden. Dies besorgten der Herr Bürgermeister und Herr Rentier Lederbogen. Der Kommission wurde hinterher berichtet, was man zu berichten für gut fand. Dann aber trat die überaus schwierige Platzfrage in den Vordergrund. Daß das Theater nicht auf den Grantplatz erbaut werden dürfe, war den Bewohnern der Bergstadt zweifellos. Eben so fest stand es aber auch den Wasserstädtern, daß es nicht in die Nähe der Kellerei verlegt

werden dürfe. Aber wohin? Auf die Bürgerwiese? In die Schrebergärten? Für beide Vorschläge fanden sich begeisterte Freunde und heftige Gegner. In der Zeitung erhob sich ein erbitterter Kampf der Interessengruppen gegeneinander. Wie man denn daran denken könnte, dem kleinen Manne seinen Garten, seine einzige Erholungsstätte zu nehmen, um sie der Vergnügungssucht der Reichen auszuliefern, schrieben die, die in der Gegend der Schrebergärten keine Interessen hatten. Ob es denn gerecht und vernünftig sei, den Fremden, Leuten, die nicht einmal in Neusiedel geboren seien, das Theater vor die Tür zu bauen. Es sei ein Bürgertheater und müsse im Innern der Stadt errichtet werden, sagten andre, die in der Stadt einen Laden oder ein Haus oder ein Grundstück hatten. Worauf erwidert wurde, ob es denn vernünftig sei, einen Schmuckbau, der das neue Theater doch werden sollte, in einem Winkel der alten Stadt zu verstecken.

Mutige Spekulanten kauften und verkauften Gärten und Baulecke, je nachdem die Chancen für die eine oder die andre Gegend zunahmen oder abnahmen. Endlich, nachdem in fünfstündiger und streng geheimer Sitzung der Kommission keiner von den in Aussicht genommnen Plätzen, sondern die Schinkelsche Gärtnerei gewählt worden war und man daran ging, sich mit dem Besitzer über den Preis zu einigen, fand sich, daß die Gärtnerei im letzten Augenblick an den Bankier Sally verkauft worden war, und dieser, offenbar der Agent für ein verborgnes Konsortium, forderte einen horrenden Preis. Es kam zu einem großen Tage in der Stadtverordnetenversammlung, Schnatter stand erhaben da. Er rühmte sich, der einzige Vertreter von Tugend und Recht zu sein, bezeichnete die bürgerliche Welt als verfault und warf der Kommission die gewissenlose Verschwendung städtischer Gelder und den Verrat von Amtsgeheimnissen vor. Die Kommissionsmitglieder, von denen eins allerdings den Verräter gespielt haben mußte, machten sich gegenseitig Vorwürfe, die Streitfrage komplizierte sich und griff auf das persönliche Gebiet über, und zuletzt flog die Kommission auseinander. Ja es gab Leute — Herr Seifensieder Lippspitz soll nicht persönlich verantwortlich gemacht werden —, die darauf hinarbeiteten, den Beschluß des Theaterbaues umzustoßen.

Nun aber nahm der Herr Bürgermeister die Sache selber in die Hand und setzte ohne Kommission durch, daß das Theater auf städtischen Grund und Boden, nämlich auf die Bürgerwiese gebaut werde, was offenbar das einfachste und billigste war. Sally aber und seine Hintermänner tippten sich betrübt auf die Stirn und sagten mit tiefem Verständnis: Warum sind wir aber auch so dumm gewesen und haben diesen Lump von Schnatter nicht ein paar Prozente verdienen lassen.

Da nun aber einmal keine Sache ohne Kommission zuwege gebracht werden kann, so mußte die Kommission rekonstruiert werden. Die Bauspekulanten, die man wohl kannte, wurden beseitigt und an ihrer Stelle Leute gewählt, die man für um so zuverlässiger halten konnte, als jetzt nichts mehr zu verdienen war. Denn jetzt bestand nur noch die Aufgabe, den Bau zu vergeben. Sogleich teilte sich die Kommission in zwei Parteien. Die eine Partei wollte den Bau niemand anderm anvertrauen als dem berühmten Theaterbaumeister Alfred Schelling, und die andre Partei wollte eine Konkurrenz ausschreiben, zu der alle Architekten Deutschlands eingeladen werden sollten. Keiner der beiden Vorschläge fand den Beifall der Bürgerschaft. Eine Sache ohne Konkurrenz und Preisgericht zu vergeben hielt man für unmöglich. Aber ebensowenig wollte man zehntausend Mark für Preise, das heißt für nichts ausgeben. Da kam ein findiger Kopf auf die Idee, man möge drei anerkannte Meister zu der Konkurrenz auffordern und als Preis die Ausführung des Baues bestimmen. Damit erspare man zehntausend Mark.

Dieser Vorschlag fand Beifall. Schön. Also wer nun? Alfred Schelling. Natürlich Alfred Schelling. Und zweitens? Zweitens Baurat Himmelby in Charlottenburg. Gut. Zweitens Himmelby. Und drittens? Man wußte wirklich nicht gleich einen dritten Namen zu nennen.

Meine Herren, sagte da ein Mitglied der Kommission, von dem übrigens bekannt war, daß es mit Baurat Ermsdorf befreundet war, warum suchen Sie denn nach fremden Kapazitäten, da sie Kapazitäten am eignen Orte haben? Es sei doch wahrlich kein Grund vorhanden, den Baurat Ermsdorf zu übergehn, der die Stadt mit so vielen schönen Villen geschmückt habe, der eine hohe Steuer zahle, und durch den viel Geld nach Neusiedel gekommen sei.

Ja, aber, hieß es, würde sich denn Ermsdorf überhaupt an der Konkurrenz beteiligen wollen?

Man kann ihn ja sondieren.

Das geschah denn auch bei Gelegenheit des Dämmerschoppens mit großer Feinheit. Ermsdorf war ein jovialer Herr, aber dabei ein geriebner alter Fuchs. Er antwortete auf die vorsichtige Frage, ob er sich wohl vielleicht, das heißt unter Umständen oder gewissen gegebnen Bedingungen an einer Konkurrenz beteiligen würde, mit lauter Fröhlichkeit: Natürlich, meine Herren. Das heißt, um ganz offen zu sein, es liegt mir nicht allzuviel an dem Bau. Wissen Sie, daran wird nicht viel verdient. Aber für das Geschäft ist es wichtig. Es wäre mir doch fatal, wenn es hieße: Da bauen sie nun in Neusiedel ein Theater und haben den Ermsdorf am Orte und fordern ihn nicht einmal zur Konkurrenz auf. Also mitmachen würde ich gern, am Gewinn der Konkurrenz liegt mir nicht viel.

Das sah man ein. Und so einen angesehenen Mann wie Ermsdorf wollte man doch auch nicht schädigen. Und es hatte doch auch gar keine Konsequenzen, wenn man ihn als dritten auf die Liste setzte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 3. Januar 1909

Die Lage am Jahresschluß. Die Erdbebenkatastrophe in Italien. Iswolskis Dumarede und die europäische Lage. Zentrumsfeindschaft gegen den Reichskanzler.

Die Apostel des ewigen Friedens durchleben unbehagliche Zeiten. Zwar ist der Friede in Europa bisher gewahrt worden, und mehr als das: kein europäischer Staatsmann hat in der letzten Zeit zu einer Schilderung der politischen Lage das Wort ergriffen, ohne zugleich nicht nur der Hoffnung, sondern auch der Zuversicht Ausdruck zu geben, daß der Friede auch für weitere absehbare Zeit erhalten bleiben wird. Aber das ist doch nicht das, was die „Pazifisten“ — dieses schreckliche Wort hat sich ja nun einmal eingebürgert — erhoffen und ersehnen. Nicht wachsende Einsicht und zunehmende brüderliche Gesinnung unter den Völkern verhindern den Ausbruch eines Krieges; im Gegenteil, nie haben die Zeitumstände klarer gezeigt, daß nur die nüchterne Abwägung der Machtverhältnisse und die kühle Berechnung der erreichbaren Gewinnobjekte einzelne Mächte verhindern, die Fackel in den

überall gehäuften Zündstoff zu werfen. Der Gedanke, unbequeme Verknotungen durch einen Schwerthieb zu lösen, liegt den Völkern näher als je. Wenn trotzdem Friede gehalten wird, so wirken dabei vor allem zwei Dinge mit: erstens die starke Rüstung der kontinentalen Großmächte und die Beteiligung der gesamten Volkskraft an dieser Rüstung, sodann das vielseitige Ineinandergreifen der internationalen Verkehrs- und Handelsinteressen, wodurch selbst in einem glücklichen Kriege das Verlustkonto so stark belastet wird, daß ein Ausgleich durch die erfochtnen Gewinne nur in seltnen Fällen möglich ist. Da es aber immer Völker gibt, die weniger zu verlieren und mehr zu gewinnen haben als andre, und da hieraus immer Lagen entstehen können, in denen auch die großen Weltmächte trotz aller Friedfertigkeit durch besondre Interessen oder auch durch die Stimmung der Massen in Verwicklungen hineingezogen werden können, so darf man auf die Wirksamkeit der den Frieden erhaltenden Kräfte niemals zu fest bauen.

Wenn man jedoch auch den Krieg als eine der verschiednen Lebensbetätigungen der Völker niemals aus dem Bereich der zu bedenkenden Möglichkeiten ausschalten kann, so braucht man doch deshalb an den Fortschritten einer gesunden Humanität, an dem wachsenden Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller Menschen in dem Empfinden und Erkennen ihrer sittlichen Bestimmung nicht blind vorüberzugehn. Mitten in der Unruhe und den Spannungen unsrer Zeit gibt es immer wieder Augenblicke, wo die Schranken zwischen den Völkern niedersinken, wo wir uns nur als Menschen fühlen, eng verbunden ebenso durch das hohe und edle Gefühl reiner Nächstenliebe und echter Menschlichkeit wie durch das Bewußtsein unsrer Schwachheit und Ohnmacht gegenüber den ewigen Gewalten der Weltordnung. Einen solchen Augenblick hat uns noch das scheidende Jahr beschert durch die furchtbare Katastrophe, die über Sizilien und Kalabrien hereingebrochen ist. Ein gewaltiges Memento mori ist in die schaffende und feiernde, in die genießende und hadernde Menschheit hineingerufen worden. Che flagello! Was für ein Strafgericht! — telegraphierte König Viktor Emanuel an seinen Ministerpräsidenten, und viele Tausende haben es ihm in allen Zungen der Erde schaudernd nachgesprochen. Erschütternder ist noch nie ein Unglück über ein schönes blühendes Land hereingebrochen. Die Plötzlichkeit der Katastrophe, ihr Umfang, die völlige Wehrlosigkeit der Betroffnen gegenüber den schrecklichen Naturgewalten, die hier zum Ausbruch kamen, erhöhen das Entsetzen, aber zugleich auch das tiefste Mitgefühl mit den unglücklichen Opfern, die sich, zum größten Teil ahnungslos schlummernd, wenige Minuten später unter einem grausigen Haufen von Trümmern und Leichen sahen, kaum das nackte Leben retten konnten und nun alle Folgen der ausgestandnen Schreckniſse zu tragen haben, zum größten Teil den Verlust aller ihrer Lieben beklagen, vielleicht aber auch über ihr Schicksal im Ungewissen und selbst dem Hunger, Wahnsinn und allem sonstigen Elend ausgesetzt sind. Was Menschenkraft tun kann, um die Folgen dieser schweren Heimsuchung zu lindern, wird gewiß geschehen, und kein Volk der zivilisierten Erde wird dabei zurückstehen wollen. Wir Deutschen insbesondre lieben dieses Land des sonnigen Südens, das uns in vergangnen Zeiten freilich oft zum Verhängnis geworden ist, jetzt aber einem befreundeten und verbündeten Reiche angehört. Die Stätte der Zerstörung ist unzähligen unsrer Landsleute eine Stätte der Erholung und freudigen Genießens gewesen; liebe Erinnerungen verknüpfen sie mit diesem Erdenwinkel voll zauberhafter Schönheit, und wenige dachten an die in der Tiefe lauernden Dämonen, die in einer einzigen Minute zwei blühende Großstädte und mehrere kleinere Ortschaften in einen Trümmerhaufen verwandelten. Eine furchtbare Lehre, die uns an der Jahreswende noch erteilt worden ist!

Als die westeuropäische Welt eben ihr Weihnachtsfest beging — in Rußland schrieb man um dieselbe Zeit erst den 12. Dezember — hat Herr Iswolski die schon lange erwartete Rede in der Reichsduma gehalten, um über die auswärtige Politik seines Landes öffentlich Rechenschaft zu geben. Man muß anerkennen, daß der russische Minister des Auswärtigen in einer recht schwierigen Lage war. Die slawischen Balkanstaaten erwarteten eine tatkräftige russische Politik, die ihnen den nötigen Rückhalt für ihre eignen ehrgeizigen Wünsche bieten könnte. Rußland selbst hatte allerlei Fragen an die Türkei zu stellen, und doch konnte es seine traditionelle Politik nicht verfolgen. Krieg und Revolution haben Rußland die Hände gebunden und ihm neue Rücksichtnahmen auferlegt. Iswolski hat in seiner Rede offen eingestanden, daß Rußland gegenwärtig seinen Wünschen und Forderungen nicht den letzten und äußersten Nachdruck geben kann. Es kann gewisse Forderungen nicht erheben, weil es die Möglichkeit ins Auge fassen muß, darum Krieg zu führen, und das muß und will es vermieden sehen. Dieses bittre Eingeständnis war der russische Staatsmann freilich möglichst geschickt zu verhüllen bemüht. Diese Verhüllung suchte er in einer möglichst optimistischen Darstellung der Weltlage und in dem Hinweis auf die Beziehungen zu England und zu Frankreich. Nun ist es ja richtig, daß das englisch-russische Einvernehmen bereits einige recht unbequeme Proben bestanden hat. Es wird diese Proben wahrscheinlich auch weiter bestehn, soweit Ost- und Mittelasien in Frage kommen. Denn trotz manchen Widersprüchen und Absonderlichkeiten, die man auf asiatischem Boden nicht nach europäischem Maß messen darf, kommen beide Mächte dabei in der Hauptsache auf ihre Rechnung. Aber im nahen Orient wird man wesentlich vorsichtiger operieren müssen, wenn auch vorläufig manches dadurch erleichtert wird, daß England und Rußland in ihren Beziehungen sowohl zur Türkei wie zu den Balkanslawen gegenwärtig gewisse Berührungspunkte haben. Die Sympathien der Träger der neuen Verhältnisse in der Türkei zu gewinnen und zu erhalten, liegt in beider Interesse, und was die Südslawen betrifft, so ist England bei der gegenwärtigen Gestaltung seiner Beziehungen zu der neuen Türkei nicht mehr behindert, die Rolle des Protektors der Völkerfreiheit auch in bezug auf die slawischen Balkanstaaten zu übernehmen, also auch hier scheinbar Seite an Seite mit Rußland zu wandeln. Und dazu kommt als weiteres beruhigendes Moment das von Herrn Iswolski mit vieler Genugtuung hervorgehobne Verhältnis zu Italien, das mit Rußland in den Balkanfragen zu vollem Einverständnis gelangt sei. Wenn auf dieser Grundlage das Zukunftsbild eines Balkanbundes gezeichnet wurde, in dem sich die Türkei in trautem Verein mit den südslawischen Staaten — von Rumänien und Griechenland schweigt des Sängers Höflichkeit — an der russischen Sonne wärmen sollte, so klang das gewiß sehr überzeugend, nur ist noch manches Wenn und Aber dabei. Denn die ganze Sache hatte doch eine sehr deutliche Spitze gegen Österreich-Ungarn und war nicht dazu geeignet, in der Richtung einer möglichsten Beseitigung der Konfliktstoffe zu wirken. Darüber konnte auch der optimistische Anstrich der ganzen Auseinandersetzung nicht hinwegtäuschen. Man hat den Eindruck, daß die englisch-russische Politik noch entschiedner auf einen Konflikt im Orient hinarbeiten würde, wenn sich Rußland nicht durch den Zustand seiner Kriegsrüstung augenblicklich gefesselt fühlte, und noch mehr, wenn es der Mitwirkung Frankreichs in seiner Orientpolitik unbedingt sicher wäre. Aber Frankreich ist in diesen Fragen nicht der unbedingte Gefolgsmann seiner Freunde. Es geht ihm mit der neuen Entente ungefähr umgekehrt wie Italien mit dem Dreibund. Italien erkennt in dem Festhalten am Dreibund eines seiner wichtigsten Interessen, obwohl es Sympathien und Neigungen eigentlich in das andre Lager ziehen. Frankreich folgt umgekehrt seiner Neigung und

Stimmung, wenn es sich der Entente mit Rußland und England anschließt, aber in der Orientpolitik wird es durch gebieterisch drängende Interessen in Bahnen gewiesen, die weit eher auf eine Verständigung mit Österreich-Ungarn und Deutschland hinführen könnten. Rechnet man noch hinzu, daß der englische Einfluß auf der Balkanhalbinsel auf die Dauer doch nicht russenfreundlich wirken kann, so kann man erkennen, daß das Fundament der russischen Orientpolitik nicht gerade durch besondre Festigkeit ausgezeichnet ist.

Man kann dabei wohl zu der Frage gedrängt werden, ob Iswolski nicht leichtere Arbeit gehabt hätte, wenn er seine Haltung in den neusten Orientverwicklungen nicht von dem bekannten Schema abhängig gemacht, sondern versucht hätte, die Verstimmung gegen Österreich-Ungarn zu überwinden und auf dem Wege einer Entente der drei Kaisermächte die Vorteile zu wahren, die in diesem Falle Rußland niemand ernstlich streitig gemacht hätte. So hat die Gereiztheit gegen Österreich-Ungarn manche Hindernisse geschaffen, aus denen Rußland doch zuletzt keinen Gewinn ziehen kann, weil der letzte Nachdruck fehlt. Ein um so größerer Fehler war es, diese Gereiztheit auch jetzt noch durchklingen zu lassen, nachdem die russischen Spezialwünsche schon bei Gelegenheit der Rundreise Iswolskis in London eine Abweisung erfahren hatten. Seit der Rede Iswolskis hat überdies eine Verständigung Österreich-Ungarns auch mit den Westmächten über die Konferenzfrage stattgefunden, sodaß die von allen Seiten offiziell ausgesprochne Hoffnung auf eine friedliche Lösung der Orientfrage wesentlich verstärkt worden ist. Und es sieht wie eine weitere Bekräftigung dieser friedlichen Aussichten aus, daß König Eduard seinen Besuch in Berlin für den Februar aufs neue ankündigen läßt. Es ist dies in der Form geschehen, daß die seit vielen Wochen umgehenden Gerüchte von einer Verschiebung oder Absage des Besuchs, zu denen man bisher immer geschwiegen hatte, jetzt von dem Privatsekretär des Königs amtlich und förmlich dementiert wurden. Das ist immerhin ein erfreulicher Schritt, der manche überflüssigen Spannungen vermindern und manches bedauerliche Mißverständnis beseitigen helfen wird.

Bei uns jedoch beschränkt sich die gespannte, mißmutige und unbehagliche Stimmung nicht auf die Fährlichkeiten und Wirrnisse der auswärtigen Politik. Noch mehr herrscht augenblicklich ein gefährlicher Pessimismus in der innern Politik. Und wenn aus diesem Pessimismus endlich einmal die Frucht einer stärkern Selbstbesinnung und eines geschärften Verantwortlichkeitsgefühls erwachsen sollte, so wäre das nur erfreulich. Die Lage ist in der Tat unerquicklich. Die Arbeit an der Reichsfinanzreform hat Wendungen genommen, die sehr bedenklich stimmen müssen. Namhafte politische Kreise haben den Eindruck, daß diese Aufgabe mit Hilfe des Blocks nicht zu lösen ist. Und nun entsteht die große Gefahr, daß das Zentrum alle Minen springen läßt, um wieder ans Ruder zu kommen. Hieran knüpft sich nun freilich eine Abart pessimistischer Betrachtung, die wir nicht für richtig halten können. Viele glauben, daß der Kaiser unter dem Eindruck der bekannten Krisis dem Reichskanzler doch einen gewissen Groll nachtrage und daher bei entstehenden politischen Schwierigkeiten leicht für den Gedanken zu gewinnen sein werde, den Fürsten Bülow zu verabschieden und unter einem neuen Kanzler wieder mit dem Zentrum zu regieren. So liegt die Sache denn doch nicht, und es heißt das wahre, feinfühlige Herrscherbewußtsein, das dem Kaiser eigen ist, arg verkennen, wenn man ihn dieser Gedankengänge für fähig hält. Der Gedanke, daß der Kaiser die Erlebnisse des Novembers als eine persönliche Niederlage gegenüber seinem verantwortlichen Staatsmann aufgefaßt habe und seine jetzige Stellung zu den Dingen als eine erzwungne ansehe, ist durch und durch schief. So mag die Lage aussehen,

wenn man sie durch die Brille eines Maximilian Harden ansieht; ein geborner Herrscher sieht sie anders. Gewiß verursacht die Erkenntnis, sich getäuscht zu haben und vor allem trotz mancher überlegnen Kenntnis und trotz redlichstem Willen geirrt zu haben, einem starken Selbstbewußtsein lange und schwere innere Kämpfe, aber das Ergebnis dieser Kämpfe ist und bleibt doch der Ausfluß der eignen, selbstbewußten Persönlichkeit.

Die Gefahr der Lage ist in einer andern Richtung zu suchen. Was wir schon neulich anläßlich des Geredes über eine sogenannte Kamarilla ausgesprochen haben, ist hier zu wiederholen. Es kommt nicht nur darauf an, was der Kaiser selbst denkt und will, sondern auch auf das, was ihm von politischen Cliquen und Parteien zugetraut, und was dem Volk von eben diesen Parteien als Meinung des Kaisers suggeriert wird. Daraus können schädliche Wirkungen entstehn, die um so gefährlicher sind, als sie die Folge dunkler Treibereien und darum unberechenbar sind. Das Zentrum fühlt sehr wohl, daß die Enttäuschungen, die die bisherigen Arbeiten an der Reichsfinanzreform gebracht haben, und die allgemeine, bange und sorgenvolle Stimmung, die sich der öffentlichen Meinung nach den kritischen Novembertagen bemächtigt hat, seinen Machenschaften günstig sind, wie ein Mairegen dem jungen Saatfeld. Während sich die Führer der Partei für alle Fälle bereit halten, ihren Frieden mit der Regierung zu machen, arbeitet das Gros der Zentrumspresse mit beispielloser Zähigkeit und unverdrossenem Eifer gegen den Fürsten Bülow. Nichts entgeht ihr, was nur irgendwie als Argument in diesem Kampfe verwertet werden könnte, auch wenn es durchaus den Ansichten entspricht, die das Zentrum selbst früher vertreten hat. Diese Feindschaft ist um so bemerkenswerter, als die Politik des Fürsten Bülow, was ihren sachlichen Inhalt betrifft, dazu durchaus keinen Anhalt bietet. Fürst Bülow hat nicht nur während seines Staatssekretariats und in der ersten Periode seiner Kanzlerschaft gezwungnermaßen mit dem Zentrum regiert, sondern er hat auch bis auf den heutigen Tag vielleicht mehr als alle seine Vorgänger in deutlich erkennbarer Weise Grundsätze befolgt, die ihm eigentlich die Sympathien des Zentrums hätten einbringen müssen. Die Ablehnung jeder kulturkämpferischen Neigungen, die peinliche Rücksichtnahme auf den föderativen Charakter der Reichseinrichtungen und die Achtung vor den Rechten der Bundesstaaten entsprangen nicht taktischen Rücksichten, sondern den eigensten Überzeugungen des Reichskanzlers. Und in der auswärtigen Politik kann man dasselbe sagen von der stärkern und entschiednern Betonung des Verhältnisses zu Österreich-Ungarn. Auch das ist ein Gedanke, der von keiner Partei so sehr gehegt und gepflegt worden ist wie vom Zentrum. Allen diesen Grundsätzen ist Fürst Bülow auch nach seiner Abkehr vom Zentrum nicht untreu geworden. Aber seine Todsünde in den Augen dieser Partei besteht eben auch nicht darin, daß er in sachlicher Hinsicht andern Grundsätzen folgt, sondern darin, daß er das Zentrum aus seiner Machtstellung gedrängt hat. Jetzt könnte er nach Canossa gehn, seine Polenpolitik auf den Kopf stellen und was sonst noch tun, das Zentrum wird ihm sein Anathema entgegenschleudern, solange es nicht wieder seine ausschlaggebende Stellung in der Reichstagsmehrheit hat, Herr Spahn nicht wieder seinen Zylinderhut aufbürsten kann, und die Hintertreppen der Reichsämter nicht wieder den Erzberger und Genossen offenstehn. Dafür liefert die jetzige gewissenlose und hetzerische Polemik der Zentrumspresse gegen den Fürsten Bülow täglich die deutlichsten Beweise. Es ist Pflicht der nationalen Parteien, diesen Treibereien entschieden entgegenzuarbeiten. Und dazu ist allerdings notwendig, daß die mutlose, schwarzseherische Stimmung, die jetzt eingerissen ist, überwunden und abgeschüttelt wird.

Der Oberbefehl im Kriege. Eine wirkliche Kriegsgefahr hat in den letztvergangnen kritischen Tagen wohl schwerlich vorgelegen. Immerhin haben sich die äußern Verhältnisse nach der Seite kriegerischer Möglichkeiten hin verschoben. Auf die günstigen Bedingungen der Kriege Wilhelms des Großen ist dabei nicht zu rechnen; der Sieg wird nur unter Anspannung aller Kräfte an die Fahnen zu fesseln sein, wenn sämtliche den Erfolg bewirkenden Kräfte sachgemäß und den Gegner übertreffend angewandt werden. Unter diesen steht dem Oberbefehl die führende Rolle zu. Eine kurze Erörterung seiner zweckmäßigsten Gestaltung dürfte deshalb nicht unzeitgemäß erscheinen.

Zwei Grundregeln gibt es für die oberste Leitung im Kriege. Die Kriegsbühne ist zunächst kein Liebhabertheater, sie verlangt mithin keine Dilettanten, sondern durchgebildete Fachmänner. Sicherlich ist die Truppenführung eine Kunst, die die angeborne Begabung des Genies voraussetzt. Aber je schwieriger der Mechanismus des Instruments ist, desto seltner fällt ein Meister vom Himmel. Auch ausgesprochne Feldherrnnaturen wie die Friedrichs des Großen oder Napoleons bedürften in der Gegenwart einer viel tiefgründigern, ihre ganze Lebenskraft fordernden Vorarbeit, ehe sie die Steine auf dem Schachbrett des Krieges erfolgreich zu ziehen vermöchten. Wie auf dem Schachbrett die Eröffnungszüge, so sind im Kriege die einleitenden Schritte entscheidend für den Ausgang des ganzen Feldzugs. Aus diesen beiden Lehrsätzen ergibt sich nun die unerbittliche Folgerung: die Leitung des Feldzugs muß in der fachkundigsten Hand liegen, und zwar vom ersten, noch mitten im Frieden liegenden Anfang an. Das Kunststück der Wiederherstellung eines verfahrnen Feldzugs ist bei richtigen Maßnahmen des Gegners ausgeschlossen. Eine Führung, die etwa den Versuch wagen will und wähnt, nach den ersten Schlägen noch ohne Schaden den Oberbefehl in fähigere Hände legen zu können, gibt sich einer verhängnisvollen Verblendung hin.

Wie lassen sich diese theoretischen Lehren mit der Wirklichkeit der deutschen Monarchie verbinden? Das Staatsoberhaupt ist nach der Verfassung der oberste Kriegsherr. Auf ihm allein ruht die volle Verantwortung für den gesamten Verlauf des Feldzugs, ihm gebührt also unstreitig der Oberbefehl. Aber angesichts der unendlich gewachsnen Anforderungen, die die übrigen Zweige des Staatslebens an ihn stellen, fehlt ihm in der Gegenwart die Gelegenheit, auch die beste Feldherrnveranlagung zur fruchttragenden Reife zu bringen. Welche Lösung gibt es nun für diesen klaffenden Zwiespalt? Im Ernst kann kein Mensch an den Kaiser das Ansinnen stellen, anders als aus völlig freier höchstpersönlicher Entschließung von der obersten Kriegsleitung zurückzutreten. Friedrich Wilhelm der Dritte betrat in den Freiheitskriegen diesen hochherzigen aber entsagungsvollen Weg, indem er die Mühen und Sorgen des Feldzugs selbstverständlich mit seinem Heere teilte, aber in den Gang der Ereignisse nicht ausschlaggebend eingriff. Aber seine aus der weisen Einsicht in die Grenzen seiner Befähigung hervorgegangne Handlungsweise war doch nur ein Notbehelf. Der monarchische Sinn des deutschen Volks will seinen Kaiser gerade in den Stunden der Gefahr am Steuerruder sehn. Warum sonst hat sich das Bild Kaiser Wilhelms des Großen mit unauslöschlichen Zügen in die Herzen seiner Untertanen eingegraben? Aber auch gerade seine Heldengestalt hat für alle Zeiten den gangbarsten Weg für die Leitung des Oberbefehls in der deutschen Monarchie vorgezeichnet. Zunächst hat er mit sichrer Hand die hervorragendste Kraft unter seinen Generalen herausgefunden. Dann aber hat er seine Ansicht nicht als die allein maßgebende Richtschnur hingestellt, sie zwar keineswegs aufgegeben, aber daneben der fachmännischen Einsicht seines Ratgebers den gebührenden Platz angewiesen.

Das unerläßliche Korrelat hierfür gab natürlich die gleiche biegsame Nachgiebigkeit seines großen Gehilfen ab, soweit der Fortgang des Krieges dies zuließ.

Somit ergibt sich für Deutschland als die gesundeste Lösung der Frage nach der Kriegsleitung ein Verhältnis, wobei der Kaiser das Heft in Händen behält, aber mit seinem tüchtigsten Feldherrn gleichsam eine glückliche Ehe eingeht. In dieser behalten beide Teile ihre wohlverbrieften Rechte, aber sie gelangen durch harmonisches Entgegenkommen nicht nur zu einer wechselseitigen Ergänzung, sondern zu einem vollkommnen Aufgehn ineinander. Die Möglichkeit eines solchen Zusammenwachsens haben außer Kaiser Wilhelm und Moltke auch Blücher und Gneisenau bei lediglich etwas veränderter Aufgabenabgrenzung mit unwiderstehlichem Erfolg für die Kriegsleitung bewiesen.

Allerdings werden die Schwierigkeiten einer solchen Verschmelzung am klarsten durch die Erwägung vor Augen geführt, daß beide Persönlichkeiten stark ausgeprägte Charaktere sein müssen. Bei größern Reibungsflächen würde der ausschließlich in seinen eignen Schuhen einhergehende Heerführer beispielsweise einer Republik einen unerreichbaren Vorsprung erhalten. Wenn also die Ungunst der Verhältnisse einmal dem Monarchen den ungetrübten Zusammenschluß mit seinem befähigtsten General aus irgendwie gearteten Gründen versagen sollte, so wird er sich die folgenschwere Frage vorlegen müssen: was frommt meinem Hause und Volke mehr, die Übernahme oder Abgabe der Kriegsleitung? Der ausschlaggebende Grund ist lediglich die größere militärische Tüchtigkeit. Für beide Schritte findet jeder zukünftige Kaiser unter seinen erlauchten Vorfahren Vorbilder. Noch immer haben die Hohenzollern die richtige Wahl getroffen. Warum soll die Zukunft eine andre Erscheinung zeitigen?

Weimar Ernst v. Sommerfeld

Leichtlebig oder leichtfertig? Ein ungenannter Kritiker meines Buches Die Zukunft Polens hat mir im Neuen Wiener Tagblatt Nr. 413 die Unterstellung gemacht, ich hätte die Österreicher wegen ihrer Polenpolitik „leichtfertig“ genannt. Im gesamten bisher vorliegenden ersten Bande meines Buches ist das Wort „leichtfertig“ nicht angewandt, wohl aber sage ich in der Einleitung mit Bezug auf die autonomen Rechte Galiziens: „Der leichtlebige Österreicher hat seinen Polen einen besondern Flügel eingeräumt. Dort konnten sie von jeher schalten, wie sie wollten. Galizien hatte gegenüber den beiden andern Teilen Polens immer die größten Freiheiten. Dort fühlten sich die Polen in ihrer unordentlichen, kaum beaufsichtigten Wirtschaft so wohl, daß sie immer mehr die Absicht vergaßen, sich ein eigenes größeres Haus zu errichten. Die führenden Kreise der Polen in Österreich konnten es gar nicht besser haben, als es ihnen seit der Teilung ergangen ist. In der österreichischen Reichspolitik spielten sie schon immer eine maßgebende Rolle — ihre Landsleute waren führende Staatsmänner, während sie in Galizien selbst mit der Plutokratie zusammen regieren konnten. Wären nicht nach 1904 außerhalb ihrer Wirksamkeit liegende Ereignisse eingetreten, die österreichischen Polen würden kaum die großen Anstrengungen zur Wiederherstellung des alten Polenstaats auf sich genommen haben, wie sie es nun tatsächlich tun.“

Der Herr Kritiker baut auf dem Worte leichtfertig ein ganzes System gegen meine Auffassung der Polenfrage auf. Infolgedessen möchte ich nicht unterlassen zu bemerken, daß ich unter leichtfertig eine gewisse Frivolität verstehe, während sich mir im Worte leichtlebig leichtes Anpassungsvermögen, ja sogar Generosität verkörpert. Ich würde es z. B. leichtfertig nennen, wenn der Angriff des Herrn Kritikers nicht auf einem lapsus manu beruhte. . . . G. Cleinow

Zwei Antikapitalisten. Dr. G. Ruhland, der in den neunziger Jahren viel genannt wurde, hat ein dreibändiges System der politischen Ökonomie herausgegeben. Der dritte Band (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1908) enthält „die Krankheitslehre des sozialen Volkskörpers“. Die Krankheit ist nach ihm der Kapitalismus. Daß der Kapitalismus unerfreuliche und gefährliche Auswüchse erzeugt, und daß eine seiner größten Gefahren in der übermäßigen Konzentration des Volksvermögens in verhältnismäßig wenigen Händen, in der Vernichtung des mittlern und kleinen Besitzes besteht, namentlich in der Loslösung der Massen vom Boden (ein Sparkapital von 5000 Mark ist zwar auch Besitz, aber einem 5000 Mark geltenden Häuschen mit Ackerstück keineswegs gleichwertig), darüber besteht unter vernünftigen Menschen keine Meinungsverschiedenheit. Aber wenn man die Schäden des modernen Kapitalismus bekämpfen will, muß man ihn vorher richtig beschreiben, wie es so meisterlich Werner Sombart getan hat. Ruhland tut das Gegenteil. Anstatt ihn von den ältern Formen wucherischer und ausbeuterischer Geldwirtschaft deutlich zu unterscheiden, wirft er ihn mit diesen zusammen. Der Untergang antiker und mittelalterlicher Städte und Staaten, der Sturz des Papsttums und der absolutistischen Monarchien, deren jeder und jedem zwei besondre Kapitel gewidmet werden (Krankheitsgeschichte und Heilversuche), und alle alten Tiraden gegen das fluchwürdige Gold sollen ihn illustrieren. Der wenig unterrichtete Leser wird damit bloß irregeführt. Einer der Hauptunterschiede des modernen Kapitalismus von allen frühern Erscheinungen, die eine oberflächliche Ähnlichkeit mit ihm haben, besteht darin, daß unsre heutige fein ausgebildete Kreditwirtschaft und der Börsenverkehr so innig mit der durch den technischen Fortschritt ungeheuer gesteigerten Güterproduktion verflochten sind, daß diese vorläufig ohne jene beiden Einrichtungen gar nicht gedacht werden kann. In dieser Produktion und in der Verteilung der Güter werden ungeheure Geldsummen rasch umgesetzt, und daß dabei den Umsetzenden mehr an den Fingern kleben bleibt, als die gerechte Entschädigung ihrer Mühewaltung ausmachen würde, daß Spekulanten, die gar keine eigentliche Arbeit verrichten, daß Schwindler einen Teil des unaufhörlich zirkulierenden Goldstroms in ihre Taschen zu leiten verstehn, daß demnach die eigentlichen Produzenten, die mit der Hand oder dem Kopf schaffend arbeitenden, zu kurz kommen, das ist sehr natürlich und unvermeidlich. Selbstverständlich muß der darin liegenden Ungerechtigkeit so viel wie möglich gesteuert werden. Aber sollte das gar nicht möglich sein, so wäre es immer noch besser, es würden vom deutschen Volkseinkommen alljährlich neun Milliarden gestohlen (so viel fließt nach Ruhlands Berechnung durch Kursschwankungen, Krisen, Syndikate, Prozeßkosten usw. in die Taschen von Unberechtigten), als daß das deutsche Volkseinkommen, das jetzt auf 26 Milliarden angeschlagen wird, seit 1840 nur dem Wachstum der Kopfzahl entsprechend auf etwa 16 Milliarden gestiegen wäre, was ohne Zweifel der Fall sein würde, wenn die von der Kreditwirtschaft und Börsentechnik unterstützte industrielle Entwicklung nicht eingetreten wäre. In ihren eignen Mägen können doch auch die Spekulanten jene neun Milliarden oder deren Äquivalent in Austern und Champagner nicht vollständig unterbringen. Ruhland verachtet die kleinen Geister, die sich mit kleinen Mitteln begnügen, und will ganze Arbeit machen. An die Stelle des die heutige Volkswirtschaft beherrschenden Satzes: „möglichst billig einkaufen, möglichst teuer verkaufen“, soll „der Güterverkehr nach dem Äquivalenzwerte“ treten. Gewiß ist dieser zu erstreben, aber es wird noch ein Weilchen dauern, ehe jeder Volksgenosse bekennt: meine Arbeit wird immer nach ihrem vollen Werte bezahlt. Daß Ruhland sein Ziel nicht durch den Kommunismus sondern durch Fortentwicklung der schon eingeleiteten Syndikatsbildung erreichen

will, läßt ihn ja schon etwas weniger utopisch erscheinen. Aber gleich sein landwirtschaftliches Syndikat erregt Bedenken. „Nach Einführung dieser Syndikatsorganisation werden die Getreidezölle als Schutzmittel gegen zu niedrige ausländische Getreidepreise überflüssig, denn dann gibt es außerhalb des Syndikats keine Käufer mehr für ausländische Getreideofferten.“ Werden die dann allmächtigen Syndikatsherren so uneigennützige Engel sein, daß sie, sobald der Getreidepreis eine für die ärmere Bevölkerung drückende Höhe erreicht, im Auslande Getreide kaufen? (In der Frankfurter Zeitung vom 3. November lese ich zu meiner Überraschung, daß in den ersten neun Monaten des laufenden Jahres bei uns mehr Roggen und Hafer aus- als eingeführt worden, Deutschland in Beziehung auf diese beiden Früchte wieder Ausfuhrland geworden ist. Nur an Weizen wurde bedeutend mehr ein- als ausgeführt. Die Zollerhöhung hat also die Produktion gefördert, und unsre Landwirte verdienen für die enorme Leistung, in der Roggenproduktion mit der Volksvermehrung gleichen Schritt gehalten zu haben, bewundernde Anerkennung. Freilich sind die Getreide- und die Fleischpreise so hoch, die Vorräte demnach so knapp, daß nachgeforscht werden muß, ob nicht der ärmere Teil des Volkes schon an Unterernährung leidet. Den Klagen der Beamten nach zu urteilen, ist es der Fall, und die bevorstehende Gehaltserhöhung kann nicht den Brot- und Fleischvorrat, sondern nur den Anteil der Beamten auf Kosten der Lohnarbeiter vermehren, die nun wieder höhern Lohn fordern werden.) Selbstverständlich enthält das Buch eines Mannes, der viel gereist ist und als Berater des Bundes der Landwirte Einblick in alle wirtschaftlichen Vorgänge gewonnen hat, viel brauchbares statistisches Material und manche Anregung, die praktisch verwertet werden kann. So die folgende: Unsre Reichsbank verteuert, den Goldabfluß ins Ausland zu hemmen, auch der redlichen produktiven Arbeit des eignen Volkes den Kredit. Die Bank von Frankreich differenziert. „Ausländische Finanzwechsel oder Forderungen auf Gold werden von ihr für sich allein mit einer entsprechend hohen Goldprämie belastet oder überhaupt abgelehnt, ohne den billigen Zinsfuß für die inländischen Geschäfte zu berühren.“ (Schlechtes Deutsch!) Wenn das wahr, demnach doch auch möglich, durchführbar ist, dann verdient allerdings unsre Reichsbankverwaltung harten Tadel.*) — Der wackre Heinrich Freese bekämpft einzelne Auswüchse des Kapitalismus vom Standpunkte der Bodenreformer aus. In seinem Büchlein Bodenreform (Gotha, Emil Perthes, 1907) faßt er die Zeitungs- und Zeitschriftenartikel zusammen, die er als Leiter des Bundes der Bodenreformer in den neunziger Jahren geschrieben hat. Sie sind deswegen nicht ganz ohne Interesse, weil sie die Erinnerung an die Kämpfe jener Zeit gegen die Terrainspekulation und für die Sicherung der Forderungen der Bauhandwerker auffrischen. In den Zollkämpfen des Jahres 1893 fand er, daß „der Mann ohne Ar und Halm“ mehr Einsicht beweise als die Wortführer des Bundes der Landwirte. — Dr. K. von Mangoldt hat seinem großen Werke eine Broschüre nachgeschickt: Bodenspekulation oder gemeinnützige Bodenpolitik für Groß-Berlin?

*) Am 20. November ist Professor Biermer von einem Berliner Schöffengericht freigesprochen worden in einem Beleidigungsprozeß, den Ruhland gegen ihn angestrengt hatte. Dabei ist dieser von dem Sachverständigen Professor Conrad mit einem Worte charakterisiert worden, das ich nicht wiederhole, um nicht auch mir einen Beleidigungsprozeß zuzuziehn. Die Beweisaufnahme hat die Meinung bestätigt, die ich mir schon längst von dem sehr wandlungsfähigen Bücherfabrikanten und Agitator gebildet hatte. Wäre die Klage ein paar Wochen früher verhandelt worden, dann hätte ich sein „System“ ungelesen beiseite gelegt; es kann aber auch nichts schaden, daß der Artikel geschrieben worden ist, denn fanatische Agrarier werden fortfahren, den Mann als Autorität zu verehren.

(Berlin, Karl Heymann, 1908.) — Außerdem sind uns folgende Bücher volkswirtschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Inhalts zugegangen: Wirtschaftspolitische Annalen. Ein Kalendarium der Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik der Kulturstaaten, ihrer Kolonien und Dependenzen. Zweiter Jahrgang: 1907. Herausgegeben von Friedrich Glaser. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottas Nachfolger, 1908.) — Zur Methode der Volkswirtschaftslehre von Dr. Stephinger. (Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei, 1907.) — Ertrag und Einkommen auf der Grundlage einer rein subjektiven Wertlehre von Professor Dr. Robert Liefmann. (Jena, Gustav Fischer, 1907.) — Kritische Dogmengeschichte der Geldwerttheorie von Dr. Friedrich Hoffmann. (Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1907.) — Soziologie von Dr. A. Eleutheropulos, Privatdozent in Zürich. Zweite, erweiterte und umgearbeitete Auflage. (Jena, Gustav Fischer, 1908.) C. J.

Deutsch-evangelisches Jahrbuch. Der in diesem Hefte abgedruckte Aufsatz „Vom eignen Leben“ von Wilhelm Speck ist mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung O. Häring in Berlin dem jüngst erschienenen ersten Jahrgang des Deutsch-evangelischen Jahrbuches, herausgegeben von Reinhard Mumm (Preis geb. 2,50 Mark) entnommen. Wir möchten hier auf seinen vielseitigen Inhalt hinweisen, zu dem eine Reihe namhafter deutscher Schriftsteller beigetragen hat. Das Buch enthält unter anderm einen Aufsatz von Hans v. Wolzogen über Wilhelm Raabe, Jugenderinnerungen von Timm Kröger, persönliche Erinnerungen an Heinrich Seidel als Naturfreund von dessen Sohn Pastor W. Seidel; dann kunstgeschichtliche Aufsätze von Henry Thode über Albrecht Dürer, deutsche Kunst und deutsche Reformation und von Paul Schubring über Hans von Marées. Kirchliche und soziale Gebiete behandeln Artikel von D. Ernst Dryander, Friedr. v. Bodelschwingh und Adolf Stöcker.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Wir bitten unsre verehrten Leser bei eintretendem Bedarf um geneigte Berücksichtigung der in den „Grenzboten“ inserierenden Firmen unter frdl. ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grenzboten. **Die Geschäftsstelle**

Jeder Tag im neuen Jahre

bringt Ihnen neuen Genuß, wenn Sie **Salem Aleikum** rauchen,
die feinste Cigarette und deutsches Fabrikat aus
erlesenstem orientalischen Tabak.

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10
	3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Militäriſche Rückblicke auf das Jahr 1908

elten haben ſich auf den großen militäriſchen Gebieten bei nahezu allen Heeren der Welt ſo viele Veränderungen, ſo zahlreiche Neuerungen von Wichtigkeit zugetragen als in dem ſoeben abgelaufnen Jahre 1908. Bei der deutſchen Armee ſind zunächſt die in dem Quinquennatsgeſetz von 1905 vorgeſehenen jährlichen Vermehrungen zu verzeichnen, die diesmal bei der Infanterie nur dem ſächſiſchen Kontingent ein neues Bataillon zuführten, während ſie bei den preußiſchen Truppen die Kavallerie und die Pioniere betrafen durch Aufſtellung der 39. Kavalleriebrigade und des Jägerregiments zu Pferde Nr. 5 ſowie durch Formation eines Pionierregimentsverbands aus dem vorhandnen Pionierbataillon Nr. 7 und dem neu errichteten Pionierbataillon Nr. 24. Der Etat von 1909 bringt die letzten Forderungen des erwähnten Geſetzes vom 1. April 1905 und ſchließt damit die ſeinerzeit beantragten Neuaufſtellungen von 8 Bataillonen Infanterie und 28 Schwadronen ab, wodurch die Friedensſtärke des deutſchen Heeres um 10339 Mann erhöht werden ſollte, um alsdann den etatsmäßigen Stand von 505839 Mann ohne die Einjährigfreiwilligen zu erreichen. Sehr erfreulich iſt, daß ſeit dem 1. Oktober v. J. der wichtige Ausbau der Maſchinengewehrkompagnien weiter gefördert iſt, und den im Jahre 1907 errichteten 17 Kompagnien jetzt noch 33 hinzugefügt ſind. Die Maſchinengewehrkompagnien werden häufig im Zuſammenhange mit den Abteilungen genannt und mit dieſen identifiziert. Das iſt unrichtig. Überein ſtimmen beide Formationen nur darin, daß ſich die Abteilung wie die Kompagnie je in zwei Züge zu zwei Gewehren gliedern. Vor allen Dingen aber ſind bis jetzt nur die ſechzehn Abteilungen etatsmäßige Truppenteile; ſie ſind vorläufig einigen Infanterie- und Jägerbataillonen zugeteilt und werden, wie man vermutet, erſt nach durchgeführter Organiſation aller Maſchinengewehrkompagnien der Kavallerie, im Kriege den Kavalleriediviſionen, angegliedert werden. Ihre Gewehr- und Munitionswagen ſind mit vier Pferden beſpannt. Im Gegenſatz dazu ſind die Kompagnien bis jetzt

noch kein etatsmäßiger Verband; sie sind zusammengestellt aus abkommandierten Leuten und als 13. Kompagnien verschiednen Infanterieregimentern angehängt. Ihre Bespannung besteht aus zwei Pferden, und sie werden vom Bock gefahren; die Bedienung geht zu Fuß und kann nur auf kurze Strecken auf die Fahrzeuge aufsitzen. Dadurch ist die Beweglichkeit der Maschinengewehrkompagnien begrenzt.

Auch auf dem Gebiete der reglementarischen Vorschriften sind aus dem letzten Jahre bei unserm Heere Fortschritte zu verzeichnen, die man zum großen Teil auf die Erfahrungen des Buren- und des russisch-japanischen Krieges zurückführen kann. An der Spitze stehn die in der Felddienstordnung niedergelegten neuen Bestimmungen, die namentlich in den Abschnitten des Aufklärungs- und Sicherheitsdienstes eine vollständige Umarbeitung erfahren haben. Die wichtige Vorschrift unterstreicht mit Recht die Tätigkeit des Offiziers als Erzieher, indem sie ihn so auf seine hohe soziale Verantwortlichkeit für die Entwicklung unsers Volkes hinweist. Das fordert ganze Männer von sittlichem Ernst und Charakterstärke, die, praktisch und theoretisch sorgfältig ausgebildet, in der Lage sind, durch nie rastende Fürsorge, Entschlußfähigkeit und freudiges Einsetzen der eignen Persönlichkeit das Vertrauen ihrer Untergebnen zu erringen, das neben der unerschütterlichen Mannszucht die Bedingung des Erfolges ist. Der Felddienstordnung folgt an Wichtigkeit unter den neuen Vorschriften das erst am 22. Dezember der Öffentlichkeit übergebne Exerzierreglement für die Fußartillerie. Damit ist ein lange bestandner Bann gebrochen und mit einem Strich der Nimbus der „schwarzen Kunst", der bisher die Fußartillerie umgab, aus der Welt geschafft. Erfreulicherweise stellt das Reglement mit besonderm Nachdruck fest, daß gleiche Grundlehren für alle Arten des Kampfes bestehn, daß also Feld- und Festungskrieg zwar verschiedne Formen, nicht aber verschiedne Arten des Kampfes sind. Begegnungsgefecht, Gefecht gegen einen entwickelten Gegner, Angriff auf eine vorbereitete Stellung und Kampf um Festungen sind offenbar in dieser Folge eine für den Angreifer ständig zunehmende Steigerung des zu überwindenden Widerstandes, für den Verteidiger die Möglichkeit, die persönlichen Kräfte vermöge der vermehrten materiellen Mittel zu verringern, aber keine Abänderung der dauernden Grundlehren des Kampfes.

Neben diesen beiden Vorschriften haben das neue Exerzierreglement für den Train dieser Waffe eine auf ganz modernen Anschauungen aufgebaute Verordnung gebracht und die neue Kavalleriepionierschrift einem dringenden Bedürfnis abgeholfen. In Bearbeitung durch eine besondre Kommission steht gegenwärtig das Kavallerieexerzierreglement, und auch die alte Reitinstruktion wird eine Neuauflage erhalten.

Bei unsern Verbündeten in Österreich-Ungarn sind vor allen Dingen die Fortschritte auf dem Gebiete der Neubewaffnung mit der 8-Zentimeter-Feldkanone Modell 5 und die Einführung der leichten Feldhaubitze hervor-

zuheben. Allerdings werden ja hier und da Stimmen laut, die über die neuen Feldgeschütze Klagen führen und namentlich an dem Bronzematerial Ausstellungen zu machen haben, aber das sind alles unkontrollierbare Gerüchte, die nicht ohne weiteres ernst genommen werden können. Ganz durchgeführt wird die Ausrüstung der Armee mit den neuen Geschützen erst im Jahre 1910 sein, denn von dem Gesamterfordernis von 165 Millionen Kronen wurden bisher erst 130 Millionen verwandt; weitere 15 Millionen sind im Etat für 1909 gefordert, der Rest von 20 Millionen verbleibt für 1910. Hand in Hand mit dieser Neubewaffnung konnte im Herbst vorigen Jahres auch mit der lange erstrebten Neuorganisation der Feldartillerie begonnen werden. Nach den erlassenen Bestimmungen wurden die Korpsartillerieregimenter abgeschafft und die Formationen der Feldhaubitzen in Divisionsverbände gegliedert, die den Abteilungen in andern Heeren entsprechen. So soll in Zukunft jede Infanterietruppendivision als Divisionsartillerie ein Feldkanonenregiment zu vier Batterien und eine Feldhaubitzdivision zu zwei Batterien haben. Diese gesamte Feldartillerie ist einem Oberst oder Generalmajor als Artilleriebrigadier unterstellt, der unmittelbar unter dem Divisionskommandeur steht. Diesem bleibt es überlassen, inwieweit er im Gefecht eine Artillerieresерve ausscheiden will. An wichtigen organisatorischen Neuerungen bei der Armee unsers Nachbarn sind sonst noch zu nennen: Die Reformen bei den 39 Landsturmbezirken, in die die Monarchie zur Durchführung des Landsturmwesens eingeteilt worden ist. Die Neuerungen waren notwendig, um die vielfachen Arbeiten ordnungsgemäß erledigen zu können, die heutzutage nötig sind, wenn im Kriegsfalle bei Aufbietung und Einberufung des Landsturms in jedem der 39 Bezirke „Auszugs"- und „Territorialbataillone" und berittne „Landsturmabteilungen" errichtet werden müssen. Weiter ist aufzuführen die Vermehrung der Maschinengewehrformationen dergestalt, daß 50 Infanteriemaschinengewehrabteilungen (davon 39 zu je 2 und 11 [für die Landwehr] zu je 4 Gewehren) und 2 Kavalleriemaschinengewehrabteilungen zu 4 Gewehren geschaffen wurden. Hier sei eingeschoben, daß die österreichisch-ungarische Heeresverwaltung in Erkenntnis der hohen Bedeutung der Maschinengewehre am 1. Januar d. J. 55 neue derartige Formationen bei der Infanterie, 6 bei den Jägern und 1 bei der Kavallerie aufgestellt hat, und daß zum 1. Februar eine weitere Errichtung von 24 Abteilungen bei der Infanterie und von 14 bei den Jägern vorgesehen ist, sodaß die Armee samt der Landwehr zu diesem Zeitpunkt über 155 Maschinengewehrabteilungen verfügen wird, davon 152 bei den Fußtruppen, 3 bei der Kavallerie.

Es ist ferner zu erwähnen die Bildung eines Freiwilligenkorps aus dem schon seit 1906 bestandnen Freiwilligen Automobilkorps und dem erst kürzlich ins Leben gerufnen Motozyklistenkorps. Nach den organischen Bestimmungen soll das Korps zur Unterstützung der Armee im Felde, vornehmlich für den Befehls- und Meldedienst dienen und im Kriege einen Bestandteil der

bewaffneten Macht bilden. Das uns verbündete Heer ist somit das erste aller großen europäischen Armeen, das den festen Verband freiwilliger Motorradfahrer organisiert hat, während man zum Beispiel bei uns von dieser Idee zurückgekommen ist und jedenfalls kein fest geschlossenes militärisches Radfahrerkorps aufstellen wird. Endlich bleibt noch zu nennen die Vermehrung der Kaders bei der militär-aeronautischen Anstalt in Wien und bei den Festungsabteilungen in Przemysl, Krakau, Trient, Pola und Cattaro. Diese Maßnahme erscheint von der größten Wichtigkeit, denn das Militärluftschifferwesen in Österreich-Ungarn hat bisher nicht gleichen Schritt gehalten mit den Fortschritten bei andern Armeen. Das gilt namentlich für das Gebiet der lenkbaren Luftschiffe, die dort noch gar nicht gebaut sind. Die Schuld trifft aber nicht die Militärverwaltung, vielmehr hat lediglich der Mangel an Mitteln verhindert, daß die sonst so rührigen Männer der Aeronautik ihre verschiednen Pläne zur Ausführung bringen konnten. Von mehreren Stellen aus sind aber jetzt Aufrufe zu freiwilligen Beiträgen für den Bau von Luftschiffen ergangen, sodaß wir vielleicht schon in diesem Jahre davon hören werden, daß man in Österreich-Ungarn den Vorsprung andrer Mächte nahezu eingeholt hat. Gegenwärtig ist das militärische Interesse Österreich-Ungarns auf den Schutz seiner Grenzen gegen Serbien und Montenegro gerichtet. Denn trotz aller offiziösen Friedensversicherungen wird uns von zuverlässigster Seite berichtet, daß schon fünf Armeekorps Mobilmachungsavisos in Händen haben. Vor allen Dingen wird es sich dabei um das fünfzehnte Korps (Sarajewo) und um das dreizehnte (Agram) handeln. Hier treffen fortgesetzt Reserven ein, um die einzelnen Truppenteile allmählich auf Kriegsfuß zu bringen, und die in diesen Tagen eingegangne Meldung, daß mit den mobilen Heereskörpern zunächst die Grenze gegen Montenegro abgesperrt werden solle, zeigt, daß die oberste Heeresleitung mit ihren Sicherheitsmaßnahmen Ernst machen will.

In Italien ist auf militärischem Gebiete der bemerkenswerteste Vorgang die Einsetzung eines Kriegsministers aus zivilem Beruf. Als Nachfolger eines so tüchtigen Soldaten, wie es der General Vigano ist, hat M. Casana kein leichtes Amt. Wenigstens ist es ihm aber doch gelungen, bei der Kammer einen Kredit von 223 Millionen Lire durchzudrücken, der ihn mit den noch dazu seinem Vorgänger bewilligten 60 Millionen unter anderm in den Stand setzen soll, das Feld- und Gebirgsartilleriematerial zu erneuern, die Befestigungen an der Küste und im Innern zu modernisieren, neue Truppenübungsplätze neben den schon vorhandnen anzulegen und das Pferdematerial zu verbessern. Die ausgeworfnen Gelder sollen auf den Zeitraum bis zum Jahre 1917 verteilt werden; im Budget von 1908/09 werden davon 13 Millionen verbraucht, 1910/11 sollen 25 Millionen verwandt werden. Eine wichtige Verfügung Casanas war es, daß er die dem Generalstabschef der Armee gegebne größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Kriegsminister, die General Vigano noch kurz vor

seinem Ausscheiden in einem besondern Erlaß gefordert und begründet hatte, wieder aufhob. General Pollio, der am 1. Juli dem langjährigen Chef des Generalstabes Saletta im Amte gefolgt war, ist dadurch wieder in denselben bescheidnen Tätigkeitsrahmen seiner Vorgänger gerückt und hat in allen großen Fragen der Landesverteidigung keine entscheidende Stimme. Seine ganze Selbständigkeit beschränkt sich einzig darauf, daß er befugt ist, wenn es ihm zweckmäßig erscheint, durch die Generalinspekteure der Artillerie und des Genies die ständigen Kommissionen dieser beiden Waffen zu einer Sitzung einzuberufen oder eine Plenarversammlung anzusetzen. In diesem Falle führt der Generalstabschef den Vorsitz. Gegenüber diesen etwas eingeschränkten Funktionen des obersten Chefs des Generalstabes bilden die kürzlich erfolgte Erneuerung des Obersten Rates der Landesverteidigung und der im Vorjahre geschaffne Heeresrat zwei Tatsachen von weitreichender Bedeutung. Ganz besonders gilt das von der zuerst genannten Behörde, deren Aufgabe es ist, alle die großen die Landesverteidigung betreffenden Fragen zu beraten, die Organisationen des Heeres und der Flotte zu überwachen und die Einheitlichkeit der Verwendung dieser beiden im Kriege durch geeignete Maßnahmen vorzubereiten. Der Oberste Rat, der sich zusammensetzt aus dem Ministerpräsidenten, den Ministern des Krieges und der Marine, den Chefs des Generalstabes und der Marine und den zu Armee- und Flottenführern im Kriege ausersehenen Generalen und Admiralen, soll mindestens einmal in jedem Jahre zu einer Konferenz zusammentreten. Casana hat es sich angelegen sein lassen, die Macht und den Einfluß des Rates zu stärken. Sonst hat auch der neue Minister, gleich wie die meisten seiner militärischen Vorgänger, mit seinen vielen Bemühungen, wirksame Reformen für die Armee durchzusetzen, bisher wenig Erfolg gehabt. Schuld daran trägt, zum Teil wenigstens, die unglückliche Institution des parlamentarischen Untersuchungsausschusses, der sich in alle Dinge mischt und mit seinen Vorschlägen und Berichten noch immer keinen Abschluß gefunden hat. Die ihm übertragnen Aufträge sind auf seinen Wunsch bis zum Juni dieses Jahres verlängert worden. In allen diesen Verhältnissen ist auch der Grund zu suchen, daß sich die Entscheidung in der Frage des neuen Feldgeschützmaterials solange verzögert hat, und die beabsichtigte Vermehrung der Kavallerie sowie die Einrichtung von vier Armeeinspektionen schweben sogar heute noch in der Luft. Nur die Aufbesserung der Offiziersgehalte ist endlich zur Tatsache geworden, nachdem sie über fünfundzwanzig Jahre die Volksvertreter unter den verschiednen Ministerien beschäftigt hatte. Das Wesentliche dieser Vorteile ist zunächst, daß sie nicht allen Offizieren zuteil werden, sondern erst beginnen nach zehnjähriger Leutnantszeit. Dann erhält der Offizier, anstatt jetzt jährlich 3200, 3400 Lire. Der Anfangsgehalt des Hauptmanns wurde um 600 Lire erhöht und beträgt jetzt 4000 Lire. Den größten Sprung in der Gehaltssteigerung hat der Hauptmann gemacht, der fünfundzwanzig Jahre Offizier, aber noch nicht fünf Jahre in seinem Range ist; er bekommt jetzt 4800 Lire anstatt früher nur 3800.

Organisatorisch von einiger Wichtigkeit ist, daß sich die italienische Heeresleitung zur Aufstellung eines Radfahrerbataillons aus den Radfahrerkompagnien des 3., 5., 6. und 9. Bersaglieriregiments entschlossen und es dem 5. Bersaglieriregiment in Bologna angegliedert hat. Damit ist eine neue Einheit geschaffen, die keine andre Armee hat, denn das in Frankreich während der vorjährigen Armeemanöver gebildete Radfahrerbataillon war nur als eine vorübergehende, nicht als eine bleibende Organisation geschaffen. Von wichtigen militärischen Neuerungen in Italien ist sonst noch zu erwähnen, daß das von den Hauptleuten Ricaldoni und Crocco konstruierte lenkbare Luftschiff durch seine letzte Probefahrt von Bracciano nach Rom den Beweis voller Brauchbarkeit erbracht hat. Das Luftschiff gehört mit seinen nur 2800 Kubikmetern Inhalt zu den kleinern bisher vorhandnen Modellen; es mißt zwischen den Perpendikeln etwa 60 Meter und hat einen Durchmesser von 15 Metern; ein Motor von 70 Pferdekräften soll ihm einen Aktionsradius von vier Stunden geben. Auch daß sich die Heeresverwaltung zur Beschaffung eines im eignen Lande herzustellenden Maschinengewehrs entschlossen hat, ist von Bedeutung. Bei der Feldartillerie waren bisher überhaupt keine Maschinengewehre vorhanden, nur in den Festungen gibt es solche. Dem Mangel soll das neue Modell „Perino" abhelfen. Auch auf dem Gebiete der Reglements hat das italienische Heer Fortschritte zu verzeichnen. Es wurden eine neue Vorschrift für den Festungskrieg, eine Schießinstruktion für die Infanterie und ein Reglement über die militärische Disziplin erlassen; sie stehn alle auf dem Boden moderner Anschauungen und fußen auf den Lehren und Erfahrungen der letzten Kriege.

Der gedeihlichen Fortentwicklung des französischen Heeres ist wie im Jahre 1907 so auch diesmal wieder der Umstand sehr zustatten gekommen, daß kein Ministerwechsel, wie früher so häufig, erfolgt ist. General Picquart konnte daher mit der ihm eignen Geschicklichkeit und mit großem Eifer das auf vielen Gebieten eingeleitete Werk der Heeresreformen fortsetzen. In erster Linie gehören dazu die Reorganisation der Militärschulen und das neue Kadergesetz. Während die neuen Bestimmungen über die Militärschulen hauptsächlich das schon lange erstrebte Ziel der unité d'origine des Offizierkorps im Auge haben und sie durch eine einheitliche Stufe der Erziehung und Ausbildung erreichen wollen, will das Kadergesetz nicht nur eine Vermehrung, sondern auch teilweise eine Neugliederung des Heeres. Vor allem kommt hierfür die Artillerie in Betracht, die die Franzosen nach der Neubewaffnung des deutschen Heeres mit Rohrrücklaufgeschützen der Zahl nach nicht mehr für ausreichend erachten. Die jüngsten Kammerverhandlungen über diesen Gegenstand haben interessante Streiflichter auf bekannte und unbekannte Verhältnisse bei der französischen Armee geworfen, und sie haben vor allen Dingen in der Rede des Kriegsministers ein hohes Selbstgefühl verraten, ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber dem östlichen Nachbarn. „Ein Teil der Armee ist für alle sichtbar, aber gerade der andre beträchtlichste Teil, der die Reserven in sich begreift, macht

unsre Kraft aus, sagte General Picquart. Die Kommission, der wir die Prüfung aller artilleristischen Fragen anvertraut haben, weiß, wie wir unsre Reserven organisiert haben, die zu Friedenszeiten auf den Truppenübungsplätzen eingeübt werden sollen. Auf diese Weise gewinnen wir Verstärkungsbatterien, die Deutschland nicht besitzt. Alles in allem ist unsre Organisation besser als die deutsche. Die Zahl unsrer Geschütze ist bedeutend größer, als es im Augenblick den Anschein hat. Wir können uns daher mindestens als ebenbürtig betrachten." Der Minister wies dann darauf hin, daß die französischen Geschütze 522 Schuß gegen 350 der deutschen haben, und rechtfertigte die Schaffung neuer Artillerieregimenter mit der Notwendigkeit, eine ausgezeichnete Führung in der Feuerlinie sicherzustellen. Der Appell an die patriotische Gesinnung der Volksvertreter ist denn auch nicht ohne Erfolg geblieben, denn mit großer Majorität wurde am 23. Dezember 1908 die Bildung von 24 neuen Artillerieregimentern zu je 4 Geschützen mit der Maßgabe angenommen, daß die ganze Neuorganisation der Artillerie nach zwei Jahren durchgeführt sein soll, wonach jedes Armeekorps des französischen Heeres mit 120 Geschützen ausgerüstet sein wird.

Von weitern wichtigen Neuerungen, die der Kriegsminister im vergangnen Jahre verfügt hat, ist die durchgreifende Änderung der Vorschrift für die Wettbewerbsprüfungen und die Zulassung zur obern Kriegsschule (unsre Kriegsakademie) zunächst zu nennen. Nach den bisherigen Bestimmungen mußten die Anwärter in dem Korpsstabsquartier eine schriftliche Prüfung und dann in Paris eine mündliche Prüfung ablegen und auch ihre Reitfertigkeit nachweisen. Fortan sind zwei schriftliche Examen am Sitz des Generalkommandos zu machen, nach jedem von ihnen findet eine engere Auswahl statt, dann folgt in Paris eine mündliche Prüfung der Bewerber, die die beiden schriftlichen Prüfungen bestanden haben, sowie die Prüfung der Reitfertigkeit. Vom Ausfall der mündlichen Prüfung hängt die endgiltige Aufnahme in die höchste militärische Bildungsanstalt ab innerhalb des Umfangs der überhaupt zuzulassenden Offiziere. Mit Erfolg hat sich Minister Picquart den Versuchen der Kammer und des Senats widersetzt, die Übungen der Reservisten wesentlich zu kürzen und die der Territorialen ganz ausfallen zu lassen. Allerdings hat es harte Kämpfe gegeben, denn die Volksvertreter hatten von ihren Wählern sehr bestimmte Weisungen erhalten, die darauf hinzielten, eine Verminderung der Lasten und Unbequemlichkeiten langer Dienstperioden im Reserve- und Landwehrverhältnis zu erreichen. Das endliche Resultat dieser langen Diskussionen ist nicht von großer Bedeutung gewesen, denn die Übungsdauer wurde für die Reservisten, die Tage des Eintritts und der Entlassung miteingerechnet, nur von 28 auf 23 Tage und für die Territorialen von 13 auf 9 Tage herabgesetzt. Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen des Kriegsministers im Interesse der Bereitschaft des Feldheeres wie der Formationen zweiter Linie muß erwähnt werden, daß sich der Minister auch der besondern Ausbildung der Reserve- und Territorialoffiziere in geradezu vorbildlicher Weise angenommen hat. Und zwar

dadurch, daß er nach und nach bei allen Armeekorps am Sitz des Generalkommandos sogenannte Instruktionsschulen für diese Offiziere eingerichtet hat. Die Beteiligung an diesen Unterrichtskursen ist freiwillig; sie war anfänglich nur gering, hat aber in der letzten Zeit ganz bedeutend zugenommen, vielleicht weil den teilnehmenden Offizieren besondre Vorteile zuerkannt worden sind. Die Ausbildung unter Leitung höherer Offiziere besteht in Vorträgen, Übungen auf der Karte, Kadermanövern und praktischen Übungen im Gelände unter Beteiligung von Truppen usw. Und von den Vergünstigungen sind zu nennen: Veröffentlichung der Namen im Bulletin officiel, Vorschläge zu Beförderungen und zur Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion. Unter den Errungenschaften des vergangnen Jahres verdient dann noch genannt zu werden, daß endlich die Versuche mit Maschinengewehren zum Abschluß gelangt sind, und daß das Puteauxmodell zur Anschaffung angenommen ist. Die Heeresverwaltung hat bekanntgegeben, daß jedes Infanterie- und Kavallerieregiment mit 4 Maschinengewehren ausgerüstet und diese Bewaffnung so schnell als möglich durchgeführt werden soll.

Bei der russischen Armee sind auch im abgelaufnen Jahre die Reformen nur allmählich vorwärts gekommen. Das hat, zum Teil wenigstens, an den vielen hemmenden Elementen fast auf allen Gebieten des weitverzweigten Heeresorganismus gelegen. Aber auch an den leitenden Stellen fehlte oft der feste Wille, einmal gefaßte Entschlüsse energisch durchzuführen. In diesem Jahre werden bessere Resultate erwartet, insbesondre hofft man, daß der Landesverteidigungsrat in seiner neuen Zusammensetzung tatkräftig eingreifen werde. Als abgeschlossene Neuerungen im Jahre 1908 sind zunächst anzusehen: die Einsetzung von Attestierungskommissionen zur Beurteilung und Beschlußfassung über die Beförderung von Generalstabsoffizieren und die Einführung von Instruktionskursen für die vor der Beförderung zum Kapitän und Kompagniechef stehenden Stabskapitäne. An jedem Kursus dürfen zugleich nicht mehr als zwanzig bis dreißig Stabskapitäne in Abteilungen zu nur zehn teilnehmen. Es sollten deshalb in jedem Militärbezirk mehrere Kurse entweder zugleich oder nacheinander und an verschiednen Punkten, je nach den örtlichen Bedingungen, eingerichtet werden, die nähern Bestimmungen darüber haben die Oberbefehlshaber der Militärbezirke zu treffen. Der Lehrgang soll überwiegend praktisch sein. Tägliche Schießübungen in Verbindung mit Felddienst, um dadurch die Kenntnis in der Feuerleitung und den taktischen Blick zu vervollkommnen. Zu den Übungszwecken sind den einzelnen Kursen kriegsstarke Kompagnien und auch Artillerie zukommandiert. Besonders lehrreich sind diese Kurse im Moskauer Militärbezirk gestaltet worden. Eine wichtige Neuerung ist auch die Zivilversorgung der Kapitulantenunteroffiziere. Sie ist zwar noch nicht ganz durchgeführt, immerhin aber haben sich das Finanz- und Justizministerium und das Ministerium des Kaiserlichen Hauses und der Finanzen bereit erklärt, den von der Militärbehörde empfohlnen Kapitulantenunteroffizieren eine bestimmte Anzahl von Posten offen zu halten, und zwar

unter der Bedingung, daß sich die Anwärter vor ihrer Anstellung erst ein halbes Jahr unter Fortbeziehung ihres Soldes einer Prüfung unterziehen. Bis jetzt stehen zur ausschließlichen Besetzung durch das Kriegsministerium 11520 Posten zur Verfügung, davon bei der Finanz 10006 Posten mit 200 bis 900 Rubel, bei der Justiz 636 mit 300 bis 400 Rubel, Kaiserliches Haus 878 mit 204 bis 1083 Rubel Besoldung. Viel Widerspruch findet in militärischen Kreisen die erst kurz vor Jahresschluß erfolgte Wiederunterordnung des Generalstabs unter das Kriegsministerium, dessen Chef infolgedessen nur noch in Gegenwart des Kriegsministers den Vortrag beim Kaiser halten darf. Auf diese Weise ist die Unabhängigkeit des Generalstabes, die am 3. Juli 1905 eingeführt wurde, nach verhältnismäßig kurzer Dauer wieder aufgehoben worden. Es handelte sich damals um einen Versuch, der aber anscheinend fehlgeschlagen ist. Die im Jahre 1905 vollzogne Umgestaltung war, wie es heißt, durch den Wunsch veranlaßt worden, eine dem deutschen Generalstabe ähnliche Organisation zu schaffen. Jetzt wird aber offen zugegeben, daß das, was in Deutschland möglich ist, in Rußland sich nicht immer durchführen läßt. Denn abgesehen davon, daß die russischen Generalstabsoffiziere mit den deutschen nicht auf gleicher Höhe stehen, würde es im Augenblick schwer fallen, eine Persönlichkeit unter den Generalen zu finden, die vollkommen selbständig das wichtige Ressort des Generalstabs leiten könnte, wenn auch dem neuen Generalstabschef Sjuchomlinow von seiner bisherigen Stellung als Generalgouverneur von Kiew volles Vertrauen entgegengebracht und die Hoffnung gehegt wird, daß er die Leistungen des Generalstabs auf eine höhere Stufe zu bringen vermag.

Für die Ausbildung der Truppen waren von Bedeutung das neue Infanterieexerzierreglement und die Infanteriepioniervorschrift, deren Erscheinen mit Spannung von allen Seiten erwartet wurde. Beide Reglements sind aber nur Entwürfe, und aus der Opposition, die fast an sämtlichen beteiligten Stellen gegen sie erhoben wird, wegen der darin ausgesprochnen Selbständigkeit der untern Führer und der einzelnen Mannschaften, wird der Schluß gezogen, daß das Stadium des Projekts vielleicht nie überwunden werden wird. Das würde aber gleichbedeutend sein mit einem Stillstand in der ganzen Ausbildung des Heeres, die sich noch immer nicht losmachen kann von den veralteten Lehren aus der Zeit vor dem Kriege mit Japan. Beweis dafür sind die Berichte aus der letzten Manöverperiode, die von Fortschritten auf dem Gebiete der Truppenausbildung und von Erziehung zu Führern nicht viel enthalten. Zwei wichtige Entschlüsse hatte die Duma in der letzten Sitzungsperiode gefaßt, um den Einfluß Rußlands im fernen Osten zu festigen und im Falle eines etwaigen spätern Krieges die Truppentransporte beschleunigen zu können: den Bau der Amureisenbahn und das Legen eines zweiten Gleises längs der Sibirischen Bahn. Während aber hier die Arbeiten stetige Fortschritte machen, haben sich nach den letzten Nachrichten beim Amur-

projekt immer wieder neue Schwierigkeiten gezeigt, ſodaß der eigentliche Baubeginn zweifelhaft geworden iſt. Jedenfalls werden die vorhandnen Geldmittel nicht ausreichen, man wird vielmehr neue Summen fordern müſſen; und wenn die Duma ſie nicht bewilligt, iſt es fraglich, ob der Bau überhaupt wird ausgeführt werden können. Zunächſt handelt es ſich darum, an der ganzen projektierten Bahnſtrecke entlang Polizei und eine Gerichtsbarkeit einzurichten, um die Sicherheit zu erhöhen; und dann muß eine Anzahl von Landſtraßen angelegt werden, die das Gelände mit den mehr der Kultur erſchloſſenen Gebieten verbinden ſollen. Für alle dieſe Erforderniſſe ſind nach zuverläſſiger Berechnung mindeſtens ſechs Millionen Rubel notwendig.

Insgeſamt zeigt unſre kurze Überſicht über die militäriſchen Maßnahmen bei den Großſtaaten im Jahre 1908, daß überall die Kriegsbereitſchaft geſteigert wird, und daß ſich der Abrüſtungsgedanke, in die Praxis wenigſtens, noch nicht eingebürgert hat.

Das Erbrecht des Fiskus

Es wird jetzt in den Zeitungen viel über die Erbſchaftsſteuer geſchrieben, und es heißt ſogar, daß ſich die Bundesratsausſchüſſe mit einem Geſetzentwurf wegen einiger Abänderungen des Bürgerlichen Geſetzbuchs beſchäftigt haben, da die geplante Nachlaßſteuer, insbeſondre die Einſetzung des Reichsfiskus zum Erben gewiſſer teſtamentloſer Verlaſſenſchaften eine Änderung der Erbrechtsbeſtimmungen im Bürgerlichen Geſetzbuche verlange. Wieweit ſich dieſe Nachrichten beſtätigen, wird abzuwarten ſein: richtig aber iſt, daß das Geſetz geändert werden muß, wenn man an eine Ausdehnung des fiskaliſchen Erbrechts denkt; nach den geltenden Beſtimmungen des Bürgerlichen Geſetzbuchs wird nämlich der Fiskus des Bundesſtaates, dem der Erblaſſer zur Zeit des Todes angehört hat, geſetzlicher Erbe, falls weder Verwandte noch ein Ehegatte vorhanden ſind, noch ein Teſtament vorliegt, und zwar iſt die erbberechtigte Verwandtſchaft unbeſchränkt, ſofern ſie nur nachgewieſen werden kann. Wenn alſo an die Stelle des Bundesſtaates das Reich treten ſoll, ſo iſt eine entſprechende Änderung des Geſetzes notwendig, doch damit wird nicht viel erreicht, wenn nicht zugleich das Erbrecht ſelbſt zugunſten des Reiches ausgedehnt werden ſoll und die entfernten Verwandten unberückſichtigt bleiben. Nach dem geltenden Rechte mit der unbeſchränkten Verwandtſchaft kommt der Fiskus höchſt ſelten in die Lage eines Erben, da das Verfahren bei der Regelung eines erbloſen Nachlaſſes im Sinne des Geſetzes darauf gerichtet iſt, möglichſt die erbberechtigten Verwandten, mögen ſie auch noch ſo entfernt ſein, ausfindig zu machen. Es ſoll hier nicht

untersucht werden, ob die Erbberechtigung der Verwandtschaft zugunsten des Reiches beschränkt und nur für die allernächsten Abkömmlinge beibehalten, ob die Erbrechtsgrenze schon hinter den Geschwisterkindern errichtet werden soll, und ob die weitern Seitenverwandten durch die Reichskasse zu ersetzen, oder ob auch die Geschwisterkinder lediglich auf testamentarische Einsetzung anzuweisen sind: alles das ist mehrfach, namentlich vom Justizrat Bamberger in seiner Schrift: Erbrechtsreform — Berlin, 1908 — ausführlich dargelegt worden, zuletzt noch einmal im zweiten Septemberheft der Neuen Revue, wo auch die Abhandlung „Statistisches zur Finanzlage" aus den Grenzboten vom 9. Juli 1908 angeführt wird. Hier kommt es nur darauf an, auf das eben erwähnte, formelle Verfahren der erblosen Nachlaßregelung hinzuweisen, dessen Weitschweifigkeit oft zu dem Erfolge in keinem Verhältnisse steht.

Ist der Erbe eines Nachlasses unbekannt, so hat das Nachlaßgericht, und zwar in der Regel unter Zuziehung eines Nachlaßpflegers, von Amts wegen Ermittlungen über die etwa vorhandnen Erben anzustellen. Wie weit diese auszudehnen sind, ist dem Ermessen des Gerichts überlassen, und der Nachlaßrichter hat im einzelnen Falle eine der Sachlage entsprechende Frist zur Anmeldung von Erbrechten innezuhalten. Die Ermittlungen nehmen in vielen Fällen eine ungeahnte Ausdehnung an; es gehn Geburts-, Heirats-, Sterbeurkunden, Erbscheine und ganze Familiengeschichten ein, um das Erbrecht nachzuweisen. Eine Menge von Behörden und Beamten, namentlich die Standesbeamten, Geistlichen, Anwälte und Auskunftsbeamten, die Polizeibehörden, Konsulate und andre Behörden werden in Bewegung gesetzt, um die verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen dem Erblasser und dem Erbschaftsanwärter festzustellen. Das gesamte Material geht zu den Nachlaßakten, und oft vergehn Jahre bis zur endgiltigen Regelung. Und das ist nicht etwa zu verwundern: denn es gibt mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Beinahe jede Familie hat heutzutage „drüben" in Amerika irgendeine Verwandtschaft, und es ist unglaublich, welche Umstände es macht, den sichern Erbausweis eines solchen amerikanischen Vetters, der womöglich von den zurückgebliebnen Verwandten nichts mehr weiß, zu erbringen. Sind Jahre darüber hingegangen, ehe es zu einer Nachlaßregelung gekommen ist, so muß nicht selten das besondre Verfahren der Todeserklärung eintreten, um den Toten- und Erbschein einer Zwischenperson erlangen zu können. Ein weiteres Sonderverfahren kann nötig werden, wenn beispielsweise in dem Standesamtsregister ein Irrtum, sei es auch nur ein geringer Schreibfehler, untergelaufen ist. Es wird dann vom Amtsgericht durch Vermittlung der Regierung das Berichtigungsverfahren eingeleitet, wonach erst Haupt- und Nebenregister dem Gerichtsbeschlusse gemäß geändert werden. So entstehn dicke Bände beim Nachlaßgericht, und ganz bedeutende Summen werden für Beschaffung der Urkunden, für das Schreibwerk und Porto, für die Auskünfte und Anwaltsgebühren ausgegeben, die schließlich, ebenso wie die Gerichtskosten selbst, vorweg vom Nachlaß abgezogen werden und diesen verkleinern.

Oft genug ziehn die „lachenden“ Erben kleinlaut ab, wenn nach unendlicher Wartezeit die Erbschaft geteilt und zu guter Letzt noch die Erbschaftssteuer mit den hohen Sätzen berechnet wird. Je weitläufiger die Verwandtschaft ist, desto kleiner sind in der Regel die Erbteile, aber um so schwieriger und kostspieliger werden zugleich die Erbausweise, da mehrere Geschlechter zwischen Erblasser und den Erben liegen, die sich womöglich niemals im Leben gekannt haben. Es ist in der Tat etwas sonderbares und einer Lotterie nicht unähnlich, daß plötzlich und unvermutet einem Menschen eine Erbschaft in den Schoß fällt, von deren Anwartschaft er nicht das geringste gewußt hat.

Tritt nun wirklich einmal der Fall ein, daß sich trotz der gerichtlichen Ermittlungen niemand zum Nachlaß meldet, oder daß die sich meldenden Anwärter ihr Erbrecht nicht nachweisen können, so fordert das Nachlaßgericht durch öffentliche Bekanntmachung im Reichsanzeiger und andern Blättern zur Anmeldung der Erbrechte unter Bestimmung einer Anmeldungsfrist auf, die mindestens sechs Wochen betragen muß. Falls sich innerhalb dieser Frist wiederum niemand meldet, dann wartet das Gericht zunächst noch drei Monate und trifft endlich die Feststellung, daß ein andrer Erbe als der Fiskus nicht vorhanden sei. Dabei kann aber immer noch während der drei Monate eine Privatperson den Nachweis bessern Erbrechts erbringen und die Feststellung des fiskalischen Erbrechts abgelehnt werden. Gegen eine solche ablehnende Verfügung steht dem Fiskus seinerseits nicht nur die Beschwerde zu, sondern er kann gegen die Privatperson, die ihr Recht geltend macht, im ordentlichen Rechtswege klagen; ebenso hat aber auch die Privatperson die Berechtigung, gegen den Fiskus zu klagen, und das Nachlaßgericht wartet dann den Ausgang des Rechtsstreites ab. Die höchst kostspielige öffentliche Aufforderung unterbleibt übrigens, wenn der Bestand des Nachlasses die Kosten der Aufforderung nicht deckt oder diese zum Bestand unverhältnismäßig hoch sind.

Das ist in kurzen Zügen der Gang des Verfahrens, aus dem man ersieht, daß es dem Fiskus wahrlich nicht leicht gemacht worden ist, eine Erbschaft in Empfang zu nehmen und endgiltig zu behalten.

Soll nun das Erbrecht zugunsten des Reichsfiskus ausgedehnt werden, der jetzt überhaupt nur in Frage kommt, wenn der Erblasser ein Deutscher ist, der keinem Bundesstaate angehört (§ 1936 B. G.-B.), so muß zunächst die Bestimmung wegfallen, daß der Fiskus des Bundesstaates, dem der Erblasser zur Zeit des Todes angehört hat, gesetzlicher Erbe ist. Sodann aber muß unbedingt das schrankenlose Erbrecht der Verwandtschaft aufgehoben und auf die nächsten Grade beschränkt werden. Der Justizrat Bamberger rechnet für das Reich eine Mehreinnahme von jährlich 250 Millionen Mark durchschnittlich heraus, wenn die Erbrechtsgrenze vor den Geschwisterkindern errichtet wird und an die Stelle der weitern Seitenverwandten der Reichsfiskus tritt. Die Aufhebung des grenzenlosen Verwandtenerbrechts würde neben diesem materiellen Erfolge für die Justizverwaltung von wesentlicher Bedeutung sein, da das oben

geschilderte Verfahren wegfiele und damit eine große Summe von Arbeitskraft und Geld für andre Zwecke verwendbar würde. Eine Schädigung von Privatpersonen kann dadurch nicht entstehn, da das Erbrecht keinen eigentlichen Anspruch auf das Vermögen eines andern bildet und überdies durch testamentarische Bestimmung durchbrochen werden kann.

Die Testamentserrichtung ist ja jetzt so vereinfacht worden, daß jeder selbst bei einiger Vorsicht seine letztwilligen Verfügungen jederzeit treffen und bei sich aufbewahren kann, ohne gleich deren Ungiltigkeit befürchten zu müssen. Es wird also niemand, der Verwandte weiterer Grade bedenken will, gezwungen, sein Vermögen nach seinem Tode der Allgemeinheit zu überlassen, falls er seinen letzten Willen in giltiger Weise kundgibt. Unendlich viel Schreibwerk wird bei den Vormundschaftsbehörden erspart werden, wenn die Erbrechtsbeschränkung eintritt, und wenn es allgemein bekannt wird, daß man nur noch durch Testament weitere Verwandte bedenken kann. Die Gedankenlosigkeit und Gleichgiltigkeit vieler Menschen ist in Testaments- und Erbschaftssachen noch außerordentlich groß, insbesondre auf dem Lande; man scheut sich vor der Errichtung eines Testaments, weil man fürchtet, dann bald sterben zu müssen, und geht auch an Erbschaftsregelungen nur höchst ungern heran. Darum steht im Grundbuche nicht selten noch der Urgroßvater, zum mindesten aber der Großvater als Eigentümer eingetragen, trotzdem daß sich in Wahrheit längst der Enkel des Besitzes erfreut oder auch ganz fremde Menschen auf dem Hofe sitzen. Dabei gibt es dann am Ende ein Staunen und Wundern, daß die Behörden umständlich sind, allerlei Zeugnisse fordern und hohe Kosten für die Umschreibungen ansetzen.

R. Krieg

Die Geschichte der Wilhelmshöhe

Ich möchte das interessante, vom Verlag der bekannten Sammlung „Stätten der Kultur“ aufs schönste ausgestattete Werk über die Geschichte der Wilhelmshöhe*) allen empfehlen, denen die Wilhelmshöhe eine Erinnerung an liebe Sommertage bedeutet, und die, während ihr Auge auf dem reizenden Bilde mit Entzücken ruhte, darüber nachgedacht haben, wie das alles wohl einstmals entstanden sei, und welche Vergangenheit sich wohl an dieses von der Natur und Kunst zugleich geschaffne Idyll anknüpfe. Die Wilhelmshöhe über Kassel wird ja alljährlich von vielen Tausenden besucht. Sie durchwandern den prachtvollen, in seiner Art einzigen Naturpark, weiden sich an dem künstlichen Spiel der

*) Paul Heidelbach, Geschichte der Wilhelmshöhe. (402 Seiten mit 192 Abbildungen und Situationsplan.) Leipzig, Klinkhardt und Biermann, 1909.

Wasser und staunen die mächtigen, dem Naturbilde malerisch eingefügten Steinbauten an, die den Wasserkünsten als Grotten, Bassins, Aquädukte und dergleichen dienen, oder die, wie zum Beispiel die Löwenburg, für sich allein zwischen Buchen und dunkeln Tannen aus dem Habichtswalde aufragen. Und wer auch nur an der Wilhelmshöhe im Eisenbahnzug vorübereilt, dem ergehts wohl wie dem alten Guttmann in Wilhelm Raabes Buch von Guttmanns Reisen, der sich aus dem Fenster hing, solange der farnesische Herkules von der Bahn zu erblicken war. Der große Christoffel spielt eine Rolle bei den Dichtern, er hat auch ein gut Stück Weltgeschichte miterlebt und angeschaut: das französische Regiment mitten im Herzen Deutschlands, die galanten Abenteuer des Jérômeschen Hoflagers, die Flucht des letzten Kurfürsten und den Einzug der Preußen, und er hat einen ganzen Winter lang einen ernsten Mann in schwere Gedanken versunken und den Traum vergangner Größe weiterträumend über die beschneiten Kieswege der Wilhelmshöhe wandeln sehen. Von den Tagen des lustigen Königs, auch von dem unfreiwilligen Winteraufenthalt Napoleons des Dritten wird noch manches, Wahrheit und Dichtung zugleich, von Mund zu Munde erzählt. Wenig aber weiß man für gewöhnlich von den menschlichen Schicksalen, die sich sonst noch auf diesem wundervollen Erdenfleck abgespielt haben, und am wenigsten weiß man von der Entstehung der Wilhelmshöhe selbst und von denen, die dieses Werk geschaffen haben. Oder was man davon weiß, hat gar nicht selten die Wirkung, das frohe Guttmannslächeln in melancholischen Ernst umschlagen zu lassen. Wir würden uns gern an allen den reichen Schönheiten erfreuen, heißt es in einem Aufsatz des Meyerschen Universums, wenn nur die bösen Träume nicht wären.

Der Aufsatz sagt uns auch, was das für böse Träume sind, die die volle Freude an diesen großen Schönheiten nicht aufkommen lassen: „Das Spielen der Wasser ist ein charakteristisches Merkmal des achtzehnten Jahrhunderts. Alles sollte sich den Launen fürstlicher Willkür fügen, warum nicht auch die Elemente, warum nicht auch das Wasser? Es durch kunstreiche Bauten und alle möglichen Zwangsmaßregeln bergauf zu treiben, statt ihm seinen natürlichen Lauf zu lassen, Hunderttausende zu vergeuden, um so das Wasser in des Menschen Dienst zu zwingen, nicht etwa zum Nutzen und Segen der Mitmenschen, sondern um die Prunksucht der Gebieter und die Schaulust müßiger Gaffer zu befriedigen — das war so recht im Geiste jener übermütigen Großen, die in allem, was zu ihrer Umgebung gehörte, nichts sahen als Werkzeuge ihrer Unterhaltung, ihres Vergnügens. Was kümmerte es den Landgrafen Karl, der die Wasserwerke anlegte und überhaupt den Karlsberg zu einem Lustort wandelte, wenn während dem, daß er so Erstaunenswürdiges schuf, sein Volk immer mehr ächzte und verkümmerte unter den auferlegten Steuern und sein Land entvölkert ward, weil der spanische Successionskrieg seine besten Söhne hinwegraffte, während die holländischen und englischen Subsidien des Fürsten Taschen füllten!“

Es ist vielleicht deutsche Art, des Lichtes nicht genießen zu können, ohne zugleich den ernsten Schatten und den trüben Wolken nachzugehn, die das Licht einmal verdunkelt haben, oder die einem das helle Bild noch jetzt verdunkeln könnten. Wir haben wohl die Neigung, in alles, auch in den schönsten Klang hinein ein politisch Lied zu schmettern, und findet sich sonst nichts, woran wir uns ärgern könnten, so beschwören wir die Erinnerung längst vergangner und verwundner Schmerzen herauf und verderben uns damit den frohen Augenblick. Wir sind aber doch nicht überall so empfindsam, sondern erfreuen uns zum Beispiel der Schöpfungen der Renaissance in Rom, ohne uns wegen der gewaltigen Opfer, die sie doch auch einmal gefordert haben werden, das Herz schwer machen zu lassen. Jede Zeit muß eben für künftige Zeiten Opfer bringen, oft sehr blutige und schwere, sie trägt die Last, und spätere Zeiten haben den Nutzen. Die auf die Wilhelmshöher Anlagen verwandten gewiß gewaltigen Summen, über deren Aufbringung und Verwendung das Heidelbachsche Buch genau orientiert, sind jedenfalls auch rein geschäftsmäßig betrachtet recht nützlich für das Land angelegt worden, viel nutzbringender, als wenn man den Wassern ihren natürlichen Lauf gelassen oder sie zum Antrieb von Maschinen verwandt hätte. Wie viele Tausende finden nun Jahr für Jahr Erquickung und Erholung auf der Wilhelmshöhe, wie viele Tausende erfreuen sich ihrer Schönheiten. Und lohnen sich schließlich die Anlagen nicht auch für das Land nach der materiellen Seite hin?

Was nun die Beurteilung der hessischen Fürsten selbst betrifft, so antwortet Heidelbach mit Recht auf die immer von neuem wiederholte Anklage: „Es scheint erfolglos zu sein, diesem besonders durch Seume veranlaßten literarischen Unfug mit seinen Entstellungen und einseitigen Übertreibungen ein Ende zu machen. Seitdem Karl Preser in einer Monographie den Subsidienhandel auf archivalischer Grundlage dargestellt hat, kann nur noch Unwissenheit oder Absicht an jener einseitigen Kritik festhalten. Wir in Hessen verlangen nicht, daß der Subsidienhandel irgendwie beschönigt werde, aber wir verlangen, daß man diese leidige Angelegenheit aus den Zuständen und Anschauungen der Zeit heraus zu verstehn sucht ... Das achtzehnte Jahrhundert kann geradezu als das Jahrhundert der Subsidienverträge bezeichnet werden. Und während in vielen andern Ländern die Subsidienüberschüsse, wie sie gewonnen waren, so auch wieder zerrannen, ist, wie Preser nachweist, in Hessen durch sie der Grund gelegt worden zu einem Staatsschatz, der als Eigentum des Landes das Stammkapital unsers Kommunalfonds bildet und als solcher noch heute dem Regierungsbezirk zugute kommt."

Hätten diese hessischen Fürsten wirklich ihre Taschen gefüllt, dann hätten sie vermutlich unbehelligt in ihrem Grabe ruhen dürfen und wären für die Sünden ihrer Zeit nicht mehr als andre verantwortlich gemacht worden. Sie waren jedoch bedeutende und kunstsinnige Fürsten, und nicht durch die Opfer, die sie ihrem Volk auflegten, sondern durch das Schöne, das sie mit diesen

Opfern geschaffen haben, haben sie die Augen aller Welt auf sich hingelenkt. Es ist ja begreiflich, daß von allen Opfern die Anforderungen für künstlerische Zwecke am härtesten empfunden werden, sie sind aber nicht weniger nötig und nützlich als andre Opfer. Jedenfalls ist das hessische Land ihretwegen nicht verödet, es hat vielmehr die Last getragen und noch Mut und Kraft genug gehabt, auch noch andres zu leisten. Heidelbach sagt von dem Landgrafen Karl: „In einer mehr als fünfzigjährigen Regierung brachte er Handel und Industrie des durch die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs zerrütteten Hessenlandes zum Aufschwung, und Kunst und Wissenschaft fanden in ihm einen verständigen und opferwilligen Förderer.“ Die Schöpfer der Wilhelmshöher Anlagen sind lange um der Anschauungen willen, die sie mit den Fürsten ihrer Tage und mit der Anschauung ihrer Zeit überhaupt gemein hatten, besonders abgeurteilt und vor andern gerichtet worden, man möge nun auch auf das sehen, worin sie sich von ihren Zeitgenossen unterscheiden, und möge nun auch ihre unvergänglichen Verdienste, an denen wir uns noch heute freuen können, erkennen und würdigen.

Das Heidelbachsche Werk bietet zum erstenmal eine zusammenfassende, auf archivalischer Grundlage ruhende und überall zu den Quellen zurückgehende Geschichte der Wilhelmshöhe. Es gibt eine fesselnde, überaus lehrreiche Darstellung der historischen Vorgänge und läßt in seinen schönen Schilderungen die Wilhelmshöhe mit allen ihren natürlichen und künstlerischen Reizen farbenvoll in Wort und Bild vor uns erscheinen. In Hessenland wird es ja wohl als eine willkommne Gabe entgegengenommen werden. Gewiß werden sich seiner aber auch viele freuen, die die Wilhelmshöhe, den bevorzugten Sommersitz unsrer Kaiserfamilie, von fernher aufgesucht und ihre wunderbare Schönheit genossen haben.

W. Speck

Phokylides und die Essener

Die Stadt Milet, im achten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung die Mutterstadt von achtzig Kolonien, war einst das ionische Athen. Sie war der Mittelpunkt eines lebhaften, reichen Handels vom Schwarzen Meer bis nach Tyrus und Sidon, nach Italien, Nordafrika und den Säulen des Herakles, zugleich aber war sie auch der Sitz der in Jonien im sechsten Jahrhundert erwachenden Wissenschaft. Hier entfaltete die Philosophie ihre Schwingen, und neben der theoretischen Wissenschaft wurde praktisches Wissen gelehrt, das der Schiffahrt unentbehrlich war zur Erforschung der Länder und der Meere, Mathematik, Astronomie usw. Die Stadt Milet war auch der Vorort des Bundes der ionischen Seestädte, den man die älteste Hanse nennen kann. Der Bund, der in dem Panionion bei Priene ein gemeinsames Heiligtum hatte, bestand, solange er sich auf die Könige von Lydien verlassen konnte, die das Hinterland

beherrschten. Als sich Kroisos dem König Kyros von Persien unterwerfen mußte, verlor der Bund der ionischen Seestädte seinen Halt. Die Bürgerschaft von Milet schloß mit dem mächtigen Perserkönig einen Vertrag, unter ebenso günstigen Bedingungen wie der König von Lydien. Den übrigen Städten soll der weise Thales, ein aus Phönizien in Milet eingewanderter Mathematiker und Philosoph, den Rat gegeben haben, sich zu einem Bunde zu vereinigen. Ein kluger Rat für den Rumpf, von dem das Haupt abgetrennt war.

Unter persischer Herrschaft nahm Milet einen neuen Aufschwung. Die persischen Könige förderten Handel und Verkehr, hoben den Ackerbau, den Weinbau und die Gärtnerei und bewiesen in jeder Beziehung Verständnis für die Eigenart der unterworfnen Völker. Sie wußten die Bedeutung der Philosophenschulen in Milet und Ephesos zu würdigen, die unter Männern wie Anaximander, dem Entdecker des Begriffs der Unendlichkeit, dem Verfertiger einer Erdkarte und einer Himmelskugel, und dem Denker Herakleitos, dem Begründer der Lehre von dem allwaltenden Logos, zu hoher Blüte gelangten. Die ionischen Griechen sind die Stifter der Wissenschaft. Der größte unter den geistigen Führern dieser wunderbar neu bewegten Zeit war Pythagoras, dessen Schule später namentlich auf dem Gebiete der Mathematik und in der Theorie der Musik Bedeutendes geleistet hat. Pythagoras selbst war der größte sozialpolitische und religiöse Organisator der Griechen.*) Auf Grund der Satzungen ihres Meisters bildeten die Pythagoreer Gemeinden und Vereine. Der Bund der Pythagoreer dehnte sich aus von der Insel Samos bei Milet, wo Pythagoras fürstliche Ehren genoß, bis nach Griechenland, ja nach Unteritalien und Sizilien. Die Römer wußten von dem König Numa Pompilius besonders zu rühmen, daß er der Schüler des Pythagoras gewesen sei. Die Mitglieder des Bundes der Pythagoreer verpflichteten sich zu gegenseitiger Freundschaft und zu der pythagoreischen Lebensweise, der Reinheit des Lebens. Die Liebesmahle der Pythagoreer, die sogenannten Orgien, sind erst durch die Kirche in Verruf gebracht worden. Eigentümlich war den Pythagoreern der Monotheismus und der ideale Unsterblichkeitsglaube, der sich auch in Palästina, und zwar ausschließlich bei den Essenern, den „Ansiedlern", findet, die auch sonst den Pythagoreern verwandt zu sein scheinen. In Unteritalien hat man in alten Gräbern Goldtäfelchen gefunden, von denen eines die Aufschrift trägt: „Seliger und Gebenedeiter, du wirst nicht mehr Sterblicher, sondern ein Gott sein." Es lohnt sich, den Spuren dieses neuen Geistes in Vorderasien, in Jonien und in Syrien, in Nord- und Südpalästina nachzugehn. Ein pythagoreisches Lehrbuch der Lebensweisheit führte den Titel: „Goldne Worte des Pythagoras". Außerdem ist noch ein ähnliches Lehrgedicht erhalten unter dem Namen des Phokylides aus Milet, eines Zeitgenossen des Pythagoras.

*) Vgl. Ed. Meyer, Geschichte des Altertums IV, 214 ff.

Dieses Lehrgedicht, bestehend aus etwa 230 Versen, ist eins der interessantesten Denkmäler der griechischen Literatur und hat die merkwürdigsten Schicksale gehabt. Es ist geschrieben in dem Versmaß und der Sprache der homerischen Gedichte, in seltsam altertümlichem Stile. Das Eingangswort, das in den Handschriften verschoben ist, lautet: „Ehre Gott vor allem, und nächst ihm ehre die Eltern!“ Diesem Doppelgebote schließt sich an das Verbot des Ehebruchs, des Mordes, des unrechten Erwerbs, der Lüge, der Ungerechtigkeit. Zu dem Gebote, jedem sein Recht werden zu lassen, fügt der weise Lehrer die Mahnung: „Richtest du schlecht, so wird Gott dich dereinst richten.“ Wie fernes Hochgebirge aus dem Meere, so erhebt sich aus dem griechischen Elemente des milesischen Weisheitslehrers dieses Gebot der Ehrfurcht vor dem höchsten göttlichen Richter, von dem das Lehrgedicht sagt: „Rühme der Weisheit dich nicht, der Stärke nicht, noch auch des Reichtums: nur der einige Gott ist weise und mächtig und selig.“ Phokylides verneint die Gottheit des Eros, der in Hesiods Theogonie als der erstgewordne des neuen Göttergeschlechts erscheint. Eros, sagt er, ist kein Gott, er ist ein allverderbendes Übel. Ebenso bestimmt wie der Monotheismus tritt bei Phokylides der pythagoreisch-orphische Unsterblichkeitsglaube auf. Wir begegnen hier der Ansicht, daß bald aus der Erde ans Licht kommen werde, was bleibe von den Geschiednen, daß sie später Götter werden, daß die Seelen unversehrt bleiben von den Schicksalsgöttinnen. „Denn der Geist ist ein Darlehen Gottes an die Menschen und sein Ebenbild.“ Beides, Monotheismus und Unsterblichkeitsglaube, zeugt von einem neuen Geiste, der damals über das Volk der ionischen Griechen kam. Als der erste in Griechenland, der die Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe, galt Pherekydes von Syros, der Lehrer des Pythagoras. Aus der pythagoreischen Schule sind Äußerungen über die Einheit und Geistigkeit Gottes überliefert, die in Griechenland, unter Anhängern einer polytheistischen Religion, in Erstaunen setzen. Pythagoreisch ist bei Phokylides die Vorstellung von der Eintracht der Himmlischen, von der Harmonie der Sphären, ohne die der Pol nicht feststünde. Daraus ist abgeleitet das Verbot des Neides und das Gebot der Freundschaft und Bundestreue „in Liebe und heiligem Gemeinsinn“. Das ist griechische Ethik.

Neben den religiös-sittlichen Geboten enthält das phokylideische Lehrgedicht auch ein Freizügigkeitsgesetz, daß der Zugezogne dieselben Ehrenrechte genießen soll wie der Eingesessene, mit der Begründung: „denn wir alle erfahren die unstete Armut, kein Land gewährt den Menschen eine bleibende Statt“, ferner ein Vogelschutzgesetz, daß man ein Vogelnest nicht ganz, nicht die Alte mit den Jungen zugleich ausnehmen soll, ein Verbot des Diebstahls von Sämereien — mit Androhung der Todesstrafe —, des Betretens fremder Feldgrundstücke, des Strandraubes. Dazu kommt das Verbot jeder heimlichen Sünde, ein Gebot, den Blinden zu geleiten, dem Armen schnell zu helfen und guten Rat von einem treuen Sklaven anzunehmen. Der Ackerbau wird

als Quelle des Reichtums ebenso empfohlen wie die Schiffahrt. Mit warmen Worten preist der Dichter den Segen der Arbeit, an dem Vorbilde der Ameisen und der Bienen, und das Glück der Ehe. Er warnt vor dem Umgang mit losen Leuten und mahnt zur Ehrfurcht vor einem grauen Haupte. Es geht ein großer Zug durch dieses Buch der Lebensweisheit für jedermann, für Menschen jedes Standes und Berufes, für Männer und Frauen, für hoch und niedrig, reich und arm, jung und alt. Güte, Wahrheit, Gerechtigkeit, Sittenreinheit im Gefühle der Verantwortung vor dem einen, höchsten Richter, das sind die idealen Forderungen eines neuen Gesetzes, das die Schranken der einzelnen Länder und Städte aufhob und auch in dem Sklaven den Menschen zu achten gebot.

Wie Phokylides, so ermahnt auch Pindar, vor allem den Kroniden Zeus zu ehren, der dem Blitz und Donner gebietet, und diese Ehre auch den Eltern, solange ihnen das Leben beschieden ist, zuteil werden zu lassen. Auch Euripides und Aristophanes zeigen sich mit Sprüchen des phokylideischen Lehrgedichts vertraut. Übereinstimmend mit Phokylides nennt Plato die menschliche Seele dem Göttlichen nächst verwandt, selbst ein Göttliches, ein Helioid. In Platos letztem großen Werke, dem Timäos, verbindet sich die Kosmosidee und der Monotheismus des Pythagoras und des Phokylides mit der platonischen Ideenlehre zu einem idealen System der Kosmologie und Anthropologie. In der Abschiedsrede des sterbenden Königs Kyros an seine Söhne am Schlusse von Xenophons Kyropädie kommt derselbe Unsterblichkeitsglaube zum Ausdruck wie bei Phokylides. Was überhaupt in das große Kapitel der Lebensweisheit gehörte, schrieb man dem Phokylides zu, mit dem Zusatze: auch das ist ein Wort des Phokylides. Und so sagt denn Isokrates, ein Schüler des Sokrates und Meister der schönen Rede in Athen, in einer seiner pädagogischen Schriften: man rede zwar von der Poesie des Hesiod, Theognis und Phokylides, daß sie die besten Ratgeber seien für das Leben der Menschen, aber wenn die Leute auch so redeten, wollten sie es doch lieber mit ihren eignen Torheiten untereinander halten, statt mit den Ratschlägen jener Männer.

Ein so beliebtes und, so weit die griechische Sprache reichte, verbreitetes Schulbuch konnte sich auch in der christlichen Zeit noch erhalten, um so leichter, weil es ausgesprochen monotheistisch war. So taucht denn ein großes Stück des Lehrgedichts in den Sibyllinischen Orakeln auf, einem halb jüdischen, halb christlichen Sammelwerke, in dem die Sibylla, jene Priesterin an dem altitalischen Heiligtume bei Cumä, die einst dem Äneas geweissagt hatte, als die Weltmutter erscheint, als die Schwiegertochter Noahs, die mit ihm in der Arche war. Es sind etwa siebzig Verse, die der Sibyllist seinem in schlechten griechischen Hexametern geschriebnen Werke einverleibt hat, und in dem griechischen Gelehrtenlexikon des Suidas wurde dann keck behauptet, das phokylideische Gedicht sei aus den Sibyllinischen Orakeln gestohlen. Der

Verfasser dieses Sammelwerkes hat aus mancherlei Quellen geschöpft und unter andern auch eine altchristliche Schrift benutzt, das Kerygma des Petrus. In den neuen Christenschulen erhielt die alte griechische Weisheitslehre einige christliche Zusätze, so ein Verbot des Genusses von Blutwurst und von Götzenopferfleisch und ein Lob des Gotteswortes der Offenbarungsweisheit.

Die Übereinstimmung mit dem Alten und dem Neuen Testamente konnte der wissenschaftlichen Forschung nicht lange entgehn. Zuerst entdeckte ein deutscher Humanist, Friedrich Sylburg, in dem griechischen Lehrgedichte Spuren jüdischer und christlicher Lehre, die er als Zusätze zu dem echten Werke des Phokylides betrachtete, zum Zwecke des Gebrauchs in christlichen Schulen. Dann wollte Jos. Scaliger, Angehöriger eines berühmten französischen Hugenottengeschlechts, das Ganze einem Juden oder lieber einem Christen zuschreiben, der nur die Maske des griechischen Gnomendichters angenommen habe. Im neunzehnten Jahrhundert stellte der orthodox-jüdische Gelehrte Jakob Bernays zuerst eine eingehende Vergleichung des phokylideischen Lehrgedichts mit dem Alten Testament an. Das Ergebnis lautete, der Verfasser sei ein alexandrinischer, von dem Glauben seiner Väter abgefallner Jude gewesen, der den Sabbat unerwähnt lasse, der allem Nationaljüdischen aus dem Wege gehe, und der nicht den Mut gehabt habe zu einem offnen Angriffe auf das Heidentum. Bernays sah in dem biblisch-unbiblischen Lehrgedichte nichts weiter als eine „moralische Anthologie“ und schob das angeblich kraft- und farblose Machwerk eines Reformjuden mit Verachtung beiseite. Seitdem ist nur von dem alexandrinischen Pseudophokylides die Rede.

Unbefangne Untersuchung auf Grund erweiterter Altertumsforschung hat nun aber in der neusten Zeit zu der Entdeckung jener eigentümlichen Unsterblichkeitsauffassung geführt, die in Zusammenhang steht mit den altgriechischen pythagoreisch-orphischen Mysterien. Andrerseits besteht aber auch ein innerer Zusammenhang zwischen der Sittenlehre und dem Unsterblichkeitsglauben des Phokylides und der Lehre von den beiden Wegen des Lebens und des Todes und dem Unsterblichkeitsglauben in der altchristlichen Apostellehre, der kürzlich wiederentdeckten Didache, der ursprünglichen christlichen Kirchengemeindeordnung. Das Verhältnis der Weisheitslehre des Phokylides zur Didache bedarf noch einer gründlichen Untersuchung. Die Vermutung ist nicht abzuweisen, daß wenigstens der Kern der uns vorliegenden griechischen Gnomensammlung in ionischer Sprache von Phokylides selbst herrührt,*) daß also dieses alte Lehrgedicht auch Einfluß geübt hat auf die jüdische und die älteste christliche Literatur, auf ihre Sittenlehre**) und vor allem auf ihren Unsterblichkeitsglauben. Es ist die Frage, ob das Lehrgedicht des Phokylides

*) Vgl. Dieterich, Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse (Leipzig, Teubner).

**) Vgl. P. Drews bei Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, Handb., S. 260. 263. 268.

aber auch nur dessen Teil, der in die Sibyllinischen Bücher aufgenommen worden ist, aus den „fadesten Gewässern der Predigermoral“ eines Reformjuden stammt, wie Bernays sagt, oder aus den „lebendigsten Strömungen der individuellsten Völkergeschichte und Poesie“.

Die wichtigste Frage ist die nach dem Verhältnis des phokylideischen Gedichts zu den alttestamentlichen Schriften, die die jüdischen Gesetze und die jüdischen Weisheitslehren enthalten. Hier sind der Übereinstimmungen, wie Bernays gezeigt hat, so viele, daß einem so bibelgläubigen Juden, wie er, allerdings viel daran gelegen war, die Abhängigkeit des Phokylides vom Alten Testament schlagend zu beweisen. Betrachten wir zunächst eins der ältesten jüdischen Gesetzbücher, das sogenannte Heiligkeitsgesetz im Buche Leviticus (3. Mos. 19). Zu Anfang steht das Doppelgebot der Heiligung Jahwehs und der Furcht vor Mutter und Vater. Darauf folgt das Gebot der Heiligung des Sabbats, dann Gebote der Mildtätigkeit und der Enthaltung von fremdem Gut, Verbot des Meineids, des unrechten Erwerbs, des ungerechten Gerichts, der Verleumdung, der Irreführung des Blinden, Gebot der Liebe zum Nächsten, dem Volksgenossen, der Ehrfurcht vor einem grauen Haupte, der Gleichberechtigung der Zugezognen und der Einheimischen, endlich ein Hinweis auf rechtes Maß und Gewicht — alles im Einklang mit Phokylides. Das Heiligkeitsgesetz macht einen altertümlichen Eindruck wegen seiner Vorschriften über den Genuß des Tempelopferfleisches, das nach arabischer Sitte frisch verzehrt werden mußte, wenn es noch zuckte, über die Blutrache — „du sollst nicht stillstehn bei deines Nächsten Blut“ — und über die Tracht der Peijes, der Schläfenlocken. In einem Zusatz zum Heiligkeitsgesetze wird die Verehrung der Seïrîm, gefürchteter Wüstendämonen in Bocksgestalt, verboten. Das levitische Gesetz verbietet ferner, sich bei einem Trauerfalle blutig zu ritzen — eine Sitte, die daraus zu erklären ist, daß man durch das Blut eine Verbindung mit dem Toten herzustellen glaubte — und sich zu tätowieren. Auf Stirn und Hände pflegte man Zeichen einzuritzen. Dazu kommt ein strenges Mischeheverbot. Das Heiligkeitsgesetz spiegelt den individuellen Charakter der Bevölkerung von Südpalästina im fünften oder sechsten Jahrhundert v. Chr.

Das Heiligkeitsgesetz beginnt mit dem Doppelgebot der Ehrung Gottes und der Eltern. Nach dem Gebote der Furcht vor Mutter und Vater kommt das Sabbatsgesetz, dann die Bestimmungen über den Genuß des Tempelopferfleisches, und darauf folgen die Vorschriften, die das Verhältnis zu dem Bruder oder Volksgenossen und zu dem Fremden betreffen, Gebot der Mildtätigkeit, Verbot des Diebstahls, der Lüge, des Meineids, des Mordes u. a. Im Dekalog ist die Reihenfolge eine andre. Da sind die Gebote der pietas und der probitas unterschieden. Voran steht das Gebot der Heiligung Gottes und des Sabbats, dann folgt die Ehrung der Eltern und im Anschluß daran das Verbot des Mordes, des Ehebruchs, des Diebstahls usw., zum Schutze des Lebens, der Sitte, des Eigentums, überhaupt des Rechts jedes Einzelnen.

Der Inhalt des Dekalogs war also im Heiligkeitsgesetze gegeben, aber die Form der kurzen Zusammenfassung und übersichtlichen Anordnung, mit Weglassung alles Nationaljüdischen, mußte noch gefunden werden. Das erste Gesetz in Form von zwölf kurzen Hauptgeboten ist das dem Bundesbuche (2. Mos. 21 bis 23) nahestehende Tempelkultusgesetz (2. Mos. 34, 10 bis 26). Es ist das jüdische Zwölftafelgesetz, das allgemeine Landesgesetz des Priesterstaates. Die Fluchtafel im Deuteronomium, eine Liste der schwersten heimlichen Verbrechen, angeblich von Mose selbst bestimmt zur Verkündigung auf dem Ebal und Garizim, den heiligen Höhen der Samariter, hat ebenfalls die Form des Zwölftafelgesetzes (5. Mos. 27, 14 bis 26). Das gesamte Sinaigesetz, das Mose auf Befehl Jahwehs niederschreibt, umfaßt das bürgerliche und das Strafrecht und das Priesterrecht der Leviten (2. Mos. 21 bis 40). Dazu kommt im vierten Buche Mose das Staatsrecht und im fünften das Familien- und Erbrecht. Allmählich kam daneben auch ein allgemein gehaltnes religiös-sittliches Gesetz zustande — der Dekalog.

Die Zehngebote sind aus dem Heiligkeitsgesetze allmählich herausgeschält worden, als ein Zweitafelgesetz der pietas und der probitas. Das zehnte Gebot war ursprünglich ein Verbot des Wuchers. Das Sabbatgebot erinnert noch mit einem Worte (zakar „heiligen") an das Zwölftafelgesetz der Hierarchie in Jerusalem. Sonst aber ist im Dekalog alles Jüdische abgestreift, und nun konnte das mosaische Gesetz endlich Anspruch auf allgemeine Giltigkeit als universalreligiöses Sittengesetz erheben. Von den Zehngeboten in dieser Form hat der Verfasser des Heiligkeitsgesetzes noch nichts gewußt, sonst stünde auch bei ihm das Gebot der Furcht vor Mutter und Vater nicht zwischen den Geboten der Heiligung Jahwehs und des Sabbats. Der Dekalog, das erste Gesetz, das Mose auf dem heiligen Berge aus der Hand Gottes empfing (2. Mos. 20), ist das jüngste, nicht das älteste Stück der sogenannten mosaischen Gesetzgebung. Er ist ebenso jung wie das vorausgehende Gerichtsverfassungsgesetz, das Mose, auf den Rat seines Schwiegervaters Jetro, in der Wüste gegeben haben soll, indem er Unter- und Oberrichter über zehn, über fünfzig, über hundert und über tausend einsetzte, und sich selbst in der höchsten Instanz die Entscheidung der schwierigsten Rechtssachen vorbehielt, für die das levitische Gerichtsorakel der Elohim, der Urim und Tummim, ausschlaggebend war (2. Mos. 18).

Zur Zeit Alexanders des Großen schrieb Hekatäos von Abdera ein Buch über die Juden, worin die Geschichte und die Gesetzgebung des jüdischen Volkes behandelt war. Ein Zufall hat es gefügt, daß aus diesem Werke noch einige Zeilen gerettet sind, ein allgemeines Urteil, dahin lautend, daß unter der Herrschaft der Perser und der Makedoner vieles anders geworden sei an den alten Gebräuchen der Juden. Das Urteil des griechischen gelehrten Beobachters erinnert lebhaft an die Art des Genusses des Tempelopferfleisches, an das Blutigritzen und Tätowieren, an die Blutrache, die im

ältern Wortlaute der Septuaginta geboten wird, anstatt des Verbotes, dem Nächsten nach dem Leben zu trachten. Es kam eine Zeit, wo sich die wilden Stämme in Südpalästina ebenso wie die verweichlichten ionischen Griechen der Staatsordnung eines fremden Kulturvolkes fügen mußten. So schwer es der jüdischen Landesgesetzgebung auch werden mochte, die Leviten mußten das allgemeine Reichsgesetz anerkennen und einem Zugezognen dieselben Rechte einräumen wie einem Eingesessenen. Von selbst sind Juden und Griechen schwerlich dazu gekommen, ein solches Gesetz zu erlassen. Die Perser waren es, die beide Völker dazu zwangen. Welchen Eindruck die persische Reichsregierung auf die Bewohner von Südpalästina gemacht hat, beweist das von Samaria aus in die hebräische Sprache aufgenommne persische Wort Dat, die Bezeichnung für königliches Edikt. Auch Sagaris, das Kriegsbeil, das in den Psalmen einmal genannt wird, ist ein persisches Wort. Von den Persern haben die Griechen den Ausdruck „Milch und Honig" übernommen zur Bezeichnung der Götterspeise, der ersten Nahrung des Zeusknäbleins, des Dionysos und des Achilleus. Im Alten Testament, im Heiligkeitsgesetz und später an vielen andern Stellen, wird Kanaan, der fruchtbare Landstrich von Syrophönizien bis zur Oase Jericho, als ein Land gerühmt, das von Milch und Honig überfloß. Der Vergleich findet sich ebenso bei Phokylides, der den fruchtbaren Acker das Horn der Amaltheia nennt, der märchenhaften Ziege, aus deren Hörnern Milch und Honig floß (Phok. Fragm. 7). Die Herabkunft Moses von dem heiligen Berge wird nach dem Vorbilde der persischen Sage von dem Wiedererscheinen des Religionsstifters Zarathushtra geschildert (2. Mos. 34, 27 bis 35).

Die Perser erzählten von Zarathushtra, er habe, in begeistertem Verlangen nach Weisheit und Gerechtigkeit, allein auf einer Bergeshöhe geweilt. Plötzlich habe der Berg in Flammen gestanden, und als der König und die Vornehmsten der Perser hinzukamen, um zu Gott zu beten, sei der Mann aus dem Feuer heraus auf sie zugekommen, unversehrt, und habe sie mit heiterer Miene beruhigt, in der Überzeugung, die Stätte Gottes gefunden zu haben. Danach habe er wieder verkehrt mit andern, die Sinn für Wahrheit und Gotteserkenntnis hatten. Die Juden erzählen von Mose, er sei von dem heiligen Berge herabgestiegen, ohne zu wissen, daß die Haut seines Gesichts glänzend geworden war, nicht „gehörnt", wie es in der lateinischen Übersetzung heißt, der Michelangelo folgte. Und jedesmal, wenn Mose mit dem Herrn geredet hatte und aus dem Offenbarungszelte heraustrat zu den Ältesten und zu dem Volke, glänzte sein Antlitz wieder. Das Wunder, das sich an dem persischen Religionsstifter einmal kundgab, wiederholte sich bei dem jüdischen Gesetzgeber unzähligemal. Offenbar soll Mose dadurch um so viel heiliger erscheinen als Zarathushtra. Daß die Wiederholung den Eindruck des wunderbaren Vorganges nur abschwächen kann, hat der biblische Erzähler nicht gefühlt, dem es nur darauf ankam, Mose hinter Zarathushtra nicht

zurückstehn zu lassen. Auch an dieser Nachahmung erkennt man den literarischen Synkretismus, jene Eigentümlichkeit der jüdischen Schriften, die neuerdings schärfer beobachtet worden ist, fremde Ideen und Bilder bei der Darstellung der Geschichte des eignen Volkes zu verwenden.*)

Bei Phokylides finden sich deutliche Spuren eines allgemeinen, über Hammurabis Gesetzbuch weit hinausführenden persischen Reichsgesetzes. Der allein weise, mächtige und reiche Gott des Phokylides ist kein andrer als Ahura masda, der sehr weise Herr. Das Doppelgebot der Ehrung Gottes und der Eltern ist ein uralt arisches Gebot bei Indern und Persern, von denen es Griechen und Juden übernahmen. Es ist der Geist des Zarathushtra und des Pythagoras, der, zur Zeit der Vorherrschaft des Parsismus in ganz Vorderasien, aus dem Lehrgedichte des Milesiers Phokylides zu uns spricht. Es war ein neuer, religiös-sittlicher Geist, der die besten der kleinasiatischen Griechen ergriff, als diesem hochbegabten Volke von der Verfeinerung der Kultur und dem zunehmenden Reichtum und Wohlleben Gefahr drohte. Die Geschichtschreibung beginnt jetzt die sittlichen Kräfte, die in dem persischen Volke lagen, die geistigen Wirkungen, die von dem Perserreiche unmittelbar ausgingen, neben den politischen Erfolgen und den wirtschaftlichen Bestrebungen der großen persischen Könige näher in Betracht zu ziehen. Es besteht ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen der christlichen und der persischen, der ersten Weltreligion. Der Vermittler zwischen Persien und Griechenland war Pythagoras. Damit ist zugleich die Bedeutung des Phokylides erkannt. Sind die zehn Gebote, die Mose am Sinai verkündet haben soll, ein Auszug aus dem Heiligkeitsgesetze, und ist das Heiligkeitsgesetz, wie es scheint, abgesehen etwa von dem sogenannten Bundesbuche, das älteste judäische Landesgesetz mit religiös-sittlichen Geboten im Anschluß an Phokylides, dann gebührt dem Lehrgedichte des milesischen Pythagoreers ein Ehrenplatz in der allgemeinen Religions- und Kulturgeschichte, besonders in der Geschichte des Christentums.

Auf die Spuren eines eigenartigen nordpalästinischen Volkstums führt die Schilderung der Essener. Der Name bedeutet eigentlich Ansiedler. Die Essener trieben Ackerbau und Gewerbe. Sie wohnten in Dörfern, zum Teil auch in Städten. Mit den Judäern hatten sie keine Gemeinschaft. Sie verwarfen die Tieropfer, die Schlacht- und Brandopfer, wie es schon Hosea und Jeremia, die Propheten aus Ephraim und Benjamin, getan hatten. Sie hielten ihre Gottesdienste für sich, hatten auch ihre eignen Satzungen und wählten ihre

*) Zu der vergleichenden Übersicht phokylideisch-mosaischer Aussprüche und Gebote in meiner Schrift: Samaria und seine Propheten (Tübingen, 1903), Seite 66 bis 73, Seite 89 und Seite 91, ist nachzutragen: „Gott wird dich einst richten" Pred. Sal. 11, 9 = Phok. 11 und: „Sprich nicht zu dem Bedürftigen: Morgen wiederkommen" Spr. Sal. 3, 28 = Phok. 22. Vgl. D. E. Sellin, Die Spuren griechischer Philosophie im Alten Testament, Seite 30, wo der Einfluß der ionischen Philosophen und des Phokylides offen anerkannt wird, besonders auch in bezug auf den Unsterblichkeitsglauben.

Priester selbst. Sie schickten Weihgeschenke nach Jerusalem, brachten aber keine Abgaben zum Tempel, wie das jüdische Gesetz vorschrieb. Deshalb waren sie auch von dem allgemeinen Tempelbezirke, das heißt von dem jüdischen Tempelkultus ausgeschlossen, wurden aber nichtsdestoweniger zu Abgaben, wenigstens in Form von Geschenken, angehalten. Die Essener hatten bestimmte Sitten und Gebräuche, die ihnen eigentümlich waren, ein Morgengebet, das sie zur Sonne, nicht zum Tempel gewandt sprachen, Waschungen des Mittags und des Abends, weiße Kleidung, wie sie die Magier trugen. Die Verehrung der Sonne wie überhaupt die Scheu vor jeder Verunreinigung im Angesicht des Himmelslichtes, die Verwerfung der eigentlichen Opfer von Tieren, das heißt die Darbietung des Fleisches an die Gottheit, und der Unsterblichkeitsglaube sind deutliche Anzeichen des Parsismus. Die Sorge für Reinheit des Leibes und der Seele ist pythagoreisches Gebot. Es gab unter den Essenern auch Gelehrte, und ehrwürdig waren ihnen die „Schriften der Alten". An den Essenismus und den Parsismus gemahnt das Wort bei Hosea von dem Wiederaufleben nach drei Tagen (Hos. 6, 2). Was sonst noch über die Essener berichtet wird, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Denn Philo, der alexandrinische Jude, und Josephus, der jüdische Geschichtschreiber in Rom, sind beide Apologeten des Judentums, eifrig darauf bedacht, aktenmäßig zu beweisen, daß im jüdischen Volke von jeher in vollkommenster Weise alles vertreten sei, was sich von Zarathuschtra und den persischen Magiern oder von Pythagoras und den Pythagoreern oder von mönchischen Buddhisten nur irgend gutes sagen ließ. So ist es auch wohl zu erklären, wenn Josephus die Essener als dritte philosophische Sekte anführt neben den Pharisäern und Sadduzäern. Übertrieben oder schief und irreführend sind jedenfalls gewisse Angaben über Gütergemeinschaft der Essener — die Essener waren gastfrei; kein Essener hatte ein Haus, das nicht auch seinem Gaste gehörte — und über Ehelosigkeit. Als Vorzüge der Essener werden auch hervorgehoben: Sabbatheiligung, Reinheitsstreben, Absonderung von den Unreinen und peinliche Gesetzesstrenge. So kommen die jüdischen Apologeten dazu, die Essener als „die Pharisäer im Superlativ" zu schildern. Philo nennt sie deshalb auch Essäer oder Hosier, das heißt Heilige — eine Etymologie, die auf griechisch gebildete Leser berechnet war. Die Essener, die keine Gemeinschaft mit den Judäern hatten, aber trotzdem ihrer vortrefflichen Eigenschaften wegen im Ansehn standen, erinnern an die Rechabiten, die Söhne Jonadabs in Samarien, die auch von jeher ihre eignen Satzungen hatten und ihren Hohenpriester selbst wählten. Man hat die Essener wohl verglichen mit den Zisterziensermönchen. Näher läge der Vergleich mit den Herrnhutern. Ein so unjüdisches Gebilde, wie es ein Mönchsorden der Essener gewesen sein müßte, kann man sich innerhalb des Judentums überhaupt schwer vorstellen. Zu bemerken ist noch, daß Josephus die Essener erst in der Makkabäerzeit, zugleich mit den Pharisäern erwähnt. Die Essener sind aber, wie aus der Geschichte der Landeskultur und andern Anzeichen zu schließen ist, wohl schon seit längrer Zeit, mindestens seit Rechab

und Jonadab in Nordpalästina angesiedelt gewesen. Die Essener waren, wie es scheint, ursprünglich nordpalästinische Ansiedler, ein selbständiges, arbeitsames, begabtes und frommes Bauernvolk. Daß die Bewohner Samariens, die Ketzer, zu denen die Essener gehörten, zum Teil selbst medischer und persischer Abkunft waren, darf man als sicher annehmen nach Josephus (Ant. 12, 5, 5).

Ein sprechendes Zeugnis der trefflichen Gesinnung, die die Essener betätigten, ist der Schwur der Essener. Der Essener, sagt Josephus (B. J. II, 8, 7), schwört: 1. Gott zu ehren und die Gerechtigkeit gegen die Menschen zu beobachten, 2. die Wahrheit stets zu lieben, 3. weder aus eignem Antriebe noch auf Veranlassung andrer jemand Schaden zuzufügen, 4. die Ungerechten stets zu hassen, mitzukämpfen für die Gerechten, bereit zu sein, die Lügner zu überführen, 5. die Treue stets zu wahren (gegen jedermann), 6. die Hände von Diebstahl und das Gewissen von unlauterm Gewinn rein zu halten, 7. falls er selbst einmal herrschen würde (das heißt uneigennützig zu regieren). Der Schwur enthält nichts vom jüdischen Gesetz und hat gar nichts von einer Ordensregel an sich. Als solche hat ihn erst der Verfasser des fünfzehnten Psalms nicht aufgefaßt, der ihn judaistisch umgeändert hat. Es ist der Bürgereid essenischer Brüdergemeinden, eine Verpflichtung zu brüderlicher Eintracht, zu einem Leben in Liebe und heiligem Gemeinsinn, wie die Pythagoreer sagten. Auf diesem essenischen Ephebeneide beruht die Angabe bei Philo über die Erziehung der essenischen Jugend zu der Liebe zu Gott, zur Tugend und zu den Menschen.

Der jüdische Geschichtschreiber Josephus hätte in seiner Schilderung des jüdischen Krieges gar nichts besseres anführen können zugunsten des Judentums als die friedliche Lebensgemeinschaft der Essener (Jos. B. J. 2, 8, 5). Nur, daß die essenischen Ansiedler, die Bürger und Bauern in Nordpalästina, keine Judäer waren.*) Sonst würden Philo und Josephus nicht unterlassen haben, den Unsterblichkeitsglauben der wackern Männer in den Kämpfen der Makkabäer gegen die Syrer gebührend hervorzuheben. Dieser Unsterblichkeitsglaube beweist die Verwandtschaft des Essenismus mit dem Pythagoreismus, dessen Prophet in Vorderasien der Milesier Phokylides war. Karl Lincke

*) Die nähere Kenntnis des Wesens der Essener ist besonders den Untersuchungen von Hilgenfeld und Zeller zu verdanken. Die beste Übersicht über den Stand der Forschung gibt Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi II^3, 557 ff., nur mit etwas zu starker Betonung der Ordensbruderschaft der Essener und ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Judentum und dem Pharisäismus.

Bertha von Suttner

Mit ihrem neueſten foliantenhaften Buche*) beweiſt die bedeutende Frau die uneigennützige Ehrlichkeit ihres Strebens. Es iſt nämlich, vom Standpunkte der buchhändleriſchen Spekulation betrachtet, verfehlt, weil es in die Biographie die aus Kongreßberichten und unzähligen Briefen beſtehende aktenmäßige Darſtellung ihrer Friedensagitation verwebt. Daß eine ſolche Darſtellung beim Publikum wenig Anklang finden wird, vermutet ſie ſelbſt nach der Erfahrung, die ſie mit ihrem auf der erſten Haager Konferenz geführten Tagebuche gemacht hat, und daß dieſes Monſtrum von Buch eigentlich keine Biographie mehr iſt, geſteht ſie ausdrücklich zu, aber dieſe Agitation ſei nun einmal der wichtigſte Inhalt ihres Lebens. Mit dem im engern Sinne biographiſchen würde ſie bei ihrem Weltruf einen großartigen Erfolg gehabt haben, denn es iſt im höchſten Grade intereſſant; das Buch würde ja auch nur etwa ein Viertel ſeines jetzigen Umfangs erreicht haben und dementſprechend wohlfeiler ſein. Die Akten der Friedensgeſellſchaft konnten für die Intereſſenten geſondert herausgegeben werden. Bertha iſt die poſthume Tochter eines wenig begüterten Grafen Kinsky. Ihre Mutter und deren Schweſter ſuchten ihr Einkommen — natürlich vergebens — durch vorſichtiges, „wiſſenſchaftliches“ Haſardieren zu erhöhen und nahmen Bertha mit in die Bäder, die ſie zu dieſem Zweck aufſuchten. Da ſie dadurch ihre Lage verſchlimmerten, ſollte ſich Bertha, der von vielen Seiten beteuert wurde, ſie werde die Malibran und die Sonntag übertreffen, der Opernbühne widmen; allein Frau Viardot erklärte nach einer Probe: „Sie können gar nichts“; Stimme ſei ja da, doch es ſei zu ſpät (Bertha war damals zwanzig Jahre), ganz von vorn anzufangen. Duprez in Paris war weniger ſchroff, aber in dem Kurſus, den ſie bei ihm durchmachte, überzeugte ſie ſich, daß die Viardot recht gehabt hatte. Auf dieſen Reiſen hat ſie viele intereſſante Bekanntſchaften und mit ihrer Schönheit auch Eroberungen gemacht; die großartigſte war — Kaiſer Wilhelm, dem ſie im Herbſt 1868 in Baden-Baden gegenüberwohnte. Er promenierte öfter mit ihr, und als ſie ihn um ſeine Photographie bat, forderte er die ihre. Mit

*) **Memoiren von Bertha von Suttner.** Mit drei Bildniſſen der Verfaſſerin. Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlagsanſtalt, 1909.

der, die sie ihm gab, nicht zufrieden, verlangte er eine neue Aufnahme und bestätigte den Empfang mit folgendem Billett:

Soeben empfange ich Ihre etwas bessere Photographie, gnädige Komtesse, als die, welche Sie gestern so gütig waren, mir zuzustellen. Indem ich meinen aufrichtigsten Dank hiemit aussprechen darf, muß ich denselben auch, und zwar noch weit inniger, für die liebenswürdigen Zeilen aussprechen, welche die Photographie begleiteten. In den Passus der Eroberung [der sich auf 1866 bezog] scheint sich ein Fehler eingeschlichen zu haben, indem Sie wohl sagen wollten, daß Sie sehr wohl wüßten, eine Eroberung gemacht zu haben, und zwar die eines zweiundsiebzigjährigen Greises, dessen Sentiments oft noch sehr lebhafte Eindrücke aufnehmen, namentlich wenn sie durch Visavis unterhalten — wenn auch nur zu selten — werden.

Mich Ihrem ferneren Andenken angelegentlichst empfehlend, verbleibe ich, gnädigste Komtesse, Ihr sehr ergebener Wilhelm rex.

Zweimal kam es zu Verlobungen und Entlobungen, und eine dritte Verlobung, die auf gegenseitiger Liebe beruhte, wurde durch den plötzlichen Tod des Bräutigams, eines Prinzen Wittgenstein, gelöst. Dreißig Jahre alt, nahm Bertha die Stelle einer Erzieherin der drei Töchter des freiherrlich Suttnerschen Ehepaares in Wien an. Hier verliebte sie sich in den sieben Jahre jüngern Sohn Artur Gundaccar und er in sie. Da auf Einwilligung der Eltern keine Aussicht war, ging sie nach Verlauf von drei Jahren nach Paris, um dort dem Erfinder Alfred Nobel als Gehilfin zu dienen. Aber die beiden Liebenden hielten es ohne einander nicht aus. Bertha eilte zurück nach Wien, sie ließen sich heimlich trauen und entflohn in den Kaukasus, wo sie bei der mediatisierten Fürstin von Mingrelien, Ekaterina Dadiani, gastliche Aufnahme fanden. Diese hatte Bertha in Homburg liebgewonnen und seitdem, so oft beide gleichzeitig in deutschen Bädern oder in Paris weilten, in ihren Familienkreis gezogen. Die „Hochzeitsreise" dauerte neun Jahre, von 1876 bis 1885. Die Gastfreundschaft der Fürstin wurde nur kurze Zeit benutzt, bis sie Beschäftigung gefunden hatten. Sie schlugen sich mühsam durch und hungerten mitunter. Sie gaben Sprach- und Musikstunden. Als diese im russisch-türkischen Kriege aufhörten, arbeitete er in einem Fabrikkontor und zugleich als Aufseher, dann als Bauleiter des Schwiegersohns der Fürstin, eines Prinzen Murat, wobei er sich zum Architekten entwickelte. Sie schrieb Feuilletons und Romane, und er griff ebenfalls zur Feder, mit kaukasischen Geschichten beginnend. Als sie von seiner Familie zurückgerufen wurden, standen sie schon auf eignen Füßen fest und verdienten später so viel, daß sie den Eltern zu Hilfe kommen und das Familiengut Harmannsdorf stützen konnten, das man infolge schlechter Ernten und bedeutender Verluste durch einen untreuen Verwalter auch noch zu verlieren fürchtete, nachdem das Wiener Palais schon verkauft war. Die Ehe blieb kinderlos — glücklicherweise, darf man sagen. Denn sie war eine jener seltnen Ehen, in denen jeder Gatte des andern Ein und Alles ist („Meiner", „Meine" sagen sie, wenn sie einander

erwähnen), jeder in der gegenseitigen Liebe und in gemeinsamer geistiger Arbeit volles Genüge findet, Kinder also nur stören könnten; ihre in kindlichem und kindischem Spiel sich äußernde Verliebtheit hielt ungeschwächt bis zum Tode des Gatten an. Dieser begann nach der Feier der Silberhochzeit zu kränkeln und konnte im April 1902 nicht mit nach Monaco fahren. Es war das erstemal, daß sie allein reiste, überhaupt das erstemal seit ihrer Verheiratung, daß sie ein paar Wochen getrennt voneinander lebten. Am 10. Dezember starb er. In seinem Testamente stand: „Und nun, Meine, noch ein Wort dir: Dank! Du hast mich glücklich gemacht, Du hast mir geholfen, dem Leben die schönsten Seiten abzugewinnen, mich desselben zu freuen. Keine Sekunde der Unzufriedenheit hat es zwischen uns gegeben, und das danke ich Deinem großen Verstande, Deinem großen Herzen, Deiner großen Liebe. Du weißt, daß wir in uns die Pflicht fühlten, zum Besserwerden der Welt beizutragen, für das Gute, für das unvergängliche Licht der Wahrheit zu arbeiten, zu ringen. Mit meinem Heimgange ist für Dich diese Pflicht nicht erloschen. Das gute Andenken an Deinen Gefährten muß Dich aufrechterhalten. Du mußt in unsern Intentionen weiterarbeiten, um der guten Sache willen die Arbeit fortsetzen, bis auch Du am Ende der kurzen Lebensstation anlangst. Mut also! Kein Verzagen! In dem, was wir leisten, sind wir einig, und darum mußt Du trachten, noch viel zu leisten."

Bertha von Suttner hatte fünf große Kriege erlebt, ohne bei den Kriegsnachrichten, die sie kaum beachtete, etwas zu denken und zu empfinden. Im Jahre 1887 erzählte ihr in Paris Dr. Wilhelm Löwenthal von der International Peace and Arbitration Association, an deren Spitze außer dem Gründer Hodgson Pratt der Herzog von Westminster, der Earl of Ripon und der Bischof von Durham standen. Das zündete. Bertha unterrichtete sich über den Krieg durch das Studium von Geschichtswerken und Kriegsberichten, schrieb ihren Roman „Die Waffen nieder" und war von da an die Führerin der Friedensbewegung. Aus den brieflichen und mündlichen Äußerungen über diese und über ihren Fortgang wollen wir einiges anführen, was entweder für die Sache oder für die sich Äußernden charakteristisch ist. Nobel überreichte ihr 2000 Franken. Er tue dies mehr aus Liebenswürdigkeit als aus Überzeugung, meinte sie. „An der Sache und ihrer Berechtigung — nein, daran zweifle ich nicht, nur daran, ob sie durchgesetzt werden kann. Auch weiß ich noch nicht, wie Ihre Vereine und Kongresse das Werk anpacken wollen. Belehren Sie mich, überzeugen Sie mich, und dann will ich für die Bewegung etwas Großes tun ... Meine Fabriken werden vielleicht dem Kriege noch früher ein Ende machen als Ihre Kongresse. An dem Tage, da zwei Armeekorps sich gegenseitig in einer Sekunde werden vernichten können, werden wohl alle zivilisierten Nationen zurückschaudern und ihre Truppen verabschieden." Im Jahre 1892 betrieb sie die Gründung eines Zweigvereins in Berlin und fand sich durch die Nachrichten von dort veranlaßt, an ihren Verleger A. H. Fried zu

schreiben: „Also Titel braucht Ihr, Ihr Demokraten? Halte es nicht für nötig. Der in Bethlehem Geborne hatte auch keine Titel, und sein Verein blüht noch.“ Im Sommer 1893 wurde die bedrohlich aussehende Spannung zwischen Frankreich und Italien durch eine Arbeiterschlägerei in Aigues-Mortes verschärft, die von einem italienischen Arbeiter verschuldet worden war, der seine schmutzige Hose im Brunnen gewaschen hatte. Die Baronin trägt in ihr Tagebuch ein: „8. September. Der internationale Verkehr von Europa beruht [ruht!] auf so gesunden und vernünftigen Grundlagen, daß ein solcher Anlaß genügt, die sogenannte hohe Politik in Tätigkeit zu bringen und die Geschichtsschreiber darauf gefaßt zu machen, daß sie neben dem Kriege der Weißen und der Roten Rose auch noch den Krieg der schmutzigen Hose in ihre Annalen werden eintragen müssen.“ Dem russischen Maler Wereschtschagin soll Kaiser Wilhelm der Zweite in der Ausstellung seiner gräßlichen Bilder gesagt haben: „Damit, lieber Meister, kämpfen Sie gegen den Krieg wirksamer an als irgendwelche Friedenskongresse.“ Die Suttner meint, das sei wahrscheinlich gar nicht die Absicht des Künstlers gewesen, der nichts gewollt habe als vollkommen wahr sein; er habe den Krieg nicht gehaßt, ihr einmal gesagt: „Ich habe mehrmals in Schlachten Menschen getötet und kann aus Erfahrung sagen, daß die Aufregung wie auch das Gefühl der Genugtuung und der Befriedigung, nachdem man einen Menschen getötet hat, vollkommen dem gleichkommt, das man empfindet, wenn man ein größeres Wild zur Strecke gebracht hat.“ Viel verkehrte sie mit dem Herzog Elimar von Oldenburg. Dieser äußerte einmal: „Ich bin nicht aus der Art geschlagen, indem ich mich für Ihre Sache interessiere. Ein Bruder meines Vaters, der Prinz Peter von Oldenburg, hat sich seinerzeit für die Abschaffung des Krieges eingesetzt. Obwohl er mütterlicherseits der Enkel des Kaisers Paul war, obwohl er den Rang eines russischen Generals der Infanterie einnahm und Chef des Dragonerregiments Stavodub war, war er ein militanter Friedensfreund. Denn nicht nur als Ideal, als einen in spätern Jahrhunderten zu verwirklichenden Traum hat er die Sache angesehen, sondern er machte sich tätig ans Werk, sie durchzuführen; er reiste von Hof zu Hof, unterbreitete seine Ideen der Königin von England, dem Könige von Preußen; doch zu jener Zeit, vor dreißig Jahren, blieben seine Versuche noch fruchtlos. Mein Onkel setzte seine Bemühungen standhaft fort; ich besitze den Aufsatz eines Briefes, den er im Jahre 1873 an Bismarck richtete und worin er seine Ideen entwickelte, gleichfalls ohne Erfolg.“ Er gibt der Baronin eine Abschrift, und sie nimmt den Brief in ihr Buch auf. Es heißt darin, Wilhelm der Siegreiche sei vom Herrn der Heerscharen erkoren, als Friedensstifter den unsterblichen Namen des Gesegneten zu führen. Er habe ihm beigestanden, den Herd der Revolutionen unschädlich zu machen, jetzt sei es seine Aufgabe, die Wurzel des Bösen, die höchste Potenz der Sünde (der Briefschreiber ist wie seine ganze Familie streng gläubiger Christ) en principe abzuschaffen. Nie werde auf Erden dauernde Wohlfahrt begründet

werden, solange die Regierungen dem Christentum zuwider handeln und wahre Zivilisation nicht aufkommen lassen. Dieses Wort sei von civis abgeleitet, der civis aber sei ein Befolger der Gesetze, der Krieg dagegen ein Zustand der Gesetzlosigkeit. Nicht mit Gesetzlosigkeit, nicht mit Bajonetten vermöge man die ungesetzlichen Bewegungen der Kommunisten, Revolutionäre und Demokraten zu bändigen. Demnach sollten die Kulturvölker einander den Besitz ihrer Territorien garantieren, strittige Fälle durch Schiedsgerichte schlichten und durch internationale Konvention die Stärke der bewaffneten Macht bestimmen. Nicht etwa diese abschaffen; „einen Staat ohne bewaffnete Macht denken kann nur ein Tor oder ein Schurke". Die juristische Seite der Sache beleuchtet der österreichische Reichsratsabgeordnete Dr. Julius Ofner. „Kein Recht ohne Richter; in eigner Sache kann [darf!] niemand urteilen, und die Geschichte lehrt, daß, wenn Staaten auch das Ungerechteste wollen, sie immer Kronjuristen finden, die es verteidigen und für Recht erklären. Solange darum kein Gericht für Völkerstreitigkeiten eingesetzt ist, gibt es Staatenhöflichkeit, Staatensitte, aber kein Staatenrecht. Der Starke ist unfehlbar, die beleidigte Gerechtigkeit wendet sich nur gegen den Schwachen. Die Berufung auf die Souveränität, die nicht geschmälert werden dürfe, ist nichts als eine Verkleidung des Anspruchs, nach Willkür Unrecht tun zu dürfen. Denn alles Recht beschränkt den einzelnen um der andern willen, die Willkür zugunsten der allgemeinen Freiheit. Recht und Gerechtigkeit ist aber die Grundlage aller Kultur, und es gilt für die Staaten, was Kant für die Menschen überhaupt sagt: Gäbe es kein Recht, es wäre nicht der Mühe wert, daß Menschen auf Erden leben."

Den Grundgedanken Nobels, daß der Fortschritt der Wissenschaft und der Technik den Krieg überwinden werde, hat mit etwas andrer Schattierung auch Frithjof Nansen ausgesprochen. In einem Vortrage, den er in Wien hielt, sagte er: „Man wird nach dem Resultat der Polarforschungen fragen. Ich antworte darauf: die Wissenschaft will alles wissen. Es darf keinen Fleck der Erde geben, den nicht ein Menschenauge gesehen und nicht ein Menschenfuß betreten hat. Das Geschick des Menschen ist der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Noch gibt es viele Probleme zu lösen. Die Zeit der großen Eroberungskriege ist vorbei, die Zeit der Eroberungen im Lande der Wissenschaft wird andauern." Das Friedensmanifest des Zaren brachte der Agitatorin eine Unmasse von Glückwünschen ein. Der Vizeadmiral Semsey schrieb ihr: „Ein Sturm des Entzückens durchbraust die Welt angesichts des gewaltigen Nordlichts, das von Petersburg leuchtet. Was der Erfolg auch sei, das gewaltige Wort eines der Gewaltigsten kann nicht ungesprochen gemacht werden. Der Herr segne Ihr Wirken!" Die Baronin druckt auch eine Anzahl gegnerischer Äußerungen ab, darunter die der Grenzboten (Nr. 37 vom 15. September 1898). Ungünstig kritisierende Briefe erhielt sie u. a. von Friedrich Naumann, B. v. Werner, Reinhold Begas, Felix Dahn, Eduard v. Hartmann.

Liebknecht schrieb: „Der Abrüstungsvorschlag des zarischen Rußlands ist Schwindel." Etwas weniger schroff hat Bebel geantwortet, als sie ihn im nächsten Winter bei einem Aufenthalt in Berlin zu einem Besuche einlud. Dem Grundgedanken des Manifestes stehe die Sozialdemokratie natürlich sympathisch gegenüber; sei sie doch die einzige, die ihn im Reichstage vertrete, und daß der Monarch eines so militaristischen Staates jetzt als Gegner des Militarismus auftrete, sei in hohem Maße anerkennenswert, könne aber seine Gesinnungsgenossen nicht abhalten, diesem Vorgehen, solange die entsprechenden Taten fehlen, mit einem gewissen Mißtrauen zu begegnen. Auch den Oberstleutnant von Egidy, der damals der Mann des Tages war (heute würde er der Held der „Woche" sein), gewann sie für ihre Agitation. Sehr hübsch nimmt sich die Antwort aus, die sie von einem Grafen X. bekam auf die Einladung zu einem Vortrage, den Egidy in Wien halten sollte: „Ich habe nie eine Zeile von Egidy gelesen. Aber ich vermag Ihre Ansicht über ihn nicht zu teilen; denn erstens kann ich die Preußen nicht leiden; zweitens, wenn ein Soldat etwas so Unanständiges getan hat, daß er nicht weiterdienen kann, so muß ich verwerfen, was er spricht, und wäre er so weise wie Aristoteles." Stead erzählte ihr, was ihm in einer Unterhaltung über das Friedensmanifest der Zar gesagt hatte: „Habe ich einen einzigen Brief erhalten, hat mir einer Vorstellungen gemacht, daß ich die Gefahr übertreibe? Nicht einer; sie geben alle zu, daß ich wahr gesprochen. Dagegen fragen sie mich, was ich vorschlagen wolle, das Unheil abzuwenden. Als ob das meine, nur meine Sache wäre, ein Mittel gegen eine Krankheit zu verschreiben, an der doch alle Nationen leiden."

Dem (ersten) Haager Kongresse wohnte sie natürlich bei. Dunant, der Schöpfer des Roten Kreuzes, gab ihr Weisungen mit, die, wie sie meinte, erkennen ließen, „daß er von der Konferenz nicht die Förderung *seines* Werkes ersehnte, sondern vielmehr die Gründung eines neuen großen Werkes: der internationalen Justiz; nicht mehr Rotes Kreuz war seine Losung, sondern Weiße Fahne". Er bezeichnet als das Wesentliche, was der Kongreß zu leisten habe, eine Resolution für eine aus Diplomaten bestehende permanente Vermittlungskommission, die nicht etwa in dem permanenten internationalen Friedensbureau zu Bern schon vorhanden sei, denn eine solche freie Vereinigung zähle nicht in den Augen der Diplomaten. Darauf müßte man alle Anstrengungen konzentrieren, ohne sich um das übrige (de reste steht da statt du reste; dergleichen kleine Druckfehler sind mehrere stehn geblieben) viel zu kümmern. Über die sieben ersten Artikel des russischen Programms soll sie die Mitglieder reden lassen, was sie wollen, und sich in gar keine Erörterungen mit ihnen einlassen; es tun, würde heißen, „die Autorität Ihres Wortes schwächen"; nur darauf soll sie bestehen, daß die Annahme des Artikels 8 dringend notwendig, opportun und sogar durch die Rücksicht, die man dem Zaren schulde, geboten sei. Der Artikel lautet: Acceptation en principe de

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

l'usage des bons offices de la médiation et de l'arbitrage facultatif pour des cas qui s'y prêtent, dans le but de prévenir des conflits armés entre les nations: entente au sujet de leur mode d'application et établissement d'une pratique uniforme dans leur emploi. Auf dem Kongreß sagte sie zum Minister Bernaert: „Solche Fragen sollten doch nicht von technischen, sondern von ganz andern höhern Standpunkten behandelt werden; wenn über Abrüstung die Militärs zu entscheiden haben . . .“ so wäre das, fiel der Minister ein, gerade so, wie wenn ein Schusterkongreß über den Nutzen des Barfußgehens zu entscheiden hätte. Der Sohn des Vertreters von Schweden erzählte ihr, er habe schon im Begriff gestanden, die militärische Laufbahn einzuschlagen, da sei ihm ihr Buch in die Hände gefallen und habe ihn bestimmt, einen andern Beruf zu wählen; er hoffe später für die große Sache wirken zu können, die seinen Vater nach dem Haag geführt hatte. Beim Hoffest war die Königin Wilhelmina ganz Diplomatin oder konstitutionelle Monarchin: bei der Vorstellung beantwortete sie eine Anspielung der Suttner auf den Anlaß des Festes mit nichts als einem freundlichen Kopfnicken. Der Graf Nigra schrieb ihr nach dem Kongresse: „Wir wußten natürlich, daß wir den Weltfrieden nicht von heut zu morgen würden sichern können, wohl aber hatten wir das Bewußtsein, für die Zukunft der Menschheit zu arbeiten. Ist es übrigens wahr, daß die Konferenz gar keine unmittelbare Wirkung geübt hat? Ich denke, die Tatsache, daß ein so mächtiger Monarch eine solche Konferenz veranstaltet, daß die übrigen Mächte teilnehmen, und daß man monatelang über die Art und Weise berät, wie die Kriege weniger häufig gemacht und ihre Qualen gemildert werden können, das sei für sich allein schon ein großes Ergebnis.“ Die Kriege, die nach dem Kongreß ausbrachen, haben diesem und den Friedensaposteln viel Hohn eingetragen. Von den Briefen, die der Suttner aus Anlaß des Burenkrieges zugingen, erscheint mir einer so wichtig, daß ich die Hauptstellen übersetzen will. Frau Emily Ayrbell, die Schwester des Kapministers Schreiner, schreibt:

Ich weiß nicht, ob Sie mit den Verhältnissen der Kapkolonie hinlänglich vertraut sind, um die Bedeutung der Tatsache gehörig würdigen zu können, daß mein Bruder, der Premierminister, als Leiter des Afrikander Bond seine amtliche Stellung erlangt hat, und daß es eine alte Holländerin ist, die Ihnen das folgende schreibt. Sie will darlegen, aus welchen Beweggründen ein Teil der Kapholländer am Union Jack festhält. Was meine hiesigen, die englischen, Landsleute betrifft — ich wohne im Herzen Englands und verkehre mit Leuten der untern und der verschiednen Schichten der mittlern Klasse —, so kann ich Ihnen vor Gott beteuern, daß bei diesem Kriege weder Eroberungssucht noch Goldgier im Spiele ist. Wir opfern unsre Lieben zu Tausenden, um dem Unrecht und der Unterdrückung weißer wie schwarzer Untertanen durch eine korrupte Regierung ein Ende zu machen, außerdem, um dem drohenden Abfall der Kapkolonie, Natals, Rhodesias und des Betschuanalandes vorzubeugen. Wir wünschen, daß die Wahrheit dieser unsrer Beteuerung im Auslande anerkannt werde; geschieht es nicht, so können wir

nur den alten Kriegsruf unsrer Väter wiederholen: Gott schütze das Recht! Verzeihen Sie einer alten englischen Frau, daß sie sich erlaubt, sich an Sie zu wenden. Es geschieht aus großer Sympathie mit Ihrem edeln Streben, ungerechte Kriege zu verhüten. Auch England liebt den Frieden, und unsre Millionen, die in diesem Kriege ein Herz und eine Seele sind (sogar die Bauern geben ihren Kindern die Namen unsrer Generale), würden niemals eine Kriegserklärung gegen einen unsrer europäischen Nachbarn gestatten. Nicht der leiseste Wunsch nach einem solchen Kriege regt sich in unsern Herzen. Ausländische Zeitungen, die das Gegenteil behaupten und dadurch die Flamme der Kriegslust anfachen, machen sich eines europäischen Verbrechens schuldig.

Der chinesische Gesandte in St. Petersburg, Yang Yü, den die Baronin im Haag kennen gelernt hatte, schrieb ihr anläßlich der Chinawirren. Er habe ganz Amerika und Europa bereist und den Kulturfortschritt der Staaten dieser Erdteile bewundert, leider aber gefunden, daß die Eifersucht der Völker und ihr Konkurrenzkampf den Wert ihrer hohen Kultur beeinträchtigten. Was die in seiner Heimat ausgebrochnen Unruhen betreffe, so seien vorzugsweise die christlichen Missionare daran schuld. Diese möchten ja von den edelsten Absichten beseelt sein, aber die Chinesen hingen nun einmal an der Religion ihrer Väter, wollten von einem Religionswechsel nichts wissen und haßten darum die Personen, die sie zu einem solchen drängten. Der Haß werde durch den Umstand verstärkt, daß es nur die schlechtesten Elemente seien, die das Christentum annähmen, um unter dem Schutze der von den europäischen Mächten gestützten Missionare ungestraft Unrecht verüben zu können. Bei Tolstoi findet die Friedensliga wenig Anklang. Er hält auch ihr seine bekannte These entgegen: die wahre Religion lehren, natürlich schon in der Schule, das ist das einzige und das hinreichende Mittel gegen den Krieg, gegen den alle Kongresse nichts vermögen; Männer, die der wahren Religion huldigen, verweigern einfach den Kriegsdienst. In Monaco hatte Fürst Albert einen Saal seines noch im Bau befindlichen ozeanographischen Museums für den Kongreß eingerichtet. Er sprach zur Suttner: „Es liegt mir daran, Ihnen eines zu sagen: Sehen Sie hier dieses erstehende Werk [eben das Museum]; es zeigt, wohin mein Trachten und Wirken geht; es soll [hier deutete er auf den Felsen von Monte Carlo] ein Korrektiv jenes Erbstücks sein, das mir so verhaßt ist." Er bekennt sich zu den Grundsätzen der Liga. Die Widmung seiner „Seemannslaufbahn" lautet: Je dédie la version allemande de ce livre à Sa Majesté l'Empereur Guillaume II qui protège le travail et la science, préparant ainsi la réalisation du plus noble désir de la conscience humaine: l'union de toute les forces civilisatrices pour amener le règne d'une paix inviolable. Die Suttner hat später (sie war vier Winter hintereinander auf einige Wochen Gast des Fürsten) die eigenhändige Antwort des Kaisers gesehen, „worin er in anderthalb Quartseiten seinem cher cousin für die Widmung dankt und die darin enthaltne Anspielung auf die Friedensbewegung zustimmend wiederholt".

Eine grundsätzliche kritische Wertung dieser Bewegung, die hier nicht beabsichtigt ist, könnte gut an die Briefe von Gumplowicz und Carneri anknüpfen. Der jüngere Gumplowicz saß wegen anarchistischer Äußerungen in Plötzensee. Die Baronin veranstaltete eine Sympathiekundgebung für ihn. Das veranlaßte einen Briefwechsel mit seinem Vater, dem sehr konservativen Grazer Professor. „Ich soll Ihnen, schrieb dieser, meine Ansicht sagen über Ihren Artikel »Zweierlei Moral«, womit ich zugleich meine Ansicht äußern müßte über Ihre ganze Friedensphilosophie. Ich will Ihnen einen Gegenvorschlag machen: werfen Sie mich lieber gleich mit dem abscheulichen Sighele in einen Topf und lassen Sie diese schlechten Kerls von Professoren ganz beiseite — es ist mit ihnen nichts anzufangen. Die verderben Ihnen nur den Humor, Ihren edelsten Lebensgenuß." Er sei weit entfernt davon, ihr das Bild zu Sais entschleiern, sie bekehren zu wollen; weit lieber würde er sich von ihr bekehren lassen, wenn das möglich wäre. Der Unterschied zwischen der Wissenschaft und den Weltverbesserern bestehe darin, daß jene Tatsachen konstatiere, diese predigten, wie die Welt sein soll, die Welt anders machen wollten, als sie Gott geschaffen hat. So sei ja auch sein Sohn in Plötzensee gesinnt. Es entrüste ihn, daß der Staat, der über Brot in Hülle und Fülle verfüge, so unmoralisch sein könne, die Arbeitlosen darben zu lassen, und habe darum diesen Staat eine organisierte Räuberbande gescholten. Und weil sein Enthusiasmus ihn sogar auch im Gefängnisse noch beglücke, werde er, der Vater, sich hüten, ihn darin irrezumachen. „Verfolgen Sie, hochgeehrte Frau Baronin, ruhig Ihren Weg, kümmern Sie sich nicht um die Sigheles, lesen Sie nicht den »Rassenkampf« des Gumplowicz, das könnte Ihnen trübe Stunden bereiten, und bleiben Sie stets, was Sie sind: die Vorkämpferin einer schönen Idee! Um es aber bleiben zu können, bewahren Sie sich stets die Überzeugung, daß diese Idee die Wahrheit, die eine und einzige ist! Und diesen Glauben möge kein Professorengeschwätz Ihnen je rauben." Daß Menschen verschiedner geistiger Richtungen einander nicht bekehren können, ist richtig, aber daß es die Wissenschaft bloß mit Tatsachen und gar nicht mit dem, was sein soll, zu tun habe, ist nicht wahr, denn es gibt bekanntlich auch eine Ethik, und die Frage, ob und wieweit die Ethik auch für den Staat und für den Völkerverkehr gelte, ist vorläufig noch nicht entschieden, also Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung.

Gegen Carneri habe ich mich einmal zu polemisieren veranlaßt gesehen, aber in dem, was er der Suttner schreibt, stimme ich ihm bei. Sie werde sich erinnern, daß sie beide von Anfang an in der Sache verschiedne Standpunkte eingenommen hätten, und die Konsequenz müsse sie auf den seinen hinüberführen, weil ja auch sie sich zur Entwicklungslehre bekenne. „Diese weiß nichts von einem gänzlichen Aufhören des Kampfes und kennt nur eine allmähliche Veredlung der Kampfweise. Sie weiß auch nichts von einem gänzlichen Schwinden der Not — nicht zu verwechseln mit dem Elend der Armut, dem sehr gut

gesteuert werden kann —, es gilt ihr vielmehr die Not als der mächtigste Antrieb zum Fortschritt. Aufhören aller Not würde den Stillstand zur Folge haben; es ist darum so wenig denkbar wie eine Welt von lauter guten Menschen, die ein Widerspruch in sich selbst wäre, wie wenn man den Tag denken wollte ohne die Nacht." Die Einsetzung eines allgemeinen Schiedsgerichts sei im Gange, aber Bertha solle die Sache nicht fördern, weil ein Fiasko die Sache der Friedensfreunde schädigen würde. Die Sitte, internationale Streitigkeiten friedlich zu schlichten, bürgere sich ein, Forcieren könne sie nur gefährden. Sie möge sich daran gewöhnen, die Bestie Mensch mit Gleichmut zu betrachten, dann werde sie sich herbe Enttäuschungen ersparen. Das alles ist, wie gesagt, richtig, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Die Menschen sind heute noch so rauf- und raublustig wie vor alters, trotzdem raufen und rauben sie nicht mehr soviel, wenigstens nicht mehr mit Brachialgewalt, weil sie nicht können. Der blutige Kleinkrieg und der blutige Raub, von dem der montenegrinische Hammeldiebstahl noch ein schwacher Überrest ist, haben aufgehört, weil die heutige Technik erstens die Völker in Großstaaten organisiert hat, und zweitens die Zentralgewalt des Großstaats befähigt, jede an einem beliebigen Punkte seines Gebiets auftauchende Unordnung mit Blitzesschnelle und unwiderstehlicher Gewalt zu unterdrücken. Es gibt kein wüstes Gewoge kleiner Revolutionen und kleiner Fehden mehr; nur große Kriege sind noch möglich. Und es ist gar nicht undenkbar, daß dieselbe Technik, die den Kleinkrieg unmöglich gemacht, auch den großen beseitigt. Ich meine nicht in der Weise, wie es Bloch dem Zaren demonstriert und Nobel verstanden hat: daß die Riesenheere die Völker im Frieden wirtschaftlich erdrücken und im Kriege nicht operieren, namentlich nicht verpflegt werden können, und daß die Vervollkommnung der Zerstörungswerkzeuge die ganze männliche Bevölkerung der kriegführenden Staaten der Vernichtung weihen würde — über solche Dinge lasse ich die militärischen Sachverständigen reden —, sondern weil der heutige Weltverkehr die herrschenden Kulturnationen so eng miteinander verflicht, daß kein wie immer gearteter Siegespreis (als solcher kommt Eroberung eines europäischen Territoriums zwischen diesen Kulturnationen nicht mehr in Frage) den Schaden aufwiegen könnte, den beide durch die Zerreißung der wirtschaftlichen Bänder erleiden würden. Die Wirtschaft ist ursprünglich teils okkupatorische teils Raubwirtschaft gewesen. Sie hat diesen Charakter noch jahrtausendelang bewahrt, nachdem die Menschen schon längst ihr Dasein auf regelmäßige Arbeit gründen gelernt hatten, aber sie hat ihn in den letzten Jahrhunderten, man darf sagen im letzten Jahrhundert rasch verloren. Im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert spielten die räuberische Ausbeutung farbiger Völker und das Kapern von Edelmetall- und Gewürzflotten noch eine bedeutende Rolle im Haushalt der Seemächte, und noch im achtzehnten Jahrhundert ist Liverpool durch den Sklavenraub reich geworden. Damals waren Kanonen geradezu das Instrument des Auslandshandels. Heute

würden England und Deutschland ein recht schlechtes Geschäft machen, wenn sie einander ihre Schiffladungen von Kleiderstoffen und Ackerbaumaschinen kapern wollten, denn jedes dieser beiden Länder hat mehr als genug von solchen Waren. Und mehr noch: sie bekommen sie auf dem Wege friedlichen Tausches wohlfeiler als durch einen Krieg. Jedes bringt sie dem andern freiwillig auf den Markt, freilich nicht mit hundert bis tausend Prozent Profit wie den Pfeffer in der Konquistadorenzeit, sondern nur mit zehn bis zwanzig Prozent. Der heutige internationale Handel zwischen den Industriestaaten — und das sind sämtliche mittel- und westeuropäische Staaten — besteht im Austausch von Waren meist derselben Gattung und nur verschiedner Qualität. Und dieser Austausch zwischen den Kulturnationen macht den größten Teil des Auslandhandels aus; England und Deutschland sind die besten Kunden füreinander; es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Großhändler und Großindustriellen beider Länder von gegenseitigem Bombardieren, Blockieren und Kapern eine Besserung ihrer Geschäftslage erwarten werden. Die Zeitungsredaktionen bekunden ja mit dem starken Absatz der Weltkriegromane zusammen ihre Raufluft und die ihres Publikums. Aber glücklicherweise hängt nicht von ihnen und dem Lesepublikum die Entscheidung über Krieg und Frieden ab, sondern von der Großindustrie und der hohen Finanz, die über den nervus rerum gebieten. Gewiß können beide auch im Kriege gute Geschäfte machen, nach der heutigen Lage der Dinge jedoch machen sie im bewaffneten Frieden nicht weniger gute mit geringerm Risiko. Also werden die Staaten wahrscheinlich Frieden halten, nicht weil ihre Bürger Engel geworden sind, sondern durch ihr wirtschaftliches Interesse dazu gezwungen; was ja immerhin die Menschen, wenn auch nicht in jeder Beziehung, tugendhaft macht, so doch mit der strengen innern Ordnung zusammen ihnen die Gewalttätigkeit abgewöhnt. Das Militär wird immer notwendig bleiben teils zur Aufrechterhaltung der innern Ordnung teils zur Ausübung der Polizei in den Ländern der Barbaren und der Halbbarbaren. Dieser bedarf die Kulturwelt, weil ihr bei zunehmendem Reichtum an Kunsterzeugnissen die Naturprodukte, von denen zudem manche in ihrem Gebiet gar nicht vorkommen, immer knapper werden.

Mit der Zeit wird die steigende Knappheit den Konzern, wie man das heute nennt, der Großmächte dazu zwingen, den Anbau und Schutz der Nahrungsmittel, Rohstoffe und industriellen Hilfsstoffe in den weniger zivilisierten Ländern planmäßig zu organisieren. Diese Organisationstätigkeit, diese Beaufsichtigung, Erziehung und Leitung ungebärdiger Riesenlümmel wird jedes der Völker, denen sie zufällt, nicht als ein Vermögensobjekt sondern als eine schwierige Pflicht ansehen lernen und sich nicht mit den Nachbarn darum raufen, sondern sich dazu schön bitten lassen. Ich weiß natürlich nicht, ob die Entwicklung wirklich diese Richtung innehalten wird, aber eingeschlagen ist sie schon, und die Friedensbewegung scheint mir die Funktion zu haben, Stimmung dafür zu machen, daß das, was wirklich ist, von den bis jetzt mit

Kriegsphantaſien erfüllten Seelen geſehen und als Tatſache anerkannt werde. Nicht die Friedenskongreſſe werden den Krieg aus der Welt ſchaffen, ſondern weil in der nächſten Periode der wirtſchaftliche Zuſtand — im einundzwanzigſten Jahrhundert kann ja wieder ein andrer eintreten — den Krieg zwiſchen den herrſchenden Kulturnationen bis zur Unmöglichkeit erſchwert, wird man bei Streitigkeiten zu internationalen Kongreſſen und Schiedsgerichten ſeine Zuflucht nehmen müſſen. Die Entwicklung bringt es eben mit ſich, daß Muskelkraft mehr und mehr durch Intelligenz, die Mordwaffe durch Maßregeln erſetzt wird. Eben erinnert mich ein unbedeutender Vorfall daran, wie das auch in dem hier betrachteten Gebiete von Lebensintereſſen wirkt. Die Skandinavier ſind aus Säufern leidenſchaftliche Abſtinente geworden. Zur Förderung der Mäßigkeit haben ſie einen hohen Weinzoll eingeführt. Dadurch fühlte ſich Frankreich geſchädigt und rächte ſich, indem es den ſkandinaviſchen Anleihen ſeinen Markt verſchloß. Das hatte Finanzſchwierigkeiten in den drei Staaten zur Folge, und Schweden macht jetzt den Anfang mit dem pater peccavi (im Völkerverkehr gibts wunderliche Verſündigungen), indem es den Weinzoll herabſetzt. Das iſt eine der Formen des heutigen Krieges; um die Chineſen mit indiſchem Opium vergiften zu dürfen, hat England vor ſiebenundſechzig Jahren noch einen blutigen Krieg geführt. Die Änderung, die dem deutſchen Volkscharakter von der allmählichen Verdrängung des military type durch den industrial type droht, erfüllt manchen guten Patrioten mit Sorgen, für die Bertha von Suttner kein Verſtändnis hat; will ſie es gewinnen — ſie reiſt ja immer noch viel —, ſo raten wir ihr, unſern Ludwig Kemmer auf ein paar Stunden zu beſuchen. Carl Jentſch

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

(Fortſetzung)

Nach gemeſſener Zeit liefen die drei Entwürfe ein. Mein Gott! man hatte nicht geglaubt, daß ſoviel Papier zu ſo einem Theaterentwurf gehöre. Die Sachverſtändigenkommiſſion fand ſich nicht eher in dem Haufen von Rollen zurecht, als bis der Stadtbaumeiſter im Stadtverordnetenſaale Bretterwände errichtet und die Pläne numeriert und aufgenagelt hatte. Nun trat freilich ein großer Unterſchied zwiſchen den drei Plänen hervor. Der Ermsdorfſche Entwurf ſtellte ein Theater dar, von der Art, wie ſie bisher gebaut wurden. Von etwas ſteifer und eckiger Grazie, wie es der Geſchmack der Gegenwart fordert, aber ſonſt war der Baumeiſter nicht beſonders originell, ſondern nur darauf bedacht geweſen, das Techniſche möglichſt praktiſch zu machen und den Beſuchern einen möglichſt behaglichen Aufenthalt zu

bieten. Nur dies war bemerkenswert, daß ein geteilter Vorhang, ganz so, wie ihn das Bayreuther Theater hat, vorgesehen war.

Der Schellingsche Entwurf war freilich etwas ganz andres. Dieser zeigte hohe Originalität und wich weit ab von der gewöhnlichen breit getretnen Bahn. Der Bau sah im Äußern aus, wie wenn er aus drei verschiednen Modellierkartons, einem Museum, einer Burg und einem Ökonomiegebäude zusammengepappt wäre. Natürlich! Denn es ist künstlerischer Grundsatz, daß sich der innere Zweck in der äußern architektonischen Gestaltung abspiegeln muß. Da nun Zuschauerraum, Bühne und Kulissenmagazin verschiedne Dinge sind, so muß man das doch von außen sehen können. Aber mehr noch als dieses künstlerische Prinzip imponierte den Stadtvätern, das heißt den Freunden Schellingscher Kunst unter ihnen die Einrichtung des Zuschauerraumes. Dieser war, wie die Unterschrift mitteilte, dem römischen Theater in Taormina nachgebildet. Rechts und links von der Bühne standen geborstne korinthische Säulen und sonstiges zerfallnes Mauerwerk, und von Säule zu Säule war ein krummer Balken gelegt, von dem, aus buntbemaltem Stuck gebildet, Decken und Matten herabhingen, die den obern Abschluß der Bühne bildeten. Darüber hinweg sah man in der Ferne die weiße, rauchende Spitze des Ätna, und oben war der ganze Raum mit mattem, tiefblauem Glase überdeckt, das von rückwärts mit elektrischem Lichte beleuchtet wurde. Das war der italienische Himmel. Daß dieser Himmel kariert war, entsprach ja nicht ganz der Naturwahrheit, die Kunst soll doch nicht die Natur abschreiben, sondern künstlerisch umbilden. Großartig! Noch nie dagewesen. Und noch dazu Taormina! Die Schellingianer schwammen in Wonne und nannten den Entwurf die einzig mögliche Lösung des Problems eines modernen Theaters. Denn natürlich muß ein modernes Theater den Ausblick auf den Ätna und einen italienischen Himmel über sich haben. Dieses Theater mußte gebaut werden, kein andres als dieses!

Dagegen entschied sich die andre Hälfte der Kommission für Himmelby, dessen Entwurf sich zu dem Schellings verhielt wie Rinderbraten zu Eierkuchen oder wie eine Chausseewalze zu einem Kinderwagen. Das Haus war massig und schwer, wie aus dem Ankerbaukasten hingebaut. Es bestand aus Quadern, Klötzen und Flächen, die mit spärlichem, prähistorischem Zierat versehen waren. Die Verhältnisse und Wirkungen waren so fein empfunden, daß es schwer war, sie nachzuempfinden. Ein ungebildeter Geschmack hätte darauf kommen können, diese niedrigen Türen, diese vergitterten Fenster, diese weißgetünchten Wände, diesen Zuschauerraum, der aussah wie das Innere einer alten Kirche aus der Zopfzeit, häßlich zu finden. Aber das wäre ein ungebildeter Geschmack gewesen. Ein gebildeter Geschmack riecht aus dem Häßlichen das feinste Parfüm heraus. Und der Teil der Kommission, der Himmelbys Partei genommen hatte, wußte, was er sich und dem Feingeschmacke der Gegenwart schuldig war. Er war von dem Ernste und der Größe des Planes hingerissen und erklärte: Kein andres als dieses Theater dürfe gebaut werden. Und der Ermsdorfsche Entwurf kam weiter nicht in Frage. Und somit stand, da bei jedem der beiden bevorzugten Entwürfe ebensoviel Stimmen für wie gegen abgegeben wurden, und da es der Herr Bürgermeister ablehnte, mit seiner Stimme den Ausschlag zu geben und die Verantwortung auf sich zu nehmen, die Sache still. Man tagte weiter, aber man kam zu keiner Entscheidung.

Und was sagte Herr Baurat Ermsdorf dazu, der doch sicher ebensogut Sachverständiger wie irgend eins der Mitglieder der Kommission war? Wenn er von einem Schellingianer beim Dämmerschoppen im Schützen nach seiner Meinung sondiert wurde, erwiderte er mit dem Tone tiefster Überzeugung: Schellings Bau? — Sehr schön! Höchst originell. Ich gratuliere Ihnen, daß Sie sich für

ihn entschieden haben. Und wenn ein Himmelbyer wegen seines Entwurfs fragte, so sagte er mit dem Tone ebenso tiefer Überzeugung: Himmelbys Theater? Ich muß sagen, sehr schön. Ernst. Würdig. Wenn ich zu wählen hätte, ich würde ihn wählen. Und wenn Schellingianer und Himmelbyer zugleich anwesend waren, dann meinte er: Es ist in der Tat sehr schwer, einem der beiden Entwürfe den Vorzug zu geben. Und so saß die Sache fester als je.

Es währte in der Tat einige Zeit, ehe die Kunde von all diesen Ereignissen in den Gedankenkreis von Frau von Seidelbast drang. Als sie aber begriffen hatte, daß es sich um ein Theater mit geteilter Gardine handle, warf sie bei Gelegenheit ihres nächsten Musikabends die Frage auf, ob man denn nicht etwas für das Theater tun könne. Dies gab nun zu einer gründlichen Erörterung Anlaß, bei deren Schlusse sich die Überzeugung Bahn brach, man müsse einen Verein oder eine Gesellschaft oder ein Komitee gründen. Denn es mache doch einen tiefern Eindruck, wenn man sagen könne, die Gesellschaft für Theaterangelegenheiten beschließt oder meint oder wünscht, als wenn es hieße, Herr Neugebauer oder Frau von Seidelbast sind der Ansicht. Und so wurde denn unter Direktion von General von Kämpffer, Exzellenz, eine Gesellschaft zur Förderung des Musik- und Theaterwesens in Neusiedel gegründet, die ihre Sitzungen mit den Seidelbastschen Musikabenden verbinden und sich die Beeinflussung des Theaterbaues zur Aufgabe stellen sollte. Es sei ja schon viel geschehen dadurch, daß die geteilte Gardine auf dem Ermsdorfschen Entwurfe zu sehen sei, es müsse aber noch mehr geschehen. Denn noch habe der Ermsdorfsche Entwurf nicht obgesiegt. Dies zu bewirken müsse die erste Aufgabe des neugegründeten Vereins sein. Und dies um so mehr, als Herr Baurat Ermsdorf ein sehr liebenswürdiger Herr und Freund der Musikabende sei.

Als man dies dem Herrn Baurat, der natürlich Mitglied der Gesellschaft sein mußte, unterbreitete, antwortete dieser: Bravo. Ist nett von Ihnen, daß Sie einem jungen Anfänger so kräftig unter die Arme greifen wollen.

Jungen Anfänger? fragte man.

Natürlich. Das Projekt hat gar nicht mich zum Verfasser, sondern meinen Sohn Philipp.

Sie, Onkel Philipp? fragte Hilda, die mit dem Angeredeten und Hunding in der Tonne des Diogenes saß.

Ja ich, mein gnädiges Fräulein, erwiderte Philipp Ermsdorf.

Können Sie denn das? fragte Hilda. Ein Gelächter, wodurch Hunding, der der festen Überzeugung war, sein Freund Philipp könne alles, seiner Verachtung über die Frage Hildas Ausdruck geben wollte, unterbrach sie. — So ein Theater zu bauen, fuhr Hilda fort, muß doch furchtbar schwer sein. Die schweren Maschinen und — überhaupt.

Ach du denkst wohl, erwiderte Hunding, so ein Baumeister schleppt die Steine und Maschinen selber auf den Bauplatz. — Hilda wandte sich gekränkt ab. — Aber eins, Herr Ermsdorf, fuhr Hunding fort, müssen Sie einrichten. Sie müssen die Inschrift anbringen: Ingenuas didicisse artes emollit mores, nec sinit esse feros.

Aber nicht auf dem Vorhange, wandte Hilda ein.

Nein, nicht auf dem Vorhange, sagte Hunding, das würde Mama nicht leiden. Aber sonst irgendwo, am Eingange oder im Foyer oder über der Kasse. Nicht wahr, Baumeisterchen, das geht? Wir haben es unserm Professor versprochen.

Ja, das ginge, erwiderte der Baumeister. Und er versprach auch noch eine Zeichnung von der Inschrift zu machen und eine Blaukopie davon abnehmen zu lassen.

Nach acht Tagen lag diese Blaukopie auf dem Katheder der Unterprima. Herr Professor Icilius sah sie vor sich liegen und wußte nicht, was er damit anfangen sollte. — Dhaa, sagte er, mit dem Handrücken auf die Zeichnung schlagend, dhaa — was haben Sie mir dhenn dhaa hingelegt?

Der Primus erhob sich respektvoll und erwiderte: Herr Professor, es ist die Inschrift für das neue Theater.

So? Dherlitz. Wer hat dhenn diesen Vers als Inschrift bestimmt?

Wir, Herr Professor. Wir hatten uns das Wort gegeben, daß Ihr Distichon, das Sie uns neulich auslegten, als Inschrift am Theater stehen sollte. Und wir haben es durchgesetzt.

So? erwiderte der Professor wohlwollend. Wenn Sie soviel Einfluß in der Stadt haben, so wird man sich mit Ihnen gutstellen müssen. Nun ich freue mich, daß Sie Sinn für Klassizität haben. Aber, Dherlitz, der Ermsdorfsche Entwurf ist ja noch gar nicht angenommen.

Nein, Herr Professor. Aber wenn Sie etwas für ihn tun wollten?

Hm! — — Dhaa!

Natürlich gewann jetzt der Professor Interesse für den Ermsdorfschen Entwurf. Ein Entwurf, der unter dem Motto ingenuas didicisse artes stand, konnte unmöglich schlecht sein. Nun war zwar Icilius nicht Mitglied der Kommission, aber seine Stimme in Neusiedel war nicht ohne Gewicht. Einesteils darum, weil er der Lehrer von Manchermanns Söhnen war, und andernteils darum, weil er nicht wie die Neusiedler Bürger erst nach rechts und links hörte und dann ein verklausuliertes Urteil abgab, sondern mit kräftigen Akzenten und ohne Menschenfurcht aussprach, was er für richtig hielt. Und so griff er zur Feder und veröffentlichte mit voller Namensunterschrift im Tageblatt einen Aufsatz, in dem er sein unverhohlnes Urteil über die drei Projekte darlegte. Das „Theater von Taormina" sei Schwindel. So habe nie ein klassisches Theater ausgesehn, und so sehe es auch heute nicht aus. Und von der Koile dieses Theaters aus könne man den Ätna gar nicht sehn. Und der Entwurf Himmelbys sei ein klotziger und unschöner Bau, der durchaus die heitere Anmut vermissen lasse, die dem Heiligtume des Dionysos eigen sein müsse. Dagegen sei das Ermsdorfsche Projekt, das mit Recht das Motto führe: Ingenuas didicisse artes usw. allen Lobes würdig.

Dieser Aufsatz hatte zur Folge, daß man, nachdem man es zuvor nicht gewagt hatte, ein Wort über Ermsdorfs Entwurf zu äußern, zu finden anfing, daß dieser doch am allermeisten dem entsprach, was man sich unter einem Theater vorgestellt hatte. Er versetzte aber die Kommission in noch größere Verlegenheit. Denn nun konnte doch keiner der beiden streitenden Parteien zugemutet werden, sich zu einem Entwurfe bekehren zu lassen, der im Tageblatte Schwindel und ein klotziger, unschöner Bau genannt worden war. Als die Sache zu diesem kritischen Stande gekommen war, taten die Freunde des Baurats den Mund auf und warfen die Frage auf, ob es denn durchaus Schelling oder Himmelby sein müßten. Man habe doch Ermsdorf am Orte, der in der ganzen Gegend im besten Renommee stehe, und der ein Projekt eingereicht habe, gegen das nichts einzuwenden sei.

Das war richtig. Man sah das Projekt an und fand, daß es eigentlich hübscher sei und mehr einem Bürgertheater entspreche als die beiden andern. Und so war, da der Bürgermeister auf eine Entscheidung drängte, das Ende vom Liede, daß weder Schelling noch Himmelby, sondern Ermsdorf obsiegte. Dies führte zwar zu einer ärgerlichen Korrespondenz mit den beiden ungekrönten Architekten, die es für niederträchtig erklärten, daß sie zur Konkurrenz aufgefordert seien, obgleich natürlich festgestanden habe, daß der einheimische Bewerber bevorzugt werden würde. Ja es

führte beinahe zu einem Prozeſſe und wirklich zu einem Vergleiche, in dem gewiſſe Entſchädigungen gezahlt wurden, aber Ermsdorf, und zwar Ph. Ermsdorf, wie ganz richtig auf den Plänen ſtand, und nicht P. Ermsdorf war und blieb der Gewählte.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß die Geſellſchaft zur Pflege uſw. ihren Einfluß auf den Theaterbau geltend machte. Man hielt Sitzung auf Sitzung, zu denen Ermsdorf eingeladen wurde, und General Kämpffer, Exzellenz, der auf Form und Ordnung hielt, ſchrieb Protokoll auf Protokoll. Und Herr Ermsdorf war ſo liebenswürdig, zu den Sitzungen zu erſcheinen, ſeine Ideen vorzutragen und die Wünſche der Geſellſchaft entgegenzunehmen.

Aber Onkel Philipp, ſagte Hunding, warum tun Sie denn das? Was zum Kuckuck gehn denn Mama und den andern ihre Pläne an? — Ermsdorf lächelte und warf einen Blick auf Hilda.

Man wird nicht behaupten können, daß bei dieſen Verhandlungen viel herauskam. Ja es gab Leute, die behaupteten, dieſer Baumeiſter ſage zu allem ja und tue dann, was er wolle. Es gelang nicht, den Gedanken der Frau von Seidelbaſt zu verwirklichen, daß das Theater aus Fachwerk und in den klaſſiſch einfachen Formen des Bayreuther Theaters gebaut werde. Der andre Vorſchlag, daß in dem Theater ein Einheitspreis, etwa zehn Mark, zu zahlen ſei, drang auch nicht durch, er gehörte aber auch nicht in die Kompetenz des Baufaches. Jedoch gelang es, dem „verſenkten Orcheſter“ die ihm gebührende Anerkennung zu verſchaffen. Ja es gelang der Genialität des jungen Ermsdorf, ein Orcheſter zu konſtruieren, das herauf und hinunter geſchroben werden konnte, womit allen Wünſchen genug getan war. Dieſes verſtellbare Orcheſter fand auch bei den Neuſiedlern volle Anerkennung, da ein ſolches Orcheſter in keinem der benachbarten Theater zu finden war.

Währenddeſſen wurde die Theaterkommiſſion durch die Verhandlungen mit dem künftigen Theaterdirektor in Anſpruch genommen. Und hierbei hatte die Kommiſſion Glück. Sie kam an einen Regiſſeur Brandeis, der ſich bereitfinden ließ, ſeine ſichre Stellung als Regiſſeur mit der unſichern eines Theaterdirektors zu vertauſchen. Dieſer Brandeis war ein tüchtiger Menſch, guter Charakterſpieler und gewiegter Geſchäftsmann. Er übernahm die Pachtung des Theaters, engagierte ſich im Handumdrehen ein Perſonal, und bald darauf lag ein himmelblauer Bogen dem Tageblatte bei, der mit den Namen des geſamten Perſonals vom Heldenliebhaber bis zum Logenſchließer und der Garderobefrau bedruckt war, und der mit der Aufforderung, auf Plätze zu abonnieren, ſchloß. Neuſiedel las das Blatt mit Staunen. Wer hätte auch gedacht, daß ein Theater ein ſo komplizierter Apparat ſei, und man abonnierte ſo fleißig, daß Herr Brandeis mit Schmunzeln ſeine nicht kleine Naſe liebkoſte.

Aber Frau von Seidelbaſt war außer ſich. Unter dem angegebnen Perſonal war nicht ein einziger Sänger, nicht eine einzige Sängerin, keiner jener Künſtlernamen, auf die hin man die Leiſtung unbeſehens akzeptieren konnte. Man faßte Beſchlüſſe, und auf Grund dieſer Beſchlüſſe begab ſich General Kämpffer, Exzellenz, zu dem Herrn Schauſpieldirektor und ſtellte im Intereſſe der Kunſt die Forderung, daß ein Theater, das einen verſenkbaren Orcheſterboden habe, auch Opern geben müſſe.

Der Herr Theaterdirektor hörte das, was ihm Exzellenz in knarrenden Tönen herablaſſend vortrug, mit der Miene Richards des Dritten an und erwiderte, Neuſiedel und das Neuſiedler Theater ſeien nicht groß genug, um eine ſtändige Operntruppe haben zu können. Aber man werde ein Opernenſemble von auswärts kommen laſſen.

Ob man auch Wagnerſche Opern geben werde?

Ja, auch Wagnerſche Opern.

Damit mußte ſich der Herr General zufriedengeben. Aber Frau von Seidelbaſt erſchien die Zuſage gänzlich ungenügend. Sie beſchloß, die Sache ſelbſt

in die Hand zu nehmen. Sie versammelte den Verein usw. und trug den Plan vor: „Bayreuther Tage“ im Theater einzurichten. Man müsse dazu erste Kräfte engagieren und werde unter Ausschaltung dieses Direktors etwas leisten, was künstlerischen Wert und Dauer habe.

Der Gedanke war zu kühn, als daß er bei den Mitgliedern des Vereins sogleich volles Verständnis gefunden hätte. Man verhehlte sich nicht, daß mit der Sache große Schwierigkeiten und auch ein erhebliches Risiko verbunden sei, und es gab Stimmen, die gegen den Plan laut wurden.

Aber mein Gott, rief Frau von Seidelbast aus, lesen Sie denn keine Zeitungen, meine Herren? Wissen Sie denn nicht, daß Herr Geheimrat Wendefurt in Albertistadt mit bestem Erfolge durchgeführt hat, was wir planen? Was dieser eine Mann vermochte, sollte das unser Verein nicht leisten können?

6

Ein Amt von den vielen Ämtern, die das Theater zu vergeben hatte, war noch unbesetzt geblieben, das des Dramaturgen. Als darauf im Tageblatte aufmerksam gemacht wurde, begegnete die Anregung bei den Neusiedlern einem völligen Mangel an Verständnis. Auch in der Kommission erhob sich ein bedenkliches Schütteln des Kopfes. Als aber ein voreiliger Anonymus im Tageblatte die Frage erhob, wozu denn ein Dramaturg nötig sei, erfolgte ebenfalls von anonymer Seite die niederschmetternde Antwort: Einsender verstehe überhaupt nichts von der Sache. Ein Theater ohne Dramaturgen sei gar kein Theater, sondern eine Schmiere. Ob Neusiedel ein Theater oder eine Schmiere haben wolle?

Dieser Streit erregte großes Aufsehen. Wer hatte die Erwiderung geschrieben? Professor Icilius sicher nicht, wenigstens bestritt er es, aber vielleicht sein Schwiegersohn Wenzel Holm, von dem bekannt war, daß sein Drama: „Das verlorne Paradies“ an mehreren größern Bühnen gespielt worden sei, und der auch sonst die Blätterwelt mit Romanen und Novellen bevölkerte. Nach einiger Zeit erschien die Notiz in der Zeitung, der eifrigen und umsichtigen Direktion sei es gelungen, Herrn Wenzel Holm, den berühmten Verfasser des Verlornen Paradieses, als Dramaturgen am Neusiedler Theater zu verpflichten. Nicht gesagt wurde, daß dies ohne Gewährung eines Honorars geschehen sei, und daß die Sache auf nicht viel mehr als einen Ehrentitel hinauslief.

Wer war nun dieser Wenzel Holm? Eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Neusiedel. Er war der Sohn des alten Franz Holm, der seinerzeit die Papierfabrik Holm und Sanders in der Wasserstadt gegründet und damit viel Geld verdient hatte. Als der alte Holm gestorben war, verwandelte der Sohn das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft, zog sich aus dem Geschäfte zurück und wandte sich den schönen Künsten zu, das heißt, er malte, er modellierte, er schriftstellerte. Nur mit der Musik wollte es nichts werden. Noch in der Zeit vor seiner allgemeinkünstlerischen Periode hatte er sich mit Luzie Icilius, der Tochter des Professors, verheiratet. Diese Heirat war das Werk des alten Holm gewesen, der Luzie als ein kluges und zuverlässiges Mädchen schätzte, und der seinen Sohn kannte, nämlich daß er einer sichern Hand zur Führung bedürfte. Aber Luzie hatte doch nicht die Strenge gehabt, die zu dieser Führung nötig gewesen wäre. Sie sah zwar die Dinge mit hellem Auge, war aber zu sanft und nachgiebig, den Kampf dagegen aufnehmen zu können. Nur in einem war sie fest gewesen. Sie willigte nicht ein, nach Berlin überzusiedeln, weil sie ein tiefes Mißtrauen gegen die große Welt hatte, wohin es Wenzel Holm mit allen Kräften zog. Und da sie hierbei durch eine gewisse Klausel im Testament und die alte Frau Holm unterstützt wurde, setzte sie ihren Willen durch, und Holm mußte sich darauf beschränken, sich einen

großen Namen von Neusiedel aus zu erwerben, was ihm zeitraubender und schwieriger erschien, als wenn er im Strom der Mitstrebenden hätte mitschwimmen können. Und nun war er nach einigen kleinern Sachen und mißratnen Anfängen mit seinem Drama: Das verlorne Paradies, herausgekommen. Dieses war auch aufgeführt worden, und die Kritik hatte es nicht gänzlich zerzaust, sondern vielversprechende Anfänge darin gefunden und den Autor aufgefordert, auf dem beschrittnen Wege weiterzuschreiten. Was zu tun er denn auch durchaus entschlossen war.

Dies Verlorne Paradies war eine ins Kommerzienrätliche übersetzte Hauptmannsche Glocke. Diesmal war der Glockengießer der Schwiegersohn eines Patrizierhauses, genial, jung und freiheitsdürstend. Natürlich hat er auch sein Rautendelein. Aber die Schwiegereltern verstehn keinen Spaß, sie zwingen ihn, sein Rautendelein aufzugeben und in den Schoß der Moralität zurückzukehren. Das ist das verlorne Paradies. Schließlich, nachdem er die Lebenswerte philosophisch zerpulvert hat, erklärt er das Leben für einen gemeinen Schwindel und schießt sich der Hoffnung und der Geduld fluchend eine Kugel vor den Kopf. Es ist begreiflich, daß dieses Drama, das so ganz dem Zeitgeschmack entsprach, sein Glück machte.

Die Freunde des Icilius'schen Hauses hatten die Partie, die Luzie gemacht hatte, für ein großes Glück gehalten. Professor Icilius war nicht ganz dieser Meinung. Er hatte eine ausgesprochne Abneigung gegen Wenzel Holm, den er von der Schulzeit her und zwar als unsichern Kantonisten in Grammaticis kannte. Er hatte auch, da er sich von seiner Kunst nicht blenden ließ, nur darum in die Heirat eingewilligt, weil seine Frau nicht aufhörte, von der guten Versorgung ihrer Tochter zu lamentieren, und betrachtete es als sein gutes Recht, kräftige Töne zu reden, wenn in dem Holmschen Hause etwas nicht stimmte, wodurch er die Sache nicht besser machte. Als aber das Verlorne Paradies herauskam, schnitt er geistig das Tischtuch zwischen sich und seinem Schwiegersohn durch. Dhieser Mensch dhaa, sagte er empört, gehört nicht in den Choros der Musen und Charitinnen, sondern unter die Askaulai und Tympanistai, unter die Sackpfeifer und Paukenschläger, ja, was ssage ich, unter die Ruderknechte und Hafenstrolche. Dhieser Mensch hat nie begriffen und wird nie begreifen, was der Ssinn und die Pflicht des Kalonkagathon sei. Dhaa! Er ffahre dahin, aber ich beklage es, daß er meiner Tochter Mann ist.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 10. Januar 1909

(Der Kaiser und die kommandierenden Generale. Der Lärm über den Artikel des Grafen Schlieffen. Zentrumstreibereien. Die Lage im Orient. Juanschikai.)

Die Sucht, die Person des Kaisers zum Mittelpunkt einer politischen Sensation zu machen, hat in den ersten Tagen des neuen Jahres seltsame Blüten getrieben, und diesmal ohne jede Schuld des Herrschers selbst. Die Verantwortung für manche daraus entstandnen und vielleicht noch entstehenden Unzuträglichkeiten, die man zwar nicht zu überschätzen braucht, die aber besser vermieden worden wären, fällt in diesem Falle nur denen zu, die ganz unnötigerweise aus einem sehr einfachen Vorgange eine Sensation gemacht haben. Es ist ein alter Brauch, daß die

kommandierenden Generale zum Neujahrsempfang in Berlin erscheinen. Das war in der preußischen Armee schon früher Sitte; nach der Begründung des Deutschen Reichs haben auch die deutschen Bundesfürsten, deren Kontingente nicht im Verbande der preußischen Heeresverwaltung stehn, Wert darauf gelegt, daß sich die Führer ihrer Armeekorps bei dieser Gelegenheit gleichfalls an der Seite ihrer preußischen Kameraden um den Deutschen Kaiser scharen. Es ist das einzigemal im Jahre, wo der Kaiser die höchsten Führer des gesamten deutschen Heeres — auch die im Frieden dem kaiserlichen Oberbefehl gar nicht unterstellte bayrische Armee schließt sich hierbei nicht aus — um sich versammelt sieht. Es liegt nahe, diese Gelegenheit zu benutzen, um die Ergebnisse und Erfahrungen des abgelaufnen Jahres auf militärischem Gebiete in irgendeiner geeigneten Form kurz zusammenzufassen und so die Anregung zu ihrer Erörterung im Kreise dieser sich so selten vollzählig zusammenfindenden militärischen Würdenträger zu geben, die doch für die Ausbildung des deutschen Heeres in erster Linie verantwortlich sind. Und zwar sind sie **dem Kaiser** verantwortlich, was seltsamerweise vielfach unbekannt zu sein scheint, obgleich die Reichsverfassung in Artikel 63 Absatz 3 und 4 sowie Artikel 64 und 65 dem Kaiser und niemandem anders Pflichten und Rechte gewährt, die die Befugnis des Kaisers, sich persönlich mit den höchsten Befehlshabern aller deutschen Kontingente über allgemeine Grundsätze der Ausbildung und die Erfordernisse der Verteidigung des Reichsgebiets zu verständigen, außer jeden Zweifel stellen. Wie oppositionelle Blätter auf den grotesken Gedanken verfallen können, eine solche Aussprache des Kaisers mit den kommandierenden Generalen bedürfe der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, würde einfach unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, daß die Handhabung gewisser Parteiphrasen manche Leute so vollständig einnimmt, daß sie gar nicht daran denken, einmal nachzusehen, was eigentlich in der Reichsverfassung steht.

Eine Ansprache des Kaisers über militärische Angelegenheiten bei einem Zusammensein der kommandierenden Generale ist also in keiner Beziehung etwas ungewöhnliches, am allerwenigsten, weil die Vorgänge in diesem geschlossenen Kreise die Öffentlichkeit gar nicht berühren. In diesem Jahre hat nun der Kaiser außerdem noch eine ganz besondre persönliche Zurückhaltung geübt, da er, anknüpfend an einen Rückblick auf die vorjährigen Manöver, die daraus zu gewinnenden taktischen Erfahrungen nicht mit eignen Worten zusammenfaßte, sondern auf einige Darlegungen verwies, die in bezug auf Taktik und Grundsätze der Kriegführung unter den gegenwärtigen Verhältnissen in einem Artikel der Deutschen Revue enthalten waren. Der Kaiser verlas diese militärischen Ausführungen aus dem Artikel, der, wie allgemein ohne Widerspruch behauptet wird, den frühern Chef des Generalstabs der Armee, Grafen Schlieffen, zum Verfasser hat. Vielleicht war es gerade diese besondre Zurückhaltung des Kaisers, dieses bemerkenswerte Zurücktreten hinter einer Autorität, die jahrelang sein erster militärischer Berater und Vertrauensmann gewesen war, worin die Ursache des nicht beabsichtigten Bekanntwerdens des Vorgangs zu suchen ist. Man braucht durchaus nicht an eine Indiskretion zu glauben. Es ist menschlich erklärlich, daß die Nachfrage nach dem besprochnen Artikel, den doch nun jeder aus dem Kreise der Generale wahrscheinlich in seinem ganzen Wortlaut und Zusammenhang kennen lernen und besitzen wollte, zu ganz harmlosen Mitteilungen und Erklärungen über die Bedeutung dieser Nachfrage geführt hat, woraus dann das weitere kombiniert wurde und an irgendeine Stelle durchsickerte, die es an einige Zeitungen übermittelte.

Nun stürzte sich alles auf den Artikel der Deutschen Revue, von dem irrtümlich behauptet worden war, der Kaiser habe ihn in seinem ganzen Umfange vorgelesen und sich damit einverstanden erklärt. Man las die Überschrift: „Der

Krieg in der Gegenwart", und man las weiter, daß den militärischen Betrachtungen auch eine umfangreiche Schilderung der politischen Weltlage beigesellt war. Man übersah dabei, daß diese politische Schilderung nur dazu dienen sollte, gewisse Thesen über die Art militärischer Maßnahmen und über die Abwägung der Chancen verschiedner Kriegsführungsmethoden im Fall eines etwa ausbrechenden Krieges zu begründen. Also auch wenn der Kaiser diese Ausführungen mit verlesen und und sich auch damit einverstanden erklärt hätte — was eben durchaus nicht der Fall war —, so folgte daraus keineswegs, daß der Kaiser den Generalen seine politische Auffassung der Weltlage mitteilen und politische Folgerungen für die Gestaltung der wirklichen Ereignisse in der nächsten Zeit ziehen wollte. Aber der Irrtum war einmal erregt, und nun ließen es sich besonders unsre braven Ultramontanen nicht nehmen, mit großem Geschrei von einer politischen Ansprache des Kaisers zu berichten. Dabei fehlte es nicht an offnen und versteckten Hinweisen, daß die Zusage vom 17. November nicht innegehalten worden sei, denn der Kaiser sei ja nun doch wieder mit eigenmächtigen politischen Kundgebungen hervorgetreten. Die liberale Presse wahrte zum größern Teil die Besonnenheit, konnte sich aber doch nicht ganz der alarmierenden Wirkung des Irrtums entziehen, daß der Kaiser den Generalen gegenüber auf die bedrohliche politische Lage aufmerksam gemacht habe.

Die weitere Wirkung dieser Preßstimmen konnte nur sein, daß das Ausland die Sache aufgriff und natürlich so glossierte, wie es ihm bequem war. Wir brauchen auf diese ausländische Kritik der Sache nicht näher einzugehn; sie bewegt sich in bekannnten Geleisen. Feindselige Absichten gegen Deutschland werden geleugnet und doch insofern indirekt zugegeben, als die Gegenbeschuldigung erhoben wird, Deutschland fordre ein Übergewicht über andre Völker, wogegen diese ein Recht hätten, sich zu gemeinsamer Abwehrpolitik zu vereinigen. Wenn Mißtrauen gegen Deutschland bestehe, so sei das nicht die Schuld oder das Unrecht der andern Mächte, sondern die Folge der Fehler der deutschen Diplomatie. Den Beweis für diese Behauptung bleibt man freilich schuldig, aber das beschwert die Gemüter nicht sonderlich. Kann man sich doch hierbei auf einen großen Teil der deutschen Presse selbst stützen, der nicht müde wird zu behaupten, alles, was sich in der politischen Lage nicht nach unserm Wunsch und zu unsrer Bequemlichkeit füge, sei durch die Führung der deutschen Politik und die Unfähigkeit unsrer Diplomatie verschuldet worden.

Durch eine amtliche Erklärung im Reichsanzeiger ist inzwischen richtiggestellt worden, wie es sich mit der Ansprache des Kaisers an die kommandierenden Generale verhalten hat. Damit sind die feindseligen Kritiken eigentlich gegenstandslos geworden. Als wert des Gedächtnisses erscheint nur die Feindseligkeit selbst, die sich übrigens auch in einer oft recht kindischen Herabsetzung des militärischen Werts des Revueartikels kundgab. In dem Artikel war natürlich vieles erwähnt, was dem militärischen Fachmann nichts neues bieten konnte. Das verstand sich von selbst, denn der Aufsatz wandte sich an ein Publikum von militärischen Laien. Das ist in der französischen und englischen Presse benutzt worden, um den Artikel als unbedeutend zu kennzeichnen; eine militärische Autorität Frankreichs findet ihn „banal". Das ist nun freilich ein Vorwurf, der den erfahrnen Kritiker in militärischen Fragen wenig berührt. Er weiß, daß die Schwierigkeit der Kriegskunst nicht zum wenigsten darin besteht, daß es nur wenigen Menschen gegeben ist, unter verwirrenden Umständen das scheinbar Banale, in Wahrheit den Wirklichkeitskern der Dinge zu erkennen. Die Weisen des Wiener Hofkriegsrats und die österreichischen Führer in der Lombardei während der Feldzüge in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts fanden auch die Kriegskunst des jungen Bonaparte regelwidrig und geistlos, und die Franzosen begreifen zum Teil noch

heute nicht, wie man in dem durchdringenden Scharfblick und dem nüchternen Wirklichkeitssinn der Moltkeschen Strategie Genialität finden kann. Aber es kommt im Kriege nicht darauf an, geistreich zu sein, sondern das Richtige unter Umständen zu treffen, unter denen Verstand und Willenskraft des Durchschnittsmenschen zu versagen pflegen.

Wir werden hoffentlich eine Lehre daraus ziehen, daß uns das überflüssige Hinaustragen von Vorgängen, die sich gar nicht in der Öffentlichkeit abgespielt haben und gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, wieder einmal im Urteil des Auslandes viel geschadet hat. Es würde aber ungerecht sein, zu verkennen, daß bei dieser ganzen Angelegenheit auch ein erfreulicher Zug hervorgetreten ist, nämlich das sichtliche Bestreben, dem Kaiser mehr als früher gerecht zu werden. Die Novemberkrisis hat wirklich luftreinigend gewirkt, und man fühlt auch in demokratischen Kreisen die Notwendigkeit, den Bogen nicht zu überspannen und dem gesunden monarchischen Gefühl sein Recht zu wahren. Abseits stehen wiederum Sozialdemokratie und Zentrum. Hinsichtlich der erstgenannten Partei wird niemand darüber erstaunt sein. Diese Haltung entspricht ja dem Parteikatechismus. Mitunter artet sie in unfreiwillige Komik aus. So spricht der Vorwärts von dem „Pronunciamento" der Generale. Was er sich darunter vorstellt, ist nicht ganz leicht zu verstehn; das Denken des gewöhnlichen Menschen muß dabei einige besondre Schraubenbewegungen vollziehen. Man weiß nicht recht, ob den Leuten vom Vorwärts, seit sie etwas von der „Kamarilla" gehört haben, alle Dinge, die mit dem Kaiserhofe zusammenhängen, spanisch vorkommen, oder ob Vorwärts-Egmont seinem Partei-Klärchen aus einem andern Grunde versprochen hat, einmal spanisch zu kommen. Jedenfalls würde als Mittel gegen Begriffsverwechslungen auf diesem Gebiete die Anschaffung eines richtiggehenden spanischen Lexikons und eines Leitfadens über die neuere Geschichte Spaniens dem Gelehrten des Vorwärts wohl zu empfehlen sein.

Was das Zentrum betrifft, so benutzt es freilich diese Gelegenheit nicht etwa zu Angriffen gegen den Kaiser. Die Sache wird natürlich anders gewendet. Die Neujahrsansprache muß als eine Kundgebung der persönlichen Politik des Kaisers dargestellt werden, damit daraus gefolgert werden kann, der Herrscher habe das ihm vom Kanzler auferlegte „Joch" wieder abgeschüttelt. Wir erwähnten schon neulich die eifrige Minierarbeit der demagogischen Zentrumspresse gegen den Reichskanzler. Das Treiben wird mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt, und inzwischen haben sich ihm noch gefährlichere Versuche beigesellt, die in der Absicht, dem Kanzler zu schaden und ihm die Führung der Politik zu erschweren, nicht einmal die Grenzen respektieren, die jeder Beurteilung auswärtiger Politik schon durch Rücksichtnahme auf leicht erkennbare vaterländische Interessen gezogen sind. Und diesen Treibereien steht nicht einmal die Entschuldigung zur Seite, daß die Schädigung vaterländischer Interessen einem ungezügelten Wahrheitsdrang entspringe. Denn die Behauptungen, die dabei aufgestellt wurden, sind zu alledem noch objektiv unwahr. Wenn man nun in Betracht zieht, wie leicht diese Unwahrheit zu erkennen und festzustellen war, und wie nahe es lag, ihre schädliche Wirkung vorauszusehen, so wird es schwer, bei der Kennzeichnung der Behauptungen als objektiver Unwahrheit stehn zu bleiben; man ist vielmehr versucht, darin alle Merkmale einer bewußten, böswilligen Erfindung zu sehen. Es wird nämlich nichts geringeres unternommen als die Verdächtigung der Bundestreue und der Ehrlichkeit der deutschen Politik gegenüber Österreich-Ungarn. Man erklärt wahrheitswidrig, Fürst Bülow habe sich nur zögernd und unter Schwankungen zu der von ihm jetzt verkündeten Politik entschlossen; in Österreich-Ungarn habe man mehr erwartet, und deshalb herrsche dort Enttäuschung und Unzufriedenheit. Ein Artikel der Wiener Reichspost, der aus Berlin stammen sollte

und sich den Anschein gab, als sei er über die Stimmung in den Kreisen der österreichischen Diplomatie unterrichtet, führte diese Ideen näher aus. Diesem Vorgehn sekundierte das Organ des Zentrums in unsrer Reichshauptstadt, die Germania, indem sie die unwahren Behauptungen über die deutsche Politik wiederholte und unterstrich. Es ist natürlich schwer festzustellen, aus welchen Zentrumskreisen diese Verdächtigungen, die nicht nur von amtlicher Seite in Berlin und Wien gebührend zurückgewiesen, sondern auch von der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin als böswillige Erfindung gekennzeichnet wurden, eigentlich stammten. Man glaubte anfangs, die Feder des Abgeordneten Erzberger zu erkennen; nachdem dieser es bestimmt abgeleugnet hat, kann man natürlich an dieser Annahme nicht festhalten, ohne in der Lage zu sein, einen in solchem Falle unmöglichen Gegenbeweis zu führen. Übrigens war man von Anfang an trotz der vermuteten Verfasserschaft des Herrn Erzberger der Meinung, daß andre Kreise die treibenden Elemente seien. Verschiedne Anzeichen deuten darauf hin, daß hinter diesen Versuchen, in Wien Mißtrauen gegen die Berliner Politik zu säen und vereinzelten Trägern einer Oppositionsstimmung gegen die Dreibundpolitik in Wien ein ihnen nicht gebührendes Relief zu geben, einzelne katholische Aristokraten stehn, die mit dem polnischen Adel beider Länder Fühlung haben, und deren Einfluß Fürst Bülow im Wege ist. Für die parlamentarische Vertretung und die politische Führung der Zentrumspartei haben diese Treibereien nur Verlegenheiten geschaffen. Denn dort sieht man es zwar nicht ungern, wenn die demagogisch geschulte Preßmeute der Partei kräftig gegen den Fürsten Bülow hetzt, jede Gelegenheit benutzt, um möglichst einen Keil zwischen Kaiser und Kanzler zu treiben, und durch dies alles in den Parteimassen eine Stimmung schafft, die sie in schlechten Zeiten bei der Fahne hält und die Wiedererlangung der Macht vorbereitet, aber man empfindet es sehr unbequem, wenn die Leute, die der Partei für eine erfolgreiche politische Taktik verantwortlich sind, unnötig behindert, in einer falschen Richtung festgelegt oder durch unberufne Einflüsse geradezu kompromittiert und in eine politische Sackgasse gedrängt werden. Aus diesem Grunde hat die Kölnische Volkszeitung die erwähnten Verdächtigungen der deutschen Politik sehr entschieden verurteilt und in den Tagen, als Herr Erzberger allgemein als Verfasser oder Inspirator der Artikel galt, die Stellung dieses Herrn in der Partei und seine schriftstellerische Tätigkeit mit recht wenig freundlichen Worten bedacht, aus denen ein unbefangner Leser sogar so etwas wie Geringschätzung heraushören konnte. Das hängt vielleicht damit zusammen, daß die besser unterrichteten und der Führung näher sitzenden Organe der Zentrumspresse einer besonnenern Richtung wieder mehr Geltung verschaffen wollen. Das Demagogentum allein tut es nicht mehr, auch nicht in der Opposition, und man scheint zu fühlen, daß es bei der gegenwärtigen Konstellation in der Reichspolitik für das Zentrum nicht ratsam ist, sich alle positiven Möglichkeiten zu verbauen. Man darf diese kleinen Symptome keinesfalls übersehen.

In der Weltlage hat sich nicht viel verändert. Die Orientfrage rückt noch immer nicht recht vom Fleck. Eine gewisse Spannung zwischen Petersburg und Wien ist noch nicht beseitigt, und im Orient spielt die englische Politik nach wie vor eine Rolle, die nicht geeignet ist, die friedliche Lösung der Schwierigkeiten zu fördern. Die jungtürkische Politik glaubt sich durch England in ihren Ansprüchen moralisch gestützt; der Boykott österreichisch-ungarischer Waren im Orient wird mit ungeschwächtem Eifer aufrechterhalten. Die slawischen Balkanstaaten unterhalten die kriegerische Stimmung, und der serbische Ministerpräsident Milowanowitsch scheute in einer Rede in der Skupschtschina nicht vor einer Beleidigung Österreich-Ungarns zurück — mit einer Redewendung, die er freilich nachher auf ein Miß-

verständnis oder einen Übersetzungsfehler zurückzuführen gezwungen war. Österreich hat trotzdem einen weitern Schritt des Entgegenkommens gegen die Wünsche der Türkei getan, indem die Zahlung einer Summe für die Übernahme der türkischen Staatsgüter in Bosnien angeboten wurde. Das wird allerdings wohl das äußerste sein, was Österreich-Ungarn bieten kann. Aber noch ist die Konferenz zur Beilegung der Orientwirren nicht gesichert, und wenn jetzt neuerdings wiederholt der Gedanke einer Vermittlung durch die nicht direkt an den politischen Balkanfragen beteiligten Mächte aufgetaucht ist, so wird man auch dieser Lösung einstweilen noch skeptisch gegenüberstehn. Der Pariser Temps hat von einer durch Frankreich, Deutschland und England einzuleitenden Vermittlungsaktion gesprochen. Das ist gewiß ernst gemeint, denn Frankreich hat ein starkes Interesse an einer friedlichen Lösung der Orientkrisis, aber der Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, sind doch gar zu viele. Nebenbei wird die englisch-russische Verständigung in Persien auf immer härtere Proben gestellt, und es scheint beinahe, als ob die kritischen Stimmen, die sich immer schon in England gegen diese Politik geregt haben, einen etwas lautern Klang gewinnen.

Auch Ostasien zieht wieder die Blicke auf sich. Juanschikai, der chinesische Staatsmann, der unter der Herrschaft der verstorbnen Kaiserin-Regentin so großen Einfluß erlangt hatte und als einer der Hauptträger der Reformbewegung galt, ist unter der neuen Regierung plötzlich entlassen worden. Die Lage ist noch nicht völlig geklärt. Es ist möglich, daß Juanschikai aus irgendwelchen persönlichen Gründen dem neuen Regenten, Prinzen Tschun, unbequem geworden ist, aber ebenso nahe liegt es, zu glauben, daß der reformfreundliche Chinese den reaktionären Stützen der Mandschupartei zum Opfer gefallen ist. Eine Wiederaufrichtung des alten Mandschuregiments mit seiner schroffen Fremdenfeindschaft, die alsdann wieder im Bereich der Möglichkeit liegen würde, bedeutete jedoch eine starke Gefährdung der anerkannten Interessen der auswärtigen Mächte in China. Es ist deshalb begreiflich, daß die Vorgänge in Peking von der Diplomatie aller Weltmächte mit mißtrauischen Augen beobachtet werden, und daß man sich durch Vorbesprechungen und Verabredungen auf alle Fälle vorbereitet. Vielleicht wirkt die Wahrnehmung dieser gemeinsamen Interessen an den Gestaden des Stillen Ozeans besänftigend auf die Gegensätze in der europäischen Politik.

Ein unmoderner Modernist. Ein eigenartiges Buch ist vor einiger Zeit bei Frommann in Stuttgart erschienen, das Buch des Professors der Philosophie an der Universität Münster Gideon Spicker: Vom Kloster ins akademische Lehramt. Schicksale eines ehemaligen Kapuziners. Es schildert, wie sich ein tief innerlich veranlagter Katholik durch das rastlose Suchen nach der Wahrheit vom katholischen, ja vom christlichen Dogma völlig loslöst, ohne doch seine Religion zu verlieren.

Von seinen äußern Schicksalen erzählt Spicker nicht eben viel, und der aufmerksame Leser fühlt bald heraus, daß er für Daten und Zahlen wenig Sinn hat; daher wissen wir oft nicht, in welchem Jahr wir uns befinden, und überhaupt nicht, in welchem Lebensjahre des Autors.*) Als Bauernsohn auf der Reichenau geboren, deren landschaftliche Reize er mit schönen Worten schildert, fühlt er sich schon früh zu etwas Höherm geboren; das bedeutet in katholischer Gegend natürlich, daß er „geistlich" wird, zumal da er starke Neigung zur religiösen Askese an den Tag legt. Unter schweren Hindernissen beginnt er seine Studien und wird bald zu

*) Spicker ist im Jahre 1840 geboren (er selbst verrät es uns nicht).

Platon geführt, dessen Phädon den philosophischen Eros, die Sehnsucht nach den transzendentalen Wahrheiten in sein Herz senkt; in dem ehrwürdigen Kloster Einsiedeln genießt er endlich eine regelmäßige Ausbildung und tritt dann in das Kapuzinerkloster in Luzern ein, weil ihm die armen barfüßigen Kapuziner als die wahren Nachfolger Christi erscheinen. Was er aus diesem und dem Freiburger Kloster, wo er seine Studien fortsetzt, erzählt, wird besonders nichtkatholische Leser interessieren, die sich vom Klosterleben meist schiefe Vorstellungen machen; hier genüge es zu sagen, daß er verbotne Bücher liest (zu denen auch Bossuet und La Bruyère gehören), weil ihm die öden scholastischen Kompendien nicht genügen, und daß er sich die nötige Fertigkeit im Aufschlagen des Breviers nicht anzueignen vermag, auch im Dienst bei der Messe unbrauchbar ist. Ob das Streben nach verbotner Frucht oder die äußere Ungeschicklichkeit sein Los besiegelt, wird nicht ganz klar: jedenfalls entbindet man ihn nach drei Jahren seines Gelübdes und stößt ihn aus dem Orden aus. Trotzdem gibt er den Plan, den geistlichen Beruf zu ergreifen, nicht auf und wendet sich nach München, um Theologie zu studieren; aber hier stößt ihn an Döllinger der Mangel an spekulativem Verständnis ab, und so gerät er schließlich in die Vorlesungen Prantls, des berühmten Historikers der Logik, er promoviert bei diesem Skeptiker mit einer Arbeit, in der er so unvorsichtig ist, von einem Nonnenkloster zu berichten, wo sich Gräber mit Kinderknochen gefunden haben. Schon jetzt fällt die Kaplanspresse mit der törichten Insinuation über ihn her, er habe sich den Doktortitel erkauft — ein kleiner Vorgeschmack von dem, was später folgen sollte. Auf den Rat seiner Münchner Lehrer habilitiert er sich in Freiburg i. B., und jetzt, sich selbst überlassen, wird er gewahr, daß er durch Prantls skeptischen Einfluß bei der reinen Negation angelangt ist, den alten Glauben verloren, aber eine feste philosophische Weltanschauung nicht gewonnen hat. Und so beginnt eben da, wo sein äußeres Leben in feste Bahnen gelenkt wird, die Tragik seines innern: er versucht das Verlorne durch metaphysische Spekulation zu ersetzen, er durchmustert alle großen Systeme und macht sich mit den Errungenschaften der modernen Naturforschung vertraut, um sein Ideal zu erreichen: „eine Religion in philosophischer Form auf naturwissenschaftlicher Grundlage.“ Aber man hat das deutliche Gefühl: auch der fast Siebzigjährige hat es noch nicht erreicht, und es ist kein Zufall, daß er am Schlusse des Buchs eine alte Grabschrift mitteilt, die beginnt: Dubius vixi, non impius; incertus morior, non perturbatus.

Die Schriften des liberalen Katholiken erregten die Aufmerksamkeit des preußischen Kultusministeriums, das gerade damals im schwersten Kulturkampfe lag; einen Tag nach der Absetzung des Bischofs von Münster erhielt Spicker einen Ruf an die dortige Akademie; er trat sein neues Amt im Jahre 1876 an, von der dortigen ultramontanen Presse mit einem förmlichen Wutgeheul begrüßt, das sich beim Erscheinen seiner Schrift über Lessing noch steigert. Was Spicker aus der Schrift des Stadtdechanten Kappen von Äußerungen über sich und den großen Physiker Hittorf mitteilt, muß man bei ihm selbst nachlesen. Dieser christliche Priester, der sich durch Studenten aus Spickers Vorlesungen alle anstößigen Äußerungen hinterbringen ließ und sie in einem „Herbarium“ sammelte, brachte es so weit, daß Windthorst und Schorlemer den gefährlichen Philosophen im Landtage angriffen; damals ist Spicker sogar in den Kladderadatsch gekommen. Aber als im Jahre 1898 ein Buch über den „Kampf zweier Weltanschauungen“ erschien, worin der jetzt über achtzig Jahre alte Kappen mit Unrecht eine Rückkehr zur Religion gesehn hat, erschien er plötzlich bei dem alten Gegner und söhnte sich gewissermaßen mit ihm aus.

Ich habe Spicker in der Überschrift einen „unmodernen“ Modernisten genannt. Das ist er, weil er doch tiefer in der Scholastik stecken geblieben ist, als er selbst

glaubt. Ob eine Versöhnung von Wissen und Glauben überhaupt möglich ist, werden heute viele bezweifeln; daß das Problem in die Entwicklung der modernen Philosophie hineinpaßt, muß entschieden leugnen, wer nicht selbst Theologe ist. Und an Spicker ist vieles von seiner theologischen Vergangenheit haften geblieben. Auch in andrer Beziehung hat man den Eindruck, es mit einem weltfremden Manne zu tun zu haben. Die heutige Universität Münster, die sich von andern Universitäten nur durch das Fehlen der halben medizinischen Fakultät unterscheidet, erscheint ihm immer noch im Lichte der Akademie von 1876, an der eine liberale Minorität mit der ultramontanen Majorität in erbittertem Kampfe lag. Das sind, Gott sei Dank, tempi passati, und alle die von Spicker geschilderten Vorfälle könnten sich heute höchstens innerhalb der theologischen Fakultät wiederholen, in dieser aber ebensogut auch in Bonn, Breslau oder Straßburg. Aber gerade die unbedingte Ehrlichkeit, mit der Spicker von allen seinen innern Kämpfen erzählt, macht das Buch zu einer interessanten Lektüre für jeden, der die freiern Strömungen innerhalb des Katholizismus nicht ohne Hoffnung verfolgt.

Bilderatlas zur sächsischen Geschichte in mehr als 500 Abbildungen auf 100 Tafeln zusammengestellt von Professor Dr. O. E. Schmidt und Professor Dr. J. L. Sponsel. Mit einer Beilage: Die Entwicklung der sächsischen Kultur von O. E. Schmidt. Leipzig und Dresden, B. G. Teubner, 1909. Auch dieses Werk ist ein Erzeugnis warmer Heimatliebe, das Ergebnis einer Vertiefung der historischen Forschung und Auffassung und zugleich der wieder verstärkten Betonung der landschaftlichen Geschichte, die durchaus berechtigt ist, da zur Entwicklung der deutschen Kultur alle deutschen Stämme je nach ihrer Art beigetragen haben, wenngleich die politische Einigung der Nation der Hauptsache nach von Preußen oder unter Preußens Führung durchgesetzt worden ist. In dieser erneuten Betonung des eine Zeit lang in den Hintergrund gedrängten Provinziellen und Landschaftlichen liegt ein tiefberechtigter Zug, solange sich dieses Landschaftliche bewußt bleibt, eben nur im Rahmen der deutschen Kultur zu stehn und nichts Apartes für sich sein will, das etwas Besseres wäre als die Nachbarn. Daß die vorliegende Sammlung nicht in diesem Sinne, sondern im deutschen Sinne gemeint ist und zu verstehn ist, dafür bürgt vor allem der Name O. E. Schmidts, des feinsinnigen Verfassers der jedem Grenzbotenleser bekannten „Kursächsischen Streifzüge". Ihm fällt außer der knappen, alles Wesentliche sachkundig hervorhebenden und zusammenfassenden Beilage über die Entwicklung der sächsischen, das heißt der auf dem Boden des heutigen Königreichs Sachsen aufgeblühten Kultur von der sogenannten prähistorischen Zeit bis zur Gegenwart, von der jüngern vorgermanischen Steinzeit bis auf Richard Wagner und Max Klinger die Auswahl der größern Hälfte der Tafeln (52, nämlich 1 bis 31, 49, 81 bis 100) zu. Zu ihnen haben zahlreiche Behörden, öffentliche und private Sammlungen beigesteuert. Das meiste ist nach Photographien nach der Natur oder nach den Originalen in Autotypien wiedergegeben, die oft etwas klein ausgefallen sind, weil eben jede Tafel mehrere Bilder bringen sollte, aber doch dem Zwecke im ganzen völlig genügen. Ihre Reihe eröffnen typische Landschaften aus verschiednen Gegenden Sachsens, dann folgen Geräte und Waffen aus den verschiednen Perioden der Urzeit bis auf die Slawenzeit. Die mit 928 beginnende deutsche Zeit eröffnen Bilder und Pläne der ältesten Burganlage von Meißen; dann ziehn alle die verschiednen Kulturperioden von den Denkmälern des romanischen Stils durch die Zeit der Gotik, der in Sachsen ganz besonders reich entwickelten Renaissance, des Barock usf. in zahlreichen, wohlausgewählten Typen mit Plänen von Stadt- und Dorfanlagen, historischen Szenen,

Porträts, berühmten Kunstwerken, charakteristischen Bauten am Auge des Beschauers vorüber, naturgemäß mit den Fortschritten der Kultur in verhältnismäßig wachsender Zahl. Den Schluß bilden zwanzig Tafeln zur Veranschaulichung dörflicher, volksmäßiger Kunst, der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe, des Bergbaus, der Industrie, des Verkehrslebens, malerische Ansichten aus Mittel- und Kleinstädten, moderner Monumentalbauten und großstädtischer Einrichtungen.

Bei dem außergewöhnlich niedrigen Preise (5 Mark) der reichen Sammlung darf man sicher erwarten und hoffen, daß sie in recht viele Hände kommen und auch den Zweck, das Interesse und die Liebe für die Heimat vor allem in der Jugend zu beleben und zu stärken, erfüllen werde. Für eine zweite Auflage aber, die hoffentlich nicht ausbleiben wird, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möge auch die so reich und selbständig entwickelte Kultur der Oberlausitz, die der Anfall an Kursachsen 1635 von dem Schicksale Böhmens gerettet und der deutsch-protestantischen Kultur erhalten hat, stärker berücksichtigt werden, als es zunächst mit den wenigen Bildern, die ihr jetzt gewidmet sind, geschehn ist. Das Interessanteste an ihr ist nicht das schwache, auf einen engen Kreis beschränkte Wendentum, an das viele zuerst denken, wenn von der Oberlausitz die Rede ist, sondern die Ausgestaltung eines kraftvollen deutschen Bürgertums, das in seiner Blütezeit die meisten Städte der „Erblande" an Selbständigkeit des Geistes weit übertroffen hat. *

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

**„Spielend zu lernen
und lernend zu spielen"**

das war der Grundgedanke der Herausgeber von

B. G. Teubners Künstler-Modellierbogen

Wer je Kinder beim Ausschneiden und Aufbauen beobachten durfte, bekennt mit Freude, daß für die Mußestunden der Jugend hier ein anziehendes und anregendes, belehrendes und bildendes Beschäftigungsmittel geschaffen wurde.

Es sind zunächst folgende Motive erschienen: **Aus deutschen Landen:** Alpenhof — Sennhütte (Staffagebogen I: Alpenleben). Schwarzwaldhof — Schwarzwaldmühle (Staffagebogen II: Schwarzwaldleben). Ländlicher Bahnhof* — Niedersächsisches Bauernhaus* — Niedersächsische Dorfkirche* (Staffagebogen IV: Bauernleben).* Altwendischer Bauernhof.* Kogelburg (2 Bogen).* **Aus fremden Ländern:** Wolkenkratzer — Japanisches Teehaus — Haus auf Ceylon — Lappenlager — Rumänisches Bauerngehöft* (Staffagebogen V: Rumänisches Leben). **Aus dem Mittelalter:** Stadttor mit Patrizierhaus (2 Bogen) — Rathaus (Staffagebogen III: Mittelalterliches Leben). **Aus der Urgeschichte:** Pfahlbausiedelung.* **Märchen:** Hänsel und Gretel.* Schatten-Theater (2 Bogen).* Markttag in der Kleinstadt.*

Die mit * versehenen Bogen erscheinen als erste Serie aus dem Preisausschreiben für B. G. Teubners Künstler-Modellierbogen 1908.

Jeder Bogen kostet 40 Pfg. (Jeder Staffagebogen 20 Pfg.) Porto 10 Pfg.

Katalog mit Abbildungen aufgebauter Motive ist gegen Einsendung von 10 Pfg. in Briefmarken zu beziehen vom Verlag.

B. G. Teubner, Leipzig, Poststrasse 3.

Volksſtimmung

Volksſtimmung? — Iſt das nicht dasſelbe wie öffentliche Meinung? Zuweilen iſt es der Fall, für gewöhnlich aber nicht, namentlich inſoweit dabei die gedruckte öffentliche Meinung in Frage kommt. Denn dieſe will eine Volksſtimmung erſt erzeugen und wird darum bloß in Nebenſachen Erfolg haben. In der Hauptſache entwickelt ſich die Volksſtimmung aus ſich ſelbſt, zähe und langſam, für Treibkultur unempfänglich. Leute, die bloß „zwiſchen Häuſern und Zeitungen leben“, kennen ſie gar nicht. — Dann ſind die durch das allgemeine Stimmrecht gewählten Reichstagsabgeordneten doch ſicher die Vertreter der Volksſtimmung? — Zuweilen ja, in der Regel aber auch nicht. Das iſt übrigens in andern Ländern meiſt auch ſo. Unſre Reichstagsabgeordneten ſollen wohl nach Paragraph 29 der Reichsverfaſſung „Vertreter des geſamten Volks und an Aufträge und Inſtruktionen nicht gebunden“ ſein, aber ſie ſind an die Aufträge und Inſtruktionen ihrer Partei gebunden, folglich nicht Vertreter des geſamten Volks und können darum auch nicht durch die Bank als Vertreter der Volksmeinung angeſehn werden. Die überzeugten Verehrer des neuen Standes der Immunitätsritterſchaft werden dieſe Anſicht für ſehr ketzeriſch halten, aber ſie iſt es keineswegs. In den vier Jahrzehnten des Beſtands des Reichs iſt der Reichstag viermal aufgelöſt worden, und jedesmal hat ſich die Volksmeinung gegen ſeine Mehrheitsbeſchlüſſe erklärt. Die Volksſtimmung iſt darum keineswegs das, was Stimmungsmacher und Agitatoren dafür ausgeben und auch gelegentlich durch allerlei Kunſtgriffe an die Oberfläche zu bringen wiſſen; ſie liegt viel tiefer und läßt ſich durch ſo ſeichtes Hebelwerk gar nicht faſſen. Die Reichstagsabgeordneten möchten ja gern als Vertreter der wirklichen Volksſtimmung gelten, ſchon um der Zukunft willen, denn „wir wollen doch alle wiedergewählt werden“, geſtand ein liberaler Abgeordneter kürzlich ganz offen zu. Dabei iſt ihnen aber die Parteibrille und ihr ſonſtiger Parteiapparat oft ſehr hinderlich. Wenn ſie mit ihrem Agitationsſtabe in ihren ſelten erdrückend vollen Verſammlungen erſcheinen, in denen

die Bravorufer geschickt verteilt sind, und der Parteibyzantinismus noch in ganz andrer Weise in Szene gesetzt wird als der sogenannte Hurrapatriotismus bei Kaiserreisen — da wickelt sich freilich die Rede unter dem üblichen Beifall ab, und die längst vorbereitete Resolution wird glatt und ohne Widerspruch angenommen. Sie vermögen sich damit in dem Glauben zu erhalten, daß sie die wahren Vertreter des Volks wären. Bei den Wahlen kommt es aber manchmal anders. Die Volksstimmung ist nur selten in solchen künstlich vorbereiteten und meist auch bloß von den engern Parteiinteressenten besuchten Versammlungen zu Hause, sie wohnt ganz wo anders, sie geht nicht in solche Versammlungen, sondern will aufgesucht werden. Bismarck kannte sie und wußte, wo sie wohnte. Er war darum auch ein wirklicher Vertreter des deutschen Volks, obgleich er nicht vom Volke gewählt worden war.

Von Friedrich Naumann stammt der bemerkenswerte Ausspruch: „Bismarck wurde der politische Meister des deutschen Denkens, aber nicht der Erzieher zur politischen Einzeltätigkeit. Infolgedessen liegt direkt hinter der Schicht vom Jahre 1848 im geistigen Leben der deutschen Nation eine Schicht von völlig andrer Konstruktion. Ihre nächsten Nachfolger aber verzichteten auf eignes Wollen und Denken unter dem übermächtigen Eindruck, daß eine Art von Genius beides für sie besorge. Und als dann Bismarck aus dem politischen Leben ausschied, da hinterließ er eine Art Trümmerfeld: es bestand keine politisch tätige Aristokratie, es bestand keine politisch erzogne Berufsbildung. Es war kein Volk vorhanden, in dem politische Überlieferung, außer beim Zentrum und bei der Sozialdemokratie, im Entstehn begriffen war.“ Eine sehr scharfsichtige Beobachtung, wie sie einem so begabten und für sein Volk warmherzigen Politiker ziemt, aber die Einkleidung fordert doch zu einigen Betrachtungen auf, bloß damit verbreitete Irrtümer nicht weiter Raum gewinnen mögen. Gewiß hat Bismarck das deutsche Denken gemeistert, indem er es von der achtundvierziger Anschauung befreite, nach der das Deutsche Reich durch Parlamentsbeschlüsse begründet werden könnte. So billig war es nicht zu haben. Aber er hat, kurz nachdem er sich beim Bundestage über die damalige Machtlosigkeit Österreichs und des Deutschen Bundes unterrichtet und der Prinzregent die Heeresreorganisation durchgeführt hatte, die wieder gegen das Parlament durchgesetzt werden mußte, auch den praktischen Teil der Beschlüsse des Frankfurter Parlaments durchgeführt. Er hat demnach den angeblichen Bruch zwischen 1848 und der spätern Zeit nicht verschuldet, und er hatte auch immer die Volksstimmung auf seiner Seite. Die Schuld liegt ganz bei denen, die nicht eingesehn hatten, daß der Weg, der seinerzeit in Frankfurt in bester Absicht eingeschlagen worden war, gar nicht zum Ziele führen konnte, die aber trotzdem an der parlamentarischen Methode festhielten. In dem ganzen Zeitraum von 1848 bis 1866 wog der Kampf um die Macht des Parlaments vor, der wesentlich in Preußen geführt wurde, da dort allein

die Entscheidung lag. Der Partikularismus, der mit sicherm Instinkt erkannte, daß dabei eine Demütigung Preußens herauskommen konnte, sprang mit Eifer der preußischen Opposition bei. Dadurch wurde das Streitobjekt verschoben und auch der Schein erweckt, als handle es sich um die deutsche Einheit. Darum handelte es sich freilich, aber in ganz umgekehrtem Sinne, als die gemachte öffentliche Meinung es auffaßte und darstellte.

Die großen Ereignisse von 1866 und 1870 riefen in der Volksstimmung, die sich damals zu sehr den Zeitungsmeinungen hingegeben hatte, eine vollständige Umwandlung und eine Zersetzung der Parteien hervor. Die Verfassung brachte nun nicht die vom Liberalismus gewollte alleinige Vorherrschaft des Parlaments mit unbedingter Gewalt über die Minister, sondern hielt sich an die in den deutschen Staaten hergebrachte Form des Konstitutionalismus. Solange aber die Ereignisse von 1866 und 1870 direkt nachwirkten, und das deutsche Volk eine größere Anzahl von politischen Kapazitäten in den Reichstag sandte, blieb dieser auf seiner Höhe und vereinigte sich mit dem Altreichskanzler zu politisch nützlicher Arbeit. Damals stand auch sein Ansehn in der Volksmeinung sehr hoch. In den siebziger Jahren wurde dann die politische Erschlaffung, wie sie bei allen Völkern nach Perioden größerer nationaler Anspannung einzutreten pflegt, von dem wieder zu Kräften gekommenen Liberalismus geschickt benutzt, um den 1866 in Preußen niedergeworfnen Kampf um die Parlamentsherrschaft im Reiche aufzunehmen. Es handelte sich dabei, wie Eugen Richter ausdrücklich aussprach, darum, „dem Kanzler den Willen zu brechen“. Er fand dabei die verständnisvolle Unterstützung des Zentrums und der weitverbreiteten Presse des freihändlerischen Kapitalismus, der sich in allen Ländern durch Mangel an Verständnis für nationale und Machtfragen auszeichnet. Das Zentrum festigte sich immer mehr dabei, aber die liberale Fortschrittspartei hatte keinen Vorteil davon, denn was sich im deutschen Volke durch die verwirrende Agitation von seinem bisherigen Standpunkte abbringen ließ, ging zur Sozialdemokratie über, die mächtig anschwoll, indem ihr ein fortschrittlicher Wahlkreis nach dem andern zufiel, wie Bismarck mehrfach warnend vorausgesagt hatte. Auch die nationalliberale Partei litt schwer darunter, da sie wiederholt ernstlich Gefahr lief, sich vom Linken umgarnen zu lassen.

Das parlamentarische Leben wurde dabei vollständig verwüstet und ist es zum großen Teil heute noch. Seit jenen unseligen Zeiten ist es Mode geworden, daß bei parlamentarischen Entscheidungen nicht mehr das Wohl des Reichs, sondern der Vorteil der Partei den Ausschlag gibt. Ein freisinniger Abgeordneter schrieb erst kürzlich bei Besprechung der kommenden Finanzreform: „Aber die Partei will doch auch leben.“ Auch noch nach den letzten Reichstagswahlen wird alles vom Parteiinteresse, von der Parteidoktrin, vom Parteizwang beherrscht, das Vaterland ist so ziemlich Nebensache dabei geworden, und alle Parteien haben mehr oder weniger schuld daran. Das

Volk hat diesem parlamentarischen Streite ziemlich gleichgiltig gegenübergestanden. Am wenigsten begriff es, warum es sich nach den offenkundigen Taten der Regierung und namentlich Bismarcks für parlamentarische Herrschaftsgelüste begeistern sollte. Aber durch eine skrupellose Agitation unausgesetzt an seinen materiellen Interessen angefaßt und hin und her gezerrt, hatte es Mühe, die Höhe des vaterländischen Standpunkts, auf den es die Gründung des Reichs emporgehoben hatte, den verwirrenden Parteikämpfen gegenüber zu behaupten. Dabei ging die Teilnahme an diesen und für ihren Schauplatz, den Reichstag, immer mehr zurück bis zur vollständigen Gleichgiltigkeit. Die lebende Generation hat nicht mehr recht die Erinnerung von den schweren Kämpfen Bismarcks, ein Jahrzehnt hindurch bis zum Jahre 1887, mit den von den Vorkämpfern des parlamentarischen Systems geführten Reichstagsmehrheiten, die alles bestritten, was von der Regierung kam, und denen er mit der größten Anstrengung nach und nach und nur stückweise die Zoll- und Steuerreform sowie die ersten grundlegenden sozialreformatorischen Gesetze abringen konnte. Die dabei interessierte Presse ist seitdem beflissen gewesen, diese Tatsachen zu verwischen und selbst in ihr Gegenteil zu verkehren. Aber die namentlich zur Blütezeit der nachmaligen Bismarcklegende vielfach aufgestellte Behauptung, zu Bismarcks Zeiten sei immer alles glatt abgegangen, ist einfach nicht wahr.

Der Kern der deutschen Bevölkerung hielt an Bismarck fest, und wenn er rief, wenn er selbst die Wahlparole gab, erklärte sich die Volksstimmung entschieden für ihn und gegen die Reichstagsmehrheit. Die Wahlen von 1887 endeten sogar mit einer geradezu vernichtenden Niederlage der Mehrheit Richter-Windthorst-Grillenberger, und es wurde damals mit Recht behauptet, der neue Reichstag sei auf den Namen Bismarcks gewählt. Jedenfalls hatte er von da an bis zum Ausscheiden aus dem Amte parlamentarische Ruhe. Danach war freilich, wie Herr Naumann richtig erkennt, kein politisch erzognes Volk vorhanden, worunter er wohl nicht versteht ein für die Parlamentsherrschaft erzognes Volk. Er wird als guter Kenner unsers Volks genau wissen, daß es damit noch gute Wege hat, dazu müßte sich der Reichstag erst durch eine lange Reihe volkstümlicher Leistungen den Respekt wieder erwerben, den er seit drei Jahrzehnten eingebüßt hat. Was aber seit damals an politischem Sinn im Volke lebt, führt auf Bismarck zurück, alles übrige war durch die langdauernde, in der Wahl der Mittel rücksichtslose Agitation gegen ihn und seine Politik verwüstet und zertrümmert worden. Das Trümmerfeld jedoch, das hinterblieb, und auf dem nur noch die Sozialdemokratie wuchern konnte, war nicht sein Werk, er hat es nur nicht verhindern können. Aber im Kampfe um die Parlamentsherrschaft hatte er so vollkommen gesiegt, daß zwanzig Jahre vergingen, bevor wieder der Versuch gemacht wurde, ihn neu aufzunehmen. Nur die Mehrzahl der liberalen Blätter, darunter nicht wenige als nationalliberal bezeichnete, haben die damaligen aus dem Aus-

lande entlehnten Formen und leitenden Gedanken weiter beibehalten. Nach ihnen sieht es immer so aus, als ob wir eigentlich eine parlamentarische Regierung hätten, obgleich bis auf die letzten Tage jede direkte Anspielung darauf sorgfältig vermieden wurde.

Hinterher haben verschiedne Parteien auch versucht, das Andenken Bismarcks — das einzige politische Gefühl, an das damals in allen den noch nicht für die Sozialdemokratie reif gemachten Kreisen des deutschen Volkes appelliert werden konnte — für ihre Zwecke nutzbar zu machen, es gründete sich sogar förmlich eine neue Zeitungsindustrie darauf.

Seit Bismarck ist das deutsche Denken nochmals verändert worden durch Kaiser Wilhelm den Zweiten, der auf unsre Zukunft auf dem Wasser hingewiesen hat. Es ist in den Grenzboten schon dargelegt worden, auf welchen Wegen dieser Gedanke mehr und mehr Wurzel im Volke geschlagen hat und bereits ausschlaggebend geworden ist, wie die letzten Reichstagswahlen bewiesen haben. Die gedruckte öffentliche Meinung hat dafür so gut wie nichts getan, sondern längere Zeit versucht, von einer kaiserlichen Laune und ähnlichem zu sprechen. Man kann wohl bei der Verschiedenheit der Auffassungen nur in wenigen Fragen von einem eigentlichen Volkswillen sprechen, was aber die deutsche Seepolitik betrifft, so läßt sich nicht bestreiten, daß dafür eine deutlich ausgesprochne Volksstimmung besteht. Seit Jahren schon ist diese lebhafte Stimmung für die Geltung Deutschlands zur See vorhanden, und die laue Behandlung der Flotten- und Kolonialangelegenheiten in frühern Reichstagen war immer auf Befremden und Mißstimmung gestoßen. Dagegen gewann die frische und energische Erscheinung des Kaisers, und die unaufhörlichen Kritiken und „parlamentarischen“ Auslegungen der Zeitungen gegen ihn sind bis heute ohne Wirkung auf die Volksstimmung geblieben. Man hat im Volke immer klar unterschieden, daß aus den Worten auf der einen Seite Tatkraft und ideales deutsches Streben, aus denen auf der andern Seite nur die graue Theorie sprach, von der das Vaterland bisher wenig gehabt und in Zukunft noch weniger zu erwarten hat. Es handelt sich dabei durchaus nicht um den sogenannten Hurrapatriotismus, sondern um eine ganz unverkennbare Äußerung des Volksinstinkts. Man kann seit einem halben Jahrhundert und darüber eine doppelte Strömung im deutschen Volke verfolgen: eine geräuschvolle, hergebrachte, oberflächliche der Zeitungen und Berufsparlamentarier, die nur in einem Teile — vielleicht der Mehrheit — der sogenannten Intellektuellen zu Hause ist, und eine tiefere, rein nationale Grundstimmung, der in der Gegenwart der Reichstag nur imponiert, wenn er mit Kaiser und Kanzler geht. Es säßen heute viele Liberale nicht im Reichstage, wenn diese Grundstimmung nicht vorhanden gewesen wäre.

Man begeht wohl kaum einen Irrtum, wenn man annimmt, daß diese gegenwärtige Volksstimmung eine Erbschaft, ein Niederschlag aus der Zeit

Bismarcks ist. Es mag nun freilich ein Fehler des deutschen Volkes sein, sich politisch von einer Art von Genius leiten zu lassen, jedenfalls ist aber auf absehbare Zeit dieser Genius sicher nicht der des Parlaments. Diese Hinweise sind durchaus angebracht in unsern Tagen, in denen behauptet worden ist, es sei ein großer parlamentarischer Erfolg errungen worden. Man mag das in den oben angedeuteten Kreisen glauben, in denen man sogar behauptet hat, es habe sich eine tiefe Kluft zwischen dem Monarchen und dem Volke aufgetan. Das wäre selbstverständlich sehr schlimm, was aber jene wirkliche Volksstimmung betrifft, wie sie sich bei den letzten Reichstagswahlen kundgegeben hat, so ist es bei ihr in keinem nennenswerten Umfang der Fall. Möglich, daß die Sozialdemokraten wieder eine Stärkung erfahren haben, diese würde aber bei künftigen Wahlen nur auf Kosten der Liberalen zum Ausdruck kommen und das Weiterbestehn des sogenannten Blocks in Frage stellen. In gewissen parlamentarischen Kreisen scheint man nicht in Rechnung gezogen zu haben, daß die Ausschreitungen der Reichstagsdebatten auf die Volksstimmung den Eindruck einer Herabsetzung des Kaisers, namentlich vor dem Auslande, gemacht haben, und noch dazu in einem Falle, in dem ihn formell keine Schuld traf, die lediglich auf seiten des Auswärtigen Amts lag. Auch der mehrfach mit Genuß wiederholte Kommiswitz über die „Regierung im Umherziehen" wird die Wirkung verfehlen auf alle jene Teile der Bevölkerung, die sich freuen, den Kaiser einmal in ihrer Heimat persönlich begrüßen zu können. Denn trotz zwanzigjähriger Anfeindung durch die verbreitetsten Blätter erscheint er ihnen doch als der wirkliche Kriegsherr, als der Schöpfer der populären Flotte, als der unermüdliche Arbeiter, als das Muster eines deutschen Familienvaters und nicht zuletzt als das Oberhaupt des jungen Reichs, das er so würdig zu repräsentieren versteht. Ob das in eine berechtigte oder unberechtigte parlamentarische Formel paßt, ficht die Volksstimmung wenig an, aber Hurrapatrioten, die sich nur vordrängen möchten, sind die nicht, die so denken.

So irrige Auffassungen können auch allein bei Leuten entstehn, die nur „zwischen Häusern und Zeitungen" leben, deren gesamtes Treiben und Schreiben seit Jahren nach ausländischen Mustern einen Zug angenommen hat, den Bismarck mit der Bezeichnung „kryptorepublikanisch" belegte, und die, weil sie in ihrem engen Kreise immer wieder auf die eigne Meinung stoßen, in den Irrtum verfallen sind, das wäre die Volksstimmung. Die ist ganz anders. König Friedrich August hat auch mit der gravitätischen Form seiner Vorfahren gebrochen, bereist fleißig sein Land und erfreut seine Sachsen durch wohlwollende und patriotisch anregende Ansprachen. Daran hat noch niemand Anstoß genommen, man freut sich vielmehr darüber. Warum soll das der Kaiser nicht auch können und dürfen? Bismarck sagte schon am 27. November 1881 im Reichstage: „Es wird Ihnen nicht gelingen, dem Kaiser Wilhelm im Deutschen Reich zu verbieten, daß er zu seinem Volke spricht." Ein

deutscher Kaiser hat ein viel größeres Gebiet zu bereisen als der König von Sachsen. Wenn sich dabei Unzukömmlichkeiten in bezug auf die ministerielle Führung der Geschäfte herausgestellt haben, so ist dafür der Reichskanzler in erster Linie verantwortlich, und zwar nicht bloß formell sondern auch sachlich, denn er hat dafür zu sorgen, daß solche Verstöße nicht vorkommen. Er würde auch keinem Widerstande begegnet sein, und wenn es doch der Fall gewesen sein sollte, so hätte er nicht im Zweifel darüber sein können, was ihm die Pflicht der Verantwortlichkeit vorschreibt. Die Reichstagsverhandlungen im November haben nun zu der bekannten Veröffentlichung im Staatsanzeiger geführt, wonach in Zukunft der Kaiser vermeiden wird, den Anschein zu erwecken, als werde eine zwiefache Politik geführt. Diese Lösung der sogenannten innern Krise hat dadurch den erfreulichen Charakter eines Kompromisses zugunsten des Fürsten Bülow angenommen, den der Kaiser nicht entbehren will und die Reichstagsmehrheit nicht entbehren kann. Sie hat ihn darum auch in den Debatten auffällig geschont, während doch nach der Verfassung alle Angriffe gegen ihn hätten gerichtet werden müssen. Wenn durch das erwähnte Kompromiß der Erfolg erreicht wird, daß sich der Kaiser nicht mehr unnötig einer absichtlich unfreundlichen Kritik aussetzt, so werden alle wahrhaft monarchisch Gesinnten damit zufrieden sein. Ihm bleiben ja noch ganz andre Wege, sein verfassungsmäßiges Recht auf Leitung der Politik auszuüben, und er braucht um so weniger als Heerrufer zu erscheinen, um das parlamentarische Schwergewicht zu überwinden, als es ihm schon gelungen ist, die in weiten Kreisen lebendige Neigung für eine Überseepolitik des Reichs zu einer durchschlagenden Volksstimmung zu gestalten.

Die zweitägige Verfassungsdebatte im Reichstage ist ergebnislos gewesen; über manchen großen Worten schwebte im stillen die zurückgehaltne Überzeugung, daß man gar nicht in der Lage sei, ernsthafte Entscheidungen herbeizuführen. Trotz der hohen Töne, mit denen der Chorus der Presse den Vormarsch in ein parlamentarisches Regiment einzuleiten scheint, besteht in ernsthaften Abgeordnetenkreisen darüber nicht der geringste Zweifel. Man möchte freilich in gewissen Kreisen das beantragte Gesetz über die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers als erste Station auf dem Wege zum parlamentarischen Regiment ausgeben. Ob aus den der Kommission übergebnen Anträgen überhaupt etwas wird, steht noch dahin, aber wenn sich etwas daraus gestalten läßt, wird doch nur ein Ding ohne jede praktische Bedeutung zum Vorschein kommen. Ein Berliner Blatt hat aber recht mit der Ansicht, daß eine solche an sich bedeutungslose „Errungenschaft“ nicht zwecklos sein dürfte, sobald sie zur Beruhigung dient. Ein starkes Parlament bedarf gar keiner Ministerverantwortlichkeit, da es in der Lage sein würde, jedem ihm unbequemen Minister das Regieren unmöglich zu machen. Aber der Reichstag ist eben kein solches starkes Parlament, weder nach seiner Zusammensetzung noch im Ansehn der Volksstimmung. Noch vor den erwähnten Debatten im Reichstage führte Hans Delbrück in den

Preußischen Jahrbüchern treffend aus: „Der deutsche Reichstag ist nicht deshalb von einer geringern Bedeutung als andre Parlamente, weil gewisse Paragraphen ihm mehr oder weniger Rechte verleihn, sondern weil er keine Majorität hat und haben kann, die imstande wäre, eine Regierung zu bilden.... In dem Augenblick, wo eine solche Majorität vorhanden wäre, wäre alles anders, ganz gleichgiltig, was in der Reichsverfassung steht oder noch hineingesetzt wird.“ Der sogenannte Block ist seit dem Kartellreichstag Bismarcks von 1887 der erste, jetzt vom Fürsten Bülow eingeleitete Versuch, eine solche Mehrheit zu schaffen, und die Einsicht in dieses Verhältnis scheint auch der Beweggrund gewesen zu sein, der die Mehrheitsparteien veranlaßt hat, die mehrfach erwähnten Debatten von ihrer anfänglichen Richtung ab- und auf Nebengeleise zu leiten. Die Furcht, in den Augen des Volks nicht liberal genug zu erscheinen, hat außerdem mit auf diese Abwege geführt.

Die wirkliche Volksstimmung legt darauf aber wenig Wert, denn sie entsteht nicht aus dem üblichen Versammlungsmilieu. Sie hat den gegenwärtigen Reichstag nicht darum gegen die Sozialdemokratie herausgekämpft, damit Parteitifteleien fortgesetzt werden. Sie will Taten sehen zugunsten der Seepolitik und überhaupt zum Nutzen des Reichs. Sie würde auch harte Steuergesetze zum Zweck der Finanzreform ruhig hingenommen haben in der Überzeugung, daß es nun einmal nicht anders sein kann, aber diese müssen entstehn durch eine rasche Tat. Der in der Generaldebatte zutage geförderte, auf das allgemeine Leitmotiv gestimmte Gedankengang: Wir bitten dich, heiliger Florian, schütz unser Haus, zünd andre an — wird möglichenfalls einigen Parteien — zu allermeist der Sozialdemokratie — zugute kommen, aber das Ansehn auch dieses Reichstags gründlich untergraben, wenn er weiter für die Behandlung der Finanzreform gelten sollte. Taten will die Volksstimmung sehn, nicht zweistündige Reden hören. Die hat sie bei den frühern Reichstagen genugsam gehabt, wogegen sie alle Jahrzehnte einmal von der Reichsregierung aufgerufen werden mußte. Auf dem jetzt eingeschlagnen Wege liegt das Ziel nicht, das in der so wünschenswerten Zunahme des reichstäglichen Ansehns besteht. Die jetzige Reichstagsmehrheit ist für eine klar bestimmte Richtung der Politik gewählt worden, und diese hat durch die Kaiserdebatten keine Ablenkung erfahren. Demnach wird sich der Reichstag nach der umfangreichen Kritik der Regierungsvorlagen im neuen Jahre zur Durchführung der Reichsfinanzreform bequemen müssen, der die Volksstimmung noch freundlich, noch ungetrübt durch die eifrigen Gegenagitationen der mannigfaltigen Interessentengruppen gegenübersteht. Je länger der Reichstag diesen Agitationen Raum läßt, desto mehr wird die Volksstimmung darunter leiden und die Sozialdemokratie Vorteil ziehn. Darüber sollten sich doch gerade die gegen die Sozialdemokraten gewählten Abgeordneten klar sein. Sollte auch dieser von einer so warmen Volksstimmung geschaffne Reichstag versagen, so dürfte er ein politisches Trümmerfeld hinterlassen, das das von Herrn Naumann geschilderte noch übertreffen würde.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß von gewissen Seiten auch die vorstehenden Betrachtungen als Versuch ausgelegt werden, den Kaiser in seinem Gefühl des Gottesgnadentums zu bestärken. Wem noch aus der Jugendzeit die gleichen Redensarten aus der preußischen Konfliktszeit im Ohre liegen, den läßt die wieder aufgewärmte Phrase kalt. Das Gottesgnadentum der Hohenzollern hat die Entstehung des Reichs und seine heutige Größe und Blüte nicht gehindert. Es würde aber dem Vaterlande nützen und der Mehrzahl unsrer Tagespolitiker wohl anstehn, wenn sie die ihnen übertragne Aufgabe auch als eine von einer höhern Macht, der sie Verantwortung schulden, aufgelegt ansehn möchten. Was hier Volksstimmung genannt wird, würde damit sehr einverstanden sein. Hierauf hinzuweisen ist der einzige Zweck dieser Zeilen. Die Grenzboten haben schon seit einigen Jahren wiederholt auf die selbständige Eigenart der Volksstimmung: den lebhaften Sinn für Deutschlands Seegeltung und die allgemeine bürgerliche Abneigung gegen die Sozialdemokratie, hingewiesen. Die weiten Kreise, die immer vergnügt in ihren eignen Meinungen herumplätschern, haben diese Hinweise übersehn. Aber der jetzige Reichstag ist auf Grund dieser Volksstimmung, nicht wegen jener Meinungen gewählt worden, und er hat dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Erst wenn er die Sünden seiner Vorgänger gutgemacht hat, wird das deutsche Parlament bei der Volksstimmung ein Ansehn gewinnen, dessen sich das Kaisertum längst erfreut, und würde sich überhaupt zu einer Stellung emporheben, die ihm gar kein geschriebner Verfassungsparagraph zu verschaffen vermag. Die Vorgänge im November und seither haben wieder einmal gelehrt, daß die im Privatleben tausendfach gemachte Erfahrung, daß die Herabsetzung des andern den eignen Wert des Aburteilenden nicht erhöht, auch für die politische Öffentlichkeit gilt. -y-

Der Sparer und die Reichsfinanzreform

Von Geh. Regierungsrat Dr. jur. Seidel in Berlin

Der Reichskanzler Fürst Bülow hat in seiner Rede zur Einleitung der Beratung über die Reichsfinanzreform im Reichstage vom 19. November v. J. in dem Sinne darauf hingewiesen, daß bei der Deckung unsers bisherigen Finanzbedarfs eine beispiellose Beanspruchung des deutschen Geldmarktes durch die Einzelstaaten und kommunalen Verbände vorliege. Durch die kommunalen Staats- und Reichsanleihen sei die Aufnahmefähigkeit des deutschen Marktes erschöpft, und der Stand der Anleihen dauernd hinabgedrückt worden. Während die vierprozentige Deutsche Reichsanleihe genau 99 Prozent notiert, standen vierprozentige Italiener auf 104,75 Prozent, Spanier auf 96,05 Prozent,

die zweieinhalbprozentige französische Rente 95,30 Prozent, die dreiprozentige französische Rente 95,30 Prozent, und die dreiprozentige Deutsche Reichsanleihe stand kaum auf 83 Prozent.

Unter solchen Verhältnissen wird die gesamte Volkswirtschaft geschädigt und durch die Erschütterung des nationalen Kredits die politische Stellung Deutschlands unnötigen Gefahren ausgesetzt; die Finanzen des Reichs erleiden eine schwere Schädigung dadurch, daß der Kapitalerlös für die Reichskasse bei jeder neuen Ausgabe von Schuldverschreibungen geringer wird. Schädigungen erfahren sodann die Einzelstaaten und die Kommunen bei der Aufnahme von Anleihen für ihre Bedürfnisse auf den verschiednen wirtschaftlichen und sozialen Gebieten. Vor allem werden aber auch die deutschen Anleiher geschädigt und der Reichsbankdiskont, namentlich in Zeiten, wo Industrie und Gewerbe blühen und das Geld knapper zu werden beginnt, übermäßig in die Höhe geschnellt, sodaß Landwirtschaft, Industrie und Handel nachteilig beeinflußt werden. Dazu tritt die Gefahr, daß einmal die Zeichnung gerade dann einen Mißerfolg haben könnte, wenn Staat oder Reich das Geld besonders dringend gebrauchen. Wenn auf Grund der gemachten Erfahrungen mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden kann, daß man die Anleihe kurze Zeit nach der Emission unter dem Zeichnungskurse erhält, so wird man sich einfach nicht mehr an der Subskription beteiligen.

In den Jahren 1895/96 erlangte das Reich für seine dreiprozentige Anleihe in Höhe von 33¼ Millionen Mark einen durchschnittlichen Begebungspreis von 99,30 Prozent. Seither hat es Anleihen zu 3, 3½ und 4 Prozent im Gesamtbetrage von 1783 Millionen Mark begeben, für die es einen Erlös von 1686 Millionen Mark erhalten hat, und deren Zinsendienst jährlich 59,1 Millionen Mark erfordert.

Wäre es dauernd möglich gewesen, so führte der Reichskanzler im Anschlusse an diese Zahlen aus, den Anleihebedarf durch Begebung von dreiprozentigen Obligationen zum Kurse der Jahre 1895/96 zu decken, so würde zur Erreichung desselben Erlöses ein um 84¼ Millionen Mark geringerer Zinsendienst möglich sein. Ende Oktober 1897 waren an Reichsanleihescheinen zu drei und dreieinhalb Prozent 2153 Millionen Mark vorhanden, deren Kurswert sich auf Grund des durchschnittlichen Kurses vom Oktober 1897 auf 2159½ Millionen Mark stellte. Nach dem Kurse vom 31. August v. J. beläuft er sich nur noch auf 1906¾ Millionen Mark, sodaß die Gesamtheit der Besitzer dieser heimischen mündelsichern Anleihen, insonderheit das deutsche sparende Publikum, infolge der Verschlechterung der Marktlage eine Verminderung seines Vermögens um 252¾ Millionen Mark oder 11,71 Prozent zu beklagen hat. Diese Verluste treffen aber gerade vielfach den kleinern Rentner und den sogenannten Mittelstand.

Das Reich hat also die dringende Verpflichtung, hier Abhilfe zu schaffen; denn im Interesse der volkswirtschaftlichen Produktion hat jeder Staat die

Aufgabe, das Sparen zu befördern; es ist eine Pflicht für den einzelnen, für ein Volk, für die Menschheit.

Wenn nach Samuel Laing „produktiver Fleiß das einzige Kapital ist, das ein Volk bereichert und das nationale Gedeihen und Wohlbefinden fördert", so muß sich Staat und Gesellschaft wie das Individuum immer die Pflicht vor Augen halten, dieses Kapital durch Sparen zu erhalten. Dieses allein ermöglicht den wirtschaftlichen und dient dem Kulturfortschritt. Je mehr gespart wird, je mehr sich unsre Produktionsmittel vervollkommnen, je mehr Kapital in der Produktion mitarbeitet, um so großartiger sind deren Leistungen. Vom Standpunkte der Produktion aus kann nie genug gespart werden. Die Beschränkung der Naturgüter wird durch das Sparen ersetzt. In Gegenden, wo arme, unzivilisierte Völker trotz ihrer geringen Anzahl keinen Platz mehr hatten, dort wohnen jetzt, nachdem die durch die Sparsamkeit gewonnenen Hilfsmittel die Produktivität der Natur unendlich gesteigert haben, Millionen, und weitere Millionen können mit der Zeit dort Platz finden.*)

So ist die Entwicklung, die Zukunft der Menschheit mit dem Sparen eng verknüpft. Unsre auf dem Privateigentum beruhende Wirtschaftsordnung leistet dem Sparer großen Vorschub und gibt damit im Gegensatz zu einer kommunistischen, wo nur durch den Staat gespart würde, die Möglichkeit eines unaufhaltsamen Fortschritts, einer immer steigenden Kulturentwicklung. Ein Zustand ohne Sparen wäre der Pflicht der Menschheit, sich immer weiter zu entwickeln, direkt entgegengesetzt.**)

Neben der Anlage in Staatspapieren erfolgt das Sparen, abgesehen von dem Erwerbe von Lebens- und andern Versicherungen, in den Sparkassen.

Für diese ist aber eine gesunde Anleihepolitik von großer Bedeutung. Wird sie nicht gehandhabt, so werden die Sparkassen geschädigt, und hierdurch der Sparer wiederum von einer ausgiebigen Beteiligung an ihnen abgehalten, das Sparen also wiederum beschränkt.

Denn die Sparkassen sind darauf angewiesen, einen Teil ihrer Aktivkapitalien in Staats- und Reichsanleihen anzulegen.

Vorweg will ich bemerken, daß die Höhe dieser Anlagen eine bestimmte Begrenzung haben muß. Denn die kommunalen Sparkassen sind zunächst dazu da, den Real- und, wie ich noch mehr wünschen möchte, den Personalkredit in ihren Bezirken zu pflegen und den Kreisen zugänglich zu machen, aus denen diese Kapitalien stammen. Auch besteht bei einer übermäßig hohen Anlage der Sparkassenkapitalien in Staatspapieren die Gefahr der Verquickung des Sparkassen- und Staatskredits, die, wie die weiter erwähnten Beispiele zeigen, sehr leicht verhängnisvoll werden kann. Die Anwendung der französischen und der

*) A. J. Domela, Das Sparen ein ökonomischer und sozialer Grundsatz. Halle a. S., 1889. S. 68.

**) Frh. v. Manteuffel, Das Sparen. Jena, 1900. S. 111.

englischen Verhältnisse halte ich für Deutschland nicht für wünschenswert. Die Spargelder der französischen Sparkassen müssen an die Caisse des Depots et Consignations abgeliefert werden, die nach dem Gesetz vom 9. April 1881 gehalten ist, diese Gelder in valeurs de l'Etat français anzulegen. Ebenso besteht für die englischen Postsparkassen, die unsern kommunalen Sparkassen entsprechen, das Gesetz, alle Einlagen in solchen Werten anzulegen, die als gesetzliche Vormundschaftssekuritäten zulässig sind. Der bei weitem größere Teil wird in englischen Konsols investiert. Im Jahre 1901 betrugen die anzulegenden Gelder rund 30 Millionen, 1902 16 Millionen Mark. In Italien darf höchstens ein Sechstel der Sparkasseneinlagen in Hypotheken angelegt werden.

Immerhin verbleibt aber selbst unter diesem Vorbehalt noch ein Betrag von mehreren Milliarden, den die deutschen Sparkassen im Interesse der Liquidität neben andern liquiden Werten, zu denen in erster Linie gute Wechsel und bei größern Kassen Primadiskonten gehören, in Effekten im Besitze halten müssen.

Meines Erachtens sollten von solchen Effekten aber nur Reichs- und Staatsanleihen in Betracht kommen, da sich die meisten andern mündelsichern Anleihen, namentlich aber die Stadt- und Kreisobligationen, wegen ihrer schweren Verkäuflichkeit zur Anlage für die Sparkassen nicht eignen. Besonders ist aber die übermäßige Anlage der Kapitalien der Sparkassen in den Anleihen des eignen Garantieverbandes wegen der hierdurch entstehenden Verquickung des Gemeindekredits mit dem Sparkassenkredit bedenklich. Durch diese Verbindung werden für die garantierende Gemeinde ähnliche Gefahren heraufbeschworen, wie sie bei der ausschließlichen oder vorwiegenden Anlage der Sparkassenkapitalien in Staatspapieren bei den Staats- und Postsparkassen für den Nationalwohlstand entstehn können. Das Beispiel bietet hierfür unter anderm Frankreich, wo, wie schon erwähnt worden ist, die Einlagen der Sparkassen an den Staat abgeliefert werden müssen. Infolge dieser engen Verbindung der Sparkassengelder mit den französischen Staatsfinanzen mußten die französischen Sparkassen an allen politischen Bewegungen des Staates unmittelbar teilnehmen. Erfahrungen der traurigsten Art machte im Jahre 1848 besonders die große Pariser Sparkasse, deren Einlageguthaben binnen Jahresfrist von 80 auf 10 Millionen Franken zusammenschmolz. Die Sparkasse mußte für 80 Millionen Franken Wertpapiere mit einem Verlust von 2,65 Millionen Franken veräußern und schließlich doch die Barzahlungen einstellen. Die Einleger wurden genötigt, statt baren Geldes Staatspapiere, die 64 wert waren, zum Zwangskurse von 80 anzunehmen. Ähnliche Vorgänge haben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das bayrische Sparkassenwesen wegen dessen damaliger enger Verbindung mit der Staatsschuldentilgungskasse erschüttert.

Wenn nun auch durch eine Verbindung von Gemeinde- und Sparkassenfinanzen nicht gerade Gefahren in dem vollen Umfange, wie die erwähnten,

zu befürchten sein möchten, so könnten sie unter Umständen doch in schwierigen Zeiten zu einer unliebsamen Bedrückung der Steuerzahler, wenn nicht gerade zu einem wirtschaftlichen Ruin der einzelnen Gemeinde führen. Einzelne Regierungen sind daher auch der starken Verbindung beider Kredite entgegengetreten.

Das badische Gesetz macht die Anlegung in Partialobligationen oder andern Schuldverschreibungen der bürgenden Gemeinden von einer besondern staatlichen Genehmigung abhängig. In Preußen ist durch Ministerialerlaß vom 5. November 1902 verboten, mehr als ein Viertel des Gesamtbestandes der Sparkasse an den eignen Garantieverband und außerdem an fremde Garantieverbände mehr als noch 25 Prozent, im ganzen also mehr als 50 Prozent des Gesamtbestandes auszuleihen.

Am ablehnendsten verhält sich die sächsische Regierung. Sie hat durch Verordnung die Gewährung von Darlehen aus einer Gemeindesparkasse an die garantierende Gemeinde für unzulässig erklärt und auch die Anlage in Schuldscheinen derselben Gemeinde untersagt, „nicht sowohl wegen mangelnder Sicherheit der Gemeindeschuldscheine, als wegen der zu befürchtenden Beeinträchtigung der Sparkasse in der nach Befinden erforderlichen Geltendmachung ihrer Rechte gegenüber der Stadtgemeinde als ihrer Schuldnerin". Ebenso ist in Sachsen-Altenburg verboten, Sparkassengelder in Anleihepapieren der garantierenden Gemeinde oder einer Korporation, deren Mitglieder mit den Mitgliedern der politischen Gemeinde vollständig oder doch zum überwiegenden Teile identisch sind (Kirchen-, Schul- usw. Gemeinde) anzulegen; gleicherweise sind Darlehen an diese Korporationen untersagt. Diesen Standpunkt halte ich für den richtigsten.

Zurzeit machen die Anlagen der preußischen Sparkassen in Staatspapieren 10,5 Prozent der Sparguthaben aus, indem 214 Millionen in Schuldverschreibungen des Reiches und 714 Millionen Mark in solchen Preußens angelegt waren. Dagegen waren in Inhaberpapieren überhaupt 25 Prozent angelegt. Meines Erachtens müßten also noch weitere 15 Prozent in Staats- und Reichsanleihen angelegt sein, schon im Interesse der größern Liquidität der Sparkassen, denn im Falle eines Runs in Kriegszeiten würden die meisten Kommunalobligationen nicht verkäuflich sein, und Lombardierungen sind sogut wie ausgeschlossen. Waren doch 1866 sogar viele deutsche Staatsanleihen um 30 bis 40 Prozent im Kurse gefallen, und Lombardierungen dieser Werte waren damals trotz der höchsten Zinssätze vielfach gar nicht möglich. Viele Sparkassen gerieten in schwere Bedrängnis, da ein solcher Ansturm der ihre Guthaben fordernden ängstlich gewordnen Einleger erfolgte, daß jene völlig zu versagen drohten. So mußten die Kassen in Karlsruhe und Pforzheim Staatshilfe in Anspruch nehmen. Auch 1870 brachte zunächst sogar einen ähnlichen Kurssturz der preußischen Anleihen, und in Österreich versagten damals die Banken auf Vorschüsse. Immerhin sind Staatsanleihen unter allen Verhältnissen noch weit liquidere Werte als die schwerfälligen Kommunalpapiere.

Der preußische Minister des Innern hat kürzlich zugelassen, daß die Sparkassen, die sich freiwillig einer statutarischen Bindung in der Anlegung ihrer Bestände unterziehen wollen, indem sie eine Anlegung von 30 Prozent des verzinslich angelegten Vermögens in Inhaberpapieren, davon die Hälfte in Reichs- und Staatspapieren, und bis zur Erreichung dieses Besitzstandes die gleiche Anlegung von vier Zehnteln des jährlichen Vermögenszuwachses statuieren, eine Verlangsamung der Reservefondsansammlung vornehmen dürfen.

Diese Maßregel ist im Interesse der vielfach vermißten Liquidität freudig zu begrüßen, aber sie erscheint mir nicht zureichend, da sie auch andre als Staatsrenten als Anlagepapiere zuläßt; ein solches Verbot könnte freilich nur im Wege der Gesetzgebung erlassen werden.

Wenn aber hiernach für die Anlage der Sparkapitalien von mündelsichern Effekten vorzugsweise oder ausschließlich nur Reichsanleihen und Staatsanleihen in Frage kommen dürfen, dann haben Reich und Staat natürlich allein schon im Interesse der Sparer und der Sparkassen, die einen großen Teil des Volksvermögens in sich bergen, die unabweisliche Pflicht, ihr Anleihewesen und ihre Finanzgebarung so einzurichten, daß die von ihnen ausgegebnen Rentenpapiere einen angemessenen und stabilen Kursstand haben. Sie haben ferner die Pflicht, den Sparkassen den möglichst billigen Erwerb ihrer Anleihen zu ermöglichen, was dadurch geschehen kann, daß ihnen bei der Zeichnung billigere Bedingungen und Vorrechte, insbesondre ein geringerer Zeichnungskurs, zugestanden werden. Jedenfalls empfiehlt es sich, dieses Mittel anzuwenden, solange nicht ein Gesetz besteht, das den Sparkassen verbietet, Bestände in den Obligationen des eignen Garantieverbandes anzulegen — ein Gesetz, das einstweilen aus naheliegenden Gründen auf Schwierigkeiten stoßen würde.

Wie dringend die Pflicht des Staates ist, die Sparkassen auf jede Weise zu unterstützen, ergibt sich aus der Bedeutung dieser Institute, die durch die Zahlen in der Tabelle auf Seite 180 und 181 veranschaulicht wird.

Während nun auf der einen Seite als Pflicht der Gesetzgebung angesehen werden muß, durch Einführung einer vernünftigen Anleihepolitik im Reiche dem Sparer eine bessere Möglichkeit zum Sparen zu geben, darf auf der andern Seite auch die vom Fürsten Bülow in seiner Reichstagsrede ausgesprochne Mahnung zum Sparen von dem einzelnen Staatsbürger nicht unberücksichtigt bleiben. Der Reichskanzler hat in dieser Beziehung auf Frankreich hingewiesen, das an Kapital und Liquidität noch immer das reichste Land der Erde sei, und zwar hauptsächlich vermöge seines Sparsinns und seiner Sparkraft. Wenn ich auch die französischen Sparkasseneinrichtungen — namentlich wegen der oben berührten engen Verbindung des Sparkassenkredits mit dem Staatskredit — keineswegs als vorbildlich bezeichnen möchte, so sind doch andrerseits die Sparleistungen des französischen Volkes als hervorragend zu bezeichnen. Diesen hat es Frankreich zu verdanken, daß es vor wirtschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten bewahrt worden ist, wenn

andre Länder, die weit größere wirtschaftliche Kräfte in sich bergen, von schweren Erschütterungen berührt wurden und unter der Last der höchsten Zinssätze litten.

Was heißt sparen? Es bedeutet: durch Konsumbeschränkung einen Vermögenszuwachs schaffen. Jede durch Konsumbeschränkung entstandne Vermögensbildung nennen wir Ersparnis. Zur Bestimmung des Sparbegriffs ist also immer zweierlei notwendig: Vermögensbildung und Konsumbeschränkung. Hiernach beantwortet sich auch die Frage, ob oder inwieweit der einzelne sparen kann; es muß für ihn die Möglichkeit bestehen, seinen Konsum einzuschränken. Der der untersten wirtschaftlichen Stufe angehörende, der Handarbeiter, ist also nur in der Lage, Ersparnisse zu machen, wenn sein Lohn so hoch ist, daß er nicht genötigt ist, ihn voll zur Bestreitung seines Konsums zu verwenden. Man sieht deshalb, daß in den Ländern, wo die Löhne höher sind, wie in Amerika und England, auch mehr von den Arbeitern gespart wird; dies trifft auch auf die industriellen Gegenden Deutschlands zu. Soweit ist das Sparen der ärmern Stände ein Zeichen sozialer Kraft und gesunder Volkswirtschaft. Auf der andern Seite müssen in ausreichendem Maße Einrichtungen getroffen werden, die dem Arbeiter und Minderbemittelten jede Gelegenheit zum Sparen geben und dieses erleichtern, namentlich gilt dies auch von den jüngern Leuten, die noch keine Familie zu ernähren haben, andrerseits aber oft schon einen verhältnismäßig hohen Lohn beziehen. Schul-, namentlich Fortbildungsschulsparkassen, Mietzins-, Fabrik- und andre Betriebssparkassen müssen hier das ihrige tun. Zweifellos kann auf diesem Gebiete in Deutschland noch viel geleistet und unsern Volksangehörigen noch jährlich viele Millionen Spargelder entlockt werden, wenn es gelingt, wie es der im Jahre 1907 gegründete Volkssparverband für Deutschland anstrebt, durch entsprechende Einrichtungen die Spargelegenheiten zu vermehren und zu verbessern. Neben der Begründung der vorgenannten das Kleinsparwesen befördernden Sparkassen bieten hierzu vorzügliche Mittel die Einführung geeigneter Prämien- und Altersspargysteme und die Anwendung des Heim- oder Hausparbüchsenwesens, das in Amerika und später in Österreich so große Erfolge errungen hat. Diese Heimsparkasse ist eine sinnreiche Ausgestaltung der alten Sparbüchse, und eben weil sie sich an eine alte und bekannte Einrichtung aufs innigste anlehnt, weil sie nicht Gewöhnung an etwas neues und fremdartiges verlangt, wird sie vom Publikum ohne Schwierigkeit angenommen. Die Ausgestaltung besteht darin, daß die Büchse versperrt ist, und daß sich der Schlüssel nicht beim Sparer, sondern bei der Sparkasse befindet und daher jedes kleine Geldstück, das als Spargeld in die Büchse gelegt wird, auch tatsächlich beim Sparinstitut als Spareinlage abgeliefert werden muß. Der erfindungsreiche Amerikaner hat kürzlich diese Einrichtung dahin ergänzt, daß auch solche Büchsen angefertigt werden, die vom Sparer in der Tasche getragen werden können, sodaß er also jederzeit Gelegenheit hat, Spargroschen in die Büchse

Entwicklung der Sparkasseneinlagen in Deutschland

(In Millionen Mark)

Staat	1875	1876	1877	1878	1879	1880	1881	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890
Preußen	1112,1	1222,5	1301,4	1385,4	1478,4	1594,6	1710,1	1821,2	1970,2	2114,9	2263,2	2470,4	2672,6	2889,3	3101,7	3281,6
Bayern	75,6	79,5	81,1	81,5	83,5	89,3	98,4	106,8	114,2	122,0	130,9	141,1	149,6	159,7	172,4	184,1
Sachsen	261,6	282,4	293,9	305,8	318,3	338,8	349,1	362,3	380,7	407,6	434,0	462,9	491,1	523,1	554,9	581,7
Württemberg	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	105,7	111,3	120,2	128,2
Baden	95,6	106,7	114,3	120,4	125,3	134,7	145,4	155,7	165,7	175,7	183,7	196,2	208,6	219,4	232,9	244,6
Hessen	46,2	50,6	54,2	57,0	60,2	67,1	72,7	78,3	84,2	90,6	96,3	101,7	106,3	112,0	118,4	123,4
Mecklenburg-Schwerin	23,4	24,3	25,2	26,0	26,5	27,4	27,9	28,5	29,3	30,0	31,5	32,5	34,5	36,1	37,7	38,9
Großherzogtum Sachsen	16,8	18,2	19,1	19,9	20,7	22,0	22,4	23,3	24,1	25,3	26,6	28,0	29,2	30,9	32,4	33,5
Mecklenburg-Strelitz	4,4	4,6	4,6	4,7	4,8	5,0	5,2	5,3	5,3	5,5	5,7	6,1	6,6	7,0	7,5	7,9
Oldenburg	8,0	8,4	8,7	8,8	8,7	8,5	8,4	8,6	8,9	9,4	9,9	10,7	11,2	11,9	12,7	13,6
Braunschweig	—	—	—	—	—	—	1,1	1,2	1,2	1,5	1,6	1,8	2,0	2,4	2,6	2,4
Sachsen-Meiningen	8,2	8,8	9,2	9,7	10,0	10,8	11,8	13,3	15,1	16,6	18,2	19,9	21,0	22,5	24,5	25,7
Sachsen-Altenburg	6,8	7,6	8,2	8,8	9,5	10,5	11,6	12,9	14,3	16,0	17,0	18,2	18,3	19,8	21,4	22,8
Sachsen-Coburg-Gotha	18,7	19,2	21,0	21,9	23,2	24,8	25,7	27,8	29,2	30,0	30,9	31,7	32,9	34,3	35,5	37,0
Anhalt	8,7	9,4	10,8	12,4	14,3	14,6	15,5	17,0	18,6	20,5	22,3	23,7	25,1	26,9	28,4	30,2
Schwarzburg-Sondershausen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1,9	2,0	2,2	2,4	2,7	2,9	3,0
Schwarzburg-Rudolstadt	4,2	4,3	4,3	4,3	4,4	4,8	5,1	5,4	5,9	6,6	7,1	7,4	7,6	8,1	8,5	9,0
Waldeck	7,9	8,3	8,6	8,9	9,5	10,2	10,6	11,2	11,7	12,2	12,9	13,1	13,7	14,3	15,0	15,2
Reuß ältere Linie	2,9	3,1	3,4	3,7	4,1	4,8	5,4	6,3	6,9	7,8	8,2	8,6	9,1	9,6	10,4	10,6
Reuß jüngere Linie	16,3	18,3	20,0	21,3	23,3	26,9	30,3	33,4	37,6	34,9	36,4	39,8	42,6	45,7	48,7	50,0
Schaumburg-Lippe	—	—	—	—	—	—	6,1	6,4	6,9	7,6	8,3	8,8	9,4	9,6	10,1	10,9
Lippe	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lübeck	4,8	5,0	5,2	5,5	5,9	6,4	6,8	7,2	7,6	8,3	8,7	9,5	9,6	10,1	10,7	11,0
Bremen	29,8	31,8	34,5	38,6	42,1	42,7	45,0	47,5	51,5	56,6	60,2	62,1	65,7	67,8	69,7	69,6
Hamburg (für die neue Sparkasse verstehen sich die Ziffern per 30. Juni)	36,3	39,6	42,1	43,9	46,4	49,6	53,0	56,5	60,2	66,0	73,6	79,8	85,7	92,1	99,3	102,9
Elsaß-Lothringen (per 31. März des folgenden Jahres)	14,2	18,7	20,4	22,3	24,5	28,3	31,5	34,6	38,6	43,2	45,5	44,6	49,1	53,1	57,4	64,9

Staat	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907
Preußen	3406,6	3551,7	3750,2	4000,7	4345,5	4655,6	4968,1	5287,2	5577,0	5745,8	6236,5	6727,7	7229,9	7761,9	8294,4	8788,4	—
Bayern	193,1	203,9	216,3	230,6	253,9	270,0	283,9	296,0	308,9	319,7	341,2	372,5	409,2	444,5	474,6	502,2	—
Sachsen	602,6	629,3	658,6	690,2	741,9	793,2	836,1	878,1	909,4	925,3	997,8	1083,6	1170,4	1254,7	1331,6	—	—
Württemberg	137,0	146,3	158,0	167,2	181,2	190,2	200,7	211,8	224,5	239,6	262,2	288,7	320,1	353,4	374,1	395,4	—
Baden	259,0	275,3	293,1	313,3	333,6	348,7	368,5	387,3	405,6	419,8	464,3	499,3	533,8	568,9	606,0	—	—
Hessen	128,2	134,8	141,4	150,1	159,9	169,2	179,8	189,6	197,4	203,3	217,4	234,1	247,2	262,7	268,0	—	—
Mecklenburg-Schwerin	39,7	40,6	42,0	43,6	45,2	46,8	48,0	49,0	50,1	51,3	54,2	56,5	58,5	60,3	61,7	63,4	64,6
Großherzogtum Sachsen	35,3	37,3	38,6	40,1	42,7	45,6	48,1	50,7	53,0	55,1	58,8	63,4	68,2	72,6	77,0	81,3	—
Mecklenburg-Strelitz	8,4	8,7	9,6	9,7	10,4	11,2	11,9	12,6	13,3	13,7	14,3	15,2	15,9	16,8	17,7	18,6	19,3
Oldenburg	14,0	14,6	15,3	16,3	17,5	18,4	19,3	20,2	20,4	20,7	22,0	22,9	23,6	24,8	26,1	26,4	—
Braunschweig	2,4	2,4	2,8	3,3	5,2	6,3	7,1	6,5	6,3	6,7	8,4	9,8	11,0	12,6	13,8	14,4	14,3
Sachsen-Meining.	26,7	28,0	29,7	31,2	33,8	36,8	40,1	43,5	46,5	49,4	54,0	59,5	66,1	73,3	78,7	83,9	86,7
Sachsen-Altenburg	24,3	25,6	26,5	27,0	29,0	31,2	33,8	36,3	38,6	40,4	42,7	45,2	48,7	52,4	55,7	59,1	—
Sachsen-Coburg-Gotha	38,4	39,9	40,8	41,9	44,2	46,5	49,3	51,9	54,5	57,6	62,7	68,5	75,5	81,8	88,6	97,1	101,0
Anhalt	31,7	33,4	34,7	36,4	39,5	43,2	46,9	50,0	52,6	55,0	58,8	62,0	65,8	69,4	71,9	74,0	—
Schwarzburg-Sondershausen	3,3	3,4	3,6	3,7	4,0	4,4	5,4	5,7	6,0	6,3	6,8	7,6	8,2	9,1	10,0	10,6	--
Schwarzburg-Rudolstadt	9,3	10,1	10,6	10,9	11,8	13,0	14,1	15,2	15,8	16,2	17,0	17,8	18,9	20,3	21,2	22,4	23,2
Waldeck	16,0	16,1	17,2	18,0	18,5	19,3	20,4	20,9	21,7	22,7	23,4	24,1	25,3	26,1	27,3	29,0	30,2
Reuß ältere Linie	11,1	11,8	13,1	13,8	14,5	15,1	15,3	15,5	15,7	15,9	16,8	18,1	19,2	20,7	21,9	22,7	24,0
Reuß jüngere Linie	51,9	54,4	56,0	59,5	66,2	69,4	72,4	75,6	77,0	79,2	84,5	92,1	98,3	103,0	107,5	110,5	110,8
Schaumburg-Lippe	11,4	11,8	12,2	12,6	13,0	13,8	15,0	16,4	17,3	18,1	19,5	21,2	22,8	24,8	26,8	28,8	30,2
Lippe	—	—	39,7	41,0	45,3	49,0	53,5	58,6	62,0	63,9	69,9	73,4	79,1	84,9	91,9	95,4	—
Lübeck	11,2	11,6	12,1	12,6	13,5	14,3	15,2	16,0	16,5	16,7	17,3	18,8	20,5	21,8	23,4	24,7	25,4
Bremen	70,9	74,5	76,4	82,0	86,3	87,6	89,6	91,1	90,8	94,0	102,9	109,4	115,5	117,4	124,2	127,7	130,5
Hamburg	106,6	111,8	118,1	127,7	143,7	152,8	162,8	172,4	177,8	178,8	190,2	210,8	224,2	236,6	253,0	266,6	272,3
Elsaß-Lothringen	70,3	76,4	81,1	86,9	94,7	101,6	107,5	111,4	114,7	117,8	121,9	126,9	132,7	141,5	150,5	161,0	166,1

zu legen. Nach Füllung der Büchse wird diese auf die Sparkasse gebracht, dort entleert und der Inhalt verzinslich angelegt. Als Vorteile, die das Heimsparkassensystem den Sparern bringt, sind zu bezeichnen: große Bequemlichkeit der Einleger, Schutz vor planlosen Geldausgaben, Anleitung zum Sparen und daher vielfach Sicherung der wirtschaftlichen Existenz. Die Sparkassen erreichen den Beitritt neuer Einleger, indem ganze Bevölkerungsschichten, die bisher brachlagen, dem Sparwesen zugeführt werden, und damit die Vermehrung des Einlegerstandes, die Vergrößerung ihrer Einflußsphäre und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung. Auch werden durch das Heimsparbüchsensystem natürlich zunächst kleine Einleger herangezogen.

Das Heimsparbüchsenwesen war schon vor etwa zwei Jahren in Österreich in rund hundert Sparkassen eingeführt, seitdem hat es sich dort dank der erfolgreichen Tätigkeit der Gesellschaft zur Einführung des Heimsparbüchsensystems, G. m. b. H., in Wien, einer gemeinnützigen Anstalt, ganz außerordentlich weiterentwickelt. Ähnlich wie diese Gesellschaft hat es sich der Volkssparverband für Deutschland neben seiner sonstigen gemeinnützigen auf die Beförderung des Spar- und Versicherungswesens gerichteten Tätigkeit zur Aufgabe gesetzt, das Heimsparwesen in Deutschland, namentlich auch in den Kreisen der städtischen Sparer, wo es noch weniger Eingang gefunden hat, in gewerblichen Vereinen und Verbänden der Angestellten im Handelsstande und verwandten Bevölkerungsschichten einzuführen. Er gibt die Büchsen, die er in größern Mengen von verschiednen Fabriken bezieht, zu sehr billigen Preisen ab und ist vor allem auch bestrebt, mit der Heimsparbüchse das Abholungssystem zu verbinden, um die Sparsystemeinrichtung recht erfolgreich zu gestalten. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß auch das deutsche Sparwesen durch diese Tätigkeit des Verbandes eine große Förderung erfahren wird.

Das Wort des Fürsten Bülow: „Wir sind reich geworden, aber wir müssen noch viel reicher werden für unsre wirtschaftliche und politische Stellung in der Welt", ist unbedingt richtig, und weiter ist es richtig, wenn der Reichskanzler fortfährt: „Von jeher war der Reichtum ein Mittel zur Macht, und er wird es mit jedem Jahrzehnt mehr, weil in jedem Jahrzehnt die wirtschaftlichen und finanziellen Beziehungen und die Abhängigkeitsverhältnisse wichtiger werden für die internationalen Beziehungen und für die Gruppierung der Völker." Während, um mit Samuel Smiles*) zu reden, das Ziel der Haushaltungskunst in der Herbeiführung und Förderung des Wohlbefindens der einzelnen besteht, richtet sich die Aufgabe der Volkswirtschaft auf das Schaffen und Steigen des Reichtums der Völker. Der Reichtum der Völker hat dieselbe Quelle wie der des einzelnen. Der Reichtum wird durch Arbeit erworben, durch Ersparnisse und Anhäufung zusammengehalten und durch Fleiß und Ausdauer vergrößert. Die Ersparnisse des einzelnen sind es, die den

*) Samuel Smiles, Sparsamkeit, übersetzt von Paul Seliger (Leipzig), Seite 10.

Reichtum — mit andern Worten das Wohlbefinden — jedes Volkes ausmachen. Andrerseits ist es die Verschwendungssucht des einzelnen, die die Verarmung der Staaten verursacht. Somit kann jeder sparsame Mensch als ein öffentlicher Wohltäter und jeder nicht sparsame Mensch als ein öffentlicher Feind angesehen werden.

Hiernach ist es die Pflicht jedes einzelnen, die Spartätigkeit auszuüben, und die Pflicht der Gesetzgebung und des Staates, sie mit allen Mitteln zu befördern, vor allem aber auch alle Hindernisse, die ihr entgegenstehn, zu beseitigen. Möge hierzu die Reichsfinanzreform nach Kräften beitragen!

Wechsel-, Depositen- und Scheckverkehr

In dem von uns schon erwähnten Buche von W. Prion, Das deutsche Wechseldiskontgeschäft, mit besondrer Berücksichtigung des Berliner Geldmarkts (Leipzig, Duncker & Humblot, 1907) behandelt der Verfasser zum erstenmale monographisch eins der wichtigsten Aktivgeschäfte der Banken. Er stellt zunächst das Privatdiskontgeschäft an der Börse dar, Geldgeber, Material und Organisation beschreibend, sodann schildert er das Diskontgeschäft der Zentralnotenbank, der Seehandlung, der Preußenkasse und der Großbanken, zum Schluß das sonstige Diskontgeschäft des Landes: Provinzbanken, Privatbankiers, Genossenschaften, Sparkassen, Wucherkredit. Der Verfasser hat sein Thema nicht erschöpft, doch leistet er innerhalb des selbstgewählten Rahmens zum größten Teil vorzügliches. Das dem erfahrnen Praktiker wohlbekannte Material wird in der übersichtlichen und gewandten Darstellung für den jüngern Praktiker sehr belehrend und besonders für den Theoretiker, den Volkswirt, von hohem Interesse sein und ihm Aufklärung über den Wechselverkehr, der im Wirtschaftsleben eine so hervorragende Rolle spielt, bringen.

Das ganze Buch durchzieht die Klage: Es besteht ein scharfer Gegensatz zwischen den Privatbanken und der Reichsbank. Entspricht diese Behauptung den Tatsachen, so müßte das auf das tiefste beklagt werden, da ein solches Verhältnis auf die Dauer undenkbar ist; es müßte die größten Schäden für das Wirtschaftsleben zur Folge haben. Und doch kann der Verfasser hier eine gewisse Autorität beanspruchen; er muß über den Geschäftsverkehr der Reichsbank ganz besonders eingehende Studien angestellt haben, da er in dem betreffenden Abschnitte Mitteilungen über die Geschäftsprinzipien der Reichsbank bringt, die in diesem Umfange in der Öffentlichkeit bisher noch nicht bekannt gewesen sein dürften. Das Ergebnis des Abschnittes über das Wechseldiskontgeschäft der Reichsbank ist geeignet, berechtigtes Aufsehen zu erregen.

In den letzten zwanzig Jahren ist der größte Teil der Kreditgewährung an die Privatbanken übergegangen; die Reichsbank wird von dem Verkehr mit der Geschäftswelt immer mehr zurückgedrängt. Mit großer Deutlichkeit ist eine Verschlechterung der Stellung der Reichsbank in der Kredit- und Bankorganisation Deutschlands zu beobachten, auch sind alle Anzeichen vorhanden, daß diese Entwicklung in derselben Weise weitergehen wird. So ist die Lage der Reichsbank nach Prion eine geradezu verzweifelte: eine Besserung ihrer Stellung im Kreditverkehr wird sie kaum erreichen können, falls nicht die wenigen Großbanken in irgendeiner Form eine Verständigung untereinander und mit der Reichsbank in bankpolitischen Angelegenheiten herbeiführen. Wenn die Reichsbank nicht ganz zur Seite gedrückt werden und nur noch als Notbehelf der Kreditbanken dienen will, so bleibt ihr nichts andres übrig, als an eine vollkommne Umwandlung ihrer Geschäfte zu gehen! (S. 157/58.)

Diese pessimistische Zustandsschilderung kommt gerade zurecht zu den nahe bevorstehenden Reichstagsverhandlungen über die Bankgesetznovelle. Der Reichstag wird zu prüfen haben, ob die Lage der Reichsbank tatsächlich so bedrohlich ist.

Als wichtige Änderung in der Diskontpolitik der Reichsbank empfiehlt Prion die Anwendung eines Vorzugssatzes für gute Handelswechsel, d. i. die Umkehrung der alten Forderung, daß Finanzwechsel nur zu einem höhern Satze angekauft werden sollen. Ferner empfiehlt Prion die Annahme verzinslicher Depositen und die Einrichtung des Kontokorrentgeschäfts. Eine ausführliche Behandlung dieser großen Probleme hätte sich durchaus in den Rahmen des Themas eingefügt, da die Stellung des wichtigsten Diskonteurs nach allen Seiten hin hätte beleuchtet werden können. Der Verfasser tut diese Probleme aber auf etwa anderthalb Seiten ab und bemerkt nur, daß gegen seine Reformvorschläge keine andern als doktrinäre Bedenken geltend gemacht werden könnten. Da die Bankenquetekommission — wenn die Zeitungsnachrichten richtig sind — die Annahme verzinslicher Depositen seitens der Reichsbank nicht empfohlen hat, so müssen nach Prion die Doktrinäre in der Kommission die Majorität gehabt haben.

Ebenfalls die größte Beachtung verdient, was der Verfasser über die Stellung der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) zur Wertpapierspekulation sagt. Durch die Hingabe von Ultimogeld führt die Seehandlung den Spielfonds der Spekulation um geringer Zinsgewinne wegen Staatsmittel zu, und zwar zu den billigsten Sätzen des ganzen Marktes, während auf der andern Seite der Staat durch die Börsengesetzgebung einen Druck auf die Börse auszuüben sucht.

Auch im Privatbankwesen stellt der Verfasser verschiedne Übelstände fest, so vor allem die eigentümlichen Vorgänge bei der Festsetzung des Privatdiskontsatzes, dessen Höhe oft geradezu eine Machtfrage der verschiednen Bank-

gruppen ist. Selbst zu teuern Zinsen im Auslande beschafftes Kapital leihen die Banken am Berliner Geldmarkt zu billigen Sätzen aus, um beispielsweise die Emission ausländischer Papiere zu fördern. Prion weist auf verschiedne Arten der Bilanzverschleierung hin (S. 233) und schließlich auf die bedenkliche Sitte des Akzeptaustausches, der an die Stelle der früher unter den Provinzbanken üblichen Finanzakzepte getreten zu sein scheint (S. 63 u. S. 132).

Viel zu kurz sind zwei sehr wichtige Gebiete, das Devisengeschäft und der Rembourswechsel, behandelt. Über die Entstehungsgründe der Wechsel sind hier und da einige Bemerkungen verstreut, während sich vielleicht eine gesonderte zusammenhängende Darstellung empfohlen hätte. Hierbei hätte geschildert werden sollen, wieweit die wirtschaftliche Natur des Wechsels äußerlich erkennbar ist, und welche Mittel der Bankpraxis außerhalb des Wechsels zur Verfügung stehn, um das Verhältnis der Wechselverpflichteten zu ergründen. Das besonders für die Zwecke des Wechselverkehrs eingerichtete eigenartige Auskunftswesen der deutschen Banken hätte unbedingt beschrieben werden sollen.

Überall da, wo dem Verfasser zu große Schwierigkeiten entgegentraten, hat er, leider, seine Forschungen eingestellt; wie er einleitend selbst bemerkt, wuchsen die Schwierigkeiten mit der Menge des Stoffes und noch mehr mit den räumlichen Umständen. So ist es zu erklären, daß der Verfasser über das Diskontgeschäft des Privatbankiers nichts neues ermittelt hat; was er darüber bringt, sind großenteils nur Vermutungen. Und doch hätte hier mehr geleistet werden können. In den letzten Jahren haben sich dankenswerterweise verschiedne Privatbankiers durch Veröffentlichungen an der wissenschaftlichen Erforschung des Bankgeschäfts beteiligt. Von dieser Seite hätte Prion vermutlich interessante Angaben erhalten können.

Das Schatzscheingeschäft am englischen Geldmarkt ist nicht ausreichend geschildert. Beim Wucherkredit findet sich der unklare Satz: „Das Wechselsystem beruht ja darauf, daß in dem Wechsel überhaupt nicht die Rede von Zins sein kann“ (?).

Wir vermuten, daß der Verfasser sehr bald Gelegenheit haben wird, bei einer zweiten Auflage unsre Ausstellungen in Erwägung zu ziehen. Doch auch heute schon ist sein Buch das beste, was auf diesem Gebiete existiert.

„Die Grundlagen unsers Depositen- und Scheckwesens“ (Jena, Gustav Fischer, 1908) hat Dr. Siegmund Proebst in einer Weise dargestellt, die volle Anerkennung verdient. Trotz der überreichen Literatur über das Scheckwesen hat es der Verfasser verstanden, dem Stoff neue Seiten abzugewinnen. Dadurch, daß der Verfasser die Regelung des Depositenwesens in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, wird sein Buch in hohem Grade aktuell. Dr. Proebst stellt alle wichtigern Vorschläge zur Sicherung der Depositen vollzählig zusammen und wägt die Licht- und Schattenseiten jedes einzelnen ab. Der Verfasser ist im Gegensatz zu Prion ein Gegner der Annahme verzinslicher Depositen durch die Reichsbank. Proebst empfiehlt die Beibehaltung des gegen-

wärtigen Zustandes, der die Reichsbank zur Annahme verzinslicher Depositen berechtigt, ohne daß sie jedoch von dieser Berechtigung Gebrauch macht, weil durch diesen Zustand ein heilsamer Druck auf die Privatbanken ausgeübt wird, das Depositengeschäft nicht in einem Maße auszudehnen, das in einem starken Mißverhältnis zu ihrem eignen Kapital und dem Reservefonds stehen würde.

Chr. Heinrich Bach

Literarische Rundschau

Von Heinrich Spiero

Wer wollte nicht lieber loben als tadeln, und wer schriebe es nicht gern hin, daß er unter einem gerüttelten Maß Büchern, das der Zufall gleichzeitigen Erscheinens ihm um die Jahreswende ins Haus warf, kein einziges gefunden hat, das schlechthin eine Niete war, keines, das er nicht mit Interesse gelesen und genossen hätte. Aber darüber hinaus muß bei den Büchern, von denen ich heute sprechen will, noch gesagt werden: es ist keines dabei, das nicht einer innern Notwendigkeit seine Entstehung verdankte, keines, das nur um der bloßen Unterhaltung willen, keines, das ohne innern Anlaß geschrieben worden wäre. Lauter verschiedne Physiognomien, und dennoch zwischen allen, Alten und Jungen, Nord- und Süddeutschen, Männern und Frauen, das Bindeglied ernster Arbeit, eines guten Willens, der sich Erlebtes gern von der Seele schreiben möchte. Es könnte im Grunde über all den Büchern, so verschieden sie sein mögen, stehn, was Heinrich Kraeger über eine Sammlung von Arbeiten geschrieben hat, die er seinen ästhetischen und kunsthistorischen Studien entnahm: „An Deutschland“ (Berlin, Martin Warneck). Nicht jedem der neuen Werke ist der nationale Elan eigen, der dieses schöne Buch auszeichnet, aber jedem eine redliche Arbeit um der Sache willen, also etwas, was man mit Richard Wagner, und nicht erst seit ihm, als deutsch im besondern Sinne bezeichnet. Kraeger stellt sich unter das Zeichen Fichtes, dessen Reden an die deutsche Nation er im Laufe der Betrachtungen viel schöne und starke Worte entnimmt. Er bringt Huldigungen für Peter Janssen, den Toten, und Eduard von Gebhardt, den Siebzigjährigen, die eben Huldigungen sind und deshalb manches an scharfer Charakteristik vermissen lassen. Er bringt dann schöne Worte zu Schillers Gedächtnis und recht warme und lebendige Erinnerungen aus seiner Tätigkeit als Kunstprofessor in Amerika. Wertvoller als all dies aber erscheinen mir die Betrachtungen, die er unter der Überschrift „Mensch und Kunst“ zusammenfaßt. Man wird jemand, den man in die Begriffe der künstlerischen Anschauung und der künstlerischen Schöpfung einführen will, beides kaum besser nahebringen können als durch die Art, in der Kraeger

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hier einfache und trotzdem oft überraschende Vorgänge des Lebens betrachten lehrt. Was Licht, Farbe, Bewegung, Reflexe bedeuten, wird hier an Beispielen von der Straße, aus der Natur gezeichnet. Die Analyse zufällig beobachteter kindlicher Spiele, harmloser Vorgänge von unbeabsichtigter Lichtwirkung ist schlechthin meisterhaft, wundervoll die Darstellung kleiner Bilder aus der Natur, eines gegen die Sonne gestellten Mädchenkopfes, eines Busches von Rhododendren im Schatten großer Bäume. Das stolze deutsche Bewußtsein, das die dann folgenden Betrachtungen über deutsche Kunst im besondern durchzieht, gibt ihnen den feinsten Reiz, der am längsten nachwirkt; nur daß wir freilich das, was das eigentlich Deutsche, die letzte deutsche Note in unsrer Kunst ist, am Ende selbst aus so beredter Auseinandersetzung nicht lernen, sondern nur von den Werken selbst.

Da wüßte ich keines, das uns diesen Charakter so unbeirrt vermittelte wie der biographische Roman „Leben und Lüge" von Detlev von Liliencron (Berlin, Schuster & Löffler). Ein überaus seltsames Buch und doch, oder vielmehr gerade deswegen, durchaus in der Linie Liliencronscher Poesie, eine Art Abschluß in Prosa, wie das Epos „Poggfred" ein solcher in Versen ist. Gleich im Beginn dieses Epos fragt Liliencron einmal:

Was tu ich nun hinein in die Behälter?
Erinnrung, Traum, Erlebnis, Phantasie?

Und dasselbe könnte er an den Beginn dieses Romanbuches schreiben. Er erzählt die Geschichte eines jungen preußischen Aristokraten, der als Sohn eines Generals in einer kleinen preußischen Festung an der Westgrenze zur Welt kommt und später der Erbe des letzten, unermeßlich reichen Gliedes aus der dänischen Linie seines Hauses wird. Diese Genesis ist sehr fein gewählt; sie gibt dem jungen Offizier, der die Feldzüge von 1866 und 1870 mitkämpft, von vornherein etwas fremdartiges, das ihn von seiner Umgebung abhebt, und diese Fremdartigkeit wird noch gesteigert durch die entfernte Herkunft von südfranzösischen Troubadouren, die dem jungen Kai von Vorbrüggen unbewußt im Blut spukt, und durch seinen geheimnisvollen Zusammenhang mit dem Gestirn des Aldebaran. Und so verflechten sich nun in den Lebenslauf dieses Junkers stillfrohe Schuljahre in Kiel und auf dem Lande bei Hamburg (erfreulicherweise ohne das ewige Gestöhne über die Pedanterie unsrer Gymnasien), Leutnantsjahre in Mainz und während der polnischen Aufstandsgefahr in Posen, zwei Abschnitte militärischen Lebens, die eine wundervolle Nachtszene, der Vorbeimarsch des Bataillons auf der Durchreise im Winter beim alten König Wilhelm vorüber, verbindet. Dann die Zeit des Besitzes auf der Herrschaft Tangbüttel nach dem Tode des letzten dänischen Vorbrüggen, Weltreisen, ein kurzes, jäh abbrechendes Liebesglück und schließlich eine stille, innige, tief befriedigte, kindergesegnete Ehe. Und der zum Landsassen gewordne Offizier, dessen Kriegstagebücher uns mit unerreichter Lebhaftigkeit Graus und Glanz

der Feldzüge wiederbringen, eine Ergänzung zu Liliencrons Kriegsnovellen — der Schloßherr von Tangbüttel wird nun Dichter, spricht nicht eben mit professioneller Hochachtung von seiner Lyrik, aber mit tiefer Liebe von der seiner großen deutschen Vorgänger, unter denen ihm noch ganz am Ausgang das herbe und dunkle Talent Brentanos entgegenquillt. Wir wir es von Liliencron wissen, so entdeckt auch Kai Vorbrüggen in sich den Dichter, da er in wehmütigem Gedächtnis seiner Kameraden eine alte Photographie vornimmt und wie gezwungen, wie im Traum auf die Rückseite die Verse schreibt:

Bisweilen ist es mir, als ob ich höre
Krieg, Trommelwirbel und den Schrei der Hörner,
Und schwach klingt her aus ungemeßnen Fernen
Ein siegestrunknes Hurra zu den Sternen.

Kai von Vorbrüggen verschwindet endlich, langsam ein ganz Einsamer geworden, auf unentdeckte Weise, hingezogen von seinem Lebensstern, dem Aldebaran. Und kurz vor seinem Ende erreicht das Buch, das überall ein bald sonniger, bald wehmütiger Humor durchzieht, den Höhepunkt in einem Gespräch Kais mit seinen nun auch altgewordnen Jugendfreunden, Henning von Smalstede und Klaus Klünder. Kai fordert, unbewußt schon seines nahen Endes gewiß, die Freunde auf, einmal ganz offen gegenseitig zu bekennen, was sie vom Leben und vom Tode denken. Und nun gibt jeder mit einer Knappheit, die jede Phrase ausschließt, sein Bekenntnis. Sie sitzen beim Grog, dessen Rezept Kai kunstgerecht angibt, und doch schwebt über dieser Szene die Ahnung letzter Rätsel. Henning, der kommandierende General, gibt sein positives evangelisches Bekenntnis, Klaus, der Naturforscher, sein ruhiges Ignoramus und Ignorabimus, und Kai, der unterm Aldebaran gezeugt und geboren ist, seine faustische Liebeserklärung zur einfachsten Arbeit auf urbar werdenden Feldern, zugleich seine Ahnung von einem Zusammenhang mit frühern, unbekannten Welten, seine Liebe zu Christus, der ihm nichts ist als der unsäglich gütige jüdische Zimmermannssohn, seinen Unglauben an ein Weiterleben im Jenseits, seine Unfähigkeit, einen Gott über uns zu finden. Nur ein Dichter ersten Ranges kann das so sagen, was Liliencron hier mit einer deutschen Schlichtheit niedergeschrieben hat, die ihresgleichen sucht. Und so schließt dieses ganz und gar von Poesie erfüllte, ob auch technisch nicht einem Roman gleichende Werk mit dem leisen und doch vollen Ton aus einem in Sturm und Stille bewährten Herzen, das immer wieder Meisterworte und Meisterfarben fand. Wir Deutschen dürften glücklich sein, wenn nach hundert Jahren die Menschlichkeit, die aus diesem Werk spricht, als mit dem Gedächtnis unsers Geschlechts verbunden empfunden werden würde.

Gustav Falke hat bisher als Romanschriftsteller keine rechte Geltung zu erringen gewußt. In all seinen Prosabüchern waren einzelne Ausschnitte aus dem Leben und insbesondre aus dem Hamburger Leben lebendig und wirksam,

aber es fiel doch, auch in „Landen und Stranden“, das der Dichter noch einmal umarbeiten will, alles in Einzelheiten auseinander. In dem neuen Buch „Die Kinder aus Ohlsens Gang“ (Hamburg, Alfred Janssen) sind die frühern Mängel überwunden, und nun in Hamburg fest eingelebt, hat Falke auch seinen Stil für die Schilderung Hamburger Lebens gefunden. Hamburger Lebens, nicht des Hamburger Lebens. Gerade weil in ältern Büchern die Bemühung, verschiedne auseinanderliegende Kreise zu meistern, eine Unruhe mitbrachte, die den Werken nicht bekam, hat sich Falke hier auf einen Kreis beschränkt und das Hamburger Kleinbürgertum, das am Hafen lebt, mit dem Hafen zusammenhängt, sehr glücklich widergespiegelt. Was auch einfache Schicksale in diesen Kreisen an der Wasserkante so häufig aus dem gemeinen Lauf der Dinge heraushebt: daß sie nämlich immer verbunden erscheinen mit Wasser und Meer, mit dem Strom und der überseeischen Schiffahrt, das prägt sich in Falkes Erzählung fein und unaufdringlich aus. Wie mit einem Silberstift, der nichts verniedlicht und nichts verzerrt, aber doch den Dingen einen zartern Glanz verleiht, ist alles gezeichnet. So werden uns die kleinen Schicksale dieser kleinen Leute, die ihnen doch große Schicksale sind, etwas, und die Leute selbst werden uns vertraut, wie sie in völliger Echtheit dastehn, dem Boden ihrer Schritte durchaus verwandt, in ihrer Sprechweise den Rest von Seemannshumor, den der Hamburger Kleinbürger niemals verleugnet. Auch der Versuchung, sich durch das Hineinziehn der vortrefflichen Bestrebungen des Volksheims die Handlung entgleiten zu lassen und sie zu einem sozialen Programmroman auszurecken, hat Falke widerstanden. Das Volksheim, hübsch und warm geschildert, bleibt der Hintergrund für die Menschen aus Ohlsens Gang, die nicht dazu angelegt sind, ihre Schicksale aufzudonnern, aber freilich auch nicht mit dem Leben spielen, sondern es still und mit Selbstbescheidung erfüllen und überwinden. Ein feines, liebenswertes, dauerhaftes Buch.

Auch Hermann Hesses „Nachbarn“ (Berlin, S. Fischer) sind kleine Leute, die, freilich fern vom Weltverkehr, in engen Verhältnissen Geschicke auskosten, die oft gerade durch ihre Enge tragisch sind. Aber es ist, als ob sich Hesse einstweilen etwas ausgeschrieben hätte; der Stoff strömt ihm nicht recht, es ist nicht alles ungequält, und man wird mit seinen Menschen nicht so recht warm wie im „Peter Camenzind“. Es geht diesen Erzählertalenten aus der Südwestecke überhaupt so, auch Jakob Schaffners neuer Roman bedeutet ein leichtes Abflauen, und man käme fast auf den Gedanken, daß die neue Umwelt dieser Schwaben und Schweizer uns für ihre ersten Gaben zu sehr eingenommen hätte, uns, die wir seit zwanzig Jahren fast alle neuen Talente aus dem Norden erhalten hatten. Daß dem doch nicht so ist, lehrt das Beispiel von Ernst Zahn, der natürlich auch nicht immer ganz gleichmäßig schreibt, aber unter dessen Werken der letzten Jahre nicht eins ausfällt. Er erzählt ruhig und bringt dabei doch immer wieder eine starke Spannung und eine starke

Stimmung in seine Dichtungen, mögen es nun längere Romane oder kurze Novellen sein. Sein neues Buch „Die da kommen und gehen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) enthält einen Kranz von Erzählungen, die sich nicht unwürdig der letzten Sammlung „Firnwind" anschließen. Wieder zum Teil ganz einfache Stoffe, und was bei Zahn so oft wiederkehrt, feste Herzen, die sich durch schweren Lebensdruck ins Rechte kämpfen. Wie jedes Buch von Ernst Zahn legt man auch dieses reicher geworden aus der Hand, und wo er scheinbar hart wird, wie in der „Gerechtigkeit der Marianne Denier", empfinden wir am Ende, daß er uns richtig geführt hat.

Gabriele Reuter, von der wir schon lange kein wirklich in Tiefen greifendes Werk bekommen haben, hat einen Roman geschrieben: „Das Tränenhaus" (Berlin, S. Fischer). Es ist ein Buch, das nur sehr ernste und ganz reife Menschen in die Hand nehmen sollen, das diesen aber, wie ich meine, viel geben wird. Eine platte, gemeine, ja widerliche Umwelt aus einem weiblichen Herzen heraus so zu schildern, daß nichts verkleinert und nichts verfälscht, sondern alles gesagt und doch alles nur zu einem höhern Sinne gesagt wird — das ist die Kunst dieses Buches. Ich sage zu einem höhern Sinne, nicht in einem höhern Sinne: die Erzählung umgeht nichts, aber sie ist ausgerichtet auf den Menschen, der durch Druck und Drang und Schmutz hindurch seine unsterbliche Seele in Reinheit und ins Licht retten will, und weil er will, auch retten kann. Das Buch wäre eine vollkommne Schilderung des Schicksals der unehelichen Mutter, die für sich und für ihr Kind das Leben noch einmal erkämpft, wenn nicht, freilich nur vorüberhuschend, der greuliche Typus des pflichtlosen Mannes, den wir erst jüngst bei Schnitzler wieder einmal feststellen mußten, auch hier hineinspielte, und zwar nicht als ein Typus für den Pranger, sondern (unbegreiflich vor Gabriele Reuters klaren Augen) doch noch mit einer Art bescheidner Gloriole.

Eine ganze Kette solch pflichtfremder Männer führt uns Hermann Sudermanns Roman „Das Hohe Lied" (Stuttgart, Cotta) vor, freilich nicht, um sie zu glorifizieren, sondern um zu erweisen, wie ihr rohes Zutappen und Zugreifen eine im Grunde edle und zarte Frauenseele bis in Tiefen hinabzieht, aus denen sie dann der erste nicht mehr retten mag, der ihr — vulgär gesagt — anständig naht. Sudermann hat damit ein Problem aufgegriffen, an das er schon früher gelegentlich gerührt hat, und das der Durchkomposition wohl wert ist. Wenn sie ihm nicht gelungen ist, und wenn der Roman trotz vielen interessanten Seiten und feinen Beobachtungen doch kalt läßt, so liegt das erstens an seiner ungeheuern Breite und dann daran, daß die Heldin, eben diese in allem Schmutz unbefriedigt und in gewissem Sinne rein gebliebne Frau, uns doch langweilt. Sie hat zu wenig positiv feine Züge, ist durchweg zu passiv und erregt deshalb im Grunde schon, da ihre Jugend in einer von Greisengier geschloßnen Ehe mißbraucht wird, nicht mehr unser Mitleid, genau so wenig, wie sie uns später recht erwärmt. Ich stelle mir vor, daß Sudermann

im Laufe der Erzählung der Faden entglitten ist, daß er wo anders hat hinaus wollen, als wohin er schließlich gelangte, und ich glaube noch immer, daß Sudermann ein volles Kunstwerk nur noch gelingen wird, wenn er den Anschluß an die Stimmungen und Stoffe wieder findet, die in der „Frau Sorge" leben, dem auf seinem Gebiet noch von keinem erreichten Meisterwerk.

Auch Joseph Lauff ringt mit nicht zureichender Kraft um ein schwieriges Problem. Er will in seinem Roman „Sankt Anne" (Berlin, G. Grote) eine wirkliche, mit vielen realistischen Motiven ausgestattete Lebensgeschichte zusammenweben mit einem mystischen Traumgeschehn, das den Liebenden in einem Kunstwerk und nacheinander in zwei Frauen die verdämmernde Gestalt seiner Sehnsucht wiederfinden läßt. Lauff kann solche Dinge nicht schaffen; er ist im Roman nicht der Dichter der Ekstase, die etwa in seinem Epos „Die Geißlerin" beträchtliche Höhen überwindet, sondern der niederrheinische, ja niederländische, breit malende Humorist. Die holländischen Szenen in dem kleinen Städtchen an der See sind mit einem saubern, grotesken, ganz echten Humor hingestellt, und ihnen gegenüber versagt schließlich die gespenstische Tragik, die den eigentlichen Liebesroman durchklingen soll. Es ist ganz ähnlich wie in Lauffs vorletztem Roman „Frau Aleit", wo auch das Leben des Völkchens am Niederrhein sehr reizvoll gegeben, die Geschichte einer hohen Liebe aber doch zuletzt nicht glaubhaft erfaßt war.

Mit bescheidnern Mitteln und in einfachern Problemen gelangt F. Hugin an ihr Ziel. Die Fischer ihres Romans „Durch den Nebel" (Berlin, G. Grote) sind rund und treu gegeben. Überall deckt sich Vorwurf und Ausführung völlig, nur daß die gelehrige Schülerin und Landesgenossin Gustav Frenssens nicht überall eine leichte Neigung zur Redseligkeit überwindet, die denn überhaupt der Fehler so zahlreicher Bücher der Gegenwart ist, nachdem die nun verrauschten Jahre des Naturalismus größere Knappheit gebracht hatten. Redseligkeit entstellt auch einzelne Teile von Hermann Bahrs Roman „Die Rahl" (Berlin, S. Fischer), und das ist schade, weil dieses Werk im großen und ganzen ein ernstes, feines und sehr apartes Buch ist. Ich lege dabei freilich weniger Gewicht auf den kurzen Liebestraum, den ein von hellen Idealen erfüllter, kaum erwachsener Jüngling mit der gefeierten Tragödin Rahl zu träumen glaubt, der er nichts ist als die Impression einer erregten Stunde; sondern ich sehe den Wert des Buches in der unaufdringlichen und ganz echten Schilderung bestimmter Theatereindrücke. Alles, was Hermann Bahr da aufbaut, die Gestalt der Rahl selbst, der wundervolle alte Larinser und was sie vom Intendanten bis zu den Eleven umgibt, das ist mit sehr feiner Psychologie glaubhaft hingestellt. Und eine Szene hat geradezu Größe: da spielt die Rahl zu ihrem Jubiläum die Sappho, und in dem Gefühl, es dem Publikum, dem rasenden, einmal zeigen zu müssen, tritt der alte Larinser als Rhamnes bis hart an die Rampe vor, und nun steigt und steigt und steigt seine Stimme „unaufhaltsam durch alles Branden durch, über alles Brausen hin, über alles Rasen weg,

unaufhaltsam empor, mit stürmenden Schreien unaufhaltsam immer wieder oben auf dem tosenden Lärm, wie ein weißes Segel weit im Meer, das immer wieder aus den zerstürzenden Fluten springt, tanzend und tanzend und tanzend". Und während er so Phaon und dem Publikum ins Gedächtnis hämmert, wer die Künstlerin Sappho und die Künstlerin Rahl ist, drängt sich alles scheu in den Kulissen, und die Rahl selbst schluchzt vor Angst, wie sich der greise Künstler im Drang einer großen Stunde selbst noch einmal zu großer Leistung emporreißt.

Jakob Wassermann hat einst in den „Juden von Zirndorf" Proben eines starken, aber undisziplinierten Talents gegeben und dann freilich durch das meiste, was er seitdem schrieb, manche Hoffnung enttäuscht. Jetzt aber hat er in einem Werk von großer Energie und ungewöhnlich zusammengepreßter Kraft gezeigt, daß er ein Romandichter ist, von dem wir noch manches erwarten können. Die geheimnisvolle Geschichte Kaspar Hausers, die die Phantasie unsrer Großeltern Jahrzehnte hindurch immer wieder beschäftigt hat, hat er ergriffen und zu einem Roman gestaltet (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Er hat natürlich vor allem den bekannten Bericht Anselm Feuerbachs benutzt, aber von vornherein benutzt mit großer psychologischer Kunst, mit feiner Spürkraft. Ihm ist Kaspar Hauser wirklich der Abkömmling eines süddeutschen Fürstenhauses und Lord Stanhope, den Feuerbach doch für Hausers ehrlichen Freund hielt, ein Agent hoher Personen, die Kaspar verderben wollen. Manches mußte in der Wirrnis dieser Geschehnisse anmuten wie ein Kriminalroman, und es ist Wassermanns Verdienst, daß er bei allem Sensationellen, das er bringen mußte, niemals die Linie dichterischer Komposition verlor. Das tragische Verhängnis, das Kaspar Hauser immer wieder Männern und Frauen in die Arme treibt, denen er ein Betrüger, ein Spiel oder ein Objekt der Ausbeutung ist, ergreift uns von Tag zu Tag mehr. Prachtvoll tritt der alte, durch sein Rechtsgefühl, seine Dienstbarkeit gegen den Gedanken der Gerechtigkeit zugrunde gehende Präsident von Feuerbach aus dem Rahmen hervor. Wir bleiben mit Kaspar im Rätselhaften und empfinden den wunderbaren Reiz dieser zarten Natur, deren Träume ein großes Schicksal andeuten, und deren furchtbares Ende noch menschlicher Unverstand und halb bewußte, halb unbewußte Grausamkeit fratzenhaft verzerren. Der Stil der dreißiger Jahre ist unverändert, aber ohne Künstlichkeiten festgehalten und das Helldunkel, das über allen Ereignissen liegt, mit Glück widergespiegelt worden.

Olga von Hammerstein will in ihrem Roman „Was Gott zusammenfügt" (Berlin, Martin Warneck) die Unüberbrückbarkeit konfessioneller Gegensätze aufweisen, wie sie sich auftut für ein evangelisch gebliebnes weibliches Herz, das aus Liebe zu einem katholischen Manne ohne Überzeugung dessen Glauben bekennt. Bis auf die Höhe ihres Buches ist Olga von Hammerstein ihrer Sache sicher und ihre Schilderung durchaus echt. Die abgeschlossenen Kreise des katholischen deutschen Adels auf seinem Stammsitz und

in Rom werden glaubhaft gezeichnet, und als ein rührendes, feines Menschenbild tritt Sybille in diesen ihr fremden Kreis hinein. Wie sie von der Liebe gezogen und doch immer wieder durch das fremde Bekenntnis abgestoßen, ein zwiespältiges Leben führen muß, ist gut gegeben, nur daß, wie in so vielen heutigen Büchern, der Mann zu sehr im Hintergrunde bleibt, alle die Qualen erst kennen lernt, als die Frau sie ihm beichtet. Die Katastrophe aber ist äußerlich und wirkt wie aus Verlegenheit geboren, denn wir hätten begehrt zu wissen, wie Sybille in innerer Befreiung siegt oder untergeht, nicht, wie Haß und Eifersucht neben den Glaubenskämpfen sie schließlich verderben.

Wenn irgendeines seiner Werke so recht geeignet ist, den Leser Liebe zu Gerhart Hauptmann zu lehren, so ist es sein neues Buch „Griechischer Frühling“ (Berlin, S. Fischer). Es ist keine Reisebeschreibung und auch keine Dichtung, sondern es ist eine Sammlung von Eindrücken, wie sie ein deutscher Dichter unmittelbar empfindet, der nach Hellas gegangen ist ganz unter dem Vorgefühl eines mythischen Rausches und diesen Rausch nun auf Schritt und Tritt voll auskostet. Ihm weben und leben Götter und Halbgötter überall, im delphischen Bezirk, in Olympia wie besonders auf der Akropolis. Das gegenwärtige politische Griechenland ist für Gerhart Hauptmann nicht da. Er lebt in der Welt Homers und der großen Tragödiendichter, und ohne die leiseste Pose empfindet und sieht er immer wieder die alten Gestalten, die Schicksale der griechischen Sage um sich her. Aufs tiefste empfindet er dabei den Gegensatz zwischen der Weltanschauung Homers und der Tragiker. „Über Homers Gedichten ist nirgends das Haupt der Medusa aufgehängt. Gleicht das Gedicht des Tragikers einem Klagegesang — seines gleicht überall einem Lobgesang —, und wenn das Kunstwerk des Tragikers von dem Element der Klage wie von seinem Lebensblute durchdrungen ist, so ist das Gedicht Homers eine einzige Vibration der Lobpreisung.“ Und wie eine Mahnung an gewisse sogenannte Tragödiendichter unsrer Tage klingt es, wenn Gerhart Hauptmann auf der Akropolis niederschreibt: „Man soll nicht vergessen, daß Tragödien und Komödien volkstümlich waren. Es sollen das diejenigen nicht vergessen, die heute in toten Winkeln sitzen. Beide, Tragödie wie Komödie, haben nichts mit schwachen, überfeinerten Nerven zu tun und ebensowenig wie sie ihre Dichter — am allerwenigsten aber ihr Publikum. Trotzdem aber keiner der Zuschauer jener Zeiten, etwa wie viele der heutigen, beim Hühnerschlachten ohnmächtig wurde, so blieb, nachdem die Gewalt der Tragödie über ihn hingegangen war, die Komödie eines jeden unabweisliche Gegenforderung: und das ist gesund und ist gut.“ Mir scheint, solche feine Bemerkung, deren das Buch noch viele enthält, kann auch manches in Gerhart Hauptmanns Dichtungen besser verstehn lehren und manche falsche Beurteilung abwehren.

Adolf Sterns Novellen bringen immer weiter ins Volk; von den „Ausgewählten Novellen“ liegt nun die vierte Auflage vor, und zugleich erscheint

von den ausgewählten Werken der siebente und achte Band (alles bei C. A. Koch in Dresden), die elf der schönsten Novellen vereinen. Da sind die düstern Stücke „Vor Leyden“ und „Die Flut des Lebens“, wohl die besten historischen Novellen ihres Dichters, da sind heiter ausklingende Stücke wie „Das Weihnachtsoratorium“ und „Der Pate des Todes“, alle geeignet, Adolf Stern, der als Dichter lebenslang hart um Gehör kämpfte, neue Liebe zu werben. Eine kleinere Auswahl von Erzählungen aus den Büchern von Charlotte Niese wird durch die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) veröffentlicht. Es sind lauter feine, kleine Stücke, zum Teil aus der Jugend der Dichterin, wie sie sie in den Bänden „Aus dänischer Zeit“ erzählt, mir das liebste darunter die reizende Kindergeschichte „Um die Weihnachtszeit“. Das Buch kostet in vortrefflicher Ausstattung und mit hübschen Bildern von Otto Gebhardt nur 1,60 Mark. Zugleich kommt von Charlotte Nieses Landsmann Timm Kröger ein Novellenband „Aus alter Truhe“ (Hamburg, Alfred Janssen), der den Dichter auf den gewohnten heimatlichen Pfaden zeigt, auf die wir ihm nun schon oft mit Vergnügen an seiner feinen Kunst gefolgt sind.

Endlich liegt heute noch ein Buch vor mir, das auf der Grenze zwischen Literatur und Historie steht, „Castell, Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts“ von August Sperl (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der vortreffliche Romanschriftsteller, seines bürgerlichen Zeichens Archivar, hat in der Zeit, wo er dem Archiv der Fürsten zu Castell-Rüdenhausen und zu Castell-Castell vorstand, in deren Auftrag diese Bilder aus der Vergangenheit der Familie geschaffen. Wir sehen sie langsam aus dem Dämmer der Karolingerzeit emportauchen, sich schwer gegen die Bischöfe von Würzburg behaupten, erleben den Verfall des Hauses im fünfzehnten Jahrhundert, den Bauernkrieg mit dem Brand beider Burgen von Castell und die furchtbare Rache des Schwäbischen Bundes an den Bauern. Die ehrenfesten Gestalten des Grafen Wolfgang, seiner Frau und seiner Kinder, die das Haus im sechzehnten Jahrhundert wieder emporarbeiten, treten auf, wir begleiten die Söhne auf Universitäten und in schwere Kämpfe. Mit der weise wählenden Hand des Dichters wird da immer wieder Bedeutendes, Eigenartiges hervorgehoben und etwa auch einer Poetin unter den Gräfinnen Castell, der Gräfin Henriette Charlotte (1729 bis 1797) gedacht; eine Base dieser Dichterin, Christiane Charlotte (1722 bis 1773) heiratet den Grafen Christian Günther zu Stolberg-Stolberg, und ihre Söhne sind Goethes Jugendfreunde, die beiden Dichter Friedrich Leopold und Christian Stolberg; die Mutter selbst tritt Klopstock freundschaftlich nahe. Und so greift denn das Geschlecht, das sich insbesondre den Hohenlohes mehrfach verbindet, weit ins deutsche Leben hinein, bis das Jahr 1806 seiner Souveränität ein Ende macht. Ein ungewöhnliches, sehr reizvolles Buch mit vielen feinen Details, eine Quelle des Genusses für jeden Freund historischer Lektüre und voll

romantiſcher Züge, die ſich in der bunten Geſchichte der Dynaſtie ungeſucht finden, wie man denn etwa an den Grafen von Gleichen denkt, wenn man lieſt, daß Graf Friedrich Magnus zu Caſtell im Jahre 1713 als junger Witwer eine ſchon längſt geliebte Türkin, Fatme, angeblich die Tochter eines Paſchas, heiratet, die der Gnade des Kurfürſten von Bayern bei der Eroberung Ofens 1686 ihr Leben verdankte und ſchon zehn Jahre in der Nähe ihres ſpätern Gatten lebte. Man wird bei Sperls Arbeit häufig an Freytags Bilder aus der deutſchen Vergangenheit erinnert, und es wäre zu wünſchen, daß das fleißige und farbige Werk Sperls Nachfolger ſeiner Art finden möchte.

Vom thrakiſchen Meere

Von C. Fredrich in Poſen

4. Samothrake

(Schluß)

Zu Philipps Zeiten wurde der alte Tempel an alter Stätte ſtattlicher aus Marmor neugebaut. Feierlich, altertümelnd graziös umſchritten ihn auf einem Frieſe Jungfrauen in jenem Reigen, der immer einen Teil des Gottesdienſtes ausmachte. Zu dieſem Frieſe gehören jene Platten, auf denen Cyriacus Muſen zu erkennen glaubte; die beſterhaltnen Stücke werden jetzt im Louvre aufbewahrt. Das dreifigurige Tempelbild ſchuf kein Geringerer als Skopas. Zu Beginn des dritten Jahrhunderts wurde weſtlich auf der Höhe, 10 Meter über dem Tempel, eine 103 Meter lange und 15 Meter tiefe Halle aus einheimiſchem Stein errichtet; ein Zeichen für die wachſende Zahl der Beſucher. Vor ihr mehrten ſich die Statuen und Denkmäler andrer Art. Das großartigſte ließ nahe an ihrem Südende Demetrios Poliorketes aufſtellen, als er 294 König von Makedonien geworden war: jene faſt 3 Meter hohe Nike auf einem Poſtament, das die Form eines Schiffsvorderteils hat. Seine Siegesgöttin, die 306 bei Salamis auf Cypern vom Himmel auf ſein Admiralſchiff herabgeſchwebt war und ihm aus der Hand Athenas den Sieg in der Seeſchlacht gebracht hatte, weihte er den Seegöttern, die mit Makedonien ſein eigen geworden waren. Das Werk feſſelt noch heute den Beſucher des Louvre mehr als vieles andre durch ſeine Schönheit und die Kraft der Bewegung, aber an ſeinem urſprünglichen Platze, von dem aus es den ganzen heiligen Bezirk beherrſchte, muß es noch viel ſtärker gewirkt haben. Doch nicht die Nike des Demetrios, ſondern die Gemahlin ſeines Nachfolgers ſollte der gute Engel dieſes Platzes werden. Arſinoe, eine ägyptiſche Prinzeſſin, ließ als Königin von Makedonien (286 bis 281) nördlich vom alten Tempel einen prächtigen Rundbau unbekannter Beſtimmung von 20 Metern Durchmeſſer aufführen. Während die Außenſeite unten glatt war, wurde ſie oben durch Halbſäulen gegliedert, zwiſchen deren Baſen eine mit Stierſchädeln und Roſetten verzierte Schranke herumgelegt war. Im ſpitz zulaufenden Dache ſtieg der Bau zu 27 Metern Höhe auf. Als Arſinoe aber nach dem Tode ihres Gemahls bei dieſen ihr holden Göttern Zuflucht hatte ſuchen müſſen und ſpäter Königin von Ägypten geworden war, und auch Samothrake in ägyptiſchen

Besitz gelangt war, da ließ ihr Gemahl Ptolemaios der Dritte zwischen 276 und 265 dort, wo der Weg von der Stadt den heiligen Bezirk erreichte, ein stolzes Eingangstor setzen. In kühner Konstruktion lag der bis zu 5 Meter hohe und 40 Meter lange Unterbau quer über dem östlichen Bach. In einem überwölbten Durchlaß strömte er hindurch, während er sich später einen andern Weg suchte. Wenig später unter den Seleukiden, die die Insel 265 gewonnen hatten, oder nach 245, als sie wieder ägyptisch war, wurde ein neuer größerer Tempel neben den alten gesetzt. Große Neubauten sind von da ab nicht mehr geschaffen worden, aber die Inschriften gläubiger Besucher wurden immer zahlreicher, und der Reichtum an wertvollem Tempelgerät immer bedeutender, bis die Seeräuber nach vielfachen frühern Besuchen im Jahre 84 auch hier gehörig aufräumten. Das jedenfalls dreitägige Hauptfest im Hochsommer wurde aus aller Welt viel besucht, weniger das Frühlingsfest. Zumal die kleinasiatischen Städte vom Bosporus bis nach Lykien verfehlten nicht, Festgesandte (θεωροί) zu senden; ihre Namen wurden im zweiten und im ersten Jahrhundert v. Chr. regelmäßig in die Wände des alten Tempels eingegraben. Ein Ruinenviereck (Hof mit Zimmern herum) nördlich von der Halle sieht sehr nach einem Unterkunftshaus aus spätrer Zeit aus, wie es in Epidauros aufgedeckt ist. Bei einem Jahre dieser Periode will ich etwas länger verweilen, weil es für die Insel Epoche macht, ein Jahr, in dem die äußere Entwicklung des Heiligtums schon abgeschlossen war.

Perseus, der letzte Herrscher auf dem Throne Philipps von Makedonien, war nach dem an sich nicht vernichtenden Schlage von Pydna (168) in Verzweiflung an die Küste geflohen und hatte sich von dort mit seiner Familie, wenig Freunden und Soldaten, aber der Hauptmasse seines allzu ängstlich gehüteten reichen Schatzes nach Samothrake übersetzen lassen. Er hoffte, das Asylrecht der heiligen Stätte zu nutzen und durch Verhandlungen etwas von dem zu retten, was er mit dem Schwert zu retten nicht mehr versuchen wollte. Aber die Römer wollten diesesmal reinen Tisch machen. Die Flotte legte sich vor die Insel, wahrscheinlich vor den alten Hafen bei dem Heiligtum. Man suchte die Bewohner, die Priesterschaft zu überreden, den blutbefleckten König auszuliefern. Da bot sich diesem ein kretischer Händler Oroandas an; er wolle mit seinem Schiff, das im Hafen der Demeter läge, den König gegen angemessene Belohnung an die thrakische Küste führen. Perseus griff zu. Nach Sonnenuntergang wird möglichst viel von dem Schatze heimlich an Bord geschafft. Um Mitternacht schleicht der König mit wenig Getreuen durch die Hintertür seines Hauses in den Garten, klettert mühsam über dessen Mauer und glaubt sich gerettet — aber am Meere angelangt sieht er das kretische Schiff mit seinen Schätzen auf hoher See. Dieser bestrafte königliche Geizhals wirkt komisch in der Tragödie eines untergehenden stolzen Königtums. Verzweifelt irrt er am Gestade; bei Tagesanbruch wagt er sich nicht in das Haus zurück, sondern flieht in einen der beiden Tempel. Er ist gebrochen und stirbt nach manchen Demütigungen in einer italischen Kleinstadt, in der er interniert worden war.

Die Insel wurde von den Römern für frei erklärt, mit ein Beweis des Dankes dafür, daß sie ihren alten Herrn nicht dauernd geschützt hatte. Die Götter gehörten nunmehr den Römern und wurden weiter verehrt in Republik und Kaiserzeit. Mancher vornehme Mann auch mit römischem Namen empfing die Weihen und ließ sich und sein Gefolge auf einer Marmortafel notieren, mancher Schiffer und Matrose. Auch die Namen der Sänger, die ein Fest verschönten, wurden aufgeschrieben. Römische Feldherren und Prinzen sahen sich die merkwürdige Stätte an; Kaiser Hadrian besuchte sie natürlich (123 n. Chr.) und wurde durch Statuen und den Titel eines Ehrenkönigs ausgezeichnet. Der Apostel Paulus hatte

im Jahre 54 auf der Fahrt nach Philippi dieses Gestade berührt, aber sein Gott mußte noch lange, nachdem er die großen Heidengötter besiegt hatte, mit diesen lokalen Dämonen kämpfen. Sie haben hier im kleinen besonders auf die Kleinen viel länger ihre Macht geübt, als wir feststellen oder ahnen können. Man könnte meinen, Samothrake, nicht der Athos hätte die heilige Stätte des neuen Glaubens werden müssen, aber dazu war es durch die Heidengötter wohl zu sehr entweiht — im heiligen Bezirk erstand keine christliche Kirche —, dazu war es zu wenig fruchtbar und zu schwer zu erreichen. Einsiedler beteten und arbeiteten freilich auch hier, und ein Kloster Hagios Christos wurde im Nordosten gegründet. Verbannte wurden aus Byzanz hierher verschickt. Die Insel geriet allmählich, wie schon erzählt wurde, in den Zustand, in dem Cyriacus sie sah. Nach der Eroberung durch die Türken wurde sie Moscheengut; die Einkünfte fließen der Moschee Mohammeds des Zweiten, ihres Eroberers, zu. Mit der Schilderung des heutigen Zustandes, wie ich durch meine Ausflüge vom Dorf aus ihn kennen lernte, will ich diesen Aufsatz schließen.

Das moderne Dorf liegt unglaublich schlecht für den Verkehr mit der übrigen Insel und in ihm selbst. Wie Stufen einer Treppe sind die Häuser vom Bach aus den Hang hinauf gelegt. Hinauf und hinab ging es an jenem Tage, als ich das Dorf nach antiken Inschriften durchsuchte, über die geländerlosen schlechten Treppen, die von außen an die unverputzten Steinkästen gelegt sind, auf die flachen Dächer, auf denen immer ein Stück einer antiken Säule als Walze liegt; auch die Wege führen nicht selten über die Dächer der nächst niedrigen Häuser. Es war um so mühseliger, als Konstantinstag war, und man doch wenigstens bei einigen der zahllosen Konstantine Süßigkeiten und Kaffee nehmen mußte. Eines der größern, etwa in der Mitte liegenden Häuser war das meines Gastfreundes, an den mich Empfehlungsschreiben aus Imbros gewiesen hatten. Ohne viele Worte zu machen, stellte er mir sein Haus zur Verfügung, und da er gerade daneben einen Neubau aufführen ließ, und einige Räume nicht benutzbar waren, so zog er mit seiner Frau und seinem kleinen Mädchen aus. Größer an Wuchs und wortkarger, als sonst Griechen zu sein pflegen, war er offenbar ein geschickter Kaufmann und Bauer und der wohlhabendste Mann geworden. Er hatte alle auf der Insel nicht verbrauchte Milch in Pacht und ließ sie in einem Magasi am Strande zu Käse verarbeiten, der weithin begehrt ist. Häuser, Äcker und Ölgärten waren sein eigen; mit Stolz zeigte er mir seine Bienen, die hier in kurzen Stücken ausgehöhlter Baumstämme zu wohnen pflegen; ein Gastgeschenk, eine Büchse des berühmten samothrakischen Honigs — auch Buondelmonti (1419) preist ihn und die Ziegen von Mandrachi — gelangte mit der österreichischen Post später glücklich nach Deutschland. Nicht wenig bringt ihm schließlich die Pachtung des Zehnten von der türkischen Regierung ein. Weniger praktisch als dieser Mann war sein vor einigen Jahren verstorbner Landsmann, der Arzt Phardys. Seine Witwe und sechs Kinder merken es heute, daß er einer jener selbst unter Neugriechen noch zu findenden idealen Schwärmer für das Altertum war. Sein Beruf brachte unter dieser ärmlichen Bevölkerung kaum etwas ein; sein Nachfolger, ein Charlatan, der nie studiert hat, wird schon Geld machen. Phardys Name wird dafür aber für die Wissenschaft immer mit Samothrake verbunden bleiben. Ihm, dem Freunde aller Reisenden, werden wertvolle Nachrichten über Altertümer, besonders Inschriften verdankt; er hat selbst gesammelt und gegraben — die Familie bewahrt noch einige leider weit überschätzte Stücke — und erhoffte bis zuletzt die Wiederaufnahme umfassender Ausgrabungen. Er hat auch eine Sammlung von Inschriften in der Schule von Chora veranlaßt.

Von den angeblich 4600 Bewohnern der Insel — nach etwas älterer Schätzung sollen es nur 2000 sein — wohnen die meisten, im Winter ziemlich alle hier zu-

sammen. Darunter sind ein paar türkische Beamte, deren höchster den Titel Müdir führt und unter dem Wali von Adrianopel steht, und drei türkische seit langem ansässige Familien, die unten im Dorf beisammen wohnen und sich durch Heiraten mit den Griechen gemischt haben. Es war ein spaßiger Zufall, daß bei meinem ersten Besuche dort unten gerade eine Hochzeit gefeiert wurde und diesesmal nach acht Jahren die nächste. Mehrere Tage tönte Musik herauf. Gemessen schritt wohl ein Mädchen zum Hause der Braut mit einem Geschenk, voran die Spielleute mit Geige und Gitarre. Die Braut war natürlich nicht sichtbar, aber man konnte bei Kaffee und Zigaretten die Geschenke bewundern, in denen schlechte europäische Industrieerzeugnisse natürlich höher geschätzt werden als einheimische Stickereien. Gerade auf Samothrake wird aber noch gestickt, während sonst auf diesen Inseln diese Kunst fast geschwunden ist. Wie überall ist es sehr zu bedauern, aber die Frauen meinen immer, wenn man sie schilt, es lohne die Arbeit nicht, und tragen billige gedruckte Kattune. Freilich bedient man sich auch auf Samothrake schon mit Anilinfarben gefärbter Wolle, die dann bei der Wäsche unsern Hausfrauen Verdruß macht. Zum Hochzeitsmahl ging ich nicht — die Leute begriffen natürlich nie, daß Zeit Geld bedeute —, aber zum Nachtrunk bei Musik und Tanz. Dabei las ich wieder einmal auf einem Trinkglas die Worte: „Iß, trink und hasse die Sorgen"; ganz antik, nur daß in der antiken entsprechend angebrachten Lebensweisheit die Liebe in oft krassen Ausdrücken dazukommt.

Die Ruine des Kastells der byzantinischen und lateinischen Herren, über dessen Alter gesprochen wurde, hat in den letzten Jahren arg gelitten, weil man ein neues Regierungsgebäude hineingesetzt und die Steine aus ihr gebrochen hat. Jetzt führt von Osten unter der stolzen Inschrift des Palamedes von 1433 eine Treppe hinauf; man sieht aber, daß die schwache Ostseite ursprünglich nicht den Haupteingang enthielt, sondern durch einen runden und einen mächtigen viereckigen Turm, der unten eine Zisterne birgt, besonders gedeckt war. Unter diesem Turm hin zog sich der Weg zur Nordseite, um unter einem zweiten Rundturm den Eingang zu gewinnen. Nach den andern Seiten stürzt der Fels jäh ab; auf seiner Höhe ragte noch ein viereckiger Turm. Reiches treffliches Wasser entspringt an der Nordseite und treibt weiter unten Mühlen.

Das kleine Ackerland liegt westlich und südwestlich unter dem Dorf bis zu den Salzseen am Westkap hin. Dort sind die Tennen, dort bei der Kirche der Panagia Kamariotissa ein Landeplatz, der dem alten Demeterhafen entspricht. Etwas weiter südlich steht einsam am flachen öden Strande ein heiliger Andreas. Sein Besuch konnte leicht schlecht ablaufen; das Mulari, das auf dem schwindelnden Bergpfad ganz ruhig gegangen war, warf hier unten zuerst mich, dann zweimal den Gastfreund ab; bergauf trug es mich wieder ganz artig.

Zum alten heiligen Bezirk reitet man gen Norden in etwa dreiviertel Stunden über kahle Höhen und durch ein paar Einschnitte, in denen am Bach purpurn blühender Oleander wuchert. Vieles, was durch die Ausgrabungen freigelegt wurde, ist wieder überwachsen oder verschwunden. Als Steinbruch gilt der Platz noch immer; am Strande fand ich, schon halb im Sande vergraben, Inschriften und Architekturstücke, und man erzählte mir völlig glaubhaft, das wären Stücke, die 1879 als Anteil der türkischen Regierung aus den Ausgrabungen von Champoiseau nach Konstantinopel hätten geschafft werden sollen, aber dort liegen geblieben wären. Sie stammten auch schon von den österreichischen Grabungen; im Louvre findet man mehr und besseres. Völlig verlassen, bereit, wieder in den tiefen Schlaf zu versinken, aus dem die Grabungen sie geweckt haben, liegt die Stätte da. Nördlich über ihr zieht sich düster und trotzig die unvergängliche Mauer der alten Stadt hin, und an ihrer Nordecke ragen die Türme der andern Feste des Palamedes. Das Rechteck ihrer Mauern

mußte im Süden und Osten durch einen $6^1/_2$ Meter breiten Graben und Türme verstärkt werden. Der mächtigste, dessen Seiten 10 Meter und 12 Meter lang sind, schützte die Südostecke, vor der die Höhe zum Grat aufsteigt. Trüge man ihn ab, man fände viele antike Bauglieder und Inschriften; einige, die von außen sichtbar waren, sind jetzt in Paris; aber ich wäre doch nicht dafür, das Werk des Stroilus zu zerstören. Unten steckt eine mächtige Zisterne darin; die Tür ist ganz hoch angebracht, nur auf einer Leiter erreichbar; das Holzwerk des Innern ist geraubt. An der Westseite springt ein Erker heraus, und oben ragen Konsolen ringsum weit vor, die einst einen hölzernen Umgang für die Verteidiger trugen. Auf dem flachen Dache wachsen sturmgebeugte Fichten; über den niedrigern Nachbarturm breitet ein Feigenbaum seine Zweige. Der Burghof senkt sich etwas nach Norden, unten noch ein Turm, und dann Steilhang zum alten Hafen, der jetzt ein Sumpf ist. Westlich neben ihm aber ein Fleckchen, von dem ich nach dem ersten Besuche wohl einmal geträumt hatte: ein Hain uralter Platanen mit einer starken Quelle, und das Plätschern und das Rauschen fügt sich zu dem Brausen des Meeres. Ein Kohlenmeiler, der aber von diesen Bäumen nicht genährt werden darf, und eine verfallne Hütte sind die einzigen Spuren von Menschen. Hier mögen jetzt wohl die Götter der Insel wohnen, nachdem die Erdbeben und die Menschen ihre alte Wohnstätte so grausam vernichtet haben.

Biegt man dann unter der alten Burg um die Nordspitze nach Osten herum, so begreift man noch besser, warum die Samier und die Gattilusi dieselbe Stelle befestigten. Für diese war die Nähe des Heiligtums nicht mehr maßgebend, aber auch ihr Hauptbesitz lag drüben auf dem Festlande, und beide setzten sich dort fest, wo die einzig von Menschen bewohnbaren Seiten der Insel zusammenstoßen. Der Bergfried blickt noch lange trotzig auf den, der gen Osten zieht, und vom alten Tore auf dem Grat oben schweift das Auge noch viel freier über die ganze Nordküste und das Meer. Der Strand ist zunächst wenige Meter breit; rechts steigt der mit Gebüsch bewachsne Abhang zu den Schroffen des giebelförmigen Hagios Georgios auf; nur ganz selten ist ein Stückchen in Acker- oder Gartenland verwandelt, häufiger zieht hellblauer Rauch aus einem Kohlenmeiler über ihn hin; links das an diesem strahlenden Tage glatte Meer, drüben das Festland, das beim alten Maroneia höher aufsteigt, bei der Mündung des Hebros (Maritza) verschwindet. Zwei Stunden geht es so in der frischen Seeluft dahin; dann befindet man sich bei den Bädern von Samothrake. Lägen sie „in Europa“, sie genössen vielleicht hohen Ruf. Stark salpeterhaltiges Wasser kommt an verschiednen Stellen verschieden stark aus dem Felsen, die es färbt und zerfrißt. Frühere Reisende haben 42 Grad Réaumur gemessen; die Einwohner behaupteten, im Sommer zeige es eine Wärme von 36 bis 38 Grad, im Winter eine solche von 45 bis 50 Grad. Ihre Heilkraft ist sicherlich schon im Altertum benutzt worden, wenn sie auch nicht erwähnt werden. Heute werden sie von den umliegenden Küsten viel aufgesucht, aber getan ist fast nichts für die Kranken. Man badet in einem schmutzigen Bassin in einem niedrigen verfallnen Hause; eine wacklige Stiege führt in das Wasser, und auf einer Seite liegt über ihm ein schwanker Holzboden, auf dem sich die Badenden zuweilen ausruhen. Und die Hotels? Man haust im Walde in Hütten und Zelten, die man sich aufschlägt. Der einzige Steinbau in der Nähe war einst eine Kapelle; sie stürzte ein; zwischen den Resten der Längswände steht noch ein Altärchen, an dem unter dem Laubdach hoher Bäume gebetet wird. Von den Thermen an bekommt die Nordseite nämlich ein andres Aussehn. Nie wieder sah ich einen Wald, der so sehr dem Urwalde gleicht; hier paßt noch das homerische Beiwort der Insel: die waldreiche. Ohne Überwachung von seiten des Menschen wachsen Eichen, Platanen, Kastanien, aber keine Nadelbäume auf, strecken ihre Äste weithin, werden vom Blitze gefällt oder

sterben ab, vermodern und geben neuen Bäumen, einem dichten Unterholz und starken Schlingpflanzen Nahrung. In tief eingerissenen Betten strömen Bäche vom Phengari, das darüber ragt, hindurch; große Felsblöcke sind einmal von ihm herabgerollt. So üppig ist die Vegetation, daß wir mehrmals umkehren und einen andern Pfad suchen mußten, weil der eingeschlagne völlig zugewachsen war. In kleinen Lichtungen breiten sich Farnwälder von einer Höhe, daß Roß und Reiter fast darin verschwinden. Schildkröten, Schlangen, auch Singvögel hausen dort in Menge. Der Wald lichtet sich; wir nähern uns dem alten Gebiet des Klosters Hagios Christos. Ein paar Häuser stehn am Waldrande, von denen aus ein fruchtbares Stück Land bebaut wird. Hier gedeiht auch vorzügliches Obst: Äpfel, Pflaumen, Nüsse, Kirschen, deren erste mir die Tochter eines Bauern pflückte, auch Wein und der Erdbeerbaum (Arbutus). Im Winter aber lassen die Bergwasser und die Nordstürme hier niemand wohnen. Lange Terrassenmauern zeugen weiterhin von einer Kultur, die jedenfalls in das Altertum zurückreicht. Auf einem Hügel ruht unter hohen Bäumen die Ruine der Klosterkirche. Die kleine $3^1/_2$ Meter tiefe und 3 Meter breite Vorhalle liegt etwas schräg vor der Kirche; sie ist vielleicht etwas später vorgelegt worden, und nur sie ist genau west-östlich orientiert. An den Seiten je zwei rundabgeschlossene Fenster; zwischen ihnen stieg eine schmale Strebe zur Decke empor, die eingestürzt ist. Erhalten ist dagegen das Tonnengewölbe des 6 Meter langen Innern. Hinten springt zwischen zwei kleinen flachen Nischen eine Apsis hinaus. Technisch steht der Bau höher als alle auf diesen Inseln. Reste von Stuck mit Spuren roter Farbe beweisen einstige Bemalung. Die Kapitelle sind antik wie das ganze Material, das gerade vom alten Tempel genommen wurde; immer wieder entdeckt man eine Inschrift, aber die meisten sind vom Wetter so zerstört worden, daß sie eine Qual für die Augen sind. An zwei Stellen liest man Namen von Mönchen und die Jahreszahlen 1742 und 1758; wohl Zeichen der letzten Wiederherstellung des Gebäudes, das bei der Plünderung des Jahres 1821 seinen Untergang gefunden haben wird. Mit ihm verfiel die Bodenkultur an dieser Stelle. Nur Bienen summen; Herdengeläut in der Ferne. Nach Wasser mußten wir lange suchen.

Weiter nach Osten zog es mich nicht. Etwa anderthalb Stunden östlich strömt ein besonders starker Bach, Phonias genannt, zum Meere. An seiner Mündung landet man wohl, wenn man von Norden, zum Beispiel von Dedeagatsch kommt, und landete einst noch viel häufiger, als die Insel dem Zweig der Gattilusi gehörte, deren Hauptplatz Ainos gerade gegenüber an der Küste lag. Aus der Zeit steht daher hier noch ein Wachtturm, nicht mehr aus antiken Steinen geschichtet, dafür lag die Ruinenstätte zu fern, sondern aus dem Granit und Schiefer des Ortes; oben wölbt sich ein schöner Marmorbogen. Die kurze Ostseite muß den ärmlichsten Partien der Nordküste ähneln; die Kirchlein dort bergen nichts Antikes mehr. Der einzige heilige Platz, der im Innern der Insel genannt wird, war eine Grotte der zerynthischen Artemis, das heißt einer alten Naturgottheit dieser Gegenden, die die Griechen der Artemis oder Hekate gleichgesetzt hatten; sie ist noch nicht mit Sicherheit wieder gefunden worden. Ebenso unbewohnt ist heute das Innere. Nur Hirten, die in Dialekt und Tracht altertümlich sind, ziehen dort mit ihren halbwilden Hunden umher. Den Südosten sollen auch sie meiden; er ist den verwilderten Ziegen, die man gern Steinböcke oder Gemsen getauft hat, überlassen.

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

(Fortſetzung)

Wenzel Holm bewohnte ein Haus, das in der innern Stadt lag, und das einſt zu den Zierden der Neuſiedler Kaufmannshäuſer gehört hatte. Es zeichnete ſich durch ein himmelhohes Dach aus, und oben aus der Dachluke und über dem Tor ſchaute noch immer der Kran heraus, an dem einſt die Warenballen hochgezogen worden waren. Das Haus war das Urbild bürgerlicher Reſpektabilität. Treppen und Flure bewieſen eine unglaubliche Raumverſchwendung. Auf der Flur hatten einſt alte kunſtvolle Schränke geſtanden, Wenzel Holm aber hatte ſie, als er die Regierung angetreten hatte, wegſchaffen laſſen und ſich modern eingerichtet. Auch das Wohnzimmer von Frau Holm hätte beſſer ausgeſehn, wenn man es in altem Stande gelaſſen hätte. Die reichgeſchnitzte Holzdecke und die dürftigen, eckigen Möbel wollten nicht zueinander paſſen. „Er“ wollte es aber ſo haben, ſagte Frau Holm und richtete ſich ein, ſo gut ſie konnte. Hieran ſchloß ſich das Allerheiligſte des Hauſes, das Studierzimmer des Dichters, das mit Schriften, Büchern, Gipſen und Bronzen vollgepackt war. Laura, das Hausmädchen, bekam allemal das Zittern, wenn ſie in „dem Herrn ſeiner Stube“ kehren und abſtäuben ſollte. Denn hinterher gab es jedesmal Krach über unſinniges Aufräumen und verlegte Papiere. Vor der Tür, die zum Wohnzimmer führte, hing eine dicke Decke, damit der Dichter bei ſeinen Inſpirationen nicht durch profanen Lärm geſtört würde. Es iſt nur merkwürdig, daß allemal, wenn Beſuch von Damen, namentlich von jungen Damen da war, der Teppich hellhörig wurde. Und dann dauerte es nicht lange, daß er ſich auseinandertat, daß Herr Wenzel Holm erſchien, ſich dazuſetzte und ſeinen Geiſt funkeln ließ.

Frau Luzie ſaß am Tiſche zuſammen mit ihren beiden Kindern. Die Kinder machten Schularbeiten, und Frau Luzie las die Korrektur der neueſten Novelle ihres lieben Mannes. Das durfte ſie, dazu war ſie als die Tochter ihres Vaters geeignet, denn ſie ließ nie einen Fehler ſtehn. Und ſie korrigierte gern und dachte dabei lächelnd an David Copperfields Frau, die dabeiſitzen und die Federn halten durfte, wenn ihr Mann ſchrieb.

Ein Mädchenkopf ſchaute zur Tür herein. Es war Hilda. Darf ich? fragte ſie und war drinnen und bei Frau Luzie, ehe ſich dieſe noch erheben konnte. Frau Luzie ſchob den Korrekturbogen weg, und Hilda betrachtete ihn mit Aufmerkſamkeit. Alſo ſo, ſagte ſie, ſieht ein Roman im Negligé aus? Iſt er ſchön?

Zum Teil, antwortete Frau Luzie.

Und zum Teil nicht. Und dieſer Teil gefällt dir alſo nicht. Sage es doch deinem Manne, daß er ſeine Romane ſo ſchreibt, daß ſie zuerſt ſeiner Frau gefallen.

Seidelbasts hatten, ehe sie in ihre Villa zogen, eine Zeit lang in dem Holmschen Hause gewohnt, und von der Zeit her schrieb sich auch die Freundschaft von Luzie Holm und Hilda.

Luzie seufzte. Liebe Hilda, sagte sie, du weißt nicht, ein wie gutes Wort du eben gesagt hast.

Siehst du, erwiderte Hilda. Aber das sollte Hunding wissen, der mit mir sehr unzufrieden ist, ich weiß nicht warum.

Und da tat sich der Türteppich auseinander, und Herr Wenzel Holm schwebte herein. Er ging nicht, er schwebte. Namentlich, wenn er seinen Hohenzollernmantel und seinen Schlapphut trug und im Winde ging, sah es aus, als wenn er durchs Leben flatterte. Er trug, weniger aus Notwendigkeit, als um interessanter auszusehn, einen goldnen Kneifer. Er hatte wenig Haare auf dem Kopfe und ein scharfgeschnittnes Gesicht. Ah, mein gnädiges Fräulein, sagte er nach einigen Gemeinplätzen, die wir füglich übergehn können, was verschafft uns denn das Vergnügen, Sie in unserm Hause zu sehen?

Darf man denn nicht auch ohne ein besondres Anliegen kommen? erwiderte Hilda.

Natürlich. Sie sind mir zu jeder Zeit auf das beste willkommen, sagte Holm.

Aber ich hatte eigentlich Ihre Frau Gemahlin besuchen wollen. Und ich hatte auch ein Anliegen. Ich wollte dich um ein Buch bitten, Luzie.

Warum nicht mich? fragte Wenzel Holm und rückte näher heran.

Sie zu bitten, Herr Holm, erwiderte Hilda lachend, daran hatte ich wirklich nicht gedacht. Bei uns zu Hause ist es furchtbar langweilig. Wir treiben Tag für Tag Götzendienst. Wir bekränzen unsre Idole mit Trauerschleifen, wir kommen mit den Füßen gar nicht mehr auf die Erde. Aber man will doch auch etwas fürs Gemüt haben. Bitte, geben Sie mir einen Band Julius Wolf.

Lesen Sie nicht Julius Wolf, erwiderte Holm, es ist Kinderpapp. Es ist Speise für Schlagsahne essende Backfische.

Das wäre für mich kein Grund, sagte Hilda, denn erstens komme ich mir manchmal noch wie ein Backfisch vor, und zweitens esse ich Schlagsahne sehr gern.

Nein, lesen Sie nicht diesen Wolf, fuhr Holm mit steigender Heftigkeit fort, lesen Sie Bierbaum, lesen Sie Stilgebauer, lesen Sie Zahn. Lesen Sie Werke von künstlerischem Werte, von Feingeschmack für das Atmen der Seele, von Verständnis für moderne Probleme. Lesen Sie nicht zum Zeitvertreib, lesen Sie nicht zum Vergnügen. Lesen Sie im ersten Walten der Kunst, lesen Sie zitternden Herzens.

Sie reden immer von Kunst, wandte Hilda ein. Was ist Kunst? Und was ist ein Künstler? Herr Ermsdorf sagt, der ist ein Künstler, der etwas kann.

Mein gnädiges Fräulein, fuhr Holm fort, es gibt eine Feste zwischen den Wassern; drüber ist Wasser und drunter ist Wasser. Das Wasser über der Feste ist golden, azurblau und kristallhell. Das Wasser unter der Feste wälzt Schlamm und Sand. Das Lebensschiff, das auf dem obern Wasser schwimmt, ist steuerlos, aber es bewegt sich aus eigner Kraft, das Lebensschiff auf den untern Wassern ist Knecht von Wind und Welle und liegt an der Kette. Es zündet ein rot Licht an, aber sein Weg bleibt dunkel. Das ist der Unterschied von Kunst und Nichtkunst, von Künstler und Nichtkünstler. Mein gnädiges Fräulein — Holm rückte mit seinem Stuhle wiederum näher heran, Hilda nahm ihr Kleid zusammen und blickte mißtrauisch auf ihren Nachbar —, der Mensch, der gewürdigt ist, in den Parnassus zu treten, der schwinge sich auf das geflügelte Roß. Nichts halte ihn auf, nichts darf seinen Weg kreuzen. Sein Werk ist die Plastik der Seele, seine Würde das

Licht ſeines Geiſtes. Wer dieſen Adel hat, brauche ſein Recht. Sie, mein gnädiges Fräulein — er rückte abermals näher, und Hilda rückte fort —, habe ich immer für eine der Auserwählten gehalten. Leſen Sie nicht Wolf, geben Sie Ihrem Geiſte eine Nahrung, die Ihrer würdig iſt. Seien Sie die Künſtlerin, zu der Sie geboren ſind, frei, groß, unbeirrt.

Sie überſchätzen mich, ſagte Hilda, ich kann gar nichts, weder dichten noch malen noch ſingen.

Verſtehn Sie mich recht, fuhr Holm fort. Künſtlerbrot backen iſt die Sache von wenig Auserwählten, aber Künſtlerbrot eſſen ſoll jeder, der Zähne im Munde hat. Sie haben Zähne im Munde — Hilda lachte und zeigte ihre kleinen, weißen Zähne, und Holm legte ſeine Hand auf die Lehne ihres Stuhls — Sie in Ihrer künſtleriſchen Atmoſphäre, in der Sie aufgewachſen ſind, Sie mit Ihrem hellen Auge, Sie mit Ihrem warmen Herzen ...

Hilda erhob ſich und ſagte nicht ohne Unmut: Ich möchte wiſſen, woher Sie mein warmes Herz kennen wollen.

Frau Luzie war währenddeſſen aufgeſtanden, hatte ein Buch aus dem Schranke genommen und es auf dem Tiſche niedergelegt. Hilda nahm es dankend, verabſchiedete ſich herzlich bei Frau Luzie und flüchtig von Herrn Wenzel Holm und verſchwand ſo ſchnell, wie ſie gekommen war. Frau Holm wandte ſich ſchweigend wieder ihrer Korrektur zu, und Wenzel Holm ging im Zimmer auf und ab, blieb ſtehn und ſah zum Fenſter hinaus. Er ſchien mit dem Verlaufe der Unterhaltuug nicht ganz zufrieden zu ſein. Jetzt blieb er vor dem Stuhl ſeiner Frau ſtehn und räuſperte ſich. Das klang wie eine Aufforderung zum Reden; aber Frau Luzie ſchwieg.

Was ſagſt du zu der Novelle? fragte er.

Wenzel, antwortete Luzie, muß denn der Ehemann in deinen Geſchichten immer unglücklich ſein und ſich aus ſeinem Hauſe wegſehnen?

Muß? meinte Holm, natürlich muß er. Der Menſch iſt abhängig von dem Milieu, in dem er ſich befindet. Dieſem Menſchen hier — er wies auf den Korrekturbogen — iſt der Rock, in dem er leben muß, zu eng. Muß er ſich darin nicht unglücklich fühlen, muß er ſich nicht aus ihm herausſehnen? Er muß aus der Enge ins Weite wollen, er würde ſonſt verkümmern, er würde nicht erreichen, was ihm zu erreichen möglich iſt, er würde nicht Er ſelbſt ſein.

Wenn er es nun nicht erreichte? ſagte Luzie ſchüchtern, wenn er auf halbem Wege ſtehn bliebe? wenn er auf den Ruhm da draußen verzichtete und ſein Glück in ſeinem Hauſe hätte? Iſt ein Winkel voll Glücks nicht mehr wert als eine Berühmtheit da draußen, bei der niemand froh wird?

Luzie, du biſt köſtlich! rief Holm, kann denn Untätigkeit des Geiſtes Glück ſein? Es gibt einen Kampf ums Daſein auch auf geiſtigem Gebiete. Dieſer Kampf iſt das Glück. Der Wettlauf um die Siegeskrone iſt Lebensinhalt, nicht Kaffeetrinken und Zeitungleſen. Hieraus ergibt ſich notwendig der Konflikt des Strebenden, der Kampf mit der Feſſel, die er auf ſich genommen hat, ehe er noch er ſelbſt war.

Aber warum ſchreibſt du immer nur ſolche Sachen? fragte Frau Luzie.

Weil ich muß, weil meine dichteriſche Phantaſie mir ſolche Bilder vor die Augen ſtellt.

Weil das die Gedanken ſind, mit denen du dich unabläſſig beſchäftigſt. Hätteſt du andre Gedanken, würde deine dichteriſche Phantaſie dir andre Bilder zeigen. Und meinſt du denn, daß die Leute das gern leſen? Ja die, die hier ausgeſprochen finden, was ſie ſelbſt begehren, die ſtimmen dir zu; aber den andern iſt es peinlich, immer nur von Untreue und Flucht aus der Heimat zu hören.

Der Dichter, sagte Holm mit erhabner Betonung, ist Seher und Prophet, er fragt nicht nach dem Beifalle der Menge, er singt, was sein Gott ihm eingibt.

Er fragt wohl auch nicht danach, was er unter die Füße tritt? O Wenzel, sind wir, dein Weib und deine Kinder, so wenig wert, daß du sie abschütteln möchtest wie eine Fessel?

Luzie, sagte Holm ärgerlich, ich begreife dich nicht.

Ihr traten die Tränen in die Augen. Wenzel, rief sie, ich bitte dich, laß das frevelhafte Spiel mit diesen Gedanken. Du machst uns unglücklich — und dich auch, fügte sie mit leiser Stimme hinzu.

Es ist ein altes und bewährtes Verfahren, wenn man sich im Unrechte fühlt, zu schelten. Und das tat denn Wenzel Holm auch. Er hielt eine von sittlicher Entrüstung triefende Rede und schalt über Frauen, die ihren Lebensberuf darin erblickten, Gespenster zu sehn, über Frauen, die in der kleinen engherzigen Umgebung ihrer Welt untergehn, über Frauen, die nicht imstande seien, dem Fluge eines Dichtergeistes zu folgen, und verschwand, nachdem er noch drei Extratrümpfe aufgesetzt hatte, hinter seiner Gardine. Frau Luzie seufzte, wischte sich die Tränen aus ihren Augen und wandte sich ihrer Korrektur wieder zu.

7

So nahte der Tag der Eröffnung des Theaters heran. Alle Plätze waren schon eine ganze Woche vorher bestellt, und man erwog alles Ernstes die Frage, ob man das Theater nicht auf allgemeinen Wunsch zweimal eröffnen könne. Wenzel Holm regte sich als Mensch, Dichter und Dramaturg erheblich auf, derart, daß er schon lange vor jenem Tage ungenießbar war. Natürlich war es seine Aufgabe, den Eröffnungsprolog oder das Eröffnungsfestspiel zu dichten. Da es aber leichter ist, in fremden Spuren zu wandeln, als eigne Pfade zu suchen, so beschloß er, die Waldszene aus Hauptmanns Glocke seinem Werke zugrunde zu legen. Es war nur schade, daß Neusiedel bloß die Schillersche Glocke kannte.

Um dies Festspiel auf die Bühne zu bringen, mußte mit dem Direktor verhandelt werden. Vor allem mußte die Schauspielerin ausgewählt werden, die das Rautendelein spielen sollte, und dieser mußte die Rolle auf den Leib geschrieben werden.

Da war nun so ein junges Ding, Fräulein Mucki Buttervogel, die, ohne durch Bedenklichkeiten belastet zu sein, ihren ersten Flug wagte. Diese mußte es sein, dieser mußte die Rolle auf den Leib geschrieben werden, und mit dieser mußte die Rolle mit aller Sorgfalt einstudiert werden. Darüber gab es Unfrieden im Holmschen Hause, Klagen, Bitten, trübe Vorausfagen auf der einen Seite und unwillige Abwehr und Vorwürfe auf der andern. Und der Herr Professor sagte zu seiner Tochter: Dhieser dhein Wenzel scheint mir dher Ansicht zu sein, daß die Dramaturgie die Lehre von den Schauspielerinnen ist. Worauf Frau Luzie in Tränen ausbrach, ihren Mann dem Vater gegenüber in Schutz nahm und sich selbst Vorwürfe machte, daß es ihr an Geist und Schönheit fehle, ihren Mann an sich zu fesseln.

Am Eröffnungsabend war alles im Theater, was in Neusiedel irgend Anspruch auf Beachtung machen konnte. Auch Herr Professor Icilius war da — nicht wegen des Prologs, sondern wegen Minna von Barnhelm und wegen seiner Inschrift. Auch Frau von Seidelbast war da — aber nicht wegen Minna von Barnhelm, auch nicht des Prologs wegen, sondern um die Wirkung des geteilten Vorhangs zu studieren. Auch Hilda war da, um sich von Onkel Philipp durch alle

Räume des Theaters führen zu lassen. Und Berlitz und Hunding und viele Primaner waren da, um sich ihres Erfolges, die Inschrift betreffend, zu freuen. Und die Stadtväter und die Bürgerschaft waren da, um nicht zu fehlen, wenn die Entwicklungsgeschichte ihrer Stadt an einem unvergeßlichen Marksteine vorüberkam. Und der Herr Landrat war da mit seinen Damen, lehnte mit dem Rücken der Bühne zugewandt an der Brüstung des Orchesters, und man hörte seine Stimme weit ins Parkett hinein. Und General Kämpffer, Exzellenz, thronte in der Prosceniumsloge. Und Wenzel Holm in Frack und weißer Binde hatte ein Stockwerk tiefer in der Direktionsloge Platz genommen. Man konnte ja nicht wissen, ob nicht der Dichter des Prologs vor die Lampen gerufen werden würde.

Die Festouverture erklang gedeckt und geheimnisvoll aus dem versenkten Orchester heraus. Ach es waren keine Bayreuther Klänge! Es waren des Direktor Krebs Myrmidonen. Und was sie hören ließen, war die in so vielen Sonntagskonzerten und sonstigen Festfeiern gehörte Jubelouverture. Aber hier im Theater und namentlich aus dem versenkten Orchester heraus machte sich doch das „Heil dir im Siegerkranz", womit sie schloß, höchst stilvoll.

Der Vorhang teilte sich. Ah! Natürlich neue Kulissen. — Von Kroner in Koburg. Die Direktion hatte keine Opfer gescheut und für den Prolog zwei Felsen, drei Büsche und den Brunnen extra malen lassen, aus dem der Nickelmann aufsteigen sollte. Mit einem elektrischen Scheinwerfer wurden überirdische Blendeffekte gezaubert. Und dazu spielte man etwas, was dem Wagnerschen Waldweben verwandt sein sollte. Nun erschien der Waldschratt, und der Nickelmann tauchte aus seinem Brunnen auf und sagte Quorax. Beide waren unzufriednen Gemüts und machten anzügliche Bemerkungen über gewisse Unzulänglichkeiten in dieser irdischen Welt. Der Nickelmann schien die Wasserstadt zu vertreten, der Waldschratt das Kellereiholz, und die Buschgroßmutter, die zu dritt hinzukam, schien das Organ des altstädtischen Bürgersinnes zu sein. Was sie eigentlich wollten, war nicht recht klar und wurde vom Publico erst tags darauf verstanden, als die Geschichte im Tageblatte stand und erklärt würde. Jedenfalls schienen alle drei in gewissen wünschenswerten Dingen nicht weiter kommen zu können. Da erschien unter nie gesehenen Lichteffekten Rautendelein, ein junges hübsches Ding, das gar nicht schüchtern war. Diese fegte auf der Bühne umher, sagte der Wasserstadt, der Kellerei und dem Bürgersinne einige Grobheiten und hielt eine Rede an die Sonne, in der von Licht, Leben, Freiheit, Liebe und einer schöneren, unmittelbar bevorstehenden Zeit die Rede war. Und das alles für euch, ihr Menschenkinder, und zwar von heute an, wo der neue Tempel der herz- und seelenbefreienden Kunst aufgetan wird. Von heute an, wo ein neuer Geist die Welt durchwehen wird, von heute an, wo Finsternis und Lüge durch Licht und Wahrheit überwunden werden. Der Nickelmann sagte Quorax und konnte sich der höhern Einsicht Rautendeleins nicht verschließen. Und auch der Waldschratt und die Buschgroßmutter erklärten sich für überzeugt. Ein Zauberspruch, und es folgte (worauf der Direktor keinesfalls hatte verzichten wollen) große Verwandlung. Nicht ganz ohne Stocken, denn die Maschinerie war noch zu neu. Es erschien ein Schloß von griechisch-gotisch-aztekischer Architektur. Davor war das ganze Theatervolk gruppiert, die Stars in ihren Hauptrollen, und dahinter allerlei dramatisches Volk in neuen Kostümen, die allein zweitausend Mark gekostet haben sollten. Und in der Mitte stand Lessing. Einige hielten ihn für Goethe, andre für Schiller. Aber es war Lessing, der einige Sätze aus seiner Hamburger Dramaturgie zum besten gab und dann die neue Stätte heiliger Kunst in aller Form einweihte. Darauf bedankte er sich bei Rautendelein, daß sie ihn zu so erhabner Feier aus den eleusinischen

Gefilden gerufen habe, der Nickelmann sagte Quorax, der Waldschratt schlug sich aufs Knie, und Rautenbelein warf Kußhände ins Publikum.

So endete das sinnvolle Weihespiel. Das Publikum klatschte und brach in großen Beifall aus, und die Gardine flog abermals auseinander. Wenzel Holm hatte kaum Zeit gefunden, hinauf auf die Bühne zu kommen. Er stürzte aus der Kulisse hervor und verbeugte sich etwas atemlos mit dem Bühnenvolke. Aber es war ihm eine große Genugtuung, in der Reihe zu stehn.

Dhaa! sagte Professor Icilius mit verächtlicher Handbewegung zu seinem Nachbar, die alten Meister, die Äschylus und Sophokles, brachten das Satyrspiel an das Ende der Tragödie. Wir fangen mit dhem Satyrspiele an. Woraus zu sehen ist, daß wir keine Meister sind.

In der nun folgenden Pause strömte die Zuschauerschaft ins Foyer, um sich dort eine Viertelstunde lang in argem Gedränge im Kreise zu bewegen. Den Mittelpunkt bildete die Marmorbüste des seligen Rumpelmann. Der selige Rumpelmann, den ja alle noch kannten, war in wesentlich idealisierter Form dargestellt, und zur Feier des Tages hatte man ihm einen Lorbeerkranz aufgesetzt. — Es ist nicht zu sagen, meinte der Herr Landrat, was aus einem Menschen werden kann, wenn er erst tot ist.

Über dem Bufett las man oder las auch nicht die Inschrift: Ingenuas didicisse artes . . . Berlitz und einige andre Primaner hatten ihren Professor im Gedränge aufgefangen und führten ihn mit Genugtuung zu ihrer Inschrift. Der Professor war nicht sehr erbaut. Er prüfte die Inschrift, die Reihen von Gläsern und Tellern mit belegten Brötchen und sagte: Sehen Sie, Oberlitz, das ist dhie Art dieses dhegenerierten Geschlechts: Lebensweisheit und Bier, Verdauung und Kunst. An dieser Stelle dhaa ist die Weisheit Ovids eine Parodie. Sie gehört vor die Augen der Schauenden und Lernenden.

Das haben wir auch gesagt, Herr Professor, erwiderte Berlitz, aber man entgegnete uns, eine Inschrift über dem Vorhange sei stilwidrig und störe die Stimmung.

Pah! rief der Professor. Setzen Sie vor die Augen der Analphabeten des Kuhstalls ein dreifaches Muh, sie werden im Wiederkäuen nicht gestört werden.

Dies war ungewöhnlich grob gesagt. Aber Professor Icilius war durch das Satyrspiel seines werten Schwiegersohnes und durch dessen Frack in ungewöhnlich ungnädige Stimmung versetzt.

Auch Frau Luzie war durch den Sinn des Prologs, den sie nur zu gut verstanden hatte, nicht erbaut worden. Von dem Theater hatte sie ja nicht fern bleiben dürfen, aber sie wäre allein gewesen, wenn sich ihrer nicht Hunding in jugendlicher Verehrung angenommen hätte. Hunding hegte nämlich eine schülerhafte, bescheidne Schwärmerei für Frau Luzie und ging mit Hilda gern einmal zu Holms, wenn es ihm in seinem Hause gar zu überirdisch und katakombenhaft wurde.

Frau Luzie und Hunding kamen gerade dazu, als der Professor unbekümmert um die, die dabeistanden und zuhörten, seine Kraftsentenzen losließ.

Aber Vater, rief Frau Luzie ganz entsetzt, wenn dich nun jemand hört!

Mögen sie, erwiderte der Professor. Oberlitz, wie nennen Sie mich in der Schule? — Berlitz wurde verlegen und wollte mit der Sprache nicht heraus. — Cato nennen Sie mich. Sehen Sie. Meine Rede soll unbestochen sein wie die eines Cato. Mögen Sie es hören. Dhaa!

Auch der Herr Major a. D. Kuhblank war da. Eben hatte er den Herrn Assessor a. D. Markhof getroffen. — Diese kleine Mucki, sagte er, wie finden Sie die, Assessor?

Famoser Käfer, erwiderte der Assessor. Wissen Sie — albisches Wesen. Wo wohnt sie denn?

Nichts für Sie, Assessor, sagte der Major. Hat schon ihren Heinrich.

Nanu?

Den Holm, den Dramaturgen.

Holm?

Na ja, den Kerl im Frack, der für den Applaus quittierte. Studiert Rollen mit ihr ein. Verfluchter Kerl! Nicht?

Hier war auch Frau von Seidelbast und ihr Hofstaat. Frau von Seidelbast hatte den Prolog mit zerstreuter Aufmerksamkeit angehört. Was waren ihr die Menschen dort auf der Bühne, die wie Menschen redeten. Für sie fing die Kunst erst da an, wo dürftig bekleidete Urmenschen unter Begleitung eines unsichtbaren und erregten Orchesters ekstatische Töne ausstießen. Aber die geteilte Gardine interessierte sie und das versenkte Orchester. Zwar bewegte sich diese Gardine nicht so feierlich wie in Bayreuth, aber es war immerhin möglich, sich hinter ihr eine Wagnersche Szene, Wagnersche Helden und Wagnersche Leitmotive vorzustellen.

Man pflegt bei Theatereröffnungen vor der Klassizität einen Knicks zu machen, und nachdem man sich mit ihr abgefunden hat, zu der modernen und kassafüllenden Kunst überzugehn. So tat man auch hier. Man spielte zur Eröffnung Minna von Barnhelm. Man suchte sich in die Feinfühligkeiten dieser diffizilen Menschen zurückzuversetzen, man pries die unvergänglichen Verdienste Lessings und begab sich dann, um die Katharsis mit Spatenbräu feucht zu erhalten, in das Theatercafé.

Am andern Tage stand der übliche Bericht unter dem Kopfe: Kunst und Wissenschaft im Tageblatte. Es war ein Getön begeisterter Worte, durch die alles und jedes gelobt wurde. Der Theaterreferent, Herr Hesselbach, ein alter pensionierter und etwas schwerhöriger Rektor, erfreute sich eines guten Leumunds bei allen Direktionen, die in Neusiedel mimten, da er den erfreulichen Grundsatz hatte, die gute Sache durch gute Rezensionen zu unterstützen. Dieser Herr Hesselbach bekam jetzt gute Zeit. Denn was der neue Direktor im neuen Theater bot, war gar nicht schlecht. Es waren nicht gerade Meisterleistungen, es war aber ein ganz respektables Mittelgut, nicht die Höhepunkte der dramatischen Kunst, nicht die extravagantesten Neuheiten, aber eine nicht ungeschickte Auswahl des Brauchbaren aus der Masse dessen, was der Tag brachte. Das Publikum, das abonniert hatte, besuchte fleißig das Theater, befand sich wohl, bildete eine Art Theatergesellschaft und ließ sich gelten.

Auch eine Oper gab es. Von Zeit zu Zeit erschien die Operngesellschaft aus Ixhausen und brachte den Waffenschmied, die Weiße Dame und andre schöne Sachen zur Aufführung.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 17. Januar 1909

(Wendung in der Orientfrage. Das Arbeitskammergesetz im Reichstage. Die Finanzkommission. Die Finanzlage in Preußen. Eine Debatte über „Nacktkultur".)

Die Spannung, die noch vor acht Tagen in der hohen Politik herrschte, ist endlich so weit gewichen, daß man wieder mit mehr Vertrauen der weitern Entwicklung entgegensehen kann. Die Pforte hat den österreichisch-ungarischen Vorschlag, der bekanntlich in dem Anerbieten einer Entschädigung für die in Bosnien und der Herzegowina gelegnen türkischen Staatsgüter bestand, im Prinzip angenommen. Es ist also die Grundlage für neue Verhandlungen gewonnen worden, und zwar ist diese Grundlage derart, daß eine Verständigung in sichrer Aussicht steht. Kommt eine solche zustande, so ist allen politischen Treibereien, die eine Störung des europäischen Friedens zur Folge haben können, vorläufig der Boden unter den Füßen weggezogen, und es müßten schon neue Zwischenfälle und im Anschluß daran ganz neue politische Maßnahmen der Mächte eintreten, wenn es zu weitern politischen Spannungen kommen sollte. Das kann natürlich niemand voraussehn, denn mit irgendwelchen Zwischenfällen wird man auf der Balkanhalbinsel immer rechnen müssen. Aber mit Prophetenkünsten kann sich die Politik überhaupt nicht abgeben. Wenn jetzt von einer Beurteilung der Orientfrage und ihrer wahrscheinlichen nächsten Entwicklung die Rede ist, so ist das immer nur mit der Einschränkung zu verstehn, daß sich das Urteil auf die augenblicklich vorliegenden Fragen und Verwicklungen bezieht. Es handelt sich jetzt um die Lösung der Krisis, die durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina und durch die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens entstanden ist. Die nationalen Empfindlichkeiten, die hierdurch in der soeben erst in einen Verfassungsstaat umgewandelten Türkei erregt wurden, drohten einen Konflikt mit Österreich-Ungarn herbeizuführen, wobei auch Serbien und Montenegro auf seiten der Türkei gestanden hätten. Diese Gefahr wurde verstärkt durch die moralische Unterstützung, die die Pforte durch die englische Politik erhielt, und ebenso auch dadurch, daß Rußland im Sinne seiner traditionellen Balkanpolitik zu handeln glaubte, wenn es die serbische Großmannssucht im Königreich und in Montenegro anstacheln half und sich unter Berufung auf die Heiligkeit internationaler Verträge den Forderungen Österreich-Ungarns entgegenstellte. Für Rußland kam als besondre Lockung zugunsten dieser Politik diesmal hinzu, daß es panslawistische Balkanpolitik treiben konnte, ohne der Türkei feindlich gegenübertreten zu müssen. Und während es sonst die Regel war, daß England und Rußland in Orientfragen die schärfsten Gegensätze darstellten, konnten sie diesmal friedlich Hand in Hand wandeln. Das war in diesem Falle um so bedeutsamer, als es nicht nur die zufällige Stellungnahme zu den einzelnen Fragen der Orientpolitik war, was die beiden Großmächte zusammenführte; auch allgemeine weltpolitische Erwägungen haben ja bekanntlich England und Rußland veranlaßt, ihre frühere gegensätzliche Politik, wie sie durch die asiatischen Verhältnisse herbeigeführt worden war, durch eine Politik der Verständigung zu ersetzen. Die Umstände lagen also so, daß sich die Türkei wohl ermutigt fühlen konnte, den Konflikt mit Österreich-Ungarn einer verhängnisvollen Verschärfung entgegenzutreiben. Das wäre freilich wenig staatsklug gewesen, denn wesentliche Vorteile, die den zu bringenden Opfern im Fall eines ohnehin wenig aussichtsvollen Krieges entsprochen hätten, waren für die Türkei keinesfalls zu erlangen, und von dem bloßen Vergnügen, unter Umständen die Brandfackel in das europäische Staatengebäude zu werfen, hätte die Türkei blutwenig Gewinn gehabt, wahrscheinlich aber die stärksten Nackenschläge für ihre eignen wirtschaftlichen und politischen Bedürfnisse erfahren. Aber wir haben oft genug Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß auf den

vielverschlungnen Pfaden der Völkerentwicklung und der Völkerbeziehungen nicht immer die Logik und die Konsequenz zu finden sind. Wenn ein politischer Schritt allgemein einleuchtet, den sichtbaren nächsten Interessen der Mehrheit und der herrschenden Stimmung entspricht, fragt niemand danach, ob er im Einklang mit der Vergangenheit steht oder den nur dem weitern Blick erkennbaren Forderungen der Zukunft genügt. England läßt sich von den begeisterten Jungtürken huldigen und mißbilligt zum Dank dafür die Annexion Bosniens — alles in demselben Augenblick, wo öffentlich die Frage der völligen Einverleibung Ägyptens in den britischen Reichskörper erörtert wird, desselben Ägyptens, dessen vollständige Loslösung vom türkischen Reich erst durch England vollzogen worden ist. Das ist kein Vorwurf für England. Es braucht Ägypten für seine weltpolitische Stellung; es hat unter Lord Cromers vortrefflicher Verwaltung unendlich viel für das Wohl des Landes getan, seine wirtschaftlichen Kräfte so weit entwickelt, wie man es seit den Zeiten der Ptolemäer kaum noch für möglich gehalten hatte. Warum sollte es Ägypten nicht nehmen? Wenn es diesen letzten Schritt nicht tut, so ist es sicher nicht der Respekt vor den Rechten des osmanischen Großherrn, der es davon zurückhält. Aber alles das hindert England nicht, Österreich-Ungarn zu tadeln, weil es in Bosnien dasselbe tut, was England in Ägypten gern tun möchte. Es hindert aber auch die Türkei nicht, sich für England zu begeistern und gegen Österreich zu entrüsten, obwohl es von Österreich nur einen eingebildeten, von England einen wirklichen, nicht ersetzbaren Verlust erlitten hat. Und wer will England ernstlich tadeln, daß es aus dieser ihm kostenlos zufallenden, seine Sünden zudeckenden Begeisterung der Türken Nutzen zieht? Es ist ja nicht seine Aufgabe, den Türken collegium logicum zu lesen. Auf der andern Seite hat es für den schlichten Verstand des Privatmanns nicht minder etwas Verblüffendes, von Rußland mit Bezug auf die Annexion Bosniens eine Predigt über den Respekt vor internationalen Verträgen zu hören. Österreich-Ungarn hat sich bei seinem Vorgehen in Bosnien nicht ohne weiteres von den Bestimmungen eines internationalen Vertrags losgesagt; es hat sie nur — vielleicht in einer anfechtbaren Weise — zu seinen Gunsten umgedeutet. Das Beispiel einer förmlichen Lossagung einer einzelnen Macht von gewissen Bestimmungen eines internationalen Vertrags ist der Welt in den letzten hundert Jahren nur einmal gegeben worden, nämlich von — Rußland. Es benutzte bekanntlich die günstigen Umstände während des Deutsch-französischen Kriegs, sich von gewissen einengenden Bestimmungen des Pariser Vertrags von 1856 zu befreien.

Man muß sich diese Verhältnisse klar machen, um zu erkennen, daß man mit logischen Vorhaltungen in solchen Fragen nicht weiterkommt, sondern daß in der praktischen Politik nur die gegenwärtigen Interessen entscheiden. Allerdings müssen diese auch geschickt vertreten werden, und ob das gerade in diesem Falle von russischer Seite geschehen ist, dürfte wohl mindestens zweifelhaft sein. Herr Iswolski hatte schon in London und Paris kein Glück gehabt, als er die Meerengenfrage auf das Programm der künftigen Konferenz zu bringen versuchte. Seine Dumarede über die auswärtige Politik Rußlands brachte das ziemlich unverhüllte Eingeständnis, daß Rußland nicht gewillt sei, seinen Forderungen den letzten Nachdruck zu geben und um der Orientpolitik willen das Schwert zu ziehen. Sie enthielt ferner indirekt das Eingeständnis, daß sich Österreich-Ungarn nach den Abmachungen von Reichstadt im Jahre 1876 wohl berechtigt halten konnte, die Bestimmungen des Berliner Vertrages von 1878 hinsichtlich Bosniens und der Herzegowina so aufzufassen, daß für Rußland nach den mancherlei bereits geschehenen und von den Mächten gutgeheißnen Durchlöcherungen des erwähnten Vertrages kein besondrer Grund zu einem scharfen Protest und zur Ermutigung der serbischen

Kriegsluft vorlag. In diesem Zusammenhange konnte das Projekt eines Bundes der Balkanstaaten unter einer Art von russischem Protektorat nicht gerade vertrauenerweckend wirken. Vor allem zeigte sich, daß Frankreich nicht gesonnen war, auf diesem Wege, der den Streit über kurz oder lang zu entfesseln geeignet war, den Genossen in der Triple-Entente unbedingt zu folgen. Wir erwähnten schon neulich, daß auch in England Anzeichen hervortraten, wie sehr man angesichts der Haltung der russischen Politik zur Vorsicht gestimmt ist. Man hatte die Boykottbewegung gegen Österreich-Ungarn in der Türkei geschäftlich nach Möglichkeit auszunutzen versucht, aber nun wurde die Lage doch bedenklich. Der regierende englische Liberalismus, der ohnehin wußte, daß die Verständigungspolitik mit Rußland in den Reihen seiner Anhänger nicht populär war, wollte in diesen Fragen vor allem das Einvernehmen mit Frankreich wahren; sich um Rußlands willen in einer fernerliegenden Frage von Frankreich abzusondern, konnte nicht im Sinne der Kreise des englischen Volkes liegen, auf die die heutige Regierung angewiesen ist. Und schließlich konnte auch das Aufflackern der für die englische Denkweise sehr charakteristischen Entrüstung über Österreich-Ungarn vor einer nüchternen Auffassung politischer Interessen auf die Dauer nicht standhalten. Aber es ist in solchem Falle nicht ganz leicht, den Rückweg zu finden, und der Eifer des jungtürkischen Komitees war nicht leicht zu zähmen. Würde es Kiamil Pascha gelingen, der leidenschaftlichen Agitation des Komitees Herr zu werden? Die letzte Woche hat die Antwort auf diese Frage gebracht. Baron Aehrenthal hatte den richtigen Augenblick erkannt, wo ein weiteres Entgegenkommen Österreich-Ungarns am Platze war. Er machte seinen bekannten Vorschlag, und Kiamil Pascha war, als er ihn im Prinzip annahm, sogleich in der Lage, dem türkischen Parlament eine Auseinandersetzung über die auswärtige Politik der ottomanischen Regierung zu machen. Er erhielt ein einhelliges Vertrauensvotum und gewann dadurch die Grundlage für die Wiederaufnahme der Verhandlungen mit Österreich-Ungarn und eine gewisse Sicherheit gegen Quertreibereien des jungtürkischen Komitees. Der Wert dieser Wendung liegt nicht nur in der Wahrscheinlichkeit der Verständigung mit Österreich, womit die Hauptschwierigkeit der ganzen Orientkrisis beseitigt wäre, sondern auch in der Möglichkeit, daß England jetzt die von ihm selbst gewünschte Annäherung an Österreich vollzieht. Und das bedeutet in Gemeinschaft mit dem für die zweite Februarwoche in Aussicht genommnen offiziellen Staatsbesuch des Königs Eduard in Berlin einen entschiednen Schritt zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens.

Seit dem 12. Januar haben auch der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus ihre Arbeiten wieder aufgenommen; wir nähern uns also den großen Entscheidungen, die uns dieser Tagungsabschnitt bringen soll. Während der ersten Tage nach den Ferien hat der Reichstag zunächst kleinere Vorlagen erledigt, dann ist er aber in die Beratung des vielumstrittnen Arbeitskammergesetzes eingetreten. In der neuen Form scheint die Vorlage eine bedeutende Mehrheit zu finden; völlig ablehnend verhält sich nach gewohnter Weise nur die Sozialdemokratie, weil sie nach den Beschlüssen des Gewerkschaftskongresses von 1905 nicht Arbeitskammern, sondern Arbeiterkammern fordert. Das bedeutet, daß sie zur Beurteilung der wichtigen sozialpolitischen Fragen, die sich aus dem Arbeitsverhältnis ergeben, nicht eine paritätische Vertretung der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, sondern eine einseitige Vertretung der Arbeitnehmer allein verlangt. Das ist nicht immer so gewesen, wie den Sozialdemokraten der Staatssekretär des Innern, Staatsminister v. Bethmann-Hollweg, in der ausgezeichneten Rede, mit der er die Debatte einleitete, ins Gedächtnis zurückrief. Die Partei fing erst an in dieser Frage mehr und unerfüllbares zu fordern, als die Erfüllung ihrer frühern Forderung, die der ältern Zeit schon radikal genug erschien, immerhin aber bei aufgeklärten Sozialpolitikern

Sympathien erweckte, endlich in den Bereich der Möglichkeit gerückt schien. In dem Augenblick, wo der ursprüngliche Gedanke von den bürgerlichen Parteien aufgenommen und im Interesse der Arbeiter erörtert wurde, genügte er nicht mehr, das Bewußtsein des „Klassenstaats" aufrecht erhalten zu helfen; er hatte damit den einzigen Parteizweck verfehlt und mußte durch einen andern ersetzt werden. Die Sozialdemokratie hatte offenbar darauf gerechnet, daß sich die Gesamtheit der wirtschaftlichen Unternehmer dem Grundgedanken dieser Gesetzvorlage noch schärfer widersetzen würde. Ein gewisser Widerstand und ein starkes Mißtrauen besteht ja auch in diesen Kreisen noch heute gegen alle gesetzlichen Maßnahmen dieser Art. Aber auch im Wirtschaftsleben macht der Absolutismus allmählich dem Konstitutionalismus Platz. Das starre Herrentum der bahnbrechenden Persönlichkeiten aus den Anfängen unsrer aufblühenden Großindustrie weicht in einer neuen Generation allmählich dem wachsenden Verständnis für die sozialpolitischen Bedürfnisse der Zeit. Herr v. Bethmann-Hollweg verstand es auch vortrefflich, die Grundgedanken des Entwurfs und die Absichten des Gesetzgebers hervorzuheben, die besonders geeignet waren, das Mißtrauen der widerstrebenden Unternehmerkreise zu beseitigen. Die praktische Klugheit und die Überzeugungskraft der Ausführungen des Ministers wurden denn auch von allen bürgerlichen Parteien willig anerkannt.

Von den Kommissionsarbeiten beansprucht die Finanzkommission nach wie vor das größte Interesse. Aber das Vertrauen, daß sie ihrer Aufgabe gerecht werden wird, will sich noch nicht einstellen. Das zeigt wieder neuerdings ein Beschluß der Kommission. Die Regierungsvorlage schlägt bekanntlich die Aufhebung der Fahrkartensteuer vor, allerdings unter der Voraussetzung, daß der Reichstag bei Beratung der Finanzvorlage die vorgeschlagnen Steuern in der beantragten Höhe oder entsprechenden Ersatz bewilligt. Die Kommission dagegen will nach ihrem Beschluß die Fahrkartensteuer beibehalten wissen und sie nur reformieren, obwohl schwer einzusehen ist, was an dieser verfehltesten und törichtsten aller Einrichtungen eigentlich reformiert werden soll. Man muß also bei dieser Neigung der Kommission, von allem, was vernünftig ist und zum Ziele führt, gerade das Gegenteil zu beschließen, auf alles gefaßt sein.

Zu derselben Zeit mußte im preußischen Abgeordnetenhause der Finanzminister v. Rheinbaben von den Einnahmen des letzten Jahres ein trübes Bild entwerfen. Und dabei wirken die Mindereinnahmen der Eisenbahnverwaltung besonders empfindlich. Unter solchen Umständen sind dem Landtage, der in der Ungunst dieser Zeiten die Mittel zu einer Reform der Beamtenbesoldung beschaffen soll, besonders schwierige Aufgaben gestellt. Um so unbegreiflicher ist es, daß von den Konservativen die Deckung des Mehrbedarfs im Reiche noch durch den Widerstand gegen die Nachlaßsteuer erschwert wird. Denn da doch ein Teil des Reichsbedarfs durch direkte Besteuerung beschafft werden muß, so besteht die Gefahr, daß bei Ablehnung der milden und leicht zu tragenden Form der Nachlaßsteuer die Belastung der Steuerzahler wegen der gleichzeitigen einzelstaatlichen Mehrforderungen an direkten Steuern eine unerträgliche Höhe erreicht.

Eine seltsame Debatte gab es dieser Tage im Abgeordnetenhause anläßlich der Interpellation über die unter dem Namen der „Schönheitsabende" bekannten Schaustellungen. Diese Veranstaltungen, bei denen sich die Darsteller von lebenden Bildwerken, Gruppen und Tänzen in möglichst weitgehender Nacktheit zeigen, finden ihre Freunde wohl nur unter einigen verstiegnen „Ästheten", die sich wirklich einbilden, auf diesem Wege könne ein neues Kunstverständnis gezüchtet werden, und bei einigen Preßorganen, die es für geschmackvoll und freiheitlich halten, wenn sie die Auflehnung eines gesunden Empfindens gegen modische Pseudokunst als Rückständigkeit und Zelotismus verschreien. Im übrigen werden sie wohl ganz all-

gemein als das erkannt, was sie sind, als ein echter Großstadtschwindel, der den einzigen wirklichen Zweck, nämlich die Erregung eines ganz gewöhnlichen Sinnenreizes und Nervenkitzels, durch eine ungewöhnliche, besondre Aufmachung und durch ein Beiwerk von hochtrabenden, modisch aufgeputzten Schlagworten zu verschleiern strebt. Es mag unter den Zuschauern viele Leute geben, die sich redlich bemühen, ihr Interesse an diesen Darstellungen auf reine Kunstregungen zurückzuführen, und die sich selbst in aller Treuherzigkeit alles mögliche dabei vorlügen, schon weil das Eingeständnis, daß sie sich etwas andres dabei gedacht haben, der interessanten Sache sofort ein Ende bereiten würde. Ein Feldzug gegen die Adepten der „Nacktkultur" ist also ganz berechtigt, wenn man auch zweifeln kann, daß es des Aufwands einer besondern großen Debatte bedurfte, und daß die Persönlichkeit des Hauptwortführers, des Abgeordneten Roeren, glücklich gewählt war. Denn diesem Herrn haftet nicht ohne Grund der Ruf an, daß er nach der andern Seite hin übertreibt und sich in verschiednen Fällen zu einer wirklich kunstfremden Prüderie bekannt hat, die imstande ist, auch hinter den Objekten durchaus reiner und edler Kunst unreine Motive zu suchen. Auch hätte es dem ehemaligen Richter wohl besser angestanden, wenn er seinen Worten, in denen das Pathos ehrlicher Entrüstung darum nicht zu fehlen brauchte, nicht gerade die Form persönlich zugespitzter, qualifizierter Beleidigungen gegeben hätte, was unter dem Schutz der parlamentarischen Immunität immer einen schlechten Eindruck machen muß. Aber gleichviel, die Sache ist keine Parteifrage, und in dem Kern seiner Ausführungen hatte Herr Roeren Recht. Und dem Minister hätte es, wie die Debatte ergab, auch unter den Liberalen die Mehrzahl nicht übel genommen, wenn er diesem Nacktkulturschwindel gegenüber etwas energischer zugegriffen hätte.

Koloniale Rundschau

Berlin, 20. Januar 1909

Die Jahresberichte über die Entwicklung der Kolonien im Jahre 1907/08 sind in den letzten Tagen erschienen und bieten reichlich Stoff zu kolonialen Betrachtungen mannigfacher Art. Sie sind modern geworden, und man merkt ihnen — wie schon im letzten Jahre — deutlich an, daß jetzt im Kolonialamt auch Leute arbeiten, die im praktischen Leben gestanden haben, daß nicht mehr ausschließlich der „Geheimrat" dominiert. Es läßt sich nicht leugnen, daß die jetzige Aufmachung der kolonialen Denkschriften gegen früher viele Verbesserungen aufweist. Auch der gewöhnliche Sterbliche findet sich jetzt darin zurecht, und man braucht nicht Reichstagsabgeordneter zu sein, um sich ein „sachverständiges" Urteil über den sachlichen Inhalt bilden zu können. Die Gruppierung des Stoffs ist geschickt und übersichtlich, sodaß man sich rasch über die wesentlichen Ergebnisse des Berichtsjahres orientieren kann. Heutzutage muß alles illustriert sein, was einigermaßen Anspruch auf allgemeine Beachtung machen will, also auch die kolonialen Denkschriften. Es war ohne Zweifel ein guter Schachzug der Kolonialverwaltung, diesem Zuge der Zeit zu folgen und den einzelnen Denkschriften eine Anzahl von Bildern beizugeben. Auch unter den Herren Volksvertretern, für die diese Denkschriften ja zunächst bestimmt sind, befindet sich jedenfalls eine ganze Reihe von Herren, die von der überseeischen Welt gar keine oder nur eine sehr schwache Vorstellung haben. Und wenn sie selbst vielleicht die Bilder auch nur flüchtig ansehen, so werden diese in manchen Fällen wenigstens die Phantasien ihrer heranwachsenden Sprößlinge beleben und so ein wenig für die Sache wirken. Überhaupt müßte sich die Kolonialverwaltung immer noch mehr des Bildes als Aufklärungsmittel bedienen. Wenn man vor zehn Jahren schon in dem Maße, wie dies die englische und die französische Kolonialverwaltung getan haben, die Photographie und andre Anschauungsmittel (Produktenausstellungen u. dgl.) in den Dienst der amtlichen

kolonialen Aufklärungstätigkeit gestellt hätte, so hätte der koloniale Gedanke sicherlich schon früher im Volke Fuß gefaßt. Das französische Kolonialministerium z. B. hat Schaufenster so gut wie Wertheim, in denen Bilder und Karten von den Kolonien aushängen und koloniale Produkte zu sehen sind. Jedermann, auch die Schuljugend, in Paris weiß infolgedessen, was und wo das Kolonialamt ist. In Berlin dagegen wandeln wohl die meisten Leute durch die obere Wilhelmstraße, ohne eine Ahnung zu haben, was für wichtige Organe des Staats die ehrwürdigen Gebäude links und rechts beherbergen, daß in einem auch die Verwaltung der Kolonien in vornehmer Zurückgezogenheit ihr Dasein führt. Dabei ist dieser Teil der Reichsverwaltung gar nicht mehr so unmodern — abgeschlossen. Wenn man vor zehn bis zwölf Jahren dem Kolonialamt zugemutet hätte, seine Denkschriften zu illustrieren oder gar nach französischem Muster Schaukästen auszuhängen, so wäre man wohl für ein bißchen verrückt gehalten worden, und heute geht in der Tat im Kolonialamt der Gedanke um, planmäßig eine große Bildersammlung anzulegen und nicht wie bisher etwa eingehende Photographien, mit Aktenzeichen und Nummer versehen, zu begraben. Hoffentlich werden dann auch die so gesammelten Schätze der privaten Propaganda, insbesondre den diesen Aufgaben dienenden Zeitschriften in liberalster Weise zugänglich gemacht. Denn sonst hat die Sache gar keinen Sinn. Natürlich nicht so, daß etwa versucht wird, aus dem Material amtlicher Expeditionen Kapital zu schlagen und die Sammlungen meistbietend zu verkaufen um einiger tausend Mark willen. Ich habe unlängst dieses Geistes einen Hauch verspürt.

Die Kolonialverwaltung hat selbst das größte Interesse daran, daß der koloniale Gedanke möglichst tief in die weitesten Volkskreise dringe, und sie muß daher bestrebt sein, in ihrer Arbeitsweise möglichst volkstümlich zu werden und sie den Bedürfnissen des praktischen Lebens anzupassen. Man kann ihr nur raten, auf dem Wege, den sie mit der Modernisierung der Denkschriften beschritten hat, weiterzugehn.

Soviel über die äußere und innere Aufmachung der Denkschriften und die Gedanken, die sich daran knüpfen. Der sachliche Inhalt spricht für eine erfreuliche wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien im abgeschlossenen Jahr. Doch davon wollen wir jetzt nicht reden und die Fortschritte des Wirtschaftsjahres 1907/08 einer besondern Darstellung in der nächsten Nummer vorbehalten.

Heute sollen, wie üblich, die jüngsten Vorgänge in den einzelnen Kolonien erörtert werden. Leider müssen wieder verschiedne Vorkommnisse zur Sprache kommen, die aus dem Grunde ernste Beachtung verdienen, weil sie geeignet sind, die Erfolge, die im verflossenen Jahre in ernster wirtschaftlicher Arbeit errungen worden sind, unter Umständen in Frage zu stellen.

Früher nannte man immer Südwest das Schmerzenskind unter den Kolonien. Trotz der letzten traurigen Vorgänge im Süden der Kolonie paßt dieser Name eigentlich nicht mehr, denn sie ist auf dem besten Wege, eine geordnete und gut deutsche Siedlung zu werden. Dagegen hat sich in der letzten Zeit Ostafrika ein Anrecht auf jenen Titel erworben, dank der unbegreiflichen Politik des Gouverneurs von Rechenberg. Konnte man früher der zielbewußten und energischen Persönlichkeit Rechenbergs einige Sympathien nicht versagen, trotz sachlicher Bedenken gegen seine Anschauungen, so mußten diese Sympathien angesichts der kleinlichen Mittel, mit denen er seine Gegner mundtot zu machen sucht, schwinden. Wir haben in der letzten Rundschau erzählt, wie er die gegnerische Presse in der Kolonie zu schikanieren und auszuschalten sucht. Zuerst kam die schwächere Deutsch-ostafrikanische Zeitung an die Reihe. Mittlerweile glaubt er auch ein Mittel gefunden zu haben, womit er die widerstandsfähigere Usambara-Post treffen könnte. Die Usambara-Post ist das Leiborgan der ostafrikanischen Pflanzer und mußte

daher unter anderm besondern Wert auf die Witterungsberichte der Meteorologischen Station legen. Plötzlich erhielt sie von dieser die Mitteilung, daß auf Verfügung des Gouverneurs die Witterungsberichte nur noch in der Deutsch-ostafrikanischen Rundschau, dem neugegründeten Rechenbergschen Leiborgan, veröffentlicht werden sollen. Allerdings wird die Freude des Gouverneurs wohl nur von kurzer Dauer sein, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verfügung direkt rechtswidrig ist und nicht aufrechterhalten werden kann. Es liegt im öffentlichen Interesse, daß die meteorologischen Berichte möglichst rasch und allgemein verbreitet werden. Es ist bezeichnend, daß Herr von Rechenberg sogar vor bewußt schädlichen Maßnahmen nicht zurückschreckt, um seine Politik zu halten.

Noch bezeichnender ist sein allerneuster Vorstoß gegen die weiße Bevölkerung im allgemeinen. Wie erinnerlich, hat das Gouvernement unlängst die Kommunalverbände, die ersten Anfänge einer Selbstverwaltung, aufgehoben und damit die Verwaltung der einzelnen Bezirke wieder vollständig unter den Einfluß der Zentralverwaltung der Kolonie gebracht. Die Bezirke erhalten nun nicht mehr die Hälfte der Einnahmen der Hüttensteuer zur freien Verfügung, sondern die Bezirksräte haben jedes Jahr einen Haushaltsplan aufzustellen, auf Grund dessen ihnen dann die begründet erscheinenden Summen zugewiesen werden. Da die Mitglieder der Bezirksräte nach dem amtlichen Entwurf vom Gouverneur und nicht von der weißen Bevölkerung ernannt werden, so kann von einer Selbstverwaltung keine Rede mehr sein, denn der Gouverneur wird natürlich nur ihm genehme Personen wählen. Das Skandalöseste an der ganzen Aktion ist aber, daß nach dem amtlichen Entwurf auch ein Farbiger zur Vertretung der Interessen der Eingebornen in den Bezirksrat gewählt werden kann. Und diese Bestimmung charakterisiert sich geradezu als eine Verhöhnung der weißen Bevölkerung. Ja Herr von Rechenberg geht noch weiter. Da man den beiden großen Städten Daressalam und Tanga ein gewisses Selbstbestimmungsrecht natürlich nicht vorenthalten kann, so hat das Gouvernement eine Stadtverwaltung organisiert, über die man lachen müßte, wenn die Sache nicht so verdammt ernst wäre. Die beiden Städte sollen jede einen Stadtrat erhalten, der aus 4 Mitgliedern besteht. Von diesen 4 Mitgliedern werden 3 von der Bevölkerung, 1 vom Gouverneur gewählt. Soweit wäre die Sache ganz gut und schön. Nun soll aber der Vorsitzende nicht ein freigewählter Bürgermeister, sondern der Bezirksamtmann, ein Untergebner des Gouverneurs sein. Das ist der erste Pferdefuß, aber er ginge noch an. Völlig undiskutierbar ist aber der dem Stadtrat anzugliedernde Farbigenausschuß, dessen Vorsitzender ein vom Gouverneur zu bestimmendes Mitglied des Stadtrats sein soll. Dieser Farbigenausschuß ist — man höre! — befugt, gegen jeden Beschluß des Stadtrats Einspruch zu erheben, und die Entscheidung hat dann — der Gouverneur. Der Herr Gouverneur hat also ohne weiteres die Möglichkeit, die in Ehrfurcht vor ihm, dem bana Mkuba, ersterbenden Mitglieder des Farbigenausschusses zum Einspruch gegen alle ihm unbequemen Beschlüsse des Stadtrats zu veranlassen und diese Beschlüsse dann kraft seiner Eigenschaft als letzte Instanz aufzuheben. Der ganze Stadtratszauber ist also nichts weiter als eine Farce und wiederum eine Verhöhnung der weißen Bevölkerung. Der weißen Bevölkerung werden die Anfänge einer ernsthaften Selbstverwaltung entzogen, und der Eingebornenbevölkerung wird eine Art Selbstverwaltung gegeben; ja sie ist sogar in der Lage, der Selbstverwaltung der Weißen Steine in den Weg zu werfen. Und da wundert man sich, daß die Schwarzen neuerdings immer frecher werden, und das Verprügeln der Weißen, sogar in Daressalam, nachgerade an der Tagesordnung ist. Wenn es nicht bald anders wird, so steuern wir in Ostafrika traurigen Zeiten entgegen. Der Reichstag wird hoffentlich diesen Zuständen jetzt

ein Ende machen. Er kann nicht länger zusehen, wie die Früchte langjähriger energischer Kolonialarbeit aufs Spiel gesetzt werden, und daß an der Spitze unsrer schönsten Kolonie ein Mann steht, der mit der ganzen weißen Bevölkerung zerfallen ist, weil er die Interessen der Eingebornen denen seiner eignen Landsleute voranstellt. In den Kolonien hat vorläufig nur der weiße Mann zu regieren. Und wer nicht soviel historisches und Rassegefühl hat, der gehört nicht nach Afrika!

Gegen die ostafrikanische Misere erscheinen kleine Unstimmigkeiten in den andern Kolonien unwesentlich. Immerhin verdienen die Vorgänge, die neulich aus Kamerun berichtet wurden, einige Beachtung. Dem Leipziger Tageblatt waren aus Handelskreisen in Südkamerun Nachrichten von Ausschreitungen schwarzer Soldaten zugegangen. Die Soldaten waren ohne weißen Führer ausgesandt worden, um in einer entfernten Gegend die Eingebornen von dem Verbot der Elefantenjagd in Kenntnis zu setzen, und hatten diese Gelegenheit benützt, um zu rauben und zu plündern und die Häuptlinge zu mißhandeln. An jene Mitteilungen waren Bemerkungen geknüpft, die einen gewissen Zusammenhang zwischen den Ausschreitungen der schwarzen Soldaten und dem Tod eines deutschen Offiziers nicht ausgeschlossen erscheinen ließen. Auch wir können uns dieser Ansicht nicht ganz verschließen, denn nirgends verbreiten sich Gerüchte schneller als in Afrika. Die Eingebornen noch tiefer im Innern hörten von diesen Ausschreitungen und bereiteten dem unglücklichen Offizier, der zufällig kurz nachher anmarschierte, einen blutigen Empfang. Der Vorgang zeigt uns jedenfalls deutlich, daß man schwarze Soldaten nicht ohne Aufsicht lassen soll, am allerwenigsten in noch unruhigen Gebieten. Natürlich ist eingewandt worden, daß der Vorfall wohl zu beklagen sei, aber nicht von hier aus beurteilt werden könne.

Zum Beweis, daß auch erfahrene koloniale Praktiker nicht andres denken, sei die Ansicht eines alten Kolonialoffiziers, des Hauptmanns A. Fonck, angeführt, der sich in der Kreuzzeitung wie folgt dazu äußerte: „Derartige Vorkommnisse werden sich, selbst bei sonst tüchtigen militärischen Leistungen, um so mehr wiederholen, je weniger die weißen Vorgesetzten Fühlung mit den Eingebornen haben und je weniger afrikanische Erfahrung sie besitzen. Bei dem Landsknechtscharakter der farbigen Soldateska ist zu gedeihlicher, erfolgreicher Tätigkeit Erfahrung und Lernzeit ebenso notwendig für den weißen Vorgesetzten der farbigen Truppe wie für den Verwaltungsbeamten in den Kolonien. Für letztere allerdings noch in erhöhtem Maße. Was sind die Folgen von Unerfahrenheit, Sprachunkenntnis, Mangel an Lernzeit? Der farbige Soldat nützt diese Eigenschaften seiner Herren wie jeder andre Farbige aus für seine Zwecke und zur Erlangung unberechtigter materieller Vorteile aller Art mit den verschiedensten Mitteln, deren harmlosestes der »gedrückte«, selbst festgesetzte Preis ist. Der Eingeborne wagt nicht zu klagen. Er ist vielleicht durch Drohungen des Soldaten eingeschüchtert und kann kein Vertrauen zu einem weißen Herrn haben, der ihn doch nicht versteht, weder sprachlich noch sonstwie. Die Folge davon? Verbitterung — Selbsthilfe — Aufstände.“ Der Reichstag wird sich also beim Etat für Kamerun erkundigen müssen, ob genügend weiße Offiziere und Unteroffiziere vorhanden sind, um die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Wenn nicht, so muß ihre Zahl eben vermehrt werden. Die 100000 Mark, die das schlimmstenfalls kostet, ersparen uns die Kosten für nachherige Strafexpeditionen und Störungen der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, machen sich also ohne weiteres bezahlt.

Über die andern Kolonien liegen Nachrichten von Belang nicht vor. Ihre wirtschaftliche Entwicklung wird, wie gesagt, in der nächsten Nummer besprochen werden.

Rudolf Wagner

Den Südfahrern bieten sich mehrere hübsche neue Bändchen der seit kurzem entstandnen und rasch entwickelten Städtemonographienliteratur an. Gurlitts Konstantinopel (Marquardt u. Co.) möchte nach dem kleinasiatischen Ende Europas locken: vielleicht hilft das entsprechend lässig-schwülstig geschriebne Büchelchen für diese weichlich-unrhythmische Stadt und Baukunst mehr deutsche Liebhaber gewinnen, als sie bisher gehabt hat. Die „Berühmten Kunststätten" (Seemann) eröffnen mit Band 41 eine neue Serie und erscheinen nun auch in handlichem Kleinoktav: E. Petersen leitet sorgfältig durch die antiken Reste Athens — in der Akropolis vermöchten freilich wohl alle Deutschen, die sie sähen, etwas einzig schönes auf der Erde zu erblicken —, W. Götz (Band 44) führt interessiert und interessant in die Stadt des heiligen Franz, das alte Assisi.

Zwei größere Bücher liegen über Rom und Pompeji vor. A. Meißner hat es unternommen, unter dem Titel „Altrömisches Kulturleben" (Seemann) eine Geschichte der altrömischen Kultur bis zum Ende der Kaiserzeit — und auf diese fällt dabei das Hauptgewicht — im Querschnitt zu geben, durchaus im Altertum bewandert und doch ganz vom Standpunkt der Gegenwart aus schreibend: ein klares Buch, das den modernen Kulturwert des alten Rom nicht nur für Primaner, sondern auch für Romreisende glücklich ausmünzt. Und die zweite Auflage ist von dem schönen Buch von A. Mau über „Pompeji in Leben und Kunst" (Engelmann) herausgekommen: wer einen Tag auf Pompeji verwendet und dieses Buch dazu, darf sagen, im italischen Altertum zu Hause geworden zu sein.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Wir bitten unsre verehrten Leser bei eintretendem Bedarf um geneigte Berücksichtigung der in den „Grenzboten" inserierenden Firmen unter frdl. ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grenzboten. **Die Geschäftsstelle**

Die Lösung der orientalischen Frage

wird zur allgemeinen Zufriedenheit, wenigstens soweit sie den Bedarf an türkischen Cigaretten betrifft, durch „Salem Aleikum". Diese Cigarette erfordert einen verhältnismäßig geringen Kostenaufwand und bewirkt einen anregenden und ungetrübten Genuß.

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10	
	3½	4	5	6	8	10	Pfg. das Stück.

Dem Kaiſer

Kaiſer Wilhelm der Zweite hat in dieſen Tagen das fünfzigſte Lebensjahr vollendet, nach der üblichen Schätzung des Menſchenlebens den Höhepunkt des Mannes erreicht. Vor zwanzig Jahren hat er das gewaltige Erbe ſeiner Väter angetreten, das ſein Großvater nach bisher unerhörten Siegen um den Glanz der deutſchen Kaiſerkrone vermehrt hatte. Nicht in herrſchſüchtigen Eroberungskriegen, ſondern in Verwicklungen, die der politiſche Werdegang der deutſchen Einheit, die Wahrung der Ehre des deutſchen Namens dem natürlichen Führer der deutſchen Staaten aufgedrängt hatten. Die Kaiſerkrone war das notwendige Ergebnis, nicht das erſtrebte Ziel der glorreichen Kämpfe. Darum erſcheint es ganz ſelbſtverſtändlich, daß die geſamten deutſchen Fürſten dem Kaiſer zum fünfzigſten Geburtstag perſönlich ihre Glückwünſche darbrachten. Es iſt nötig, an dieſen Zuſammenhang anzuknüpfen in unſern Tagen, in denen die Erinnerungen an die einfache Größe jener bedeutungsvollen Zeit nur noch in den ältern Lebensklaſſen rege iſt, während ſich die jüngere Generation auf dem ohne ihr Zutun errungnen Reichsboden darauf einzurichten beginnt, den handwerksmäßigen Betrieb der Politik wie in andern Ländern in die Hand zu nehmen, leider ohne immer den in ſeiner Art ganz unvergleichlichen Urſprung des Erſtandnen dabei im Auge zu behalten.

Die Weltgeſchichte wird einmal einen ganz andern Standpunkt zur Beurteilung des Kaiſers Wilhelm einnehmen, als wir es in der Gegenwart zu tun vermögen. Die Nachwelt wird vielleicht das meiſte von dem, was vielen jetzt als unendlich wichtig erſcheint, als Kleinkram beiſeite ſchieben. Aber ſie wird nicht an den großen Tatſachen vorübergehn, daß er in den erſten zwanzig Jahren ſeiner Regierung in einem langen Frieden ſein Volk ſtark gemacht, ihm

eine Flotte geschaffen und es im Stande erhalten hat, sich inmitten des großen Wettstreits der Völker nicht nur in seiner alten Größe zu behaupten, sondern auch weitern Raum zu gewinnen. Günstige äußere Konstellationen sind ihm dabei nicht zugunsten gekommen, im Gegenteil hat der gewaltige Aufschwung von Industrie und Handel Deutschland weitere Feindschaften eingebracht, die durch Freundschafts- und Friedensversicherungen nicht zu versöhnen, aber durch Erwiderungen feindseliger Art auch nicht mehr zu verschärfen sind. Unter diesen Umständen, deren erste Entwicklung bis zu den letzten Jahren der Reichskanzlerschaft Bismarcks zurückverfolgt werden kann, ist es kein geringes Verdienst der im Namen und mit Willen des Kaisers geführten Politik, daß das reiche Erbe seiner Vorfahren nicht nur erhalten worden ist, sondern sich auch in weitrer gedeihlicher Entwicklung befindet. Die im bürgerlichen Leben häufig erlebte Erfahrung, daß es selbst bei unveränderter Tüchtigkeit leichter ist, in günstigen Zeitläuften etwas zu erwerben, als es in ungünstigen ungefährdet zu bewahren, hat auch für die große Politik ihre volle Bedeutung. Dieser Tatsache sollten die häufig übereifrigen Kritiker der gegenwärtigen Lage des Vaterlands stets gewissenhaft Rechnung tragen.

Was unsre Armee und ihre Führung betrifft, so ist das gesamte deutsche Volk mit bestem Grund vollkommen ruhig, ja sogar so unerschütterlich ruhig, daß die in den letzten Jahren vollzogne Zusammenziehung der englischen Flotte in den heimischen Häfen mit der unverhüllt offiziös und nicht offiziös ausgesprochnen Spitze gegen Deutschland hier nicht die geringste Besorgnis, kaum einige gereizte Äußerungen in den Zeitungen hervorgerufen hat. Es bedurfte auch nicht des bewundernden Zugeständnisses des französischen Majors Driant, der den Kaisermanövern in den letzten Jahren beigewohnt hat, daß die Person des Kaisers mehr als ein Armeekorps bedeute. Im deutschen Volke, innerhalb wie außerhalb des Heeres, hat man zu keiner Zeit daran gezweifelt, daß Kaiser Wilhelm der Träger des seit dem Großen Kurfürsten geltenden Grundsatzes ist, daß eine tüchtige Armee die Grundlage des Staats bildet, und daß er als oberster Kriegsherr nach diesem Grundsatze auch mit ungewöhnlicher Begabung und unermüdlicher Arbeit wirkt und schafft.

Kaiser Wilhelm ist nicht der Mann des tatenlosen Genusses. Was er von seinen Vätern ererbt hat, will er erwerben, um es zu besitzen und das Glück dieses Besitzes seinem Volke zu sichern. Deutschland war in den ersten Jahrzehnten nach seiner Erstehung industriell zu einer gewaltigen Höhe emporgewachsen und hatte den Erdball mit einem Netz von Handelsinteressen umsponnen. Da war Kaiser Wilhelm der erste, der klar erkannte, daß die Umwandlung der deutschen Verteidigungsflotte in eine Hochseeflotte nötig war, daß die gepanzerte Faust der Entwicklung der industriellen Ausdehnung folgen müsse, daß aber auf der andern Seite nur ein wirtschaftlich voll entwickeltes Volk auf die Dauer die Kraft haben werde, die schwere Rüstung

zu tragen. Er setzte seinen entschlußfrohen Willen, seine außerordentliche Arbeitskraft hinter diese Aufgaben, belebte den immer neben der alten Kaiseridee im deutschen Volke schlummernden Gedanken der Seegeltung, überwand den Beharrungszustand der Reichstagsparteien und sicherte den Bestand des wirtschaftlichen Getriebes durch ein Netz von Handelsverträgen und die Gründung der Hochseeflotte. Freudige Zustimmung in den weitesten Volkskreisen begleitete ihn auf diesen Wegen, und die jubelnden Begrüßungen in unsern großen Seestädten, wo man dafür das tiefste Verständnis hat, beweisen alljährlich, welchen Wert man dem persönlichen Einfluß des Monarchen dabei beimißt. Sein Ausspruch: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser" hat unserm innerpolitischen Volksleben, das unter dem Parteitreiben zu versumpfen drohte, einen neuen idealen Inhalt verliehen, der wieder einen belebenden Einfluß auf das Parteiwesen ausgeübt hat, sodaß sich daran schon Hoffnungen auf dessen völlige Gesundung heften.

Macaulay sagt in seinen Reden: „Wir zollen unsern Ahnen eine schickliche, vernünftige, männliche Ehrfurcht nicht durch ein abergläubisches Festhalten an dem, was sie unter andern Umständen getan haben, sondern dadurch, daß wir tun, was sie in unsrer Lage getan haben würden." Das klingt, als wäre es auf unsre unentwegten Lobredner der Zeiten Kaiser Wilhelms des Ersten und Bismarcks gemünzt. Kaiser Wilhelm der Zweite hat von seinem Großvater nie anders als mit der tiefsten Ehrfurcht gesprochen — er selbst nennt ihn ja Wilhelm den Großen — und hat zu jeder Zeit dem Andenken Bismarcks, trotz allem, was zwischen ihnen lag, die größte Verehrung erwiesen. Er hat ihm ja auch Jahre hindurch näher gestanden als so viele, die sich heute für die geistigen Erben des Altreichskanzlers ausgeben möchten. Aber als die Trennung erfolgt war, und die Verantwortung allein auf seinen Schultern ruhte, erkannte er sofort, wo die dauernden Elemente der Staatskunst Bismarcks lagen, und wo die Gewalt der Verhältnisse, wo die lebensvolle Entwicklung der Volkskraft den Rahmen zu erweitern strebten, den Bismarck seiner Politik zog und unter den ihm gegebnen Verhältnissen ziehen mußte. Dieser Erkenntnis entsprang der Übergang von der Weltteilspolitik zur Weltpolitik, die nicht etwaiger Herrschereitelkeit ihren Ursprung verdankte, sondern von der frischquellenden Triebkraft der wirtschaftlichen Entwicklung dringend gefordert wurde. Die mechanischen Nachbeter des Fürsten Bismarck werden darum immer zu Fehlschlüssen geführt werden, weil sie diese notwendige Entwicklung der Grundlagen der Bismarckischen Politik für einen Gegensatz zu ihr ansehen.

Vor solcher einseitigen Nachahmung bewahrten den Kaiser seine vielseitige Begabung ebensosehr wie die Möglichkeit des Weitblicks, den ihm seine Stellung vergönnt. Er ist eben ein moderner Mensch, der mit erstaunlicher Vielseitigkeit und Beweglichkeit der geistigen und gemütlichen Interessen alle

Regungen, die Kopf und Herz der Menschheit in Bewegung setzen, verfolgt und sie seinem Volke nutzbar zu machen sucht. So sieht man ihn auch im gesamten Auslande an, wo man ganz einig darüber ist, daß man in ihm eine der eigenartigsten und tatkräftigsten Persönlichkeiten vor sich hat. Man hat jahrelang nicht begreifen können, warum eine so energische Natur mit dem besten Heere hinter sich nicht sofort einen großen Krieg anfangen wollte. Das wäre aber ein Verstoß gegen die deutsche Hohenzollerntradition gewesen, nach der die Energie des Fürsten in dem unausgesetzten toujours en vedette ihre Befriedigung sucht und den Krieg, der dann sicher mit Erfolg geführt werden kann, nur als Unterbrechung dieser steten Bereitschaft ansieht. Im übrigen ist draußen Kaiser Wilhelm wegen seiner Eigenart eine volkstümliche Persönlichkeit, für die Briten ist er the kaiser, und die Franzosen nennen ihn, weniger in der Presse als unter sich, schlechthin Guillaume, und zwar ohne den sonst üblichen Deutschenhaß. Mußte doch im Mai 1898 die Pariser Zeitung Le Journal ihre Leser versichern, daß der soeben von der Akademie zum Mitgliede ernannte, sonst aber der Menge ziemlich unbekannte Bildhauer Guillaume nicht der deutsche Kaiser sei. Wer im Auslande gewesen ist, der weiß, welche Achtung vor dem Kaiser Wilhelm bei den Angehörigen aller andern Nationen herrscht, die Deutschen im Auslande hängen mit herzlicher Anhänglichkeit und Bewunderung an ihm. Aus der Ferne erscheint eben seine Persönlichkeit von allem Nebensächlichen befreit und darum seine Umgebung überragender als in unserm überreich mit Kritikern und Tadlern bedachten Vaterlande.

Wir brauchen hier nicht zu verschweigen, daß Kaiser Wilhelm reichlich Anlaß zur Kritik geboten hat. In den Anforderungen, die er an seine eigne Arbeitskraft als „erster Diener des Staats“ stellt, in der gewissenhaftesten Erfüllung der ihm nach der Familientradition von der Vorsehung übertragnen Regentenpflichten, als Oberhaupt des Kaiserhauses ist er ein ganzer Mann und von außergewöhnlicher Willenskraft. Darüber ist alle Welt einig, aber es ist ihm auch eine große Rednergabe verliehen worden, von der er oft Gebrauch machte und damit von vornherein zu einer übelwollenden Kritik Anlaß gab, die sich von Jahr zu Jahr gesteigert und zuletzt Formen angenommen hat, die jedes anständige Maß überschritten. Es war ja schon Gebrauch geworden, überhaupt den Kaiser zu tadeln, gleichviel, was er tat oder nicht tat. Dem Kaiser ist die Erfahrung nicht erspart geblieben, daß aus den wundervollen Fähigkeiten der Tatkraft und der Beredsamkeit Seelenkämpfe erwachsen, die den am reichsten begabten am empfindlichsten treffen. Seine Einsicht ist in dem hochherzigen Entschlusse zum Ausdruck gekommen, dem obersten politischen Grundsatz nachzuleben: mit den Verhältnissen zu rechnen; und zwar nicht einem parlamentarischen Theorem zuliebe, sondern aus Regentenpflichtgefühl. Die kleinen

Tadler hatten einen solchen Entschluß nicht für möglich gehalten, weil sie Ähnliches selbst nicht zu tun vermöchten, aber Kaiser Wilhelm kennt die Geschichte seines Hauses zu genau, um nicht zu wissen, daß gerade die hervorragendsten Glieder der Dynastie im seelischen Ringen erstarkten und dann erst recht mit dem Volke verwuchsen.

Auswärtige Anleihen in der russischen Budgetgesetzgebung

Von George Cleinow

Während diese Zeilen in Druck gelegt werden, findet gleichzeitig in Paris, London und Holland die Emission der neusten russischen $4^1/_2$prozentigen Staatsanleihe im Betrage von 1350 Millionen Franken zum Kurse von $89^1/_2$ Prozent statt. Wie der Frankfurter Zeitung*) aus Paris gemeldet wird, „haben die Besprechungen tagelang gedauert, und der niedrige Kurs hat allgemein überrascht; er hat auf den Stand der ältern Anleihen einen Druck ausgeübt, während die neue Anleihe bereits mit einer Prämie von über 2 Prozent gehandelt wurde". Wir sind in der Lage, auf Grund eigner Information von durchaus eingeweihter Seite hinzuzufügen, daß die russische Regierung tatsächlich nur 83 Prozent erhält und den Stempel selbst zahlt. Die französischen Großbanken machen somit ein glänzendes Geschäft.

Die Anbringung der Anleihe hat somit der russischen Regierung große Schwierigkeiten bereitet. In Deutschland wird sie überhaupt nicht direkt auf den Markt gebracht. Aber es wird genug Privatpersonen geben, die, vielleicht durch den hohen Zinsfuß und den niedrigen Emissionskurs angelockt, ihre Ersparnisse in dem neuen russischen Papier anlegen werden. Es scheint mir darum an der Zeit, auf einen der wesentlichsten Gründe dafür hinzuweisen, weshalb sich die französischen und die englischen Bankiers, die doch gegenwärtig zu Rußland in einem besonders freundschaftlichen Verhältnis stehn sollten, ihre Bemühungen so außerordentlich hoch bezahlen lassen. Ganz abgesehn von der immer noch bestehenden Unsicherheit im Innern Rußlands, liegt der Hauptgrund für die Ängstlichkeit in der Stellung, die auswärtige Anleihen in der russischen Budget-

*) Nr. 10, Erstes Morgenblatt, S. 3.

gesetzgebung einnehmen. Deshalb möge hier eine kurze Darstellung dieser Gesetzgebung folgen; sie stützt sich auf das gesamte amtliche Material, das ich in den vergangnen fünf Jahren in Rußland selbst gesammelt habe, sowie auf die Untersuchungen der bedeutendsten russischen Finanzpolitiker und Volkswirte.*)

I. Aufstellung des Budgets

Die Grundlage der bisher in Anwendung gewesnen Budgetgesetzgebung bilden die Regeln vom 22. Mai 1862 und ein stattlicher Band Zusatzbestimmungen. Danach hat das Reichsbudget zu enthalten: eine Aufzählung aller voraussichtlichen Ausgaben sowie der Quellen, aus denen diese bestritten werden sollen. Eine Ausnahme davon bilden die Mittel der Selbstverwaltungen, wie der Sjemstwo und Städte, der ständischen Organisationen, wie des Adels, der Kosakenheere, der Wohltätigkeitsanstalten. Ferner gehören nicht ins Budget die „speziellen" Mittel staatlicher Einrichtungen, das heißt solcher dem Fiskus nicht gehörender, aber doch der Verrechnung durch ihn unterliegender Summen, die für gewisse Zwecke bestimmt sind, zum Beispiel Schenkungen für Schulzwecke, Stipendien, Krankenpflege, Wohltätigkeit, Kirchengelder, einschließlich der den Polen in den Jahren 1864/66 abgenommnen, Pensionskassen und ähnliches.

Das Entstehn des Budgets vollzieht sich in folgender Weise: Jedes Ministerium und jede Hauptverwaltung stellt über die von ihnen erwarteten Einnahmen und Ausgaben Etats auf, aus denen das Finanzministerium den Staatshaushalt im Voranschlage zusammenstellt. Seit langer Zeit haben verschiedne Ministerien mehrere Etats.**)

Auf Grund der oben erwähnten Gesetze nahm die Aufstellung, Prüfung und Genehmigung des Budgets bis zum Jahre 1906 folgenden Verlauf. Die Zentralbehörden erhielten von den ihnen unterstellten Ortsbehörden alljährlich zu bestimmten Zeitpunkten Verzeichnisse der zu erwartenden Einnahmen sowie der voraussichtlichen Ausgaben für das folgende Geschäftsjahr, das am 1. Januar beginnt. In diese Verzeichnisse durften Ausgaben für Änderungen nicht aufgenommen werden, die nicht schon durch bestehende Gesetze vorgesehn waren. Die Zentralbehörden (Ministerien, Hauptverwaltungen und Departements), die eigne Etats haben, ergänzten diese Verzeichnisse nach ihren den Ortsbehörden unbekannt gebliebnen eignen Daten und stellten nun einen detaillierten Voranschlag auf, der zu enthalten hatte:

1. eine summarische Aufzählung aller im Voranschlag enthaltnen Haupteinnahme- und -ausgabeposten;

*) Die wichtigsten neuen Gesetze, die infolge der Einführung der Volksvertretung in Rußland erlassen werden mußten, finden Interessenten in deutscher Übersetzung im 2. Bande meiner Sammlung „Aus Rußlands Not und Hoffen". Berlin, 1907.

**) Das Justiz- und das Innenministerium haben je zwei, Eisenbahn- und Handelsministerium je drei, die Hauptverwaltung für Landwirtschaft vier, das Finanzministerium acht und das Kriegsministerium hat gar zehn.

2. eine Denkschrift, in der alle Veränderungen gegenüber dem letzten Etat erklärt wurden;
3. den eigentlichen Voranschlag;
4. eine Erklärung zu den im Voranschlag angewandten rechnerischen Prinzipien.*)

Seit dem Jahre 1895 konnten in die Voranschläge der einzelnen Zentralbehörden auch solche Kredite aufgenommen werden, die auf einem Gesetz nicht fußten, für die aber bis zur Aufstellung des Gesamtbudgets wegen der Kürze der Zeit ein Gesetz nicht geschaffen werden konnte. Solche „vorbehaltlichen" Kredite sollten unbedingt notwendige Ausgaben von besondrer Wichtigkeit oder Größe ermöglichen, die eine eingehende Vorbesprechung in den gesetzgebenden Körperschaften forderten, aber nicht gut als „vorbehaltliche" Kredite aufgenommen werden konnten. Andrerseits durften „vorbehaltliche" Kredite nicht eher verausgabt werden, als bis eine besondre Genehmigung zu der in Aussicht genommnen Ausgabe erteilt worden war. Vorbehaltliche Kredite flossen wieder dem Fiskus zu, sofern die Genehmigung zu ihrer Ausgabe verweigert wurde.

Neben den finanziellen (Etats-) Voranschlägen stellten die Zentralbehörden auch solche für die ihnen zur Verwaltung überwiesnen „speziellen" Fonds auf, indem sie die zu erwartenden Einnahmen und Ausgaben nach den verschiednen Kapitalbestimmungen aufzählten. Der Heilige Synod fügte seinem finanziellen Voranschlag noch besondre Listen über die Verausgabung gewisser Summen bei wie auch über Verwendung der Reste von Krediten für den Unterhalt von städtischen und ländlichen Geistlichen, Missionen, Missionaren, Reservebaufonds der Geistlichen im Westgebiet und im Zartum Polen sowie über Kapitalien der kirchlichen Gemeindeschulen und Kirchenschulen. Alle diese Abrechnungen für spezielle Fonds kamen, wie gesagt, im Reichsbudget nicht zum Ausdruck.

Jeder Voranschlag der Zentralbehörden wurde dreimal ausgefertigt und gelangte zugleich an den Reichsrat, den Finanzminister und an den Reichskontrolleur. Die beiden zuletzt genannten Instanzen waren gehalten, innerhalb eines Monats nach Eingang der Voranschläge dem Reichsrat und dem zuständigen Minister Mitteilung von ihren Ausstellungen zu machen. Die Prüfung der Voranschläge durch den Reichskontrolleur bestand in einem Vergleich der aufgeführten Posten mit den herrschenden Gesetzesvorschriften und in der Bestätigung, daß die Voranschläge den Gesetzen bezüglich des Gegenstandes und ihrer Größe entsprachen. Ferner hatte die Reichskontrolle die Voranschläge mit den frühern Ausführungen des Budgets zu vergleichen. Es war also eine durchaus formelle Kontrolle.

*) Eine Ausnahme hiervon bildete das Hofministerium, das lediglich eine kurze Übersicht über seine eignen Bedürfnisse wie auch über die kaiserlichen Theater mit ihren Schulen, der Akademie der Künste, der Archäologischen Kommission und des Museums Alexanders des Dritten zu geben hatte.

Die Minister usw. hatten die ihnen mit Bemerkungen zurückgegebnen Voranschläge innerhalb von zehn Tagen mit Erklärungen an den Reichsrat oder den Reichskontrolleur zurückzureichen. Nach Eingang dieser Erklärungen wurden die Voranschläge im Departement für Staatswirtschaft des Reichsrats besprochen und vorläufig festgestellt; nur der Voranschlag des Hofministeriums gelangte nach Bestätigung durch den Zaren direkt an den Finanzminister ohne vorherige Nachprüfung im Reichsrat. Bezüglich der „speziellen" Fonds bestand die Tätigkeit des Reichsrats lediglich in einer Bestätigung, daß sie in den Einzeletats ihrer Bestimmung gemäß aufgeführt seien.

Wie sich denken läßt, waren die Ausstellungen des Finanzministers und des Reichskontrolleurs meist recht zahlreich, und sie hätten bei schriftlicher Erledigung große Weiterungen und Verzögerungen zur Folge gehabt. Darum hatte sich in der Praxis allmählich der Brauch herausgebildet, daß die beteiligten Ressorts zusammenkamen und die Ausstellungen mündlich besprachen. Es entstanden die Budgetkommissionen aus wechselnden Vertretern der einzelnen Behörden und ständigen Mitgliedern des Finanzministeriums sowie der Reichskontrolle. Diese Einrichtung hat sich vom Standpunkt des Finanzministers aus recht bewährt, da sie erstens zu einer schnellen Verständigung der beteiligten Behörden führte, außerdem aber den Reichsrat entlastete, der nun noch weniger nötig hatte, in Details einzudringen. In der allerletzten Zeit ist dieses Verfahren auf Anordnung des Reichsrats allgemein und für alle Voranschläge bindend eingeführt worden. Eine Ausnahme blieb bestehn für die Voranschläge des Hofministeriums sowie der höchsten Behörden, Reichsrat und Senat. Natürlich hat es auch nicht an grimmigen Kämpfen und Intrigen gefehlt, die sich vorwiegend gegen den Finanzminister richteten, die aber auch häufig genug die vorhandne geringe Kontrolle völlig dem Willen eines starken Finanzministers unterordneten. Aus diesen Verhältnissen heraus ist auch der scharfe Gegensatz zwischen Witte uud Schwanebach entstanden.

Durch das Gesetz vom 22. Mai 1862 war dem Finanzminister die Verpflichtung auferlegt worden, bei der Aufstellung des Budgets Einnahmen und Ausgaben in Einklang zu bringen und, wenn solches allein durch Verringerung der Ausgaben nicht möglich sei, neue Mittel zur Deckung des Defizits zu finden. In Erfüllung dieser Aufgabe hatte sich der Finanzminister zu bemühen, die Forderungen der einzelnen Behörden bezüglich neuer Bewilligungen im Rahmen der vorhandnen Mittel zu halten. Hierauf waren die meisten Anmerkungen des Finanzministers zu den einzelnen Voranschlägen zurückzuführen. Um das Ziel — die Übereinstimmung zwischen Einnahmen und Ausgaben — zu erreichen, wurde im Jahre 1874 das System der „Maximalbudgets" oder, wie sich der Finanzminister ausdrückt, der „limitierten" Etats für das Marine- und Kriegsministerium eingeführt. Die Grundlage dieses Systems besteht darin, daß auf dem Wege der Gesetzgebung für die Dauer von mehrern Jahren jährlich eine bestimmte Summe festgesetzt wird, die wieder nur auf dem Wege der Gesetz-

gebung abgeändert werden kann. Derart haben die Regeln für Maximalbudgets den Charakter von besondern, für einen bestimmten Zeitraum ausgegebnen Gesetzen und erinnern an die in Deutschland bekannten Quinquennate, Septennate und andre.*) In einzelnen Fällen ist die Anwendung des Maximalbudgets für mehrere Jahre auch für Zivilbehörden angängig, zum Beispiel bei der Festsetzung von Krediten für Bauzwecke. Einen praktischen Zweck haben solche limitierten Budgets in einem autokratisch regierten Staate nicht. Denn sie können jederzeit, wie bei den 1902 geforderten Mehrbewilligungen für die Marine, durch einen entsprechenden Vortrag eines Ministers beim Zaren vergrößert werden.

Nach Durchsicht der Einzelvoranschläge im Departement für Staatswirtschaft des Reichsrats stellte der Finanzminister den Gesamtentwurf zum Reichsbudget auf und reichte ihn spätestens sieben Tage nach der letzten Sitzung des genannten Departements wieder an dieses zurück. Dieses Departement hatte nun die Aufgabe, den Reichsbudgetvoranschlag nebst den Voranschlägen des Finanzministers im Rahmen der Aufgaben der allgemeinen Staatswirtschaft zu begutachten und im besondern nachzuprüfen, wieweit die vorgeschlagnen Ausgaben zeitgemäß und nützlich sein würden. Das Departement hatte somit im wesentlichen die Aufgabe, die in konstitutionellen Staaten durch die Volksvertretung erledigt wird. Der Beschluß des Departements für Staatswirtschaft gelangte mit dem Budgetvoranschlag an das Plenum des Reichsrats und mit dessen Einverständnis zur Bestätigung an den Zaren. Das durch den Zaren bestätigte Reichsbudget wurde durch den Finanzminister gemeinsam mit dessen Immediatbericht über das Budget veröffentlicht. Dabei wurden die einzelnen Etats als Anlage zum Reichsbudget mit veröffentlicht, jedoch ohne Angabe von Einzelheiten.

Das ist in kurzen Strichen das allgemeine Bild vom Zustandekommen des russischen Budgets unter normalen politischen Verhältnissen. Die Termine für die einzelnen Instanzen sind dabei derart gewählt worden, daß es dem Zaren möglich war, das Reichsbudget zum 1. Januar jeden Jahres bestätigen und veröffentlichen lassen zu können. Tatsächlich konnten die Termine achtundzwanzig Jahre hindurch, das heißt seit 1879 festgehalten werden. Für Gewährung von Ausgaben zu Kriegszwecken oder in kriegerischen Zeiten waren jedoch noch besondre Vorschriften vorhanden. Danach waren die für die Vorbereitung einer kriegerischen Aktion sowie für die Kriegsführung selbst erforderlichen Kredite im direkten Vortrag der zuständigen Minister beim Zaren zu erbitten. Nach Mobilisierung der Armee wurden die erforderlichen Kredite durch den „besondern Rat" festgestellt, der sich zusammensetzte aus dem Vorsitzenden des Departements für Staatswirtschaft, dem Reichskontrolleur und

*) Gegenwärtig besteht kein Maximalbudget; das letzte durch das Gesetz vom 2. April 1903 festgelegte betraf das Kriegsministerium und ist im Jahre 1908 abgelaufen.

den Finanz-, Kriegs- und Marineministern. Diese Vorschrift erstreckte sich seit 1904 auch auf die durch den Krieg veranlaßten Mehrausgaben der Zivilbehörden.

Alle diese Vorschriften und Gesetze erfahren nun durch die Schaffung der Reichsduma, Umwandlung des Reichsrats sowie durch Bildung des Kabinetts eine einschneidende Veränderung nicht.

Wie früher stellen alle Ministerien und Hauptverwaltungen ihre Etats selbständig auf, haben sich nur dauernd mit einer besondern Versammlung, der ein Vertreter des Finanzministeriums und ein solcher der Reichskontrolle angehört, im Einvernehmen zu halten. Von dieser Versammlung unbeanstandet gebliebne Einzeletats können ohne weiteres, und zwar zwischen dem 1. und 25. September, dem Finanzminister, dem Reichsrat und der Reichsduma zugestellt werden. Einzeletats, die zu nicht beigelegten Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben, sollen im Ministerrat besprochen werden und erhalten durch ihn die Form, in der sie in den Reichsbudgetvoranschlag aufgenommen werden können. Der Finanzminister hat den allgemeinen Budgetvoranschlag zum 1. Oktober an die Volksvertretung gelangen zu lassen, die wieder mit der Durchberatung des Entwurfs am 1. Dezember fertig sein soll. Die praktische Arbeit leistet hierbei die nur aus Beamten des Finanzministeriums bestehende Finanzkommission des Finanzministers. Einmal in das Parlament gelangt, unterliegt die Behandlung des Entwurfs den allgemeinen Bestimmungen über die Erledigung von Gesetzentwürfen durch die beiden Häuser.

2. Behandlung des Budgets

Unter den kurz skizzierten formalen Verhältnissen ist die Entscheidung der Frage von Bedeutung, was die Volksvertreter, die übrigens bezeichnenderweise im Gesetze immer wybornyje = Gewählte heißen und nicht Volksvertreter, mit den ihnen zugegangnen Etatentwürfen anfangen dürfen. Maßgebend dafür ist zunächst Paragraph 31 des Regulativs für die Reichsduma. Danach unterliegen ihrer Befugnis:

a) Gegenstände, die die Herausgabe von Gesetzen und Etats sowie deren Abänderung, Ergänzung, Außerkraftsetzung und Aufhebung notwendig machen;

b) das Reichsbudget für Einnahmen und Ausgaben zusammen mit den finanziellen Voranschlägen (Etats) der Ministerien und Hauptverwaltungen wie auch Anweisung von fiskalischen Mitteln, die im Budget nicht vorgesehen waren, auf Grund festgesetzter Regeln;

c) der Bericht der Reichskontrolle über die Ausführung des Reichsbudgets;

d) Angelegenheiten betreffend die Enteignung staatlicher Einnahmen oder Besitztümer, die der Allerhöchsten Genehmigung bedürfen;

e) Angelegenheiten betreffend den Bau von Eisenbahnen auf unmittelbare Veranlassung des Fiskus und für dessen Rechnung;

f) Angelegenheiten betreffend die Gründung von Aktiengesellschaften, wenn hierbei um eine Ausnahme von den bestehenden Gesetzen nachgesucht wird;

g) Angelegenheiten, die der Duma auf besondern Allerhöchsten Wunsch vorgelegt werden.

Anmerkung. Der Befugnis der Reichsduma unterliegen auch die Voranschläge und Verteilungen der ländlichen Abgaben in den Bezirken, in denen die Sjemstwoverwaltungen nicht eingeführt sind, ferner Angelegenheiten betreffend die Erhöhung von ländlichen oder städtischen Steuern über die durch die Sjemstwoversammlungen und Stadtdumen festgestellten Grenzen hinaus. (Siehe Reglement für die Sjemstwoverwaltung Paragraph 94, die Städteordnung Paragraph 88 und die Stadtordnung für St. Petersburg Paragraph 6 und 78; alte Gesetzsammlung Bd. II von 1892.)

Die eben aufgezählten Befugnisse der Reichsduma sind jedoch beschränkt durch Artikel 9 und 10 des ersten Bandes, Teil II der Gesetzsammlung von 1906, die ihrerseits den Paragraphen 8 und 9 der Anlage zum Ukas vom 8. März 1906 entsprechen und lauten:

Artikel 8. Bei der Beratung des Voranschlags des Reichsbudgets können solche Einnahmen und Ausgaben nicht abgelehnt oder abgeändert werden, die in das Budget auf Grund bestehender von der obersten Regierungsgewalt erlassener Gesetze, Verordnungen, Etats, Budgets und Allerhöchster Befehle aufgenommen worden sind.

Artikel 9. Im Reichsrat und in der Reichsduma gelegentlich der Besprechung des Budgetentwurfs aufkommende Vorschläge betreffend a) die Abänderung bestehender Gesetze, Verordnungen, Etats und Allerhöchster Befehle, denen zufolge Einnahmen und Ausgaben in das Budget aufgenommen worden sind, und b) Assignierungen für dem Fiskus früher nicht zur Last fallende Bedürfnisse finden ihre weitere Erledigung in der für die Prüfung gesetzgeberischer Angelegenheiten vorgeschriebnen Ordnung.

Peter Struve bezeichnet diese Vorschriften als den Angelpunkt des russischen Budgetrechts. Das stimmt insofern, als er und seine politischen Freunde, die Demokraten, hier die wichtigste Position der Bureaukratie erkennen, aus der sie durch die Volksvertretung herausgedrängt werden soll. Tatsächlich können die Artikel mit den Bestimmungen der preußischen Konstitution von 1850 (Artikel 109) und mit Artikel 67 der japanischen verglichen werden, wenn sie auch in ihren Beschränkungen weit über deren Absichten hinausgehn. Denn neben den „Gesetzen, Verordnungen, Etats, Budgets" sollen auch „Allerhöchste Befehle" Geltung haben. Das will sagen: wie bisher kann die Bureaukratie geschlossen durch den Ministerrat oder jeder Minister oder gar jede hochgestellte Persönlichkeit einzeln beim Zaren einen „Allerhöchsten Befehl" auswirken, an dem weder der Reichsrat noch die Reichsduma etwas ändern können. Die in Artikel 13 bis 15 angeführten Beschränkungen haben daneben nur geringen praktischen Wert.*) Wie wesentlich die Rückwirkung der „Allerhöchsten Befehle" auf die Gestaltung der Finanzen aber sein kann, geht aus einem

*) Text siehe: Aus Rußlands Not und Hoffen, Bd. II, S. 223.

geheimen Bericht der Staatsbank an den Reichskontrolleur hervor, wonach auf Grund solcher „Allerhöchsten Befehle" in direktem Widerspruch zu den bestehenden Gesetzesvorschriften seitens der Reichsbank Vorschüsse gewährt werden mußten, die am 1. Januar 1906 ungesicherte Ausstände in Höhe von 53716730 Rubel 32$^{3}/_{4}$ Kopeken zurückließen — Ausstände, die obendrein nur 0,5 pro Mille (!) Zinsen bringen.

Gegen die Beibehaltung der „Allerhöchsten Befehle" als gesetzgebenden Faktor sind auch, wie aus einer bisher nicht veröffentlichten Denkschrift des Staatssekretärs Kokowzew hervorgeht, im Senat Bedenken erhoben worden. Dabei wurde besonders unterstrichen, daß gerade auf Grund dieser Befehle die meist unpopulären, keiner Kontrolle unterliegenden Kredite für die Polizei zur Verfügung gestellt werden. Diese Kredite belaufen sich aber auf etwa 7,5 Millionen Rubel im Jahre. Die Anregung, in dieser Richtung der Duma größere Befugnisse einzuräumen, fand im Senat keinen Anklang, obgleich die erwähnte Vorschrift einen zweifellosen Widerspruch gegen das Staatsgrundgesetz enthält. Danach soll bekanntlich keine Vorschrift Gesetzeskraft erhalten ohne Zustimmung des Reichsrats und der Reichsduma. Neben den Allerhöchsten Befehlen kommen die Allerhöchst bestätigten Memoriale des Departements für Staatswirtschaft in Frage, die noch kurz vor Einberufung der wybornyje allerhand Kredite auswarfen. So geschah es für Landpolizei in bestimmten Gegenden, wo politisch einflußreiche Personen ihre Güter haben, oder für lebenslängliche außerordentliche Zuweisungen an hohe Staatsbeamte, die für jeden einzelnen zwischen 4000 und 6000 Rubeln schwanken.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Volksvertretung an dem ihr vorgelegten Budgetentwurf praktisch nichts ändern kann, und wenn sie bei der Beratung des Budgets für 1909 einen Rubel, den sogenannten konstitutionellen Rubel gestrichen hat, so hat diese Streichung jedenfalls, solange als Stolypin am Ruder ist, nur den Wert einer Spielerei. Nur die als bedingte Kredite auf Grund des Artikels 87 der Staatsgrundgesetze in den Entwurf eingesetzten Posten können durch die Reichsduma und den Reichsrat abgelehnt, verkürzt oder vergrößert werden. Der Reichsrat und die Reichsduma können somit nur Gesetzentwürfe zur Abänderung der die einzelnen Kredite schützenden „Gesetze, Verordnungen, Etats, Budgets und Allerhöchsten Befehle" einbringen. Diese Gesetzentwürfe aber haben einen so langwierigen und obendrein durch die Bureaukratie leicht zu verlängernden Weg zu durchlaufen, daß sie das vorliegende Budget nicht mehr beeinflussen und deshalb im besten Falle erst in einem spätern Budgetjahr Geltung finden können. Wie sehr eine solche Sachlage den Wünschen der herrschenden Klasse entspricht, geht aus einer vertraulichen Denkschrift des Ministers Bulygin hervor, der wir folgende charakteristische Ausführungen entnehmen möchten:

„. . . abgesehen von den bedingten Krediten . . ., führt Herr Bulygin aus . . ., sind alle übrigen Ausgabeposten unsers Reichsbudgets im Grunde genommen schon

vorher festgelegt, die einen — sowohl nach ihrem Gegenstand wie auch nach dem Umfang der Ausgabe, die andern (wirtschaftliche Operationsausgaben) bezüglich des Gegenstandes ihrer Bestimmung. Diese Grundprinzipien unsrer Etatsordnung müssen unter allen Umständen auch in Zukunft ohne Abweichung festgehalten werden, und ihre Unantastbarkeit muß streng gewahrt bleiben, um die Grundlage unsers finanziellen Gleichgewichts nicht zu erschüttern. Deshalb müßte im Gesetz klar ausgesprochen werden, der Duma sei das Recht der sogenannten Budgetinitiative nicht eingeräumt. Es handelt sich hier um das Recht, während der Durchsicht des Budgets neue, auf gesetzgeberischem Wege noch nicht bewilligte Einnahmen oder Ausgaben in das Budget einzubringen, oder auch Ausgaben und Einnahmen, die durch die bestehenden Gesetzesbestimmungen oder Etats bedingt sind, zu kürzen, da der Duma das Recht durchaus nicht genommen werden soll, auf dem gewöhnlichen Wege gesetzgeberischer Initiative Fragen aufzuwerfen über diese oder jene Abänderung oder Ergänzung bezüglich des Gegenstandes oder des Umfangs unsrer Staatsausgaben oder auch bezüglich der Feststellung neuer Steuern sowie der Erhöhung oder Herabsetzung von bestehenden. Die genaue Befolgung der Grundprinzipien der bestehenden Etatsordnung wird zugleich auch die notwendige Schnelligkeit der Prüfung des Budgets sicherstellen; denn die Mehrzahl der Ausgabeposten wird sich augenscheinlich als konsolidiert erweisen, und somit wird die Notwendigkeit einer umständlichen Nachprüfung kaum eintreten.... Die ausgeführten Erwägungen geben einen Anhalt, vorauszusetzen, daß die Prüfung des Budgets in der Reichsduma und dem Reichsrat hauptsächlich den Charakter von Klarstellungen einzelner strittiger Fragen und Zweifel bezüglich einiger weniger Budgetvoranschläge annehmen wird;*) daher brauchen sich die Budgetdebatten nicht zu sehr hinzuziehn, und es wird sich als möglich erweisen, die Durchsicht nach zwei Monaten zu beschließen, d. i. zum 25. Dezember, damit das von Seiner Majestät dem Kaiser bestätigte Budget rechtzeitig, mit Beginn des Budgetjahres, in Anwendung gebracht werden kann."

Aber nicht genug, daß die Volksvertretung an den eingebrachten Etats so gut wie nichts soll ändern dürfen, wird ihr auch die Prüfungsarbeit der Einzelposten erschwert. Über die zwischen dem Finanzminister und einem Ressort bei den Vorarbeiten für die Aufstellung des Budgets gepflognen Verhandlungen, über die nähern Abmachungen, Besprechungen und Begründungen braucht die Regierung keine Auskunft — auch nicht in den Kommissionen — zu geben. Die Duma kann also nach dem Gesetz nur eine die formelle Seite des Budgets berührende Prüfung vornehmen, nicht aber direkt an der Gestaltung des Budgets mitarbeiten. Jeder Versuch, am Budget etwas zu ändern, muß, wie schon erwähnt worden ist, durch Einbringung eines besondern Gesetzentwurfs eingeleitet werden, und die Veränderungen bekommen dadurch ein so langsames Tempo, daß sie für den Augenblick wertlos werden. Angesichts der Unsicherheit der politischen Lage in Rußland hat diese Bremsung des Tätigkeitsdranges der

*) Nach M. J. Bogoljepow beläuft sich die Summe der der Kompetenz der Volksvertretung entzognen Ausgaben auf 400 Millionen Rubel, nämlich 384 Millionen Rubel Zinsen auf Anleihen und 16 359 000 Rubel Kredite für das Hofministerium. Tatsächlich sind aber noch hinzuzufügen das Budget der Wohlfahrtseinrichtungen der Kaiserin Maria Feodorowna, dem die gesamte Lustbarkeitssteuer in Höhe von etwa 4 Millionen Rubel überlassen ist. Dieser Posten fehlt im Reichsbudget überhaupt, kann also völlig willkürlich und selbst für seitens der Gesellschaft bekämpfte Zwecke verwandt werden.

Duma vorübergehend sehr gute Wirkungen gehabt und die Finanzen des Reichs stabiler gestaltet. Wenn aber die Regierung auf ein dauerndes Vertrauen des Auslandes rechnen will, muß sie die Finanzen allmählich einer auch sachlichen Kontrolle durch die Volksvertreter zugänglich machen. Gegenwärtig ist das noch nicht der Fall.

Versuche der Duma, die Artikel 9 und 10 vollständig zu beseitigen und statt ihrer die sogenannten standing orders von 1706 einzusetzen, sind bisher mißglückt. Auch die in diesem Punkte bescheidnern konstitutionellen Demokraten haben nichts erreicht. Sie hatten einen Entwurf des Mitglieds im Departement für Staatswirtschaft, W. P. Tscherewanski, aufgegriffen, der dahin zielt, Abänderungsvorschläge zum Budget seitens der Budgetkommissionen zulässig zu machen, sofern die betreffenden Minister usw. damit einverstanden sind, darüber zu verhandeln. Andernfalls sollen die Kredite analog den frühern Bestimmungen als „bedingte" gelten, also erst im folgenden Jahre der Befugnis des Reichsrats und der Reichsduma unterliegen.

Da die ausländischen Geldgeber bisher keinen Druck auf die russische Regierung ausgeübt haben, blieb alles beim alten.

Auch sonst hat der russische Finanzminister noch keine Schritte getan, um die Klarheit des Budgets zu heben. Die Klassifizierung wird nach dem alten System vorgenommen, dessen Abänderung Herr Kokowtzew versprach, nachdem er es in der Denkschrift zum Budget von 1907 als unübersichtlich, willkürlich, systemlos charakterisiert hatte. Wenn wir eine Wendung zum Bessern durchaus feststellen wollen, dann kann auf den Ton der Denkschrift zum Budget für 1909 hingewiesen werden. Solche Offenherzigkeit fand man sonst wohl nur in den Geheimberichten des Herrn Witte an den Zaren. Diesmal aber gab es nichts mehr zu verschleiern. Denn die Zahlen über die Ernten zeigen seit 1904 wieder einen ständigen Rückgang der Rohproduktion,*) und die Saatenstandsberichte aus dem vergangnen Herbst meldeten, daß ein großer Teil der Winterung erfroren ist. Rußlands Finanzen beruhn aber auf der Getreideausfuhr.

3. Der Abschluß von Anleihen

Laut Gesetz ist es der Volksvertretung verwehrt, Abmachungen der Regierung über den Abschluß von Anleihen zu beeinflussen oder gar umzustoßen. In der Praxis ergibt sich sogar die Tatsache, daß sich die Regierung nicht für verpflichtet hält, über die Verhandlungen mit den Emissionsbanken nach deren Abschluß Auskunft zu erteilen. Die Behandlung der Anleihefragen wird also nach wie vor in undurchdringliches Dunkel gehüllt sein. Angesichts dieser Tatsache ist ein Vergleich mit dem in Deutschland geübten Modus wohl lehrreich.

Die Aufnahme von Anleihen ist im Deutschen Reiche vorgesehen durch Artikel 73 der Verfassung von 1871 und näher geregelt durch das Gesetz

*) Von 4418 Millionen Pud im Jahre 1904 auf 3720 Millionen im Jahre 1907.

über die Reichsschulden vom 19. März 1900. Danach darf die Regierung nur auf Grund eines besondern Gesetzes, das den Reichskanzler ermächtigt, eine Anleihe oder Schatzscheine auszugeben, Geld zur Deckung von in diesem Gesetz festbestimmten Ausgaben aufnehmen. Dementsprechend kann die Initiative dazu auch tatsächlich sowohl von der Regierung wie von dem die Ausgaben bewilligenden Parlament ausgehn. Bei der Aufstellung des Budgetvoranschlags wird die aus der Anleihe erwartete Einnahme nebst dem entsprechenden Gesetzentwurf seitens des Finanzministers eingestellt. Dann wird der Voranschlag und der Anleihegesetzentwurf erst in der Kommission, dann im Plenum des Reichstags durchgesehen und der Umfang der aufzunehmenden Anleihe entsprechend der Entscheidung des Reichstags bestimmt. Die Einnahmen aus Anleihen finden einen besondern Platz im Budget. Alsdann erscheint im Namen des Kaisers das Gesetz, das den Reichskanzler zur Aufnahme der Anleihe ermächtigt. Der Zeitpunkt der Ausgabe der Anleihe, die Höhe der Zinsen, der Emissionskurs sind dem Ermessen der Regierung überlassen. Das Ergebnis der Anleihe wird der Reichsschuldenverwaltung und durch diese der Reichsschuldenkommission, der neben Staatsbeamten auch Parlamentarier angehören, mitgeteilt. Die Reichsschuldenkommission erstattet ihrerseits dem Reichstag alljährlich Bericht über den Stand der Reichsschulden. Die Volksvertretung ist also durch Vermittlung der Reichsschuldenkommission dauernd über den Stand der Schulden unterrichtet und ist imstande, die Abmachungen der Regierung mit den Emissionsbanken nachzuprüfen. Praktisch wird die Kontrolle noch erleichtert durch den Umstand, daß es sich in Deutschland einstweilen nur um innere Anleihen handelt, daß infolgedessen einzig die Lage des Geldmarkts dafür maßgebend ist, wie die Emissionsbedingungen zu formulieren sind. Der Einfluß einzelner Bankgruppen ist abgeschwächt durch das Vorhandensein mehrerer solcher konkurrierender Gruppen. Dadurch wird von vornherein der Verdienst der Banken an einer Anleihe in solchen Grenzen gehalten, die man als angemessen bezeichnen kann.

In Rußland basiert das Recht der Volksvertreter zur Teilnahme an der Bewilligung von Anleihen auf Artikel 118 der Staatsgrundgesetze, der lautet:

Staatsanleihen zur Deckung von im Voranschlag aufgenommenen wie auch nicht aufgenommenen Ausgaben werden auf demselben Wege genehmigt, wie es für die Genehmigung des Reichsbudgets der Ausgaben und Einnahmen festgestellt ist. Auf dem Wege der obersten Verwaltung werden durch Se. Majestät den Kaiser genehmigt: Staatsanleihen zur Deckung von Ausgaben in den Fällen und in dem Umfang, wie es in Artikel 116 (nicht bestätigtes Gesetz) vorgesehn ist, ebenso wie Anleihen zur Deckung für auf Grund des Artikels 117 (Kriegszeiten) bestimmte Ausgaben. Zeitpunkt und Bedingungen des Abschlusses der Staatsanleihen werden auf dem Wege der obersten Verwaltung festgesetzt.

Die Volksvertretung hat somit das Recht, an der Bestimmung der Höhe einer Anleihe teilzunehmen. Damit endet aber ihre ganze Wirksamkeit, wenn man nicht die Beaufsichtigung der durch die betreffende Anleihe zu

deckenden budgetmäßigen Ausgaben besonders hervorheben will. Denn alle weitern Phasen der Anleihebegebung liegen in der Finanzkommission des Finanzministeriums, und es gibt keine „Reichsschuldenkommission", der, wie in Deutschland, Parlamentarier angehören, die dauernd den Weg der Anleiheverhandlungen überwachen könnte. Außerdem sagt noch Artikel 9, daß bei der Beratung eines Budgetvoranschlags solche Einnahmen und Ausgaben nicht abgelehnt oder abgeändert werden können, die auf Grund bestehender Gesetze aufgenommen sind. Da aber die Anleihen auf besondern Gesetzen beruhen, der Abschluß der Anleihen aber ausschließlich der Kompetenz der Finanzkommission unterliegt, erscheint es nach Meinung der Regierung überflüssig, über die zum Abschluß der Anleihe führenden Bedingungen mit den Volksvertretern noch nachträglich zu diskutieren. Darum lehnt der Finanzminister es auch ab, Auskunft zu erteilen. Die Lage ist in Rußland noch dadurch wesentlich verdunkelt, als die meisten russischen Anleihen im Auslande aufgenommen werden müssen. Der ausländische Bankier hat aber begreiflicherweise nur das Interesse, bei der Übernahme einer Anleihe zu verdienen. Er braucht auf die Interessen der auswärtigen Macht nur insofern Rücksicht zu nehmen, als sie sich mit den eignen decken. Eine Konkurrenz hat er nur zu befürchten, wenn politische Fragen mit in die Anleiheverhandlungen hineinspielen. Die öffentliche Meinung des fremden Volks berührt ihn nicht, und die seiner Heimat hat er gewöhnlich mit der Hilfe der Presse so eingerichtet, wie er sie braucht.

Welche Bedeutung unter solchen Verhältnissen der Mangel einer Kontrolle durch die Volksvertreter für die Beurteilung der russischen Finanzen hat, soll gleich gezeigt werden. Bei einem Budget von 2471684870 Rubel hat Rußland am 1. Januar 1907 eine Staatsschuld von 8594 Millionen, auf die es laut Budgetentwurf 380724000 Rubel (Zinsen 357,8 Millionen und Amortisation 21,7 Millionen) zu zahlen hat.*) Da nun aber mehr als die Hälfte der russischen Staatsschuld im Auslande untergebracht ist, ist es wohl gerade für die ausländischen Sparer von hohem Interesse, einmal unverblümte Ansichten zu hören, die große ausländische Bankiers über die Kreditfähigkeit Rußlands, das heißt über die Kreditfähigkeit der unkontrollierten Bureaukratie, haben. Im Jahre 1907 ist in Petersburg eine sehr interessante Schrift erschienen,**) die den Zweck hatte, nachzuweisen, an dem Mißtrauen der ausländischen Geldgeber Rußland gegenüber sei Graf Witte schuld. Der frühere Handelsminister Feodorow glaubt in dem geistigen Urheber der Schrift den im letzten Herbst in Magdeburg gestorbnen Reichskontrolleur von Schwanebach zu erkennen, bezeichnet aber die in der Schrift angeführten Tatsachen unter Hinweis auf seine eigne amtliche Tätigkeit als richtig. Infolgedessen wollen wir uns der Aus-

*) Am 1. Januar 1909 beträgt die Schuld etwa 8860 Millionen, wohlbemerkt ohne die garantierten Eisenbahnobligationen.

**) S. J. Witte und das Fallen des russischen Kredits, bei Al. Arabidse, St. Petersburg.

führungen, soweit sie rein sachlich sind, bedienen. Schon im Herbst 1896 beschwerte sich das Bankhaus Mendelssohn u. Co. in Berlin beim russischen Finanzminister darüber, daß es die ihm überwiesnen russischen Papiere nur mit größter Schwierigkeit unterbringen könne, und riet von jeder neuen Finanzoperation ab. Da aber der Finanzminister drängte, bot die Firma 94 Prozent bei vier Prozent Zinsen mit der Andeutung, daß das Gelingen der Operation selbst unter diesen Bedingungen nicht sichergestellt sei, vermutlich mit Rücksicht auf den großen Eigenbedarf Deutschlands. Dabei stand damals die russische vierprozentige Staatsrente al pari. Das Angebot wurde nicht angenommen, da aber Geld für Abschwächung der innern Wirtschaftskrisis und für Staatsbestellungen an die junge Eisenindustrie nötig war, erhielten Mendelssohn u. Co. den Auftrag, die Lage in London zu sondieren. Das Ergebnis dieser Sondierung war, daß sich das Haus Heinrich Schröder u. Co. zu London, unter recht günstigen Bedingungen für sich, bereit erklärte, 4,6 Millionen vorzuschießen. Die Geringfügigkeit der Summe bei einem Budget von 1200 Millionen Rubel zeigt, wie knapp damals das Geld in Rußland war, und wie die Finanzleitung aus der Hand in den Mund lebte. Mit welcher Unverfrorenheit aber eine unkontrollierbare Bureaukratie auftreten kann, geht aus der Tatsache hervor, daß die kleine Anleihe noch dazu von einem lange nicht in Anspruch genommenen Markt in einem Immediatbericht an den Zaren als Zeichen des Vertrauens in die russische Finanzlage dargestellt wurde. Später wurde der amerikanische Markt sondiert. Diese Aufgabe besorgten aber nicht mehr Mendelssohn u. Co., sondern die Lebensversicherungsgesellschaft „New York“. Die Amerikaner stellten als Grundbedingung die Überweisung von Aufträgen zu Schiffbauten. Der Finanzminister erbat sich infolgedessen einen Kredit von 90000000 Rubel für Marinezwecke. Die Amerikaner bekamen die erwünschten Aufträge, die dann später mit russischen Wertpapieren bezahlt wurden, und der Finanzminister erhielt von den Amerikanern Gold. Zu Anfang des Jahres 1901 verhandelte der Finanzminister mit den Gebrüdern Rothschild in Paris wegen Übernahme einer konsolidierten Eisenbahnanleihe, wozu sich die Firma auch bereit erklärte unter der Hauptbedingung, daß sich die russische Regierung verpflichtete, im Laufe des Jahres 1901 und bis zum 1. März 1902 keine neuen Anleihen auszugeben. Die Annahme dieser für eine Großmacht beschämenden Bedingung begründet der Finanzminister in seinem Budgetbericht für 1902 mit dem Umstande, daß Rußland das Geld durchaus nicht nötig gehabt habe. Danach wurde also die Anleihe ohne dringendes Bedürfnis aufgenommen, lediglich, weil gerade in Frankreich Geld frei war, und weil ein Jahr später nicht mit Sicherheit auf freies Geld im Auslande zu rechnen war. Aber das Budget wurde mit einem Jahr Zinsen nutzlos belastet. Geradezu lächerlich aber erscheint das Finanzgebaren, wenn man sich erinnert, daß zu derselben Zeit, wo Rußland überall versuchte, Geld zu bekommen, im September 1899, der Finanzminister der deutschen Reichsbank

250000000 Mark zu vier Prozent auf sechs Monate anbot, angeblich, um diesem Institut zu helfen, seinen Diskontosatz zu halten. Das Angebot wurde abgelehnt.

Wenn man alle diese Daten liest, weiß man nicht, was man davon lediglich auf das persönliche Konto des Herrn Witte und was allein auf das der unkontrollierbaren Bureaukratie zu setzen hat. Eins wird aber deutlich bewiesen, daß auch der materielle Schaden, den eine solche Bureaukratie dem Lande zufügen kann, ganz außerordentlich groß ist, und es ist schwer verständlich, wie sich Herr Kokowzew zu der Geschmacklosigkeit hinreißen lassen konnte, bei den letzten Budgetdebatteu die deutsche Finanzwirtschaft einer kritischen und wenig freundlichen Betrachtung zu unterziehn.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß mehr als die Hälfte der russischen Schulden im Auslande — eine halbe Milliarde Mark in Deutschland — untergebracht ist. Infolgedessen hat das Ausland ein ebenso großes Interesse daran, daß die russischen Finanzen einer scharfen öffentlichen Kontrolle unterliegen, wie die Russen selbst. Uns darf es im Interesse des großen Publikums nicht beruhigen, wenn die Großbanken, wie es gegenwärtig in Frankreich geschieht, unter den durch die Einberufung einer Volksvertretung bewirkten neuen Verhältnissen die Sicherheit Rußlands so hoch einschätzen, daß sie bereit sind, eine Anleihe zu übernehmen. Die Bankiers lassen sich für ein verhältnismäßig schnell vorübergehendes Risiko eine so hohe Kommission zahlen, daß sie schon einem gewissen Wagemut Raum geben können. Das große Publikum aber, der deutsche Sparer, setzt für vier bis fünf Prozent oft das Ergebnis eines langen mühevollen Lebens aufs Spiel; er trägt das Risiko solange, als er das russische Papier in der Hand hat, und er muß es in der Hand behalten, da es ohne größere Verluste im Laufe der nächsten Jahre kaum zu realisieren sein dürfte. Darum müssen wir uns auch genau darüber klar werden, was denn die Volksvertreter bei den Finanzen mitzureden haben, und was sich gegen früher gebessert hat. Wir haben gezeigt, daß die Mitwirkung der Volksvertretung an der Beaufsichtigung der Finanzen gering, an der Kontrolle der Anleihenabschlüsse aber gleich Null ist. Darum die Zurückhaltung der deutschen Banken von der Emission der jüngsten russischen Anleihe, darum auch die Sprödigkeit der Londoner und der Pariser Bankiers, die in dem niedrigen Emissionskurse zum Ausdruck kommt.

Friedenau, Januar 1909

An den Wegen des Weltverkehrs

Von Hauptmann Otto Neuſchler

4. Hongkong, einer der größten Häfen der Welt

Wie Singapore den Südeingang in das Chineſiſche Meer bewacht, ſo behütet, 2400 Kilometer davon entfernt, Hongkong den Nordeingang. Im Süden gelangt man durch die Straße von Malakka, im Norden durch die Straße von Formoſa in das Chineſiſche Meer. Hätte ſich Großbritannien den Beſitz von Manila, das es im Jahre 1762 erobert hatte, erhalten, anſtatt dieſen Platz nach dem Siebenjährigen Kriege an Spanien zurückzugeben, ſo würde es heute das Chineſiſche Meer ebenſo beherrſchen, wie es das Mittelländiſche Meer beherrſcht. Wie nun aber heutzutage die Dinge liegen, hat die Erwerbung der Philippinen im Jahre 1898 den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine feſte Flottenbaſis in der Flanke der britiſchen Verbindungslinie zwiſchen Singapore und Hongkong geſchaffen. Baſiert auf Manila und verfügend über eine genügend ſtarke Seemacht, kann heute ein amerikaniſcher Admiral nach rechts und nach links ausholen und ſeinen Gegner zu einer Schlacht dort zwingen, wo es für ihn ſelbſt am günſtigſten iſt. Heute ſind die Beziehungen Englands zu den Vereinigten Staaten durchaus freundſchaftlich; trotzdem hat die Erwerbung der Philippinen durch die Vereinigten Staaten die ſtrategiſchen Verhältniſſe im Pazifiſchen Weltmeer weſentlich verändert gegenüber der Zeit, wo die Inſeln in den Händen einer ſo ſchwachen Macht wie Spanien waren.

Wenn aber auch Großbritannien zurzeit in ſeiner öſtlichen Flotte keine Schlachtſchiffe hat, ſo verfügt es doch gegenwärtig über die numeriſche Überlegenheit auf dem Gebiete maritimer Machtmittel. Das chineſiſche Geſchwader, das ſein Hauptquartier in Hongkong hat, beſteht aus ſieben Kreuzern, dreizehn Torpedobootszerſtörern und dreizehn kleinern Fahrzeugen. In zehn bis zwölf Tagen kann dieſes Geſchwader durch das oſtindiſche und das auſtraliſche Geſchwader verſtärkt werden, die zuſammen über zwölf Kreuzer verfügen. Das gibt dann ſchon eine Seeſtreitmacht von neunzehn Kreuzern für den Fall einer kriegeriſchen Verwicklung. Dem gegenüber beſteht die amerikaniſche Flotte aus drei Schlachtſchiffen, drei Kreuzern und fünf Torpedobootszerſtörern; Frankreich hat ein Schlachtſchiff und ſechs Kreuzer, Deutſchland ein Schlachtſchiff und einen Kreuzer. So kann mit oder ohne Unterſtützung der japaniſchen Marine eine aus dem chineſiſchen, dem oſtindiſchen und dem auſtraliſchen Geſchwader gebildete britiſche Flotte eine genügende Anzahl hervorragender

Kreuzer ins Gefecht bringen, die es mit jeder denkbaren Vereinigung von Seestreitkräften, die sich plötzlich in den chinesischen Gewässern bilden kann, aufzunehmen vermag. Man hofft jedoch, daß die chinesische Station nicht mehr lange ohne die Unterstützung von wenigstens einem oder zwei Schlachtschiffen gelassen wird. Denn abgesehen von der hohen moralischen Wirkung, die die Anwesenheit von Schlachtschiffen überall hervorruft, kann ein Kreuzer in bezug auf seine Bewaffnung niemals mit einem Schlachtschiff konkurrieren. Und da die vier großen Seemächte zurzeit schon über die oben aufgeführten Seestreitkräfte verfügen, so könnte, nach englischer Ansicht, eine plötzliche Vereinigung feindlicher Flottenteile den englischen Kreuzern, die meist nur mit 15-Zentimeter-Geschützen ausgerüstet sind, eine Reihe von Schlachtschiffen gegenüberstellen mit doppelt so starker Bewaffnung. Diese Lage der Dinge wurde natürlich von der britischen Admiralität gründlich erwogen; überall*) aber längs des Seewegs nach dem fernen Osten wird die plötzliche Zurückberufung sämtlicher Schlachtschiffe aus den chinesischen Gewässern im Jahre 1905 allgemein kritisiert.

Die ersten Anfänge britischer Besitzergreifung in der heutigen Kolonie Hongkong reichen zurück in das Jahr 1840, bilden aber kein ruhmreiches Blatt in der englischen Geschichte, da sie eng verknüpft sind mit dem Opiumkriege des Jahres 1840, der ein dunkles Kapitel in der Geschichte des britischen Reiches darstellt. Dieser Krieg war, da er aus Geldgier und aus niedrigsten Motiven entspringender Habsucht unternommen wurde, einer der ungerechtesten, die je geführt worden sind. Er war nichts andres als ein erfolgreicher Raubzug, ausgeführt, um sich durch die Vermehrung und Ausbeutung eines furchtbaren Lasters an einem unglücklichen Volke zu bereichern. Seit jenem Opiumkrieg war der britische Einfluß im fernen Osten in stetem Abnehmen begriffen. Als Deutschland Kiautschou und Rußland Port Arthur besetzten, schwieg England still, nicht aus materieller Schwäche, sondern wegen seiner moralischen Unfähigkeit, mit voller Macht aufzutreten. Die Hände waren ihm gebunden, und trotz seiner Überlegenheit zur See wagte es nicht, durch sein Eingreifen eine Erinnerung an sein Verhalten in vergangnen Zeiten hervorzurufen. Mr. Morley konnte am 30. Mai 1906 im Hause der Gemeinen sagen: „Es gibt wenige Länder, auf deren Beziehungen zu uns wir weniger Grund haben stolz zu sein, als auf die zu China!“

Die erste Besetzung der heutigen Kronkolonie Hongkong, die aus einer der Südostküste von China vorgelagerten Insel nahe der Mündung des Flusses Kanton und aus einem Stücke des Festlandes besteht, wurde von der britischen Regierung im Jahre 1841 vorgenommen. Durch den Vertrag von Nanking im Jahre 1842 wurde dann das Gebiet förmlich abgetreten, während sich im Jahre 1860 die Erwerbung von Britisch-Kaulung anschloß auf Grund der

*) Vgl. Colonel A. M. Murray, a. a. O.

Konvention von Peking. Durch einen am 9. Juni 1898 abgeschlossenen Pachtvertrag kam dann noch der südliche Teil der Provinz Kwantung unter der Bezeichnung „New Territory" dazu. Hongkong ist, wie Singapore, eine militärisch besetzte Flottenstation zum Schutze des britischen Handels. Die Insel hat eine Gesamtfläche von rund 79 Quadratkilometern, die ganze Kolonie eine solche von mehr als 1000 Quadratkilometern. Die Hauptstadt Viktoria liegt an der Nordküste der Insel, dem Festlande gegenüber. Zwischen dem Festlande und der Insel liegt der Hafen, einer der schönsten der Welt, mit einer Wasserfläche von 26 Quadratkilometern. Der Hafen ist ein Freihafen und stark befestigt. Er besitzt ausgezeichnete Dockanlagen, geräumig genug, um die größten Schiffe aufzunehmen. In Hongkong besteht eine ausgedehnte Industrie, die sich mit dem Bau und der Wiederherstellung von Schiffen beschäftigt.

Der britischen Flagge folgte der britische Handel in Hongkong auf dem Fuße. Vor 1840, ehe noch die britische Flagge auf Possession Point, dem Mittelpunkt der heutigen Stadt Viktoria, wehte, bestand die Bewohnerschaft nur aus wenig Fischern. Heute ist der Hafen von Hongkong, was den Schiffsverkehr anlangt, der größte der Welt. Im Jahre 1904 haben nicht weniger als 114135 Schiffe mit 24648258 Tonnen den Hafen aufgesucht. Wenn es auch nicht ohne weiteres möglich ist, die Schiffahrtsstatistik der verschiednen Häfen miteinander zu vergleichen, so wurden doch die genannten Zahlen von keinem andern Hafenplatz der Welt übertroffen.

Der Hafen selbst liegt zwischen der Nordseite der Insel und dem Festlande. Durch die Halbinsel Kaulung ist er in zwei Hälften geteilt, die durch eine 750 Meter breite, die nach Süden zeigende Spitze dieser Halbinsel vom Festlande trennende Wasserstraße verbunden werden. Er ist gegen jeden Angriff von der See aus geschützt. Ein östlicher und ein westlicher Eingang erlauben den Eintritt in den Hafen. Die Schiffe fahren in der Regel durch die eine Einfahrt ein und verlassen dann den Hafen durch die andre. Die beiden Zugänge zum Hafen sind überaus stark befestigt; die Forts sind mit den besten Geschützen armiert, und hervorragend ausgebildete britische Artilleristen bilden ihre Besatzung. Die gesamte britische Landgrenze der Kolonie hat eine Ausdehnung von annähernd 18 Kilometern. Die zur Verteidigung dieser großen Grenzlinie zur Verfügung stehende Streitmacht ist allerdings ziemlich bescheiden. Sie besteht zurzeit aus vier Kompagnien britischer Infanterie, drei Kompagnien Fußartillerie, zwei Pionierkompagnien, einer Sanitätskompagnie, zwei Bataillonen der indischen Eingeborneninfanterie und vier Kompagnien Kolonialartillerie mit insgesamt 3587 Mann.

Der Hafen von Hongkong ist eine vorzügliche Station für die Handels- wie für die Kriegsflotte. Zurzeit werden neue Dockanlagen, vergrößerte Speicher und Werkstätten mit einem Gesamtaufwande von 30 Millionen Mark errichtet. Die bedeutendste Privatwerft ist die Hongkong and Whanpoa Dock

Company, die ebenso eifrig tätig ist wie früher die Tanjong Pagar Company in Singapore. Diese Gesellschaft hat drei getrennte Dockanlagen, eine in Hongkong selbst, eine in Aberdeen an der Südseite der Insel und eine dritte auf der Festlandseite des Hafens bei Hungham. Diese letzte Anlage verfügt über drei aus Granit erbaute Docks, deren größtes eine Länge von 175 Metern und eine Breite von 26 Metern bei einer Tiefe von 9 Metern zur Zeit der Flut aufweist. Ein Besuch der Werftanlagen von Hungham wird als äußerst lohnend bezeichnet.

Das „New Territory" genannte Gebiet wurde von der Regierung von Hongkong nach und nach erschlossen. Politische Reibungen verschiedner Art und auch der Boxeraufstand des Jahres 1900 führten zu mehrfachen Verzögerungen. Namentlich hatte unter diesen der Bau einer Eisenbahnlinie durch das „Neue Territorium" von Kaulung nach Kanton zu leiden. Erst neuerdings wurde ein endgiltiges Abkommen dahin getroffen, daß die Regierung von Hongkong den Teil der Linie von Kaulung bis zur Grenze des Neuen Territoriums zu bauen habe, während die Strecke von da bis Kanton der chinesischen Regierung überlassen bleibt. Eine fünfprozentige, von der chinesischen Regierung garantierte Anleihe von 30 Millionen Mark ist zur Beschaffung der Mittel für den Bau aufgenommen worden.

Die ganze Kolonie hatte im Jahre 1903 eine Einwohnerzahl von 20 831 Europäern, die Angehörigen des britischen Heeres und der Marine eingerechnet. Die Gesamtbevölkerung belief sich auf annähernd 412 000 Seelen, darunter rund 390 000 Chinesen. Die Hauptstadt Viktoria zählt allein über 180 000 Einwohner.

Einen besondern Eindruck auf die Besucher macht die politische Gleichstellung mit den Europäern, wie sie hier der ungeheuern chinesischen Bevölkerung gewährt wird. Ein Gesetz herrscht hier über Weiße und Gelbe. Ob Handelsmann oder Arbeiter ist der Chinese der Kolonie Hongkong ein fleißiger, haushälterischer, die Gesetze achtender Mann. Als Händler ist er gleichermaßen geschäftstüchtig und anständig, weniger aus Grundsatz, als weil es ihm am meisten einbringt. Der chinesische Arbeiter ist der beste von allen Arbeitern unter den Tropen und in mancher Beziehung der beste Arbeiter der ganzen Welt. Während der Kaffer, der Singhalese und der Malaie nur unter unablässigem Zwang und Druck arbeiten, arbeitet der Chinese jederzeit und in allen Lagen um seinen Lohn und liefert stets das Beste für das, was er erhält.

Alles in allem betrachtet bedeutet die Kolonie Hongkong mit ihren uneinnehmbaren Festungswerken, ihrer vorzüglichen Regierung und ihren günstigen Handelsbedingungen eine stolze und furchtbare Unterstützung der Seemachtstellung Großbritanniens in den Wassern des fernen Ostens. Ihre Zukunft ist so aussichtsvoll, wie ihre Vergangenheit glücklich war.

Der Kernpunkt dieser günstigen Verhältnisse aber ist das unwandelbare Festhalten an der Politik der offnen Tür, diesem besten Grundsatz britischer Handelsweisheit. Die Ablehnung dieses Grundsatzes hat Frankreich in Indochina, Deutschland in Schantung pekuniären Schaden gebracht. Die Regierungs-

form der Kronkolonie hat sich in Hongkong praktisch vorzüglich bewährt, trotz aller theoretisch ihr anhaftenden Mängel. Denn diese Art der Regierung ist stark und durch ihre Stärke zugleich gerecht und frei.*) Eine wichtige Aufgabe bleibt freilich der britischen Regierung, die sie jedoch von ihrer festen Stellung in Hongkong aus zu lösen vermag, nämlich die endgiltige Unterdrückung des Opiumhandels im fernen Osten. Es wäre das eine bedeutende Kulturtat. Auch haben schon Verhandlungen zwischen der britischen und der chinesischen Regierung zu diesem Zwecke stattgefunden. Möchten sie zu einem guten Ziele führen!

Die deutsche Kulturpartei

Von Konsistorialrat Lic. Dr. Theodor Simon

„Die größten Mächte der Geschichte sind das politische und das religiöse Leben. Das Politische bedeutet die äußere Gestaltung des menschlichen Lebens, die Religion bedeutet den seelischen Inhalt des Lebens." „Der glücklichste Zustand ist der, wenn beide einander decken, wenn der äußere Körper des Volkes in der Gestalt des Staates ein getreues Spiegelbild des religiösen, seelischen Gehaltes des Volkes ist." „Nichts kann die Bedeutung des Religiösen, die Macht des Religiösen klarer lehren als ein flüchtiger Blick auf die Parteiverhältnisse der Gegenwart. Welche Parteien sind heute stark? Welche können sich fest auf ihre Anhänger verlassen? Diejenigen, welche ein religiöses Ideal im Hintergrunde haben, das sie trägt und stützt, das ihre Anhänger fest an ihre Fahne kettet. Allen voran das Zentrum, als Vertreterin des katholischen Kulturideals. Man gibt sich der Hoffnung hin, daß der Zentrumsturm wanke. Diese Hoffnung ist gänzlich trügerisch. Dieser Turm steht fest, weil das Zentrum kräftige religiöse Ideale im Bunde führt. Diese Ideale werden sich nicht von heute auf morgen verflüchtigen." „Nicht anders ist es mit den Konservativen. Auch diese haben ein klares bestimmtes Kulturideal, das in der konservativen Partei seinen politischen Ausdruck findet."

Wo lesen wir diese Worte? Man sollte glauben, diese von einem klaren und tiefen Blick in das Menschenherz und in die Zeit zeugenden Ausführungen könnten nur in der Nähe des Zentrumsturmes oder im konservativen Lager ihren Quell und Ursprung haben. Doch sie stammen aus der Feder eines der schärfsten Kämpfer wider Kirche und Christentum. Dr. Ernst Horneffer, der unermüdliche Apostel des Meisters Nietzsche, der schon seit längerer Zeit auf seinen Wanderfahrten für seine neuen religiösen Ideale Anhänger wirbt, gibt in seiner neu erschienenen Schrift „Die Kirche und die politischen Parteien" (Verlag von Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig) die programmatischen Gedanken

*) Vgl. Colonel A. M. Murray, a. a. O. S. 91.

der auf seine Anregung hin gebildeten „Deutschen Kulturpartei". Er verfügt über eine zündende Beredsamkeit, und selbst der Gegner muß den ehrlichen Einsatz der ganzen Persönlichkeit für das gewählte Ideal anerkennen und kann beim bloßen Lesen des geschriebnen Wortes mitempfinden, welchen Einfluß die lebendige Rede des Mannes auf die Menge äußert. Noch manches andre vernünftige Wort des kleinen Schriftchens muß auch bei uns vollen Einklang wecken. So wenn er den politischen Parteien, die sich nur auf Vertretung materieller Interessen gründen, zu bedenken gibt, daß das bloß Materielle keine bindende Kraft hat, daß die materiellen Interessen, die Fragen um das Mein und Dein nur zersplitternd wirken und die unversöhnlichsten Gegensätze im Schoße tragen. Denn was dem einen nützt, schadet dem andern. Das Nationalgefühl ist schon eine ideelle Macht, die wunderbar die Völker zu einer Einheit zusammenschmiedet. Allein darauf ist im gewöhnlichen Lauf der Dinge kein Verlaß. Es bewährt sich nur in vorübergehenden Stunden der Not dem äußern Feinde gegenüber. Im Alltagsleben steht sofort wieder der eine gegen den andern, wenn nicht übergreifende, bindende Mächte wirksam werden. Diese können nur von geistigen Gütern ausgehn, deren Art es an sich trägt, daß nicht der Besitz des einen die andern vom Mitbesitz ausschließt. Deshalb seien die liberalen Parteien, bei denen das Materielle, das Wirtschaftliche, das im engern Sinne politische die erste Rolle spielt, nicht mehr wahrhaft populär. Zu immer erneuter Zersplitterung verurteilt werde der Liberalismus endlich ganz zerfallen, wenn er nicht die Macht des Religiösen begreifen lerne und sich ebenfalls religiöse Mächte und Ideale dienstbar mache. Dem Liberalismus, der bis jetzt in religiösen Dingen bloß eine feige Charakterlosigkeit bewiesen habe, will der Verfasser einen religiösen Gehalt und damit die nötige Stoßkraft zum Umsturz der Kirchen verleihen. Der Charakter der Kirche in jeder Gestalt ist „Glaube an unbedingte Wahrheit, Aufrichtung einer absoluten Autorität". Auch der kirchliche Protestantismus bis in seine liberalsten Ausläufer ist im letzten Grunde nur eine Schutztruppe des Papstes. Denn auch die liberale Theologie will christliche Theologie bleiben. Drei Grunddogmen hält auch sie fest: den Glauben an einen persönlichen oder unpersönlichen Gott, an die Unsterblichkeit und — der Grund alles Übels — an Jesus. Die Losung der europäischen Bildung zu Ausgang des Mittelalters hieß: Los von Aristoteles! Die der Neuzeit muß heißen: Los von Jesus! Jesus ist selbst daran schuld, daß seine Person zum Schibboleth aller Gewissensknechtung wurde. Er hatte seine Größe, die bewundernswert bleibt, aber er sagte: Ich bin die Wahrheit. Das hätte ihm die Menschheit nicht glauben dürfen. „Wie erlösend wirkt gegenüber solchem Worte das menschlich echte, wahre Wort des Atheners Sokrates, des großen Gegenpols zu Jesu: Ich weiß, daß ich nichts weiß." Durch die Bindung an eine absolut sein wollende Wahrheit wird der Mensch entsittlicht, des Rechtes seiner Individualität beraubt. „Der Mensch der Zukunft steht da, Herr seiner selbst, Herr seines Willens, seiner Wünsche und seiner Ziele." Der Individualismus, der sich in der Reformation Bahn ge-

brochen hat, muß zu noch kühnerer Gestalt gesteigert werden. Der Protestantismus muß sich selbst überbieten. Die völlige Ausscheidung der Kirche aus dem deutschen Leben wird darum als das Endziel der deutschen Entwicklung aufgestellt. Deshalb muß der Staat einen Ersatz für die Kirche schaffen, der geeignet ist, sie allmählich zu verdrängen. Einstweilen mag er ja für das Häuflein geistig Rückständiger auch noch die Kirchen dulden, aber die neutrale Simultanschule mit konfessionslosem Sittenunterricht, die Aufhebung jeder kirchlichen Aufsicht und Bevormundung für die Lehrerseminare und andre Einrichtungen werden schließlich schon die Kirche entwurzeln. Doch dies schreibt Horneffer dem Liberalismus als obersten Grundsatz ins Stammbuch: Jede Freiheit dürfe er dulden, jedoch „eine Freiheit kann er niemals dulden, den Willen zur Unfreiheit". Alle kirchlich Gesinnten haben den Willen zur Unfreiheit, sie wollen sich ja an eine absolute Wahrheit binden. Diese Gesinnungsart bedarf einer gründlichen Ausrottung. Es wird also nichts übrig bleiben, als der Rat des Philosophen Überweg, einmal dreißig Jahre lang alle, die sich noch irgendwie zum Christenglauben bekennen wollen, niederzukartätschen.

Der Verfasser zieht diese gründlichen Konsequenzen in seinem Buche nicht. Er empfiehlt dem Staate vielmehr die Einrichtung lehrfreier Volksakademien. Philosophisch herangebildete Volkserzieher sollen in diesen, gleich den bisherigen Kirchen, überall in Stadt und Land zu gründenden Anstalten ungehemmt ihre Wahrheit verkünden. Jeder soll da nach seiner Überzeugung das Volk über die tiefsten und bedeutsamsten Fragen des Lebens aufklären.

Wo bleibt aber der religiöse Inhalt, den der Verfasser dem Liberalismus zu geben versprach, der ihm anstatt der bisherigen Hohlheit eine innere Kraft geben sollte, der überlegen, die die katholische und evangelische Kirche an ihren religiösen Idealen besitzen? Das Religiöse ist nach der Anschauung des Verfassers ein weiterer Begriff als bei uns Vertretern positiver Religion. „Religion ist alles, was das menschliche Gemüt von den letzten Dingen sagt." Wir verstehn ihn also wohl nicht falsch mit der Annahme, daß das Religiöse, um das sich seine neue Kulturpartei scharen will, die freie Diskussion der Volksakademien über jene „tiefsten und bedeutsamsten Fragen des Lebens" sein soll. Ist das wirklich ein religiöser Inhalt? Angenommen, diesen Erörterungen, in denen der eine dies, der andre jenes behauptet und einer wider den andern ist, käme wirklich ein Interesse weiterer Volkskreise entgegen, meint der Verfasser wirklich, solches formale Interesse für tiefere Fragen könne an Kraft dem Christenglauben die Spitze bieten, der, wie die Geschichte lehrt, in Zeiten der Krise den Märtyrermut gibt, auch das Leben hinzuopfern? Horneffer redet von einer „unausgesprochnen Einheit", die alle Anhänger des neuen Kulturideals verbinde zu einem Geist, einer Hoffnung, einer Liebe. Wir aber halten diese Einheit nicht bloß für unaussprechbar, sondern auch für unausdenkbar, für ein Unwirkliches und Niezuverwirklichendes, für ein hölzernes Eisen. Es ist eine bloße Einheit in der Negation. Diese gibt nie eine positive, fruchtbare, lebenwirkende Kraft. Ihre Richtigkeit würde zum mindesten in dem-

selben Augenblick offenbar werden, wo der Gegenstand schwände, in dessen Negation die Einheit besteht. Wäre das Ziel erreicht, Christentum und Kirche bis auf den letzten Rest ausgetilgt, so würden die verneinenden Kräfte nichts mit sich selber anzufangen wissen und sich gegenseitig zerfleischen.

Einer großen Inkonsequenz macht sich der Schüler Nietzsches im Vergleich zu seinem Meister schuldig. Dieser wollte folgerecht jede Fessel der Individualität brechen, auch die einer allgemein geltenden Moral und Logik. So weit geht Horneffer nicht. Soll doch in der Schule des neuen Kulturideals noch Moral gelehrt werden. Dann muß doch dafür eine allgemeine Formel gefunden werden. Denn was bei den Millionen millionenfach verschieden wäre, ließe sich in keine Lehre fassen. Sodann ist er auch Gegner jeder Anarchie. Ja er verlangt einen starken Staat, der die Auswüchse des Individualismus verhindern soll, er ist sogar, man sollte es nicht glauben, Anhänger des monarchischen Gedankens. Denn er sieht klaren Auges, daß schrankenlose Demokratie zur Unterdrückung jeder Individualität wird, in Sklaverei für den einzelnen umschlägt. So soll sich der einzelne in den Ansprüchen seiner Individualität zugunsten eines Allgemeinen, des Staates beschränken. Vorher, bei der Bekämpfung des Christentums sah der Verfasser auch in dem leisesten Anspruch auf Allgemeingiltigkeit eine unerträgliche Fessel. Es sollte nicht einmal mehr geduldet werden, wenn sich einer solche Fesseln aus innerer Überzeugung selbst anlegen wollte. Jetzt legt er Ketten von viel härterer Konsistenz auf, denn der Staat hat es an sich, daß er mit äußerer Gewalt an den einzelnen herantritt. Wir erkennen, Horneffer meint gar nicht den reinen Individualismus, dessen fanatisch-konsequenter Vorkämpfer Nietzsche war. Er hat eine normierte Individualität im Auge, für die man in unmißverständlichem Sprachgebrauch den Ausdruck „Persönlichkeit" geprägt hat. Sollte es ihm ganz entgangen sein, daß das Christentum mit seinem Anspruch auf Absolutheit doch nie Feind der Persönlichkeit, sondern nur der schrankenlos sich ausleben wollenden Individualität ist? Nur die Auswüchse der Individualität, das Häßliche, Böse, das Haltlose, Wesenwidrige, die Fehler, die in der Entwicklung möglich sind und wirklich geworden sind, unterbindet es, nicht das Wachstum selbst. Nicht schablonisieren will es die Individuen, sondern in jeder Individualität sieht es eine ewig wertvolle Idee, die sich ausgestalten soll, und zu deren ungehemmter Ausgestaltung es helfen will. Wenn manche Formen des Christentums diese Tendenz nur in verdunkelter Gestalt zeigen, so können wir uns immer wieder an der Art orientieren, wie Christus Seelen zu gewinnen sucht. Das Recht, das Nietzsche von seinem Standpunkt aus geltend machen durfte, das Christentum als den Urfeind zu bekämpfen, hat Horneffer, der die Individualität doch wieder normieren will, verwirkt.

Die „Deutsche Kulturpartei" ist gegründet worden. Schon scheint sie einen Stamm begeisterter Anhänger zu zählen. Als Anhang seiner Schrift gibt Horneffer das Programm, auf das sie sich geeinigt hat, im einzelnen schon ausgeführt bis auf die Forderung der Feuerbestattung, der Reichseinkommensteuer und

des aktiven Wahlrechts für die Frauen. Sehen wir zu, welche Werbekraft dieſe neuſte unter den politiſchen Parteien zeigen wird. Uns will angeſichts dieſer, wie aller Parteien, die lediglich von der Verneinung leben, immer wieder nur das Bild der Holzwürmer im alten Hausgerät aufſteigen. Sie leben, ſind geſchäftig, ja nähren ſich wohl, ſolange noch Holz da iſt, das ſie zernagen können. Wenn der Kampf gegen das Beſtehende ſein Ziel erreicht hat, wenn alles Holz zerſtört iſt, verhungern ſie.

Verbrecher bei Shakeſpeare

Shakeſpeare iſt ein ſo reicher und ſo treuer Weltſpiegel, daß man aus ihm den Menſchen und die Menſchen beinahe ſo gut kennen lernt wie aus der lebendigen Wirklichkeit. Man benutzt denn auch ſeine Dramen fleißig zu Charakterſtudien und Seelenanalyſen. Jüngſt hat der däniſche Polizeichef Auguſt Goll ſechs ſhakeſpeariſche Perſonen ausgewählt, um an ihnen das Weſen ebenſo vieler Kategorien von Verbrechern darzuſtellen. (Verbrecher bei Shakeſpeare. Deutſch von Oswald Gerloff, mit Vorwort von Profeſſor Dr. F. von Liszt. Stuttgart, Axel Juncker.) Caſſius vertritt die gemeinen, Brutus die edeln politiſchen Verbrecher. Caſſius haßt zwar Cäſarn „ſozuſagen politiſch“, weil er es unwürdig findet, daß ein Emporkömmling von gebrechlicher Körperkonſtitution Rom und die Welt beherrſche, „aber hinter dieſem Haß liegen reichliche Elemente gut bürgerlichen Neides“. An der Oberfläche machen ſich bei Revolutionen die edeln Motive breit: Unzufriedenheit mit den ſchlechten Staatseinrichtungen und Entrüſtung über die Ungerechtigkeiten, unter denen andre leiden. Doch: „Geh den revolutionären Strömungen auf den Grund, und du wirſt hinter all dem wogenden unperſönlichen Haß gegen Inſtitutionen und Regierung den perſönlichen Haß des einzelnen gegen den einzelnen finden. Das iſt der Haß, der das übrige anfacht, es dirigiert, es ſammelt zu dem Sturmwind, der zu guter Letzt ſtark genug iſt, Städte zu verwüſten.“ Den Brutus, dieſen „ſanften Idealiſten, den das ganze Volk kennt und liebt“, braucht Caſſius, weil durch ſeine Teilnahme die Sache der Verſchwörer als eine gute gerechtfertigt erſcheint. Brutus iſt ein Doktrinär, der ſich nicht von Gefühlen und Stimmungen, ſondern nur von Vernunftgründen und von der Pflicht leiten und beſtimmen laſſen will. Eigne Erwägungen haben ihn längſt innerlich auf die Seite der Verſchwörer gezogen, aber erſt, nachdem dieſe Erwägungen von außen, aus dem Munde des Caſſius, an ſein Ohr dringen, fangen ſie an, als Motive zum Handeln zu wirken. Sein Entſchluß zur Teilnahme an der Verſchwörung bedeutet einen moraliſchen Sieg über ſich ſelbſt, über ſeine dankbare Liebe zu Cäſar. Aber auch dieſer edle Schwärmer täuſcht ſich noch über ſein eignes Herz: ſein ſtarkes Gefühl der Pflicht gegen

das Volk, gegen das Gemeinwohl ist im Grunde genommen das tiefe Gefühl „seiner eignen hervorragenden Bedeutung und seiner ganz besondern Stellung als Abkömmling des Volksbefreiers Brutus“. Und als Doktrinär verdirbt er die Sache, für die er handelt und kämpft, im ersten wie im letzten Stadium. Cassius rät jedesmal das richtige. „Denn der Haß sieht scharf und benutzt alle Mittel, die Idee sieht nur sich selbst und kann nur ihre eignen Mittel brauchen.“ An Macbeth demonstriert Goll den Gelegenheitsverbrecher. Ein ehrlicher und tüchtiger Mann, der sich aber seines Wertes bewußt ist und die diesem Wert entsprechende Stellung erstrebt. Dabei nicht fest genug, der Versuchung zu widerstehn, wenn das Ziel seines Strebens nur durch ein Unrecht erreicht werden kann. „Was sehr du willst, das willst du fromm,“ sagt ihm die Gattin; „du liebst nicht falsches Spiel, und doch Gewinn mit Unrecht.“ Also ein Durchschnittscharakter: ist nur der Gewinn, der winkt, hoch genug, so wird er auch falsch spielen. Meist ist Verführung notwendig, einen solchen soweit zu bringen, aber er läßt sich gern verführen, will verführt sein. Zum Verführen gehört nicht etwa geistige Überlegenheit, sondern nur eine gewisse psychologische Technik, „die, wo sie vorhanden, sehr oft gerade dem im übrigen Unterlegnen eine vollständige Gewalt über den Überlegnen geben kann, während umgekehrt der überlegenste Geist ohne diese Technik sich für vollkommen bankrott erklären muß, wenn er sich als Anstifter, Überreder oder — gegenüber einem größern Kreise — als Agitator versucht“. Ganz unzugänglich für Anstiftung sind nur die Stumpfsinnigen; alle andern sind empfänglich dafür, je reichern Geistes, desto empfänglicher. Der Mensch ohne Kombinationsgabe „läßt den zugeführten Stoff unbeachtet und unverdaut passieren, die reiche Kombinationsgabe erfaßt den Stoff, verbindet ihn mit dem schon vorhandnen geistigen Inhalt und bringt durch die neu zugeführten Elementen je nach Umständen etwas Neues und Überraschendes hervor“.

Mittelmäßige Geister, meint der Verfasser, seien überhaupt schwerer zu überzeugen als reiche und bewegliche, die besonders dann leicht gewonnen werden können, wenn der Überredende geschickt solchen Stoff auszuwählen versteht, der dem Empfindungs- und Verstandesleben des zu Überredenden gut angepaßt ist. Weder im Verbrechen noch in der ihm folgenden Gewissensangst und Geistesverwirrung hat sich die Persönlichkeit Macbeths geändert; was sich ändert, das sind die Umstände; auf sie reagiert der Verbrecher jedesmal durchaus seinem Charakter gemäß. Lady Macbeth kennt keine Reue; nicht die begangne Untat, nur der Zustand ihres Gatten, und was daraus entstehen kann, beunruhigt sie. In ihr sieht Goll den Typus des verbrecherischen Weibes. Bei der impulsiven Natur des Weibes, bei seinem stärkern Affekt und der Unstetigkeit des sich sprungweise äußernden Willens sollte man meinen, es müßte häufiger Verbrechen begehen als der Mann; in Wirklichkeit ist die weibliche Kriminalität vier- bis siebenmal geringer als die männliche. Die scheinbare Anomalie erklärt sich daraus, daß die Frau weniger egoistisch ist, mehr unmittelbare Güte, aufopfernde Liebe hat als der Mann, daß sie religiöser, als Mutter mehr an

Familie und Tradition gebunden ist und vor herrschenden Meinungen mehr Respekt hat als der Mann. Auch ist sie, wenn sie nach Frauenart lebt (was heute allerdings allmählich aufzuhören scheint), weniger häufig äußern Einwirkungen, namentlich denen einer schlechten Gesellschaft ausgesetzt. Aber gerade aus ihrem starken Familiensinn und aus ihrem Altruismus ersteht der Frau die Versuchung. Weil sie nichts Höheres kennt als das Glück des Geliebten, des Gatten, der Kinder, hält sie alles, was der Förderung dieses höchsten Zieles zu dienen scheint, für erlaubt, wird sie aus Liebe Verbrecherin — mit vollkommen gutem Gewissen, indem sie nur ihre Pflicht zu tun glaubt. Goll sieht darin eine Art Atavismus. Das Pflichtmäßige, Moralische ist das vom Wohle der Gesamtheit geforderte. Heute ist der Staat die Gesamtheit, ursprünglich war es die Familie, höchstens die zum Stamm erweiterte Familie. Was ihren Nutzen förderte, das war das moralisch Gute. In diesem „mikrosozialen Familienrecht" sei die Frau befangen geblieben, meint Goll, und wenn wir hinzufügen: sollte sie auch immer befangen bleiben, so wird er nichts dagegen haben, denn er erinnert daran, daß wo, wie in Rußland, die Weiber anfangen, männliche Interessen zu haben, sich an der Politik zu beteiligen, auch ihre Kriminalität steigt. (Der zurzeit in England tobende Stimmrechtlerinnenunfug ist wohl mehr eine Modenarrheit als blutiger und gefährlicher Ernst.) Die Frau also empfindet die Schranken, die der Staat ihrer Fürsorge für das Wohl der Ihrigen zieht, als zu Unrecht bestehend und sieht kein Unrecht darin, diese Schranken zu überspringen; sie ist also dem Staate gegenüber Anarchistin; glücklicherweise kommt sie nur selten in die Lage, ihre anarchische Gesinnung zu betätigen. Daß die meisten weiblichen Vergehungen nicht dieser im Grunde genommen edeln Quelle entspringen, sondern der Not, der Schwäche und gemeinen Gelüsten, wird Goll natürlich nicht in Abrede stellen wollen.

Zwei Instinktverbrecher zeichnet er in Richard dem Dritten und Jago. Er fragt, wie ein solches Ungeheuer entstehen könne, und antwortet, daß bei Richard die Entstehungsweise klar zutage liege. Die Wurzel des Übels besteht in seiner körperlichen Mißgestalt. (Es handelt sich natürlich nicht um den historischen, sondern um den Shakespearischen Richard.) Merkwürdig, daß Goll aus dem entscheidenden Monolog (Heinrich der Sechste, dritter Teil, fünfter Aufzug, sechste Szene) nur einzelne Verse zitiert, anstatt wenigstens seinen wichtigsten Teil im Zusammenhange wiederzugeben. Er lautet:

Weil denn der Himmel meinen Leib so formte,
Verkehre demgemäß den Geist die Hölle.
Ich habe keinen Bruder, gleiche keinem,
Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn' in Menschen, die einander gleichen,
Und nicht in mir: ich bin ich selbst allein.

Er hat bei keinem Menschen Liebe gefunden, auch bei der eignen Mutter nicht; er hat sich wenigstens Achtung zu erobern gestrebt, indem er seinen Körper

und seinen Geist mit großer Energie ausbildete und sich durch Tapferkeit im Kriege wie durch Weisheit im Rat auszeichnete. Es hat ihm alles nichts genutzt: jedermanns Hand war wider ihn, so ist er wider jedermann. Und bei seinem Streben nach der Krone kommt ihm seine unwiderstehliche Dialektik zu Hilfe, deren Siege ihn, zusammen mit den leichten Erfolgen seiner Heuchelei, die ihm verhaßten Mitmenschen auch noch als Dummköpfe verachten lehrten. Nachdem er den Thron durch eine Reihe von Verbrechen erkämpft hat, wendet sich seine Dialektik gegen ihn: der Feind der Menschheit kann nicht ihr Beherrscher sein; wer sie haßt, nicht, wie die Königswürde fordert, für ihr Wohl sorgen, wer alles Vertrauen selbst verloren und in seiner Umgebung vernichtet hat, nicht das Vertrauen finden, ohne das kein Vorgesetzter seine Untergebnen zu leiten imstande ist. Damit ist sein Untergang unvermeidlich geworden. Richards Verbrechen gehen aus Begehrlichkeit, Jagos Untaten aus reiner Bosheit hervor. Dieser hat zwar auch Gelüste, aber die Haupttriebfedern seines Handelns sind die Wut über das Glück, die Güte, die Größe andrer und der Wunsch, all dieses Schöne zu zerstören. Die Gemeinheit seiner Gesinnung äußert sich als Zynismus, aber weil er seinen Zynismen die Farbe der ungeschminkten Wahrheit zu geben versteht und damit große Klugheit, durchdringenden Scharfsinn verbindet, so wird er von seiner ganzen Umgebung, besonders von Othello, als der ein wenig ungeschlachte aber grundehrliche Freund und nützliche Ratgeber geschätzt. Im Zynismus, führt Goll aus, liegen Recht und Unrecht beieinander. Es ist wahr: unsre ganze Kultur baut sich auf dem Grunde animalischer, durch menschliche Überlegung noch verstärkter Triebe auf. Daß sie auch noch hinter den höchsten Kulturerscheinungen stecken, ist richtig, und der bösartige Zyniker findet nun seine Befriedigung darin, bei jeder Gelegenheit auf dieses dahintersteckende hinzuweisen; die Feinheiten der Kultur, die den Naturtrieb veredeln, betrachtet er als Masken, die den Trägern abgerissen werden müssen. Der edle Mensch sieht in diesen Feinheiten, in den edeln Gefühlen, Verhältnissen und Erzeugnissen, die aus dem Naturboden hervorgehn, gerade den Zweck des menschlichen Daseins. Er will die Durchschnittsmenschen, die dem Naturboden noch zu nahe stehn, auf sein Niveau emporheben, der Zyniker will die Ausnahmemenschen auf das Niveau des Durchschnittsmenschen herabziehn und möchte die ganze Kultur zur Natur, womit er die Tierheit meint, zurückschrauben. Freilich, fährt Goll fort, gibt es auch sympathische Zyniker. Gleich dem bösartigen, haßt auch der edle Zyniker „die entlehnten Federn", und er zieht sie aus, aber nicht ohne Sorge. Er liebt das Gute, nur durch die Enttäuschungen, die er erlitten hat, ist er Zyniker geworden; er sieht sich durch seine Erfahrungen gezwungen, die Menschen für schlechter zu halten, als sie sich geben, aber um alles in der Welt möchte er keinen Menschen schlechter *machen*; findet er wider Erwarten Gutes in einem, so freut er sich dessen. Jagos grausame Zerstörungslust ist nun noch erotisch gefärbt. Am liebsten würde er Desdemona selbst besitzen und seine Lüste an ihr befriedigen. Da

er dies nicht kann, „so müssen sie umgesetzt werden, auf anderm Wege ihre Befriedigung finden; das Endziel aber bleibt dasselbe: diesem Weibe alle die Qualen zu verursachen, gegen die ihre erhabnen Eigenschaften sie schützen müßten; diese Eigenschaften zu durchbrechen, sie selbst niedergebrochen, geistig zugrunde gerichtet und körperlich mißhandelt zu sehen, alles im denkbar höchsten Grade; selbst alle diese Leiden zu verursachen und verursacht zu haben — das ist Jagos Lust und Begierde". Was das Verbrechen betrifft, das der Bösewicht an Othello begeht, so besteht es in dem ärgsten Vertrauensbruch, den man sich denken kann. „Man setze an Othellos Stelle die Menschheit, und Jago ist der größte Verbrecher der Welt", denn die Menschheit kann nicht leben ohne Vertrauen. Wie ein solcher Teufel entsteht, das ist nicht leicht zu erklären, denn Jago ist leiblich und geistig gut begabt, hat sich Liebe und Achtung erworben. In solchen Fällen muß eine ererbte krankhafte Disposition, angeborne moral insanity angenommen werden.

Golls Analysen sind sehr fein durchgeführt. Aber da Brutus, Cassius, Macbeth und Richard leicht zu verstehn sind, so bleiben nur Lady Macbeth und Jago übrig als Persönlichkeiten, über die manches Neue gesagt wird, das nicht jedermann leicht selbst finden könnte. Darum sind nur deren Seelengemälde, als Neuschöpfungen, neben das von Falstaff zu stellen, das August Müller im 7. und 8. Heft des Jahrgangs 1903 der Grenzboten entworfen hat. Der scharfsinnige Psycholog zeigt dort, daß der Fettwanst keineswegs, wie gewöhnlich angenommen wird, als komische Figur gedacht ist (feinern Seelen ist seine Komik wohl schon immer verdächtig vorgekommen), sondern eine sehr ernste Funktion zu erfüllen hat. Er wie Prinz Heinz sind Alkoholiker. Aber der charakterschwache Ritter unterliegt dem Alkohol und sinkt zum Verbrecher, zum Lumpen hinab, Heinrich dagegen überwindet vom gesunden Kern seiner Seele aus den Leichtsinn, die Trägheit und Genußsucht seiner Jugendjahre und arbeitet sich unter dem Eindruck, den ernste Ereignisse auf ihn machen, zur ernstesten Auffassung und großartigsten Erfüllung seiner Regentenpflichten empor. Der dicke Ritter dient also dem Helden der drei Dramen als Folie. Zudem hat (nach Müller) Shakespeare in dem Zustande des Säufers das klinische Bild eines solchen mit dem elenden Ausgang im Delirium tremens so meisterhaft gezeichnet, wie es kein moderner Arzt besser könnte. Bedenkt man nun, daß die heutigen Ärzte und besonders die Psychiater die meisten Verbrechen auf den Alkohol zurückführen, so muß man sich eigentlich wundern, daß Goll den Falstaff nicht wenigstens kurz erwähnt hat, denn seine Absicht ist, den Kriminalpsychologen zu dienen. Professor von Liszt dankt im Namen dieser Forscher dem Dänen und Kohler (dessen Buch „Verbrechertypen in Shakespeares Dramen" ich nicht kenne) für die Hilfe, die sie jenen leisten. Und Goll selbst führt in seiner Einleitung aus: da die neuere Kriminalistik nicht mehr die Tat sondern die Person des Verbrechers zum Hauptgegenstande der Betrachtung und Untersuchung mache, das Hauptgewicht auf die Frage lege,

wie die verbrecherische Persönlichkeit entstehe, um der Entstehung vorbeugen zu können, so sei es zunächst geboten, Material für die Lösung dieser Frage zu sammeln, psychische Krankenjournale anzulegen. Und obwohl man noch weit von der endgiltigen Aufdeckung aller Verursachungsprozesse entfernt sei, die menschliche Giftmikroben erzeugen, sei vorläufig wenigstens dieses eine erkannt, daß Lombrosos geborner, an körperlichen Merkmalen erkennbarer Verbrecher selten vorkommt. Die meisten „Verbrecher sind in ihrem Gedanken-, Gefühls- und Willensleben nicht wesentlich verschieden von andern, sie sind im Gegenteil Menschen wie wir alle". Das vorläufige Ergebnis des Streites der neuen kriminalistischen Schule mit der alten scheint mir in der ziemlich allgemeinen Anerkennung folgender Sätze zu bestehen. Daß alles menschliche Handeln durch Motive bestimmt wird, die teils aus der angebornen und ererbten Individualität des Handelnden, teils aus Einflüssen seiner Umgebung entspringen, steht fest. Aber die Frage, ob dann noch von Willensfreiheit die Rede sein könne, ist für die juristische Praxis bedeutungslos. Der Strafrichter hat bloß danach zu fragen, ob der Angeklagte aus seiner Natur heraus oder unter dem Zwange äußerer Umstände und Einflüsse gehandelt hat; im ersten Falle ist er, wie unabänderlich determiniert auch sein Verhalten gewesen sein mag, im juristischen Sinne als frei und darum verantwortlich anzusehn, denn jedermann muß die Folgen der Äußerungen seiner Natur tragen: den Tod durchs Richtschwert ebensogut wie den durch Alkoholvergiftung, den ihm kein Richter verordnet. Die Strafandrohungen sind gerade bei der Annahme strenger Motiviertheit aller Handlungen zweckmäßig, weil die Furcht vor der Strafe ein Motiv ist, verbotne Handlungen zu unterlassen, während es zwecklos wäre, mit Strafen zu drohen oder durch Belohnungen zu locken, wenn der Durchschnittsmensch absolut frei, willkürlich, ohne Rücksicht auf vernünftige Motive, das heißt verrückt handelte. Daß wir nicht richten dürfen, weil wir es nicht können, weil wir weder den Nächsten noch uns selbst durchschauen und Gott allein weiß, was ein jeder wert ist und für seine Handlungen verdient, das haben uns schon Jesus und Paulus gelehrt, und die heutige Biologie, Psychologie und Soziologie bestätigen es. Darum hat die neue Schule recht, wenn sie nicht mehr die Vergeltung, sondern nur noch den Schutz des Publikums und die Verhütung des Verbrechens als Zweck der Strafrechtspflege gelten läßt. (Die Besserung des Verbrechers, soweit sie möglich, ist in den genannten beiden Zwecken enthalten.) Doch muß man Grabowsky recht geben, wenn er in seiner Broschüre „Recht und Staat" davor warnt, die unzweifelhafte Wahrheit förmlich zu proklamieren. Das Volk verlange einmal die Sühne der bösen Tat. „Nimmt die moderne Schule auf dies Volksempfinden keine Rücksicht, so wird gerade damit das Gegenteil von dem bewirkt, was bewirkt werden soll: Rechtsunsicherheit statt Rechtssicherheit." Gerade darin sehe das Volk die Sicherung, daß Gerechtigkeit geübt werde, jeder Untat ihre Sühne gewiß sei. Unter allem Unvollkommnen dieser Erde mag nichts unvollkommner sein als die Angemessen-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

heit der Strafen; die juristische Gerechtigkeit mag in den meisten Fällen schreiendes Unrecht sein, aber daß überhaupt irgendwie durch Strafen Gerechtigkeit geübt oder wenigstens angestrebt wird, das befriedigt das Rechtsgefühl der Masse und gibt ihr zugleich ein Gefühl der Sicherheit. Das wichtigste aller Ergebnisse dieser neuern Forschungen und Erörterungen aber besteht in der allgemein verbreiteten Einsicht, daß Verhütung der Verbrechen die Hauptsache ist, daß mit den Verbrechern, die man hat, nicht mehr viel anzufangen ist, daß aber durch soziale Reformen und durch Fürsorgeerziehung der Entstehung neuer Verbrechen vorgebeugt werden kann. Die sozialen Reformen sind nicht Sache des Richters, an der Fürsorgeerziehung wirkt er nur insofern mit, als er sie einzuleiten hat. Auch die Kenntnis der Genesis der Verbrechen, die aus dem Studium der Lebensgeschichte wirklicher Verbrecher und von Schöpfungen seelenkundiger Dichter gewonnen wird, nützt eigentlich nur dem Pädagogen, dem Geistlichen, dem Sozialpolitiker, nicht dem Richter. Höchstens, daß es dessen Blick für mildernde Umstände schärft, aber an der Leitung des Strafprozesses kann es kaum etwas ändern.

Dagegen scheint mir etwas andres von großer Wichtigkeit für die Rechtspflege zu sein, was Shakespeare vielfach illustriert, und woran weder Liszt gedacht hat, noch einer der beiden von ihm gelobten Autoren, „der deutsche Professor der Rechtswissenschaft und der dänische Polizeibeamte", nämlich: daß das Verbrechen im juristischen Sinne keineswegs identisch ist mit dem Verbrechen im ethischen Sinne. Ist denn Brutus überhaupt ein Verbrecher? Er, dem Cicero zujubelt, der feinfühlendste Mensch, der tüchtigste Jurist, der größte Staatstheoretiker seiner Zeit? Nicht im Gerichtshof, sondern auf dem Schlachtfelde ist ja des Brutus Sache entschieden worden, und Goll selbst meint, hätte er gesiegt, so würde das Urteil der Geschichte wohl anders ausgefallen sein; zwischen den historischen und den ethischen Urteilen gähne eine unüberbrückbare Kluft; auf welche Seite man sich stellen solle, das könne nur die Individualität eines jeden entscheiden. Gerade für den Juristen aber ist die Frage bei politischen Verbrechen ein für allemal entschieden: er hat sich auf die historische Seite zu stellen, die dem Erfolg recht gibt, auf die Seite dessen, der im Augenblick die Macht hat. Und der war vorläufig Cäsar nicht, denn dessen Macht war mit seinem Tode erloschen, seine Parteigänger aber hatten sie erst in einem Kriege zu erringen. Cäsar, meint Goll, war zwar ein Usurpator — das sei im Grunde genommen jeder Gewalthaber —, aber er war doch nun einmal der Repräsentant der Gesellschaft; in der Verletzung der Lebensinteressen der Gesellschaft besteht das Verbrechen; er war ein Bollwerk der Gesellschaft gegen die drohende Rückkehr des Chaos. Aber die Republikaner waren der Überzeugung, daß sich die Ordnung auch ohne Alleinherrscher mit der republikanischen Verfassung, die sie als noch zu Recht bestehend ansahen, aufrecht erhalten lasse. Diese Überzeugung war ohne Zweifel irrig, aber solche Irrtümer können eben nur durch den Gang der Geschichte widerlegt

werden. Auch nach Absetzung des bei Sedan gefangnen Napoleon haben die Monarchisten ohne Zweifel die Anarchie für unvermeidlich gehalten, und der Kommuneaufstand schien ihnen zunächst recht zu geben, allein nach dessen Niederwerfung hat dann die Republik die Ordnung aufrecht zu erhalten vermocht und sich nun schon beinahe vier Jahrzehnte bewährt. Die Ordnung, die der Richter schützt, ist eben nicht eine abstrakte, sondern eine konkrete, hic et nunc vorhandne Ordnung, eine Ordnung, die von ihrer Rechtsnachfolgerin für grundschlecht erklärt werden kann; darum stimmt bei sogenannten politischen Verbrechen das ethische Urteil mit dem historischen sehr oft nicht überein. Ernst Moritz Arndt, einer der wenigen Menschen, deren politisches Denken und Fühlen ganz und gar unter der Herrschaft eines sittlich geläuterten Charakters stand, hat in seinem Kurzen Katechismus für teutsche Soldaten die Frage, ob deutsche Soldaten solchen Fürsten, die auf der Seite Napoleons kämpfen, Gehorsam leisten dürfen, mit einem klaren Nein beantwortet, hat sie zum Bruch des Fahneneides aufgefordert und damit im juristischen Sinne zweifellos Hochverrat begangen. Über die im Augenblick zu Recht bestehende gesellschaftliche Ordnung hat er eine Idealordnung gestellt, die gar nicht vorhanden war, und die auch heute noch nicht vollständig verwirklicht ist: die des deutschen Volkes. Kronprätendenten, schreibt Goll, „die kraft eines wirklichen oder vermeintlichen Rechtsanspruchs auf den Thron mehr oder weniger gewaltsame Mittel anwenden, ihr Recht geltend zu machen", seien, mit dem Maßstabe ihres Zeitalters gemessen, keine Verbrecher. Ich kann aber zwischen Richard dem Dritten, den er einen ganz gewöhnlichen Verbrecher nennt, und den übrigen Kronprätendenten, Königsmördern und Königsmachern der Yorktetralogie keinen wesentlichen Unterschied finden; Richard zeichnet sich vor den andern nur durch größere Gewissenlosigkeit, Herzlosigkeit und Bosheit aus, und auch er (ebenso Macbeth) ist nicht auf der Richtstatt, sondern auf dem Schlachtfelde gerichtet worden. Diese Tetralogie zeigt uns eine Gesellschaft, deren Machthaber geradezu die Verkörperung des Unrechts geworden waren, sodaß, ihnen nicht gehorchen und die in ihrem Namen gesprochnen Urteile nicht achten, sittliche Pflicht erscheinen konnte.

Shakespeare — das ist der einzige große Fehler, den man ihm vorwerfen kann — empfand so aristokratisch, daß er den Geruch des Volkes nicht vertrug und es gewöhnlich als einen rohen und gemeinen Haufen von clowns darstellt; nur in den Lustigen Weibern feiert er Bürgertüchtigkeit einem verkommnen Adelssprößling gegenüber, und in einigen Schäferszenen läßt er auch dem Landvolk einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren. Aber im dritten Teile von Heinrich dem Vierten (5. Szene des 1. Aufzugs) deutet er doch an, daß die Grundlagen der sittlichen und damit auch der Staatsordnung nur noch im niedern Volke zu finden seien, das der von oben eindringenden Zerrüttung und Verderbnis noch widerstrebe. Er läßt einen Sohn und einen Vater auftreten, jeden mit der Plünderung eines von ihm Erschlagnen beschäftigt.

Jener entdeckt in seinem Opfer den Vater, dieser den einzigen Sohn. Jeder von beiden bricht in Jammern aus über die unwissentlich und unter dem Druck von oben begangne Untat und verwünscht die Anstifter und Anführer des Bürgerkrieges:

O schlimme Zeit, die solch Beginnen zeugt!
Aus London ward vom König ich gemahnt!
Mein Vater, als Vasall des Grafen Warwick,
Von dem gemahnt, kam auf der Yorkschen Seite.
Und ich, der ich von seiner Hand das Leben
Empfangen, raubt es ihm mit meiner Hand.
Verzeih mir, Gott, nicht wußt ich, was ich tat.

Die englische Geschichte jener Zeit, die Shakespeare erzählt, stimmt ja nun nicht ganz mit der wirklichen, aber an Wildheit, Grausamkeit und Gesetzlosigkeit gibt diese jener nichts nach. In der ersten Hälfte des Mittelalters hat die Religion Jesu die wilde Selbstsucht der Großen gebändigt und namentlich eine Reihe deutscher Könige zu Musterregenten erzogen. Aber das Organ dieser Religion, die Kirche, versagte, je länger desto mehr. Zu Macht, Glanz und Reichtum gelangt, wurde sie nicht allein selbst ungerechte Unterdrückerin und Ausbeuterin, sondern erfand, dem Fanatismus und dem Aberglauben ergeben, neue abscheuliche Formen der Ungerechtigkeit; und nicht bloß im englischen Bürgerkriege, sondern auch in der Kriegsführung und in der Kriminaljustiz ganz Europas wurde das unter den Vorwänden des Rechts, des Staatswohls und des Seelenheils verübte Verbrechen die Regel, ein Zustand, der im Orient, annähernd auch in bekannten Gegenden „Halbasiens", bis heute herrscht. Das eigentliche Europa daraus zu erlösen, haben zusammengewirkt: das von der französischen Revolution angebahnte Verfassungsleben, das die Regierungen unter die Kontrolle der Völker stellt (darin, in der Wiederherstellung der alten Ständerechte in einer neuen Form, in der Kontrolle der Regierungen, nicht in der unmöglichen „Selbstregierung" der Völker liegt das Wesen der Konstitutionen), und die moderne Technik, die der Kontrolle die Presse als kräftiges Organ schafft und der Zentralgewalt die Mittel verleiht, die Ordnung des Rechtsstaats auch in einem großen Gebiet gegen den Willen kleiner Tyrannen durchzusetzen. Die zweite Reform war schon unter dem Absolutismus, bei noch unvollkommner Technik, von einzelnen ausgezeichneten Monarchen eingeleitet worden. Beide Reformen zusammen haben die äußern Bedingungen geschaffen, unter denen die natürliche sittliche Anlage der Masse sich entfalten und der ihr zu Hilfe kommende Einfluß der Religion wirksam werden kann.

Damit hat die sogenannte Justiz wenigstens aufgehört, das Werkzeug und die Verkörperung der Ungerechtigkeit zu sein. Aber daß sich ihr Wirken mit der Erfüllung ethischer Forderungen vollständig decke, das ist damit noch nicht gegeben, ja es ist im allgemeinen nicht möglich, weil jeder bestehende

Rechtszustand zu seiner Aufrechterhaltung besondrer Maßregeln bedarf, die nicht alle ethisch gefordert sind, unter Umständen sogar mit ethischen Forderungen in Widerspruch geraten können, was natürlich soviel wie möglich vermieden werden soll. Im juristischen Sinne ist Vergehen oder Verbrechen alles, was die Gesetze verbieten, und die Gesetze ändern sich mit den Bedürfnissen des Staates. Unter allen Missetätern, die uns Shakespeare vorführt, finde ich nur einen, der in allen Staaten alter und neuer Zeit verurteilt worden wäre, den Schelm Autolykus im Wintermärchen, und gerade der erregt selbst des strengsten Staatsanwalts Lachlust eher als seine Entrüstung (mit mehr Recht als Falstaff, an dem sich nur rohe Gemüter ergötzen können, oder gar Petrucchio. Es gereicht dem deutschen Publikum nicht zur Ehre, daß die Zähmung der Widerspenstigen, ein nach meinem Geschmack dummes und des großen Dramatikers unwürdiges Stück, das einzige seiner Stücke ist, das kleinere Bühnen manchmal aufführen). Autolykus analysiert sich selbst. Er ist „unter dem Merkur geworfen". Nachdem er den jungen Schäfer bestohlen hat, beschließt er, das Schafschurfest zu besuchen, und „wenn ich die Scherer nicht zu Schafen mache, so möge man mich ausstoßen und meinen Namen auf das Register der Tugend setzen". Den jungen Schäfer hat nur seine Gutmütigkeit zum Schafe gemacht, die übrigen werden ihm von Eitelkeit, Neugier und Lüsternheit in die Schlingen getrieben. Er erscheint als Hausierer, wird seinen ganzen Plunder los; „sie drängten sich danach, als wenn alle meine Lumpereien geweiht wären und dem Käufer Segen brächten". Dabei sieht er, wessen Börse das beste Ansehen hat. Dann verteilt er Dirnenlieder und lehrt die Melodie: „Das zog die ganze Herde so zu mir, daß alle ihre übrigen Sinne in die Ohren steckten; man konnte ihnen die Schnürbrust lüften, den Beutel vom Leibe schneiden, sie merkten nichts." Und nachdem er mit Florizel ein glänzendes Geschäft gemacht, und dieses ihm zu weitern glänzenden Geschäften verholfen hat, schließt er: „Wenn ich auch Lust hätte, ehrlich zu sein, so sehe ich doch, das Schicksal will es nicht; es läßt mir die Beute in den Mund fallen." Ist der Kerl nicht ein vortrefflicher Repräsentant der großen Zunft derer, die sich auf das mundus vult decipi berufen? Die meinen, es sei ja geradezu unrecht, nicht zu nehmen, was die Dummheit so freigebig spendet, einer Zunft, die nicht aussterben kann, weil die Dummen nicht alle werden? Einer Zunft, die sich in unsrer Zeit um die interessante Gesellschaft der Gründer, der Universalmittelfabrikanten, der Reklamevirtuosen bereichert hat, und die sich nach mancher Leute Meinung rühmen darf, die Hochmögenden der Vereinigten Staaten zu Vorstehern zu haben? Auch bei einer „feinen Pleite" pflegen ja die Heiterkeit über die Dummheit der Geschädigten und die Schadenfreude den Unwillen über den Betrüger zu überwiegen. Sodaß also im allgemeinen Handlungen, die im juristischen Sinne zweifellos Verbrechen sind, in minderm Grade sittlichen Abscheu erregen als die Mordtaten hochgestellter Gewaltmenschen, für die es weder Richter noch

richterliche Beurteilung gibt. (Auch der König im Hamlet und Hamlet selbst gehören zu ihnen.) Diesen Mördern nahe stehn ihre Werkzeuge: Halbschurken, die von ihren Gebietern gezwungen oder verlockt Verbrechen begehn. Einer von diesen liefert Shakespeare den Stoff zu einer Szene, die mir als die Krone aller seiner Schöpfungen erscheint: die Szene zwischen Hubert und Arthur im König Johann. Ein roher Henker, überwunden durch die von der Angst eingegebne Beredsamkeit eines unschuldigen Kindes! Wie ehrt es Shakespeares Herz, daß er einen solchen Erfolg als möglich hinstellt in einer Zeit, wo Richter auf den wahnsinnigen Verdacht der Hexerei hin kleine Kinder foltern und lebendig verbrennen ließen! (Überhaupt muß man sich über die Zartheit und Zärtlichkeit wundern, die einen so hervorstechenden Charakterzug Shakespeares ausmachen; der Roheit seiner Zeit zahlt er seinen Tribut mit derben Späßen und reichlichen Mordtaten.) In welchem Grade der Begriff des Verbrechens von der Gesetzgebung abhängt, zeigt „Maß für Maß". Nicht die liederlichen jungen Edelleute, die Lucio repräsentiert, faßt das harte Gesetz des Lord Angelo, sondern Claudio soll sterben, dessen Gewissensehe noch entschuldbarer ist als die Goethes. Sie ist ganz mein Weib, sagt er von seiner Julia:

Nur daß wir noch bisher nicht kund getan
Den Stand nach außen hin, dies unterblieb
Um einer nicht bezahlten Mitgift willen,
Die noch in der Verwandtschaft Truhen liegt.

Angelo aber ist eine der für die Kriminalpsychologen ergiebigsten Gestalten des Dichters, weil an ihm gezeigt wird, wie sich ein edler und ohne Heuchelei sittenstrenger Mann zu einem wirklichen Sittlichkeitsverbrechen schlimmster Art hinreißen läßt, das auch von der heutigen Justiz als solches behandelt werden würde. Und er begeht es fast unmittelbar nach der Abweisung des Escalus, der für Claudio bittet. „Ein andres ist, versucht sein, Escalus, ein andres fallen." Und er selbst fällt bei der ersten Versuchung!

Ja, Shakespeare ist unerschöpflich, aber doch für ethische Untersuchungen nicht ganz ohne Vorsicht zu benützen. Sollen poetische Schöpfungen für solche brauchbar sein, dann muß der Schöpfer selbst gesund empfinden, muß uns die guten Charaktere so darstellen, daß sie uns sympathisch sind, die bösen und schlechten so, daß sie unsern Abscheu oder unsre Verachtung hervorrufen. Das ist bei Shakespeare im allgemeinen, aber nicht ausnahmslos der Fall. Er mutet uns Teilnahme für Timon von Athen zu, den Undank in Menschenhaß hineintreibe, malt ihn aber nicht als vernünftigen und edelmütigen Wohltäter, sondern als verrückten Verschwender und Züchter von Schmarotzern. Ähnlich verhält es sich mit König Lear, dem Altersnarren. Und im Kaufmann von Venedig sollen wir den Shylock verabscheuen, verachten und verlachen, dessen Haß gegen Antonio durch die verächtliche Behandlung, die er von diesem erduldet, gerechtfertigt erscheint, sollen dagegen nicht allein für Antonio

und Porzia Partei nehmen, sondern auch für die jungen Herren ihres Hofstaats, deren ganzes Verdienst darin besteht, daß sie hübsch und witzig sind und mit gepumptem und geschenktem Gelde elegant zu leben verstehn, und von denen einer mit seiner Liebsten zusammen an deren Vater einen gemeinen Diebstahl begeht.

Carl Jentsch

Die mittelalterliche Kirchenbaukunst in der Terra di Bari

Von F. Biehringer

1

Es gibt Länder, die ihre natürliche Lage von vornherein dazu berechtigt, eine führende Rolle in der fortlaufenden Entwicklung der Völker zu spielen. Um so verwunderlicher ist es deshalb, daß sie die ihnen von selbst zugefallne Aufgabe nicht erfüllen, ja sogar hinter weit weniger begünstigten Landstrichen in Beziehung auf Fortschritt und Kultur zurückbleiben. Kaum irgendwo anders tritt dies vielleicht deutlicher als in Apulien vor. Schien doch diese Südostspitze Italiens, da sie sich am weitesten der Balkanhalbinsel entgegenstreckt, schon im Altertum dazu bestimmt, als natürlicher Übergang den von Osten nach Westen vordringenden Bildungs- und Gesittungsstrom aufzunehmen. Und doch ist die Kolonisation Süditaliens durch die Griechen von Sizilien und Kalabrien aus erfolgt, obgleich dort die tiefeingerissenen Bergküsten dem Schiffer weit mehr Schwierigkeiten zum Landen darboten als der flache, sandige Strand Apuliens. Es mag dies zum Teil wohl in den Verhältnissen des Landes, vor allem in seiner großen Wasserarmut begründet liegen. Denn der karstartige, von Höhlen und Grotten durchfurchte Boden saugt dort im Frühjahr rasch die vom Himmel herabstürzenden Wassermassen, die meisten der von den Bergen des Apennin kommenden Flüsse ein, sodaß diese Sommers über, wo eine wahrhaft tropische Hitze herrscht, weiten Schutt- und Steinhalden gleichen, zwischen denen sich höchstens ein dünner Silberfaden müden, trägen Laufs nach dem Meere schleppt. Aber wenn auch diese Wasserarmut aus dem nördlichen Apulien mit seinem meist offen zutage tretenden Gestein, vor allem aus der weiten Ebene südlich vom Garganusgebirge, eine öde, unfruchtbare Steppe gemacht hat, die nur im Winter als Weideplatz für das vom Apennin herabkommende Vieh benutzt werden kann, so zeigt sich die Gegend überall da, wo rötliche Fruchterde den felsigen Boden deckt, besonders zwischen Barletta und Bari, in einen blühenden Garten verwandelt, der im Altertum schon neben Sizilien als die Kornkammer Italiens galt, und der

auch jetzt noch das Hauptausfuhrgebiet Italiens an Wein und Olivenöl ist. Um so mehr fällt daher die Öde und Stille, der Mangel menschlicher Wohnstätten in diesen von Rebengärten, Olivenhainen und Baumwollenkulturen förmlich übersponnenen Strecken auf. Nur da, wo sich das wellige Gelände, das landeinwärts der einförmig fortlaufende Gebirgskamm der Le Murgie und dahinter die Pyramide des längst erloschnen Vulkans Vulture begrenzt, hier als flache Sandbank, dort als eine niedere, von Grotten durchfurchte Mauer nach dem Meere senkt, haben sich, Schwänen gleich, blühende, weißschimmernde Städte hingelagert. Man könnte sich beim Anblick dieser blendenden, flachgedeckten Häuserreihen, zwischen denen niedere Kuppeln, schlanke minaretähnliche Türme emporragen, in des Orients bunte, fremdartige Welt versetzt glauben, wären nur jene hohen, finstern Kirchenmauern, jene dräuenden Zwingburgen nicht, aus denen klar der Geist abendländischen Kirchenregiments und mittelalterlich-nordischer Feudalherrschaft zu uns redet. Sie alle sind in jenen Tagen entstanden, wo Apulien unter der Herrschaft der Normannenkönige aus dem Hause Hauteville und ihrer Nachfolger, der Hohenstaufen, ein einzigesmal eine führende Rolle in der Geschichte der Völker gespielt hat. Kein Wunder darum, daß dort unten die Namen eines König Rogers, eines Kaiser Friedrichs des Zweiten und seines unglücklichen Sohnes Manfred noch immer voll Ehrfurcht und Dankbarkeit, fast wie die Personifikation des goldnen Zeitalters, von Geschlecht zu Geschlecht fortklingen.

Man mag über die Art, wie sich die Normannen als eine von Jerusalem heimkehrende Pilgerschar durch List und persönliche Tapferkeit nach und nach in den Besitz des damals von innern Zwistigkeiten zerspaltnen Landes gesetzt haben, denken, wie man will, fest steht jedenfalls, daß ihm damit im großen und ganzen eine Wohltat sondergleichen geschah. Denn zum erstenmale, seit es im sechsten Jahrhundert Goten, später Langobarden, Byzantiner und Deutsche um seinen Besitz ringen, ja im neunten Jahrhundert auf den Zinnen seiner Städte sogar die Fahne des Propheten aufpflanzen sah, durfte es sich unter dem kraftvollen Zepter seiner neuen Herrscher einer ungeahnt raschen Entwicklung erfreuen. Besonders hob sich unter der verständigen Finanzwirtschaft der ersten Normannenfürsten der Reichtum und das Ansehen der Städte. Nicht nur die an der Küste liegenden, so Trani, Brindisi, Giovinazzo, Molfetta, Biscegli, Bari, blühten infolge der nun regern Handelsbeziehungen mit dem Orient empor, auch landeinwärts erlangten Andria, Corato, Bitonto, Terlizzi eine erhöhte Bedeutung, besonders als Kaiser Friedrich der Zweite, der Erbe des Normannenthrons beider Sizilien, seine Residenz von Palermo nach dem sonnigen Apulien verlegte.

Mit solchen Zeiten des politischen und wirtschaftlichen Aufschwungs geht auch gewöhnlich ein solcher auf dem Gebiete der Kunst Hand in Hand. Es kann deshalb beinahe als etwas selbstverständliches erscheinen, daß alsbald in Apulien eine rege Bautätigkeit begann. Werke wurden dadurch ins Leben

gerufen, die zwar nicht zu Staunen und Bewunderung fortreißen, wie jene gleichzeitigen, auf feinsten, sinnlichen Lebensgenuß berechneten Lustschlösser der Normannenherrscher oder die von Gold und Mosaik strotzenden sizilianischen Dome von Cefalù, Monreale oder die Capella Palatina in Palermo, die aber durch den schlichten Ernst und den hohen, konstruktiven Gedanken, dem sich alles Dekorative als Beiwerk unterordnet, eine tiefe, nachhaltige Wirkung auf unser Gemüt ausüben. Zu besonders großartigen Schöpfungen hat man sich damals in der Terra di Bari, jenem Landstrich zwischen Barletta und Bari erhoben, der an sich durch die Fülle blühender Städte, den fruchtstrotzenden Boden, mehr aber noch durch das kirchliche Übergewicht seines Erzbischofs über die andern Diözesen, den natürlichen Mittelpunkt von ganz Apulien bildet. So mußte es kommen, daß die dortigen Kirchenbauten den aus den heterogensten Elementen gemischten apulischen Stil jener Tage am reinsten wiedergeben und so als dessen ureigenste Vertreter zu gelten haben.

Früher als irgendwo anders wurde ja auch zu Bari, kurz nach der Vertreibung des oströmischen Statthalters im Jahre 1043, mit dem Neu- und Umbau der aus byzantinischer Zeit stammenden Kirchen begonnen. Leider ist davon nichts bis auf unsre Tage gekommen; vermutlich aber hat man dabei schon den römischen Basilikenstil in Anwendung gebracht, den die an Stelle der griechischen Mönche Fuß fassenden Benediktiner in Apulien eingeführt haben mochten. So erklärt es sich wenigstens am einfachsten, daß wir keinen Kirchenbau griechischen Stils in der Terra di Bari mehr vorfinden. Denn der etwa aus dem Jahre 1101 stammende Dom von Canosa, der in seinem durch fünf Kuppeln gedeckten Innern noch die meiste Anlehnung an griechische Vorbilder verrät, weiß dieses schon in höchst origineller Weise mit der lateinischen Langhausanlage zu verbinden. Noch weniger gehört der etwa ein Jahrhundert später aufgeführte Dom von Molfetta und die von ihm abhängigen Kirchen in der dortigen Umgebung mit ihrem durch drei Kuppeln gedeckten Mittelschiff der byzantinischen Bauweise an. Schon Quast hat auf die Ähnlichkeit dieser Anlage mit aquitanischen Kirchen hingewiesen. Und in der Tat hat ja auch der französische Orden der Kluniazenser gleich dem der Zisterzienser in gotischer Zeit auf die gesamte Kunst des Abendlands und so auch auf Apulien einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt. Aber darum den apulischen Baustil überhaupt auf französische Vorbilder zurückzuführen, wie es neuerdings meist geschieht, geht doch nicht an. Denn wahrscheinlich haben schon die frühchristlichen Metropolen des Orients, die ja bereits im sechsten Jahrhundert die wesentlichen Bestandteile des romanischen Stils, ja sogar das Motiv des Chorumgangs mit daran sich schließendem Kapellenkranz kennen, durch ihre Mönche nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Allerdings kann bei dem Mangel an größern Baudenkmälern in Apulien aus dem ersten Jahrtausend und bei der oft überraschenden Übereinstimmung der französischen Kirchen mit jenen frühchristlichen in Kleinasien und Syrien nicht mehr entschieden werden, welche

Motive dem Orient, welche Frankreich entsprangen. So finden sich zum Beispiel die Kryptenanlagen, die bei keiner apulischen Kirche fehlen, und die bisher als eine spezifisch nordische, über Frankreich in Apulien eingedrungne Bauform galten, schon an kleinasiatischen und syrischen Kirchenruinen des sechsten Jahrhunderts vor. Ebenso begegnen wir dem außen viereckigen Chorabschluß, den man früher für eine normannische, von England nach Apulien verpflanzte Eigenart hielt, an den kleinen byzantinischen Steinkirchen von S. Croce Camerina in Sizilien, die nach Orsi (Byzantinische Zeitschrift VII, 1898, S. 1 f.) aus dem sechsten oder achten Jahrhundert stammen. Noch mehr weisen die primitiven, unterirdischen Andachtstätten griechischer Mönche in Apulien, besonders in der Art, wie sich die roh aus dem Gestein herausgehauene Felsennische an den pfeilergestützten Vorraum schließt, auf die Abhängigkeit von den Höhlenkirchen Kleinasiens hin.

Gehn wir nun näher auf die Betrachtung der einzelnen Kathedralen in der Terra di Bari ein, so fällt uns sofort auf, daß fast allen ein gemeinsamer Plan zugrunde liegt. Das Vorbild dazu hat offenbar Baris älteste Kirche S. Nicola abgegeben, mit deren Bau man schon im Jahre 1087 begann, um den damals vom fernen Lycien nach Bari gebrachten Gebeinen des heiligen Nikolaus eine würdige Unterkunft zu bereiten. Dieser Heilige, der für einen Bischof von Myra unter Konstantin dem Großen gilt, hat von jeher bei dem Volke hier unten die größte Verehrung genossen. Ja sein Kult reicht wahrscheinlich bis in die ferne Heidenzeit zurück, da er vermutlich an Stelle des Meeresbeherrschers Neptun in seiner Eigenschaft als Beschützer der Schiffer und ihrer schwanken Fahrzeuge trat. San Nicola zu Bari ist daher zu einem Hauptwallfahrtsort des Schiffervolks von Süditalien geworden, das dem Heiligen heute noch wie vorzeiten zum Dank für Errettung aus Sturm- und Wassersnot Seestücke und kleine Fahrzeuge weiht, wie sie zu Dutzenden an einer Säule in der dortigen Krypta hangen. Dem hohen Ansehen, das dieses Heiligtum genoß, ist es wohl auch zu danken, daß es König Wilhelm der Böse, der Sohn Rogers, verschonte, als er im Jahre 1156 die Stadt Bari infolge eines Aufruhrs ihrer Bürger zerstören ließ. So kommt es, daß San Nicola getreuer als irgendeine andre Bareser Kirche, sogar als der nur wenige Jahrzehnte nach ihm entstandne Dom, das Bild der mittelalterlichen apulischen Kirchenanlage wiedergibt. In seinem Äußern, besonders in den hochaufgeführten bräunlichen Quadermauern haftet ihm etwas Düsteres, ja Nordisches an. Und in der Tat ist ja auch die geringe Gliederung der Fassade, die eigentlich nur nach einer Betonung der vertikalen statt der horizontalen Linie strebt, nicht der Anschauungsweise des Südländers, sondern der der germanischen Völker entsprungen. Möglich, daß die Gliederung durch zwei Wandpfeiler, wodurch die Einteilung des Innern in drei Schiffe klar zum Ausdruck kommt, den Langobarden zugehört, deren Anschauungen dadurch, daß dieses Volk jahrhundertelang Italien beherrschte, länger und nachhaltiger als die irgendeines andern

germanischen Stammes auf die Entwicklung der italienischen Baukunst eingewirkt haben müssen. Besonders für Unteritalien, wo erst der berühmte Normannenfürst Robert Guiskard um die Mitte des elften Jahrhunderts die letzten Langobardenherrscher, die kleinen Fürsten von Salerno und Capua verdrängte, dürfte ihr Einfluß nicht von der Hand zu weisen sein. Zeugnis dafür legen die vielen Flechtwerkmotive ab, die, der langobardischen Kleinkunst entstammend, häufiger und länger als sonst irgendwo in apulischen Kirchen als Schmuck angebracht wurden. Auch wird es kaum ein Zufall sein, daß die gleiche Fassadengliederung in den am meisten von langobardischen Elementen durchsetzten Teilen von Oberitalien wiederkehrt, wie ja überhaupt die oberitalienische Kunst im Gegensatz zu Mittelitalien eine auffallende Ähnlichkeit mit der Apuliens zeigt. So treten uns hier wie dort an den Fassaden die durch Blendbogen verbundnen Arkaden und Doppelfenster, dieselben von Löwen getragnen Portale, die Fensterrosen und der durch Halbkreisbogen verzierte, dreieckige Giebel entgegen. Dieser letzte gehört allerdings auch der normannischen Bauweise an und kann deswegen ebensogut von dorther in die apulische Kunst eingedrungen sein. Ohne Zweifel geht auch die Aufführung von Türmen an der Fassade und an der Ostseite auf die Normannen zurück, da der Italiener ja nur den mit der Kirche nicht organisch verbundnen Campanile kennt. Leider aber weist keine Kathedrale in der Terra di Bari diesen größten Schmuck nordischer Kirchen in seiner Vollendung auf. Denn während San Nicola nur die beiden Westtürme und diese nicht einmal fertig zeigt, sind an den Domen zu Bari, Ruvo, Bitonto, Molfetta usw. nur die Osttürme ausgeführt. Auch stoßen sie nicht wie an den stolzen rheinischen Domen oder zu Cefalù in Sizilien an die Apsis, sondern von dieser weit abstehend an das Querhaus an, sind aber mit jener durch eine gerade fortlaufende Mauer verbunden, wodurch der ganze Anblick etwas ungemein Schwerfälliges, fast Trotziges erhält. Außerdem fällt auch der Turm über die Vierung, diese vorzüglichste Zierde normannischer Bauten in Frankreich, weg. Seine Stelle nimmt am Dom zu Bari eine Kuppel ein, die man auch bei San Nicola in Aussicht genommen hatte. Doch wird man ihren Wegfall kaum zu beklagen haben, da die Domkuppel in ihrer an arabische Moscheen erinnernden Form, dem achteckigen, säulengeschmückten Tambour und der niedern Kalotte eigentümlich fremdartig, ja stilwidrig auf dem nordisch ernsten Bau wirkt.

Weniger klar als das Äußere spiegelt das Innere von San Nicola den Kirchenbaustil der Terra di Bari in seiner Blütezeit wieder. Denn es ist sowohl durch einen häßlichen, weißen Kalkbewurf als durch drei das Mittelschiff durchsetzende Querbogen entstellt, die man aufgeführt hat, als das altehrwürdige Denkmal im vierzehnten Jahrhundert infolge eines heftigen Erdbebens zusammenzubrechen drohte. Die alten Formen lassen sich aber trotzdem noch deutlich erkennen, deutlicher jedenfalls als im dortigen Dom, den man im siebzehnten Jahrhundert in unverständiger Weise modernisiert hat. Diesem Schicksal

iſt übrigens kaum eine der apuliſchen Kathedralen entgangen. Mit die größten Verunglimpfungen weiſt der Dom von Andria, jene wahrſcheinlich unter Kaiſer Friedrich dem Zweiten entſtandne Schöpfung auf, deren Krypta die Leichen ſeiner beiden Gemahlinnen Jolanthe von Jeruſalem und Iſabella von England aufgenommen hat. Unter den verſchnörkelten Stuckornamenten, dem in ſchreiendem Weiß und Lila ausgeführten Anſtrich treten die großen, ſchönen Verhältniſſe der fünfſchiffigen Anlage faſt gar nicht hervor. Der Gipfelpunkt der Geſchmackloſigkeit aber wurde in der Kathedrale von Trani erreicht, jener größten und ſchönſten der apuliſchen Kirchen, deren grauweiße Sandſteinmauern ſo weithin über die tiefblaue Meeresfläche ſchimmern. Vierzigtauſend Dukaten ließ es ſich Tranis Erzbiſchof di Franci im Jahre 1834 koſten, um das Innere mit einem roſenroten, marmorartigen Bewurf und barockartigen Stuckverzierungen zu überziehn. Zum Glück aber hat ſelbſt dieſe Barbarei nicht ganz den überwältigenden Eindruck verwiſchen können, den der weiträumige Säulenbau mit ſeinen maleriſchen Durchblicken, den Emporengalerien und der ſchwindelnd hohen, künſtleriſch ausgemalten Decke macht.

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

(Fortſetzung)

8

Die Geſellſchaft zur Pflege uſw. beobachtete dieſe Vorgänge ſtatutengemäß mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Sie hatte jedoch für die Oper nur ein mitleidiges Lächeln. Wie konnte man dieſe Singſpielchen ernſt nehmen, die ſchon die Mütter und Großmütter des gegenwärtigen Geſchlechts amüſiert hatten. Geht man denn in das Theater, pflegt man denn Kunſt, um ſich zu amüſieren? Und Flotow, Lorzing, Roſſini, Boieldieu, verblichne Sterne, Helden einer Zeit, in der man Arien und Rezitative ſchrieb. Ein einziges: „Winterſtürme wichen dem Wonnemond“ aus dem Munde eines Bayreuther Meiſters wiegen ja ſieben Barbiere von Sevilla auf.

Man faßte einen Beſchluß, der protokollariſch feſtgelegt wurde, dahingehend, daß die Geſellſchaft zur Pflege uſw. die Veranſtaltung von „Bayreuther Tagen“ in die Hand nehmen werde. Dazu brauchte man natürlich das neue Theater. Man zweifelte nicht daran, daß der Direktor erfreut ſein werde, ſein Theater zu einer Stätte hehrer Kunſtübung gemacht zu ſehen, und der Herr General übernahm es, die Verhandlungen mit dem Direktor zu führen.

Er begab ſich alſo ſteifbeinig, aber leutſeligen Gemüts zum Direktor in das Theaterbureau. Der Herr Direktor empfing Seine Exzellenz in der Haltung eines Diplomaten alter Schule, der ſich anſchickt, mit dem Geſandten eines befreundeten

Staates in Unterhandlungen zu treten, und bewahrte eine überaus feine und reservierte Haltung.

Sie haben versprochen, Herr Direktor, sagten Exzellenz, daß Sie uns von Zeit zu Zeit auch eine Oper bieten wollten.

Ich glaube sagen zu können, erwiderte der Direktor mit einem feinen, aber etwas steinernen Lächeln, daß ich mein Versprechen gehalten habe.

Oper, na ja Oper! rief General Kämpffer, Sie haben uns da ein paar Singspiele aufgeführt. Aber mit so etwas kann sich doch ein moderner, gebildeter Mensch nicht für befriedigt erklären. Waffenschmied, Weiße Dame, ich bitte Sie, das waren doch schon alte Sachen, als unsre Mütter noch jung waren.

Der Direktor nahm einen Ausdruck unendlicher Feinheit an, steckte die Hand in den Busen und sagte: Es bleibt nur zu erwägen, Exzellenz, ob das Neue immer das Gute und das Alte immer das Schlechte ist.

Ich will Ihnen sagen, Direktor, erwiderte Exzellenz, warum Sie für das Alte schwärmen. Weil es geschäftliches Allgemeingut ist, und weil Sie dafür keine Dichtertantiemen zu zahlen haben. Aber Sie können doch unsereinem nicht zumuten, dieses alte Klingling mit anzuhören. Wagner, Herr Direktor, Wagner! Da steckt was drin. Das nimmt den Menschen mit. Das ist Rasse, das ist Leben, das ist Musik. Wir haben eine Gesellschaft gegründet zur Förderung von Musik- und Theaterangelegenheiten. Wir haben beschlossen, Bayreuther Tage zu veranstalten. Wir wollen Ihnen zeigen, was eine Harke ist. — Hier wurde der Direktor tief ernst und blickte die Welt an mit den Augen Hamlets, als er eine Seins- oder Nichtseinsfrage stellte. — Wir wollen verstärktes Orchester haben, fuhr der General fort, wir wollen erste Kräfte heranziehen. Dazu brauchen wir Ihr Theater. Wir wollen es nicht umsonst haben. Was beanspruchen Sie?

Tausend Mark, sagte der Direktor so kühl und gleichgiltig, als wenn er um Feuer gebeten hätte.

Tau—tausend Mark. Herr, sind Sie ... Tausend Mark?

Kanns nicht billiger machen.

Exzellenz griffen nach ihrem Hute. Es scheint, sagten sie, Sie wollen sich einen Scherz mit uns erlauben, brachen die Verhandlung ab und zogen ab, während der Direktor bis an die Tür folgte und drei tiefe Verbeugungen machte.

Jetzt kam Frau von Seidelbast selbst angerauscht. Der Direktor empfing sie als Kavalier und mimte Bolingbrook, wie er mit der Königin Anna von Politik sprach.

Ich höre, sagte Frau von Seidelbast, daß Sie für die Benutzung Ihres Theaters an einem Abend tausend Mark fordern. Ist das nicht unerhört viel?

Der Direktor stellte eine einzige Figur des Bedauerns dar und erwiderte: Ich bin todunglücklich, gnädige Frau, aber ich kann es nicht billiger machen.

Aber was kostet es Sie denn, wenn Sie uns das Theater einen einzigen Abend überlassen, da Sie ja doch nicht täglich spielen.

Sie verderben mir, sagte der Direktor, indem er mit trübem Blicke in eine dunkle Ferne schaute, Sie verderben mir das Geschäft auf mindestens vier Wochen. Und das kostet mich mindestens tausend Mark.

Geschäft, Geschäft! rief Frau von Seidelbast. Da, wo die Kunst gebieterisch ihr Recht fordert, da darf von Geschäft doch nicht die Rede sein, da muß man auch ein Opfer zu bringen bereit sein.

Der Direktor wurde ganz Shylock. Ich kanns nicht finden, sagte er, ich kanns nicht finden. Jede Kunst hat ihre geschäftliche Unterlage. Wenn ich nicht verdiene, was ich an Gagen und Unkosten zu zahlen habe, kann ich weder etwas

Klassisches noch Unklassisches herausbringen. Sie stören meine Kreise. Sie fördern nicht, sie hindern die Kunst. Warum soll ich zu diesem Zwecke Opfer bringen?

Frau von Seidelbast war weit davon entfernt, sich überzeugen zu lassen; sie unternahm vielmehr noch drei Stürme auf den Direktor, einen auf sein gutes Herz, einen auf seine Ehre und einen auf seine Pflicht als Leiter eines Kunstinstituts. Der Direktor schlug sie alle drei ab. Dagegen erklärte er sich bereit, eine Wagnersche Oper auf eigne Rechnung aufführen zu lassen. Frau von Seidelbast fühlte sich keineswegs befriedigt. Mindestens für die Hauptrollen verlangte sie Bayreuther Kräfte. Der Herr Direktor zog die Schultern bis an die Ohren, und so verlief auch diese Verhandlung ergebnislos.

Damit war das Tischtuch zwischen der Gesellschaft zur Förderung usw. und der Direktion zerschnitten. Gleich in der nächsten Sitzung war man einig in der Verurteilung des Direktors, der keine Ahnung davon habe, was der Kunst nottue. Ein solcher profitwütiger und engherziger Geldmensch stehe als Leiter eines Kunstinstituts nicht an richtiger Stelle. Nein, er war nicht der Mann dazu, das Kunstleben in Neusiedel zur Blüte zu bringen, und es mußte die Aufgabe des Vereins usw. sein, die Bürgerschaft über den schweren Mißgriff, den man gemacht hatte, aufzuklären und dafür zu sorgen, daß dieser Mensch durch eine bessere Kraft ersetzt werde. Die Aufgabe des Vereins zur Pflege des Theaters bestand also darin, dieses gegenwärtige Theater unmöglich zu machen.

Der Direktor brachte auch wirklich die Walküre, gespielt von den Mitgliedern der Operntruppe zu Ixhausen, zur Aufführung. Ich habe nicht die Aufgabe, hier Theaterkritiken zu schreiben. Ich kann nur konstatieren, daß man an Reklame das Mögliche getan hatte, daß Herr Rektor Hesselbach schon im voraus Hymnen im Tageblatte schrieb, daß ganz Neusiedel im Theater war, daß auch die Gesellschaft usw. nicht fehlte, daß man aber nicht allzuviel von dem begriff, was auf der Bühne und unter der Bühne vor sich ging, hingegen darüber große Genugtuung empfand, daß solch ein kurioses Stück in Neusiedel aufgeführt wurde.

Als sich die Mitglieder der Gesellschaft zur Förderung usw. in den Zwischenakten im Foyer zusammenfanden, gab es nur das eine Urteil absoluter Verwerfung. Es war einfach zum Lachen gewesen. Diese Hütte Hundings, diese Frühlingsnacht, dieser Feuerzauber! einfach lächerlich. Nicht einmal mit Leipzig oder München, geschweige denn mit Bayreuth zu vergleichen. Und der Stamm, aus dem Sigmund das Schwert Notung zieht, hatte rechts gestanden statt links. Und der Steintisch aus Pappe, auf den er sprang, hatte gewackelt. Und dieser Sigmund selber, nicht entfernt ein van Dyk oder Burgstaller oder sonst einer der Großen. Und diese Walküre! Man denke sich eine brünette Walküre und ohne Pferd!

Am andern Tage stand eine überlange Besprechung im Tageblatte. Wir kennen den Stil schon, es wurde alles und jedes in den Himmel gehoben. Am Tage darauf folgte ein feierlicher Protest gegen die Vorstellung im Namen der Kunst, im Namen des guten Geschmacks, im Namen des geheiligten Andenkens Richard Wagners. Wenn man nichts Besseres zu geben habe, so sollte man lieber zu Haus bleiben. Durch solche Aufführungen werde die Kunst nicht gehoben, sondern preisgegeben. Und nun wurde scharf ins Gericht gegangen mit jedem szenischen Mangel, mit jedem unbekannten Namen. Es wurde gerügt, daß Wodan nicht ganz Wodan und Freya nicht ganz Freya gewesen sei, und daß Hunding in der Kampfszene merkwürdig ungeschickt zu Boden gefallen sei. Auch das Orchester habe nicht auf der Höhe seiner Aufgabe gestanden. Das Horn in dem Hornrufe Hundings sei nicht laut genug gewesen und sei übergeschnappt, und wenn man die

erste Geige nicht mit sechzehn ersten Kräften besetzen könne, solle man die Hand von Aufgaben, wie sie eine Walkürenaufführung stellt, weglassen.

Darauf erschien eine scharfe Erwiderung: Einsender scheine von Musik nicht viel zu verstehn, da er sich durch unerhebliche und bei einem kleinen Theater unvermeidliche szenische Mängel so sehr stören lasse.

Worauf repliziert wurde: Einsender verstehe nichts von dem Geiste und den künstlerischen Absichten Wagners, der alle Künste in den Dienst derselben künstlerischen Aufgabe stelle. Darum müsse das ganze Werk, die ganze Aufführung als mißraten gelten, wenn einer dieser Bestandteile ausfalle. Man müsse von einer Direktion, die ihrer Aufgabe gewachsen sei, voraussetzen, daß sie dies wisse und beachte.

Und so weiter.

Der Direktor ließ sich auf einen Zeitungskampf nicht ein und brachte eine Aufführung des Fidelio. Eine wirklich gute Aufführung. Das Theater war schwach besucht, und auch diese Aufführung fand keine Gnade bei der Gesellschaft usw. Sie wurde nach allen Regeln der Kunst heruntergemacht. Und nun erklärten die Ixhäuser Sänger, daß sie in Neusiedel nicht mehr singen würden.

Inzwischen folgten im Theater Schauspiele und Lustspiele in schöner Kette. Aber diese schöne Kette genügte nun wieder dem Professor Icilius nicht. In der Donnerstagsgesellschaft der Kollegen, die im Weißen Bären gehalten wurde, und die auch der Professor mit demselben Pflichteifer besuchte, als wenn es eine amtliche Konferenz gewesen wäre, hielt er zum Vergnügen der Corona seine Catonischen Reden. — Dhiese Pygmäen dhaa, sagte er, auf dem Ttheatron, das höhern Aufgaben geweiht sein sollte, mögen für Bhanausen und Bhöotier genügen, aber der klassisch gebildete Mensch will auf der Bühne mehr sehen als Liebeleien und Hanswurstiaden. Er will Menschen sehen, Menschenschicksale, Menschenleid und Menschentugend. Altklassische Stücke können uns diese Männerchen mit dhen ausgestopften Waden nicht bieten. Aber warum spielt man nicht Wallenstein? Warum bringt man uns nicht den Shakespearischen Cäsar?

Ein junger Kollege griff diese Rede auf und richtete im Tageblatte in vorwurfsvollem Tone an den Direktor das Verlangen, daß man doch nicht immer Possen und Lustspiele, sondern auch etwas ordentliches spielen möchte, Wallenstein oder Julius Cäsar.

Die rührige Direktion kam dem Wunsche nach und brachte sowohl Wallensteins Tod als auch Julius Cäsar. Nur konnten die Unglücksmenschen von Schauspielern keine Jamben sprechen. Sie behandelten die Jamben, als wenn sie umgebrochnes Zeitungsdeutsch gewesen wären. Und mit Shakespeare wußte man erst recht nichts anzufangen. Man war durch das Konversationsstück verdorben worden, man war Naturalist geworden und teilte sich die Vorgänge auf der Bühne flüsternd als innere Angelegenheit mit. Und das liebe Publikum von Neusiedel saß dabei und verstand nicht, wie und warum Cäsar ermordet wurde, und was hernach dazu „von der Kanzel" gesagt wurde, und es gab eine allgemeine Unzufriedenheit. Die Bürger von Neusiedel konnten nicht begreifen, wie man ihnen ein Stück vorsetzen konnte, das man nicht verstand, und an dem auch rein gar nichts war, und am Stammtisch des Weißen Bären wütete man über diese Histrionen, die ihr eignes Gewerbe verlernt hätten. Und Aufführungen wie die Julius Cäsars seien ein Frevel, den man an einem großen Dichter begehe. Und daraus entwickelte sich eine große Zeitungsfehde, über die der Direktor in Verzweiflung geriet. Sich die Haare ausraufen konnte er zwar nicht, dazu hatte er sie sich zu kurz abgeschnitten, aber er mimte Richard den Dritten, wie dieser sein Königreich einem Pferdeschwanze gleich achtete, und erklärte, jetzt gebe er weder Schiller noch Shakespeare. Und so war das Theater nun auch von den Klassikern gereinigt.

Wir dürfen annehmen, daß Wenzel Holm als Dramaturg und Dichter ganz auf seiten der Modernen stand. Was hat ein moderner Dramaturg auch mit Werken zu tun, die schon in der Literaturgeschichte ihre Stelle haben! Er war viel im Theater beschäftigt, er kam spät am Abend nach Hause oder auch gar nicht, er unternahm Reisen, um auswärtige Theater zu besuchen, er studierte mit Mucki Buttervogel Rollen ein. Alles dies war mit seinem Berufe als Dramaturg untrennbar verbunden und durchaus nötig.

Frau Luzie verlebte ihre Tage in Angst und trüben Gedanken. Sie erfuhr durch Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen von dem, was ihr Mann trieb, genug, um alle ihre Befürchtungen bestätigt zu finden. Sie zürnte nicht, sie klagte, sie machte ihrem Manne keine häuslichen Szenen, aber sie hörte nicht auf zu bitten, Wenzel möchte doch bei ihr und den Kindern bleiben. Und sie erfuhr unwillige Abweisung: Was willst du eigentlich? Bin ich nicht hier? Soll ich deinetwegen von früh bis zum Abend zu Haus sitzen? Soll ich auf das ehrenvolle Amt, das man mir übertragen hat, verzichten? Soll ich nicht den Flug wagen, der mich emportragen soll bis in die Sphäre der großen Männer Deutschlands? Sollen Frau und Kind die Last sein, die mich an diese jämmerliche, tote, philiströse Welt kettet? Siehst du das nicht selber ein? Verstehst du nicht, daß das Leben Entsagung bedeutet? Auch die Frau des Dichters muß entsagen können.

Nein, rief Frau Luzie in Tränen ausbrechend, ich entsage nicht. Du hast mir am Altare dein Wort gegeben, wir haben unser Leben unlösbar aneinandergeknüpft, du gehörst als Vater zu deinen Kindern. Ach, lieber Wenzel, geh nicht weiter, laß ab von dem gefährlichen Wege, den du eingeschlagen hast. Laß dich nicht gefangennehmen von jenem Wesen, das deiner nicht würdig ist, das kein Herz für dich hat, und das dich und uns alle unglücklich machen wird.

Wesen? fragte Wenzel Holm etwas unsicher, was für ein Wesen?

Diese verächtliche Kreatur, rief Frau Luzie, leidenschaftlich werdend, diese Mucki Buttervogel, mit der du Rollen einstudierst, mit der du verreisest.

Ha! das war fatal. Luzie war unterrichtet. Da aber Wenzel Holm ein streitbarer und wortgewandter Mann war, und da er wußte, daß der Angriff die beste Verteidigung sei, legte er seine Stirn in finstere Falten, brach in sittliche Entrüstung aus und rief: Wie? Was höre ich? Du hast mich beobachtet? Du hast Spione an meine Ferse geheftet? Du hältst es für recht, hinter meinem Rücken gegen mich zu konspirieren?

Nein, Wenzel, nein, rief Frau Luzie, die Hände ringend, aber die ganze Stadt weiß, was du treibst, und auf mich und deine Kinder weisen sie mit Fingern.

Die Stadt! erwiderte Wenzel Holm mit verächtlichem Tone. Glaubst du denn alles, was man in der Stadt redet?

Kannst du es denn leugnen? rief Frau Luzie. Wenzel, sieh mir in die Augen und sage, daß es nicht wahr ist, was man über dich und diese Mucki Buttervogel sagt, und ich will dir glauben und will dir auf den Knien danken.

Der Dichter geriet in Verlegenheit. Am liebsten wäre er davongegangen, aber das wäre gegen die Mannesehre gewesen. Er konnte unmöglich hier das Feld räumen, wenigstens nicht ohne die Diskussion mit einem kräftigen Trumpfe zu schließen, und den hatte er leider nicht zur Hand. Luzie, sagte er, du mußt doch einsehen, ein Dichter — hm! — ein Dichter kann sich nicht an die enge Moral kleinbürgerlicher Anschauung binden. Ein Dichter muß die Höhen und Tiefen des Menschenlebens studieren. Die Menschenseele ist der Ton des Dichters. Daß er diesen Ton forme, darf die Frau des Dichters ihrem Manne ebensowenig wehren, als es die Frau des Bildhauers übelnehmen darf, wenn in der Werkstatt ihres Mannes Modelle aus- und eingehn. Wenn in dem Herzen des Dichters ein neues Frühlingsleben aufkeimt, aus dem eine goldne Frucht für die Kunst der Gewinn

ist, hat die Frau das Recht, dieses neue Leben zu zerstören? Kann sie es, will sie es verantworten, das Gewicht zu sein, das sich an die Seelenflügel eines Dichters hängt? Darf sie den geflügelten Sänger am Faden halten wollen und sagen: Du bist mein, du hast nicht das Recht zu singen und zu fliegen? — Und so weiter in schönem Schwunge der Rede. Und zuletzt fanden sich auch noch die tönenden Schlußsentenzen, und der Dichter Wenzel Holm verschwand hinter seinem Vorhange.

Frau Luzie hatte kein Wort erwidert; nur ihre Tränen flossen. Sie zürnte mit sich selbst, daß sie nur weinen konnte, statt ihrem Manne in flammendem Zorne entgegenzutreten und ihm das lügnerische Gewand, in das er sich hüllte, von den Schultern zu reißen.

Es würde für Wenzel Holm beschämend gewesen sein, einzugestehn, wie viel Mühe es ihm bei dem Direktor gemacht hatte, die Aufführung seines Verlornen Paradieses durchzusetzen. Endlich gelang es ihm, eine Zusage zu erhalten, und endlich auch, alle jene Hindernisse, die sich unbegreiflicherweise immer wieder auftürmten, zu beseitigen. Die Aufführung fand statt, aber sie hatte nur einen halben Erfolg. Neusiedel war für die dichterische Offenbarung dieses „Verlornen Paradieses“ nicht reif und verstand die These nicht, die der Dichter hatte beweisen wollen.

Der Professor war nicht in das Theater gegangen, doch hatte es ihn auch nicht zu Hause geduldet, er hatte sich in das Theatercafé begeben und trank dort mit Ingrimm Schlummerpunsch. Und dazu hatte er sich in eine der dort eingerichteten Nischen gesetzt. Da kam eine lärmende Gesellschaft von Theaterbesuchern, setzte sich in die benachbarte Nische und besprach die Aufführung mit lauter Stimme.

Man sollte so etwas in Neusiedel nicht aufführen, sagte einer der Herren. Die Leute verstehn das nicht.

Ja, warum denn nicht? sagte ein andrer. Die Sache ist doch ganz einfach. Man läuft seiner Frau davon und ist nicht so dumm, sich wieder einfangen zu lassen.

Diese Muckt, meinte noch ein andrer, ist ein Teufelsweib. Donnerwetter, was für ein Paar Augen.

Sie hat was gelernt. Hat ja auch den Lehrmeister dazu.

Den Dramaturgen. Na ja, er hats ja auch dazu. Hat ihr eine Wohnung in der Holzgasse eingerichtet. Fürstlich, sage ich Ihnen.

Was sagt denn aber seine Frau dazu?

Der Professor hatte alles gehört. Jetzt trat er aus seiner Nische hervor und sagte mit großem Ernste: Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich störe. Aber von wem reden die Herren?

Man wollte nichts gesagt haben, man suchte sich herauszureden, man hatte nur so im allgemeinen gesprochen und — Professorchen prosit! Seien Sie nicht ungemütlich.

Aber warum soll mans nicht sagen, meinte ein andrer, der den Zusammenhang zwischen Wenzel Holm und dem Professor Icilius nicht kannte. Die Sache ist ja stadtbekannt. Wir fanden, daß der Dramaturg unsers Theaters keinen schlechten Geschmack habe.

Ja, warum denn auch nicht? Er ist ja immerhin der nächste dazu. Und es geht ja keinen andern etwas an, was er tut.

Sso, meine Herren? sagte der Professor. Wenn aber dhieser Dramaturg Weib und Kind hat, und wenn seine Frau meine Tochter ist?

Alle Hagel!

Sie werden verstehn, meine Herren, daß mich das etwas angeht.

Das wurde nun eine verlegne Geschichte. Man bat den Professor, Platz zu nehmen, man suchte ihn zu beruhigen. Aber er ließ sich nicht beruhigen. Nein nein, sagte er, ich verlange von Ihnen als Ehrenmännern, daß Sie mir nichts verschweigen. Ich muß wissen, um was es sich handelt.

So mußte man denn mit der Sprache heraus. Und es fand sich so viel, daß klar wurde, es handle sich hier nicht um ein müßiges Gerede, sondern um allgemein bekannte Tatsachen. Der Professor regte sich nicht auf, sah aber bleich und entschlossen aus, notierte die vorgebrachten Tatsachen in sein Buch, bedankte sich und empfahl sich.

Hören Sie, meine Herren, sagte einer von den Zurückgebliebnen, das gibt Krach.

Er wird doch nicht schießen?

Sicher nicht. Aber in Holms Haut möchte ich nicht stecken, sagte einer, der sich noch von der Schule her dieses oder jenes Strafgerichts erinnerte, das der Cato abgehalten hatte.

Am andern Tage sagte der Professor zu seiner lieben Frau: Rosalie, richte die Fremdenstube für Luzie und die Kinder ein.

Die liebe Frau entsetzte sich; sie ahnte wohl, um was es sich handle, und war keineswegs damit einverstanden, daß als erster Schritt in der Sache das Tischtuch zerschnitten werden sollte. Ach, Theodor, erwiderte sie, man sollte sich doch bedenken, einzugreifen. Das geht die Kinder an, das müssen die Kinder unter sich abmachen.

Sso! rief der Professor, dhaa! dhaa soll ich wohl sagen, lieber Wenzel, Sie ssind zwar ein monstrum horrendum, cui lumen adeptum, ein blindes Untier, ein beträchtlicher Lump, Sie häufen Schimpf und Schande auf unser Haupt und das unsrer Tochter, aber weil Sie nicht uns geheiratet haben, sondern unsre Tochter, so macht das unter euch aus, Kinderchen, uns solls recht sein. Nein, mir ists nicht recht. Richte das Zimmer, Rosalie. Nach der Schule werde ich Luzie holen. Man soll nicht sagen, weil der Schwiegersohn reich ist, sprechen wir gehorsamer Diener. Der Cato macht vor einem Geldsacke nicht Kotau.

Als der Professor nach der Schule in das Holmsche Haus trat, fand er die Dinge dort so, wie wenn einer im Hause gestorben wäre. Auf der Straße stand der Gemüsemann und etliche Weiber, die steckten die Köpfe zusammen und flüsterten. Unten im Hause standen alle Türen auf, und kein Mensch war zu sehen, und oben im Vorsaal hatte sich das ganze Personal versammelt. Einer sah dem andern über die Achsel. Da war auch Hunding, und da stand auch der Theaterbote, der sich erkundigte, ob Fräulein Buttervogel hier sei; sie sollte sogleich zur Probe kommen. Aber sie war nicht da, und Wenzel Holm auch nicht. Eben hatte Frau Luzie einen Brief gefunden und gelesen, den er hinterlassen hatte. Sie stand da wie eine Niobe, bleich, starr und stumm. Was sie längst hatte kommen sehen, das war eingetreten, gerade so, wie sie es gefürchtet hatte. Nun war es ihr zumute, wie wenn eine rauhe Hand in das Heiligtum ihres Herzens gegriffen und das Licht, das da brannte, ausgelöscht hätte.

Stumm reichte sie ihren Brief dem Vater hin. Es stand nichts neues darin. Die alten Phrasen von Lebenwollen und Lebenmüssen, von Kunst, Freiheit, Welt, Seele und Seelenfrühling. Zuletzt stellte er die Sache so dar, als wenn er es wäre, der das Opfer brächte. Wie groß das Opfer gewesen sei, gerade mit seiner Mucki durchzugehn, sagte er freilich nicht. Zum Schluß nahm er rührenden Abschied und teilte tröstend mit, daß beim Bankier alles schönstens geordnet sei.

Der Professor wandte, als er den Brief gelesen hatte, das Papier in der Hand hin und her und sagte zu Seidelbast, der neben ihm stand: Dhieser Dhramaturg hat sein Satyrspiel bis zu Ende geführt. Evasit, erupit, abiit. Er ist durch-

gebrannt. Luzie, rufe deine Kinder und nimm deinen Hut. Wir haben hier nichts mehr zu suchen.

Luzie rief ihre Kinder — sie waren schon da —, nahm ihren Hut aus dem Kasten und schickte sich an, ihrem Vater zu folgen. Da trat ihnen in der Tür ein Bild des Jammers entgegen, die alte Frau Holm, die Mutter Wenzels. Die alte Frau war gelähmt und hatte schon seit Jahren keinen Schritt ohne fremde Hilfe tun können. Jetzt war sie ganz allein aufgestanden und die Treppe herunter gekommen, nun aber verließen sie die Kräfte. Mutterchen, rief Frau Luzie ganz entsetzt, wo kommst du her?

Luzie, antwortete die alte Frau mit leiser Stimme und mit zitternden Lippen, verlaß mich nicht. Luzie, ich bitte dich um Gottes Jesu willen, verlaß mich nicht. Damit sank sie hilflos zusammen. Luzie fing sie auf und geleitete sie zu einem Sessel. Frau Holm klammerte sich an ihre Führerin an und wollte sie nicht aus ihren Armen lassen. Bleib, Kind, bleib, flüsterte sie, es soll alles geordnet werden.

Frau Holm, sagte der Professor, ich bin kein reicher Mann, aber lieber will ich mein lebelang Khartoffeln essen, ehe ich dha zugebe, daß sich meine Tochter entehrt, indem sie von diesem Menschen, ihrem Manne, Geld annimmt.

Sie haben das Recht, so zu fühlen, Herr Professor, sagte Frau Holm, und ich weiß, daß Luzie ebenso denkt wie Sie. Kind, ich weiß, daß ich von dir ein schweres Opfer erbitte, das Opfer deines Stolzes. Aber ich weiß auch, du kannst das schwerste. Ich habe ja auf der weiten Welt niemand weiter als dich.

Komm, Luzie, sagte der Professor.

Luzie kämpfte einen schweren Kampf. Da stand ihr Vater, der ein gutes Recht hatte, zu fordern: Komm! Und da standen ihre Kinder, die große, erschrockne Augen machten, und da rang die alte Frau Holm zitternd und hilflos die Hände. Man sah ihr an, daß sie gern ihrem Vater gefolgt wäre, und daß es ihr bitter schwer wurde, ihren Stolz zu überwinden. Vater, rief sie, ich kann nicht. Ich muß bleiben. Ihretwegen.

Sso? sagte der Professor, dann haben wir hier nichts mehr zu suchen, und wandte sich zum gehn.

Vater, rief ihm Luzie nach, zürne mir nicht. Ich kann nicht, ich muß bleiben.

Kommen Sie, Seidelbast, wandte sich der Professor an Hunding. Sehn Sie, so geht es in dieser schlappen, hysterischen Zeit zu. Der Mann geht mit einer Schauspielerin durch, und die Frau hat nicht die Kraft, ihm seinen Bettel vor die Füße zu werfen, weil eine alte Frau jammert. Wo bleibt da die Ehre, die ein ktema es aei, ein Ewigkeitswert sein sollte? Dhaa — auf der Mauer von Pompeji stand eine römische Schildwache in Helm und Rüstung, als im Jahre 79 der Vesuv Pompeji verschüttete. Der Mann hätte ruhig davonlaufen können, aber seine Ehre verbot es ihm; er war nicht abgelöst worden, und da ließ er sich in der Asche vergraben und ist nach achtzehnhundert Jahren auf seinem Posten aufgefunden worden. Dhaa! das war Römertugend. Aber Römertugend gibt es heutzutage nicht mehr, nicht bei den Männern und nicht bei den Frauen. Wir haben zu weiche Herzen.

Herr Professor, erwiderte Hunding, der auf seine Frau Luzie nichts kommen lassen wollte, ich weiß doch nicht, was schwerer ist, für die Ehre das Leben wegwerfen oder den Stolz zum Opfer zu bringen, um für die Barmherzigkeit zu leben.

Der Professor sah seinen Schüler groß an und antwortete nicht. Und dann sagte er: Sehn Sie, Seidelbast, Sie gehören auch zu den Mollusken.

Und Sie auch, Herr Professor, erwiderte Hunding. Sie sind gar nicht der alte Römer, als der Sie erscheinen möchten, Sie tragen nur eine alte, römische Toga. Und nicht wahr, Herr Professor, Sie zürnen Frau Holm nicht, weil sie tat, wozu sie ihr Herz zwang?

Währenddessen war man an der Stelle angekommen, wo sich ihre Wege trennten. Hunding zog die Mütze, und der Professor reichte ihm wie einem jüngern Freunde die Hand und sagte: Ich wills versuchen.

Der Cato nahm seine Primaner für voll und behandelte sie wie junge erwachsene Männer, und das rechneten ihm seine Primaner hoch an.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 24. Januar 1909

(Die Rede des Fürsten Bülow im Abgeordnetenhause. Verständigung über die Steuerreform in Preußen. Die sächsische Wahlrechtsreform.)

Im Mittelpunkt des politischen Interesses steht gegenwärtig die Rede, die Fürst Bülow im preußischen Abgeordnetenhause bei der Generaldebatte über den Staatshaushaltsetat am 19. Januar gehalten hat. Sie scheint auf verschiednen Seiten eine gewisse Überraschung hervorgerufen zu haben, weil sie zum Teil politische Themata behandelte, über die man das Nötige im Reichstage zu hören erwartete. Aber man wird zugeben müssen, daß der Zusammenhang dieser Fragen mit der preußischen Politik so eng ist, daß sie auch im Abgeordnetenhause erörtert werden können, und da sich Fürst Bülow, einem schon von Bismarck geübten und empfohlnen Brauch entsprechend, von Kommissionsberatungen aus wohlerwognen Gründen fern hält, so erscheint es begreiflich, daß er die im Abgeordnetenhause gebotne Gelegenheit zu einer von ihm für notwendig gehaltnen politischen Aussprache wahrnahm, weil die Geschäftseinteilung des Reichstags ihn wahrscheinlich noch auf längere Zeit hinaus verhindert hätte, dort im Plenum zu sprechen. Er wollte aber nicht schweigen, während der Kampf in der Presse um alle diese bedeutenden Fragen täglich eifriger und schärfer wird.

Die Etatsdebatte im Abgeordnetenhause drehte sich um so wichtige Finanzfragen, daß der Übergang zu der auch die einzelstaatlichen Finanzen so nahe berührenden Reichsfinanzreform von selbst gegeben war. Deshalb sprach Fürst Bülow auch über die Nachlaßsteuer, weil die verschärfte konservative Agitation gegen diese Steuer eine Gegenwehr dringend notwendig macht. Der Abgeordnete von Pappenheim hatte sich auch im Abgeordnetenhause scharf gegen die Nachlaßsteuer ausgesprochen. Der Träger der Opposition ist in diesem Falle eigentlich nicht die konservative Partei, sondern der Bund der Landwirte. Freilich weiß man, daß sich die Partei ungern zu dem Bunde in Gegensatz stellt und ihre Unabhängigkeit nach dieser Richtung in der Regel erst dann betont, wenn größere Werte auf dem Spiele stehn und die Gefahr eines dauernden Schadens für die Partei näherrückt. Den Grundbesitzerkreisen ist der Gedanke, daß auch Kinder und Ehegatten eines Erblassers dem Staate etwas von ihrem Erbteil abgeben sollen, aus begreiflichen Gründen äußerst unsympathisch; daß sich auch die konservative Partei dieser Stimmung nicht entziehen konnte, ist selbstverständlich. Wenn ihr Widerstand gegen den Grundgedanken dahin zielte, die Vorschläge der Regierung nur nach schärfster Prüfung ihrer Notwendigkeit und Unersetzlichkeit und nur in einer Form, die den eigenartigen Verhältnissen des Grundbesitzes Rechnung trug, anzunehmen, so läßt sich kaum etwas dagegen einwenden. Aber für eine Interessenvereinigung wie den Bund der Landwirte, die sich so sehr als politische Macht fühlen gelernt hat, ist es schwer, in solchen Fällen der Versuchung einer Kraftprobe zu widerstehn. Hier muß die Opposition taktischen Zwecken dienen, und deshalb wird sie

verschärft und bis aufs äußerste gesteigert, weil demagogische Mittel am sichersten geeignet sind, das sonst leicht schwindende politische Interesse festzuhalten, dessen eine Vertretung wirtschaftlicher Sonderinteressen bedarf, wenn sie sich als Machtfaktor behaupten will. Eine so schöne Gelegenheit zur Opposition durfte sich der Bund nicht entgehn lassen, sonst wird er eine zwar nützliche, aber politisch bedeutungslose Berufsgenossenschaft, und seine Mitglieder könnten am Ende den Glauben verlieren, daß die Regierung nicht aus freier Einsicht der Landwirtschaft gibt, was ihr gebührt, sondern unter dem Druck der politischen Macht des Bundes. Darum entwickeln die Agrarier einen wahren Feuereifer in der Bekämpfung der Nachlaßsteuer.

Die Methode, die dabei angewandt wird, ist sehr bezeichnend. Vor allem gilt es, immer wieder die sachlichen Gründe aufmarschieren zu lassen, die gegen das Projekt einer allgemeinen Nachlaßsteuer ohne Einschränkungen sprechen, und die ja in der Tat für den kleinen und mittlern Grundbesitz von verhängnisvoller Bedeutung werden können. Natürlich muß aber dabei sorgfältig verschwiegen werden, daß diese Gründe in dem Regierungsentwurf gar nicht in Frage kommen, da sie bereits berücksichtigt sind und noch weiter berücksichtigt werden können. Der Entwurf hat zunächst jeden Nachlaß unter 20000 Mark als steuerfrei angenommen und die Steuersätze auch für recht beträchtliche Nachlaßwerte sehr niedrig festgesetzt, abgesehen von den besondern Rücksichten, die den Erben von Immobilien außerdem noch eingeräumt werden. Diese Vorschläge hat die Regierung gemacht, weil sie doch in irgendeiner greifbaren Form das Prinzip festlegen mußte. Es ist aber zur Genüge bekannt, daß die Mehrheitsparteien bereit sind, den Wünschen der Landwirtschaft noch weiter entgegenzukommen, und daß die Regierung gar nichts dagegen haben wird, wenn nur das gleiche finanzielle Ergebnis annähernd erreicht wird. So wird man wahrscheinlich die untere Grenze von 20000 Mark wesentlich hinaufschieben, wahrscheinlich auf 70000 Mark, und dann bei höhern Nachlaßwerten eine stärkere Progression eintreten lassen. Man wird auch sonst bemüht sein, besonders bei der Vererbung von Grundbesitz alle Härten bei der Besteuerung zu beseitigen. Aber wenn das den Agrariern entgegengehalten wird, so erklären sie trocken: das berührt uns gar nicht; wir sind im Prinzip gegen die Nachlaßsteuer. Auch damit würde man sich abfinden können, wenn die agrarische Presse und ihre Agitatoren den Bauern dasselbe Lied vorpfiffen. Aber das fällt ihnen gar nicht ein. Sie unterlassen sorgfältig jede Aufklärung über das wirklich geplante und fahren statt dessen fort, das Bild von dem Steuerexekutor zu zeichnen, der jedem notleidenden Kleinbauern, der von seinem Vater den Besitz übernimmt, rücksichtslos einen Steuerbetrag erpreßt, der ihn ruinieren muß. So wird in echt demagogischer Weise die Abneigung der kleinen Landwirte gegen die Nachlaßsteuer auf Grund einer vollständig wahrheitswidrigen Darstellung der Tatsachen und mit Hilfe der Verschweigung der Wahrheit genährt. Damit gewinnt auch der Egoismus der Großgrundbesitzer einen geeigneten Vorwand, sich hinter „Prinzipien“ zu verstecken, die in ihrer sentimentalen Verschwommenheit noch mehr ihren demagogischen Charakter offenbaren. Immer wieder wird der Unsinn wiederholt, daß die Nachlaßsteuer den deutschen Familiensinn untergraben müsse. Fragt man aber die Herren, warum denn von den vielen irdischen, zum Teil noch viel unangenehmern Geschäften, die mit einer Nachlaßregulierung verbunden sind, gerade die Steuerforderung des Staats die verderbliche Wirkung auf die Anhänglichkeit an den Verstorbnen und den Familiensinn der Überlebenden oder die störende Wirkung auf die pietätvolle Trauerstimmung haben soll, so bleiben sie die Antwort schuldig. Wir erfahren auch nicht, warum diese Wirkungen da, wo diese Steuer schon besteht, bisher nicht eingetreten sind, und warum der deutsche Familiensinn, der schon manche unangenehme Auseinandersetzungen zwischen Hinterbliebnen überdauert hat, plötzlich

angesichts dieser staatlichen Forderung jede Widerstandsfähigkeit verloren hat. Zweifellos wird auch jeder, der etwa die gegen die Nachlaßsteuer vorgebrachten allgemeinen Phrasen sachlich verteidigen wollte, sehr bald daran scheitern, weil ihn die Empfindung des Widerspruchs zwischen dem ernsten Gegenstand und der unfreiwilligen Komik dieser Phrasen überwältigen muß. Daß das nicht so empfunden wird, erklärt sich eben aus dem rein demagogischen Zweck aller solcher Auseinandersetzungen.

Wie wird sich nun aber die konservative Partei als rein politische Organisation damit abfinden? Wer die Eigenheiten des Parteilebens kennt, wird sich nicht wundern, daß die Stellungnahme des Bundes der Landwirte, der stärksten volkstümlichen und unabhängigen Stütze, die die Konservativen haben, zunächst auf ihre Entschlüsse stark abfärben muß. Denn die Rücksicht auf eine besonders stark und deutlich hervortretende Stimmung der Wähler bedeutet für jede parlamentarische Fraktion, mag sie rechts oder links stehn, immer die Stelle, wo sie sterblich ist. Zwar enthält die Reichsverfassung in Artikel 29 den aus Artikel 83 der preußischen Verfassungsurkunde übernommnen, stolz klingenden Satz: „Die Mitglieder des Reichstags sind Vertreter des gesamten Volks und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden.“ Die preußische Verfassungsurkunde schiebt sogar noch ein: „Sie stimmen nach ihrer freien Überzeugung.“ Aber das ist ein Ideal, dem die Wirklichkeit nicht immer entspricht. Der Neigung, der Stimmung der Wähler nachzuforschen, von denen zwar nicht das gegenwärtige Mandat, wohl aber die Wiederwahl abhängt, unterlegt manche „freie Überzeugung“, die freilich nach außen hin sorgfältig den Schein wahrt, als ob sie ganz aufrecht wandelte.

Es ist, wenn man die Lage verstehn will, notwendig, auf die Gefahr hinzuweisen, die aus der Beeinflussung der konservativen Partei durch agrarische Stimmungen droht. Aber man soll auch diese Gefahr nicht überschätzen oder vor ihr mutlos die Waffen strecken. Man darf wenigstens zwei Tatsachen nicht unbeachtet lassen. Erstens hat die konservative Partei immerhin die Tradition für sich, daß sie sich von der geschilderten Abhängigkeit von der Stimmung der Wähler in der Regel relativ freier gezeigt hat als manche andre Parteien. Daß sie sich von dieser Tradition in demselben Augenblick lossagen sollte, wo gerade auch die liberalen Blockparteien angefangen haben, in ihren parlamentarischen Fraktionen einiges Rückgrat gegenüber dem alten Parteischlendrian zu zeigen und ihr gutes Recht eigner politischer Einsicht und Erfahrung gegen den phrasenseligen Unverstand der Wählermassen geltend zu machen, ist nicht anzunehmen; wenigstens würde sich die Partei in einen starken Widerspruch mit ihrer Vergangenheit setzen. Zweitens kann die konservative Partei, so gern sie sich sonst auf die agrarische Bewegung stützt und den besondern Schutz der landwirtschaftlichen Interessen in ihr Programm aufnimmt, doch nicht so völlig vor dem Bund der Landwirte kapitulieren, daß sie ihm die Betätigung ihrer allgemeinen politischen Grundsätze preisgibt. Das hat sie nicht einmal bei der Beratung des Zolltarifs getan, obwohl es damals eher zu rechtfertigen gewesen wäre als jetzt. Denn damals konnte man die Lage immerhin dahin verstehn, daß die Landwirte der Meinung waren, mit der Zustimmung zum Zolltarif wirklich der Allgemeinheit ein großes Opfer zu bringen; jetzt aber handelt es sich nicht um einen wirklichen Schaden für die Landwirtschaft, ja nicht einmal um ein Opfer überhaupt, sondern um einen eingebildeten Nachteil, um eine künstlich erregte Stimmung gegen eine „unsympathische“ Einrichtung. Um deswillen soll die konservative Partei das Odium für das Scheitern der Reichsfinanzreform auf sich nehmen, mit andern Worten den Staat bei einer der wichtigsten Reformen, die die Zukunft des Reichs sichern soll und durchaus keine Parteisache ist, völlig im Stich lassen? Gewiß liegt das nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, aber wahrscheinlich ist es nicht, daß diese Partei so vollständig ihre besten Überlieferungen verleugnen sollte.

Es ist bisher aus ihren Reihen kein geeigneter Ersatz vorgeschlagen worden. Denn es handelt sich doch darum, eine mit den Rechten der Bundesstaaten vereinbare Form direkter Besteuerung zu finden, die es den Liberalen ermöglicht, einer stärkern Anspannung der indirekten Steuern zuzustimmen. Es müssen eben für die Reichsfinanzreform von beiden Seiten Opfer gebracht werden, nicht ausschließlich von den Konservativen für die Liberalen, aber auch nicht nur von den Liberalen für die Konservativen. Deshalb sind alle Vorschläge unbrauchbar, die an Stelle der Nachlaßsteuer eine indirekte Steuer setzen wollen oder eine Steuerform, die von den Liberalen außer der Bereitwilligkeit zur schärfern Heranziehung von Bier, Tabak und Branntwein noch weitere grundsätzliche Zugeständnisse fordert, während die Konservativen von ihren Prinzipien nichts opfern wollen.

Fürst Bülow hat diesen Sachverhalt so eindringlich und maßvoll dargelegt, daß darin für die konservative Partei nichts verletzendes lag. Wenn jemand, dem man in schonender Weise eine Meinung ausspricht, die er zunächst nicht teilt, plötzlich unwirsch, empfindlich und sogar unhöflich wird, so ist das immer ein Zeichen, daß er sich innerlich im Unrecht weiß und irgendwie im Gewissen getroffen fühlt. Wenn deshalb der Rede des Fürsten Bülow agrarische Demonstrationen gefolgt sind, die offenbar den Eindruck erwecken wollen, daß die konservative Partei dem Reichskanzler den Krieg zu erklären beabsichtige, so wird man sich dadurch nicht verblüffen zu lassen brauchen. Der temperamentvolle Herr von Oldenburg ist, so straff er auch in westpreußischen Parteiversammlungen das Zepter schwingen mag, und so heftig er auch gegen die unbotmäßige Regierung anrennt, doch noch lange nicht die konservative Partei, und diese hat bisher noch niemals eine Taktik beobachtet, die in kritischen Augenblicken alles kurz und klein schlägt, wenn sich der leitende Staatsmann einmal erlaubt, andrer Meinung zu sein. Wenig schön ist allerdings die den konservativen Überlieferungen ebenfalls nicht entsprechende Erfahrung, daß Herr von Treuenfels seine subjektive Meinung über die Notwendigkeit, daß die Konservativen den Reichskanzler stürzen und die Reichsfinanzreform zum Scheitern bringen müßten, durchaus einem ausländischen Journalisten unterbreiten mußte und damit einen bedauerlichen Mangel an richtiger Schätzung der politischen Lage bewies.

Auch die Ausführungen des Fürsten Bülow zum Fall Schücking scheint man im konservativen Lager mehrfach mißverstanden zu haben, weil er genötigt war, sich auch gegen eine Ausführung der Konservativen Korrespondenz zu wenden. Das Parteiorgan hatte indirekt die Meinung durchblicken lassen, daß die Staatsregierung dem Regierungspräsidenten, der gegen den Bürgermeister Schücking disziplinarisch vorgegangen war, schon um der Staatsautorität willen die Stange halten müsse, auch wenn sein Vorgehn nicht im Sinne der Regierung gewesen sei. Der Ministerpräsident aber mußte Wert darauf legen, bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß er von politischen Beamten in ihren Maßnahmen unter allen Umständen eine Unterstützung seiner Politik verlangen müsse. Indem er einen scharfen Strich zwischen der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Parteien machte, stellte er fest, daß er keinen Beamten, wenn er nicht als solcher wegen Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie überhaupt unmöglich sei, wegen seiner politischen Gesinnung drangsaliert wissen wolle. Die Aufstellung dieser Grundsätze war unanfechtbar und zeitgemäß, aber sie konnte natürlich als eine unmittelbare Mißbilligung des Vorgehns gegen Schücking aufgefaßt werden, um so mehr, als in der konservativen Presse der Fall immer so dargestellt worden war, als ob dem Regierungspräsidenten von den Liberalen zugemutet worden sei, Beschimpfungen des Staats ruhig über sich ergehn zu lassen. Auf nähere Auseinandersetzungen über den Fall selbst ging aber Fürst Bülow gar nicht ein, und das mit Recht, denn es kam nur darauf an, zu den grundsätzlichen Folgerungen, die die Parteien aus dem Fall gezogen hatten, Stellung zu nehmen.

Der Reichskanzler berührte auch die Wahlrechtsfrage in Preußen, worüber er freilich noch nichts bestimmtes mitteilen konnte, und verteidigte sich energisch gegen

die ihm in feindlichen Blättern und indirekt auch in einer auf Schleichwegen wandelnden Agitation gemachten Vorwürfe, daß er in der Novemberkrisis den Kaiser nicht genügend gedeckt habe. Es war gewiß gut, daß sich Fürst Bülow einmal offen darüber aussprach, freilich konnte er nicht vermeiden, daß seine Ausführungen ängstliche Gemüter und übelwollende Gegner zu besondern Deutungen veranlaßten. Aber die Kritiker können sich beruhigen; diese Abwehr kam nicht aus einer schwachen und gefährdeten Stellung, sondern bedeutete einen entschlossenen Griff in ein Gewebe von Lügen und Täuschungen.

Wer übrigens durchaus etwas mißverstehen will, findet in jeder Ausführung etwas, was er für diesen Zweck ausbeuten kann. So sind die Bemerkungen des Fürsten Bülow über die Bekämpfung der Sozialdemokratie von einigen Seiten als Ankündigung eines neuen Sozialistengesetzes verstanden worden. Die Deutung erscheint schon dadurch verdächtig, daß sich andre darüber beklagt haben, daß die Regierung nach den Worten des Fürsten Bülow offenbar nicht beabsichtige, Ausnahmemaßregeln gegen die Sozialdemokratie zu ergreifen. In Wirklichkeit hat sich Fürst Bülow darüber überhaupt nicht ausgesprochen. Theoretisch hat er allerdings die Möglichkeit eines künftigen gesetzgeberischen Vorgehens gegen die Sozialdemokratie aufgestellt, aber nur, um zu zeigen, daß die Voraussetzungen dazu bei weitem nicht erfüllt sind. Und auch diese Feststellung diente ihm nur zu einem Mahnwort an die bürgerlichen Parteien, die durch ein Übermaß der Kritik die notwendige Autorität im Staate untergraben. Wenn er daran erinnerte, daß auch Kreise, zu deren Tradition die Aufrechterhaltung der Autorität gehört, „keinen Anstand genommen haben, Vorurteilen, Leidenschaften, Irrtümern der breiten Massen in ergiebigstem Maße Rechnung zu tragen", so ist für jeden Unbefangnen klar, daß der Zweck dieses Hinweises ein ganz andrer war als die Empfehlung von Ausnahmegesetzen und Gewaltmaßregeln gegen die Schäden der Gesellschaft.

Während die Rede des Fürsten Bülow in den Parteien so verschiedenartige Wellenkreise zog, hat sich in der Kommission des Abgeordnetenhauses eine Verständigung über die Beschaffung der Mittel zur Erhöhung der Beamtengehälter vollzogen. Danach wird der Vorschlag der sogenannten Gesellschaftssteuer, wie vorauszusehen war, fallen gelassen; eine allgemeine Erhebung von Zuschlägen zur Einkommensteuer und einige neue Stempelsteuern sollen den Ausfall decken. Freilich ist dabei der Plan, die neuen Lasten möglichst auf die stärksten Schultern zu legen, sehr ins Hintertreffen gekommen; die vereinbarten Zuschläge belasten die mittlern Einkommen recht bedeutend. Aber es ist wenigstens eine allgemeine Reform des Einkommensteuergesetzes ins Auge gefaßt.

Nun ist auch endlich nach schweren Mühen im Königreich Sachsen die Wahlrechtsreform unter Dach und Fach gebracht worden. Regierung und Parteien haben dabei manches Opfer an Lieblingsideen bringen müssen, und zuletzt stellt doch das alles einen Versuch dar, von dem noch niemand genau weiß, wie er sich bewähren wird. Aber die Einsicht aller positiv mitarbeitenden Teile in die dringende Notwendigkeit, diese einmal in Fluß gebrachte Sache auch einem baldigen Abschluß entgegenzuführen, hat einen heilsamen Druck ausgeübt, und so ist eine Lösung zustande gekommen, die als eine der interessantesten auf diesem Gebiete gelten muß. Die ersten, freilich sehr verwickelten Vorschläge der Regierung und die Versuche, die Verhältniswahl einzuführen, sind dabei in die Brüche gegangen, dafür ist ein sorgfältig durchdachtes, wenn auch in Einzelheiten nicht ganz von Bedenken freies Pluralstimmensystem angenommen worden, das in eigenartigen Kombinationen den durch Alter, Bildung und Besitz voranstehenden Bevölkerungselementen gewisse Vorzüge sichert. Wenn dieser Versuch günstig ausläuft, wird das unter Umständen auch für Preußen und seine Wahlrechtsreform von der größten Bedeutung werden können.

Ausländische Volksmusik. Die nationalen Charaktere Europas drücken sich dem Musikalischen am kürzesten in wenigen Takten der Volksmusik jedes Landes aus. Die meisten Völker Europas haben sich in den letzten Jahrhunderten charakteristische Volkshymnen geschaffen. Diese findet man jetzt vereinigt in zuverlässiger Form und mit sorgfältigem, knappem Bericht über die Entstehung von Text und Melodie, über ihre Verbreitungsgeschichte und Geltung in der neuen Arbeit des Breslauer Gelehrten Emil Bohn „Die Nationalhymnen der europäischen Völker“ (M. u. H. Marcus). Neben seinem schlichten kleinen Meisterwerk, an dem auch der stille Humor des Verfassers erfreut, sei hier die dilettantischere Arbeit von Louis Schneider „Das französische Volkslied“ erwähnt, die Richard Strauß in seiner Musikbändchensammlung veröffentlicht (Marquardt u. Co.). Sie enthält zwar dieses und jenes schiefe Wort und recht wenig Musikbeispiele, ist aber im ganzen gefällig belehrend und eine dankenswerte Beleuchtung französischer Art und Kultur.

Roggenausfuhr. Im zweiten Heft Seite 111 wird erwähnt, daß Deutschland in den ersten neun Monaten des Jahres 1908 mehr Roggen ein- als ausgeführt hat. Dazu schreibt uns Herr Justizrat Groeger in Schweidnitz: diese befremdliche Tatsache, die sich auch auf die Mehlausfuhr erstrecke und die Reichskasse um den vollen Ertrag der Getreidezölle bringe (das Maß der Schädigung ist damit nicht ganz klar ausgedrückt), werde im Export, dem Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie, auf die Einrichtung der Einfuhrscheine und die Aufhebung des Identitätsnachweises zurückgeführt. **Die Redaktion**

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

„Ein treuer Führer in Kindesland,“

ein Wegweiser soll dieses Buch sein; diese Absicht der Herausgeberin wird dadurch verwirklicht, daß sie nicht allein den Plan des Buches mit sozialem Geiste durchtränkt, sondern es auch verstanden hat, für jedes Gebiet des Kindeslebens tüchtige Fachleute zur Mitarbeit heranzuziehen und so die besten Resultate der Kinderforschung, der Kinderpflege und Erziehung im modernen Sinne den Eltern und Erziehern darzureichen. Die ganz neue Wertung, die der kindliche Mensch im Jahrhundert des Kindes gefunden hat, gelangt hier zum Niederschlag, und aus dem Wirrwarr der pädagogischen Anschauungen unserer Übergangszeit, in dem man am liebsten alles Alte unter den pilzartig aufwuchernden Neuschöpfungen erstickt hätte, leiten die objektiven Darstellungen zu geklärten Auffassungen über, die den Faden der Entwicklung nicht abreißen, sondern feiner fortspinnen. So hat Fröbels Wort: ›Kommt, laßt uns den Kindern leben!‹ einen neueren und tieferen Sinn erhalten.“

Urteil des „Berliner Tageblattes“ über

Das Buch vom Kinde

Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit, unter Mitarbeit zahlreicher hervorragender Fachleute herausgegeben von **Adele Schreiber.**

Inhaltsübersicht. I. Band: Einleitende Kapitel. Körper und Seele des Kindes. Häusliche und allgemeine Erziehung. — II. Band: Öffentliches Erziehungs- und Fürsorgewesen. Das Kind in Gesellschaft und Recht. Berufe und Berufsvorbildung.

Mit zahlreichen Abbildungen und Buchschmuck. 54 Bogen Lex.-8°. In Leinw. geb. 16 ℳ, in 2 Bänden geh. je 7 ℳ, geb. je 9 ℳ. Jeder Band wird einzeln abgegeben.

„Nicht leicht fällt dem Referenten die Besprechung dieses prachtvollen Werkes im Rahmen einer kurzen Rezension; am liebsten möchte er einfach jeder um eine gute Erziehung ihrer Kinder besorgten Mutter zurufen: ›Laß Dir dieses Buch möglichst bald von Deinem Manne schenken; schau es Dir an, und so oft Du Rat und Auskunft brauchst über das, was Dir unklar und unbekannt, so schlage in diesem Sammelwerk nach; und Du wirst gut beraten werden.‹ (Das Kind)

Ausführlicher Prospekt umsonst und postfrei vom Verlag

B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Die gegenwärtige militärische Lage Österreich-Ungarns gegen Serbien und Montenegro

Von Rittmeister von Witzleben

Wie aus der gesamten serbischen Presse hervorgeht, ist durch die kürzlich getroffnen Vereinbarungen zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn, die zu einer dauernden Verständigung dieser beiden Mächte führen dürften, die erwartete Beruhigung in Serbien nicht eingetreten. Im Gegenteil ist die Erregung stärker geworden, und die chauvinistischen Blätter erklären sogar, daß Österreich über die Leichen der Serben schreiten müsse, wenn es die Annexion von Bosnien und der Herzegowina durchführen wolle. Bei solcher Lage der Dinge ist es kein Wunder, wenn die österreichisch-ungarische Heeresleitung ihre Rüstungen mit vollendeter Sicherheit aber ohne Geräusch fortsetzt, um für alle Fälle bereit zu sein. Seit wenig Tagen ist auch die volle kriegsmäßige Munition für die neubewaffnete Feldartillerie fertiggestellt, und dazu sind besondre Vorkehrungen sowohl in den annektierten Provinzen wie auch längs der Donau-Savegrenze getroffen worden. Diese Vorsorgen erstrecken sich auf die Erhöhung der Friedensstände bei allen im Bereiche des XV. Armeekorps (Sarajewo) dislozierten Truppen und auf die Vermehrung der dort stehenden höhern Einheiten um eine Truppendivision, die in zwei Gebirgsbrigaden gegliedert ist. Durch die Erhöhung der Friedensstände ist die Gefechtsstärke des XV. Korps auf rund 60000 Mann erhöht worden.

Die Truppentransporte aus dem Reichsinnern erfolgten derart, daß aus allen Korpsbereichen Niederösterreichs, Böhmens, Galiziens und Ungarns von verschiednen Regimentern die vierten oder andre Bataillone herangezogen und mit diesen Truppenteilen zwei Gebirgsbrigaden zu drei bis sieben Bataillonen und einer Gebirgsbatterie gebildet wurden.

Das XV. Korps gliedert sich sonach heute in drei Infanterietruppendivisionen (Nr. 1, 2 und 48), insgesamt mit 12 Gebirgsbrigaden, in das

Militärkommando in Zara, unter dem Süddalmatien steht, mit zwei Gebirgsbrigaden, sodaß für etwaige Operationen nach Montenegro und Serbien zusammen 14 Gebirgsbrigaden sofort zur Verfügung stehen. Dieses Kräfteaufgebot dürfte jedoch schwerlich ausreichen. Für einen Feldzug nach Serbien rechnet man bei dem zu erwartenden Guerillakrieg und den dadurch bedingten umfangreichen Vorsorgen für den Etappenschutz auf ein Aufgebot von vier bis fünf Korps; das wären rund 240000 bis 300000 Mann, während für die Operationen in Montenegro etwa 100000 Mann als notwendig erachtet werden. Bei unmittelbarer Kriegsgefahr müßten also sehr umfangreiche Transporte erfolgen. Gegen Serbien wären sie ohne besondre Schwierigkeit zu bewältigen, da die Drinaposition, wo schon heute rund 30000 Mann stehen dürften, dank der guten Bahn- und Straßenverbindungen leicht verstärkt werden kann, aber gegen Montenegro können die Transporte nur dann ohne große Reibungen ausgeführt werden, wenn auch die Flotte hierzu herangezogen würde. Hierbei kommt in Betracht, daß Österreich-Ungarn unter Festhaltung der Drinalinie mit den Hauptkräften aus dem untern Banat vorgehen dürfte, während gegen Montenegro eine Operation über die Cerna gora und von der Küste aus über Spizza gegen die zentralen Becken in Aussicht stehen mag.

Soweit aus unvorsichtigen Äußerungen serbischer und montenegrinischer Politiker zu schließen ist, besteht der Kriegsplan dieser Staaten darin, Bosnien und die Herzegowina zu insurgieren und dann wo möglich durch eine gemeinsame Operation, etwa mit Kalinovik als Bindelinie, über das südöstlichste Bosnien gegen Sarajewo – Mostar loszumarschieren. Diesen Möglichkeiten hat Österreich durch die Befestigungen, durch die Errichtung eines verstärkten Grenzschutzes, durch die Organisierung von Streifkommandos wie durch die ausgiebige Verstärkung der exponierten Stationen vorgebeugt. Gegenüber Serbien kommt es hierbei auf die unbedingte Festhaltung der Drinalinie an. Die Drina hat bis Zvornik den Charakter eines wilden Gebirgsflusses, von da ab den eines verwilderten Flachlandflusses und ist im ganzen Laufe nach Wassermasse und Talbeschaffenheit ein starkes Hindernis. Ihre Breite beträgt bei Niederwasser bis Zvornik 45 bis 190 Meter, dann bis 360, die Tiefe 2,5 bis 6 Meter, dann 1,5 bis 3 und ist im allgemeinen sehr wechselnd. Die Ufer sind im Oberlaufe fast durchweg, im Mittellaufe häufig bis 7 Meter hoch, oft schwer zugänglich. Übergänge bestehen: bei Foca und Gorazda eine eiserne Straßenbrücke, bei Višegrad eine steinerne, 6 Meter breite, aus dem Jahre 1571 stammende Brücke, ferner bei Megjegje eine Eisenbahnbrücke mit geschlossener Decke, bei Brod eine eiserne Straßenbrücke (oberhalb Foca), bei Foca selbst noch zwei hölzerne Straßenbrücken über die Cehotina. Weiter abwärts bestehen nur Zugfähren für zwanzig bis fünfzig Mann, die jedoch für Fuhrwerke nicht geeignet sind, Flöße und Ruderschiffe sind im ganzen Laufe zu haben, die letzten haben sechzig bis siebzig Mann Fassungsraum.

Da die Drina nur an den Übergangspunkten von größern feindlichen Kräften überschreitbar ist, und diese Übergänge in österreichischem Besitze sind,

so müßte an dieser Flußbarriere jeder feindliche Vormarsch aus Ost-Südost zum Stehen kommen; deshalb wird der Angreifer danach trachten, sich dieser Übergänge zu bemächtigen. Die erwähnten Übergangspunkte wurden demgemäß noch in den achtziger Jahren befestigt und neuerdings durch mehrere feldmäßige Anlagen verstärkt. So besitzt Foca drei verteidigungsfähige Kasernen, Višegrad eine verteidigungsfähige Kaserne und zwei offne Batterien, Zvornik eine alte türkische, von Österreich adaptierte Feste, die das Tal und die Straße nach Dolna Tuzla und die Drina beherrscht. Von besondrer Bedeutung unter diesen Übergangspunkten ist Višegrad als die bequemste Ausfallpforte gegen Serbien. Hier mündet unweit des Ortes, bei Vardište, die bosnische Ostbahn und eine gute für Wagentransport geeignete Straße. Für den weitern Vormarsch landeinwärts ergeben sich insofern günstige Verhältnisse, als von hier über die Mokra gora nach Užice eine fahrbare Kommunikation führt, die im Tale der westlichen Morava ihre Fortsetzung in das straßen- und hilfsquellenreiche Tal der zentralen Morava findet. Ein Vormarsch aus dem Brückenkopfe von Višegrad heraus müßte jedoch von Rogatica und Gorazda her unterstützt werden. Bei der Verteidigung der obern Drina fällt der Umstand stark ins Gewicht, daß auf österreichischem Boden in der Strecke Gorazda – Rogatica keine den Fluß begleitende Straße führt, und daß sich jenseits der Grenze sehr hohe Mittelgebirgsrücken auftürmen, die ein Überschreiten des Grenzwalles nur auf den gegen die genannten Übergangspunkte zusammenströmenden Kommunikationen zulassen. Daraus geht auch die Bedeutung von Višegrad, Gorazda und Rogatica hervor, der österreichischerseits durch Truppenverstärkungen entsprochen wurde.

Abwärts von Rogatica sind bemerkenswert das serbische Ljubovija, die alte türkische Feste Zvornik, das serbische Loznica und der Kommunikationsknoten Bjelina. Im Raume Rogatica – Loznica schiebt sich auf serbischem Boden ein bis 1300 Meter hoher Mittelgebirgsrücken quer über die Vormarschlinien; er wird nur von wenigen Kommunikationen überschritten, die fast ausnahmslos in die vorhin erwähnten Flußpunkte münden. Serbien hat schon in den siebziger Jahren den wichtigsten Uferort Loznica befestigt, die verfallnen Fortifikationen wurden neuerdings aufgefrischt; die Feste Zvornik wird von dem auf serbischem Gebiete liegenden Mali-Zvornik beherrscht, wie überhaupt abwärts von Loznica das serbische Drinaufer das bosnische um mindest einen Meter überragt und fast überall eine verdeckte Annäherung und Ansammlung gestattet, während das bosnische meist frei und offen daliegt. Diese Umstände erschweren nicht nur die Grenzbeobachtung und Sicherung, sondern auch das Überschreiten des Flußhindernisses und die hierzu nötigen Brückenarbeiten. Um gegen Überraschungen vollkommen gesichert zu sein, müßten die wichtigsten Gebirgspässe des früher erwähnten Mittelgebirges besetzt werden. Die große Entfernung der einzelnen Übergänge ist auch als eine Gefahr zu bezeichnen, der man nur durch ein umfassendes, unterstützendes und darum zeitlich genau umgrenztes Vorbrechen begegnen könnte.

Wahrscheinlich ist nun, daß das Gros der im östlichen Bosnien, in Banjaluka und Dolna-Tusla, untergebrachten 48. Infanteriedivision über Loznica und über und nördlich von Zvornik vorgehen wird, während über Ljubovija die aus Sarajewo vordirigierten und für die Operation über Rogatica–Višegrad entbehrlichen Kräfte angesetzt werden dürften. Hierzu ist zu bemerken, daß die vorhandnen Streitkräfte für die Durchführung einer kräftigen Offensive über die Drina nicht ausreichen, daß vielmehr die an der serbischen Grenze verteilten beiden Infanteriedivisionen nur die ersten Staffeln des nötigen Machtaufgebots sein können, während das Gros erst aus dem nächsten Korpsbereiche von Agram (XIII. Korps) heranzuschieben sein wird. Und dies um so mehr, als mit einem starken Vorstoß serbischer Truppen über die Drina gerechnet werden muß.

Wesentlich einfacher liegen die strategischen Verhältnisse im Norden Serbiens. Hier bilden Save und Donau eine so mächtige Grenzbarriere, daß von einem Überfall Serbiens keine Rede sein kann. Auch bestehen viel günstigere Verhältnisse für die Versammlung sehr starker Streitkräfte, da das Kommunikationsnetz die rasche Ansammlung zahlreicher Truppen ermöglicht und die vielen wohlhabenden Ortschaften eine Unterbringung begünstigen. Als Aufmarschraum des Gros kommt nach dem Bestand an Straßen und Hilfsmitteln, ferner nach der strategischen Gesamtlage das untere Banat in Betracht, das ist der Raum Pancsova–Weißkirchen, in dem vier Bahnen münden, und wo die Donau als Transportlinie seit je eine große Rolle gespielt hat. Von hier aus ergeben sich günstige Operationsrichtungen durch das Tal der zentralen Morava, der Kornkammer Serbiens. Diese Richtung ist aber auch deshalb von so großer Bedeutung, weil sie die für den Bewegungskrieg geeigneten Räume umfaßt und bei dem schwierigen Nachschub die Okkupation wesentlich erleichtern würde.

Die Operationsrichtung über Višegrad–Čačak und die durch das Moravatal stellen die große äußere Umrandung des wahrscheinlichen Kriegstheaters dar; gelingt es einer österreichischen Offensive, Herr dieser Linien und der sie begrenzenden Räume zu werden, so werden die serbischen mobilen Kräfte in den westlich und nördlich davon liegenden Räumen eingeschlossen, was zu einer Kapitulation führen würde. Auf eine solche Niederwerfung der Serben hinzuarbeiten, erscheint auch deshalb wichtig, weil nur ein Festhalten der serbischen Streitkräfte den Bandenkrieg verhüten kann. Ist die serbische Armee geschlagen und womöglich zerniert — die konzentrischen österreichischen Operationslinien weisen gebieterisch daraufhin, diese Zernierung anzustreben —, so ist auch der Widerstand des Landes gebrochen, denn der serbische Bauer ist keineswegs kriegerisch gesinnt, er seufzt im Gegenteil unter der Last der Steuern und der Politik, die von einigen Hitzköpfen aus persönlichem Interesse gemacht wird.

Neben der durch das Moravatal gedachten Hauptvormarschrichtung kommen Operationen aus den Aufmarschräumen in Syrmien (Mitrovitza) und aus dem Gebirgslande des Raumes Weißkirchen–Orsova in Betracht; diese Operations-

ziele haben aber nur unterstützenden und fördernden Charakter. Die Eigenart der Kriegführung der Bergstämme würde ausreichende Vorsorgen für den Etappenschutz nötig machen; es müßten umfangreiche Straßenverbesserungsarbeiten durchgeführt und Befestigungen an den wichtigen Etappenpunkten errichtet werden. Wegen des minderwertigen fortifikatorischen Zustandes der serbischen Befestigungen braucht die österreichische Armeeleitung keinen großen Belagerungspark mitzunehmen.

Bei der Forcierung der Save–Donau ist der Donauflottille eine besondre Rolle zugewiesen. Schätzungsweise dürften im Banat etwa zwei bis drei Korps, in Syrmien ein Korps, an der untern Drina eine verstärkte Infanteriedivision und im Gebirgslande östlich des Banats zwei bis drei Gebirgsbrigaden verwandt werden, sodaß sich das Kraftaufgebot gegenüber Serbien auf vier Korps und zwei selbständige Infanteriedivisionen belaufen könnte.

Die serbische Hauptkraft wird, wie aus mehreren Anzeichen hervorzugehn scheint, im Raume Valjevo–Uzice oder Aranjelovac–Sviljainac versammelt mit Kragujevac als befestigtem Stützpunkt. Das Schwergewicht der serbischen Operationen ist augenscheinlich auf einen Einfall in Bosnien gerichtet, und zwar über Višegrad und Umgebung auf Sarajewo, wobei über die Krbljna eine Verbindung mit der auf Mostar gedachten montenegrinischen Offensive angestrebt wird. Auf derlei Absichten deuten wenigstens die starken Truppenansammlungen im Tale der westlichen Morava hin. Ob einer serbischen Invasion nach Bosnien ein Erfolg blühen kann, soll hier nicht näher untersucht werden. Es ist jedoch kaum zweckmäßig, die serbische Armee qualitativ gering zu schätzen; Serbien rüstet seit Oktober des verflossnen Jahres, bildet seine Reservisten in vierwöchigen Übungen aus, bestellt neue Gewehre, Geschütze und Kriegsmaterial und ist auch in der Lage, das Bestellte zu bezahlen, woraus geschlossen werden muß, daß das Land im Kriege nicht aus Mangel an materiellen Mitteln unterliegen wird; es hat mächtige Gönner. Inwieweit in Bosnien und der Herzegowina selbst die Möglichkeit einer Aufstandsbewegung vorliegt, sei dahingestellt; zu betonen wäre jedoch, daß eine wenn auch noch so geringe Schlappe der österreichischen Truppen von sehr schweren Folgen begleitet sein würde, da sie, durch die orientalische Phantasie riesengroß aufgebauscht, das Signal zu einer allgemeinen Erhebung geben könnte.

Auf jeden Fall muß damit gerechnet werden, daß bei einer weitern Verschlechterung der politischen Lage, also am Vorabend eines Krieges, Österreich-Ungarn zu neuen Truppensendungen genötigt sein wird. Es scheint zwar sehr leicht, die Bewegungen der serbischen Streitkräfte, die fast durchwegs auf langen Straßen und in kultivierten Teilen erfolgen, zu überwachen, dagegen ist aus der serbischen Presse fast gar nichts über derlei Verschiebungen zu erfahren, sodaß die Gefahr besteht, bei nicht umfassend organisiertem Kundschafterdienst überrascht zu werden. Ganz im Gegensatze hierzu lassen sich die militärischen Maßnahmen Österreich-Ungarns aus den ungarischen Blättern bis ins kleinste Detail verfolgen, ja die Unvorsichtigkeit oder Ungewißheit der Preßüberwachungs-

stellen ging so weit, daß aus der Danksagung der mit Weihnachtsspenden bedachten Truppen die genaue Kriegsgliederung des fünfzehnten Korps entnommen werden konnte, die bis dahin streng geheimgehalten worden war. Ein Schulbeispiel, wie man es nicht machen soll!

Was nun die militärische Situation Österreich-Ungarns gegenüber Montenegro betrifft, so gestalten sich hier die Verhältnisse dank der seit der Okkupation Bosniens und der Herzegowina geschaffnen umfangreichen militärischen Einrichtungen wesentlich günstiger als gegenüber Serbien. Die große Armut an Hilfsquellen in der Herzegowina, das gering entwickelte Kommunikationsnetz und die äußerst schwierigen Unterkunftsverhältnisse, wie sie noch in den achtziger Jahren vorlagen, führten zu einer Reihe administrativer Maßnahmen, die auf den Kommunikationsbau und zwar vor allem wieder auf die Schaffung leistungsfähiger Verbindungen mit der Monarchie (Bahn und Schiffahrt) hinzielten, auf die Anlage eines möglichst engmaschigen Netzes von guten, jederzeit benutzbaren Straßen, ferner auf die Sicherung der Benutzung dieser Kommunikationen und auf die Verbesserung der Wasser- und Hilfsmittelverhältnisse. Zu diesem Zwecke wurden zahlreiche Befestigungen geschaffen.

Diese Befestigungen schaffen gesicherte Lagerräume und Depots für größere Kräfte, können daher als gesicherte Sammel-, Ausgangs- und Stützpunkte für Operationen dienen und sind somit als fortifizierte Aufmarschräume zu betrachten. Da jede der drei Grenzfestungen: Bilek, Trebinje, Cattaro mit Garnisonen von rund 10000 Mann belegt ist, während das Gros der Operationstruppen gestaffelt bis Mostar zurückreicht, ist eine für den Vormarsch in diesem Gelände sehr zweckmäßige Krästegliederung schon durch die Garnisonierung gegeben. Die umfassende Gestaltung der Grenze ermöglicht zudem ein konzentrisches Vorgehn, wobei als Ausgangsräume Foca, Gacko, Bilek, Trebinje, Krivosije, Cattaro, Budua, Castellas-tua in Frage kommen.

Der eigentümliche Charakter des montenegrinischen Hochgebirges, dessen Schwierigkeiten durch die meist starke Verkarstung sehr erhöht werden, verlangt eine besondre Operationsführung und ein besondres taktisches Verfahren, das überdies durch die nationale Kampfweise des Bergvolks wesentlich beeinflußt wird. Als österreichisches Operationsziel kommt im allgemeinen die Zeta–Moracaniederung von Nikšic bis Podgorica in Betracht, sie ist das materielle Kräftereservoir Montenegros. Wiewohl von der österreichischen Grenze bis zu dieser Talniederung nicht mehr als 50 Kilometer Luftlinie sind, würde die Gewinnung des Zetatales doch mindestens eine Woche beanspruchen, da die Marschleistung von längern Kolonnen in diesem Terrain oft nicht höher als 5 Kilometer pro Tag ist, was sich aus der Notwendigkeit vorsichtiger Basierung (Errichtung befestigter Etappenpunkte) und deren ungeheuern Schwierigkeiten (sogar die einfachsten Bedarfsartikel müssen auf Tragtieren nachgetragen werden, wie Wasser, Futter für die Tiere usw.) erklärt.

Das jetzige Kräfteaufgebot reicht nur für die Festhaltung der annektierten Länder und die Niederwerfung einer Insurrektion hin; für die Operationen

nach Montenegro müßten weitere Kräfte aufgeboten werden oder die zurzeit in der Herzegowina liegenden durch andre für den Landessicherungsdienst ersetzt werden. Eine Truppenverschiebung im Winter stößt sowohl bei Benutzung der Schmalspurbahn als auch der Seeschiffahrt auf bedeutende Schwierigkeiten. Die Bahn ist fast regelmäßig bei den dortigen ungeheuern Schneefällen verweht, die Aufnahmefähigkeit der kleinen Waggons infolge der Kälte bedeutend verringert, die Teilung längerer Zuglasten in mehrere Staffeln geboten, wodurch wieder die Tagesleistung geschmälert wird; schätzungsweise können im Winter nur drei bis vier Bataillone pro Tag in die südliche Herzegowina geschafft werden.

Die Schiffahrt leidet unter den heftigen Borastürmen, die das Anlaufen der nautisch wenig entwickelten süddalmatinischen Häfen ungemein erschweren, sodaß Schiffe oft tagelang auf günstigere Wetterverhältnisse warten müssen, um ihre Ladung löschen zu können. Die Landung in Teodo oder Cattaro ist zwar nicht solchen Schwierigkeiten ausgesetzt, doch können besondre Verhältnisse das Ausschiffen von Truppen im Gebiet von Spizza nötig machen, das über keine besondern Hafenanlagen verfügt. Und Spizza ist gerade der durch einen Überfall Montenegros gefährdetste Raum; dieser schmale süddalmatinische Landstrich hängt mit Cattaro durch die Zupaebne zusammen. Hier steht zurzeit nur ein Bataillon, doch dürfte es binnen kurzem durch Aufstellung einer süddalmatinischen Gebirgsbrigade verstärkt werden. Ursprünglich bestand die Absicht, Spizza im Kriegsfalle zu räumen; davon scheint man jedoch aus politischen Gründen abgekommen zu sein. Bei der Verteidigung Süddalmatiens wird der k. und k. Kriegsflotte eine sehr große Rolle zukommen; demgemäß ist als „Wintergeschwader“ die neue 10600 Tonnen-Schlachtschiffdivision mit den Kreuzern St. Georg und Kaiser Karl der Sechste und zahlreichen kleinern Fahrzeugen formiert worden; ein Teil des Geschwaders steht schon in Teodo und Budua.

Wie entstand die letzte Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten?

Wirtschaftskrisen haben schon ihre eignen Theorien und ihre eignen Theoretiker gefunden, und im Interesse dieses neuen Zweiges volkswirtschaftlicher Sonderforschung muß jede neue monographische Darstellung dieser Art dankbar begrüßt werden. Die jüngste Sturmperiode des Zeitalters kapitalistischer Produktion, die Krisis des Jahres 1907, hat nunmehr in Adolf Hasenkamps Buch: Die wirtschaftliche Krisis des Jahres 1907 in den Vereinigten Staaten von Amerika (Jena, Gustav Fischer) eine zusammenhängende Bearbeitung gefunden;

gerade sie ist uns um so willkommner, als sie auf Spezialkenntnissen amerikanischer Wirtschaftszustände, von denen der Verfasser schon Zeugnis abgelegt hat, fußt, willkommen auch, weil sie die Untersuchungen Hermann Schumachers erweitert und ergänzt. Die Wirkungen jener transatlantischen Krise haben wir ja auch bei uns genügend gespürt; ein Vorbeugen ähnlicher Ereignisse, die bei den engen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Kontinenten wohl jedesmal einen entsprechenden Rückschlag bei uns auslösen würden, fordert aber eine klare Erkenntnis der Krankheitserscheinungen; sehen wir zu, wie jene Krisis entstand.

Bekanntlich äußerte sich die Krisis in den Vereinigten Staaten als Geldkrisis, d. h. sie trat in einem verhängnisvollen Mangel an Zahlungsmitteln zutage. Aber dieser Geldmangel ist nur ein Symptom, nicht die Ursache, kann es schon deswegen nicht sein, weil die Vereinigten Staaten nächst Frankreich den größten Geldumlauf aller Goldländer, den doppelten Geldumlauf Großbritanniens besitzen. Die offne Krise hat in einem psychologischen Moment ihren Grund, in dem Zusammenbruch des amerikanischen Optimismus angesichts eines plötzlichen Konjunkturumschlags, verständlich wird sie aber erst, wenn man die einzelnen Ursachen und Phasen dieses einer außergewöhnlichen Hochkonjunktur folgenden wirtschaftlichen Tiefstandes kennt.

Intensiver als anderswo waren die vier Jahre des Aufschwungs, die der Krisis vorausgingen, von dem tatkräftigen amerikanischen Volke ausgenutzt worden, aber mit der wirtschaftlichen Entwicklung, mit der Hochspannung des Unternehmermutes hatte, das war das Verhängnisvolle, die Kapitalbildung nicht Schritt gehalten. Der Außenhandel hatte sich seit 1896 verdoppelt, desgleichen die Roheinnahmen der Eisenbahnen, die Mineraliengewinnung war auf das Dreifache gestiegen, gewiß Ergebnisse, auf die man stolz sein könnte, die aber teilweise schon ihr Zustandekommen einem in seinen Spekulationen zu weit gehenden Unternehmungseifer verdankt hatten. Auf Zusammenfassung drängten Industrie und Verkehrswesen im letzten Jahrzehnt hin, und dieser Vorgang, so nützlich er durch Ausschließen oder wenigstens Vermindern der Konkurrenz wirken kann, so verhängnisvoll kann er wirken durch Festlegung zu gewaltiger Kapitalmassen, und so wirkte er in diesem Falle. Optimist, wie der Amerikaner ist, rechnete er mit einem jederzeit genügenden Kapitalangebot, und die finanziellen Erfolge der ersten großen Zusammenlegungen schienen ja auch diese Hoffnung zu rechtfertigen; eine Gefahr aber lag in der veränderten Grundidee, die diese Zusammenlegungen im Verlauf einer natürlichen Entwicklung annehmen mußten. Aus den freiwilligen Zusammenschlüssen der Werkbesitzer wurde nach und nach ein Aufkaufen um jeden Preis seitens gewisser Unternehmerkreise, die eben bei konsequenter Durchführung ihrer Monopolbestrebungen gezwungen waren, den ihres Vorteils wohl bewußten, zurückhaltenden Betrieben Bedingungen anzubieten, die eine Überkapitalisierung der neuen Gesellschaft zur Folge haben mußten. Nicht der wahre Wert der zu

erwerbenden Anlage, sondern eine oft äußerst optimistische Abschätzung ihrer Ertragsfähigkeit wurde dann der Bemessung des Grundkapitals zugrunde gelegt. Einzig da stehn die Riesenschöpfungen des Jahres 1901, Schiffahrtstrust und Stahltrust, Ergebnisse einer immer weiter um sich greifenden Betriebszusammenfassung. Betriebskapital war gewöhnlich knapp, zumal da in den ersten Jahren, wo man zur Anlockung des Publikums auf hohe Dividenden hinarbeiten mußte, wenig flüssige Mittel herausgewirtschaftet werden konnten; Neuaufnahmen von Kapital waren die notwendige Folge.

Charakteristisch hebt sich dieser Konzentrationsprozeß in der Entwicklung des amerikanischen Eisenbahnwesens ab. Das Bestreben der großen konkurrierenden Gesellschaften ging dahin, die eignen Linien in möglichste Nähe der großen Verkehrs- und Handelsplätze zu führen und zwang so entweder zum umfassenden Ausbau der Strecken oder zum Ankauf anschließender, die gewünschte Verbindung herstellender Netze. In den Jahren 1905 bis 1907 wurden nicht weniger als 12196 Meilen neue Linien gebaut, das Betriebsmaterial erfuhr eine entsprechende Vermehrung, die Betriebskosten wuchsen ins Riesenhafte; insgesamt beläuft sich die Kapitalvermehrung der gesamten Gesellschaften in den letzten zwei Jahren vor der Krisis auf 2 Milliarden Dollars. Und man vergesse nicht, daß von einem großen Teil dieser dem Kapitalmarkt entzognen Summen Erträgnisse erst in fernliegender Zeit zu erwarten waren und sind. Jedenfalls aber rechnete man damals auf diese Erträge, wie denn überhaupt dem Amerikaner Bedenken für die Gesundheit, Zweifel an dem Erfolg dieser Entwicklung vorerst nicht kamen, und so erschien jene an vermutlich aufsteigende Konjunktur fast immer anknüpfende Richtung der Kapitalsentstehung ebenfalls: die Bodenspekulation. Teils befaßte sie sich mit den für spätere Bebauung günstig erscheinenden mächtigen Terrains um die Großstädte herum, erhöhte hier die Bautätigkeit, trieb die Boden- und Mietpreise in die Höhe, machte sich aber auch in den rein landwirtschaftlichen Gegenden des Westens bemerkbar und legte alles in allem große Kapitalien fest. Als drittes gesellt sich dann noch dazu die Börsenspekulation in Wertpapieren; überschritt sie auch im allgemeinen das sonst in Amerika übliche Maß nur wenig, so wirkte sie in diesem Falle doch ungünstig, weil sie den Kapitalmangel noch fühlbarer gestaltete. Zudem erreichte sie auch in einigen Werten einen Umfang, wie man ihn sonst kaum kannte; beispielsweise konnten so achtzehn neue Bergwerksunternehmungen an einem Tage ihre Anteilscheine in den Handel einführen.

Viel Geld wurde verdient, oft mühelos, viel aber auch ausgegeben. Man macht die Beobachtung, daß die starken Lohnsteigerungen der arbeitenden Klassen weniger zu einer Erhöhung der Sparrücklagen als vielmehr zu einer verhältnismäßigen Verbesserung der Lebenshaltung führten, daß ein ungesunder Hang zum Wohlleben alle Kreise der Bevölkerung ergriff. Die Ausgaben für Luxus und Vergnügen wuchsen, man wundert sich kaum noch, wenn man von

400 Millionen Dollar hört, die in den letzten zwei Jahren allein für Automobile ausgegeben worden sein sollen. Hier lag eine direkte Kapitalverzehrung vor, hier kann man wohl auch von einer unmittelbaren Schuld der Nation reden, während Gründungs- und Spekulationsleichtsinn doch noch im Naturell des Amerikaners seine entschuldigende Erklärung findet.

Unabhängig nun von amerikanischen Eigenheiten kommt noch eins als Ursache der Krisis in Betracht: der Einfluß der europäischen Geld- und Kreditverhältnisse. Amerika ist auf europäisches Geld angewiesen; mit dem Aufschwung in den Vereinigten Staaten nun fiel zeitweilig ein starker geschäftlicher Niedergang in England und Deutschland zusammen, und ganz von selbst stellte sich das hier vielfach müßige Kapital dem starken Bedarf drüben zur Verfügung. Eine Rückwirkung machte sich aber sofort bemerkbar, als nun auch in Europa unter dem Einfluß der aufsteigenden Konjunktur erhöhte Ansprüche an den Kapitalmarkt gestellt und die Kapitalien aus den Vereinigten Staaten zurückgezogen wurden. Ein Ersatz fand sich um so schwerer, als die Katastrophe von St. Franzisko gewaltige Werte vernichtet hatte, als die politische Weltlage zugleich den Kapitalbedarf aufs höchste anspannte; man schätzt die Summen, die der südafrikanische und der russisch-japanische Krieg verschlungen haben, auf $2^1/_4$ Milliarden Dollar.

Bei der sich nun nachdrücklich geltend machenden Kapitalnot gelang es nicht mehr, Anleihen zu den bisherigen Bedingungen unterzubringen, die industriellen Werke und namentlich die Eisenbahnen sahen sich wegen Herbeischaffung dringend benötigter Mittel zur Ausgabe kurzfristiger, hochverzinslicher Noten gezwungen. Die Hoffnung, bald wieder billiges Geld zu bekommen, herrschte eben noch immer vor, mit den zu zahlenden Zinsen rechnete man nur für ganz kurze Zeit, unternahm es sogar noch, durch unmotivierte Erhöhung der Dividenden eine künstlich in Szene gesetzte Haussebewegung zu unterstützen. Die Möglichkeit hierzu boten, und da läßt sich ein Mitverschulden nicht aus der Welt schaffen, die Banken. Indem sie, durch die hohen Erträgnisse der kurzfristigen Noten verlockt, der Industrie und den Eisenbahnen in dieser Zeit ihre Kapitalien zur Verfügung stellten, handelten sie direkt leichtsinnig. Das Unzeitgemäße dieser Überschwemmung des Marktes mit neuen Werten mußten sie bemerken, durften sie keinesfalls unterstützen, wenn auch die allgemeine wirtschaftliche Lage noch günstig war. Sie durften es um so weniger, als ihnen diese Unterstützung nur mit starker Inanspruchnahme europäischen Kredits möglich war, und sie die Schwierigkeiten beim Einlösen der fälligen europäischen Verbindlichkeiten hätten voraussehen müssen. Diese ließen nicht auf sich warten; eine Verlängerung der europäischen Kredite war nicht zu erlangen, große Entlastungsverkäufe in Industriepapieren wurden nötig, bewirkten aber ihrerseits wieder große Kursverluste der fraglichen Werte, und direkt kritisch wurde die Lage, als infolge der Verschuldung an Europa Goldexporte eintraten, die bald die Höhe von dreißig Millionen Dollar erreichten.

Einheitlichkeit der Grundsätze und Geschäftsführung, starkes Verantwortlichkeitsgefühl, das sind Eigenschaften, die bei Banken ohne einheitliche Organisation mehr als anderswo wünschenswert erscheinen, die man aber in dieser kritischen Zeit bei den amerikanischen Banken bedauerlicherweise vermißt. Soweit tragen sie ohne Zweifel unmittelbare Schuld, mehr Verantwortung aber lädt die Bundesregierung durch ihre mangelhafte gesetzliche Regelung des Banknotenwesens auf sich. Zu geringe Anpassungsfähigkeit der Notenzahl an den Bedarf, ungenügende Deckung durch Goldvorräte, das sind die fühlbarsten Schwächen der Bankgesetzgebung, die sich in der Krise des Jahres 1907 aufs deutlichste bemerkbar machten. Eine automatische Regelung des Notenumlaufs, wie unser Reichsbanksystem sie gewährleistet, hätte eine derartige Kreditanspannung, wie sie der Krise vorausging, unmöglich gemacht; hören wir doch, daß der Notenumlauf der Vereinigten Staaten 1897 bis 1907 von 230,8 auf 604 Millionen Dollar gestiegen ist, wobei man bedenken muß, daß die Deckung dieser Noten nur in Schuldtiteln des Bundes, deren Vermehrung ebenfalls keine Grenzen gesteckt sind, besteht. Die verhängnisvolle Tragweite der ungehinderten Vermehrung dieser Kreditpapiere, die ja nicht einmal in Gold eingelöst zu werden brauchen, bringen erst die komplizierten Reservevorschriften der Einzelstaaten und des Bundes zum rechten Bewußtsein; ermöglichen sie doch tatsächlich, daß eine Banknote als Grundlage für den sechs- bis zehnfachen Betrag an Depositenverpflichtungen dienen kann. Überhaupt läßt die Aufsicht der einzelstaatlichen Banken, der Trust Companies, an Strenge und Sorgfalt viel zu wünschen übrig; Verpflichtungen, Reserven zu halten, bestehn teils überhaupt nicht, teils in ungenügender Höhe, erscheinen aber um so unentbehrlicher, als sich die Trust Companies auf alle Gebiete des Bankgeschäfts vorgedrängt haben, dank ihrer größern Schmiegsamkeit den Kunden Vorteile vor den Bundesbanken bieten können und diese dadurch zwingen, auch ihrerseits sich ertragreichern, aber daher auch riskantern Geschäften zuzuwenden. So konnte es kommen, daß die Newyorker Banken in den letzten zwei Jahren siebenmal ein Defizit unter der vorgeschriebnen 25 Prozent Barreserve ihrer Depositen zu verzeichnen hatten, daß sich für alle Bundesbanken das prozentuale Verhältnis zwischen Depositen und Barreserve von 1897 bis 1907 um fünf vom Hundert verschlechterte.

Nicht unbedenklich waren schließlich, wenn man einmal in der willkürlichen Vermehrung der Banknoten einen wunden Punkt der amerikanischen Bankgesetzgebung sehen muß, jene Maßnahmen der Regierung, die der Erweiterung des Notenumlaufs bewußt Vorschub leisteten. Der vom Schatzamt mehrfach ausgeführte Beschluß, den Banken Regierungsgelder als Depositen zu überweisen, ergab sich aus der an sich begreiflichen Absicht, die Barbestände zu vermehren, trug aber, da für Regierungsgelder selbst keine Reserve verlangt wird, dazu bei, die übertriebne Kreditgewährung seitens der Banken zu fördern; um den vierfachen Betrag der ihnen überwiesnen Summen konnten

die Banken ihre Verbindlichkeiten auf Depositenrechnung anwachsen lassen. Die Bedeutung dieser Hilfsaktionen wird anschaulich, wenn man hört, daß die Regierungsdepositen von 50 Millionen im Februar 1906 auf 173 Millionen im Mai 1907 angewachsen waren.

Nach alledem kann man die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten vom Vorwurf einer gewissen Kurzsichtigkeit nicht freisprechen; aber nur schwach fällt er ins Gewicht neben der ersichtlichen Laxheit und mangelnden wirtschaftspolitischen Umsicht, die sie in ihrer Bankgesetzgebung an den Tag gelegt haben. Übersehn darf man freilich nicht die ungeheuern Schwierigkeiten, die räumliche Ausdehnung, territoriale Sonderheiten und nicht zuletzt eifersüchtige Wahrung einzelstaatlicher Gesetzgebungsrechte einer einheitlichen und übersichtlichen Regelung in den Weg legen. Die wirtschaftliche Entwicklung hatte sich eben in einer bei uns unbekannten Geschwindigkeit, zuweilen Sprunghaftigkeit vollzogen, ihr entsprangen auch im letzten Grunde jene früher erwähnten ungesunden Eigenschaften des amerikanischen Wirtschaftslebens. Der Erkenntnis, daß es um die Elastizität und Widerstandskraft des Finanzsystems übel bestellt sei, konnte sich zuletzt auch der amerikanische Optimismus nicht mehr verschließen; nur so ist es zu verstehn, daß einzelne Zusammenbrüche im Herbst 1907 nicht auf ihre lokale Wirkung beschränkt blieben, sondern im ganzen Lande als der Beginn der Katastrophe angesehn wurden und in der Tat zu dieser wurden. Der Boden war eben schon zu sehr erschüttert!

Karl Schurz

Jem in den Grenzboten (1907, Heft 51) schon erwähnten ersten Bande der „Lebenserinnerungen von Karl Schurz“ ist im Verlage von Georg Reimer in Berlin vor einigen Monaten der zweite Band gefolgt, der dem ersten an anziehendem Inhalt kaum nachsteht, obgleich er nur noch lose mit Deutschland im Zusammenhange steht.*) Der erste Band, der die Erlebnisse des Verfassers bis zum Jahre 1852 in deutscher Sprache behandelte, ist von der Kritik mehrfach mit einem fesselnden Roman verglichen worden, dessen Inhalt nichts weniger als eine Dichtung, sondern vielmehr eine einfache, mit Kraft und Frische vorgetragne Beschreibung der an Kämpfen und Schicksalen ungewöhnlich reichen Jugendzeit des Verfassers ist. Sein ausgesprochnes Erzählertalent und die anschaulichen Schilderungen der Erlebnisse, die in einer hochbewegten Zeit

*) Karl Schurz, Lebenserinnerungen. Bd. I 7 Mark, gebunden 8 Mark, Bd. II 9 Mark, gebunden 10 Mark. Berlin, Georg Reimer. — Georg v. Bosse, Karl Schurz, Deutschlands beste Gabe an Amerika. 80 Pf. Stuttgart, Chr. Belser. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens Bd. 38, Heft 1.)

unsers Vaterlandes spielen und darum des höchsten Interesses gewiß sind, machten den ersten Band zu einem anziehenden Lesestoff, obgleich er nichts wesentlich neues brachte, aber die meisten Darstellungen jener Zeit an fesselnder Gestaltungskraft überragte. Und er hatte auch noch einen andern Vorzug. Wer einen Blick in die Erinnerungsliteratur der Achtundvierziger geworfen hat mit der häufig aufdringlichen Selbstbespiegelung in großen Worten, der Verdächtigung der Mitkämpfer, von Unfähigkeit angefangen bis zum Verrat, der wiederholten Versicherung des Erzählers, wenn es nach seinem Sinne gegangen sei, wäre dies oder jenes Ereignis und damit der Traum einer deutschen Republik nicht mißglückt — wer dergleichen gelesen hat, den muß die einfache, jedes Bombastes, doch nicht des Humors bare Darstellung der Erlebnisse in jener stürmischen Zeit wohltuend berühren, und der Verfasser hätte doch, nachdem er wohl auch alle Mißgeschicke der pfälzisch-badischen Revolution, den Ruhm jener, mitgemacht, aber später eine wirkliche Tat, die Befreiung Kinkels, mit außerordentlicher Geschicklichkeit und kühlem Mut vollendet hatte, eher einen Anflug von Ruhmredigkeit verraten dürfen als die meisten andern jener Tage. Daß ihn nicht erst die Reife des Alters, in dem er seine Aufzeichnungen zunächst für seine Kinder niederschrieb, zu dieser Enthaltsamkeit bewog, geht aus seinem gesamten Verhalten hervor.

Er ist Republikaner aus innerster Überzeugung und folgt nicht bloß dem gewaltigen Zuge der Zeit, sondern er bleibt ihr sein ganzes Leben hindurch treu. Mit einer für seine Jugend sehr beachtenswerten Objektivität durchschaut er bald die Aussichtslosigkeit der revolutionären Strömung in Europa, die seine Flüchtlingsgenossen noch lange Zeit in ihrem Banne gefangen erhält, und wendet sich schon im Jahre 1852 der nordamerikanischen Republik zu, die allein seinem Staatsideal entspricht. Damit geht Schurz dem deutschen Vaterlande dauernd verloren, die glänzende Erstehung des Deutschen Reichs läßt ihn ziemlich kalt, denn sie befriedigt sein republikanisches Ideal nicht. Die nationale Ader, die viele seiner Schicksalsgenossen mitbewegt und sie dem neuen deutschen Vaterlande schließlich wieder, wenn auch äußerer Umstände halber meist nur mit dem Herzen, zugeführt hat, ist bei ihm wenig entwickelt, er bleibt Amerikaner im vollsten Sinne des Worts, weil er ausschließlich Republikaner ist. Nicht Deutschland, sondern die Republik ist seine Heimat. Diese eigenartige Entwicklung, die man wegen seiner persönlichen Bedeutung wohl gern anders gewünscht hätte, läßt sich aus seinen Lebensverhältnissen begreifen. Aus jenen neupreußischen Gebieten der früher erzbischöflichen Rheinlande stammend, die ebenso wie die rheinbündischen süddeutschen Lande die große nationale Erregung von 1813 nur an sich vorüberrauschen gesehen aber nicht selbst mitgemacht haben, ist ihm das Wesen des preußischen Staats vollkommen unverstanden geblieben. Das ist selbst viel ältern seiner Gesinnungs- und Schicksalsgenossen, wie Temme u. a., auch so gegangen. Man schimpft ja auch heute noch aus ähnlichem Beweggrunde im gesamten Süden Deutschlands weiter auf Preußen,

obgleich man es weder entbehren kann noch mag. Die in den dreißiger und vierziger Jahren an den höhern Schulen uud Universitäten vorherrschende Richtung hatte sich, da ihr der deutschnationale Patriotismus von Bundestags wegen verwehrt wurde, dem Traume einer allmächtigen demokratischen Staatsgewalt nach der Weise der Alten zugewandt; man hielt die Republik eigentlich für vernünftiger als die Monarchie, die höchstens als Übergang zu jener anzusehen und darum noch zu dulden sei. Dazu kamen namentlich in den Rheinlanden lebhafte Erinnerungen an die französische Revolution, der französische Liberalismus hatte den Deutschen eine revolutionäre Brille aufgesetzt, durch die sie ihre Lage nicht klar zu erkennen vermochten. Schurz hatte für sich selbst daraus das Fazit gezogen: „Der Idealismus, der in dem republikanischen Staatsbürger die höchste Verkörperung der Menschenwürde sah, war in uns durch das Studium des klassischen Altertums genährt worden, und über alle Zweifel, ob und wie die Republik in Deutschland eingeführt und inmitten des europäischen Staatensystems behauptet werden könne, half uns die Geschichte der französischen Revolution hinweg“ (Band I, Seite 141).

An patriotischer Empfindung hat es auch vor Bismarck im deutschen Volke nicht gefehlt. Man schwärmte und sang vom deutschen Vaterlande, man sehnte sich nach der äußern Form für die innerlich so reich vorhandne Fülle der Liebe zu allem, was man in Wort und Gesinnung, in Dichtung und Kunst, in Sitten und Gebräuchen als deutsch empfand. Ein deutsches Reich war die Sehnsucht aller Gebildeten, begeisterte die Dichter für „das deutsche Vaterland“, das nach den Worten des alten Arndt immer „größer“ sein sollte. Aber wie es zu machen sei, war die schwere Frage, und der politische Kampf um diese oder jene Staatseinrichtung, wie sie eine Lehrmeinung oder ein Klasseninteresse fordert, hat nicht geruht, bis ihm die historische Entscheidung von 1866 ein Ende machte. Zu der einfachen Klarheit, daß man nicht Fragen der innern Politik entscheiden kann, bevor man nicht Herr im eignen Hause ist, jeden fremden Angriff und jede fremde Intrige zurückzuweisen vermag, vermochten sich nur wenige emporzuringen. Und doch galt es überhaupt erst einen Staat zu schaffen, der Nation das Unterpfand jedes Erfolgs, das stolze Selbstgefühl zu retten. Aber dies lag unter den Schlagbäumen der Kleinstaaterei wie in einem Spinnengewebe ohnmächtig und gelähmt. Die Kaiseridee, die in Geschichte und Sage besonders mit den beiden großen Kaisern Karl und Friedrich Barbarossa innig verknüpft war, lebte weiter, obgleich Franz der Zweite die Kaiserwürde aufgegeben hatte, und wurde der Gegenstand des politischen Hoffens und Sehnens, sowohl zur Zeit der napoleonischen Willkürherrschaft wie unmittelbar nach den Befreiungskriegen und wieder in der Zeit der politischen Wallungen der Jahre 1848 und 1849. Aber sie traf mit der demokratischen Idee zusammen, die nach dem Muster der französischen Revolution das deutsche Vaterland als Republik begründen wollte. Dieser Gedanke stieß jedoch auf den Widerstand sämtlicher Fürsten, die Kaiseridee auf die Abneigung

der Mehrzahl der Fürsten mit dem Kaiser von Österreich an der Spitze, der schließliche Kompromiß in der Frankfurter Nationalversammlung zwischen Kaiseridee und Demokratie auf die Ablehnung des Königs von Preußen. Das Endergebnis war die Wiederherstellung des Bundestags und die Bekräftigung des schon früher gefallnen Ausspruchs Friedrich Wilhelms des Vierten, daß die deutsche Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfelde erworben werden könne. Ihm gebrach es keineswegs an politischer Erkenntnis, nur an der Befähigung zum politischen Handeln. Die politischen Ereignisse bestätigten achtzehn Jahre danach seine Ansicht.

Das gänzliche Mißlingen der beiden Pläne zur Schaffung eines deutschen Reichs hatte in den Vertretern der leitenden Grundgedanken merkwürdige Wandlungen zur Folge. Heinrich v. Gagern, der eigentliche Führer auf dem Wege zum Erbkaisertum der Hohenzollern, ging im Verlaufe der Jahre ins österreichische Lager über, Schurz, der mit zwanzig Jahren alle demokratischen Mißerfolge mitgemacht, aber durch die umsichtige und mutvolle Befreiung seines Lehrers und Freundes Gottfried Kinkel aus dem Gefängnis zu Spandau in der Nacht vom 6. zum 7. November 1850 bewiesen hatte, daß er ein tatkräftiger Mann war, wurde Amerikaner. Er tat diesen Schritt im August 1852 mit voller Überzeugung: „Es ist eine neue Welt, eine freie Welt, eine Welt großer Ideen und Zwecke. In dieser Welt gibts wohl für mich eine neue Heimat. Ubi libertas, ibi patria.“ Er folgte der hauptsächlich durch den Einfluß Lord Byrons besonders im Westen Deutschlands angeregten, auch im elterlichen Hause gepflegten Schwärmerei für Nordamerika und seinen Helden Washington. Byron hatte sich zu sterben gewünscht jenseit des Meeres in dem letzten Asyle der Freiheit: one freeman more, America, for thee! Diese Schwärmerei fiel in die Zeit, da das deutsche Volk ein ruhiges, stetiges Selbstgefühl kaum besaß und das Fremde anstaunte und idealisierte, nur weil es fremd war. Seitdem wir auf festen eignen Füßen stehn, sind wir leicht geneigt, die Ideale jener Zeit allzu scharf zu verurteilen. Man darf aber nicht vergessen, daß noch ein halbes Menschenalter nachher, in den letzten Zeiten des unglückseligen Bundestags, manchem Deutschen die Frage auf der Seele lag, ob wir überhaupt berechtigt seien, uns eine große Nation zu nennen. Denn nur in den Gedanken lebte das deutsche Vaterland, unsre Eltern haben es erst erarbeiten, erkämpfen, erleben müssen. Tausende einfacher Leute, die gar nicht vom republikanischen Prinzip so durchdrungen sein konnten wie Schurz, haben damals ihr Vaterland auf der Suche nach einer neuen Freiheit verlassen. Viele von ihnen und ihren Nachkommen beschleicht, auch unter günstigen äußern Verhältnissen, noch das Heimweh nach dem alten Vaterlande, um so mehr, seitdem es so ganz anders geworden ist. Schurz hielt sich fast gänzlich frei davon, nur in der ersten Zeit, da ihm auch noch seine junge Frau in Newyork erkrankt war, kam ihm jenes Verlassenheitsgefühl, das man nur in der „neuen Welt“ so recht kennen lernen kann. Er überwand es bald, denn er hatte sich vorgenommen, „die

Vereinigten Staaten zu meiner bleibenden Heimat zu machen, alles von der günstigsten Seite zu betrachten und mich von keiner Enttäuschung entmutigen zu lassen". Solche blieben freilich nicht aus, denn er hatte noch nie eine Demokratie im vollen Betriebe gesehn, sondern nur in einer Welt der Theorien und Einbildungen darüber gelebt.

Zunächst galt es für ihn, der trotz längerm Aufenthalt in London noch nicht englisch gelernt hatte, sich in der fremdartigen Umgebung die Landessprache anzueignen. Es gelang ihm hauptsächlich durch gewissenhaftes Studium, Übersetzen und wiederholtes Rückübersetzen von amerikanischen Zeitungen und Werken in englischer Sprache. Ein dreijähriger Aufenthalt in Philadelphia galt dem eifrigen Bemühen, Einsicht in die politischen Verhältnisse zu gewinnen, er sah sich mächtig angeregt von den vielfachen Widersprüchen des amerikanischen Lebens. Seine Zweifel hat er damals in einem schon früher bekannt gewordnen Briefe an seine Freundin Malwida v. Meysenbug ausgedrückt. „Ist denn dieses Volk wirklich frei? Ist dies die Verwirklichung meines Ideals?" Er kam zu dem Schlusse, daß er „in keinem idealen Staate lebe, einfach deswegen nicht, weil die Kräfte des Schlechten wie die des Guten freies Feld hätten". Im Frühjahr 1854 ging er zum Studium der politischen Lage nach Washington, erhielt aber durch die Vorläufer des Parteikampfes um die Sklavereifrage — es handelte sich um die sogenannte „Nebraskabill" des Senators Douglas, des Gegners Lincolns — nichts weniger als erhebende Eindrücke. Eine „erschreckende Enthüllung" brachte ihm „der erste Blick in die Tiefen der großen amerikanischen Regierungsinstitution, die man mit dem Namen Beutepolitik" bezeichnet. „Ich mußte an das preußische Beamtentum denken, das immer den Ruf strengster offizieller Ehrlichkeit genossen hat, und war entsetzt." Er wurde dadurch „auf der Stelle, allerdings mir selbst unbewußt, ein Zivildienstreformer". Nach Lincolns Wahl mußte er freilich zugeben, daß der vollständige Beamtenwechsel mit dem Siege des neuen Grundsatzes der Aufhebung der Sklaverei notwendig war, die „Beutepolitik" demnach in der demokratischen Grundlage der Republik begründet ist, wobei Wähler und Parteien durchaus nicht immer unterscheiden, ob es sich um große politische und sittliche Grundsätze bei den Wahlentscheidungen handelt. Die „Beute" bleibt eben in jedem Falle die gleiche und ist schließlich zur Hauptsache geworden. Mehr gefielen ihm die Verhältnisse im damaligen Westen. „Hier fand ich mehr als anderswo das Amerika, das ich in meinen Träumen gesehn hatte: in einem neuen Lande eine neue Gesellschaft, gänzlich ungefesselt von irgendwelchen Traditionen der Vergangenheit; ein neues Volk aus freier Mischung der kräftigen Elemente aller Nationen hervorgegangen, das nicht Altengland allein, sondern die ganze Welt zum Mutterlande hatte, mit fast unbegrenzten Möglichkeiten, die allen offen standen, und mit den gleichen Rechten, die ihnen durch die freien Institutionen der Regierung gesichert wurden."

Bevor sich Karl Schurz in Watertown in Wisconsin niederließ, wohin inzwischen auch seine Eltern ausgewandert waren, kehrte er der Gesundheit seiner Frau wegen noch einmal nach London zurück, wo er die letzten Reste der republikanischen Flüchtlinge, Kossuth, Herzen u. a., sich in aussichtslosen Hoffnungen auf neue Revolutionen verzehrend, wiederfand. Mit Zuversicht wandte er sich „von dieser nebelhaften Verwirrung" ab und der „neuen Welt" wieder zu, der „bewußten Verkörperung der höchsten Ziele des modernen Zeitalters", die ihm nur einen „einzigen Flecken" zeigte, die Sklaverei. Im Mai 1856 traf er in Watertown ein und sah sich bald in den politischen Kampf um die Sklavereifrage verwickelt. Die Aufhebung der Sklaverei erschien ihm als „die Sache der Freiheit, der Menschenrechte, der freien Regierung, an der alle Menschen ein gemeinsames und gleiches Interesse haben mußten". Im Osten kannte man solchen Idealismus in der Sklavereifrage freilich nicht, aber die Deutschen in Amerika teilten ihn fast ausschließlich. Die Gegensätze zwischen den Nord- und Südstaaten spitzten sich immer mehr zu, bei der Präsidentenwahl im Jahre 1860 gab der Westen den Ausschlag zum Siege Lincolns, und im Westen wieder waren es die Deutschen, deren Redner und politischer Führer Schurz war. Bei der Einführung Lincolns in sein Amt war er in Washington anwesend und wurde ohne sein Bewerben zum Gesandten in Madrid ernannt. Gerade war der Bürgerkrieg ausgebrochen, an dem er sich gern beteiligt hätte, aber man hielt seine Anwesenheit in der spanischen Hauptstadt für nötiger. Nach den ersten militärischen Mißerfolgen der Nordstaaten nahm er Urlaub und kehrte nach Washington zurück mit der Absicht, in das Heer einzutreten, beteiligte sich aber vorher noch an der politischen Debatte über die Frage der Aufhebung der Sklaverei, an die viele Nordstaatler aus verschiednen Gründen nicht heranwollten. Lincoln ließ sich endlich bewegen, durch eine Botschaft am 6. März 1862 die Aufhebung der Sklaverei gegen Entschädigung anzuregen.

Schurz erhielt eine Stelle als Brigadegeneral und wurde zunächst der Armee Fremonts zugeteilt. An dieser Ernennung war nichts Auffälliges. Er hatte schon im Feuer gestanden, ausgedehnte militärische Studien gemacht und stand darum dem größten Teile der Truppenführer, zu denen die Union bei der Schaffung der großen Armee greifen mußte, in keinem Falle nach. Er berichtet sachlich und schmucklos, aber in fesselnder Darstellung über seine Teilnahme an der zweiten Schlacht am Bull Run, an den Schlachten bei Fredericksburg, Chancellorsville, Gettysburg und Chatanooga, von denen die ersten infolge der Unfähigkeit der obern Führer wieder verloren gingen. Wie es damals mit dem öffentlichen Urteil über die Vorgänge und die Führer beschaffen war, sagt Schurz selbst: „Als ich wenig verdiente, erhielt ich viel; als mir wirklich Anerkennung für geleistete Dienste zukam, wurden mir Tadel und Ungunst zuteil, die eigentlich andre verdient hatten, gerade wegen der Dinge, die ich mich nach Kräften abzuwenden bemüht hatte." Die öffentliche Meinung richtete sich eigentlich nur gegen die Deutschen, die im elften Armee-

korps, in dem Schurz die dritte Division befehligte, zahlreich vertreten waren. Ihnen gönnte man keinen Erfolg und suchte ihnen alle Niederlagen zuzuschreiben. Schurz wurde dann Kommandeur des Instruktionskorps in Nashville, in dem die neu errichteten Regimenter ausgebildet werden sollten, nahm aber bald Urlaub, um sich an der Agitation für die Wiederwahl Lincolns zu beteiligen, und wurde dann der in den Südstaaten stehenden Armee Shermans zugeteilt, wo er als Generalstabschef des Generals Slocum nach wenigen Tagen die Nachrichten vom Fall Richmonds und der Kapitulation der Armee der Südstaaten sowie auch der Ermordung Lincolns erhielt. Der Rest der Rebellenarmee kapitulierte am 18. April 1864 vor dem General Sherman. Schurz wurde dann vom Präsidenten Johnson zu einer Bereisung der Südstaaten veranlaßt, die von ihm eingesandten Berichte fanden aber nicht die Zustimmung des Präsidenten, der wegen seiner versöhnlichen Politik bald mit den alten Sklavereigegnern und schließlich mit der großen Mehrheit der republikanischen Partei in Konflikt geriet, was bekanntlich sogar die Erhebung einer Anklage gegen ihn zur Folge hatte, die selbstverständlich nicht zur Verurteilung führen konnte.

Schurz war ein heftiger Gegner Johnsons, der sich für seine Auffassung von der Sklavereifrage zu weit vom Standpunkte Lincolns zu entfernen schien, mit der Anklage jedoch nicht einverstanden. Er war inzwischen Journalist geworden, zunächst als Vertreter der New York Tribüne in Washington, dann zog es ihn wieder nach Westen; er übernahm erst die Leitung der neugegründeten Detroit Post und 1867 die der deutschen Westlichen Post in St. Louis, wo er bald als erster Deutscher vom Staate Missouri in den Bundessenat gewählt wurde. Weihnachten 1868 war Schurz in Wiesbaden eingetroffen, wo sich seine Familie aus Gesundheitsrücksichten aufhielt, und kam darauf nach Berlin. Durch Vermittlung Lothar Buchers erhielt er eine Einladung Bismarcks, der ihn zweimal zu längern vertraulichen Unterhaltungen empfing. Die Schilderung dieser Unterredungen bildet einen der interessantesten Teile des zweiten Bandes, wenn sie auch dem deutschen Leser eigentlich wenig neues zu bieten vermag. Schurz wundert sich namentlich über die ungezwungne Art, mit der Bismarck ihm gegenüber seine persönlichen Beziehungen zum König Wilhelm schildert, und die allerdings von der zurückhaltenden Manier vieler amerikanischer Staatsmänner, worüber er mehrfach berichtet, stark abweicht. Neu ist übrigens, daß Bismarck im Januar 1868 den Krieg mit Frankreich in den nächsten zwei Jahren voraussagte, den er als notwendige Folge des Bonapartismus voraussah, und der zur vollständigen Einigung Deutschlands und zum wahrscheinlichen Sturz des Kaiserreichs führen werde. Gemäß seiner ganzen Anschauungsweise und politischen Entwicklung verrät übrigens Schurz keine besonders warme Sympathie für den Norddeutschen Bund und antwortet Bismarck auf dessen Frage, ob er noch immer ein so überzeugter Republikaner sei, „daß ich zwar die Republik nicht in allen Teilen so schön und lieblich gefunden hätte, wie ich sie mir in meiner jugend-

lichen Begeisterung vorgestellt hätte, hingegen praktischer in ihren Wohltaten für die große Menge und viel konservativer in ihren Tendenzen, wie ich sie mir je gedacht hätte". Bismarck erwies sich über amerikanische Verhältnisse viel eingehender unterrichtet, als es Schurz sonst bei Ausländern gefunden hatte, und sein politischer Scharfblick zeigte sich in den Äußerungen: „Aber würden die demokratischen Institutionen Amerikas nicht erst dann die wahre Probe zu bestehn haben, wenn die außergewöhnlich günstigen Chancen, welche aus unsern wunderbaren natürlichen Hilfsmitteln hervorgingen, aufgehört haben würden zu existieren? Würden dann die politischen Kämpfe Amerikas nicht naturgemäß ein Kampf zwischen reich und arm werden, zwischen den wenigen, die besitzen, und den vielen, die entbehren?"

Schurz war durchaus Republikaner und war so weit Amerikaner geworden, daß er auch die Andeutungen Bismarcks überhörte, wie Lothar Bucher und andre nach Deutschland zurückzukehren, wo öffentliche Stellungen mit hervorragender Tätigkeit bereit stünden. Volle Befriedigung gewährte ihm im nächsten Jahre die Erwählung zum Bundessenator, „die höchste öffentliche Stellung, welche meine ehrgeizigsten Träume mir nur je hätten verheißen können". Am 4. März 1869 nahm er seinen Sitz im Senate der Vereinigten Staaten ein, erst vierzig Jahre alt nach kaum sechzehnjähriger Anwesenheit im Lande. „Würde ich je imstande sein, diesem Lande meine Dankesschuld abzutragen und die Ehren, mit denen ich überhäuft worden war, zu rechtfertigen? Um dies zu erfüllen, konnte mein Begriff von Pflicht nicht hoch genug gespannt werden." Mit diesem Höhepunkt schließt der zweite Band der Lebenserinnerungen, der, bezeichnend genug, in englischer Sprache geschrieben ist, während der erste Band deutsch war. Wie die Tochter Agathe im Vorwort erzählt, bot sich ihrem Vater für seine Erlebnisse und die politischen Verhältnisse in der neuen Heimat „unwillkürlich die englische Sprache, die es ihm gestattete, seine Gedanken über diese Verhältnisse prägnanter auszudrücken". Die Übersetzung, die von den beiden Töchtern und Fräulein Mary Nolte besorgt wurde, ist ziemlich tadelfrei und läßt nur selten vermissen, daß man nicht die unmittelbare Ausdrucksform von Karl Schurz vor Augen hat. Zu bedauern bleibt nur, daß die Erinnerungen mit dem Jahre 1870 abschließen und die eignen Ansichten des bedeutendsten deutschamerikanischen Politikers über den Verlauf seines weitern Lebens, über die Entwicklung der Union und der gesamten Weltlage seit jener Zeit nun fremder Darstellung vorbehalten bleiben. Es wäre vom größten Wert gewesen, die eignen Urteile des Meisters der Sprache darüber zu vernehmen. Denn der zweite Band bietet neben der im höchsten Grade lesenswerten Schilderung der Erlebnisse der ersten sechzehn amerikanischen Jahre eine ganze Reihe von Rückschauen, allgemeinen Erörterungen und Ausblicken in die Zukunft, die gerade als von dieser Seite kommend der Beachtung wert sind. Aus allem leuchtet die Tatsache hervor, daß Schurz ein vollkommner Amerikaner geworden ist, der den vollen innerlichen Anschluß an die große Republik des Westens gefunden hat,

was nicht allen in Nordamerika eingewanderten Deutschen in gleichem Maße geglückt ist, weil sie immer noch einen geheimen Zug nach dem alten Vaterlande empfinden, das wieder im Glanze des Kaisertums dasteht.

Schurz hatte sich den befremdenden Erscheinungen im Osten entzogen und sich dem aufstrebenden Westen zugewandt, der unter den einfachen Verhältnissen seinem republikanischen Ideale mehr entsprach. Plötzlich kam die schon lange drohende Auseinandersetzung zwischen den Nord- und den Südstaaten, in die der Westen unter dem Einfluß der deutschen idealen Auffassung der Sklavereifrage entscheidend eingriff und längere Zeit die Führung behauptete. Das brachte eine vollständige Änderung der Stellung der Deutschen in der Union hervor, und Schurz wurde sogar unter dem Präsidenten Rutherford Hayes (1877 bis 1881) Minister des Innern. In dieser Stellung hat er bewiesen, daß er seine Grundsätze von Recht und Ehrlichkeit bei der Reform des Zivildienstes, der Verwaltung des Pensions- und Schatzamtes und der öffentlichen Ländereien, namentlich der Indianerschutzgebiete und der Begründung einer vernünftigen Forstverwaltung auch praktisch ins Leben einzuführen verstand. Viel Dank der eigentlichen Amerikaner hat er damit nicht erworben, aber bewiesen, daß er im Grunde doch immer ein ehrlicher Deutscher geblieben war. Das eigentliche Parteiwesen mit seinen zweifelhaften Mitteln und dem Streben nach der Beute war ihm ein Greuel, er hat auch mehrfach seine persönliche Stellung zu den Parteien geändert und versuchte selbst im Jahre 1875 eine Reformpartei zu gründen. Der Ruf nach Reformen wird aber noch heute bei jeder Wahl erhoben, doch hinterher bleibt immer alles beim alten, nicht selten wird es noch schlimmer. Es wäre nun vom höchsten Interesse gewesen, die endgiltige Meinung von Karl Schurz über alle diese Vorgänge und die spätere Entwicklung bis zu seinem Lebensende zu vernehmen. Er hat freilich für alle bedenklichen Erscheinungen im republikanischen Leben eine entschuldigende Erklärung bei der Hand und spricht mehrfach in seinen Erinnerungen die sichere Hoffnung aus, der gesunde Sinn des freien Volkes werde schon den Weg zur Reform finden. Viel erlebt hat er davon nicht mehr, es ist eher schlimmer geworden, seitdem die Geschäftspolitik des Ostens auch den Westen überflutet hat, überhaupt kein Raum mehr vorhanden ist, wo sich eine republikanische Idylle entwickeln könnte. Der Kampf zwischen reich und arm ist schon da, und bisher hat selbst eine so populäre Persönlichkeit wie Roosevelt den Trusts keinen merklichen Abbruch zu tun vermocht. Seit das Land nahezu voll ist, beginnt die Staatenbildung drüben nach europäischer Weise, und die Maschinenzivilisation der Neuzeit zwingt die Vereinigten Staaten ebenso zur Weltpolitik wie Deutschland, das auch nicht etwa nur durch eine Laune des Kaisers dazu gekommen ist. Wer da nicht mitmachen kann, wird sicher im Laufe gar nicht ferner Zeiten der Spielball der andern. Das hat der republikanische Idealismus Schurzens, der sich von Anbeginn an gegen jeden amerikanischen Imperialismus gesträubt hat, vollkommen verkannt.

Er ist dabei immer vollkommner Amerikaner, und seine Opposition ist nichts als Sorge um die Union und namentlich um ihre republikanische Staatsform. Für den sachlich Urteilenden geht er in seiner Schätzung alles Amerikanischen und der dortigen republikanischen Einrichtungen und Schöpfungen vielfach zu weit. Wenn er beispielsweise behauptet, daß der amerikanische Soldat sich in einem längern Kampfe schließlich nach einiger Erfahrung allen andern überlegen erweisen würde, so hat er schon 1868 die Zustimmung Bismarcks dafür nicht gefunden. Er bleibt aber trotzdem auch nach den Leistungen der Soldaten der allgemeinen Wehrpflicht 1870/71 doch dabei. Er unterliegt selbst spezifisch amerikanischen Schwächen und hält etwas von dem in den sechziger Jahren grassierenden Spiritismus. So erzählt er in den Erinnerungen aus Paris und aus Philadelphia einige Vorkommnisse, bei dem letzten ist die Täuschung unverkennbar. Eine Tochter des Dr. Tiedemann in Philadelphia, des Schwagers von Friedrich Hecker, hatte nämlich auffallendes Talent zum Medium gezeigt, sie tröstet die Mutter durch spiritistische Grüße von ihren im Sezessionskriege gefallnen Söhnen, prophezeit Schurz, daß er in Missouri zum Senator gewählt werden wird, und schreibt auf seine Aufforderung, Schillers Geist zu zitieren und sich einige Verse von ihm diktieren zu lassen, die deutschen Worte: „Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist von Lichtern hell. Wer sind die Fröhlichen?“ Allgemeines Erstaunen, endlich besinnt man sich auf Schillers Wallenstein. Der Band wird gebracht, und man findet die Verse am Anfang des letzten Akts. Die Tochter hatte „Wallensteins Tod“ unzweifelhaft nicht gelesen, wohl aber ebenso sicher Hauffs „Lichtenstein“, wo sich die Verse als Überschrift des dritten Kapitels finden und dem talentierten Medium als recht geeignet erschienen sein mochten, einmal Schillers Geist zu zitieren.

Diese Nebensachen tun jedoch der Persönlichkeit Karl Schurzens keinen Abbruch, sie beweisen bloß den ungeheuern Einfluß alles Amerikanischen in ihm. Seine Bedeutung liegt aber dennoch in allem, wo er sein Deutschtum dem Amerikanismus gegenüber zur Geltung brachte. Es ist schon erwähnt worden, welche Wendung in der Stellung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten seinem Verdienst zuzurechnen ist. Fast noch mehr muß man anerkennen, was er für die Berechtigung der Erhaltung der deutschen Sprache in Amerika gesprochen und getan hat. Seine Ausführungen darüber in den Erinnerungen wirken überzeugend und erhebend, und er hat bis an sein Ende dafür gearbeitet. Die Verehrung aller Deutschen in der Welt ist ihm dafür dauernd gesichert. Er ist am 14. Mai 1906 gestorben, und die Deutschen wie die Nordamerikaner feierten ihn mit Recht als den größten Deutschamerikaner.

-y-

Wildenbruchs erſter dramatiſcher Erfolg

In einer Zeit, wo man dem hiſtoriſchen Drama wenig geneigt war, mußte es Ernſt von Wildenbruch nicht leicht fallen, ſich auf der Bühne Beifall zu erringen. Seinen erſten Erfolg verdankte er den Studenten. In ſeinen Skizzen aus dem Univerſitätsleben „Der alte Korpsſtudent und andre Geſchichten“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) ſchildert Ernſt Johann Groth das Debüt des Dichters ausführlich mit Einzelheiten, die auch literargeſchichtlich von Intereſſe ſein dürften. An die Berliner Studentenſchaft war 1880 die Bitte gerichtet worden, zu wohltätigen Zwecken eine Aufführung im Nationaltheater zu veranſtalten. Groth wurde von der Studentenſchaft in das Komitee gewählt. Aus ſeiner Geſchichte „Eine Studentenaufführung“ entnehmen wir folgende intereſſante Schilderung: Es hieß, ein Mitglied des literariſchen Vereins, ein gewiſſer Wildenbruch, ein Referendar, habe einen kleinen „Einakter“ geſchrieben, der ſich vielleicht zur Aufführung eignen würde. Der Dichter war zwar ſchon als Epiker aus dem literariſchen Verein bekannt, aber von ſeinen dramatiſchen Arbeiten wußten die meiſten Mitglieder des Komitees noch gar nichts.

Ein Mitglied fügte hinzu, Wildenbruch habe ſich bereit erklärt, das Stück dem Komitee ſelbſt vorzuleſen, es brauche nur ein beſtimmter Abend dafür angeſetzt zu werden. Das geſchah denn auch. Schon an einem der nächſten Tage vereinigten wir uns in dem Sonderzimmer eines Lokals unter den Linden. Außer dem Komitee waren noch Hofſchauſpieler Kahle, der Regiſſeur Fuchs, der Hiſtoriker Höniger und der Germaniſt Litzmann anweſend. Aus einem Nebenraume tönten die Klänge eines Streichquartetts herüber und verſetzten unſre Seelen in weihevolle Stimmung.

Wildenbruch las ſein Stück „Die Eroberung von Mainau“ vor. War es der feurige Vortrag des Dichters oder die Gewalt der poetiſchen Sprache und der genialen Bilder, oder der Zauber der einfachen, aber ſpannenden Handlung — wir wurden mit fortgeriſſen, lauſchten mit wachſendem Beifall bis zum Schluß und waren ſofort darüber einig, daß ſich das Stück vortrefflich für eine Studentenaufführung eigne.

Die Handlung ſpielt zur Zeit der römiſchen Heereszüge nach Germanien. Die Führer Cethegus, Spurius und Camillus haben ſich der den Germanen heiligen Inſel Mainau bemächtigt, wo der Prieſter Wodemir mit ſeiner liebreizenden Tochter Svanhild den Göttern opfert. Zu dieſer herrlichen Jungfrau entbrennen die drei Römer in Liebe. Es wird um ihren Beſitz gewürfelt,

es kommt zum Streit, zum Kampf, zum Verrat. Währenddessen haben die Germanen, geführt von dem Verlobten der Svanhild, die Insel erstürmt, die Römer werden niedergemacht, und das heilige Eiland wird wieder befreit. Mit einer prächtigen Dithyrambe auf Deutschlands mächtige Zukunft schließt das Stück.

Wir machten dem Dichter den Vorschlag, dem Drama, um den lokalen Charakter etwas abzuschwächen, einen allgemeinern Titel zu geben, etwa „Svanhild". Da Wildenbruch derselben Ansicht war, so hatten wir unsrerseits nun nichts mehr gegen die Aufführung des Stückes einzuwenden.

Allein die Techniker fanden an der Dichtung manches auszusetzen. Kahle meinte, daß die Sprache im Anfang etwas an Richard den Dritten erinnere, und daß das hochflutende Pathos kaum von Studenten in erträglicher Weise wiedergegeben werden könne. Der Regisseur Fuchs machte die Bemerkung, daß eine Kampfszene auf der Bühne eines der schwierigsten Kunststücke sei, und daß Dilettanten bei solchen Gelegenheiten leicht den ganzen Eindruck ins Lächerliche zögen, daß überdies das auflodernde Brennen eines Baumes, wie es im Stücke verlangt wird, auf der Bühne schwer darstellbar sei; kurz sie hatten so viele Ausstellungen zu machen, daß Wildenbruch in Unruhe und Besorgnis geriet. Aber wir hielten an unsrer Wahl fest, obgleich wir uns nicht verhehlen konnten, daß es für uns Studenten ein großes Wagnis sei, das Erstlingsdrama eines unbekannten Dichters aufzuführen.

So war die eine wichtige Frage in kurzer Zeit erledigt. Nun aber begannen die langwierigen diplomatischen Verhandlungen mit Van Hell, dem damaligen Direktor des Nationaltheaters, der nur mit Mühe und Not sein schon unter Borsdorffs Leitung leck gewordnes Fahrzeug über Wasser halten konnte.

Van Hell empfing uns mit so viel Würde und Selbstbewußtsein, wie etwa Apollo eine irdische Künstlerschar empfangen würde.

Natürlich hatte er an der Wahl der Stücke alles mögliche auszusetzen. Schiller, Hans Sachs, Wildenbruch — nehmen Sie mirs nicht übel, meine Herren, das geht in die Brüche. Wer ist denn Wildenbruch? Lassen Sie sich um Himmels willen auf keine Premieren ein. Überlegen Sie doch: Sie wollen als Dilettanten eine Premiere spielen! Auf einer der größten Bühnen Deutschlands! Sie wollen neue Rollen schaffen! Nehmen Sie mirs nicht übel, aber das ist ein wenig unverfroren — unvorsichtig wollte ich sagen. Sie müssen ein Stück spielen, das schon als großartige Dichtung allein auf das Publikum wirkt, ein Stück, das gar nicht zu verderben ist, wo sich jeder Spieler nach einem vorhandnen Muster richten kann. Aber bei allen Göttern, keine nagelneuen Rollen!

Wir wurden etwas kleinmütig, denn aus dem Munde eines erfahrnen Bühnenleiters mußten wir die Wahrheit dieser Worte anerkennen.

Das Publikum — fuhr er mit feingespielter Erregung fort — wird vor Lachen bersten, und unfreiwillige Komik ist für uns das Todesurteil. Sie können nicht verlangen, daß ich meine Bühne solcher Gefahr aussetze. Auch

befürchte ich, daß Sie sich über die erwarteten Erfolge täuschen. Kurz — Sie werden nicht auf die Kosten kommen.

Also das war für den Direktor die schwarze Wolke — die Geldfrage! Nun hatten wir unsrerseits wieder blauen Himmel, denn wir kannten unser Publikum besser und wußten, daß das Haus auf alle Fälle ausverkauft sein würde. Die ganze Angelegenheit entwickelte sich denn auch sehr schnell, ohne alle literarischen, technischen und pekuniären Bedenken, als wir ihm bereitwillig die verlangten Entschädigungen für Überlassung des Theaters und aller Bühnenerfordernisse zugestanden.

Wildenbruch war bei jeder Probe auf der Bühne, und bei jeder geriet er mit van Hell zusammen. Bald wollte der Dichter seine Verse anders betont und seine Ideen anders aufgefaßt wissen, bald verlangte van Hell, der uns alle mit dem Selbstbewußtsein eines pommerschen Schulrats behandelte, die Streichung dieser oder jener Stelle oder eine völlig anders geordnete Stellung der Spieler. Kurz, erst herrschte eine Uneinigkeit, die nicht allein den Dichter nervös machte und reizte, sondern auch die Freudigkeit der Mimen sehr beeinträchtigte. Als aber van Hell die Schlußverse, in denen Wodemir mit großartigem Schwunge Germaniens Schicksal und Bestimmung vorträgt, einfach als Unsinn wegstrich, da war es mit des Dichters Geduld zu Ende. Es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung, und der Regisseur Fuchs mußte von nun an auch die Inszenierung der Svanhild übernehmen.

Wildenbruchs Debüt war wirklich ein „Rennen mit Hindernissen". Kaum hatte man das Stück einigermaßen eingeübt, da trat Spurius von seiner Rolle zurück. Ich suchte den Dichter auf, um ihm diese Trauerkunde mitzuteilen.

Er wohnte damals in der Dessauer Straße, drei bis vier Treppen hoch in einer ziemlich öden Wohnung. Ich trat in ein niedriges, kleines Zimmer. Selbst nach studentischen Begriffen sah es darin außerordentlich wüst aus. Vor einem alten, gebrechlichen Sofa mit verblichnem Bezug stand ein plumper Tisch, der mit Büchern, Zeitschriften und Manuskripten über und über beladen war. Rechts lächelten mich das Waschgeschirr und andres Gerät an, links lagen Kleider, Hüte und Wäsche zerstreut auf den Stühlen oder hingen an der Wand. Der Dichter selbst lag in Hemdsärmeln auf dem Sofa und hatte eine Novellensammlung vor sich. Er richtete sich auf und erkannte mich, nachdem er den Kneifer aufgesetzt hatte.

Donnerwetter, was ist denn schon wieder los?

Ich erzählte ihm das neue Hindernis. Er sprang auf: Ihr guten Götter, soll mich euer Fluch denn ewig treffen! Das ist ja eine niederträchtige Geschichte! Und übermorgen soll die Aufführung sein!

Er ging hastig, soweit es der Raum gestattete, hin und her.

Ich sah unsern „Einakter" auf dem Tische liegen und blätterte darin. Er ergriff meinen Arm: Na, aber Bester, haben Sie denn gar kein Verständnis für meine Lage? Sie müssen doch fühlen, in welche entsetzliche Verlegenheit wir alle damit geraten! Es ist wirklich — nein! nein! Nun, da

ich Fuchs allen überlassen habe, gar nicht mehr mitrede, überall das Maul halte, nun denke ich, würde die Karre gehn. Wissen Sie, lieber will ich Steine klopfen als Theaterdichter sein, dahin bin ich jetzt schon gekommen! Ich habe die Schreiberei satt! Sehen Sie, da liegt ein Drama über dem andern; ich habe sie alle losgelassen wie die Jagdfalken, und alle sind sie wieder scheu wie die Nachteulen in ihr altes Loch zurückgekommen. Wahrhaftig, sie scheuen das Lampen- und Tageslicht! Unsre Bühnenleiter — es ist ein Skandal! Und nun mit van Hell! Ich weiß, er agitiert gegen mein Stück! Alles agitiert gegen mich! Haben Sie denn schon einen Ersatzmann für Spurius?

Ich hatte mich hingesetzt. Nein, es hat sich niemand für die Rolle gemeldet, und zwingen kann man nach dem preußischen Landrecht keinen.

Er sah mich etwas verdutzt an. Ja, Sie haben Recht! zwingen kann man keinen; dann mag alles zum Teufel gehn!

Ich unterbrach ihn: Nein, aufgeführt muß das Stück werden, dazu sind wir Ihnen gegenüber moralisch verpflichtet.

Ja, wenn alle so dächten! Daß sich aber auch niemand zu der dankbaren Rolle des Spurius melden will! Traurige Gesellschaft, das!

Es gehört eben Stimme dazu, viel Stimme, und darüber verfügen die wenigsten! bemerkte ich. Sehen Sie, diese Rolle muß herausgedonnert werden — und dabei las ich ein paar Verse herunter.

Weiter, immer weiter! rief er. Ich las die ganze Tirade zu Ende. Er sprang auf mich zu und nahm mir das Buch aus der Hand. Sie müssen den Spurius spielen! tun Sie mir den Gefallen! Sie müssen die Rolle übernehmen!

Ich machte die Einwendung, daß ich als Komiteemitglied nicht mitspielen dürfte, daß ich auch unmöglich Zeit zum gründlichen Einstudieren der Rolle finden würde; aber der Dichter hatte sich in seinen Überzieher gehaspelt und sagte aufgeregt: Machen Sie keine Ausflüchte, mein Bester, ich bitte Sie, es bleibt dabei; ich eile sofort zum Nationaltheater.

Die Generalprobe, bei der niedrige Preise genommen wurden, war bis zum letzten Platze besucht. Alles ging vortrefflich.

Nun aber kam der dritte Streich. Wildenbruch stand hinter den Kulissen und sprach uns, um seine eigne Aufregung zu verbergen, immer von neuem Mut zu.

Die Römer und die Germanen stürmten über die Bühne, schrien, schlugen um sich, warfen sich hin und starben zappelnd wie todeswunde Hasen. Das Publikum wurde unruhig, wir hörten sogar eine lachende Kinderstimme — entsetzliches Balg! Als aber ein toter Römer, der in der Nähe einer Kulisse lag, ganz sacht auf allen vieren von der Bühne verschwinden wollte, da traf uns eine schallende Lachsalve aus dem dunkeln Parkett. Und als nun auch die Göttereiche nicht brennen wollte und doch immer von den wilden, lodernden

Flammen gesprochen wurde, als der Germanenfürst zu früh auf die Bühne stürzte und seinen Irrtum erkennend schleunigst wieder hinter die Kulissen lief, als der Faden verloren war, als sich Römer und Germanen auf der Bühne verwundert anglotzten und sich verlegen anstießen, da wieherte das Publikum vor Wonne.

Vom „Amphibientheater" brüllte eine Stimme: Hat denn keener nich faule Äppel hier? Der Angstschweiß trat uns auf die Stirn. Also auch das noch für all die Liebe — der Vorhang mußte fallen. Lärmend verließ das Publikum das Theater.

Der Dichter kam atemlos und bleich aus seiner Loge auf die Bühne gestürzt: Das Publikum hat — gelacht; wenn das morgen — auch passiert, bin ich verloren! — Was machen wir nur? — Sagen Sie, was machen wir nur?

Der Regisseur kratzte sich schmunzelnd hinterm Ohr. Habe ich Ihnen das nicht vorher gesagt? Nichts ist schwieriger als eine Kampfesszene! Aber es ist richtig — so darf es morgen nicht wieder gehen.

Die Germanen und Römer wurden am nächsten Vormittag noch einmal ordentlich gedrillt und ihnen das bühnenmäßige Schreien, Fechten und Sterben gründlich beigebracht. Und in der Tat fiel nun die Hauptaufführung glänzend aus.

Der alte Kaiser war wirklich erschienen und von einer großen Zahl von Chargierten feierlich empfangen worden. Er blieb bis zum Schluß der Vorstellung in seiner Loge und verfolgte das Spiel der Studenten mit sichtlicher Aufmerksamkeit. Den ältesten der Komiteemitglieder geruhte der Kaiser zu sich zu befehlen; er sprach seine volle Anerkennung über die Leistungen aus. Das Kriegslager sei vortrefflich gewesen, und auch das letzte Stück habe ihm sehr gut gefallen, besonders der Cethegus. Selbst van Hell erhielt etwas von dem kaiserlichen Wohlwollen ab, obgleich er wenig für uns getan hatte. Jedenfalls war dies das erste und auch wohl das einzigemal, daß Kaiser Wilhelm das Nationaltheater besucht hatte.

Die Stimmung unter den Spielern war, wie man sich leicht vorstellen kann, nach solchem unerwarteten Erfolg äußerst gehoben. Wildenbruch glühte vor Wonne und hätte uns alle umarmen mögen. Die in der Presse erschienenen Besprechungen gingen zwar mit gnädiger Herablassung über unsre Aufführung und über Wildenbruchs Stück zur Tagesordnung über, wobei sie ihre Verwundrung über unsre Premiere nicht unterdrücken konnten. Aber der Dichter hatte unsre Herzen durch seine persönliche Liebenswürdigkeit wie durch seinen genialen Schwung erobert, und das galt ihm mehr. Er mochte ahnen, daß dieser Abend die eigentliche Geburtsstunde seiner dramatischen Muse, die erste Stufe seiner Erfolge gewesen war.

Auf Pürſch im Porſt

Ein Bild aus der Lüneburger Heide von Hermann Löns in Bückeburg

Geſtern hat es Gold geſchneit, und Silber fiel heute nacht; Rauhreif knirſcht unter meinen Schuhen.

Die hellen Wochen ſind zu Ende, vorüber ſind die Tage, da die Birken golden vor dem klaren Himmel ſtanden. Luſtig ſchüttelte ſie geſtern der Nordoſt, der kecke Heidläufer; morgen wird der Nordweſt, der alte Brummbär, ihnen die letzten Flittern aus den langen Haaren kämmen.

Mag er! Ich habe mir mein Teil Blauhimmel und Goldluft erpürſcht auf brauner Heide und im fahlen Bruche, habe mich gewappnet gegen tiefen Himmel und dicke Luft, drei Wochen lang pürſchend heidauf heidab, heute dort oben auf der hohen Geeſt, wo der fünf uralten Steingräber ſchwarze Mäuler gähnen, morgen im lichtdurchſprühten Gedämmer der Fichten, und tags darauf im pfadloſen Bruche. Stäubt morgen der Regen über die Heide und rauſcht er in das Moor, auch ſeiner will ich mich freuen und der mürriſchen Wolken und des hohlen Windes, wie ich mich heute der ſilbernen Heide und der goldnen Birken freue.

Wo ſoll ich ihn verpürſchen, den letzten Sonnentag? Dort, wo der Forellenbach luſtig plaudernd im tiefen Bette dahinſchießt, wo ſich der Eichen Herbſtlaub und der Stechpalme Korallenſchmuck in dem blanken Waſſer ſpiegeln? Oder da, wo des Moorbaches ernſte, verſchwiegne Waſſer langſam am heimlich flüſternden Ried vorbeiziehen? Da oben auf der Heide am grünen Ginſterfelde entlang und zwiſchen den geſpenſtigen Wacholderhorſten, wo der Birke Silberſtämme aus goldnem Fallaube ragen, im buſchumhegten Weidelande, wo unter den roten Kronen der Buchen die Rehe nach Maſt ſuchen, oder im raumen Kiefernſtangenorte, wo ſie ſich an den roten Pilzen äſen? Wer ſagt mir, wo es heute am ſchönſten iſt auf dieſen dreißigtauſend Morgen Land?

Drei Orakel will ich befragen. Wo der erſte Vogel hinfliegt, wo der Wind herkommt, wo mein Meſſer hinzeigt, wo die drei Linien ſich ſchneiden, dort will ich hin. Mein Weidmeſſer blitzt durch die Luft und klirrt in den Sand; nach Südoſt zeigt die Spitze. Nach Südoſt zieht auch der Pfeifenrauch. Und jetzt ruft es rund und voll über mir, der Rauk iſt es, der edle Rabe, mein Freund, den ich hege und pflege, dem ich den Junghaſen gönne und das Birkhuhngelege, weil er ſo ſchön iſt und ſo ſelten ward. Nach Südoſt geht ſein Flug.

Blitzendes Meſſer, blauer Rauch, blanker Vogel, gern folge ich euch. Da unten, zwiſchen Mittag und Morgen, da liegt das weite, breite Bruch, das laute, luſtige, bunte Bruch zur Frühlingszeit, wenn ſich der Birkenbaum mit Smaragden ſchmückt, wenn der Porſtbuſch wie eine Flamme glüht, wo im April der Birkhahn tollt, der Kranich ruft, der Brachvogel pfeift, Weihe und Mooreule und Kiebitz ihre Minneſpiele treiben und die Dämmerung voll iſt von dem Gemecker der Heerſchnepfen. Ich liebe dich, luſtiges, lachendes Bruch, der Giftotter Wutgeziſch, der

Mücken Hohngesang verdirbt mir die Lust an dir nicht, und auch nicht das kniehohe Wasser, der schwarze Schlamm. Wir kennen uns so manches Jahr, und nie ward ich deiner leid. Zu allen Zeiten war ich in dir, kam oft mit krauser Stirn und kalten Augen und fuhr helläugig und glattstirnig wieder heim. Soweit der Himmel blau und die Heide braun ist, bist du mir das liebste hier.

Und heute wirst du schön sein, schön wie im Mai, und lustig. Wie ein Silberteppich, mit Purpur und Gold gestickt und mit grünem Sammet besetzt, liegst du da, wie ein Teppich aus eines Riesen Haus, eine Meile lang hin, eine Meile lang her. Eintönig erscheinst du unkundigen Augen, eine leere Wüstenei, und bist so reich an Wechsel, mit Schönheit gefüllt und von Zauber durchweht. Seltsame Dinge raunen die Krüppelkiefern, und alte Mären rauscht das Ried; dort, wo sich der Damm zwillt, knallt um Mitternacht der ewige Fuhrmann; bei der Kösterbult weint die tote Spinnerin, drüben am Hellberge wiegt die Zwergenkönigin ihr Kind in einer goldnen Wiege, und im hohen Holze kräht um die Unterstunde der goldne Hahn; das klingt wie ein silbernes Horn. Wer ihn krähen hört, der stirbt.

Ich höre ihn krähen und lache doch. Sterben muß ich, das weiß ich. Hier, wo unter tausend alten Eichen hundert Quellen springen, da hatte mich der Tod eine Stunde lang in der Hand. Bis unter die Arme saß ich im Quellsand. Hätte ich geschrien und gezappelt, so umspönnen Eichenwurzeln meine Knochen. Und drüben, wo des Moorbachs braune Wasser tückisch hinter dem fahlen Ried funkeln, da balgte ich mich eine halbe Stunde lang mit der Moorfrau umher. Sie liebkoste meine Brust und küßte meinen Mund, aber ich trat sie in ihr scheußlichschönes Gesicht und entwand mich ihrer klebrigen Liebe. Ich höre ihn krähen, den goldnen Hahn; wie einer silbernen Glocke Klang tönt sein Gesang, und schrilles Lachen trillert hinterdrein.

Der Schwarzspecht ist es, der nach Regen ruft. Morgen ist es aus mit der Flitterpracht der Birken, mit der Heide Silbergeglitzer. Der Nebelhexen graue Schar wird über das Land reiten; ihre plundrigen Röcke werden bis in die Porstbüsche hängen, und mit ihren Reiserbesen fegen sie alle Farben aus dem Moore. Aber heute ist noch alles bunt. Frisch, wie im Mai, stehn die Wacholder da, die Stechpalmen prahlen mit ihrem Korallenschmucke, und die Birken protzen mit Flittergold. Allen voran aber ist der Porst. Sein Blattwerk loht und glüht und gleißt im blanken Sonnenlicht so feurigflammend, wie seine Blüten nicht schöner brennen um die Zeit, wo der Birkhahn tollt und der Kiebitz gaukelt. Auch an lustigem Leben fehlt es nicht: viele, viele Kreuzschnäbel streichen über die weiße, rot durchwebte Weite, von Birke zu Birke klingt der Goldfinken Flöten, der Häher Gekreisch, und von dem hohen Moor schallen der Kraniche Fanfaren herüber.

Eine Hütte, blitzend, wie aus altem Silber gefertigt, schimmert unter der krausen Eiche hervor. Manche Nacht lag ich dort auf Heu und auf Stroh, wenn es dem Birkhahn galt oder dem uralten Bock, der seit zehn Jahren in der undurchdringlichen Porstdickung seinen Stand hat. Manches liebe mal sah ich von hier die Sonne aufgehn, sah dem Fischaar bei der Fischweid zu und dem Schwarzstorch beim Neunaugenfang, rief mir mit der Hasenklage den Fuchs heran und holte den Reiher aus der Luft herab und trug dem Bock die Kugel an. Aber nicht dem alten Bock; und ob ich auf ihn auch weidwerkte von einem Vollmond bis zum andern, in der Maikühle fror und in der Junihitze schwitzte, vom Lerchenstieg an pürschte und bis nach der Uhlenflucht auf ihn anstand, er narrte mich ein wie das andremal, und stellte ich es auch noch so klug an, aus der Ellerndickung, wo der Bach den Schlamm mannshoch zusammentrug, wo kein Menschen-

fuß Halt findet, verlachte mich sein tiefer Baß. Aber immer wieder zieht es mich hinter ihm her.

Der Wind ist günstig; die Luft ist weich und warm; da wird der alte Bock wohl draußen stehn. Ich lache über mich selber, aber ich gehe doch den Damm entlang. Bis zur Brust pudern die hohen Halme mich mit Reif ein. Gestern, als der Wind zwischen Abend und Morgen herpfiff, war es tot und leer hier; heute lebt das ganze Bruch. Hier äst sich ein geringer Bock, drüben zieht die Standricke mit ihren Kitzen hin, und dort hinten vor der gewaltigen Porstdickung steht ein ganzer Sprung und äugt den zehn Birkhähnen nach, die über sie fortstrichen. Noch ein Hahn saust über das silberne Bruch, den andern nach, und dreht und schwenkt, die Dickung zu gewinnen. Aber der Habicht ist schneller; mit sicherm Griffe schlägt er ihn, und mühsam flatternd schleppt er ihn über das Moor.

Er sei ihm gegönnt! An Birkwild mangelt es hier nicht und an Enten, und die Eierdiebe, die Krähen, die hält der Habicht im Schach. Ich weiß, wo er Jahr für Jahr horstet, und ich störe ihn nicht. Allzu arm wurde das Bruch an den stolzen Räubern. Niedergeknallt ist der Gabelweih, der einst hier jagte, verschwunden ist der Wanderfalk, der oben auf der Geest horstete, und Jahre sind es her, daß des Schreiadlers Jagdruf hier klang. Noch einige Zeit, und kein Kranichruf tönt im Mai mehr durch das Bruch, des Kolkraben Ruf wird verhallen, und der Schwarzstorch zur Sage geworden sein; haben sie hier auch eine Freistatt, rund umher droht ihnen der Mensch mit Kraut und Lot.

Hier, wo der braune Bach unter und über der wankenden Knüppelbrücke gluckst, wo sich Erlen, Porst und Weiden verfilzen, wo ein Schritt vom Wege in das Bett der Moorhexe führt, in ihr schwarzes, weiches Bett, in dem sie ihre braunen Glieder räkelt, hier steht mein alter Bock, sicher vor Kugel und Schrot, sicher vor Treiber und Hund. Niemals tritt er nach Tau und Tag auf das freie Bruch, nie, bevor die Nacht nicht Himmel und Erde zusammenspann. Das weiß ich, und dennoch zieht es mich durch Strunk und Strauch den schmalen Pfad, der zum Hochsitze in der Krüppelkiefer führt, zieht mich die Leiter in die Höhe, läßt mich harren, wie oftmals schon. Meisen pfeifen und kichern im Dickicht, mit schrillem Schrei blitzt der Eisvogel über den Bach, eine gewaltige Möwe weht über das Bruch, wie ein weißes Gespenst vor dem schwarzen Walde dahinschwebend.

In den fernen Wald träume ich hinein oder in dunkle Zeiten, aus denen tote Gesichter undeutlich hervorschimmern. Und ich reiße meine Augen und meine Gedanken los von dem Dunkel und den verdämmerten Jahren und hin auf des Porstes lodernde Pracht und des Bruches silberne Herrlichkeit unter mir, aus dem die Kiefern ihre Häupter recken, trotzig und doch so wehmütig, und über das sich die Birken erheben, eiteln Tand im schwermutsvollen Gezweige. Und dann sehen meine Augen nichts mehr als einen großen, grauen Fleck, der sich aus dem Porste herausschiebt, und die Luft pfeift mir in der Kehle, das Herz fängt an zu tanzen, Siedehitze kribbelt mir unter dem Hut.

Er ist es, er! Ein solches Gebäude hat kein Bock weit und breit, und solange sichert kein Reh in der ganzen Heide. Wenn auch die Porstbüsche sein Haupt verdecken, ich sehe am Bau, daß es ein Bock, und an der Stärke, daß es mein Bock ist. Ein Druck am Stecher, und ich habe ihn! Aber was habe ich dann? Vielleicht das Wildbret. Denn wer weiß, ob er noch seinen Kopfschmuck trägt! Meine Hände ziehen langsam das Glas vor die Augen. Der Bock steht regungslos da, halb von dem rotgelben Laube verdeckt. Jetzt hebt er das Haupt und zieht einen Stengel herab. Er trägt noch seine Hauptzierde. Und er steht gut für die Kugel. Achtzig Gänge sind es bis dahin. Jetzt wendet er sich und

weist mir das Haupt von rückwärts. Über dem einen Lauscher blitzt es hell, über dem andern nicht; er hat schon eine Stange verloren. Ich lache vor mich hin; ich konnte es mir denken, daß es so kam. Nun dann, mein Lieber, auf Wiedersehen im Juni!

Eine Krähe quarrt hart und spitz über mich hin, sie hat mich eräugt. Der Bock ist verschwunden. Er weiß, wenn die Krähe warnt, ist die Luft nicht rein. Ich klettere von meiner Warte, schlüpfe durch das Buschwerk und gehe den Damm entlang, und ich weiß nicht, soll ich mich ärgern, oder soll ich mich freuen. Auf dieser alten Wurt hier unter den hohen Hängebirken, wo vor vielen Jahren einst das Hirtenhaus stand, in dem Eibig, der Freischütz, manchesmal Unterschlupf fand, wenn drüben in der königlich hannöverschen Forst die Luft unsauber wurde, will ich mich strecken; das Kauern auf dem Hochsitze machte mich müde.

Ich recke und strecke mich und starre in die buntfarbige Weite. Und da reißt es mich hoch; dort unten, wo der Kanal hinter der Böschung fließt, humpelt ein Reh entlang. Es ist eine Ricke, die schwer an beiden Hinterläufen klagt; bei der Drückjagd in der Nachbarschaft wurde sie krank geschossen. Seit einer Woche weidwerke ich sie schon, aber ihr Leiden hat sie heimlich gemacht. Rucksack, Hut und Joppe werfe ich ab, schlage das Fernrohr auf den Drillingslauf, streife die Schuhe ab und schleiche barfuß dem schmalen Pfade zu, der, eingerahmt von hüftenhoher Heide, den Kanal begleitet. Die Ricke zieht der großen Forstdickung zu; es gilt zu laufen. Tiefgebückt, ab und zu den Kopf über das Heidkraut reckend, renne ich den Pfad entlang. Die Brombeeren wollen mich halten, Himbeeren stellen sich mir in den Weg, aber ich komme mit eiligem Herzen und schnellem Atem früher als die Ricke vor der Dickung an und kniee hinter der krummen Birke nieder. Über die blanke Wiese muß sie jetzt; jämmerlich sieht es aus, wie sie den Graben zu überfliehen versucht. Jetzt steht sie und windet hin und her. Es ist weit, sehr weit, aber das Fernrohr hilft mir. Da, wo der Hals ansetzt, bringe ich die Spitze des Fadenkreuzes hin und mache den Finger krumm. Wenn sie nicht im Dampfe liegt, geht sie mir verloren, denn ich bin allein.

Sie schlägt im Feuer rundum, und das Wasser spritzt auf. Ich recke mich hoch, lade und spanne und nehme das Fernrohr ab und schleiche näher, immer näher, bis ich vor dem Anschusse stehe. Regungslos liegt sie da, den Kopf im Wasser. Die Kugel sitzt, wo sie sitzen sollte. Aber mich freut der Schuß kaum. Nicht deshalb, weil es eine Ricke war; lieber ist mir, daß ich ihr Leiden endete, als hätte ich den alten Bock vom Ellernbache auf die Decke gebracht. Auch daß die Luft dick wurde, und vom großen Moore her schwarze Wolken heranwehen, stört mir die Stimmung nicht. Es ist, weil ich allein bin, weil mein Hund nicht freudewinselnd die Ricke zerrt und zaust, wie vor Jahresfrist. Besser pürscht es sich, ist jemand da, der teilnimmt an der Weidmannsfreude, sei es Mensch, sei es Hund. Und wenn es ein Hund war wie mein Hund, mein Freund Battermann, der Teckel mit der Schweißhundmaske und dem Aalstrich über den rotbraunen Rücken, dann war Jagen doppelte Lust. Wie oft legte ich ihn hier nicht am Schweißriemen zur Rotfährte, wie oft riß er mich nicht durch Bach und Graben, wie oft, wenn ich ihn, verlor die Wundfährte sich in wegloser Dickung, schnallte, klang sein heller Hals nicht am kranken Stücke, bis irgendwo im Bruche dumpf sein Totverbellen zu mir herscholl.

Die Ricke über den Hals geschlagen trete ich den Rückweg an. Auf der Hütewurt breche ich sie auf und hänge sie zum Ausschweißen an die Birke. Und ich esse mürrischen Sinnes mein Brot und die Äpfel und rauche und starre auf das Bruch, das im Grau verdämmert, und über das die Wolkenweiber die zer-

riſſenen Säume ihrer ſchlampigen Röcke hinflattern laſſen. Ein hohler Wind hat ſich aufgemacht, und naß weht die Luft. Eine Krähe quarrt heiſer, mit angſtvollem Pfiffe ſtreichen Wanderdroſſeln hin. Ich rauche und denke an den langen, weiten Weg. Und dann fällt mir ein ſonniger Januartag ein und drei Kinder. Um die Mittagszeit war es, da kam ich aus dem Walde bei der großen Stadt und ſah drei Kinder, Arbeiterkinder in dünnen, mißfarbnen Kleidchen, zwei Mädchen und ein Junge. Der Junge ſchwang etwas in der Hand und ſang das Lied vom Tannenbaum und ſeinen treuen Blättern, und das eine Mädelchen hatte die Jacke des Jungen gefaßt und das andre ihrer Schweſter Rockzipfel. Und alle drei gingen mit lachenden Geſichtern und leuchtenden Augen den ſtaubigen Weg und ſangen das Lied vom Tannenbaum.

Es war nach langer, trüber Zeit der erſte ſonnige Tag, und die Kinder taten recht, zu ſingen und zu jubeln. Sie wollten wohl, der Sonne zum Preiſe, ein Frühlingslied ſingen, aber ſie wußten keins, und ſo machten ſie das Weihnachtslied zum Lenzgeſang. Und der Junge hätte wohl gern einen Tannenzweig geſchwungen, doch da er keinen hatte, begnügte er ſich mit einem Ende Stacheldraht, das am Wege lag. Und ich lächelte und dachte mir weiter nichts. Warum fällt mir gerade jetzt dieſes kleine Erlebnis ein? Warum begreife ich heute erſt die Lehre, die mir die drei Flachsköpfe gaben? Gerade in dieſer Stunde, da mich die Jagd öde dünkt, da graue Gedanken über meine frohe Stimmung fegen, und eine hohle Sehnſucht in meiner Erinnerung ſeufzt? Und warum fällt mir heute mein Treugeſell ein, der drei Jahre hier mit mir weidwerkte, und ohne den mir die Jagd ein ſinnloſes Morden ſcheint?

Der Stacheldraht in der Hand des Knaben lehrte es mich: nichts auf der Welt hat eignen Wert; die Illuſion iſt alles.

Ich will heimfahren morgen früh. Mit meinem Hunde begrub ich meine Weidmannsluſt.

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

(Fortſetzung)

9

Das erſte Theaterjahr war vergangen. Es hatte nicht verſchwiegen werden können, daß der Direktor in dieſem Jahre ein gutes Geſchäft gemacht hatte. Man ſprach von zehntauſend, zwanzigtauſend und gar dreißigtauſend Mark Gewinn. Es half nichts, daß der Direktor ſeine dramatiſchſte Haltung annahm, von Blödſinn und phantaſtiſchen Zahlen redete, denn er konnte nicht leugnen, daß er verdient hatte, und das iſt in den Augen der Leute ein ſchweres Unrecht. Es iſt doch einmal ſo in der Welt, daß einer dem andern ſeinen Gewinn nicht gönnt, auch wenn er ſelbſt gar keinen Nachteil davon hat, daß der andre verdient. Und ſo empfand es auch die Bürgerſchaft von Neuſiedel als eine Übervorteilung, daß ſo ein Direktor angezogen kommt, ein Theater aufmacht und das Geld gewinnt, das die Bürgerſchaft an die Kaſſe getragen hat. Hierzu kam die Geſellſchaft zur Pflege uſw., deren

Mitglieder Gift und Galle gegen den Direktor waren, und die es überall aussprachen, wenn man die künstlerische Leistung auf so tiefes Niveau herabschraube, wenn man so wenig biete, wenn man nicht einmal eine anständige Oper herausbringe, so sei es nicht zu verwundern, daß man darüber reich werde. Ob aber ein solcher Profitmacher wie der Direktor der rechte Mann dazu sei, das Theater in Neusiedel auf die ihm zukommende Höhe zu bringen, das sei doch sehr die Frage.

Der Kontrakt mit dem Direktor war so abgefaßt, daß das erste Jahr als Probejahr gelten sollte. Nach Verlauf dieses Jahres werde man, so war vorbehalten worden, die endgiltigen Bestimmungen treffen. Natürlich hatte niemand, weder der Direktor noch der Magistrat daran gedacht, etwas an dem vorläufigen Kontrakte zu ändern. Man hatte den Vorbehalt als eine Formalität betrachtet, über die man stillschweigend hinwegging. Da brachte jedoch der Stadtverordnete Schnatter eine Interpellation ein, die zu einer langen und erregten Diskussion führte, und durch die die ganze Lage geändert wurde. Schnatter fragte an, ob dem Magistrat bekannt sei, daß der Direktor Brandeis seinen Kontrakt dazu benutze, sich auf Kosten der Stadt zu bereichern, und was der Magistrat zu tun gedenke, der Verschleuderung städtischer Mittel entgegenzuwirken. In der Begründung seiner Interpellation rief er, von dem „Hört hört" und der „Bewegung" seiner Gesinnungsgenossen unterstützt, da sehe man es ja, wie mit den Stadtgeldern gewirtschaftet würde. Den Großen und Reichen sei kein Amüsement zu teuer, aber dem kleinen Manne, dem Handwerker, dem Arbeiter würden anstandslos drückende Steuern aufgeladen. Man ziehe ihnen das Geld aus der Tasche, um fremde Menschen, um Nichtstuer zu füttern, um parasitische Existenzen großzuziehn.

Das Wort: parasitische Existenzen machte tiefen Eindruck. Die Bürger erschraken. Wenn sie auch bereit waren, für das Wohl der Stadt Opfer zu bringen, für parasitische Existenzen einzutreten, das wagten sie nicht, und am wenigsten für diesen Direktor, der in einem Jahre zehn- bis dreißigtausend Mark verdient haben sollte. Vergebens suchte der Bürgermeister der Versammlung klarzumachen, daß die Einnahme des ersten Jahres für die Dauer nicht maßgebend sein könne, daß der Theaterbesuch nachlassen werde, und daß man darauf bedacht sein müsse, einen solchen Mann wie den Direktor zu halten. Vergebens wies der Direktor nach, daß er für Neuanschaffung eine bedeutende Summe aufgewandt habe, vergeblich ermahnte Rektor Hesselbach im Tageblatte, daß man eine gute Sache durch falsche Sparsamkeit nicht stören dürfe. Es brüllte der See und wollte sein Opfer haben. In einer der nächsten Sitzungen setzte die Majorität der Stadtverordneten gegen das Votum des Magistrats durch, daß der Direktor zweitausend Mark mehr Pacht zahlen solle als bisher. Der Direktor mimte die Verzweiflung Talbots und brüllte: Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn. Darauf setzte er sich kaltblütig hin und kündigte seinen Kontrakt, worüber die Bürgerschaft einigermaßen verdutzt war. Das hatte man nicht erwartet, vielmehr geglaubt, daß Handeln und Bieten das Geschäft mache. Schon fing man an, einander Vorwürfe zu machen, als die Mitglieder der Gesellschaft zu Pflege usw. erklärten: Ach was, eine Stadt wie Neusiedel kriegt allemal einen Theaterdirektor, und zwar einen bessern als Brandeis.

Ein solcher fand sich denn auch, wenn auch kein besserer. Es war ein kleiner kahlköpfiger Herr, der mit seinem Künstlernamen Leo Walden und mit seinem bürgerlichen Namen Louis Fetköter hieß. Man kann nicht sagen, daß sein Äußeres, sein schwammiges Fettschminkengesicht und seine rote Nase allzu vertrauenswürdig ausgesehn hätte, seine Worte klangen um so vertrauenswürdiger. Er wußte alles, er konnte alles, er war überall gewesen, er war jeder Situation gewachsen. Man hatte ihn kniefällig gebeten, seinen bisherigen Wirkungskreis nicht aufzugeben, aber

er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Neusiedel zum Zeugen seiner Triumphe zu machen. Eigentlich gab es in der ganzen Welt keinen Menschen, der neben ihm überhaupt in Frage kommen konnte. Übrigens bewilligte er alles. Die Erhöhung der Pacht um zweitausend Mark — Kleinigkeit, die Verpflichtung, im Laufe der Spielzeit vier Abende das Theater der Gesellschaft usw. zu Musteraufführungen zur Verfügung zu stellen — ja wohl! natürlich! Warum denn nicht? Das Versprechen, für Oper und klassisches Schauspiel zu sorgen — selbstverständlich! Natürlich. Und so wurde Leo Walden, alias Louis Fetköter, Direktor, und die Gesellschaft usw., die die Sache gemacht hatte, triumphierte.

10

Der Dom in Neusiedel ist als ein Meisterwerk reifster Gotik weithin berühmt. Namentlich sind die Statuen, die die Säulen des Chorraums schmücken, in jedem kunstgeschichtlichen Buche in Abbildung vorhanden. Der Domdiener Herr August Lemme war der Inhaber dieser und der andern Herrlichkeiten, die der Dom barg, und er ließ sich bereitfinden, sie gegen fünfundsiebzig Pfennige die Person (in Gruppen billiger) zu zeigen und zu erklären. Herr August Lemme kleidete sich, seinem kirchlichen Amte entsprechend, schwarz in schwarz, trug ein schwarzes Käppchen und hatte wäßrige Augen und eine noch viel rötere Nase als der Direktor Leo Walden, was wohl mit einer Flasche zusammenhing, die in seiner langen Rocktasche baumelte. Herr August Lemme beherrschte das geschichtliche und künstlerische Material, das zur Erklärung seiner Domschätze diente, durchaus. Er war eine Autorität, er duldete neben seiner Meinung weder Zweifel noch Einwendung, wenigstens so lange nicht, als der Herr Dombibliothekar nicht anwesend war. Andernfalls gestand er zu, daß der Herr Dombibliothekar auch ein hervorragender Gelehrter sei, und daß er zuletzt allemal dem zustimme, was er, der Domdiener, herausgefunden habe. Und das gehöre sich auch so, denn zwischen Gelehrten dürfe es keine Eifersucht geben.

Als dieser Domdiener, Herr August Lemme, eines Tages wieder einmal seinen Vortrag gehalten und von jedermänniglich seine fünfundsiebzig Pfennige (in Gruppen billiger) empfangen hatte, traf er vom Portal zurückkehrend im Chor einen Herrn, der mit großem Eifer und in bedeutungsvoller Haltung die Bildwerke an den Säulen betrachtete. Er war nicht gerade elegant gekleidet und trug nicht ganz tadellose Papierwäsche und einen Havelock, der Sommer- und Winterdienst zu verrichten schien. Herr August Lemme schlängelte sich heran, lüftete sein Käppchen und machte eine respektvolle Verbeugung. Der andre erwiderte das Kompliment und entnahm seiner Brieftasche einen Zettel, auf dem geschrieben stand, Eugen Lappensnider, freier Künstler.

Domkastellanus August Lemme, sagte der andre, sich abermals verbeugend.

Ich bin gekommen, erwiderte der freie Künstler Eugen Lappensnider, indem er nachdenklich den Finger unter die Nase legte, diese Kathedrale zu besichtigen. In der Absicht nämlich, in einer erstklassigen Zeitung Deutschlands darüber ein Referat zu geben. Eine geschichtliche Studie, ein Stimmungsbild. Diese weiblichen Figuren, diese — eh — er machte eine summarische Bewegung — sind in der Tat höchst interessant.

Sie haben recht, mein Herr, sagte der Domkastellanus, höchst interessant. Es gibt ihresgleichen weder in Europa noch in den umliegenden Ländern. Bildwerke wie diese gibt es in keiner Kirche Deutschlands. Höchstens dürfte man sie in alten Pergamentern finden. Sie sehn nämlich vor sich die sieben oder neun oder dreizehn Sibyllen.

Sibyllen — ja in der Tat, höchst interessant. Die Sibyllen waren ja doch —

Die Sübüllen waren, mein Herr, die Prophetinnen der Türken und Kriechen. Dieſe Sübülle, vor der wir ſtehen, iſt die wichtigſte von ühnen, Sübülla persica Linné. Sie heißt Sambethe und iſt die Schwiegertochter Noahs. In der Hand hält ſie, wie Sie ſehn, die Laterne des Diogenes.

Eugen Lappenſnider zog ſeine Brieftaſche heraus.

Und dieſe zweite Sübülle, fuhr der Erklärer fort, iſt die delphiſche Sübülle, weshalb ſie auch Daphne heißt. Sie war die Geliebte Apollos und ſagte den Untergang Jeruſalems voraus.

Verzeihung, Sie meinen Trojas, meinte Eugen Lappenſnider, um auch etwas zu ſagen. Aber der Domkaſtellanus wies die Einwendung mit überlegner Handbewegung zurück. Nein, Jeruſalems, erklärte er, Troja iſt überhaupt nicht untergegangen, ſondern nur zerſtört worden.

Und ſo weiter. Der Herr Domkaſtellanus erklärte alle dreizehn Sibyllen mit Gründlichkeit und Sachkenntnis, und der freie Künſtler nannte den Gegenſtand äußerſt intereſſant und ſchrieb eifrig in ſeine Brieftaſche.

Düſes alſo, mein Herr, ſo ſchloß Herr Auguſt Lemme, ſind die dreizehn Sübüllen unſers Domes. Man hat behauptet, daß ſie früher bemalt geweſen ſeien, und hat ſie wieder in Farbe ſetzen wollen. Aber ich habe dem widerſprechen müſſen. Die Farbe iſt der ſünnliche Ausdruck des Verſchiednen. Sie iſt in der natürlichen Natur nicht zu entbehren, aber in der Domarchitektur wirkt ſie divergierend. Man hat mir recht gegeben. Sie ſehn, man hat nur ihre Geſichter in Farbe geſetzt, um die naturwiſſenſchaftliche Bedeutung der Sübüllen zu markieren.

Hierauf ſchloß der Herr Domkaſtellanus eine Pforte auf, die in die Dombibliothek führte. Man trat ein, und Herr Eugen Lappenſnider ſah an dem vergitterten Fenſter einen alten, weißhaarigen Herrn hinter ſeinen Folianten ſitzen und ſchreiben.

Der Herr Dombibliothekar Doktor Mückeberg, der Verfaſſer des wiſſenſchaftlichen Katalogs unſers Domſchatzes, flüſterte der Dombiener hinter der vorgehaltnen Hand, bereit, wieder in der Pforte zu verſchwinden, aus der er gekommen war. Aber Herr Eugen Lappenſnider ließ ſeinen Führer ſtehn und wandte ſich mit der Unbefangenheit, die den freien Künſtler ziert, der größern Sonne zu. Er verbeugte ſich tief und ſagte mit einer von Bewegung zitternder Stimme: Euer Hochwürden, es iſt ſchon lange mein ſehnlicher Wunſch geweſen, den gelehrten und geiſtreichen Verfaſſer des wiſſenſchaftlichen Katalogs unſers Domſchatzes von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn und demſelben meine Hochachtung zu bezeugen. Geſtatten Sie, daß ich mich vorſtelle, Eugen Lappenſnider, Verfaſſer einer Reihe von Aufſehn erregenden Aufſätzen und Werken.

Der Herr Dombibliothekar ſah etwas unſicher über die runden Gläſer ſeiner Brille hinweg und wußte offenbar nicht, was er mit dieſer Anrede anfangen ſollte. Aber der freie Künſtler ließ ſich unbefangen in einem der großen, lederbezognen Kirchenſtühle nieder und fuhr fort: Vom Hauche der Vergangenheit angeweht, fühlt ſich der Menſch über das Kleine des Lebens emporgehoben, er fühlt ſich bereichert, er fühlt ſich veredelt. Wie beneide ich Sie, hochwürdiger Herr, in ſolcher Umgebung und unter ſolchen Zeugen der Vergangenheit weilen, ſtreben und arbeiten zu dürfen.

Ein andrer, welterfahrnerer Mann würde bei dieſer Anrede vermutet haben: Jetzt wird er mich gleich anpumpen, und würde den Kerl ſchleunig an die freie Luft befördert haben, der Herr Dombibliothekar jedoch wußte unter den Urkunden der Hohenſtaufiſchen Zeit beſſer Beſcheid als unter den Verhältniſſen der Gegenwart. Er war ein alter Herr und Privatgelehrter, der Zeit ſeines Lebens wenig über ſeine Studierſtube hinausgekommen war und von der Falſchheit dieſer unvollkommnen Welt nur eine ſehr allgemeine Vorſtellung hatte. Er wußte ſich auch hier gegen die

Beredsamkeit Eugen Lappensnibers nicht zu helfen und hörte dies und noch andres, was jener vorbrachte, mit Geduld und Ergebung an.

Und diese Sibyllen, fuhr Lappensnider fort, diese Sibyllen, sie haben mich auf das äußerste interessiert. Sibyllen wie die Neusiedler sind mir noch nirgend begegnet. Sie dürften überhaupt nicht zu finden sein — höchstens in alten Pergamenten. Besonders diese erste Sibylle — er warf einen Blick in sein Notizbuch — die persische Sibylle Sambethe mit der Laterne des Diogenes. Wie erklären Sie diese Laterne?

Natürlich nicht als Laterne des Diogenes, erwiderte der alte Herr lächelnd, sondern als das Symbol des Lichtes, der göttlichen Erleuchtung, die die Sibyllen, obwohl Heidinnen, vom Heiligen Geist empfangen und durch ihre Weissagung weiter tragen. — Folgte eine lange, gelehrte Auseinandersetzung, der Eugen Lappensnider mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, worauf er die Frage bescheidentlich zur Erörterung stellte, ob figürliches Schmuckwerk in Kirchen in Farbe gesetzt werden dürfe, was nach seiner unmaßgeblichen Meinung darum verneint werden müsse, weil weltliche und kirchliche Kunst differiere. Das war nun nicht gerade das richtige, aber der alte Herr fing Feuer und legte seine Grundsätze über den Gebrauch der Polychromie dar, was wiederum zu andern archäologischen Problemen führte, und was zur Folge hatte, daß es Mittag wurde, ehe die Diskussion zu Ende kam. Sie war auch noch nicht abgeschlossen, als beide Herren die Bibliothek verlassen hatten, sie wurde fortgesetzt, während Eugen Lappensnider den alten Herrn nach Hause geleitete, und sie belebte sich immer von neuem, so oft der alte Herr sich seiner Tür zuwandte. Da aber das Ende gar nicht kommen wollte, nahm der Herr Dombibliothekar den freien Künstler zum Entsetzen seiner Haushälterin zum Essen mit hinauf, was der freie Künstler hochgeehrt und mit aller Bescheidenheit annahm. Und als er spät am Nachmittag Abschied nahm, geschah es mit der Bitte, bald wiederkommen zu dürfen.

Währenddessen hatte der Domdiener am Domportal gelauert, um den fremden Herrn abzufangen und seine fünfundsiebzig Pfennige entgegenzunehmen. Als er sich betrogen sah, nahm er entrüstet aus der bewußten Flasche einen tiefen Schluck und schraubte sein Urteil über reisende Gelehrte um einige Striche herab.

Der Herr Dombibliothekar aber sollte erfahren, daß er sich an dem Tage, an dem er Lappensnider den Schatz seines Wissens und die Tür seines Hauses aufgetan hatte, eine Kette geschmiedet hatte, von der sich zu befreien schwer war. Er wurde den Menschen nicht wieder los. Er kam immer wieder, und das meist um die Mittagszeit. Und bald traten aus dem Schwall seiner Rede folgende Grundgedanken hervor: Neusiedel sei für einen freien Künstler, Schriftsteller und werdenden Gelehrten der gewiesne Ort. Er biete Anregung, er belebe durch seine schöne Umgebung die Phantasie, er erweitre durch seine Vergangenheit den Blick. Wenn er, Lappensnider, nur beim Tageblatt ankommen könnte oder wenigstens beim Kreiskorrespondenten — als Mitarbeiter oder sonstwie! Ob nicht der Herr Doktor Mückeberg etwas für ihn tun könne.

Dem Herrn Dombibliothekar war die Bitte unlieb. Aber er mußte in den sauern Apfel beißen, um seinen Quälgeist loszuwerden. Auch hatte er die dunkle Empfindung, daß er verpflichtet sei, etwas für die freie Kunst und die freien Künstler zu tun. Und so begab er sich seufzend und mit der Befürchtung eines Mißerfolgs zu dem Besitzer des Tageblattes und trug seine Bitte vor.

Der Besitzer schrie ob der Zumutung, die ihm gemacht wurde, ordentlich auf. Er kenne diese freien Künstler wohl. Es seien Wanzen, die man nicht wieder loswerde, wenn man sie im Hause habe. (Das weiß Gott, sagte Doktor Mückeberg seufzend zu sich selber.) Es falle ihm nicht ein, diesen Lappensnider zu engagieren. Er habe keinen Bedarf, und der Mensch möchte sich seinetwegen zum Teufel scheren.

Der Herr Dombibliothekar fühlte es mit Herzbeben, daß er gegen Geschäftsformen dieser Art nicht aufkommen könnte, und beschloß bei seinem Gange zum Kreiskorrespondenten den Bittsteller selbst mitzunehmen. Der Verleger, Besitzer und Drucker des Kreiskorrespondenten hatte gerade seinen literarischen Mitarbeiter entlassen, weil dieser sich hatte einfallen lassen, für die Arbeit, die er in der Druckerei tat, besonders honoriert werden zu wollen. Der Chef brauchte also gerade eine neue Kraft für das Nichtpolitische, Lokale, für Theater, Musik, Verbrechen und Unfälle, sowie für Hilfeleistungen in der Druckerei. Eugen Lappenschneider war bereit, diese Arbeiten zu übernehmen, obwohl er eigentlich in Roman und Leitartikel arbeitete.

Ob er musikalisch sei?

Musika —? Natürlich. Er besitze tiefe Kenntnisse im Kontrapunkt und sei auch im Oratorium zu Hause wie kaum ein zweiter.

Darum handle sichs nicht, erwiderte der Besitzer, sondern darum, unter „Kunst und Wissenschaft" über die Krebsschen Mittwochskonzerte und über das Theater, auch die Oper, zu berichten. Ob er das könne?

Selbstverständlich, so gut wie kaum ein zweiter.

Ob er den Satz umbrechen und die Formen zusammenstellen könne?

Natürlich. Er habe seit seiner Jugend nichts lieber getan, als Formen zusammenzustellen.

Der Gehalt war erbärmlich. Es war aber kein Groschen weiter herauszupressen, als den der Besitzer des Kreiskorrespondenten bot. Der Doktor Mückeberg empfand es schmerzlich, daß einem Manne wie seinem Schützling ein solches Gebot gemacht werden durfte, und schickte sich an zu gehen. Aber Eugen Lappenschneider hielt ihn zurück und sagte mit sardonischem Lächeln: Ein freier Künstler, Hochwürden, muß über die Misere des Einkommens hinwegsehen. Und schließlich, auch das geringste Einkommen ist besser als gar keins. Ach, mein Herr, es ist schwer, heutzutage anzukommen und durchzukommen. Mit Büchern ist nichts zu machen. Die Verleger sind Esel. Und überdem ist alles in festen Händen. Die Wissenschaft, die Kunst, die Literatur, alles ist in festen Händen und bildet einen geschlossenen Ring gegen die freie Kunst und den freien Künstler. Es ist mein Stolz, unbeeinflußt und unparteiisch die Ideale hochzuhalten und zu verteidigen, und wenn ich auch dabei hungern muß.

Und so schlug denn der freie Künstler hochherzig seine Hand in die des Besitzers, Verlegers und Druckers des Kreiskorrespondenten, und Doktor Mückeberg begab sich um ein erhebliches erleichtert zu seiner Arbeitsstätte in der Dombibliothek zurück.

Und Neusiedel hatte eine neue künstlerische Kraft gewonnen, einen Mann, der durch die Weite des Blicks, durch die Tiefe der Erkenntnis, die Klarheit des philosophischen Denkens und die Unbestechlichkeit des Urteils berufen war, das Kunstleben Neusiedels und ganz besonders die Leistungen des dortigen Theaters auf die dieser Stadt würdige Höhe zu heben. Der Kreiskorrespondent nahm unter dem Striche — denn über dem Striche herrschte die Schere des Verlegers absolut — eine „ungeahnte" Würde, einen hohen dichterischen Schwung an. Er redete nur noch per „wir". Er stand auf hoher Warte und bewertete die Dinge dieser Welt mit unbestechlicher Objektivität und tiefem Sachverständnis. Er durchschaute den Trug der Unehrlichen, die ihre minderwertigen Produkte als lauteres Gold ausriefen, er sah vor allem mit tiefer Verachtung auf die lobenden Kritiken des Kunstreferenten im Tageblatte herab. Dadurch, daß man Leistungen, die es nicht verdienen, lobe, hebe man die Kunst nicht, man setze sie herab, man entwürdige sie. Es sei ein wahres Wunder, daß das Publikum durch die unablässige

Lobhudelei nicht angeekelt werde. Das Publikum sei doch keine Schar von Fliegen, die man mit Zucker in die Falle locken dürfe. Das Publikum wolle die Wahrheit, die ganze, volle Wahrheit. Es habe das Recht, die höchsten Leistungen zu fordern und den strengsten Maßstab anzulegen. Nicht darin liege die Förderung der Kunst, daß man den Künstler durch Lob einschläfre, sondern darin, daß man ihn durch Tadel aufpeitsche.

11

Denselben Ton stimmte auch die Gesellschaft zur Förderung usw. an. Frau von Seidelbast ging zwar niemals in das Theater, aber sie ließ sich von ihren Getreuen berichten, daß mit dem neuen Direktor noch weniger los sei als mit dem alten, daß die Stücke, die man aufführe, keinen Schuß Pulver wert seien, und daß die Schauspieler nicht besser seien als die Stücke. Man hatte nicht ganz unrecht. Der Direktor hatte, um die zweitausend Mark zu decken, die er mehr Pacht zu zahlen hatte, die Gagen der Schauspieler herabgesetzt, was man deren Leistungen anmerkte. Er griff auf Benedix und andre alte Sachen zurück, für die kein Spielhonorar zu zahlen war, er sparte, wo er konnte, er entzog dem Publikum die Vergünstigungen, die sein Vorgänger gewährt hatte.

Frau von Seidelbast hörte dies mit Befriedigung. Denn sie entnahm aus den Berichten die erneute Aufforderung, nun ihrerseits mit wahrer Kunst auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Die Gesellschaft usw. stimmte ihrem Rufe zu den Waffen mit mehr oder weniger Begeisterung zu, und bald stand in den Zeitungen die Nachricht, man werde in Neusiedel Unerhörtes erleben. Es sei im Werke, da man ein erstklassiges Theater und eine erstklassige Oper nicht haben könne, wenigstens „Bayreuther Tage" einzurichten. Man werde mit Bayreuther Kräften und in enger Anlehnung an das Bayreuther Vorbild Stücke aus der Nibelungentrilogie aufführen und auch nicht vor den höchsten Aufgaben zurückschrecken. Man erwarte, daß das Publikum das Unternehmen unterstützen werde. Und danach ging die Gesellschaft usw. unbedenklich daran, die Künstler für die Musteraufführung auszusuchen. Ach, man mußte viele vergebliche Briefe schreiben und die Erfahrung machen, daß erste Kräfte ganz unbeschreiblich teuer seien. Man mußte sich bescheiden und auf Bayreuther Größen verzichten. Nur auf einen vermochte Frau von Seidelbast nicht zu verzichten, auf Alfred Rohrschach, den sie als Siegfried in Bayreuth gesehen hatte — hinreißend, einfach göttlich! Dieser durfte auf keinen Fall fehlen, wenn man sich anschickte, Neusiedel in den Kreis der Kunststädte einzuführen.

Durch welche künstlerische Großtat sollte nun diese Einführung geschehen? Man hatte ausschweifende Pläne. Man dachte an die Meistersinger und die Götterdämmerung. Aber alle diese Pläne scheiterten an der Geldfrage. Frau von Seidelbast war außer sich und beschwor den Geist Wagners, damit er auch diese pekuniären Nöte überwinde. Aber der Geist Wagners ließ sich nicht spüren. Es blieb also Frau von Seidelbast nichts übrig, als sich wieder zu fassen und sich für Siegfried zu entscheiden, weil dies Drama die geringste Zahl von Personen forderte, und weil man sich mit der Hoffnung trug, den Fafner, das Pappungetüm, von einer benachbarten Bühne geborgt zu erhalten.

Nun das Orchester. Woher ein der Aufgabe entsprechendes Orchester erhalten? Diese Frage führte zu einer lebhaften, wenn auch nicht öffentlichen Erörterung. Jedermann nahm teil für oder gegen das städtische Orchester. Natürlich blieben diese Erörterungen dem Meister Krebs nicht verborgen, und dieser, da er optimistischen Gemüts war, faßte eine große Hoffnung. Da er ferner ein guter Ehemann war, außer wenn er die Geduld verlor und mit seinem Hausschuh warf, so teilte er seine Hoffnung seiner lieben Frau mit. Die liebe Frau antwortete mit ihren herbsten Tönen: Eduard, du bist ein Schafkopf.

Wieso? erwiderte der Direktor nicht ungekränkt.

Denkst du denn, daß sie dir die Sache auf dem Präsentierbrette bringen werden? Gleich gehst du hin zu der Seidelbasten und sagst: Soundso, und sie müsse dirs schriftlich geben, daß sie das Stadtorchester nehmen wollte. Aber das bitte ich mir aus, daß du vorher nicht ins Wirtshaus gehst. Und mit dem Posten als Konzertmeister läßt du dich nicht abspeisen. Du dirigierst selber, das bitte ich mir aus.

Eduard Krebs hatte sich bisher nur in einem Gedankenspiele erfreulicher Möglichkeiten bewegt, nun war er vor die Entscheidung gestellt. Und dies durch seine Frau, die keinen Spaß verstand. Und zu Frau von Seidelbast sollte er gehn. Und den Siegfried sollte er dirigieren. Eduard Krebs litt nicht an übergroßer Bescheidenheit, aber hier tauchte doch der Zweifel in ihm auf, ob er auch leisten könne, was er unternahm. Er hatte noch nie eine Oper dirigiert, und er erinnerte sich mit Schaudern, welche Mühe es gemacht hatte, seinem Orchester die Tannhäuserouverture einzupauken. Es wäre ihm unter diesen Umständen nicht unlieb gewesen, als Dirigent abgelehnt zu werden.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 31. Januar 1909

(Die Konservativen und die Reichspolitik. Finanzreform und Blockpolitik. Wahlrechtsdebatte im preußischen Abgeordnetenhause. Straßendemonstrationen. Sozialpolitisches aus dem Reichstage. Die Lage im Orient.)

Die Beunruhigung, die durch die Stellungnahme der Agrarier und Konservativen zu der Rede des Fürsten Bülow im Abgeordnetenhause hervorgerufen worden ist, kann auch heute noch nicht ganz als beseitigt gelten, obwohl man schon auf allen Seiten angefangen hat, darüber ruhiger zu denken. Unser nervöses, durch die Tagespresse beeinflußtes Zeitalter reagiert ja in der Regel sehr schnell auf alle möglichen Eindrücke, die sich einigermaßen sensationell deuten lassen, und es bedarf immer erst einiger Zeit, ehe diese Eindrücke auf ihren wahren Wert zurückgeführt werden. Von konservativer Seite war die Rede des preußischen Ministerpräsidenten im Abgeordnetenhause durch Herrn von Arnim-Zusedom beantwortet worden. Diese Antwort bekundete zwar, daß die Konservativen in vielen Punkten ihre Sprödigkeit gegenüber den Wünschen der Regierung bewahrten, aber andrerseits deutete in ihr auch nichts darauf hin, daß die Partei die bisherige Politik verlassen, den Block sprengen oder gar dem Reichskanzler eine Absage erteilen wollte. Inzwischen aber kam das agrarisch-konservative Echo der Kanzlerrede aus dem Lande. Das Auftreten des Herrn von Oldenburg in der Versammlung der westpreußischen Konservativen, das Interview des Herrn von Treuenfels in einem französischen Blatte, verschiedne Beschlüsse von Landwirtschaftskammern und andern agrarisch gesinnten Körperschaften, dazu der erregte Chor der Preßstimmen — das alles war geeignet, Aufsehen zu erregen, und die Phantasie der Gegner gab diesen Erscheinungen eine noch über die naheliegenden Eindrücke hinausgehende Bedeutung.

So war man geneigt, eine rednerische Leistung aus dem Abgeordnetenhause, die zu Anfang der jetzt verflossenen Woche vor sich ging, sehr stark zu überschätzen

und aus ihr Dinge herauszuhören, die wohl alarmierend wirken konnten. Der konservative Abgeordnete Freiherr von Richthofen hielt eine Rede, die bei der Erörterung der Wahlrechtsfrage scharfe Spitzen gegen den Reichskanzler herauskehrte, dem Block mindestens sehr kühl, den Wünschen der Liberalen mit ausgesprochner Schroffheit begegnete, dagegen — und das wurde am meisten bemerkt — vor dem Zentrum eine Verbeugung nach der andern machte und den Gedanken eines konservativ-klerikalen Bündnisses nach altem Schema mit sichtlicher Vorliebe behandelte. Manchem Zeitungsleser, der in den parlamentarischen Personalien nicht ganz taktfest ist, mochte es wohl begegnen, daß er den Redner mit dem — dem preußischen Landtag nicht angehörenden — Freiherrn von Richthofen-Damsdorf verwechselte, der einer der geschicktesten Sprecher der deutschkonservativen Reichstagsfraktion ist und als Politiker bedeutend über dem Niveau der Durchschnittsparlamentarier von heute steht. Diese Verwechslung hat vielleicht auch dazu beigetragen, der Rede ein größeres Gewicht zu geben, als ihr eigentlich zukam. Ein führendes Zentrumsorgan war dafür freundlich genug, die Vorstellung, als ob die Konservativen durch den Mund eines ihrer besten Sprecher ein neues Bündnis mit dem Zentrum verkünden wollten, gründlich zu berichtigen und die Beweggründe des Herrn von Richthofen mit dem Scheinwerfer der Wahlstatistik zu beleuchten. Der zentrumsbegeisterte Redner verdankt in der Tat seine Wahl einem Kompromiß zwischen Konservativen und Zentrum, und für die Wirkung dieser aus örtlichen Gründen und ganz außerhalb der Reichspolitik vollzognen Verständigung bei den letzten Landtagswahlen wollte er wohl gelegentlich quittieren; er fand bei der Wahlrechtsdebatte dazu die beste Veranlassung. Er brauchte nicht zu befürchten, von seinen Parteigenossen direkt verleugnet zu werden, denn was er sagte, widersprach ja keineswegs konservativen Anschauungen. Nur eine besondre taktische, für die ganze Partei verbindliche Bedeutung wird man seiner Rede nicht beimessen dürfen.

Die konservative und die agrarische Presse hat denn auch die Fortsetzung der sich daran knüpfenden Erörterungen benutzt, die Schärfen des Widerspruchs gegen den Reichskanzler und seine Politik zu mildern. Vor allem ist bestimmt erklärt worden, daß diese ganze Frondestimmung keine Absage an den Fürsten Bülow persönlich bedeuten solle. Allerdings wurde der Widerspruch gegen die Nachlaßsteuer nach wie vor entschieden betont, unter Zugrundelegung der Behauptung, daß die Konservativen, soweit sie in der Partei etwas zu bedeuten hätten, ausnahmlos Gegner dieser Steuer seien, die nur von Liberalen und „Offiziösen" verteidigt würde. Damit machen sich die konservativen Wortführer die Sache wohl doch etwas zu leicht. Wenn in der konservativen Partei im Lande erst noch weiter die Einsicht durchgedrungen ist, daß ohne die Nachlaßsteuer die Reichsfinanzreform nicht gemacht werden kann, wenn also der Widerstand gegen die Steuer ernsthaft den Charakter einer Gefährdung des ganzen Reformwerks annimmt, dann erscheint es doch sehr fraglich, ob die Stimmung im konservativen Lager wirklich so einheitlich bleiben wird, wie ihre Presse behauptet. Diese stellt sich jetzt freilich sehr entrüstet, wenn irgendwo die Zuversicht auf die Nachgiebigkeit der Partei in diesem Punkte offen ausgesprochen wird. Sie sieht darin den beleidigenden Vorwurf der Gesinnungslosigkeit und eines Mangels an Rückgratfestigkeit. Daß die konservative Parteipresse das alte Vorurteil, die Konservativen seien schlechterdings gouvernemental, in jeder Form bekämpfen will, wird man verstehn. Es muß ihr natürlich unangenehm sein, wenn gesagt wird: „Euer Widerstand ist nicht ernst zu nehmen; ihr tut ja zuletzt doch, was die Regierung will." Aber so ist die Sache doch nicht gemeint. Die Reichsfinanzreform ist keine Gefälligkeit gegen die Regierung, keine Sache, die man je nach dem Parteistandpunkt tun oder lassen kann, sondern eine Forderung, die so ernst und wichtig ist wie die Verteidigung des Reichs gegen

äußre Feinde. Eine solche Sache kann nicht von einer Partei gefährdet werden, die ihrer Natur nach nicht etwa den Grundsatz der Regierungsfreundlichkeit um jeden Preis, wohl aber eine nicht durch Nebenfragen zu erschütternde Staatsgesinnung hochhalten muß. Die erwähnte Gefährdung kann immer nur so lange bestehn, als durch berechtigte Interessen und Sorgen oder durch andre Parteiprinzipien verhindert wird, daß den Anhängern der Partei zum Bewußtsein kommt, was auf dem Spiele steht. Wird dieses Hindernis weggeräumt, so muß das Prinzip siegen, das von jener als der höchste Ruhmestitel der Partei geschätzt worden ist. Es liegt nichts verletzendes darin, diese Zuversicht zu äußern, denn es bedeutet nicht die Erwartung, daß die Konservativen ihren Prinzipien untreu werden sollen, sondern daß sie bei der Abwägung von Prinzipien, die sich gegenseitig im Wege stehn, dem höhern Prinzip folgen werden.

Daß die Stellung sämtlicher Parteien zu den einzelnen Vorschlägen, die in ihrer Zusammenfassung die Reichsfinanzreform bilden, so nicht bleiben kann, wie sie jetzt in dem gänzlich negativen Ergebnis der Kommissionsberatungen zum Ausdruck kommt, ist klar. Die Beschlüsse der Kommission haben den augenfälligen Beweis schon jetzt geliefert, daß das ganze Werk überhaupt nicht zustande kommen kann, wenn die Parteien nur ihre Grundsätze geltend machen und sich gegenseitig bald mit dieser, bald mit jener Mehrheit niederstimmen. Wenn die Parteien überhaupt den Willen haben, zu dem sie sich doch bisher bekannt haben, nämlich die Reform durchzuführen, so müssen sie eben irgendwie nachgeben, und es ist nicht einzusehen, warum ihnen eine Nachgiebigkeit unter solchen Umständen mehr zur Schande gereichen soll als ein sinn- und kopfloses Beharren, das den selbstgewollten leitenden Gedanken unausführbar macht. Und wenn dieser leitende Gedanke darauf beruht, daß die zu lösende Aufgabe einer nationalen Notwendigkeit entspricht, die unabhängig von besondern Parteiwünschen besteht, so ist das eben „Blockpolitik", weil sich Konservative und Liberale in dem Entschluß begegnen müssen, ein Werk durchzuführen, das die Zurückstellung von Sonderinteressen und Parteitheorien ganz in derselben Weise fordert wie andre gesetzgeberische Arbeiten, die mit Hilfe einer konservativ-liberalen Mehrheit durchgeführt worden sind. Deshalb ist die akademische Erörterung, ob die Reichsfinanzreform zur Blockpolitik gehört, und ob ihr Scheitern den Block sprengen würde, praktisch vollkommen wertlos. Höchstens kann sie als ein taktisches Manöver gelten, um innerhalb der Blockmehrheit den Schwerpunkt etwas zu verschieben. Aber der Ernst der Lage fordert, daß man alles, was die Betrachtung der einfachen Grundlinien der vor uns liegenden Aufgabe hindert, möglichst fernhält. Deshalb soll man auch nicht mit dem Gedanken spielen, daß es ja gar nicht drauf ankäme, von welcher Mehrheit die Reichsfinanzreform beschlossen würde. Konservative und Liberale haben beide Ursache, sich den Anteil an diesem nationalen Werk zu sichern und die Opfer ins Auge zu fassen, die sie an ihren Parteiprinzipien bringen müssen.

Die Veranlassung zu der hier erwähnten Rede des Abgeordneten Freiherrn von Richthofen war die Wahlrechtsdebatte, die im Abgeordnetenhause kürzlich auf der Tagesordnung stand. Verhandelt wurde über die Anträge, die teils von den Freisinnigen, teils von Zentrum, Polen und Sozialdemokraten gestellt worden waren, um die Frage der preußischen Wahlrechtsreform in Fluß zu bringen. Bekanntlich hatte die Thronrede zur Eröffnung des Landtags diese Reform angekündigt, das heißt, es war grundsätzlich als Wille des Königs bezeichnet worden, die Reform vorzunehmen, ohne jedoch eine bestimmte Vorlage für die jetzige Tagung in Aussicht zu stellen. Alle Andeutungen gingen bisher nur dahin, daß die Vorarbeiten im Gange seien. Nun sollten bestimmte Anträge der reformfreundlichen Parteien die Regierung zu einer Aussprache veranlassen, wieweit diese Arbeiten gediehen seien, und zugleich ein Bild von der Stimmung des Abgeordnetenhauses in dieser Frage geben. Der

erste Wunsch wurde nur unvollkommen erreicht. Minister von Moltke konnte in der Hauptsache nur mitteilen, daß die Regierung zunächst noch damit beschäftigt ist, sich die statistischen Unterlagen zur Beurteilung der Verhältnisse zu verschaffen. Man ist also noch weiter zurück, als die Fragesteller erwartet hatten. Mehr Glück hatten die Freunde der Wahlrechtsreform mit ihrer zweiten Absicht. Denn das Haus lehnte zwar die gestellten Anträge ab, aber in entscheidenden Fragen mit so geringer Mehrheit, daß das Ergebnis der Abstimmung unmöglich als Wille des Hauses in parlamentarischem Sinne gelten konnte, sondern als ein Zufall, der bei jeder neuen Abstimmung durch einen anders wirkenden Zufall in das Gegenteil umgewandelt werden kann. Was will bei unsern Parteiverhältnissen eine Mehrheit von drei Stimmen sagen! Die Gegner der Reform haben deshalb auch das Ergebnis durchaus nicht mit Frohlocken entgegengenommen, sondern sehr ernsthaft die Ursachen davon zu erörtern gesucht.

Vielleicht wäre schon jetzt die Abstimmung anders ausgefallen, wenn nicht die Sozialdemokraten den Gegnern jeder Wahlrechtsänderung zu Hilfe gekommen wären. Die „Genossen" pflegen bekanntlich zur Erinnerung an die bekannten Vorgänge in St. Petersburg, als ein petitionierender Volkshaufe mit Gewalt verhindert wurde, zum Winterpalast zu gelangen, und dieser Versuch zum Blutvergießen führte, in den Januartagen, die um diesen Gedächtnistag herumliegen, Massenversammlungen zum Protest gegen das bestehende Wahlrecht abzuhalten. Das Abströmen der Menschenmassen aus diesen Versammlungen gibt dann, nachdem die „bessern" Parteiführer vorsichtig vom Schauplatz verschwunden sind, eine hübsche Gelegenheit für die Parteisterne zweiter Größe, die dii minorum gentium, ihr Talent als Regisseure von Straßenumzügen zu bewähren, die den „Schrei des entrechteten, arbeitenden Volks über das Wahlunrecht" in die breiteste Öffentlichkeit tragen sollen. Diese Straßendemonstrationen wurden vor zwei Jahren, als sie zum erstenmal vorkamen, von der Polizei sehr energisch abgewehrt. Es war für beide Teile etwas neues; die Volksmenge war aufgeregt und zur Widersetzlichkeit geneigt, die Polizei vielfach nervöser, als gerade nötig war. So kam es zu verschiednen Zusammenstößen. Seitdem hat man in Berlin aufgehört, die Sache tragisch zu nehmen. Die Teilnehmer an den Umzügen hüten sich, die Polizei zu reizen, und die Polizei begnügt sich damit, die Trupps der Demonstranten durch Straßensperrungen vom Schloß und von den Verkehrsmittelpunkten abzuhalten und in entlegne Straßenviertel zu leiten, wobei möglichste Ruhe bewahrt wird. Es gehört schon die lebhafte Phantasie und die agitatorische Ausschmückungskunst des sozialdemokratischen Zentralorgans dazu, um die ruhig ihres Dienstes waltenden Schutzleute zu Schergen der Gewalt und die Demonstranten selbst zu tragischen Helden von imponierender Wirkung zu stempeln. In Wirklichkeit sind die Demonstrationen, die am 24. und 25. Januar versucht wurden, sehr harmloser Natur gewesen. Aber sie haben einen Eindruck gemacht, an den die Genossen wahrscheinlich nicht gedacht haben. Es mag Länder geben, wo derartige Umzüge eine gewisse Wirkung ausüben und somit auch eine entsprechende Berechtigung haben. So in Frankreich, wo Temperament und Phantasie des Volks von großer Lebhaftigkeit sind, wo der Sinn viel stärker von der Wirkung einer Pose beeinflußt wird und die Möglichkeit, Massenkundgebungen hervorzurufen, in geeigneten Augenblicken jederzeit eine reale Bedeutung gewinnen kann. So auch in England, wo die Volkssitte in allen Schichten jahrhundertelang darauf hingewirkt hat, jede Betätigung der individuellen Meinung möglichst frei zu gestalten, wo also jede Massenkundgebung bis zu einem gewissen Grade — denn auch das phlegmatische Temperament und der unabhängige Sinn kann sich nicht ganz der Suggestion des Parteiwesens entziehen — eine wirkliche Vervielfältigung der individuellen Meinung bedeutet. Aber unserm Nationalcharakter ent-

sprechen solche Veranstaltungen nicht. Nicht nur für den feiner entwickelten Geschmack unsrer gebildeten Kreise, sondern auch für den soliden Sinn der in einfachen Verhältnissen lebenden Volksschichten haben sie etwas abstoßendes oder auch ungewollt lächerliches. Umzüge sind bei uns der Ausdruck der Festfreude, des harmlosen Vergnügens; als Ausdruck einer ernsthaften Meinung, deren Gewicht sie versinnbildlichen sollen, imponieren sie nicht. Im Gegenteil, sie reizen zur Kritik und zum Widerspruch durch den darin liegenden Anspruch, den Wert der Meinung durch die Zahl auszudrücken; das verletzt die spezifisch deutsche Abart des Individualismus. Der deutsche Bürger, und ganz besonders der Berliner, ist gar nicht darauf abgestimmt, einen Menschenhaufen, der die Straßen durchzieht und dabei die Arbeitermarseillaise und die eingelernten Parteiphrasen abgröhlt, besonders ernst zu nehmen. Er sieht sich die Leute nur um so schärfer an, je auffallender und aufdringlicher sie erscheinen, und dabei entgeht ihm nicht das Überwiegen der Müßiggänger und bloßen Schreier in diesen Haufen und die große Zahl derer, die sich offenbar bei dem ganzen Unternehmen gar nicht besonders wohl fühlen. Die Leute scheinen ihm recht viel überflüssige Zeit zu haben, wenn sie, statt zu arbeiten und zu rechter Zeit zu reden, den Verkehr auf den Straßen hindern und sich redlich arbeitenden Bürgern als Wortführer und Vorbilder aufdrängen. Deshalb haben Straßendemonstrationen bei uns nur die Wirkung, daß die Stimmung der bürgerlichen Kreise sich noch entschiedner von den sozialdemokratischen Bestrebungen abwendet und von Abneigung und Mißtrauen gegen alles erfüllt wird, was der Herrschaft des Straßenpöbels vielleicht eine Tür öffnen könnte. Mit ihren Kundgebungen auf den Straßen Berlins haben die Sozialdemokraten auch die Lage im Abgeordnetenhause erheblich zu ihren Ungunsten gewandt.

Im Reichstage gab eine Interpellation über Arbeiteraussperrungen und schwarze Listen Herrn von Bethmann-Hollweg Gelegenheit, zu dieser ebenso wichtigen als schwierigen Frage Stellung zu nehmen. Mit Recht lehnte er ein Einschreiten auf dem Wege eines gesetzlichen Verbots ab, indem er sehr klar die Mißstände und Ungerechtigkeiten schilderte, die ein solcher Eingriff durch ein Spezialgesetz nach sich ziehen müsse. Er wies darauf hin, daß die Rechtsprechung schon gewisse Grundsätze festgelegt habe, die dem Mißbrauch der erwähnten Druckmittel durch die Arbeitgeber zuungunsten der Arbeiter sehr wohl vorbeugen können. Im übrigen kann nur geholfen werden, wenn es gelingt, Einrichtungen zu schaffen, die jeden einzelnen Fall nach seiner Eigentümlichkeit zu beurteilen gestatten und auf diesem Wege brauchbare Rechtsgrundsätze herstellen helfen. Vielleicht können sich die vorgeschlagnen Arbeitskammern zu solchen Organen entwickeln. Der Minister erntete mit seinen Ausführungen den Beifall der Mehrheit des Hauses. Es ist erfreulich, zu beobachten, daß der Geist vorurteilslosen, aber besonnenen und gemäßigten Fortschreitens auf sozialem Gebiete dem Reichsamt des Innern auch unter seiner jetzigen Leitung geblieben ist. Was Graf Posadowsky geschaffen und angebahnt hat, geht nicht verloren. Herr von Bethmann-Hollweg schreitet auf demselben Wege weiter. Die beiden Staatsmänner unterscheiden sich nur in der Methode und der persönlichen Eigenart. Beide sind in gleichem Maße bedeutend als erfahrne Kenner der praktischen Verwaltung und in der Beherrschung ihres umfassenden Arbeitsfeldes. Graf Posadowsky strebte seiner Natur nach darauf hin, die innern Wurzeln der Erscheinungen klarzulegen und in ihnen allgemeingiltige Wahrheiten zu erkennen; seine Kritiker fanden ihn oft zu „philosophisch“. In Herrn von Bethmann-Hollweg erscheint dieser philosophische Zug mehr durch einen diplomatischen ersetzt. Er ist offenbar mehr Taktiker als Prinzipienmann, ohne daß ihm die klare Überzeugung und der feste Wille fehlt, die ihn auf dasselbe Ziel leiten, das sein Vorgänger gesteckt hat. Es ist also zu hoffen, daß die Sozialpolitik des Reichs stetig und fest ihren Weg gehen wird.

Die auswärtige Politik wird noch immer durch die orientalische Frage beherrscht, und wenn auch allen Spannungen und Zwischenfällen zum Trotz die friedliche Tendenz hier immer wieder zur Geltung kommt, so geschehen doch stets neue Überraschungen, die die Lage von heute zu morgen verschieben können. Österreich-Ungarn und die Türkei waren ja schon handelseinig, als sich die Türkei für berechtigt hielt, in dem Protokoll Änderungen vorzunehmen, die zwar unbedeutend waren, aber doch zur Folge hatten, daß Österreich, ohne den ruhigen und höflichen Ton der Verhandlungen zu verlassen, solche einseitigen Änderungen für unzulässig erklärte und darüber neue Besprechungen anbot. Das wird die endgiltige Verständigung nicht hindern, hat sie aber immerhin hinausgeschoben. Ernster gestaltete sich das Verhältnis zwischen der Türkei und Bulgarien. Die Bulgaren fürchteten eine Überschreitung der Grenze durch die dort angesammelten türkischen Streitkräfte und machten selbst Truppen mobil. Dabei rückten die Unterhandlungen wegen der von Bulgarien zu zahlenden Geldentschädigung nicht von der Stelle. Die Türkei forderte 150 Millionen Frank, Bulgarien bot 82 Millionen. Unglücklicherweise hatte die Pforte einige Großmächte verständigt, daß sie ihre Forderung ohne weiteres herabsetzen würde, wenn sich Bulgarien zu einer Grenzregulierung, d. h. zu einer kleinen Gebietsabtretung in Ostrumelien entschlösse. Das war nach Sofia durchgesickert und hatte dort einen starken Protest gegen jede Regelung in dieser Form hervorgerufen. Die Türkei verfolgte nun diesen Vorschlag nicht weiter, erkannte vielmehr aus der ganzen Lage die Notwendigkeit, ein weiteres Entgegenkommen in ihrer Geldforderung zu zeigen. Ihr Zurückgehen auf 100 Millionen Frank zeigt, daß sie eine Verständigung sucht, um weitern Vermittlungsaktionen der Großmächte aus dem Wege zu gehn; auch hat sie Bulgarien die Zusicherung erteilt, daß sie nicht beabsichtige, die Grenze zu überschreiten. Aber so ganz scheint der Gedanke einer Territorialentschädigung auf türkischer Seite noch nicht aufgegeben zu sein, und deshalb schwankt die Regierung in Sofia noch, ob sie die Verpflichtung, ihr Angebot auf 100 Millionen zu erhöhen, ohne besondre Zusicherungen hinsichtlich der schnellen Anerkennung des bulgarischen Königtums und seiner Unabhängigkeit und hinsichtlich der strikten Erhaltung des jetzigen Besitzstandes eingehn kann. Rußland ist bemüht, durch vermittelnde Vorschläge, an denen sich auch die andern Großmächte beteiligen sollen, die Verständigung herbeizuführen. Es bleibt dann aber noch die Schwierigkeit zu lösen, die Ansprüche Bulgariens wegen der Orientbahn in einer beide Teile befriedigenden Form zu lösen. Die Diplomatie hat also noch viel zu tun, ehe völlige Beruhigung in diesem Wetterwinkel Europas eintreten kann.

Aus dem Wirtschaftsleben

30. Januar 1909

(Die Studien des Kronprinzen über Geld-, Bank- und Börsenwesen — Die gesetzliche Zahlkraft der Reichsbanknoten — Finanzielle Kriegsbereitschaft — Hyänen.)

Der Kronprinz nimmt im Finanzministerium seit längerer Zeit die Vorträge des Geheimen Finanzrats Dr. von Lumm über Geld-, Bank- und Kreditwesen entgegen. Lumm, der seit 1886 im Dienste der Reichsbank steht, wurde im Jahre 1903 zum Mitgliede des Reichsbankdirektoriums ernannt. Er gilt in Theorie und Praxis als erste Autorität in seinem Fache und ist deshalb vom Reichsbankpräsidenten wiederholt mit besondern Aufgaben betraut worden. So unternahm er zusammen mit dem Geheimen Oberfinanzrat Schmiedecke die Studienreisen nach Wien und Brüssel und wurde erst kürzlich damit betraut, als Vertreter seiner Behörde an den Verhandlungen der Bankenquetekommission teilzunehmen. Ein großer Hörerkreis nimmt seit Jahren die Gelegenheit wahr, in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin die geistvollen und kritischen Vorlesungen Lumms

über ähnliche Fragen, über die der Kronprinz zurzeit Vorträge entgegennimmt, zu hören. In Bank- und Handelskreisen wird man mit Befriedigung die Nachricht von den Studien des Kronprinzen vernommen haben.

Den von der Bankenquetekommission vernommenen Sachverständigen ist unter anderm die Frage vorgelegt worden, ob es sich empfiehlt, auf eine Verstärkung des Barvorrats der Reichsbank aus dem Inlandsverkehre durch Ausstattung der Reichsbanknoten mit der Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel (legal tender) hinzuwirken. Obwohl von einer solchen Maßnahme eine Verstärkung des Goldvorrats wohl nur in bescheidnem Umfange erwartet werden darf, hat sich die Regierung in Übereinstimmung mit der Kommission entschlossen, den Noten der Reichsbank die Legaltenderqualität beizulegen, um dem seit über dreißig Jahren bestehenden tatsächlichen Zustande eine gesetzliche Grundlage zu geben. Unsre Reichsbank erfreut sich im In- und Auslande eines so hohen Ansehens und allgemeinen Vertrauens, daß eine Ablehnung der geplanten Neuerung ihrem Ansehen nur schädlich sein könnte. In der Tat wird es in Deutschland keinem Menschen einfallen, eine Reichsbanknote als Zahlung zurückzuweisen; weite Kreise der Gebildetsten, ja selbst Bankfachleute wissen gar nicht, daß man gegenwärtig die Noten der Reichsbank als Zahlung nicht anzunehmen braucht. Selbst der Gesetzgeber hat gelegentlich einmal im Gesetz festgelegt, daß Zahlung in Reichsbanknoten als Barzahlung gilt. Der Paragraph 195 des Handelsgesetzbuches schreibt vor, daß in der Anmeldung der Aktiengesellschaft bei Gericht die Erklärung abzugeben ist, daß auf jede Aktie, soweit nicht andre als durch Barzahlung zu leistende Einlagen bedungen sind, der eingeforderte Betrag bar eingezahlt ist. Als Barzahlung gilt nur die Zahlung in deutschem Gelde, in Reichskassenscheinen sowie in gesetzlich zugelassenen Noten deutscher Banken. Diese Bestimmung reichte natürlich nicht aus, um die Noten zum legal tender zu machen, sie zeigt aber, daß auch dem Gesetzgeber die Zahlkraft der Noten als etwas Selbstverständliches erschien.

Noch ist der Bankgesetzentwurf betreffend die Verlängerung des Notenprivilegs der Reichsbank dem Reichstage nicht zugegangen, da taucht im Inland und vereinzelt auch im Auslande der weitverbreitete Irrtum auf, gesetzliche Zahlkraft sei dasselbe wie Zwangskurs. Der Irrtum wäre verzeihlich, denn selbst hervorragende Gelehrte sind in ihn verfallen, wenn er nicht leicht verhängnisvolle Folgen haben könnte. Werden die Noten zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt, so bedeutet das weiter nichts, als daß der, der eine Schuld mit Reichsbanknoten bezahlt, diese gesetzlich getilgt hat. Dabei bleibt die Grundlage unsrer Währung, das heißt die Verpflichtung der Reichsbank, ihre Noten sofort bei Präsentation in Berlin in Gold einzulösen, unvermindert bestehen. Das Wesen des Zwangskurses dagegen liegt in der Befreiung der Notenbank von der Einlösungspflicht.

Demnach liegt mit Rücksicht auf unsre Währung nicht das geringste Bedenken gegen die geplante Neuerung vor, und der gegenwärtige Augenblick wäre der denkbar geeignetste zu ihrer Einführung. Seit Beginn dieses Jahres hat sich die Reichsbank — ein Zeichen großen Selbstvertrauens — zu einer wichtigen Neuerung in der Veröffentlichung ihrer Wochenausweise entschlossen. Während sie bisher seit ihrem Bestehen nur einmal jährlich ihren Goldvorrat veröffentlichte, und zwar in ihrem Geschäftsberichte nach dem Stande vom 31. Dezember, weist sie vom 7. Januar dieses Jahres ab wöchentlich ihren Metallvorrat nach Gold und Silber getrennt aus. Ferner ist aus den vor Wochen durch eine Korrespondenz als Ergebnis der Bankenquete bekannt gegebnen Mitteilungen, wonach die Verpflichtung der Reichsbank zur Einlösung ihrer Noten mindestens in dem bisherigen Umfange erhalten werden soll, zu schließen, daß die Regierung beabsichtigt, die Einlösungspflicht der Reichsbank zu erweitern. Sollte das der Fall sein, so wäre es

ein unverzeihlicher Fehler, wenn man den selten günstigen Augenblick zur Ausstattung der Noten mit gesetzlicher Zahlkraft unbenützt verstreichen ließe. Falls das Ausland versucht, die Wichtigkeit der Maßnahme aufzubauschen und den Vorgang als bedenklich hinzustellen, so können wir die Angriffe kurzerhand abwehren mit dem Hinweis: Kehrt vor eurer Tür!

Frankreich hat nach dem Ausbruch des Krieges 1870 die gesetzliche Zahlkraft für die Noten der Bank von Frankreich eingeführt und sie seitdem nicht wieder aufgehoben. England machte die Noten seiner Zentralbank Jahrzehnte früher zum legal tender; auch in der Schweiz, den Niederlanden, in Belgien und Spanien haben die Noten gesetzliche Zahlungskraft. Die gestern erfolgte Veröffentlichung der stenographischen Berichte über die Verhandlungen der Bankenquetekommission wird dazu beitragen, weiten Kreisen Aufklärung über die schwierige Frage zu bringen.

In einer kürzlich erschienenen Schrift: Die finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung (Jena, Gustav Fischer, 1909) empfiehlt Professor Rießer die Einführung der gesetzlichen Zahlkraft bei Ausbruch eines Krieges als Mittel der finanziellen Mobilmachung. Das interessante und aktuelle Buch erörtert nach einer Darstellung der Kosten des deutsch-französischen, des russisch-japanischen und des Burenkrieges die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands unter Würdigung sämtlicher in Betracht kommender Faktoren, sodann die finanzielle Mobilmachung und schließlich die finanzielle Kriegführung. Rießer kommt zu dem Resultat, daß Deutschland finanziell kriegsbereit sei. Von einem Pessimisten ist das Buch als schädlich bezeichnet worden, weil es viel zu optimistisch sei. Unsers Erachtens werden wir zu noch wesentlich größern Leistungen fähig sein, als sie Rießer für möglich hält. Denn bei Ausbruch eines europäischen Krieges ist der Einsatz für alle Beteiligten so enorm groß (und die internationalen Friedensbestrebungen haben dafür gesorgt, daß diese Tatsache heute allgemein bekannt ist), daß das deutsche Volk die äußersten Kräfte aufbieten und dann ohne Zweifel Außergewöhnliches leisten wird. Der Versuch, diese höchsten Leistungen heute in Zahlen vorrechnen zu wollen, ist müßig.

Mag man nun die ziffermäßigen Ergebnisse der Rießerschen Untersuchungen optimistisch als Minimum oder pessimistisch als Maximum ansehn, die technischen Mittel und Wege der finanziellen Mobilmachung und Kriegführung sind „mit großer Sachkenntnis und weiter Voraussicht", wie der Reichsschatzsekretär Sydow vor dem Deutschen Handelstage anerkannte, dargestellt worden; das Buch kann bestens empfohlen werden.

Die Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft ist aktuell, weil man vielfach das unaufhörliche Anschwellen des Golddvorrats der Bank von Frankreich als finanzielle Mobilmachung bezeichnet hat. Seit Anfang vorigen Jahres bis heute sind über 900 Millionen Franken in die Bank geflossen, sodaß der Bestand jetzt die ganz abnorme Höhe von 3585 Millionen Franken zeigt. Die Vermehrung des französischen Goldbestandes innerhalb eines Jahres ist also fast so groß wie der gesamte Goldbestand der Reichsbank, der am 23. Januar 895 Millionen Mark betrug. Zunächst ist jedoch Tatsache, daß der Goldzufluß nach Frankreich in den letzten Monaten nicht mehr auf die Politik der Bank zurückzuführen ist, daß vielmehr, begünstigt durch die natürliche Gestaltung der Verhältnisse am internationalen Geldmarkt, ein allgemeiner Rückfluß der französischen Auslandsguthaben erfolgte. Der Stand der Wechselkurse führte dazu, daß die Arbitrage diese Guthaben in Gold zurückziehen mußte. Der Leitung der Bank von Frankreich kann die Anhäufung eines so hohen Metallvorrats nicht erwünscht sein, da sie eine kostspielige Last für die Bank bedeutet. In Kriegszeiten wäre der Goldüberfluß für Frankreich ohne Zweifel von großem Vorteil, doch darf es in keiner Weise beunruhigen, daß der für deutsche Verhältnisse sehr hohe Goldbestand der Reichsbank hinter dem der Bank von Frankreich wesentlich

zurückbleibt. Wir müssen immer berücksichtigen, daß das sich in Deutschland im Verkehr befindende Gold eine viel höhere Summe ausmacht als der Goldumlauf in Frankreich. Um in Kriegszeiten das sich im Verkehr befindende Gold für die finanzielle Kriegführung nutzbar zu machen, bedarf es allerdings besondrer Maßnahmen. Hier ist ein Vorschlag des Deutschen Ökonomisten (vom 16. Januar) sehr beachtenswert. Er empfiehlt als integrierenden Bestandteil der Mobilmachungsorder ein Goldausfuhrverbot; die Ausfuhr von Gold soll nur dann gestattet sein, wenn nachgewiesen wird, daß das Gold zur Bezahlung von zurzeit unentbehrlichen Einfuhrartikeln dient. Es wäre ein nicht wieder gut zu machender Fehler, den zahlreichen vorsichtigen Leuten, die bei Anordnung der Mobilmachung noch geschwind einen Goldschatz nach dem Auslande in Sicherheit bringen wollen, hierzu Zeit zu lassen. Der Vorschlag verdient deshalb Beachtung, weil er uns entgegen der herrschenden Meinung auch wirklich durchführbar erscheint, abgesehn von den Mängeln, die jedem Ausfuhrverbot anhaften. Dazu ist freilich notwendig, daß die für die Überwachung der Goldbewegung zuständige Stelle über die Zahlungsgewohnheiten im In- und Auslandsverkehr auf das genauste unterrichtet ist. Kommt dann noch eine kaufmännisch rührige, umsichtige Tätigkeit der Zollämter hinzu, so wäre die Durchführbarkeit des Vorschlags durchaus denkbar.

* * *

Gleich mit den ersten erschütternden Meldungen von der furchtbaren Katastrophe in Italien gingen Nachrichten in die Welt von den Greueltaten verkommner Menschen, die angesichts eines solchen Unglücks nicht zurückscheuten, die schamlosesten Verbrechen an wehrlosen Opfern zu begehn. Man begreift nicht, daß es Menschen gibt, die trotz der ungeheuern Wucht eines solchen Unglücks zu Bestien werden können. Nachdem die Behörden einigermaßen die Oberhand wieder gewonnen hatten, verfuhr man in der einzig richtigen Weise: man schoß die Elenden nieder, wo man sie bei ihrem grausigen Treiben fand. Als Erklärung für diese Untaten könnte man anführen, daß es sich um verrohte, hungernde, zum Teil vielleicht geisteskranke Menschen handelte. Doch es gibt noch eine andre Spezies von Menschen, die mit jenen Hyänen verzweifelte Ähnlichkeit hat, und für deren Handlungsweise in diesem Moment es keine Entschuldigung gibt. Das sind jene Spekulanten, die aus der erschütternden Katastrophe durch ausgedehnte Baissespekulationen auf Kosten ihrer bestürzten Landsleute Kapital zu schlagen suchen. Es ist klar, daß die Folgen des Erdbebens eine bedeutende Schädigung des italienischen Wirtschaftslebens mit sich bringen, und es gehörte bald nach der Katastrophe nicht viel Schwarzmalerei, Verbreitung falscher Gerüchte und Verhetzung dazu, um das geängstigte Publikum zum übereilten Verkauf seiner Wertpapiere zu veranlassen. Die erfahrnen Spekulanten, die wohl wissen, daß Italien die Folgen des Erdbebens bald überwinden wird, ziehen nun aus der durch falsche Gerüchte genährten Bestürzung ihren Vorteil.

Ähnliche Manöver sind an der Newyorker Börse nichts seltnes und — in mehr oder weniger abgeschwächter Form — ein weitverbreitetes Übel. Nur ungern erinnert man sich in Deutschland vereinzelter Fälle, in denen 1870 und 1888 eine ähnliche Gesinnung betätigt wurde. Die Nützlichkeit des Terminhandels, der Spekulation, ist unbestritten, aber die Behauptung, daß die Baissespekulation nur ein Symptom einer abwärtsgehenden Kursbewegung sei und sich in den Grenzen der großen rückläufigen Bewegung halten müsse, ist nicht richtig. Vielmehr werden die Baissespekulanten immer ein Interesse daran haben, die Lage über die Wahrheit hinaus schwarz darzustellen, und so wird das Kursniveau unter den durch die Lage bedingten Tiefpunkt herabgedrückt.

Als Ende 1907 die Baissespekulanten die Wirkung der ungünstigen Wirtschafts- und Geldmarktslage durch Ausstreuen falscher Gerüchte verschlimmerten, ergriff die Regierung auf Ansuchen der Handelskammern von Mailand, Rom, Genua und Livorno die strengsten Maßnahmen. Es wurde das sogenannte droit d'escompte eingeführt. Dem Käufer wurde das Recht zugestanden, die Lieferung von Effekten zwei Tage nach Ankündigung auch vor dem vereinbarten Termin zu fordern; ein englischer Staatsangehöriger wurde aus Italien ausgewiesen und gegen die einheimischen Spekulanten das Strafverfahren eröffnet. Damals schrieb die Handelspresse, das Vorgehn der Regierung sei unklug, man dürfe mit solchen Gewaltmaßregeln die Funktionen der Börse nicht schädigen. Es ist jedoch sehr charakteristisch, daß es auch diesmal die Börsenbesucher und die Börsenorgane selbst sind, die von der italienischen Regierung Abhilfe verlangen. Man fordert ein Verbot des Termingeschäfts bis auf weiteres und gerichtliches Vorgehn gegen die Spekulanten. Es wäre natürlich der wünschenswerte Zustand, daß Treu und Glauben und vornehme Gesinnung der an Börsengeschäften beteiligten die Gesetze schrieben. Solange aber die Börsenkreise nicht imstande sind, Elemente, denen solche Begriffe unbekannt sind, auszustoßen, dürfen sie sich nicht wundern, daß die Regierung gesetzliche Maßnahmen trifft, die nur allzuleicht über das Ziel hinausschießen können.

Mitläufer. Nach einer weitverbreiteten Ansicht muß der Sozialdemokratie von der in der Zahl liegenden Kraft und Macht ein wesentlicher Abzug gemacht werden, weil sich unter ihren Anhängern eine große Anzahl sogenannter „Mitläufer" befindet. Bei der schwersten Krankheit unsers innern Staatslebens verdienen alle Erscheinungen der eingehendsten Beachtung. Die obige Anschauung bedarf darum der Nachprüfung auf ihre Richtigkeit.

Unter „Mitläufern" werden im allgemeinen die Bestandteile einer politischen Partei verstanden, die ihr ohne volles Verständnis für die Grundsätze und Ziele Gefolgschaft leisten. Kein Teil der Bevölkerung kann sich in der Gegenwart der Anteilnahme am öffentlichen Leben entziehn. Dabei aber liegen die Verhältnisse derartig, daß einer großen Anzahl von Persönlichkeiten aus den verschiedensten Gründen — etwa aus mangelnder Vorbildung und Befähigung oder weil die Erwerbstätigkeit ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt — die Möglichkeit fehlt, sich über die allgemeinen Grundregeln der Politik oder über die jeweiligen Tagesfragen ein abschließendes eignes, auf wohldurchdachter Überzeugung beruhendes Urteil zu bilden. Wiederum die verschiedensten Umstände sind dann für den Anschluß dieser Elemente an eine bestimmte politische Partei maßgebend: die Luft, die in der Familie, dem Berufs- oder Umgangskreise weht, manchmal der Einfluß einer Persönlichkeit, zu der man sich vertrauensvoll hingezogen fühlt, noch öfters leider die Erwägung, in welchem Neste die wärmste Lagerstätte in Aussicht steht. Auf diese Weise rekrutiert sich das Gros der Mitläufer. Das politische Leben der Gegenwart trägt also folgende Gesichtszüge. Eine mit der nötigen Muße und Befähigung ausgerüstete Anzahl von Persönlichkeiten ist der aktive Träger der Parteigedanken, der sich in verschiednen Abstufungen mit stetig abnehmendem Verständnis die überwiegende Anhängerschaft anschließt. Aber dieses Sachverhältnis ist keine Eigenheit der Sozialdemokratie, sondern Gemeingut aller politischen Schattierungen. Wer also wegen dieser Klasse von Mitläufern bei der Sozialdemokratie einen Abzug machen will, muß auch bei allen bürgerlichen Parteien dasselbe Rechenexempel anstellen. Im Gegenteil! Je geringer das politische Verständnis, desto blinder die Folgsamkeit. Nun stehn sich in der Sozialdemokratie Führer und Masse am schroffsten gegenüber. Bei allen bürgerlichen Parteien schiebt sich dagegen eine große Reihe von Mitteltönen ein. Sie sind vor allen Dingen mit der gefährlichen Halbbildung belastet. Dieser

haftet bekanntlich wie eine Klette der Fehler der Selbstüberschätzung an. Zur Sucht, die eigne Persönlichkeit geltend zu machen, gesellt sich die deutsche Untugend der Eigenbrödelei, und das Ende vom Liede ist, daß die bürgerlichen Parteien mit einer Anzahl nörgelnder, sich auflehnender und absplitternder Bestandteile belastet sind. Das Fazit ist ein Herunterſinken der Wagschale zugunsten der Sozialdemokratie. Deren Mitläufer sind am zuverlässigsten. Sie müssen also nicht bei der Sozialdemokratie, sondern viel eher bei den bürgerlichen Parteien auf dem „Soll“ statt auf dem „Haben“ gebucht werden.

Bei der Sozialdemokratie gibt es jedoch als eine wirkliche Sondererscheinung noch eine zweite Art von Mitläufern. Das unterscheidende Merkmal der bisher geschilderten Gattung war ein dunkler Drang, eine Art von unbewußter Wahlverwandtschaft, die sie in die Arme einer bestimmten politischen Partei trieb. Die Sozialdemokratie aber hat es daneben verstanden, sich Anhänger zu verschaffen, die rein äußerlich „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe“ sich unter das rote Banner ducken mußten. Hier ist die Sorge für das tägliche Brot aus Angst vor dem sozialdemokratischen Terrorismus zur Triebfeder gegen die eigne Überzeugung geworden.

Unwillkürlich drängt sich der Vergleich dieser Mitläufer mit den Soldaten auf, die der Eroberer eines fremden Staates seiner eignen Armee eingereiht hat. Unzweifelhaft drücken sie deren Gefechtswert herunter. Sie werden nicht mit derselben Begeisterung wie die eignen Landeskinder ihr Leben für fremden Vorteil in die Schanze schlagen und das verhaßte Joch bei der ersten aussichtsreichen Gelegenheit abschütteln. Aber das Bild ist doch nur teilweise zutreffend. Der springende Punkt ist die ohnmächtige Schwäche des Vaterlandes, die dort den Soldaten dem äußern, hier den Arbeiter dem innern Feinde ausgeliefert hat. In beiden Fällen kann der Gedanke zur Abschüttlung der Ketten erst bei einem völligen Umschwung der Verhältnisse aufkeimen. Damit sind jedoch die Berührungspunkte erschöpft, und die Unterschiede beginnen. Von den Kämpfen auf Leben und Tod, die der äußern Unterjochung des Vaterlandes vorausgegangen sind, hat der gepreßte Mitläufer nichts gespürt. Fast ohne ernstlichen Widerstand ist er seiner Bedrückerin auf Gnade oder Ungnade überantwortet worden. Dem Soldaten wird niemand die Zuversicht auf die Wiedergeburt seines Vaterlandes rauben. Kein billig denkender Mensch wird sich aber wundern, daß bei dem sozialdemokratischen Mitläufer der Glaube an eine bis zu seiner Befreiung führende Erstarkung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ins Wanken gerät. Mit Recht schreibt die Antisoziale Korrespondenz von ihnen, daß sie „der patriotischen Begeisterung bar und für die pflichttreue Arbeit am nationalen Werke verloren sind“. Aber diese Ernüchterung und Gleichgiltigkeit ist nicht die einzige Folgeerscheinung. Tagtäglich verkehren sie im Kreise der Sozialdemokraten, und der stetige Umgang färbt außer bei ungewöhnlich selbständigen Charakteren mit eiserner Naturnotwendigkeit unmerklich ab. So gleitet ein Teil der ursprünglichen Zwangsgenossen allmählich in das sozialdemokratische Lager hinüber, bis aus dem Saulus ein Paulus geworden ist.

Im günstigern Falle hält die innere Abneigung gegen das rote Lager stand. Welcher Schaden aber soll der Sozialdemokratie aus dieser in der dunkelsten Herzenskammer verschlossenen Gesinnung erwachsen? Todesmutige Begeisterung ist in der Gegenwart noch kein Erfordernis für ihre Soldaten. Die ausschlaggebende Rolle spielt vielmehr das scharfe Überwachungssystem. Um ihrer Existenz willen werden daher gerade die Mitläufer, die Ursache zur Anzweiflung ihrer waschechten Färbung haben, den Mund am vollsten nehmen, in keiner Versammlung fehlen, pünktlich ihre Parteigroschen zahlen und am eifrigsten an die Wahlurne treten. Also auch bei den gepreßten Mitläufern ist die Sozialdemokratie des vollen Einsatzes ihrer Persönlichkeit sicher.

Solange also die Zwangsgenossen noch Mitläufer des Umsturzes sind, stehn sie der Sozialdemokratie vollwertig zu Buche. Das Blatt wendet sich erst in dem Zeitpunkt, wenn sie offen das aufgezwungne Joch abzuschütteln, d. h. die Reihen der Sozialdemokratie zu verlassen wagen. Dann aber haben sie eben aufgehört, „Mitläufer" der roten Herde zu sein. Der aussichtsreiche Zeitpunkt hierzu ist indessen erst gekommen, wenn ihnen der Staat wieder mit unbedingter Zuverlässigkeit Schutz vor allen persönlichen und wirtschaftlichen Bedrückungen gewährt. Dies muß also das Ziel aller gesetzlichen und sonstigen Maßnahmen sein.

Ernst v. Sommerfeld, Oberstleutnant a. D.

Japanische und deutsche Erziehung. In dem Artikel Was können wir von Japan lernen? in Heft 1 der Grenzboten sagt der Verfasser von den Volksfesten der Japaner: „Kein Alkohol, kein wüster Lärm mit Blechmusik und Pauken. Ernst und bedächtig ziehn die kleinen geschmeidigen Kämpfer zum Festplatz. Der Kampf ist schwer.... Um so größer ist die Begeisterung, um so höher der Ruhm, der dem Sieger zuteil wird. Er wird nicht in Festreden zwischen Fisch und Braten gefeiert, aber das Volk nennt ihn als einen ihrer Besten, und die Jugend erzählt von ihm mit stiller Bewunderung und erfüllt von dem glühenden Wunsche zu werden ein Held wie jener. Still und bescheiden zieht der Sieger im heißen Kampf heimwärts. Die Ehre genügt ihm als einziger Lohn." Und im Gegensatz dazu spricht der Verfasser von deutschen Volksfesten und Turnfesten, wie er sie hier und da gesehn hat, und wo dem Gambrinus kräftig geopfert wurde, wo es ohne Frühschoppen, Festessen, Festreden und Kommerse nicht abging. Er sieht in diesen deutschen Trinksitten eine große Gefahr und wünscht, daß namentlich die deutschen Turnvereine, die wesentlich dazu beitragen sollen, unser Volk zu hohen körperlichen und moralischen Tugenden zu erziehn, dem ganzen Kommerswesen und dem Alkohol Valet sagen. Auch unter den Turnern gibt es schon jetzt eine große Zahl von Abstinentlern, die dem Verfasser in diesem Weckruf zur Enthaltsamkeit beistimmen werden. „Das Gute, was an körperlicher und geistiger Spannkraft von wenigen gezeigt wurde, es wird ertränkt in dem Alkoholgenuß und dem Festesrausch der großen Menge." Mit der Menge hat er natürlich nicht die ausführenden Turner gemeint. Wenn der Verfasser in dem Kampf für eine ideale Sache etwas kräftige Farben aufgetragen und Bilder gezeichnet hat, wie sie ihm wohl hier und da bei Volksfesten zu Gesicht gekommen sind, so hat er selbstverständlich weder einen bestimmten Verein oder Verband oder gar führende Persönlichkeiten gemeint. Die Grenzboten sind seit je überzeugte Verfechter der in der schlichten deutschen Turnerei liegenden hohen Ideale gewesen und wissen die schwierige und verdienstvolle Arbeit der Führer nicht hoch genug zu schätzen; aber für große effektvoll arrangierte Feste, Kommerse und Preisverteilungen haben sie sich aus mancherlei gewichtigen Gründen auch nie recht begeistern können. Was seinerzeit an Kommersen und Bierkonsum in München und Innsbruck geleistet wurde, das weiß jeder Zeitungsleser. In dieser Beziehung ist uns die schlichte japanische Art, ein Volksfest zu feiern, wirklich sympathischer. Wir haben in äußerlichen Dingen so viel unerfreuliches von den Engländern und den Franzosen angenommen, daß es uns wirklich nichts schaden könnte, auch einmal etwas Gesundes, Natürliches und Einfaches von den Japanern zu lernen.

Zum hundertjährigen Geburtstage Mendelssohns, dem 3. Februar 1909, bringt der Verlag von Baedeker in Essen eine liebenswürdige und interessante Gabe: „Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Karl Klingemann", herausgegeben von Karl Klingemann dem Sohn. Klingemann war nicht ein Freund, sondern der Freund Mendelssohns, im Sinne Montaignes und Vult-Jean Pauls.

Manches hübsche Lied von ihm, dem Legationsrat bei der hannoverschen Vertretung in London und gewandten Poeten der bürgerlichen Spätromantik um 1830, hat Mendelssohn komponiert, Der Frühling naht mit Brausen, Ach wie so bald verhallet der Reigen usw. Im Jahre 1829 haben beide zusammen die schottische Reise gemacht, auf der sie ein gemeinsames Tagebuch führten, Mendelssohn als fertiger Zeichner und Klingemann als Versifex dazu, worauf als musikalischer Hauptertrag die Amollsymphonie entstand. Der Briefwechsel ist zwanzig Jahre lang ausgiebig und herzlich von beiden Seiten geführt worden; nur weniges war bis jetzt davon veröffentlicht, um so mehr erfreut nun die reichhaltige Publikation. Nicht nur Musik- und Kulturhistoriker dürften eifrig danach greifen; auch das musikalische deutsche Bürgertum, soweit ihm nicht durch die Lohengrin- und Parsifalposaunen alle Empfindung für die fein polierte Linienmelodik von damals aus den Nerven hinausgeschmettert worden ist, soweit es noch und wieder Mendelssohn singt, mag Freude und Behagen an diesen lebensblühenden Briefdokumenten aus der Zeit unsrer Großväter haben.

Der Name Sebastian Bach kommt oft in diesen Briefen Mendelssohns vor, in manchem eigentümlichen Zusammenhang. Wir teilen eine dieser Stellen mit (vom 9. Januar 1838): „Als mir vor einigen Tagen die Direktion des Kölner Musikfestes förmlich angeboten wurde, war ich mancher Gespräche eingedenk, die wir miteinander gehabt haben (nach dem Frühstück etwa) und gab Dir im Herzen recht und nahms an, das heißt mit einigen Bedingungen, unter denen namentlich einiger Seb. Bach mit vielen Trompeten ist, welchen ich mir dazu von Hauser (dem Bachmanuskriptsammler) aus Breslau habe kommen lassen. Der hat mir zehn Musiken zur Auswahl geschickt, und darunter wieder viel Treffliches, aber zwei ganz apart schöne Sachen, sodaß ich schon im Lesen laut jubelte — ist doch ein alter Prachtkerl gewesen. Wir wollen ihm jetzt hier vor der Thomasschule ein kleines Denkmal aufrichten lassen, aber natürlich ganz unter uns, ohne Zeitungsbettelei und Konzertalmosen und dergleichen, nur einen Stein, vielleicht mit der Büste, und sein Name oben drauf, und darunter muß stehn »von seinen dankbaren Nachkommen 1838«. Gefällt dir das nicht gut? Am besten gefällt mirs, daß wir die Sache heimlich und unter uns behalten wollen." Das kleine Mendelssohnsche Bachdenkmal kam damals zustande; siebzig Jahre später hat Leipzig nach langen und lauten Vorbereitungen und inmitten eines prangenden Bachfestes sein großes Bachdenkmal erhalten. Eine merkwürdige Parallele dazu, daß der junge Goethe es einst nur leise sagen wollte, daß Dürers Kunst voll Anmut sei, und Thausing hundert Jahre später ausrief: Wir wollen es heute laut sagen!

Das Klingemannsche Buch ist mit einigen Liedfaksimiles, gezeichneten Porträts aus dem Freundeskreise der Schreibenden und einer Einleitung des Herausgebers ausgestattet, die aus verwandtem Briefmaterial noch manches interessante mitteilt, zum Beispiel über den Dichter Grabbe.

Die Anfänge des Templerordens. Unter den drei ältesten und zugleich wichtigsten geistlichen Ritterorden des Mittelalters, dem Deutschen Orden, dem Hospitaliterorden und dem Templerorden, nimmt der zuletzt genannte insofern eine besondre Stellung ein, als er infolge seiner Auflehnung gegen Kirche und Staat ein frühes Ende fand, während sich der Deutsche Orden mit seinem Verständnis für die Wandlungen des Zeitgeistes ein neues Wirkungsfeld suchte und durch kolonisatorische Arbeit einen eignen Staat, Preußen, schuf, und während die Hospitaliter durch geschicktes Lavieren jede Konflikte zu vermeiden wußten und ihr freilich zuletzt mehr vegetierendes Dasein bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts zu fristen verstanden. Infolgedessen verblaßt die nicht ganz zweihundertjährige Geschichte der Templer vor der ihrer glücklichern Rivalen, und der Laie

ist nur zu leicht geneigt, ihre einst so bevorzugte Sonderstellung zu übersehen und ihre Bedeutung zu unterschätzen. Und doch liegt in ihren verheißungsvollen Anfängen, ihrem ungewöhnlichen Glück und ihrem durch Übermut und Mißbrauch der Macht hervorgerufnen jähen Sturz eine solche Fülle von echt menschlicher Tragik, daß es sich für den Geschichtsfreund wohl verlohnt, sich mit der Entwicklung dieses Ordens zu beschäftigen. Dazu wüßten wir keine bessere und anregendere Anleitung als das kürzlich erschienene Buch von Hans Prutz: Die Geistlichen Ritterorden. Ihre Stellung zur kirchlichen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Mittelalters (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, geh. 14 Mark, geb. 15 Mark 50 Pf.), das in zwölf lichtvoll und fesselnd geschriebnen Kapiteln Ursprung und Anfänge der geistlichen Ritterorden, die geistlichen Ritterorden im Morgenlande, die spanischen Ritterorden, den Deutschen Orden, Entwicklung und Wesen der exemten Stellung des Hospitaliterordens, das Verhältnis des Templerordens zu Kirche und Papsttum in seiner geschichtlichen Entwicklung, Verbreitung, Besitzstand und rechtliche Stellung des Hospitaliterordens, Verbreitung, Begüterung und rechtliche Stellung des Templerordens im Abendlande, den Templerorden in Frankreich, Stellung der geistlichen Ritterorden in der wirtschaftlichen Entwicklung, Pläne zur Reform der geistlichen Ritterorden und Ursprung und Anlaß des Templerprozesses behandelt. In den meisten Darstellungen der Geschichte des Templerordens wird der Schwerpunkt auf die politischen und kirchlichen Verwicklungen gelegt, die seine Stellung erschütterten und zu dem bekannten Prozesse führten, der sein Schicksal besiegelte. Dabei erscheint er denn in keinem allzu günstigen Lichte, und über die unleugbaren Verfehlungen der Tempelritter vergißt man nur zu oft die ursprünglich gute und gesunde Tendenz, die zu der Stiftung des Ordens geführt hatte.

Wie Prutz an der Hand von kürzlich in Frankreich veröffentlichten Urkunden den Nachweis führt, daß es gerade die Gunst der Päpste und die durch sie bewirkte Überhäufung mit Sonderrechten waren, die den Anlaß zu der so verhängnisvollen Verweltlichung des Ordens boten, so bringt er auch zur Geschichte der Ordensentstehung neues Material und stellt sich dabei, namentlich was die sogenannte Templerregel anlangt, in Gegensatz zu den Untersuchungen Gustav Schnürers. Prutz gibt zu, daß den ersten Anstoß zur Stiftung des Ordens der Verband gegeben haben mag, zu dem der als Kreuzfahrer, Pilger oder Abenteurer nach Palästina gekommene burgundische Ritter Hugo de Payns mit einem nordfranzösischen Landsmann, Gottfried von St. Omer und sechs andern Edelleuten zusammentrat, und der die Bestimmung hatte, die nach Jerusalem ziehenden Pilger gegen die Überfälle der Ungläubigen zu schützen. Zu einer Art von Orden wurde dieser Verband allerdings erst später, als sich die Mitglieder durch einen in die Hand des Patriarchen von Jerusalem abgelegten Eid dazu verpflichteten, für die Sicherheit der Straßen zwischen der heiligen Stadt und der Küste zu sorgen. Die Lebensweise der „armen Ritter Christi" war durch Bestimmungen, die der Benediktinerregel entsprachen, geregelt. Als König Balduin der Erste dem neuen Orden ein Haus bei dem „Tempel Salomonis", der ehemaligen el Aksa-Moschee, einräumte, nahmen die Mitglieder den Namen „arme Ritter Christi vom Salomonischen Tempel" oder kurzweg „vom Tempel" an, führten die drei Mönchsgelübde bei sich ein und erwarben, dank der reichen Schenkungen, die ihnen von dankbaren Pilgern zuflossen, Grundbesitz und nutzbare Rechte.

Im Jahre 1127 zogen Hugo de Payns und Gottfried von St. Omer nach Frankreich, um dort eine vom Papst zu bestätigende Regel aufzustellen und so den ersten geistlichen Ritterorden zu konstituieren. Unter dem Vorsitz des päpstlichen Kardinallegaten Matthäus von Albano fand am 13. Januar 1128 zu Troyes ein Provinzialkonzil statt, dem eine Anzahl Erzbischöfe und Bischöfe — einer unver-

bürgten Tradition nach auch der gefeierte Bernhard von Clairvaux — beiwohnten, und wo die Sammlung von vorläufigen, ungeordneten Aufzeichnungen zustande kam, die man nach Prutzens Ansicht irrtümlich als die „Regel von Troyes“ bezeichnet hat. Die endgiltige Abfassung der Regel wurde vielmehr aufgeschoben, bis sich der Patriarch von Jerusalem über gewisse Fragen geäußert hätte.

Hatte also der Aufenthalt in Troyes für Hugo de Payns nicht den gewünschten Erfolg, so führte ihm die im Anschluß daran unternommne Reise durch Frankreich, England, Schottland und möglicherweise auch durch Spanien zahlreiche begeisterte Anhänger zu, besonders aus den Kreisen von Rittern, die „um ihrer Freveltaten willen, insbesondre wegen Brandlegung und Vergewaltigung von Geistlichen aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen waren, durch ihren Eintritt Gelegenheit erhielten, sich vom Banne zu lösen und ihre Schuld durch den Kampf gegen die Ungläubigen zu sühnen“.

Die wirksamste Propaganda für die Bestrebungen Hugo de Payns und seiner Anhänger machte Bernhard von Clairvaux mit seinem Traktat De laude novae militiae. Das schnelle Wachstum der Genossenschaft erscheint ihm wie ein durch göttliche Fügung geschehenes Wunder. „Eine besonders segensreiche soziale Wirkung des Ordens, schreibt Prutz, sieht er darin, daß das Abendland durch ihn eine Menge sittlich bedenklicher und gefährlicher Elemente los wird, indem zahlreiche Räuber, Heiligtumschänder und Mörder, Meineidige und Ehebrecher nach dem Osten entfernt werden, wo man sich ihrer als Helfer gegen die Ungläubigen aufrichtig freut.“

Das merkwürdigste ist jedoch, daß die Tempelritter zur Zeit ihrer Bluttaufe auf dem Rückzuge von Damaskus, am 5. Dezember 1129, und sogar noch beim Tode Balduins des Zweiten (21. August 1131) immer noch keine eigentliche, vom Papst bestätigte Regel hatten. Prutz sieht darin einen glücklichen Umstand, der dem Orden eine Anpassung an die besondern Verhältnisse der verschiednen Länder, wo er bald festen Fuß faßte, erlaubte und namentlich seine Verbreitung und Wirksamkeit in Spanien und Portugal begünstigte. J. K. H.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Wir bitten unsre verehrten Leser bei eintretendem Bedarf um geneigte Berücksichtigung der in den „Grenzboten“ inserierenden Firmen unter frdl. ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grenzboten. **Die Geschäftsstelle**

Im Königsschlosse

kann ebenfalls nicht besseres geraucht werden als Salem Aleikum-Cigaretten. Dieselben sind naturell-aromatischer Qualität, aus nur edlen orientalischen Tabaken von der Firma Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inhaber: Hugo Zietz, hergestellt.

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

Nr.	3	4	5	6	8	10	
Preis:	3½	4	5	6	8	10	Pfg. das Stück.

Die Einigung Südafrikas

Am 12. Oktober iſt in Durban die erſte ſüdafrikaniſche Nationalverſammlung zuſammengetreten. Dreißig Abgeordnete der Parlamente der vier autonomen Kolonieſtaaten Kapkolonie, Natal, Oranjeflußkolonie und Transvaal haben in ihr Sitz und Stimme. Jeder einzelne hat nach beſtem eignem Wiſſen und Gewiſſen zu urteilen. Kein Sondermandat wurde gegeben und empfangen, ausdrücklich jede Parteikontrolle entfernt. Paſſiv nahmen an den Verhandlungen, außer dem High Commissioner, die Gouverneure teil und drei Abgeſandte des Chartered-Company-Landes Rhodeſia. Zur Verhandlung ſteht etwas ſehr Wichtiges: erwogen ſoll werden die beſte Form der Einigung Südafrikas; und iſt die gefunden, ſo ſoll auch gleich der Entwurf einer Verfaſſung des zukünftigen Staatsweſens entſtehn.

Denkbar iſt, daß dieſe erſte Nationalverſammlung, die National Convention, ohne praktiſches Reſultat verläuft, aber das würde kaum andres bedeuten, als die Einberufung eines zweiten Konvents; denn die Buren, die in allen beteiligten Staaten, Natal allein ausgenommen, heute eine ſieghaftere Majorität als je haben, wollen die Einigung nicht verſchleppt ſehen auf einen Tag, an dem ſie vielleicht nicht mehr ſo mächtig ſind.

Die zwei Möglichkeiten der Einigung ſind Unifikation und Föderation, Einheitsſtaat und Bundesſtaat. Im Bundesſtaat würden die Einzelſtaaten in ein ähnliches ſtaatsrechtliches Verhältnis zum Geſamtſtaate geſtellt werden wie bei uns. Sie würden ihre eignen Volksvertretungen behalten, aus denen heraus wiederum die Mitglieder zum Bundesparlament gewählt und entſandt würden. Der Einheitsſtaat dagegen beſeitigte die politiſchen Grenzen der Einzelſtaaten völlig, ſtieße ihre Parlamente um und ließe aus der Maſſe ſeines Volkes heraus ein neues Parlament wählen, dem die Regierung des Geſamtſtaates bis in die Provinz- und Grafſchaftsfragen hinein obliegen würde. Vorgeſehen iſt, daß bei der enormen Ausdehnung des Landes, den zum Teil völlig

mangelnden Verbindungen in dem 500000 Quadratmeilen großen Territorium, das nur mit fünf Millionen Menschen, Schwarze eingeschlossen, besetzt ist, das Bundesparlament der bestmöglichen Verwaltung wegen, ja um überhaupt die Verwaltung zu ermöglichen, neue praktische Provinzialgrenzen schaffen kann. In diesen Kunstprodukten von Provinzen mag dann sehr wohl ein Institut wie etwa die Provinziallandtage eingerichtet werden. Bei den durchaus heterogenen Verhältnissen des Subkontinents ist eine solche Neubildung fast eine conditio sine qua non. Eine rein zentrale Regierung wäre in diesem Lande des pedantischen Freiheitseifers ohnehin in den ersten Jahren so viel Angriffen gekränkter Landesteile ausgesetzt, daß sie sich, um überhaupt dauern zu können, wenigstens die gefährlichsten und bissigsten aller menschlichen Leidenschaften, Parochialärger und Parochialhaß, vom Halse halten muß.

Für Unifikation plädieren der Premierminister der Kapkolonie und hinter ihm und mit ihm die größte Masse der Afrikander (oder Buren, um verständlich zu sein) in der Kapkolonie; in Orangia und Transvaal hat die Unifikation unter den Afrikandern schon weniger Anhänger, wenn auch immerhin ihre Anzahl nicht klein ist.

Die Vorfechter für Föderation sind namentlich die angelsächsischen Afrikaner, unter ihnen das ganze Land Natal, das überhaupt dem Einigungsgedanken aus leicht begreiflichen Gründen eine nur sehr temperierte Liebe entgegenbringt. Den englischen Afrikanern (den „Colonials") schließen sich die Stockbriten an, soweit sie Neigung oder Beruf in Südafrika festhält, und sie sich überhaupt darüber beruhigen können, daß die Buren wieder soviel mitzureden haben, wobei sie vergessen, daß eben dies die Friedensbedingung war, die den Krieg vor sechs Jahren beendigte.

Die partikularistischen Afrikander halten ebenso fest an der Föderation, und das scheinen auch die 18000 deutschen Kapuntertanen zu tun. Die internationalen Mineninteressenten dagegen neigen in der Majorität zur Unifikation. Erwähnt muß werden, daß viele Anhänger der Föderation nicht Gegner der Unifikation sind, im Gegenteil sagen: „Unser endliches Ziel ist die Unifikation, aber wir wollen schrittweise voran. Entscheiden wir uns zur Unifikation, dann kann diese plötzliche Vorwärtsentwicklung, die allzuviel des Künstlichen und Gewollten in sich trägt, plötzlich einen solch gefährlichen Abgrund vor uns auftun, daß der ganze hübsche Einheitsgedanke, dem ohnehin von allzuviel theoretisch präparierter Nahrung die Beine nicht zu stark sind, an uns vorbei ins Loch fällt. Mit der Föderation wachsen wir hinein in die Unifikation."

Wenn man gern zugibt, daß bei einem Mißerfolge der Unifikation das nachträgliche Aufnehmen des föderativen Gedankens ausgeschlossen erscheint, muß man doch lächeln über die Opportunisten, die das übermäßige Beharrungsvermögen von Engländern und Holländern so unterschätzen, daß sie meinen, nach etwa zwei oder drei lustigen Erfolgjahren könne man ohne weiteres die föderative Halbraststation verlassen, um den Marsch zur völligen Einheit anzutreten.

Die Freunde der Unifikation erklären, nicht nur weil sie amerikanische, schweizerische und deutsche Geschichte gelesen haben: „Das Element, das eine Föderation zusammenhält, ist die Gefahr von außen." Sie führen aus, daß dem südafrikanischen Bundesstaat eine solche Gefahr nicht droht und drohen wird; dabei wird mit dem Schlagwort der Pax Britannica gespielt, was nicht nötig ist. Die Schlußfolgerung lassen sie ihre Hörer ziehen, und doch wäre es ihnen eigentlich nötig, sich viel negativer auszudrücken, wenn man nicht, wo englische Art und Weise zu Hause ist oder dem öffentlichen Leben die Richtungslinien gegeben hat, an die Zuckerhüllen gewohnt wäre. Der richtige Einwurf lautete etwa: So gewaltig türmen sich die Schwierigkeiten auf, weil die Interessen der Einzelstaaten fast feindlich sind, daß ein Bund, aus dem heraus nicht alle Augen auf einen jeden Einzelstaat zugleich angreifenden äußern Feind gerichtet wären, notwendig sich und alle Teile in der gewaltigen Gluthitze innerer Reibungen verzehren müßte.

Die Schwierigkeiten sind mannigfacher Natur. Sie beginnen für den unbeteiligten Beobachter fast mit Lappalien. Gestritten wird, welche Landeshauptstadt Reichshauptstadt werden soll. Wie diese Frage, die in einem gänzlich verarmten Lande, wo das Interesse des einzelnen nur auf den persönlichen Gelderwerb gerichtet ist und sich in ihm erschöpft, und wo soziale Instinkte den Individuen fast fehlen, immerhin durchaus aufregender wirkt, als das sonst möglich wäre, sind auch die meisten andern Streitfragen solche, die Pound, Shilling und Pence der Städte und Interessengruppen sehr stark berühren. Eines jeden Herz hängt am Gelde, der Brite aber, Kaufmannsnatur durch und durch, die, sobald es aus freien Stücken geschieht, splendider sein kann als irgendeine andre, haßt keinen Appell mehr, und keiner findet in seinem Herzen unangenehmern Widerhall als der an seine Börse. Die Afrikander sind die letzten, die ein Titelchen ihres Besitzes aufgeben würden, und Opferwilligkeit ist ihnen zu allen Zeiten fremd, ihnen fehlt der kaufmännische Blick voraus für die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Folgen, die sie freilich als Ackerbauer, Beamten und Pastoren unmittelbar gar nicht zu tragen hätten. Ihre Sorge gilt deshalb zumeist den Hemmnissen der Einigung, die ganz allgemein als die bedeutendsten angesehen werden müssen, die nicht durch Opferwilligkeit beseitigt werden können, nicht die Sache einzelner Klassen, sondern die eines jeden und aller sind, nämlich der Eingebornenfrage, der Stimmrecht- und (mehr versteckt) der Rassenfrage.

Es ist kein Zufall oder persönliche Liebhaberei, daß gerade der Premierminister der Kapkolonie ein eifriger Verfechter der Unifikation ist und der Föderation ablehnend gegenübersteht. Der Mann, der über ein Menschenalter im öffentlichen Leben steht, weiß, daß das Kapland als ältester und — in unserm Sinne — historisch gewordner Staat in Südafrika die größte Masse von Schwierigkeiten oder gefährlichen Reibflächen in eine Föderation hineinbringen müßte, weil er die schärfsten und am schwersten zu verwischenden Eigenzüge hat. Schon heute sind diese Eigenzüge bei den drei andern

Staaten recht wenig beliebt. Das unglückliche Jamesonministerium mit seinem wohlmeinenden Chef und seinem in dessen beständiger Abwesenheit meist schwatzenden Vizechef, dem Clown und Maulhelden Smart, hat keine Dummheit und Unfähigkeit unversucht gelassen, das Kap mißachtet zu machen. Bei einer Föderation würde das Kap durch die Masse der Bevölkerung, denn die Hälfte der Bewohner von ganz Südafrika sind dort ansässig, notwendig einen sehr großen Einfluß auf die Leitung und das Geschick des Gesamtstaats erlangen. In dem Augenblick aber vollzöge sich bei den andern Staaten und ihren Bürgern ganz menschlich der Umschwung von der Geringachtung zum Haß, und der Treppenwitz der Weltgeschichte hätte sich erfüllt, daß der langersehnte Bundesstaat der George Grey, Rhodes und Krüger nur eine recht sichtbare Bühne geliefert hätte für ein ganz besondres Pandämonium der Zwietracht. Bei der Unifikation lägen die Verhältnisse anders; um das zu verstehn, muß man von den noch bestehenden Zuständen Europas und Deutschlands im besondern absehen, wo fast alle Stunden weit eines andern Gaues Grenze läuft mit besondern Menschen, die wieder besonders denken und reden. Südafrika ist noch zu nahe der Völkerwandrung, aber fast schon zu weit in die Neuzeit hineingerückt, als daß es Resultate lokaler Seßhaftigkeit an seinen weißen Bewohnern überhaupt zeigen könnte. Gewiß gibt es südafrikanische Typen, wenn man genau zusieht eigentlich drei, oder wenn man weiter greift, fünf. Da sind die Afrikander (Buren, die Kolonisten holländischer, hugenottischer, deutscher Abkunft), die englischen Afrikaner (die Kolonisten englischer Abkunft), die Briten, die sich vorübergehend im Lande aufhalten und durchaus von den englischen Afrikanern getrennt zu halten sind und sich nicht eins mit ihnen fühlen, die Ausländer (deutsche Mineninteressenten semitischen Ursprungs usw.), schließlich die deutschen Afrikander (Farmer und Kleinhandwerker, die den verschiednen rein deutschen Siedlungen entwuchsen).

Aber diese Typen sind nicht örtlich begrenzt. Vom Tafelberg bis an den Limpopo, ja bis an den Sambesi und von Mafeking bis nach Durban sitzen sie, und wenn einer Tage und Wochen unterwegs ist, trifft er immer wieder auf die gleichen Menschen, nur daß etwa die Verhältniszahlen in den verschiednen Städten und Orten verschieden sind. Wenn Kapland als Staat etwas historisch gewordnes ist mit historisch gewordnen Grenzen, und dasselbe natürlich — a distinction with a difference — gelten muß von Transvaal, Orangia und Natal, so haben doch die trennenden Linien für das Volksgefühl kaum eine andre Bedeutung als etwa die Formen und Normen, die durch eine Vereinszugehörigkeit gegeben werden. Hüben und drüben sitzen Afrikander, hüben und drüben englische Afrikaner, und Blut ist dicker als Wasser, und Afrikander hüben und drüben stehn sich untereinander nun einmal näher als Afrikander und Afrikaner im gleichen Kolonieſtaat.

Bleibt man bei dem Vereinsvergleiche, der der verständlichste ist, so sehr er hinkt, so wird man auch zugeben, daß es bei vier rivalisierenden Vereinen, die zur Erreichung eines gemeinsamen großen Ziels eine Zentralorganisation

schaffen müssen, weniger gefährlich ist, wenn sich diese Vereine völlig verschmelzen, als wenn bei einer Sonderexistenz die Gelegenheit zu zentrifugalen Bestrebungen immer wieder eifrig ergriffen wird. Die Interessengruppen, die sich nach der Verschmelzung bilden, bringen kein steriles Erbe mit sich, ihre Basis ist die nicht mehr diskutable Einheit, und Parteibildung ist nötig, wenn das Staatsleben nicht verknöchern soll.

Das Verlangen aller Staaten nach der Hauptstadt ist schon erwähnt worden. Geschichtlich hat ohne Zweifel das Kap das älteste Anrecht darauf, wie die Kapstadt neben ein paar holländischen Landstädtchen überhaupt die einzige weiße Siedlungsstätte in Südafrika ist, in der den Wandernden ein bißchen Ehrfurcht vor dem Gewordnen ankommen kann. Durban, das schöne nennen es viele, ist vornehmer, tropischer und im Sommer ungesünder; die wenigsten werden seine Wahl unterstützen. Am zentralsten liegt Blomfontein, farblos und reizlos mitten im dürren alten Freistaatveldt; es wäre recht ein Platz für ein ganz verschlafnes, entwicklungsfeindliches Burenregiment. Aus jedem frischen Gedanken, der über See von Europa käme, wo doch alle Gedanken herkommen müssen, wäre Saft und Kraft weggetrocknet, ehe die entsetzlich langsame Bahn ihn hinaufgekeucht hätte an die „Blumenquelle". Aber wenn sich drei Starke nicht einigen können, wählen sie oft den vierten schwächsten zum König, und zu allen Zeiten war Blomfontein die neutralste Stadt. Johannesburg und Pretoria? Johannesburg ist die lebendige Stadt, in vieler Beziehung eine gar nicht afrikanische Stadt, aber von den Minen und ihrem Einfluß soll die Zentralregierung so weit wie möglich weg. Kimberley kommt überhaupt nicht in Frage. Gegen Kapstadt führt man an, es sei einem feindlichen Angriff zu sehr ausgesetzt.

Ein südafrikanischer Zollverein hat schon bestanden und bestand noch bis zum Ende vorigen Jahres. Man wird sich von neuem einigen können. Wirklich zu schützen hat das Kap nur seine von geradezu kindischen Prinzipienreitern verschriene Wein- und Branntweinindustrie und Transvaal seinen Tabakbau. Ein gutes und kluges Schutzzollsystem könnte überall zur Gründung von Fabriken führen; bis jetzt war der Grundsatz im Zollwesen fast nur der, den Staaten Einkünfte zuzuführen. Das meiste Geschrei wird bei der Neuordnung der Dinge um den Wein und Branntwein des Kaps erhoben werden. Die Produzenten sitzen mit Kellern voll von gutem Weine und durchaus nicht schlechtem Weinschnaps da bei verschlossenem Absatzgebiet und müssen verhungern, wenn das so fortgeht. Bis jetzt bestand für alle Alkoholprodukte noch eine Zwischenstaatssteuer, und um diese werden die urmächtigen Temperenzler, die Natalrumbrenner und die Kapweinfarmer kämpfen. Erschwert wird die Einigung durch die in allen Staaten verschiedne und vielfach mit der Zollerhebung verquickte Spritsteuer.

In der Hafenfrage und der eng mit ihr verbundnen Eisenbahnfrage bringt die Kapkolonie schon im eignen Hause streitende Parteien mit. Von je haben die Häfen Kapstadt, Port Elizabeth, East London, Durban und

Delagoabai konkurriert im Handel mit den Inlandstaaten Transvaal und Freistaat, sich aber seit der Gründung und dem Aufschießen der Minenstadt Johannesburg im Jahre 1885 besonders bemüht, den Transitverkehr dieser Stadt zu erhalten. Kapstadt, das wohl Europa am nächsten lag, räumlich aber am weitesten vom Inlande getrennt war, schied bald für alles andre als den Personenverkehr aus. Port Elizabeth hielt sich lange, mehr durch die Tüchtigkeit seiner Kaufleute und die frühe hohe Blüte seines Handels als durch seine geographische Lage. Durban und Delagoabai aber erwiesen sich als örtlich dem „Rande" näher, und sie nahmen der Kapkolonie immer mehr vom Durchgangsverkehr ab. Um ihn nicht ganz zu verlieren, warf diese sich auf ihre kürzeste Eisenbahnlinie von der See in das Innere, auf die von East London ausgehende. Sie drückte auf ihr die Raten per Tonne so sehr hinunter, daß sie denen von Durban aus gleichkamen. East London wurde der „Fechthafen" (Fighting port), dadurch verblieb dem Kap wohl ein Teil des Handels, der sonst an Durban gefallen wäre, aber Port Elizabeth wurde neidisch auf East London. Heute liegen die Verhältnisse so, daß Transvaal, das am billigsteu über Delagoabai importieren kann, obgleich dieser Ort einem Fremdstaat angehört, nicht Natal und dem Kap zuliebe höhere Frachten zahlen will; Natal, dem die Energie des ganzen Volkes den ausgezeichneten Hafen Durban geschaffen hat, will den nicht zum Besten des Kaps geopfert sehen; umgekehrt aber will das Kap mit seinen drei rivalisierenden Häfen, die schwere Opfer gekostet haben, nicht dauernd etwas an Natal abgeben und dafür einen nur größern Kampf im eignen Hause eintauschen. Tatsächlich hat Südafrika zuviel an seinen vier großen Häfen und Bahnlinien (von Delagoa und der Delagoalinie überhaupt abgesehen), und da der Einheitsstaat doch auch Geschehenes und Bestehendes nicht ignorieren kann noch über Revenüen verfügen wird, die einen beständigen Aufwand an großen Unterhaltungskosten ohne Verzinsung gestatten, findet selbst er ein unendlich schwieriges Problem vor. Ein nur föderativer Staat könnte es nie lösen.

Was die direkten Steuern angeht, so wird man sich leicht verständigen. In dieser Richtung hat man bisher in Südafrika wenig getan und hat um so mehr aus den indirekten Steuern herausgeschlagen, die Handel und Wandel oft schwer geschädigt haben. Die Männer des Handels und Wandels aber sind nie gehört worden. Die Farmer einerseits und die Mineninteressenten andrerseits, in deren Händen das Regiment abwechselnd ruhte, haben immer dafür gesorgt, daß ihre Sphären möglichst steuerfrei blieben. Erst jetzt hat man am Kap unter dem Druck der Verhältnisse angefangen, die direkten Steuerschrauben etwas anzuziehen. Daß man den Farmer wieder schonte, ist nicht so unrecht, wie es scheint, denn für Südafrika bedeutet er das einzige wirklich staatserhaltende Element, alles andre fast gehört im guten oder weniger guten Sinne zum Glücksrittertum, das kommt und geht, am liebsten geht und etwas mitnimmt, und sich im Herzensgrunde den Teufel um des Landes Zukunft kümmert. Fast jeder, der mit den Minen zu tun hat, ist

dieser Klasse einzureihen, und die Minen haben bis jetzt das Land eigentlich nur ausgebeutet, direkt nichts dafür geleistet, sondern im Gegenteil, sie sind schuld an allen unaufhörlichen Wirrnissen, an allem Blut, an allem Elend. Südafrika ist das reichste Gold- und Diamantenland der Erde, in dem reichsten Gold- und Diamantenland ist heute, schon nach der großen fünfjährigen Abwanderung, durchschnittlich jeder fünfte Mann ohne regelmäßiges Einkommen. Das Kap ist am Rande des Staatsbankrotts. Mit einer neuen Steuerpolitik wird eine neue Minenpolitik Hand in Hand gehen müssen.

Sieht man ab von den kleinern Parochialdifferenzen, so ist das den Einigungsbestrebungen gefahrdrohendste Element die Eingebornenpolitik der verschiednen Staaten. In den vier Staaten zusammen kommen auf je einen Weißen etwa drei bis vier Eingeborne. Wenn es auch unsinniges Gerede ist, daß sich diese vier ganz verschiednen Farbigen je zusammenschweißen lassen würden, um dem einen Weißen zu Leibe zu gehen, so liegt die enorme Bedeutung der einheitlichen Behandlung einer solchen Masse, die sich unter dem Schutze der Weißen im Frieden noch in viel größerm Verhältnis vermehrt als das Herrenvolk selbst, auf der Hand. Am Kap haben die Farbigen bekanntlich Stimmrecht, sofern sie ihren Namen schreiben können und im Besitze eines Wertes oder Vermögens von 60 Pfund Sterling in irgendwelcher Form sind oder ein ganz kleines bestimmtes regelmäßiges Einkommen haben. Eine sehr bedeutende Zahl erfüllt diese Bedingungen, und sie wächst von Jahr zu Jahr. Seinen Namen lernt bei dem von den Parteien dazu eingerichteten Unterricht ein Analphabet hinzeichnen, des Besitzes von Vieh im Werte von 60 Pfund Sterling kann sich wohl jeder verheiratete Kaffer rühmen. Weder Natal noch Transvaal und Orangia haben sich zu dem Unfuge bereitfinden lassen, ihren Farbigen das erste bürgerliche Ehrenrecht zuzuwerfen, dem jetzt noch zwei Drittel aller Germanen kaum ein rechtes Verständnis entgegenbringen können, geschweige denn Bantus und Hottentotten, deren ganze Eintagskultur nicht mehr als ein Nachplappern sein kann. Mit stillem Zorn und mit Verachtung sehen die drei Kolonien auf das Unwesen, das ihnen zugebracht werden soll. Dabei sagen sie: „Ganz abgesehen davon, daß uns eure Eingebornenpolitik zunächst widerstrebt, verschiebt diese Stimmasse eurer Eingebornen die Verhältniszahlen der Wähler in den Kolonien. Die unendlich fruchtbare schwarze Wählerschaft wird es euch einmal möglich machen, uns durch die berühmte kompakte Majorität an die Wand zu drücken.“ Hier berührt sich die Eingebornenfrage eng mit dem Problem der Vertretung der einzelnen Teilstaaten bei der Gesamtregierung. Ein Vorschlag ist in der Hinsicht schon vom Kap gemacht worden. Die Mehrheit der Kapbürger sähe wohl überhaupt gern, daß den Eingebornen das Stimmrecht entzogen würde, aber da fürchten sich die beiden politischen Parteien im Parlament voreinander. Die Progressiven werden den Antrag nicht wagen, und der Bond auch nicht, weil beide die schwarze Hilfsstellung bei den Wahlen brauchen; und welche von beiden Parteien sich immer zum Handlanger des Gesamtwillens machen ließe, die andre träte augenblicklich

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mit tönenden Reden hervor als Vorkämpfer der Schwarzen und gewänne die Schwarzen für alle Zeit — vae victis dann in der Zukunft. Das ist für die Kaffern überhaupt die ganze Bedeutung des Stimmrechts, daß sie lernen und sich daran entzücken, Weiß gegen Weiß auszuspielen. Die Engländer, nicht die Holländer, haben eine gewaltige Sünde gegen die Kultur begangen, als sie ihren Missionaren, der ganzen Livingstoneapostelei und Exeter-Hall-Stimmung nachgaben. Freilich, man hoffte damals wohl, sich bei den Wahlen Stimmen gegen die Holländer geschaffen zu haben. Man irrte sich. Über die Eingebornenfrage spricht am Kap offenherzig aus dem angegebnen politischen Grunde niemand gern. Missionare und Missionsfreunde aber versichern dafür dem übrigen Südafrika um so lauter, daß nicht Träumern zuliebe einst den Farbigen das Stimmrecht vom Kap gewährt sei, sondern daß man etwas mit Grazie hingegeben habe, was dem lebendigen Ansturm eines Volkes nicht mehr vorzuenthalten war. Dazu lachen die Buren in Transvaal und in Orangia grimmig.

Die Vertretungsfrage im Zukunftsparlament ist schon erwähnt worden, auch der Umstand, daß die Hälfte der Gesamtbevölkerung am Kap ansässig ist. Um gleich von vornherein den Schwesterkolonien den Verdacht zu nehmen, daß das Kap versuchen werde, zu dominieren, um seine Eingebornenpolitik schmackhaft zu machen und den erwähnten Einwurf der andern zu entkräften, hat das Kap einen eigentümlichen Kompromißvorschlag gemacht: nicht die Kopfzahl der Wähler in den bestehenden Einzelstaaten soll bestimmend sein für die Wahl der Abgeordneten zum Gesamtparlament, sondern Gruppen sollen gebildet werden, d. h. das Gesamtland soll zerfallen in dreißig Bezirke, von denen zwölf dem Kap, acht dem Transvaal, fünf Natal und Orangia zugehören und drei Rhodesia, wenn sich das später anschließen sollte. Jede Gruppe oder jeder Bezirk soll fünf Abgeordnete entsenden, und zwar soll das Wachsen oder Abnehmen der Bevölkerung eine Verschiebung oder Veränderung der Bezirke nicht nach sich ziehen.

Von einer Schwierigkeit, der allerältesten und ewig jungen Südafrikas, der Rassenfrage unter den Weißen, spricht niemand; kommt man ihr einmal nahe, so versichert man sich gegenseitig, sie bestünde gar nicht. Sie besteht natürlich; an dem Tage, wo sie wirklich aufgehört hat zu sein, ist Südafrika unabhängig. Wohl aber ist wahr, daß schon heute die stille statutenlose namenlose Partei im Lande die stärkste ist; sie hat aus den dreijährigen Kriegen ihre Folgerungen ruhig gezogen, angenehme oder bittere. Diesem Bunde der Geister gehören die Jungburen an, die über Krüger hinaus kennen gelernt haben, daß der englische Afrikaner eine unauslöschliche Macht im Lande ist, und daß man mit ihm zusammengehen muß, wenn die „Vereinigten Staaten von Südafrika" zustandekommen sollen. Dem Bunde gehören englische Afrikaner an, die über Milner hinaus verstanden haben, daß der Bur unausrottbar und wurzelstärker als jeder andre Weiße in Südafrika ist, und daß

es klüger ist, sich mit ihm zu vereinigen, um mit ihm gemeinsam zu herrschen. Aus diesem Bunde heraus wächst die englisch-holländische, die holländisch-englische Afrikanernation mit deutschem Einschlag. Weder englisch noch holländisch noch gar deutsch wird das junge Staatswesen sein, sondern eben afrikanisch. Aus dem Bunde heraus ist der Einheitsgedanke gekommen, und der wird im Einheitsstaat oder im Bundesstaat nach einem, längstens nach zwei Jahren praktische Gestalt gewonnen haben.

Wir Deutschen freuen uns an allem Werdenden; wir, die wir so hart um eine Wiedergeburt selbst gerungen haben, gönnen sie besonders den so sehr von uns mißverstandnen Buren, für die wir ohne Rücksicht auf unsern politischen Nutzen viel Empfindung verschwendet haben. Wir bewundern die fast übermenschliche Realitätspolitik ihrer Jungmannschaften, weil ein so kühles, kluges und verbissenes Niederkämpfen aller und jeder Sentimentalität nach einem Kriege uns Träumern unmöglich wäre.

Doch solche törichte Träumer sind wir nicht, daß wir dächten, diese in der Bildung begriffnen „Vereinigten Staaten" da unten würden uns Deutschen freundlich sein. Um Engländer und Buren abzuschrecken, hat es nicht des Kaisergesprächs bedurft, worin versichert wird, daß die Majorität des deutschen Volkes England feindlich sei, und daß der Herrscher einen Kriegsplan gegen die Buren selbst entworfen habe. Die praktischen Gründe für die Abneigung gegen Deutschland sind weniger zufällig.

Africa for the Africanders ist ein alter Schlachtruf. Ist der Einheitsstaat erst gebildet, dann wird er Deutschland und Portugal stark in die Ohren klingen. Weder die holländischen Afrikander noch die englischen Afrikaner sahen Deutschland freudig in Südwestafrika erscheinen, und bevor die Engländer den Union Jack über den „Vereinigten Staaten von Südafrika" einholen lassen, werden sie nachhaltigst versuchen, dem neuen südafrikanischen Patriotismus eine ihnen erfreuliche und „englische" Wendung zu geben. Sie haben ganz recht, jeder hat von seinem Standpunkt recht. Hans Grimm

Die Fahrkartensteuer und ihre Reform

Zur Reichsfinanzreform des neuen Herrn Staatssekretärs des Reichsschatzamtes gehört auch die Abschaffung der Fahrkartensteuer. Wennschon die Aufhebung einer bestehenden Steuer eine ganz ungewöhnliche Maßnahme an und für sich ist, so wird sie fast unverständlich bei einer so ungünstigen Finanzlage, in der sich das Reich und mit ihm die Bundesstaaten befinden, und bei dem Widerwillen der einzelnen Interessenten beim Vorschlag einer neuen Steuer. Es sei

deshalb einmal eingehender über die Fahrkartensteuer und über ihre Abänderung gesprochen.

Die Fahrkartensteuer gehört zu den wenigen Steuern, deren Erhebung und Verrechnung nur ganz geringe Kosten verursacht, und das ist ein großer Vorteil; sie wird von den Eisenbahnverwaltungen durch ihre Beamten zugleich mit dem Eisenbahnfahrgeld — ähnlich wie die Wechselstempelsteuer durch die Postbeamten — erhoben. Es können daher bei ihr keine Hinterziehungen und Unterschlagungen vorkommen, denn die Eisenbahnverwaltungen haften dem Reiche für die Steuer. Wenn die Fahrkartensteuer so unbeliebt ist — das hat sich übrigens schon bedeutend gelegt —, so liegt es in der Hauptsache daran, daß sie zugleich mit der Erhöhung der Fahrpreise für die Rückfahrkarten und der Gepäckfracht eingeführt wurde, und daß ihre Staffelung in den einzelnen Wagenklassen ganz verschieden, in der obersten ungemein hoch ist. Das geht aus der nachfolgenden Tabelle hervor, in der in Prozenten die Höhe der Steuer vom Fahrkartenpreise in den drei Wagenklassen berechnet ist.

Die Fahrkartensteuer beträgt

bei einem Fahrpreise	in I. Klasse	II. Klasse	III. Klasse
von 60 Pf. bis 2 Mark:	20 Pf. = 33⅓ bis 10 %	10 Pf. = 16⅔ bis 5 %	5 Pf. = 8⅓ bis 2½ %
über 2 Mark „ 5 „ :	40 „ = 20 „ 8 %	20 „ = 10 „ 4 %	10 „ = 5 „ 2 %
„ 5 „ „ 10 „ :	80 „ = 16 „ 8 %	40 „ = 6 „ 4 %	20 „ = 4 „ 2 %
„ 10 „ „ 20 „ :	160 „ = 16 „ 8 %	80 „ = 8 „ 4 %	40 „ = 4 „ 2 %
„ 20 „ „ 30 „ :	240 „ = 12 „ 8 %	120 „ = 6 „ 4 %	60 „ = 3 „ 2 %
„ 30 „ „ 40 „ :	360 „ = 12 „ 9 %	180 „ = 6 „ 4½ %	90 „ = 3 „ 2¼ %
„ 40 „ „ 50 „ :	540 „ = 13½ „ 10⅘ %	270 „ = 6¾ „ 5⅓ %	140 „ = 3½ „ 2⅘ %
„ 50 „ . . . . . :	800 „ = 16 %	600 „ = 8 %	200 „ = 4 %

Die Steuer beträgt in der ersten Klasse immer das vierfache der Steuer in der dritten Klasse. Gewiß wird jeder Reisende der dritten Klasse bei einem Fahrpreise von 60 Pfennigen für eine Fahrkarte gern und ohne Murren die mäßige Steuer von 5 Pfennigen zahlen; wenn aber der Reisende der ersten Klasse für eine Fahrkarte zu demselben Preise (60 Pfennig) 20 Pfennig Steuer zahlen muß, so ist das, gelinde gesagt, etwas „happig" und nicht gerecht. Die 60 Pfennig des Reisenden erster Klasse sind doch nicht mehr wert als die des Reisenden dritter Klasse, und dann zahlt doch der Reisende schon für seine Fahrkarte einen höhern Preis. Es war wohl nicht richtig, die verschiednen Klassen verschieden zu besteuern, es hätte vielmehr, unabhängig davon, welche Klasse der Reisende benutzt, die Steuer nach der Höhe des Fahrpreises für jede Fahrkarte festgesetzt werden müssen. Hierbei hätten Fahrpreise bis 100 Pfennig ausschließlich unbesteuert bleiben sollen. Freilich hätte auch — es muß gewagt werden, es auszusprechen — die vierte Wagenklasse mit herangezogen werden müssen, dann würde auch das Ergebnis der Steuer ganz anders gewesen sein. Die Angst davor, den Arbeiter mit der Fahrkartensteuer mit zu treffen, und zwar in seinen Erwerbsverhältnissen, ist ganz unberechtigt; denn der Arbeiter, der unter Benutzung der vierten Wagenklasse täglich zu

seiner Arbeitsstätte fährt, wird nie für eine Fahrt 100 Pfennig ausgeben, er müßte denn fünfzig Kilometer sowohl bei der Hin- als auch bei der Rückfahrt zurücklegen. Das verbietet sich schon deshalb, weil die Zurücklegung dieser Strecke täglich zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Muß er aber, wie es an verschiednen Orten der Fall ist, wöchentlich einmal den Betrag aufwenden, weil er während der Woche am fernen Arbeitsorte verbleibt, dann ist die Steuer für eine Woche so gering, daß sie der Arbeiter wohl zahlen kann, oder aber er erhebt sie, wie den ganzen Fahrkartenpreis, von seinem Arbeitgeber durch höhere Lohnforderung wieder. Reisende vierter Klasse dagegen, die Vergnügungs- oder sonstige Fahrten auf weite Entfernungen unternehmen, können die Fahrkartensteuer ebensogut bezahlen wie die Reisenden der andern Wagenklassen (1. bis 3.). Es liegt also gar kein Grund vor, diese Reisenden von der Besteuerung auszunehmen. Und wie bei jeder Steuer, so können auch bei der Fahrkartensteuer nur die Massen die Einnahmen bringen, die Massen aber fahren in der vierten und in der dritten Klasse. Weiter darf nicht außer acht gelassen werden, daß einen Teil der Fahrkartensteuer die Ausländer bezahlen, die im Sommer zahlreich die schönen Gegenden usw. unsers deutschen Vaterlandes besuchen, und daß die Deutschen bei Reisen in fremden Ländern in einer Anzahl dieser Länder die Fahrkartensteuer, die dort seit einer langen Reihe von Jahren besteht, ebenfalls zahlen müssen und ohne Anstand zahlen, weil man es nicht anders weiß oder es überhaupt nicht inne wird. Es ist leicht gesagt, daß bei der Reichsfinanzreform ein Ersatz für die Fahrkartensteuer gefunden werden könnte: die Herren Schatzsekretäre wissen aber, welche Schwierigkeiten es bereitet, neue Steuern zu finden, die gern gezahlt werden, die niemand drücken, die die Zustimmung aller beteiligten Faktoren finden, die dabei so ergiebig sind, daß sie alle Bedürfnisse des Reichs befriedigen, und die außerdem schon eingeführte Steuern entbehrlich machen. Schaffen wir die Fahrkartensteuer, die im Rechnungsjahre 1907 rund siebzehn Millionen erbracht haben soll, ganz ab, dann müssen diese Millionen auf andre Weise aufgebracht werden, und das wird wohl sehr schwer sein. Schon jetzt wehren sich alle Berufsklassen, die sich von den vom neuen Staatssekretär vorgeschlagnen Steuern getroffen glauben, gegen jede Steuer, alle meinen, daß die auf ihre Erzeugnisse gelegten Steuern sie persönlich und auch die ganze von der Steuer getroffne Industrie ruinieren werde. Dabei bedenken sie nicht, daß keiner der Erzeuger eines von einer Steuer betroffnen Gegenstandes diese Steuer selbst zahlt, daß er vielmehr die Steuer auf die Abnehmer abwälzt.

Daß die Fahrkartensteuer die Abwanderung der Reisenden aus den höhern Klassen in die niedrigern herbeigeführt haben soll, ist noch niemals bewiesen worden; vielmehr wird die Erhöhung des Fahrpreises für Hin- und Rückfahrten die Veranlassung sein. Weiter aber darf als sicher angenommen werden, daß die gegen früher bedeutend bessere Ausstattung der Wagen vierter Klasse,

die sich teilweise nur durch die außen angeschriebne „IV“ von der dritten Wagenklasse unterscheidet, die Abwanderung aus der dritten in die vierte Klasse veranlaßt hat. Ist doch auf verschiednen Eisenbahnlinien noch ein Unterschied bei der vierten Wagenklasse gemacht worden, es sind da besondre Wagen dieser Klasse für Reisende mit Traglasten eingeführt, sodaß die andern Reisenden vierter Klasse fast genau so fahren wie die in der dritten Klasse und wenn nicht gar besser, so doch weit billiger.

Es wird wohl zweckmäßig sein — und die Finanzlage des Reichs gebietet es geradezu —, die Fahrkartensteuer beizubehalten. Baut sie sich nun wie folgt auf, dann kann sie nicht als drückend empfunden werden, und der Reichskasse wird die Einnahme wie bisher erhalten bleiben, ja die Steuer wird unter Umständen mehr erbringen.

Die Fahrkartensteuer müßte ohne Unterschied in allen vier Wagenklassen folgendermaßen festgesetzt werden:

Bei einem Fahrpreise von

	1	Mark	bis	5	Mark	.	.	.	5	Pf.	über	20	Mark	bis	25	Mark	.	.	25	Pf.
über	5	„	„	10	„	.	.	.	10	„	„	25	„	„	30	„	.	.	30	„
„	10	„	„	15	„	.	.	.	15	„	„	30	„	„	35	„	.	.	35	„
„	15	„	„	20	„	.	.	.	20	„	„	35	„	„	40	„	.	.	40	„
															u. s. f.					

Sollten bei einer solchen Gestaltung der Fahrkartensteuer die Einnahmen zu gering werden, was zu bezweifeln ist, so könnte entweder eine mäßige Steigerung bei den Fahrpreisen über zehn Mark eintreten — vielleicht Verdoppelung —, oder man müßte für die zweite und die erste Klasse eine Verdoppelung aller vorstehend aufgeführten Sätze vornehmen. Jedenfalls empfiehlt es sich nicht, die bestehende Fahrkartensteuer ohne weiteres aufzugeben; ihre Reform aber erscheint unbedingt notwendig.

Ein Lesebuch der Sozialstatistik

Der im März 1904 im Alter von achtundfünfzig Jahren verstorbne Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt war in seiner Jugend als Sprößling einer reichen Frankfurter Judenfamilie der Sorge um das tägliche Brot überhoben und durfte bei der Wahl seiner Beschäftigung seiner Neigung folgen. Diese bestimmte ihn zu gemeinnützigen Bestrebungen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, deren Früchte er zuletzt als Dozent an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaft in seiner Vaterstadt verwertete. Vorher hatte er einige Monographien herausgegeben, die auf eingehenden Untersuchungen an Ort und

Stelle beruhten: Fünf Dorfgemeinden auf dem Hohen Taunus, Haushaltungsbudgets einer Schwarzwälder Uhrschildmalerfamilie und einer armen Näherin, des Nährikele. Im Eingange der diesem Mädchen gewidmeten Studie schreibt er: „Große, weite, schöne Welt — wie schmal ist der Ausschnitt, den Myriaden von dir zu sehen bekommen, und wie genügsam hast du dich, Rikele, gefreut über jeden schwachen Sonnenblick, den du erhaschtest. Ihr, die ihr erhobnen Hauptes durch früchtereiche Gärten schreitet, schenkt der Geschichte einer armen Kreatur Gehör, für die an dem mühsamen Wege, der zu jenem Friedhöflein leitet, nur karge Beeren gewachsen sind. Nicht das Leben eines Menschen, das Leben vieler wird erzählt, wenn immer wir uns in die Geschichte eines einzigen ernstlich vertiefen." Und er schließt: „Alle eigne Anstrengung, alle kleinen Glücksfälle, all jene eiserne Sparsamkeit, die sich keinen Moment vergißt, all jene List, mit der der Arme das Leben um die Anforderungen, die es stellt, zu betrügen, mit der er auf tausend Schleichwegen um sie herumzukommen sucht, sie alle hatten nicht ausgereicht, Rikele bei den allerbescheidensten Ansprüchen ein sorgenfreies Alter zu sichern." Mag es natürlicher heller Verstand, mag es der bildende Einfluß des gelehrten Professors gewesen sein — Rikele macht manchmal eine gute nationalökonomische Bemerkung; so sagt sie mit Beziehung darauf, daß der Staat und die Eisenbahngesellschaften auch arme Leute befördern: „früher haben die Bettelleut Herren geführt (gefahren), jetzt führen (fahren) die Herren Bettelleut." Auch Schnappers Reisefeuilletons berichten nicht über Kunstschätze und Hotelpreise, sondern über die Lage armer Leute. Er hat solche in ihren Kammern, Kellern und Höhlen, in den sizilianischen Schwefelgruben, in den Massennachtlagern von Tunis aufgesucht, das ärmliche Inventar und den Küchenzettel seines venezianischen Gondelführers und den jämmerlichen Verdienst der Strohflechterinnen von Fiesole ermittelt. Haushaltungsbudgets waren seine Spezialität. Von dem Franzosen Le Play, von den Engländern Gregory King, David Davies, Frederik Morton Eden und den beiden Young hatte er gelernt, daß die Statistik nur dann Wert hat und Leben bekommt, wenn man mit seinen Augen die Menschen, Zustände und Tatsachen schaut, die sich unter den toten Zahlen verbergen. Und er hat die Methode für solche Untersuchungen geschaffen; Haushaltbücher, die Einnahme, Ausgabe, Zugang und Abgang im Inventar enthalten sollen, empfiehlt er nach den Grundsätzen der italienischen Buchführung einzurichten. Er zeigt in methodologischen Abhandlungen, wie schwierig selbst bei der besten Methode die richtige ziffermäßige Erfassung der verschiednen wirtschaftlichen Operationen und Werte, ja daß mit bloß ziffermäßiger Abschätzung überhaupt nicht auszukommen ist. In welchem Konto sollen Neuanschaffungen gebucht, und mit welchen Zahlenwerten sollen gebrauchte Möbel, Kleider, Geräte eingetragen werden? Ihr wirklicher Wert für den Besitzer kann sehr hoch sein, weil sie ihm (so zum Beispiel Bücher einem Schriftsteller) den Brotverdienst ermöglichen, als

Wohnungsausstattung seine soziale Position behaupten helfen. Was dagegen würden sie beim Verkauf — nach der „Trödlertaxe" — gelten? Vielleicht nahezu nichts. „Der Anschlag nach dem Veräußerungswerte ist gewiß eine angemessene Berechnung für einen Hausstand, der aufgelöst werden soll; sehr zu überlegen ist jedoch, inwieweit sie sich auch für den Hausstand, der fortgeführt werden soll, gezieme. Sie ist sicher eine angemessene Rechnung für Auswandrer, auch für den Fall der Pfändung und des Gantes, und zwar der Pfändung bis auf den letzten Rock und das letzte Hemd. Würde eine Familie — per impossibile — so vergantet, so würde sie, da man sie ja schon vorher so eingeschätzt hat, durch diesen Gant nicht einmal geschädigt erscheinen, was ein Bedenken mehr gegen die Ansetzung nach dem Veräußerungswert liefert."

Ein großes Werk, an dem Schnapper gearbeitet hat: „Geschichte des Geldverkehrs, der Preise und der Lebenshaltung in der Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main und in Deutschland überhaupt vom Ausgange des Mittelalters bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts", war ihm nicht zu vollenden vergönnt. Eine Anzahl seiner Aufsätze und Vorträge hat Leo Zeitlin samt einer biographischen Skizze (bei H. Laupp in Tübingen) vor zwei Jahren herausgegeben und jetzt (bei Dr. Werner Klinkhardt in Leipzig) vierzig Vorlesungen Schnappers über Bevölkerungslehre, Wirtschaftsstatistik und Moralstatistik als „ein Lesebuch für Gebildete, insbesondre für Studierende" unter dem Titel Sozialstatistik (mit Tafeln, Tabellen und Namenregister). Der Herausgeber hat das in den Vorträgen enthaltne statistische Material durch Beifügung der neusten Zahlen in Klammern ergänzt, bemerkt jedoch ganz richtig, ein Buch, das für die Probleme der Sozialstatistik Verständnis zu wecken sucht, bedürfe, um seinen Zweck zu erfüllen, weder der Massenhaftigkeit noch der Aktualität seines Zahlenmaterials. „Gerade ein Werk wie dieses, das aus Vorlesungen entstanden ist, hat vor allem die Aufgabe, die Schnapper-Arndt mit seinen Werken als die des akademischen Unterrichts überhaupt charakterisiert: zur Kritik des Stoffes, den das Leben liefert, und zur Selbstarbeit Direktiven zu geben." Diesen Zweck erfüllt das Buch. Aber es muß doch bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden — in der heutigen Überschwemmung mit neuen Erzeugnissen werden ältere gute Sachen gar zu rasch vergessen —, daß wir Deutschen schon längst ein Werk besitzen, das von jedem, der nach tieferer und vollständiger Einsicht in den Gegenstand strebt, unbedingt zur Ergänzung herangezogen werden muß. Zwar umfaßt Alexander von Öttingens Moralstatistik nur zwei von den drei im vorliegenden Buche behandelten Zweigen der Sozialstatistik (die Bevölkerungslehre konnte als Grundlage der Moralstatistik nicht entbehrt werden), aber die Einleitung und das erste Buch (zusammen über 300 Seiten) enthalten eine Einführung in die Statistik, eine Methodologie dieser Kunst (nicht eigentlich Wissenschaft, wie Schnapper richtig zeigt) und eine Anleitung zu ihrer Ausübung von solcher

Gründlichkeit und Vollständigkeit, wie es — in Deutschland wenigstens — kein zweites gibt. Und das Verdienst Öttingens besteht vorzugsweise darin, daß er Verständnis für statistische Untersuchungen in Kreisen geweckt hat, die den von Berufs wegen zur Handhabung von Ziffertabellen genötigten fern stehn, besonders in den Kreisen der Geistlichen, der Pädagogen, der Justizbeamten. Was aber den eigentlichen Gegenstand des Werkes betrifft, so bekennt Schnapper-Arndt selbst: „Als Verfasser eines größern moralstatistischen Lehrbuchs ist eigentlich nur Alexander von Öttingen zu nennen.“ Zugleich jedoch sucht er ihn zu diskreditieren, und eben deswegen ist es doppelt notwendig, an den vor einem Jahre verstorbnen zu erinnern. Schnapper schreibt: „Sein Werk ist ein Protest gegen die, die eine mechanische Weltanschauung vertreten, oder denen man sie untergeschoben hat [mehr noch ein Protest gegen einseitigen Individualismus und Indeterminismus]. Das Buch fand darum in weiten Kreisen eine warme Aufnahme; ich möchte ihm jedoch nur insoweit Lob spenden, als es eine sehr fleißige Sammlung außerordentlich mühsam zusammenzubringenden Stoffes ist. Durch die endlosen Sittenpredigten, die es zu einem starken Umfange haben anschwellen lassen, geht ein Zug großer Unfruchtbarkeit, und trotz der fortwährenden Wiederkehr der Worte »Ethik« und »ethisch« hat ethisches Handeln sicherlich durch viele andre, die sich selbst für Materialisten hielten, aber darum doch Idealisten waren [wenn er doch einen solchen nennen möchte!], mehr Förderung erfahren als durch ihn. Seine Sache war es nicht, sich die sozialen Dinge im Original anzuschauen, und er kennt das menschliche Herz nur aus Büchern, die es selbst nicht kannten.“ Daran ist nur so viel richtig, daß der Dorpater Professor wahrscheinlich keine Forschungen in Proletarierwohnungen angestellt hat; non omnia possumus omnes; wer ein so ungeheures Buchwissen aufhäuft, der hat für umfassende Studien am lebendigen Objekt keine Zeit übrig. Aber darum braucht ihm noch nicht die Kenntnis des menschlichen Herzens abgesprochen zu werden. Was aber den bedeutenden Umfang des getadelten Werkes betrifft, so sind es nicht „Sittenpredigten“, die ihn verschulden, sondern auf gründlicher Forschung beruhende Abhandlungen über psychologische, ethische, volkswirtschaftliche Gegenstände, die für die Anwendung der Statistik im ethischen Gebiete erst die Grundlage schaffen. In Schnapper-Arndts Vorträgen sucht man vergebens eine Kennzeichnung der prinzipiellen Stellung, die der Moralstatistiker einzunehmen hat, wie sie in den folgenden Sätzen Öttingens enthalten ist (sie schließt sich an die vortreffliche Darlegung des Wesens der sittlichen Freiheit an):

So wenig die Moralstatistik mit ihrer induktiven Methode uns berechtigt oder befähigt, von irgendeiner Erscheinungsgruppe im menschlichen Gesamtleben zu sagen, ob das, was da erscheint, frei oder unfrei, normal oder abnorm, gut oder böse, ein Laster oder eine Tugend, ein Verbrechen oder ein Verdienst ist — denn sie bringt uns ja nur die Tatsachen und deren zusammenhängende Erscheinung, nicht aber einen höhern, allgemein geltenden Maßstab für ihre Beurteilung —;

so sehr ist sie doch imstande, uns von dem eigentümlichen Konnex, ja dem erstaunlich konsequenten Verursachungssystem in der geistig-sittlichen Weltordnung, namentlich in der Bewegung ganzer sozialer Gruppen menschlicher Gesellschaft zu überzeugen. Darauf beruht ihre enorme Wichtigkeit. Sie wird uns weder die Freiheit des Willens beweisen, noch den Unterschied guter und böser Handlungen lehren, noch auch an sich den Abscheu vor den kolossalen Verbrechermassen oder die Bewunderung für Tausende von Wohltätigkeitsanstalten erzeugen. Da wird vielmehr überall die Deduktion, der aus dem Gewissen, aus den Tatsachen innerer Erfahrung, aus dem geoffenbarten Gesetz und dem gegliederten System göttlicher Wahrheiten hergeleitete prinzipielle Unterschied von dem, was wir gut, und dem, was wir böse nennen, von dem, was sein soll, und dem, was schlechterdings nicht sein soll, einzugreifen und die rechte Fährte ethischer Beurteilung aufzuweisen haben. Aber darin wird die Moralstatistik als induktive Beobachtungswissenschaft dennoch Großes und in apologetischer Beziehung Bedeutsames zu leisten imstande sein, daß sie empirisch die Gesetzmäßigkeit der sittlichen Lebensbewegung überhaupt gegenüber der oberflächlichen Voraussetzung einer willkürlich sich selbst bestimmenden Freiheit wird nachweisen können; sodann daß sie in jeglicher sittlicher Lebensbewegung den Gemeinschaftsfaktor in seinem durchgreifend konstanten Einfluß wird hervortreten lassen; endlich, daß sie dieser Gesetzmäßigkeit nachspürend, durch Analyse und Klassifikation einzelne influierende allgemeine und spezielle Ursachen zu konstatieren suchen wird. Es wird sie dabei nicht bloß der allgemeine Gedanke leiten, daß die Ursachen den Wirkungen proportional sein müssen, sondern daß auch dem Maximum der Wirkung ein Maximum der Ursachen und dem Minimum jener ein Minimum dieser wird entsprechen müssen.

Auch wenn man nicht mit Öttingen an das Erbsünddogma im Sinne der lutherischen Orthodoxie glaubt, muß man anerkennen, daß ihm dieser Glaube die großen Wahrheiten der Einheit und der Solidarität des Menschengeschlechts erschlossen hat und damit die Verantwortung, die daraus dem einzelnen mit Rücksicht auf die Gesamtheit wie der Gesellschaft in Beziehung auf den einzelnen erwächst. Ich halte dieses Dogma gleich andern Dogmen nur für ein Symbol, aber die Bedeutung dieses Symbols, das darum als ein geoffenbartes bezeichnet werden darf, liegt eben darin, daß es jene Wahrheiten enthüllt und das in ihnen wurzelnde Gefühl der Verantwortung geweckt hat, lange bevor die Wissenschaft Spuren davon durch Beobachtung entdeckte. (Extreme Rassentheoretiker, die das Menschengeschlecht in ganz verschiedne „Tierarten" auseinanderreißen, leugnen geradezu die Einheit wie die Solidarität und suchen die Menschenrassen, die Völker durch die Kluft eines angeblich natürlichen feindlichen Gegensatzes voneinander zu trennen.) Diese Wahrheiten mit statistischen Tabellen klar machen, nenne ich nicht predigen, sondern ein Stück Volksaufklärung leisten. Öttingens Moralstatistik wird demnach durch das vorliegende Buch keineswegs überflüssig gemacht, sondern muß zur Ergänzung herangezogen werden, wie andrerseits auch die Verehrer Öttingens die Leistungen Schnapper-Arndts nicht übersehen dürfen, die in manchem einen Fortschritt bedeuten, abgesehen davon, daß sie sich ja nicht auf die Moralstatistik beschränken, sondern die ganze Sozialstatistik umfassen. Übrigens geht Schnapper über jene allgemeinen Anklagen gegen Öttingen

nicht hinaus; Verwendung von schlechtem Material weist er ihm gar nicht und tendenziöse Verwendung guten Materials nur in einem einzigen Falle nach. Das weitschweifige Reden über die Kollektivschuld der Gesellschaft, schreibt er, nutze nichts, wenn auf die positiven Einzelursachen der herrschenden Mißstände nicht eingegangen wird. (Das geschieht doch auch in Schnappers Vorlesungen nur andeutungsweise und findet in einer allgemeinen Moralstatistik nicht Raum, muß Spezialuntersuchungen, zum Beispiel über den Zusammenhang von Verbrechen und Alkohol oder von Verbrechen und Wohnungselend vorbehalten bleiben.) Und seine Darstellung der Kindersterblichkeit (das ist der eine Fall) werde noch wertloser und irreführender dadurch, „daß er die uneheliche Kindersterblichkeit, die ja zu wohlfeilem Moralisieren leichten Anlaß gibt, ganz unverhältnismäßig vor die eheliche Kindersterblichkeit in den Vordergrund rückt". Freilich sei der Prozentsatz der unehelichen Kinder, die vorzeitig sterben, viel größer als der der ehelichen, aber da die Zahl der ehelichen Kinder überhaupt etwa zehnmal so groß ist als die der unehelichen, so sei doch die absolute Zahl der Sterbefälle von ehelichen Kindern weit größer als der von unehelichen und falle darum für die Gesellschaft mehr ins Gewicht. Es ist zuzugeben, daß Öttingen die Sterblichkeit der ehelichen Kinder noch kräftiger hätte betonen können, als es S. 882 geschieht. (Einen dankenswerten Beitrag zur Kenntnis ihrer Ursachen hat Ludwig Kemmer im 37. Heft der Grenzboten geliefert. Die „Entmilchung" der Dörfer, auch schon der kleinen Städte, hat übrigens schon lange vor der Gründung von Molkereigenossenschaften begonnen — mit der Verbesserung der Verkehrswege, sogar schon vor dem Ausbau unsers Eisenbahnnetzes; sobald gute Chausseen die Wege gang- und fahrbar machten, fingen auch die nicht ganz nahe an der Stadt wohnenden Bauerfrauen an, alle ihre Milch, in Butter verwandelt, auf den zwei bis vier Stunden entfernten städtischen Markt zu schleppen, sodaß es, wie mir einmal ein Arzt klagte, mitten im Rindvieh unmöglich war, armen Kindern und armen Kranken Milch zu verschaffen. Die Molkereien haben dann natürlich das Übel außerordentlich gesteigert.) Dafür könnte man Schnapper-Arndt vorwerfen, daß er selbst nicht ganz tendenzlos verfahre, zum Beispiel die ungeheure Bedeutung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter nicht gebührend hervorhebe. Bekanntlich weisen die beiden Geschlechter im Heiratsalter nahezu gleiche Kopfzahlen auf. Und da das Leben das männliche Geschlecht stärker mitnimmt als das weibliche, so wird diese Gleichheit dadurch erreicht, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Kann der Schöpfer (oder, da die deutschen Gelehrten das Wort nicht leiden können, „die Natur") deutlicher sagen, daß er unbedingt die Monogamie will? Die Konstanz der beiden großen Tatsachen ist um so wunderbarer, da im einzelnen völlige Regellosigkeit, reiner Zufall zu herrschen scheint; denn es werden ja nicht in jeder Familie je ein Knabe und ein Mädchen geboren, sondern in der einen nur Knaben, in der andern nur

Mädchen, in wieder andern Familien Knaben und Mädchen in den verschiedensten Zahlenkombinationen. Schnapper konstatiert natürlich die Tatsache, erwähnt auch die Nutzanwendung, die von Süßmilch an Theologen und Moralisten davon gemacht haben; anstatt sie aber ihrer ungeheuern Wichtigkeit entsprechend hervorzuheben, sucht er sie abzuschwächen. Die Statistik müsse ja im allgemeinen Süßmilchs Ergebnisse anerkennen, stoße aber doch, von Land zu Land gehend, „auf größere Verschiedenheiten, als sie der alte Herr wohl angenommen haben mochte". Bei der Durchmusterung dieser Verschiedenheiten zeigt es sich dann, daß sie nicht von der Natur, sondern von Eingriffen der Menschen, zum Beispiel den Kinderaussetzungen und Kindermorden in China und bei manchen Naturvölkern, herrühren, deren Opfer meist Mädchen sind. Und die Kompensation (daß, wenn ein Krieg viel Männer hingerafft hat, ein paar Jahre hindurch der Überschuß der Knabengeburten steigt) erwähnt er gar nicht. Gerade diese Tatsache aber, die Öttingen ausführlich behandelt, beweist schlagend, daß das Menschengeschlecht wirklich eine organische Einheit ist, ähnlich wie ein Bienenvolk, in dem immer gerade die Anzahl von weiblichen, männlichen und geschlechtlosen Individuen auskriecht, die im Augenblick gebraucht wird. Und bei der Darstellung der mohammedanischen Polygamie hätte der Umstand, daß die wirtschaftlich den meisten unmögliche simultane durch die successive ersetzt wird, noch etwas deutlicher ausgesprochen werden können. Er erwähnt zwar, daß die Ehescheidungen nach unsern Begriffen enorm häufig sind, und daß man bei den untern Volksklassen geradezu von einer Ehe auf Probe sprechen könne, aber es handelt sich um mehr als dieses. Lord Cromer erzählt in seinem Modern Egypt (und früher schon ist von Kennern des Orients ähnliches berichtet worden), einer seiner Stallburschen habe in noch nicht zwei Jahren seine „Gattinnen" elfmal gewechselt. Das heißt doch, die Prostitution an die Stelle der Ehe setzen, und das ist bedeutend schlimmer, als wenn sie nur zu deren Ersatz erlaubt wird für Heiratsfähige, denen ihre Verhältnisse die Eheschließung wehren.

Das Buch hätte gewonnen, wenn die beiden Ausfälle gegen Öttingen gestrichen worden wären; man könnte dann das viele Gute, das es enthält, und von dem wir einiges mitteilen wollen, in reinerer Stimmung genießen. Sehr richtig wird S. 97 gesagt: „Wie bekannt, leben auf unfruchtbarem Boden die dichtesten Bevölkerungen von der Industrie, da die zu ihrer Ernährung nötigen Flächen [die heutige Verkehrstechnik vorausgesetzt!] nicht um sie herum zu liegen brauchen, sondern in den verschiedensten Teilen der Erde gelegen sein können. Ungeschickt drückt man das oft so aus, daß man sagt, die Industrie vermöge mehr Menschen zu ernähren als der Ackerbau, oder: mit der Zunahme der Industrie nehme die Bevölkerung zu. Umgekehrt: je mehr Industrie — d. h. je mehr Bedürfnisse sich die Menschheit zulegt, die über die der Ernährung hinausgehn — um so mehr menschliche Arbeitskraft und Boden entzieht sie der Nahrungsproduktion." Aus den widersprechenden

und zum Teil sehr unbestimmten Angaben über die Bananenkultur, die er zusammenstellt, geht hervor, daß zwar gewiß eine mit Bananen bepflanzte Fläche mehr Menschen zu ernähren vermag als ein gleich großes Stück Weizen- oder Kartoffelacker, daß aber die Überlegenheit des tropischen Bananenbodens über unsern Getreideboden wahrscheinlich stark übertrieben wird. Er macht unter anderm darauf aufmerksam, daß die „Agglomeration", die Anhäufung der Bevölkerung in Großstädten und Industriebezirken, keineswegs immer Wirkung und Symptom von Dichtigkeit der Bevölkerung ist. Die Vereinigten Staaten sind trotz starker Agglomeration in ihrem nordöstlichen Teile ein dünn bevölkertes Land. In dem Abschnitt über den physischen Habitus der Bevölkerungen sind die anthropometrischen Ergebnisse zu beachten, die beweisen, daß die mittlern Körpergrößen und Gewichte namentlich der Kinder den Wohlstandsklassen parallel gehn. (Unsre Rassentheoretiker freilich werden sagen: nicht bleiben die Kinder der Armen im Wachstum zurück, weil sie schlechter genährt werden, sondern weil sie einer kleinern und schlechtern Rasse angehören, bleiben sie arm, anstatt Lords zu werden.) Wenn manche Statistiker darauf hinweisen, daß Hundertjährige gerade in den untersten Volksschichten, sogar bei Almosenempfängern, häufig vorkommen, daß demnach Unbildung ein höheres Lebensalter zu verbürgen scheine, so hält dem Schnapper entgegen, daß gerade die Unbildung die Angaben über das Lebensalter verdächtig mache: ungebildete Leute wüßten meist nicht genau, wie alt sie seien, machten sich wohl auch absichtlich älter, als sie sind, um mit ihren hohen Jahren zu prahlen oder Mitleid zu erregen. Zu was für Unsinn statistische Ergebnisse einen denkschwachen oder oberflächlichen Forscher verleiten können, zeigt Schnapper an folgender Deklamation eines solchen, den die Zahl 40 für die mittlere Lebensdauer erschreckt hat: „Unsre Jahre sind zu wenig geworden, gegenüber dem, was wir zu [in?] diesen Jahren schaffen sollen. Jetzt schon bringt der gebildete Europäer seine fünfundzwanzig ersten Lebensjahre damit zu, bloß zu lernen. Bei einer mittlern Lebensdauer von vierzig Jahren bleiben ihm nur fünfzehn Jahre, das Gelernte im Dienste der Menschheit zu verwerten." Die mittlere Lebensdauer ergibt sich bekanntlich in der Weise, daß die Lebensjahre der Kurzlebigen, die sterbenden Säuglinge eingerechnet, und die der Langlebigen zusammengerechnet werden, und die Summe mit der Kopfzahl dividiert wird. Jener Erschreckte stellt sich vor, jeder heutige Europäer müsse mit vierzig Jahren sterben; alle neununddreißigjährigen hätten dann bloß noch ein Jahr zu leben, und die Achtzigjährigen? Ja, die müssen wahrscheinlich vierzig Jahre herauszahlen. Die durchschnittliche Lebensdauer der Männer, die ihr Studium absolviert haben, beträgt weit mehr als vierzig Jahre. Seite 173 wird erzählt, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts habe Kaspar Neumann in Breslau fast als der erste die Lebensdauer der Menschen zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht und eine seiner vornehmsten Aufgaben darin gesehen, „durch statistische Ermittlung zu

erproben, ob denn wirklich ein Zusammenhang zwischen Geburt und Tod der Menschen und gewissen kabbalistischen Zahlen und dem Stande der Planeten nachweisbar sei". Das regt zu allerlei Betrachtungen über den Fortschritt des Menschengeistes an, wenn man weiß, daß schon der heilige Augustinus im zweiten Kapitel des fünften Buches De Civitate Dei den astrologischen Aberglauben sehr schön widerlegt hat. Manche, besonders englische Statistiker, versuchen den ökonomischen Wert zu ermitteln, der einem Volke durch vorzeitiges Absterben seiner Angehörigen verloren geht. Schnapper zeigt, daß es Torheit ist, den ökonomischen Wert eines Menschen ermitteln und in Geld ausdrücken zu wollen, und bemerkt mit Beziehung auf den Kostenwert witzig: „ein Student im fünfzehnten Semester, der viele Kommerse hinter sich hat, ist nicht unbedingt mehr wert als ein Kommilitone, der bereits früher ins Examen gestiegen ist. Jener würde sehr erstaunt sein", wenn er erführe, daß er so viel wert sei, wie er seinen Vater gekostet hat. Wenn viele moderne Berufsarten die Gesundheit schädigen und das Leben kürzen, und zu den Schädigungen auch die Einseitigkeit der Beschäftigung infolge der Arbeitteilung und die Überanstrengung gehören, so ist, wie richtig hervorgehoben wird, daran zu erinnern, daß unter diesen beiden Übeln keineswegs bloß die ärmern Klassen, sondern auch viele Angehörige der höhern Berufsarten, ja auch reiche Leute leiden. Eine englische Statistik weist eine besonders gute Gesundheit und lange Lebensdauer für eine Anzahl von healthy districts nach: Gegenden mit einer ländlichen Bevölkerung, die nicht wohlhabend ist, aber in guter Luft und bei gutem Wasser und leidlich guter Wohnung ihr notdürftiges Auskommen hat. Daß diese Art günstiger Lebensbedingungen mit der Verwandlung des Agrarstaats in den Industriestaat schwindet, wird zunächst für England verhängnisvoll werden, darf aber auch uns nicht gleichgiltig sein. Die Tatsache, daß im preußischen Staate der Stadtkreis Frankfurt am Main mit 2,6 Kindern auf die Familie die schwächste, der Kreis Zabrze mit 6,9 die stärkste Fruchtbarkeit aufweist, wird die wegen der Polengefahr besorgten interessieren.

In dem Abschnitt über Berechnungen des Volksvermögens und Volkseinkommens befolgt Schnapper dieselben Grundsätze und warnt vor denselben Fehlern wie ich in meiner Volkswirtschaftslehre. Einer dieser Fehler wird, wie er nachweist, im größten Maßstabe von der amtlichen preußischen Statistik begangen, die das (mobile) Kapital viel zu hoch, den Bodenwert im Verhältnis dazu viel zu niedrig ansetzt, weil sie die Hypotheken, die tatsächlich einen Teil des Grundwerts darstellen, dem Kapitalvermögen zurechnet; die Grundstücke sind als Bestandteile des Nationalvermögens darum nicht weniger wert, weil Hypotheken darauf drücken, d. h. weil andre als die Besitzer einen Teil des Ertrages genießen. In Württemberg, Ungarn, den Vereinigten Staaten rechne man richtiger. Wie sehr die Berechnungen in Geld irre führen, sehe man daraus (ich habe diesen Fall ebenfalls angeführt), daß ein Volk

nach einer schlechten Ernte reicher erscheinen könne als nach einer guten, weil bei der enormen Steigerung des Getreidepreises, den eine schlechte Ernte zur Folge hat (soweit nicht der moderne Verkehr ermäßigend eingreift), der Geldwert der schlechten Ernte höher sein kann als der einer guten.

In dem Abschnitt, der Schnappers Spezialität behandelt, wird erzählt, daß das erste ihm bekannte Haushaltungsbudget zu Augsburg im sechzehnten Jahrhundert gedruckt und — gesungen worden ist, wenigstens gesungen zu werden bestimmt war: „Ein schön newes Lied von den unkosten auff das Hauszhalten, nemlich was auff ein Mann, ein Wyb und ein Magd ein Jahr lang auffgeht. Im Thon: es wolt ein wackeres Magetlein des Morgens früh aufstohn." Es wird darin berichtet, wie ein Jüngling seiner Angebeteten ein Ständchen bringt, sie aber zur Antwort ihm vorrechnet, was ein Haushalt kostet, was er also durch Arbeit aufbringen müsse, wenn er heiraten wolle, besonders da er doch wahrscheinlich wolle, daß seine Frau schön bleibe, dieses aber nur möglich sei, wenn sie ein bequemes Leben habe, sich in Muße pflegen und tüchtig Wein trinken könne. Interessant ist die Bemerkung, daß, je tiefer man in den sozialen Schichten hinabsteigt, desto typischer die Budgets werden: bei den ganz Armen geht fast die ganze Einnahme auf die für alle gleiche notwendige Nahrung darauf; je höher hinauf dagegen, desto individueller werden die Budgets, in den sehr hohen so individuell, daß der Kundige aus den Ausgabeposten den Namen der Person erraten kann. Bei der Erörterung der Scheidungsgründe zeigt Schnapper an einem Beispiele, wie schwierig es ist, bei Ermittlung der relativen Häufigkeit der verschiednen Gründe, auf die hin die Scheidung beantragt wird, internationale Vergleichungen anzustellen. In der Union wird der Mann häufig wegen cruelty verklagt, aber was verstehn die Klägerinnen darunter? Wenn ein roher Mann seiner ganz einsam lebenden Frau das einzige, was ihr Freude macht, ein Hündchen, ins Feuer wirft, so muß man das ja Grausamkeit nennen. Zu stark ist schon das Wort, wenn es sich um einen Mann handelt, der das Tabakrauchen nicht läßt, das seiner Frau manchmal Kopfschmerzen verursacht. Aber es kommen noch ganz andre Fälle vor. Eine nennt es Grausamkeit, daß ihr Mann Bibelverse zitiert hat, die der Gattin Gehorsam gegen den Gatten vorschreiben, wobei er allerdings gedroht hat, sie im Falle des Ungehorsams zu zermalmen; und eine reiche junge Dame, die einen Todkranken geheiratet hat, um nach dessen bald zu erwartendem Tode, der Vormundschaft ledig, freie Verfügung über ihr Vermögen zu bekommen, beantragt, als der Mann wider Erwarten gesund geworden ist, wegen cruelty and fraud die Scheidung. Den üblichen Alkoholstatistiken steht Schnapper skeptisch gegenüber; so, wenn nach Hoppe und Baer-Laquer in Deutschland auf den Kopf $10^1/_2$ Liter reiner Alkohol kommen sollen. Das würde in Schnapsform täglich fünf Gläschen für jedes deutsche Individuum ausmachen, die Frauen, die Säuglinge, die Gefangnen eingerechnet, und das sieht sehr unwahrscheinlich aus, denn das

Bier enthält doch wenig Alkohol, und bei der heute in den höhern Ständen herrschenden Mäßigkeit sind Leute, die solche Quantitäten Wein vertilgen wie der Junker Hans von Schweinichen und sein fürstlicher Gönner, sehr selten. Über die bekannten Experimente, auf die unsre Mäßigkeitsapostel die Forderung völliger Abstinenz für alle gründen, urteilt er: „Wenn Auswendiglernen, Addieren, Assoziationen auf Reizworte im Experiment erschwert erscheinen, und wenn sogar überhaupt jede intensive geistige wie körperliche Tätigkeit unter dem Einflusse von Alkohol weniger gut vonstatten geht [wobei noch zu beachten ist, daß der Vernünftige seinen Schoppen erst trinkt, nachdem er sein Tagewerk beendigt hat], so ist damit noch nicht bewiesen, daß jede Art psychischen Geschehens in gleicher Weise ungünstig beeinflußt wird. Allein selbst wenn dies der Fall sein sollte, so bliebe außerdem noch festzustellen, daß die durch mäßigen Alkoholgenuß hervorgerufne Dauerschädigung tatsächlich so groß ist, daß die Forderung der Totalabstinenz auch für alle die berechtigt wäre, die jetzt im gelegentlichen oder regelmäßigen Genuß Erholung und subjektive Anregung finden. Und schließlich steht den Ergebnissen der Experimentalunterſuchungen doch auch noch eine Erfahrung gegenüber, die nicht übersehen werden darf: daß nämlich die große Mehrzahl auch solcher Menschen, die auf den verschiedensten Gebieten mehr als das Durchschnittliche geleistet haben, im Sinne des Laboratoriumversuchs als chronische Alkoholiker anzusprechen wären [zu ihnen gehören bekanntlich auch Luther, Goethe und Bismarck]. Wie schwer sich die Ergebnisse solcher Versuche praktisch verwenden lassen, erhellt übrigens aus nichts so deutlich als aus dem ebenfalls von der Heidelberger Schule erbrachten Nachweis, daß auch ein zweistündiger Spaziergang [überhaupt jede körperliche Anstrengung, wie jedermann an sich selbst ohne psychometrische Experimente erfährt] die experimenteller Prüfung zugänglichen Leistungen nicht bessert, sondern verschlechtert. Trotzdem wird niemand grundsätzlich das Spazierengehn [oder das Schwimmen, Rudern, Turnen, Ballspielen und die von Hirnarbeitern zur Erholung vorgenommnen Gartenarbeiten] als schädlich verbieten wollen.“ Wobei allerdings daran erinnert werden muß, daß Spazierengehn, Sport und Gartenarbeit gesündere Erholungen sind als Hocken in der Kneipe, mit welchem Ausdruck jedoch ein wöchentliches Plauderstündchen beim Glase natürlich nicht bezeichnet zu werden verdient.

Die Kriminalstatistik ist zu vielen Dingen nütze: man kann aus ihr Schlüsse ziehen auf Charaktereigenschaften ganzer Völker und Stände, auf soziale und politische Zustände, auf die Wirkung von Gesetzen und Volkssitten und kann damit zu praktischen Verbesserungen gelangen, zum Beispiel mit der Gewohnheit der Lohnzahlung am Sonnabend brechen — nur zu einem ist sie nicht zu gebrauchen, zum Maßstabe der Volkssittlichkeit, auch nur der negativen. Hätten wir, schreibt Schnapper, Kriminalstatistiken aus dem sechzehnten und dem siebzehnten Jahrhundert, so würden wir wahrscheinlich

in den Einleitungen Klagen darüber lesen, daß das Verbrechen der Hexerei im letzten Jahre leider wiederum zugenommen habe, während wir statt dessen folgern würden, daß die Dummheit, Rachsucht und Grausamkeit gewachsen sei. Und wie groß oder klein ist der Prozentsatz der Gesetzübertretungen, die gerichtsnotorisch werden und dadurch in die Statistik kommen? In Neapel wird jeder Fremde ausgelacht, der eines kleinen Taschendiebstahls wegen die Polizei belästigt, und namentlich bei Hausdiebstählen, bemerkt Schnapper, halte Milde (oder auch die Furcht vor Unannehmlichkeiten) sehr häufig von der Anzeige ab. „Milde Herrschaften entlassen unehrliches Gesinde, ohne es zu verfolgen. Das hiesige Geschäftshaus Rothschild ist bekanntlich erst ganz spät dazu übergegangen, ungetreue Angestellte anzuklagen. [Hier darf ich wohl eine Anekdote anführen, die einmal in der Frankfurter Zeitung stand. Einer der Herren Rothschild geht mit einem Bekannten spazieren. Dieser ruft plötzlich: »Herr Baron, eben hat Ihnen ein Kerl das Taschentuch gestohlen.« Jener aber erwidert: »Lassens'n, lassens'n, mer haben alle klein angefangen.«] In einem Bericht an das Town council von Manchester hat der Chief constable behauptet, daß im Jahre 1891 Geschäftshäuser von Personen aus den sogenannten bessern Ständen um mehr als 90000 Pfund beraubt, daß aber in den wenigsten Fällen Anzeigen erstattet worden seien." In dieser Schätzung mögen wohl verschiedne Kategorien zusammengefaßt worden sein: Veruntreuungen von Angestellten, Schädigung durch leichtsinnige und unehrliche Kunden und Ladendiebstähle. Auf solche sind bekanntlich die großen Berliner Geschäfte als auf etwas Alltägliches eingerichtet, indem sie eine Aufpasserin anstellen und die Ertappten in einem dazu bestimmten Kabinett durchsuchen lassen, ohne Aufsehen zu erregen und die Behörden in Anspruch zu nehmen.

Eine dankenswerte Zugabe zu dem Buche sind die guten graphischen Darstellungen, die den Inhalt der Tabellen veranschaulichen. Wie schlank steigt die sich zur Säule verjüngende Pyramide der preußischen Einkommenstufen empor, wie winzig ist das Klötzchen der Talermillionäre auf der breiten Grundlage der übrigen Steuerzahler, wie anders sieht der Aufbau der Altersstufen in Frankreich als der in Deutschland aus, und wie unregelmäßig erscheint dieser Aufbau in Berlin, verglichen mit dem regelmäßigen und natürlichen eines ganzen Landes!

Carl Jentsch

Die Monumenta Germaniae historica in den höhern Schulen

Das Jahr 1908 weckt in mancher Beziehung Erinnerungen an den Freiherrn vom Stein, der durch zahlreiche Reformen die Befreiung Preußens vom franzöſiſchen Joche vorbereitete, bis er im November 1808 von Napoleon geächtet und aus dem Lande verbannt wurde. Steins geſetzgeberiſche Tätigkeit an der Befreiung der Bauern aus der Leibeigenſchaft iſt bekannt, weniger bekannt ſind ſeine Bemühungen um die Herausgabe der deutſchen mittelalterlichen Geſchichtsquellen, auf denen heute die Geſchichtſchreibung des deutſchen Mittelalters beruht. Stein faßte zuerſt den Plan einer wiſſenſchaftlichen Sammlung dieſer Geſchichtsquellen, ging im Jahre 1818 mit einer Reihe von opferfreudigen Männern an das große Unternehmen, indem er einen Teil der Mittel dazu aus ſeinem eignen Vermögen hergab und bis 1830 mehr als den vierten Teil der geſamten Koſten ſelbſt deckte. Der erſte Band erſchien 1826, und in den folgenden Jahren wurden in einzelnen Abteilungen die Schriftſteller, Geſetze, die Kaiſerurkunden, Briefe und Altertümer ſowie die älteſten Schriftſteller veröffentlicht, und zwar in der lateiniſchen Sprache der Quellen. Die beſten Kräfte der deutſchen Geſchichtſchreibung ſtellten ſich in den Dienſt dieſer von Stein angeregten wiſſenſchaftlichen Forſchung, und heute darf der Deutſche mit Stolz auf die lange Reihe der ſtattlichen Bände ſehen, deren Inhalt durch Überſetzungen unter dem Titel: Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit allgemein zugänglich gemacht worden iſt.

Und doch, wer kennt jetzt nach achtzig Jahren dieſe wahrhaft erhabnen Monumente deutſchen Fleißes und deutſcher Opferwilligkeit? Die Fachgelehrten, die ſich von Berufs wegen mit dem Quellenſtudium zu beſchäftigen haben, benutzen ſie bei ihren Darſtellungen der allgemeinen deutſchen Geſchichte und behandeln auch wohl gelegentlich in den geſchichtlichen Zeitſchriften eine oder die andre Streitfrage, im übrigen aber bekümmert man ſich wenig um die wertvollen Sammlungen der heimiſchen Geſchichte. Wie ganz anders werden dagegen die griechiſchen und die römiſchen Quellenſchriftſteller geſchätzt und ſtudiert. Schon in den mittlern Klaſſen unſrer höhern Schulen werden die Schriften des Cornelius Nepos, Cäſar, dann in den höhern die des Livius, Tacitus und im griechiſchen die Werke des Xenophon und all der andern Geſchichtſchreiber nicht nur geleſen, ſondern bis ins genaueſte und

kleinste durchgenommen. Es werden Kommentare über Kommentare geschrieben und mit Karten und Plänen der Schlachten und Schlachtordnungen ausgestattet; die Einrichtungen der Heere und die Verfassungen der Staaten werden darin auseinandergesetzt, und es geschieht alles, um den Schülern einen Einblick in das Kulturleben der Griechen und Römer zu geben. Es ist schon zu oft — auch in den Grenzboten erst kürzlich — gesagt worden, wie kläglich demgegenüber unser deutsches Staats- und Verfassungsleben in der Schule behandelt wird, als daß darüber noch Worte verloren werden könnten. Hier soll nur die eine Frage angeregt werden, ob es nicht wenigstens möglich ist, die Monumenta Germaniae historica für die Schule und die Heimatkunde nutzbar zu machen. Inhaltlich stehn die deutschen Geschichtsquellen jenen griechischen und lateinischen sicherlich nicht nach; die meisten Schüler — das kann man ruhig behaupten — lesen die Schilderungen der uns so fernstehenden Kriegsereignisse aus der vorchristlichen Zeit, wenn nicht mit einem Widerwillen, so doch mit gewisser Gleichgiltigkeit, besonders wenn Schwierigkeiten in den Formen und Satzkonstruktionen damit verbunden sind. Wie mancher wäre verlassen gewesen beim Übersetzen, wenn er nicht seinen „Freund" gehabt hätte, der aus den Nöten helfen mußte? Und wie wenige haben nach dem Abgange von der Schule jemals wieder einen dieser alten Römer und Griechen in die Hand genommen, soweit sie nicht berufsmäßig dazu verpflichtet waren? Aus reiner Neigung und Liebhaberei wird wohl selten jemand auf diese Quellen zurückgreifen, die sich ausschließlich mit griechischer und römischer Geschichte beschäftigen und nicht auch, wie Cäsar und Tacitus zum Beispiel, deutsche Geschichte behandeln. Wie es freilich mit der Begeisterungsfähigkeit der Lehrer selbst steht, die jahraus jahrein immer wieder dieselben Stoffe behandeln müssen, läßt sich nicht beurteilen.

Die Quellenschriften der deutschen Geschichtschreiber könnten für die Altertums- und Heimatkunde von großem Nutzen sein, wenn sie in den höhern Schulen gelesen und ebenso gründlich durchgenommen würden wie die römischen und die griechischen an unsern Gymnasien; die Schüler würden sich für die heimische Geschichtsforschung mehr erwärmen, als es ihnen jetzt für die fremden Länder möglich ist, und unsre Altertumsforschung stünde auf einer andern Höhe, wenn es den vielen Geschlechtern der deutschen akademisch gebildeten Berufe auf der Schule vergönnt gewesen wäre, sich so eingehend mit den deutschen Geschichtsquellen beschäftigen zu können, wie es mit jenen noch tagtäglich geschieht. Darin liegt doch wohl die Hauptursache, daß unsre gebildeten höhern Kreise so wenig Sinn und Verständnis für die Heimatkunde haben und deren Pflege den Volksschullehrern überlassen, die tatsächlich oft genug die einzigen Träger heimatlicher Bestrebungen sind und manchmal auch tüchtige Leistungen aufweisen, obgleich sie nicht klassisch vorgebildet sind.

Wie mangelhaft es mit unsrer deutschen Quellenforschung und mit der Benutzung des vorhandnen Stoffes noch immer bestellt ist, mag ein Beispiel

in aller Kürze zeigen. Der deutsche Geschichtschreiber Bischof Thietmar von Merseburg, dessen Chronik die Hauptquelle für die Geschichte der slawischen Gegenden östlich von der Elbe ist, beschreibt im sechsten Buche die alte Wendenfeste Liubusua. Sie bestand nach seiner Schilderung aus einer besondern Befestigung und aus einer Stadt, beide waren durch ein Tal getrennt, lagen also auf Anhöhen. Der Bischof hat die Feste selbst gesehen und schreibt, daß sie zwölf Tore und Platz für zehntausend Mann gehabt habe. Ihr Anblick setzte ihn so in Staunen, daß er ein Werk Julius Cäsars und einen römischen Bau vor sich zu haben meinte, und er gab sogar eine Stelle aus Lucanus (Pharsalia, Buch 6 Vers 29) an, die seiner Ansicht nach vergleichsweise auf die Feste Liubusua paßte. Im Jahre 932 trat sie zuerst in der Geschichte auf und wurde damals von Heinrich dem Ersten belagert und den Wenden abgenommen. Später wurde die Feste von den deutschen Eroberern ausgebaut und mit einer Besatzung belegt. Im Jahre 1012 zog der Herzog Bolislaw vor Liubusua und belagerte die Feste, weil er wußte, daß wegen der Überschwemmung an der Elbe die Deutschen den Belagerten keinen Entsatz und keine Hilfe bringen konnten. Nach mäßigem Widerstand ergab sich denn auch die aus tausend Mann bestehende Besatzung dem Polenherzog, es entstand ein furchtbares Blutbad, und die Wenden zogen beutebeladen und vergnügt von dannen, nachdem sie die Stadt angezündet hatten. Das deutsche Heer konnte tatsächlich nicht über die Elbe herüber, sondern stand untätig bei Belgern. Wo lag Liubusua? Früher nahm man an, daß die Stadt Lebus bei Frankfurt an der Oder in Frage käme. Dieser Ort wird jedoch in der Geschichte erst später erwähnt und paßt auch der Lage nach durchaus nicht zu der Beschreibung Thietmars. Die Feste Liubusua lag unzweifelhaft in der Nähe des heutigen Dorfes Lebusa zwischen Dahme in der Mark und Schlieben bei Herzberg an der Elster. Auf einer langgestreckten Anhöhe südlich vom Dorfe sind noch deutlich Befestigungen sichtbar, namentlich Gräben, die sich in Winkeln und Krümmungen um die Höhen herumziehen und dann im Walde verlaufen. Als Quellenschriften für diese immerhin nicht ganz unbedeutende Begebenheit, bei der selbst die Wenden fünfhundert Mann einbüßten, kommen außer Thietmar die Hildesheimer und Weißenburger, die Corveyer und Quedlinburger Annalen sowie Widukinds res gestae Saxonicae und der Chronographus Saxo, die alle in den Monumenta abgedruckt sind, in Betracht, und doch hat noch kein einziger namhafter Forscher auch nur den Versuch gemacht, die Örtlichkeit der alten Feste genauer zu bestimmen. Selbst Ludwig Giesebrecht, der eine dreibändige Geschichte der Wendenkämpfe geschrieben hat, begnügt sich mit einer Nacherzählung dessen, was Thietmar über Liubusua sagt. Wenn die Stätte nicht in zwei Stunden mit der Bahn von der Reichshauptstadt aus zu erreichen wäre, sondern in Italien, Griechenland oder Kleinasien läge, dann wüßte man sicherlich die Einzelheiten recht genau, und es wären zu Nachforschungen und Ausgrabungen an Ort und Stelle die nötigen Mittel wohl

längst bereitgestellt worden. Aber es sind ja bloß Deutsche, die hier an der Elbe und Elster mit den Wenden gerungen haben, nicht etwa Römer, Karthager oder andre heidnische Völker aus der alten Geschichte!

Über die Belagerung und Zerstörung der Feste Sagunt in Spanien durch Hannibal im Jahre 219 v. Chr. weiß selbstverständlich jeder Schüler die genauste Auskunft zu geben: aber wie wenige von den Tausenden der Schüler in Berlin werden überhaupt jemals den Namen Liubusua gehört haben, viel weniger dorthin gekommen sein, trotzdem es fast vor den Toren liegt! Doch das ist nur ein Beispiel für viele, die sich allerorten in deutschen Landen aufzählen und finden lassen. Man darf überzeugt sein, daß die Schüler mit Begeisterung und Verständnis die deutschen Geschichtsquellen lesen würden, wenn diese in derselben gründlichen Weise wie die der Römer und Griechen durchgenommen und besprochen würden. Wenn dann noch bei Gelegenheit einer Turnfahrt oder zur Feier des Sedantages eine solche in der Nähe liegende geschichtliche Stätte von den Schülern und dem Lehrer aufgesucht und an Ort und Stelle das Gelesene erklärt und näher erläutert, vielleicht auch mit dem Spaten ein wenig gearbeitet würde, so müßte man an unsrer Jugend verzweifeln, wenn sie keine Liebe für die heimische Geschichte erwürbe und von der Schulbank ins Leben mit hinausnähme.

Man wird einwenden, daß das mittelalterliche Mönchslatein den klassischen Schriftstellern der Alten gegenüber minderwertig und deshalb für die Schule nicht verwendbar sei, wo nur rein klassisches Latein und Griechisch gelehrt würde. Darauf ist zu erwidern, daß jetzt, wo die alten Sprachen sehr beschränkt worden sind, nur die wenigsten Schüler noch diese Sprachen vollständig beherrschen lernen, und falls sie sie beherrschen, kann ihnen das mittelalterliche Latein keinen Schaden mehr tun. Es ist dann im Gegenteil lehrreich, wenn sie die Veränderungen und Auswüchse, denen ja jede Sprache unterworfen ist, auch einmal an der lateinischen kennen lernen. Sie können gerade an der Lektüre der mittelalterlichen Quellen den Verfall beobachten, dem die Sprache im Laufe der Jahrhunderte immer mehr entgegengegangen ist, bis sie schließlich zur Zeit des Humanismus zu neuem Leben erwachte. Überdies wird zu beachten sein, daß schon das Corpus juris und die Kirchenväter nicht mehr in dem alten klassischen Latein abgefaßt sind; die künftigen Juristen und Theologen müssen sich also ohnehin bei den Studien auf der Universität mit dem spätern Sprachgebrauch bekannt machen, ganz zu schweigen von den Medizinern, deren lateinische Wortbildung willkürlich und nichts weniger als klassisch ist.

Schließlich kann auch zugunsten der alten Schriftsteller nicht ins Feld geführt werden, daß durch das klassische straffe Latein mit seinen zwingenden Konstruktionen, seinem festen Satzbau und Periodenaufbau zugleich das folgerichtige Denken bei den Schülern geübt und durch Auflösung der Sätze die deutsche Sprache gefördert würde. Daß es bei unsern Gelehrten, Beamten

und Schriftstellern mit der deutschen Sprache im allgemeinen erbärmlich genug aussieht, ist oft beklagt worden und bedarf keiner Wiederholung. Die Mißhandlung unsrer Muttersprache — ganz abgesehen von den vermeidlichen Fremdwörtern — in amtlichen und nichtamtlichen schriftlichen Kundgebungen aller Art von den höchsten Behörden an läßt nicht erkennen, daß die fremden alten Sprachen einen veredelnden Einfluß auf die deutsche Ausdrucksweise haben; man fühlt vielmehr oft sehr deutlich heraus, daß die deutschen Schachtelsätze eine Erinnerung an die Schulbank geblieben sind, wo sie geradezu gezüchtet worden sind.

In gleicher Weise wird wohl auch die Schulung für folgerichtiges Denken durch die Lektüre der alten Klassiker überschätzt. Es wäre doch schlecht in der Welt bestellt, wenn man für ewig zur Erlernung logischen Denkens an die paar wenigen Schriftsteller gebunden wäre und nirgends anders das Heil gefunden werden könnte. Wie erginge es den vielen Menschen, deren Ohr nie einen altklassischen Klang gehört und deren Auge keinen griechischen Buchstaben je gesehen hat! Es ist endlich auch nicht die Rede davon, nun auf einmal alle griechischen und römischen Klassiker über Bord zu werfen und nur noch die Monumenta zu lesen; diese Forderung wird niemand stellen, solange die alten Sprachen gelehrt werden. Es genügt schon, wenn der Abwechslung halber und mit Auswahl hin und wieder eine oder die andre mittelalterliche Quellenschrift auf der Schule behandelt wird, womöglich eine, die gerade mit der Gegend der betreffenden Schule in Beziehung steht, sodaß die Heimatkunde davon unmittelbar betroffen wird. Ebensowenig soll einer weitern Überbürdung der Schüler das Wort geredet werden, da jede Mehrbelastung anstatt der erhofften Freudigkeit nur Verdruß hervorrufen würde.

Mehr Heimatkunde in den höhern Schulen verlangt mit vollem Recht Archivar Dr. Brüning aus Aachen, indem er in den „Blättern für deutsche Erziehung" schreibt: „Ich bin in Danzig auf dem Gymnasium gewesen, aber niemals habe ich im Unterricht etwas von der bedeutenden mittelalterlichen Geschichte und von den Kunstwerken der Stadt gehört; ich bin in Allenstein auf das Gymnasium gegangen, aber niemals wurden wir Schüler auf die dortige prächtige Stadtkirche und die bischöfliche Burg aus dem vierzehnten Jahrhundert hingewiesen; ich bin in Hohenstein auf dem Gymnasium gewesen, aber kein Lehrer machte uns darauf aufmerksam, daß es sich in den Mauern der alten Ordensburg befand, und daß wir Altpreußen dem Deutschen Ritterorden so unendlich viel zu verdanken haben, daß dessen Geschichte so ruhmvoll und herrlich sei wie nur irgendwie. Das galt alles nichts. Aber der geringfügigste griechische oder römische Quark wurde uns jeden Vormittag aufs Frühstücksbrot geschmiert. Ja es ist mir bei einer Fahrt an Marienburg vorbei passiert, daß einer der Mitreisenden den Kopf durchs Fenster steckte und beim Anblick der Burg fragte: »Was ist denn das fürn oller Kasten?« Ich fuhr nicht vierter, sondern zweiter Klasse, und der Fragesteller war ein Gutsbesitzer aus Litauen,

der mit dem Einjährigenzeugnis das Gymnasium zu Insterburg verlassen hatte. Von der Geschichte der Burg, von Tannenberg und Heinrich von Plauen keinen Schimmer. Als ich dann die Vorlesungen des Professors Lohmeier in Königsberg über Heimatgeschichte besuchte, war es immer nur ein kleines Häuflein, das sich bei dem ausgezeichneten Lehrer zusammenfand; niemals sah ich einen von einer andern Fakultät.

In Rom und bei den Lappen
Da spürt ihr jeden Winkel aus,
Derweil wir wie die Blinden tappen
Daheim im eignen Vaterhaus.
Ist das nicht eine Schmach und Schande
Dem ganzen deutschen Vaterlande?

Das hat einst Simrock gesagt, und er hat noch immer recht."

R. Krieg

Die mittelalterliche Kirchenbaukunst in der Terra di Bari

Von F. Biehringer

2

Wer die Innenansicht einer apulischen Kirche in ihrer Ursprünglichkeit und Reinheit genießen will, der muß das etwa vier Stunden von Bari landeinwärts liegende Städtchen Bitonto aufsuchen, dessen Dom vor einigen Jahren unter der Leitung des Architekten Bernich, desselben, der auch die Renovierung von Castel del Monte, Friedrichs des Zweiten berühmtem Lustsitz, ausgeführt hat, in glücklicher Weise wiederhergestellt worden ist. Dieser Dom, wahrscheinlich erst unter Kaiser Heinrich dem Sechsten oder Friedrich dem Zweiten begonnen, liefert zugleich den Beweis, wie man die bei San Nicola eingeschlagne Stilrichtung jahrhundertelang selbst bis auf Einzelheiten wiederholte. So weist er zum Beispiel ebenfalls den Stützenwechsel auf, der in Italien sonst als eine rohe, barbarische Bauart galt und sich äußerst selten, eigentlich nur in den Abruzzen findet. Nicht in heiterer, goldstrotzender Mosaikpracht, wie bei Siziliens einzigartigen Normannendomen, sondern düster, fast melancholisch steigen über den runden, rötlichen Marmorsäulen, den durch Pilaster gegliederten, mächtigen Pfeilern, den sich fensterartig gegen das Mittelschiff öffnenden Emporengalerien die kahlen, braunrötlichen Mauern empor, die die flache Decke des weit über die schmalen Seitenschiffe hinausragenden Mittelschiffs stützen. Die Seitenschiffe sind abweichend von San Nicola nicht mit Tonnen, sondern mit flachen Kuppeln überwölbt. Im vierzehnten Jahrhundert wurden dann an sie jene kapellenartigen Rundnischen angefügt, die wir an allen apulischen Kirchen wiederfinden, und die als Grabstätten der vornehmen Familien des Landes dienen. Nach außen springen sie jedoch ebensowenig wie die Stirn-

wand des Querschiffs aus der Front der durch hohe Blendarkaden gegliederten Seitenmauern vor. Das Querhaus ist einschiffig und wie das Mittelschiff flach gedeckt. Unmittelbar an dieses schließen sich, der dreischiffigen Langhausanlage entsprechend, drei Apsiden an. Der Fußboden, heute mit einfachen Marmorfliesen bedeckt, hat wohl ehemals wie die Kirchenfußböden der Terra di Bari überhaupt Mosaikschmuck getragen. Aber leider ist auch nicht einer davon, mit Ausnahme geringer Überreste im Chor von San Nicola zu Bari und im Presbyterium des Doms zu Trani, bis auf unsre Tage gekommen. Jedoch weist gerade dies Wenige, Tierkreisbilder und der von Greifen zum Himmel getragne Alexander, eine so unverkennbare Ähnlichkeit mit Figuren des wohlerhaltnen Mosaikbodens im Dome der heute so weltentlegnen Hafenstadt Otranto auf, daß wir uns an seiner Hand eine ungefähre Vorstellung des einstigen Bildes machen können. Die Mitte dieses Bodens wird von einem gewaltigen Baum eingenommen, an dessen Stamm sich zwei Elefanten gegenüberstehn. Zwischen die Äste des Baumes, die sich über den ganzen Flächenraum der Kirche verbreiten, hat man hier biblische Szenen, dort solche aus der Artus- und Alexandersage, Monatsdarstellungen und Tierkreisbilder gesetzt. Ja selbst die Farbengebung ist wie in San Nicola auf dasselbe stumpfe, fahle Weiß, Grün, Braun und Rot beschränkt, was dem ganzen Anblick etwas gedämpft Feierliches, ja Düsteres im Vergleich zu der buntschillernden Mosaikpracht Siziliens gibt. Auf den gleichen tiefernsten Grundton wie die Oberkirche ist auch die Unterkirche in Bitonto gestimmt. In ihrer dreischiffigen, von vierundzwanzig Säulen getragnen Anlage ahmt sie wieder, selbst bis auf das durchschnittne Marmorgitter an der Treppe, die Krypta von San Nicola nach. Leider hat sie durch den störenden Kalkbezug der Wände, den man noch nicht entfernt hat, etwas von ihrer weihevollen Stimmung verloren. Aber auch so wirkt der hochgewölbte Raum, wirken die Durchblicke zwischen den Säulen, die mit ihrem Schaft direkt auf dem Marmorboden aufsitzen, ungemein malerisch. Ins Groteske fast aber wird dieser Anblick durch den Schmuck der Kapitelle gesteigert, aus deren spitzen Akanthusblättern uns hier lachende Menschenköpfe, dort Widder-, Stier- oder sich gegenüberstehende Vogelköpfe mit einer so verblüffenden Natürlichkeit und Frische entgegensehen, daß man meinen könnte, erst eben seien sie aus dem Stein herausgewachsen. Und in der Tat hatte sich damals die Plastik Apuliens im Vergleich mit andern Ländern zu ungeahnt hoher Entwicklung emporgeschwungen. Allerdings bleibt sie mehr oder weniger auf Steinmetzarbeiten beschränkt, auf die Ausschmückung von Portalen, Fenstern, Gesimsen, Kragsteinen, Säulenkapitellen und das Kircheninventar, auf Ciborien, Ambonen und Bischofstühle. Im elften Jahrhundert hatte man sich begnügt, sie mit pflanzlichen oder geometrischen Ornamenten, Palmetten, spitzen Akanthusblättern, Rosetten, Kreuzen, Kreisen und kufischen Inschriften in der flachen Manier byzantinischer Kunstweise rahmenartig zu umgeben. Aber schon im zwölften Jahrhundert treten in dem Rankenwerk der Tür- und Fensterfüllungen neben pflanzlichen auch andre Motive, Ungeheuer und Fabelwesen, Kampf- und Jagdszenen auf, in denen sich ein wahrhaft erstaunlich rasches Durchringen zu hoher Formvollendung offenbart. Das folgende Jahrhundert hält an dieser typisch gewordnen Auszierung fest, nur daß sich der Meißel jetzt immer tiefer in den Stein hineinbohrt und immer dichtere Kränze, schärfer geschnittne Arabesken, länger herabwallende Blattgewinde voll malerischer Lichtwirkung schafft. Das Akanthusblatt an den Kapitellen rollt sich jetzt immer mehr nach Art von Blumenblättern zusammen oder muß dem

stilisierten Klee weichen. Zum Teil wird das Phantastische jetzt durch religiöse oder, wie in dem berühmten Huldigungsrelief an der Rücklehne der Kanzel zu Bitonto, durch profane Darstellungen ersetzt, falls die Annahme Schubrings richtig ist, der in den früher als Salomo und die Königin von Saba gedeuteten Figuren den thronenden Kaiser Friedrich den Zweiten und seine Familie sieht. Wie rasch es die Kunst auf diesem ihr eben erschlossenen Gebiete zur Meisterschaft gebracht hat, beweisen außer jenem Relief auch die Patriarchen am linken Türpfosten des Doms zu Trani und die Darstellungen aus dem Leben Christi am Tympanon des Bitonter Doms, Schöpfungen von einem so frisch pulsierenden Leben, wie sie das übrige Italien erst seit den Tagen eines Giovanni Pisano kennt. Um so mehr muß daher die geringe Zahl rundplastischer, menschlicher Figuren überraschen. Es ist dies wohl auch als eine Nachwirkung des byzantinischen Bilderverbots zu betrachten, wodurch die Künstler die Fähigkeit verloren, menschliche Gestalten nachzuformen. Vor Kaiser Friedrich dem Zweiten hat sich die apulische Plastik überhaupt nur ein einzigesmal darin versucht. Es sind dies drei Sklaven, die mit emporgehobnen Händen den heute in der Sakristei des Doms zu Bari aufbewahrten Bischofsstuhl halten. Die Last des Tragens ist in der halb gebückten Stellung prachtvoll zum Ausdruck gekommen, wenn ihnen auch andrerseits die allzulangen Arme und der stumpfsinnige Gesichtsausdruck etwas Affenähnliches verleiht. Im übrigen entspricht dieser Bischofsstuhl genau dem berühmtern im Dom zu Canosa, nur daß hier der schwere Steinsessel mit der hohen, reich ornamentierten Lehne auf zwei Elefanten ruht. Überhaupt hat sich die apulische Kunst öfter und länger als irgendeine andre in der rundplastischen Darstellung von Tieren gefallen. Am eindringlichsten vielleicht spricht sich diese Vorliebe in den auf Löwen, Stiere, Widder oder Elefanten gestellten Säulenportalen aus, die ja auch an oberitalienischen, deutschen und französischen Kirchen wiederkehren, in der Terra di Bari aber geradezu typisch geworden sind, sodaß sie an keiner größern Kathedrale fehlen. Allerdings haben diese Portale eine bemerkenswerte Umbildung erfahren, indem sie nicht vorhallenartig vor die Fassade treten und deshalb auch nicht durch ein weit vorspringendes Dach mit dieser erst wieder verbunden werden müssen. Vielmehr lehnen sich die auf den Tierkörpern ruhenden Säulen samt ihren Kapitellen meist direkt an die Kirchenwand an, sodaß sie ohne weiteres den das Portal krönenden Spitzgiebel oder den Rundbogen mit der reich ornamentierten Archivolte aufnehmen können. Feinsinnig ist dabei der Charakter des Tragenden durch eine zweite Tierfigur auf den Kämpfern zum Ausdruck gekommen. Aber auch überall da, wo sonst an diesen Bauten plastischer Schmuck wiederkehrt, an dem großen Bogenfenster der Apsis, das sich, eine Eigentümlichkeit normannischer Kirchenbauten Englands, überraschenderweise wohl in Apulien, aber nicht in Frankreich findet, an den Radfenstern der Fassaden, den Gesimsen, Kragsteinen, Kapitellen sehen wir bald freistehende Affen, bald Kamele, bald Bären, Löwen, Giraffen, Pfauen oder Widder mit solcher Natürlichkeit angebracht, wie sie eben nur eingehendes Studium und liebevoller Verkehr mit der Tierwelt schaffen kann. Für den, der des Italieners Verständnislosigkeit, ja Roheit im Umgang mit der Kreatur kennt, bedarf es darum wohl kaum eines Hinweises, daß solche Werke nicht seinem Gedankenkreis entsprossen sind. Schwerer dürfte es jedoch sein, zu entscheiden, welcher Anregung von außen her diese ganze eigenartige Kunstrichtung entstammt. Zunächst wird man dabei an die den germanischen Völkern eigentümliche Vorliebe für Darstellungen aus der Tierfabel denken, die überall da, wohin deutscher

Einfluß drang, am meisten jedoch in den einst von Langobarden beherrschten Teilen Italiens, in der häufigen Wiederholung solcher Szenen an Kirchenfassaden hervortritt. Andrerseits mag aber auch die orientalische Kunst mit ihren Tierdarstellungen bestimmend auf die apulische eingewirkt haben. Denn nicht umsonst sehen wir zwischen dem Rankenwerk der Tür- und Fensterfüllungen, an Kanzeln, Ciborien, Bischofstühlen, Säulenkapitellen jene paarweis gestellten Greife, Adler, Sperberköpfe oder Hirsche sitzen, die, dem Mythenkreise persischer Religionsanschauung entsprossen, schon früh in der Kunst Eingang gefunden haben. Ebenso gehören die Kampf- und Jagdszenen, die Lanzenstechen, die als fortlaufende Friese die Archivolten so vieler Kirchenportale in der Terra di Bari zieren, ursprünglich der orientalischen Kunstweise an. Fraglich bleibt es nur, ob sie direkt von Kreuzfahrern oder auf dem Umweg über Byzanz in die abendländische Kunst eingeführt worden sind. Denn das byzantinische Kunstgewerbe, das sich unter der zielbewußten Herrschaft der Komnenen zu hoher Vollendung emporgeschwungen und ganz Europa mit seinen Erzeugnissen versorgte, hat sich ja mit Vorliebe solcher aus dem Orient stammender Motive bedient. Man sehe sich daraufhin nur zum Beispiel die einzelnen Platten an der berühmten Erztür des Hauptportals vom Dom zu Trani, die Armbrustschützen, Meerweibchen, Centauren, Bewaffneten und daneben die gleichen Darstellungen auf byzantinischen Bronzereliefs und Elfenbeinschnitzereien aus jener Zeit an, und man wird über die Ähnlichkeit beider erstaunen. Der Schöpfer dieser Türen, Barisano di Trani, hat vermutlich seine Platten nach bestimmten byzantinischen Vorlagen ausgeführt, da die gleichen Platten nicht nur an den vom Künstler später geschaffnen Türen zu Monreale und Ravello, sondern auch in Deutschland an den etwa ein halbes Jahrhundert vorher unter byzantinischem Einfluß entstandnen Domtüren zu Augsburg wiederkehren. Ebenso deutet die Art, wie diese Reliefs ohne bestimmte Reihenfolge auf dem Holzkern aufgeheftet sind, wie sich einzelne Szenen, selbst biblischen Inhalts, des öftern auf ein und derselben Tür wiederholen, auf eine durchaus unselbständige, sich äußerlich an fremde Vorbilder anschließende Arbeit hin. Man sollte daher aufhören, diesen Künstler, weil er an Stelle der byzantinischen Nielloarbeit, wie sie die Erztüren zu Amalfi, Salerno, Monte Cassino zeigen, die Reliefbildnerei setzte, in Apulien als einen Vorläufer des Andrea Pisano oder Ghiberti zu feiern. In technischer Hinsicht steht er jedenfalls weit hinter jenem Meister Roger di Melfi zurück, der im Jahre 1111 am Dom von Canosa die Erztür für das Grabmal des Normannenfürsten Bohemund, des berühmten Eroberers von Antiochien im ersten Kreuzzug, angefertigt hat. Denn weder vor noch nach ihm hat es ein Künstler des Mittelalters gewagt, wie er, einen ganzen Türflügel mitsamt den daran angebrachten Rosetten in einem Guß herzustellen. Bertaux hat in seinem Werke L'Art dans l'Italie méridionale (Paris 1903) Seite 413 auf die Ähnlichkeit dieser Tür mit einer im vierzehnten Jahrhundert entstandnen an der Moschee Olgay-el-Jussuff in Kairo aufmerksam gemacht. Und einleuchtend erscheint es ja auch, daß sich ein technisch so hoch entwickeltes Verfahren nur in einem Lande ausbilden konnte, das damals, neben Mosul und Damaskus, die Kunst der Metallbearbeitung auf eine solche Stufe der Vollendung gehoben hat. Weist doch auch die Auszierung mit kufischen Inschriften, wie der kleine viereckige Kuppelbau überhaupt, der besonders in seinen obern Teilen, dem achteckigen Tambour und der flachen Kuppel darüber, viel eher einem Turbe, der Grabstätte eines türkischen Großen, als der eines christlichen Fürsten gleicht, auf übermächtige orientalische Einflüsse

hin. Roger, der ja außerdem auch noch die byzantinische Niellotechnik bei den figürlichen Darstellungen auf dem rechten Türflügel verwendet, ist deshalb ebensowenig wie Barisano der Vertreter einer rein apulischen Kunstrichtung gewesen. Ist doch die apulische Kunst infolge ihrer Bereitwilligkeit, fremde Elemente der verschiedensten Art in sich aufzunehmen, ohne sie zu selbständigen Gebilden verarbeiten zu können, überhaupt nie zu einer nationalen im heutigen Sinne geworden! Nur nach einer Richtung hin trat sie fast als Vorläuferin der Frührenaissance auf; doch haben diese vielversprechenden Anfänge keine weitere Entwicklung erfahren und daher auch keinen bestimmenden Einfluß auf die spätere Kunst Italiens ausgeübt. Es finden sich nämlich zuweilen an den Gesimsen, Kragsteinen und Säulenkapitellen der Kirchen Köpfe antiken Aussehens, hier archaistisch und schlecht modelliert, wie an dem Rundbogen der Kathedrale von Monopoli oder an Kapitellen im Dom von Molfetta, dort von hoher, klassischer Schönheit, wie am Kranzgesims des Doms zu Ruvo oder am Ciborium von San Nicola zu Bari. Diese überraschende Erscheinung ist zum Teil wohl mit Recht auf den übermächtigen Einfluß der so gewaltigen Persönlichkeit Kaiser Friedrichs des Zweiten zurückgeführt worden, der ja auch bei seinen Bauten, besonders bei den von ihm selbst entworfnen Schlössern von Capua und Castel del Monte (vgl. Grenzboten 1906, Nr. 37, S. 564) trotz der stark vorwaltenden Gotik immer wieder die Rückkehr zur Antike suchte. Doch dürfte ihm darin auch der von alters her im Volke lebendige Sinn für klassische Formen entgegengekommen sein. Man sehe sich daraufhin nur beispielsweise eine der wenigen aus dem Mittelalter erhaltnen Kanzeln in jenem Landstrich an, und zwar etwa die im elften Jahrhundert entstandne im Dom zu Canosa. Wie rein ist in dieser schlichten, feinen Marmorarbeit, der schönen Profilierung der Säulen samt der Brüstungsmauer und der maßvollen Durchführung des Ornaments das antike Schönheitsideal gewahrt geblieben! Auch die kleinen Engelköpfchen, die mit ihrem verführerischen Aphroditelächeln von den Kapitellen des Ciboriums von San Nicola heruntergrüßen, gehören, wie dieses selbst, einer frühern Zeit, dem zwölften Jahrhundert, an. Leider wissen wir nicht, wer dieses Meisterwerk mittelalterlicher Kunst geschaffen hat, das vorbildlich nicht nur für die Ciborien in der Terra di Bari sondern auch in Dalmatien geworden ist. Erhebt sich doch dort über dem Hochaltar der Dome zu Traù und Cattaro das gleiche, von vier Säulen getragne, offne Tempelchen mit dem säulendurchbrochnen, laternenartigen Aufbau, wenn auch in etwas schlankern Formen. Nur der originelle Kapitellschmuck von San Nicola, jene reizenden Köpfchen, kehren nicht wieder. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ihnen, wie den Köpfen an den Domen zu Ruvo, Molfetta, Monopoli, ein bestimmtes Modell zugrunde liegt. Und jeder, der heute die Museen zu Ruvo oder Bari mit ihren Sammlungen griechischer Vasen durchwandert, die man besonders in der Umgebung von Ruvo schon seit dem zwölften Jahrhundert aus der Erde grub, der wird auf den ersten Blick erkennen, daß jener Schmuck in seiner klassischen Schönheit dem Studium jener Vasen entstammt, an denen dieselben lächelnden Nike- und Aphroditeköpfchen so häufig als Henkelzierde auftreten. Und solche Werke sind in Apulien schon zu einer Zeit entstanden, wo das übrige Italien meist noch zwischen der Darstellung des roh Grotesken und der gedankenlosen Wiederholung altüberlieferter Kunstweisen schwankte. Die Gotik, die in Italien ja schließlich nichts weiter als eine Vorläuferin der Frührenaissance ist, fand daher, als sie unter Friedrich dem Zweiten in Apulien ihren Einzug hielt, für ihre frische, auf lebendiger Naturanschauung

beruhende Ornamentik in der höher entwickelten Plaſtik ein beſſer vorbereitetes Feld als irgendwo anders in Italien vor. Leider aber iſt ſie nicht zur vollen Entwicklung gekommen, da die apuliſche Kunſt nach Friedrichs Tode und dem bald darauf erfolgten Untergang ſeines Geſchlechts raſch dem Verfall entgegenging. Möglich, daß ſie noch unter König Manfred, Friedrichs blondem Lieblingsſohn, dem Erben Apuliens, eine Art Nachblüte erfahren hat. Da aber alles, was dieſer während ſeiner kurzen Regierungszeit, beſonders in der von ihm gegründeten Stadt Manfredonia geſchaffen hat, entweder der Zerſtörung anheimgefallen iſt oder tief verborgen in ſpätern Umbauten ſteckt, ſo können wir uns von ſeiner Tätigkeit kein Bild mehr machen. Das aber, was der finſtre Räuber ſeines ſonnigen Königreichs, Karl von Anjou, und deſſen Nachfolger an Bauwerken in Apulien aufgeführt haben, iſt im Vergleich zu den Denkmälern aus der Normannen- und der Hohenſtaufenzeit von untergeordneter Bedeutung, da es meiſt ſklaviſchen Anſchluß an provenzaliſche Vorbilder verrät. Mehr aber noch haben die Anjous der apuliſchen Kunſt dadurch die Lebenskraft unterbunden, daß ſie alles, was von dem ihnen verhaßten Geſchlecht der Hohenſtaufen herrührte, der Vergeſſenheit, ja der Vernichtung preiszugeben verſuchten. So mußte es kommen, daß eine Kunſt, die früher als irgendeine andre einen ſo verheißungsvollen Anfang im Sinne der ſpätern Frührenaiſſance nahm, wieder verkümmerte, während ſich das übrige Italien auf demſelben Gebiet zu immer glänzendern Leiſtungen emporgeſchwungen hat. Erſt heute, nach ſechs Jahrhunderten, hat man den Wert dieſer fernen Kunſtblüte, in der ſich ſo treu das bunte Leben des Mittelalters mit ſeinen Völkerverſchiebungen und ſeiner Romantik, ſeinen Fahrten ins Heilige Land widerſpiegelt, in ihrem eigenartigen Werte erkannt.

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

(Fortſetzung)

Man wird Meiſter Krebs entſchuldigen, wenn man erfährt, daß er trotz des Gebotes ſeiner lieben Frau am andern Tage, ehe er ſeine Schritte zur Villa Seidelbaſt lenkte, am Weißen Bären nicht vorüber konnte. Er mußte eintreten, er mußte ſich Mut trinken. Und er tat es.

Als er nach geraumer Zeit den Weißen Bären verließ, um zu Frau von Seidelbaſt zu gehn, glänzte ſein Geſicht rötlich, ſeine Sprache hatte einen jugendlichen Schwung angenommen, und über ſeinem ganzen Weſen war eine edle Heiterkeit ausgegoſſen. Er meldete ſich, wurde angenommen und in das Boudoir der gnädigen Frau eingeführt.

Die gnädige Frau ſaß in leutſeliger Haltung auf ihrem Diwan und war, wie immer, nicht recht bei der Sache. Auf ein gnädiges Winken nahm der Direktor ſich räuſpernd auf einem äußerſt gebrechlichen Stuhle ihr gegenüber Platz. Er räuſperte ſich abermals, weil er nicht recht wußte, wie anfangen, neigte ſein roſiges, lächelndes Geſicht und ſchlug mit den Fingern auf dem Deckel ſeines Zylinderhutes

einen eleganten Triller. Sehr liebenswürdig von Ihnen, gnädige Frau, sagte er, wirklich äußerst liebenswürdig. Un—ungeheuer liebenswürdig. Sie gestatten wohl, daß ich meinen Hut auf den Boden setze.

Womit kann ich dienen? fragte Frau von Seidelbast.

Ich komme, erwiderte Krebs, das heißt, ich bin gekommen im Dienste der Kunst, das will sagen im Dienste des Universums. Denn wieso? Die Kunst ist die Seele des Universums, und der Künstler ist der Prie — der Priester im Heiligtum der Töne. Die Schule und überhaupt das Strafgesetzbuch sind die Erzieher des Menschengeschlechts, aber die höhere Bildung besteht in der Kunst. Glauben Sie mir, gnädige Frau, die Sittlichkeit in Neusiedel würde höher dastehn, wenn meine Mittwochskonzerte besser besucht würden, und wenn die Stadt für die Stadtkapelle eine höhere Subvention gewährte.

Frau von Seidelbast wiederholte ihre Frage: Aber womit kann ich dienen?

Der Direktor nahm seinen Hut vom Boden wieder auf, schlug abermals einen Triller und sagte: Sehr liebenswürdig, gnädige Frau. Ich wollte fragen, gnädige Frau, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe, daß die Theatergesellschaft daran denke, zu der Aufführung des Siegfried die Färschtlichen heranzuziehen.

Färschtlichen?

Ja, die Ixhäuser Kapelle, die allemal bestellt wird, wenn hier etwas besondres los ist. Aber, gnädige Frau, meine Kapelle ist im Wagner einfach großartig, und sie würde dasselbe leisten wie die Ixhäuser, wenn ihr hohe Aufgaben gestellt würden, und wenn ihr das Publikum pekuniär entgegenkäme.

Die gnädige Frau erwiderte, daß man über das Orchester noch keine Bestimmung getroffen habe. Was sie selbst angehe, so habe sie daran gedacht, das Gewandhausorchester aus Leipzig heranzuziehen.

Aber haben Sie auch daran gedacht, rief Krebs mit dem Tone des Entsetzens, was das Gewandhausorchester kosten würde, wo der erste Klarinettist einen höhern Gehalt bezieht als wo anders der Direktor? Gnädige Frau, Sie können viel Geld sparen. Ich und meine Künstler machen das viel billiger. Gnädige Frau, ich wende mich an Ihre Einsicht. Sie haben in der Theatergesellschaft die erste Stelle, und Sie verstehn den Wert einer künstlerischen Leistung zu würdigen. In die Hand einer Frau wie Sie, gnädige Frau, lege ich getrost meine künstlerische Reputation. Ich bin gewiß, daß Sie das Rechte treffen werden.

Diese Rede machte Eindruck. Wenn man jemand besondre Einsicht zuschreibt, macht man immer Eindruck.

Ich würde nicht beanspruchen, fuhr Krebs fort, die Leitung zu übernehmen, obwohl hm! aber meinen Platz am ersten Geigerpulte würde ich beanspruchen. Und an Honorar für die Kapelle pro Probe hundert Mark und für die Aufführung dreihundert Mark.

Diese Forderung kam ihm selber hoch vor, aber Frau von Seidelbast erhob keinen Widerspruch. Sie wolle die Sache erwägen, sagte sie. Sich die Erklärung, daß sie das Stadtorchester unter allen Umständen wählen werde, schriftlich geben zu lassen, was ihm seine Frau eingeschärft hatte, wagte der Direktor denn doch nicht. Er erhob sich, dienerte, fand die gnädige Frau noch mehrmals äußerst liebenswürdig und zog ab.

Als er zu Hause angekommen war, setzte er sich in die bewußte Sofaecke, nahm den Zylinderhut vom Kopfe und schlug auf seinem Deckel einen kunstvollen Triller. Die Sache macht sich, Alte, sagte er. So gut wie entschieden.

Hast du es schriftlich? fragte die liebe Frau.

Nein.

Haben Sie dich zum Dirigenten gemacht?

N—nein.

Frau Direktor fügte kein Wort hinzu, sondern wandte sich in stummer Verachtung ab.

Frau von Seidelbast trug nun wirklich dem Verein usw. den Gedanken vor, Krebs und die Neusiedler Stadtkapelle zur Aufführung heranzuziehen. Krebs sei ein gebildeter und einsichtsvoller Mann, der ihr sehr wohl gefallen habe.

Ja, gnädige Frau, fragte Herr Neugebauer, haben Sie denn diese Kapelle schon einmal gehört?

Frau von Seidelbast war noch nie in den Mittwochskonzerten gewesen.

Kein Gedanke, rief General von Kämpffer, diesen betrunknen Strolch und seine jammervolle Rotte zu nehmen — kein Gedanke daran.

Frau von Seidelbast fühlte sich durch die fortwährenden Einwendungen, die ihr gemacht wurden, gekränkt. Sie hätte am liebsten das Projekt aufgegeben, aber sie fühlte sich verpflichtet, sie betrachtete es als eine Lebensaufgabe, das Bayreuther Vorbild nach Neusiedel zu übertragen und das, was man dort im großen und aus dem vollen darstelle, im kleinen und nach Maßgabe der vorhandnen Mittel nachzubilden. Sie dachte abermals an das Gewandhausorchester, schrieb auch darum Briefe, aber die Sache scheiterte an den unerschwinglichen Kosten, und das Ende war, daß man die „Färschtlichen", das heißt die Ixhäuser Kapelle mit angemessener Verstärkung engagierte.

Der Theaterfundus war ja so ziemlich vorhanden. Aber Fafner, der Pappdrache, den man leihweise von auswärts hatte kommen lassen —! Frau von Seidelbast war entsetzt, als er schwankend und auf quietschenden Rädern auf die Bühne geschoben wurde. Sie fühlte einen körperlichen Schmerz, als sie diese Profanierung ihrer höchsten Ideale sah. Sie hätte das Untier am liebsten auf die Straße geworfen, wenn nur ein Ersatz möglich gewesen wäre. Auch der Feuerzauber, die Schmiede und der Amboß und das Waldweben entsprachen keineswegs dem, was man von einer Musteraufführung verlangen durfte. Sie wollte das alles anders haben und sprach so lange auf den alten Baurat, der gepreßt worden war, bei der Inszenierung zu helfen, los, bis diesem der Geduldsfaden riß, und er erklärte: Wenn Sie mit nichts zufrieden sind, gnädige Frau, dann machen Sie bitte Ihre Sache allein — und davonging.

So fiel nun auch dies noch auf die Schultern der Frau von Seidelbast. Sie seufzte tief auf, sie war in dieser Zeit mehr im Theater und unterwegs als zu Hause, aber sie setzte mit weiblicher Zähigkeit ihre Ideen durch und überwand alle Schwierigkeiten, wobei freilich an die Kosten nicht gedacht werden konnte. Mein Gott, man befand sich doch sozusagen im Kriegszustande, und da wird auch nicht gefragt, was jeder Schuß kostet.

Währenddessen hielt Meister Krebs an seinem Stammtische im Weißen Bären flammende Reden über schändlichen Wortbruch und Verkennung des wahren Verdienstes und prophezeite dem Siegfriedunternehmen ein glänzendes Fiasko. Denn anders könne es nicht kommen bei einer Aufführung, zu der alles, auch das Orchester, zusammengepumpt sei, und bei der eine so alberne Person wie Wahnfriedchen das Zepter führe. Und um zu zeigen, was das Stadtorchester leiste, veranstaltete er einen Mittwoch-Wagner-Abend, an dem der Einzug der Gäste in die Wartburg, der liebe Abendstern und andre schöne „Piecen" zu Gehör gebracht wurden und Münchner Bier das Glas zwanzig Pfennige kostete.

Und der Direktor, der den Proben der Siegfriedaufführung im Dunkel seiner Direktionsloge beiwohnte, machte die Miene des triumphierenden Bösewichts, wenn

es nicht klappen wollte, und die Leute auf der Bühne mit den Köpfen zusammenstießen. Und mißgünstige Seelen, Menschen ohne Schwung und Ideal brachten ihre Zweifel und Bedenken ins Tageblatt, worauf der Herr General mit Schärfe und Verachtung antwortete. Als aber das Tageblatt die Erwiderung nicht aufnehmen wollte, entstand zwischen der Gesellschaft zur Pflege usw. und der Redaktion des Tageblattes ein Zerwürfnis, das sich beinahe zu einem Zerwürfnisse innerhalb der Gesellschaft ausgewachsen hätte. Der Herr General wollte nichts davon wissen, daß einem Menschen wie diesem Tageblattbesitzer ein Freibillett gegeben werde, und nur mit Mühe setzte ganz zuletzt der Baurat das Freibillett durch. Das Tageblatt aber lehnte es, in seiner journalistischen Ehre gekränkt, ab, von der Siegfriedaufführung Notiz zu nehmen, und so wären der Gesellschaft zur Pflege usw. die Beziehungen zur Presse beinahe verloren gegangen.

Aber während sich das Tageblatt nach dem Urteil der Gesellschaft in einer Weise benahm, für die der Ausdruck fehlte, kamen sich der Kreiskorrespondent und Frau von Seidelbast auf halbem Wege entgegen. Lappensnider hatte weltschmerzliche Gedanken. Denn einerseits empfand er die Zumutung, in der Druckerei helfen zu sollen, als Entwürdigung. Andrerseits hatte er Hunger, von dem Zustande seiner Garderobe ganz zu schweigen. Denn der Gehalt, den er vom Kreiskorrespondenten bezog, war allerdings zu wenig zum leben und zu viel zum sterben. Da trat der Besitzer dieses Kreiskorrespondenten, Herr Männelmann, in den Arbeitsraum, die neueste Nummer des Tageblattes in der Hand haltend, und sagte: Lappensnider, Sie werden einen Aufsatz über — er blickte in das Tageblatt — über die Siegfriedtrilogie schreiben.

Lappensnider blickte verdrossen von seiner Arbeit auf.

Aber kein Geschmuse, bitt'ch mir aus, fuhr Männelmann fort, sondern was Ordentliches. Tatsachen, und elegant und scharf. Und dem Tageblatt was auf die Pfoten gegeben. Bitt'ch mir aus. Wofür zahle ich Ihnen denn das unmenschliche Geld.

Lappensnider antwortete immer noch nicht, sondern begnügte sich damit, seinem Chef und Tyrannen einen feindseligen Blick zuzuwerfen. Männelmann ging, und der Weltschmerz Lappensniders steigerte sich. Denn einesteils war er über die Behandlung, die er sich von diesem Menschen gefallen lassen mußte, empört, und andernteils mußte er sich sagen, daß er von der „Siegfriedtrilogie" keine Spur einer Ahnung hatte.

Da brachte der Laufbursche unter andern geschäftlichen Sachen ein rosafarbnes Briefchen, das er behutsam mit seinen von Druckerschwärze gefärbten Fingern öffnete. Frau von Seidelbast, von Herrn Dombibliothekar Mückeberg auf Lappensnider als auf einen hervorragenden Vertreter der Presse aufmerksam gemacht, bat zu dann und dann um eine Unterredung. Großartig. Lappensnider übersah die Lage mit einem Blicke. Frau von Seidelbast wollte die Presse beeinflussen. Warum nicht? Die Presse ist ja dazu da, sich beeinflussen zu lassen. Er war natürlich bereit, hinzugehn und sich Instruktionen über die Siegfriedtrilogie zu holen. Aber seine Kleidung war nicht gesellschaftsfähig. Lappensnider wusch sich die Hände und begab sich in das Kontor zu Herrn Männelmann. Dort warf er den Brief wie eine Sache, die kaum des Erwähnens wert ist, auf den Tisch. Lesen Sie, sagte er mit einer eleganten Handbewegung. Sie werden finden, daß das Feuilleton des Kreiskorrespondenten Aufsehen erregt. Sie werden finden, daß dieses Feuilleton den Kreiskorrespondenten auf eine bisher noch nicht innegehabte Höhe erhebt. Man zieht in der höchsten Gesellschaft der Stadt den Redakteur dieses Feuilletons in seine Kreise. Aber dies hat zu Folge, daß man repräsentationsfähig auftreten muß. Man

muß ſeine Garderobe der höhern Stellung anpaſſen. Ich bitte um fünfundzwanzig Mark Vorſchuß.

Was? ſchrie Männelmann ſo entſetzt, als wenn man ihm zugemutet hätte, ſich auf eine Dynamitpatrone zu ſetzen und ſich in die Luft zu ſchießen. Vorſchuß? Herr, ſie ſind verrückt?

Er gab auch wirklich keinen Vorſchuß, borgte aber einiges von ſeiner eignen Garderobe, um ſeinem Redakteur die Möglichkeit zu geben, das Blatt würdig zu vertreten. Und ſo zog Lappenſnider in etwas gemiſchter Tracht, aber wohl gewaſchen und leidlich geſellſchaftsfähig zu Frau von Seidelbaſt. Bald darauf ſaß er auf demſelben Stühlchen, auf dem Krebs geſeſſen hatte, der gnädigen Frau gegenüber.

Die gnädige Frau hatte Migräne. Aber die Pflicht forderte es, die heilige Sache verlangte es gebieteriſch, daß ſie ihre Perſon opfere. Sie gab alſo in vornehmer und gedankenvoller Haltung dem Herrn von der Preſſe Audienz und ſagte ſeufzend: Ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, um zu überlegen, in welcher Weiſe wir das deutſche Volk für die Aufgabe intereſſieren können, durch ihn, den großen Meiſter erzogen zu werden. Wir beabſichtigen in Neuſiedel Bayreuther Tage zu veranſtalten und durch dieſelben das Verſtändnis Wagners zu erſchließen. Verſtehen Sie wohl, mein Herr, man lernt Wagner nicht kennen durch Darſtellungen minderwertiger Art, ſondern nur durch ſolche, die den Abſichten des Meiſters voll gerecht werden. Kennen Sie Siegfried?

Natürlich, gnädige Frau, erwiderte Lappenſnider, „Jung-Siegfried war ein ſtolzer Knab, ſah auf die Schlöſſer all herab".

Sie haben recht, ſagte Frau von Seidelbaſt wohlgefällig. Er iſt der jugendliche Held, der Traum der freudig ſchaffenden Natur. Er iſt die Idee ſelbſt in der naiven Entfaltung ihrer Unbewußtheit.

Lappenſnider machte eine philoſophiſche Miene, die ſein tiefes Verſtändnis andeuten ſollte, und Frau von Seidelbaſt fuhr fort: Zu dieſem Verſtändniſſe muß das Volk vorbereitet werden, und das iſt die Sache der Preſſe, das iſt Ihre Sache, mein Herr.

Aber ganz gewiß, rief Lappenſnider. Und es ſoll mir eine Ehre ſein, als Herold dieſer ſiegfriedlichen Idee in die Schranken zu treten. Gnädige Frau, ich bin ein freier Künſtler. Ich betrachte es als meine Künſtlerpflicht, unbeeinflußt von Strömungen und Parteien und nur der Stimme des eignen Gewiſſens gehorchend, meines Amtes zu warten. Aber das ſchließt nicht den Wunſch aus, zu erfahren, in welcher Weiſe Sie die Veröffentlichung Ihrer Abſichten wünſchen.

Aber mein Gott, ſagte die gnädige Frau, das iſt doch Ihre Sache.

Ganz recht, meinte Lappenſnider, die Preſſe wird aus ſich heraus für alles Gute, Edle und Schöne eintreten. Aber das Material, die Unterlagen — dieſer Siegfried alſo — er iſt, wie Sie ſagten, die Verkörperung der Idee in der naiven Entfaltung ihrer Unbewußtheit.

O, Sie ſollten es ſehen, rief Frau von Seidelbaſt, ihrer Migräne nicht achtend, wie Alfred Rohrſchach dieſe Lichtgeſtalt verkörpert. Dieſer Adel, dieſe jugendliche Kraft, wenn er ſein Schwert ſchmiedet und den Drachen erſchlägt, dieſe Prophetengeſtalt, wenn er mit kundigem Ohr die Urtöne des Weltgrundes vernimmt.

Dieſer Siegfried alſo — aber es war mit aller Reporterzähigkeit nicht möglich, aus der gnädigen Frau herauszuholen, was er zu ſeinem Siegfriedartikel, der nicht Geſchmuſe, ſondern Tatſächliches enthalten ſollte, brauchte. Die gnädige Frau kam auf ihre Jugend zu ſprechen, auf Wahnfried, auf ihre Empfindungen beim

Tode des großen Meisters und auf ihre Aufgabe, ihrem Meister, Richard Wagner, dem Erzieher, durch Bayreuther Tage ein Denkmal zu setzen.

Lappensulder hatte seine Brieftasche herausgezogen und notierte. Zugleich sah er sich in der Stube um, und da lag ein Buch, das einen Goldtitel trug, von dem er das Wort Trilogie lesen konnte. Das wars, was er brauchen konnte. Als er nach gemessener Zeit die Villa Seidelbast verließ, trug er besagtes Buch unter dem Arme und dazu auch ein Honorar in der Tasche, das ihn ganz besonders erfreute, weil es ihn in den Stand setzte, etwas für seinen äußern Menschen zu tun. Nur erst einen anständigen Rock auf den Knochen, sagte er zu sich mit innerer Befriedigung, und das andre macht sich schon.

Nach einigen Tagen begann im Kreiskorrespondenten eine Reihe von Aufsätzen aus „sachverständiger Feder", wie die Redaktion hinzusetzte, über Wagner, Wagnersche Kunst im allgemeinen, Siegfried im besondern und die Bayreuther Tage im ganz besondern. Der Stil war glänzend, die Gedanken waren tief und philosophisch. In vorwurfsvollem Tone wurde der Bürgerschaft vorgehalten, daß man viel zu wenig von Wagner wisse, der bekanntlich der Präzeptor Germaniä sei. Dagegen wurde die Erwartung ausgesprochen, man werde diesem Mangel abhelfen, da dazu jetzt Gelegenheit gegeben werde. Und wenn sich nun eine edle Dame an die Spitze derer stelle, die Neusiedel in den Kreis der Kunststädte einführen wollen, so fordre es die Selbstachtung, nicht zurückzustehn, sondern in Gestalt von einem oder mehrern Theaterbilletts ganz und voll für die gute Sache einzutreten. Hierauf folgte eine musikgeschichtlich-ästhetische Erörterung, die jedenfalls dem bewußten Buche entnommen war.

Als bereits der dritte Artikel über diesen Gegenstand erschienen war — Lappensulder hatte inzwischen abermals und mit pekuniärem Erfolge mit Frau von Seidelbast konferiert —, sagte der alte Brömmel, das Faktotum in dem Geschäfte des Besitzers des Tageblattes, zu diesem: Herr Spohnnagel, mir missen, hols der Deibel, was über Siegfrieden bringen. Der Korrespondent macht uns ja reene alle.

Der Besitzer des Tageblattes wollte nichts davon hören, denn seine journalistische Ehre war durch die Nichtgewährung eines Freibilletts empfindlich gekränkt. Es war ja unangenehm, daß der Korrespondent aus der Differenz mit dem Theaterverein Nutzen zog —

Aischerst fadal is es Sie, sagte der alte Brömmel. Im Birgergasino hamses Dageblatt gar nich sähn wolln.

Herr Spohnnagel raufte sich seine Haare und wußte nicht, was tun. Aber da war ja ein Eingesandt aus dem Leserkreise. Man konnte das „Eingesandt" wegstreichen und eine redaktionelle Bemerkung anknüpfen. Das verpflichtete zu gar nichts und hatte dieselbe Wirkung wie ein redaktioneller Hinweis. Dafür entschied man sich.

Diesem doppelten Ansturm konnte das werte Neusiedler Publikum nicht standhalten. Es ließ sich belehren, antreiben, begeistern, und am Tage der Aufführung war das Theater bis auf den letzten Platz besetzt. Der Bayreuther Tag, den man dadurch markierte, daß man ein paar Kränze an die Galeriebrüstung hängte und die Büste Wagners im Foyer neben die Rumpelmanns stellte, verlief glänzend. Die Sänger waren großartig. Sie sangen, bis sie überhaupt nicht mehr konnten. Und das Orchester übertraf sich selbst. In der Tat hatten die Künstler Wunder der Ausdauer und musikalischen Sicherheit getan und in zwei Proben das Drama auf die Beine gebracht. Und der Musikdirigent hatte unmenschliches geleistet. Er hatte die Arme fast aus den Schultergelenken herausgeschleudert und den Kopf

fast abgeknickt. Ein Wunder, daß sich sein Chemisett nicht in seine Bestandteile aufgelöst hatte. Und wenn die Freunde des Unternehmens auch hier und da die Augen zukneifen mußten wie der Maler, wenn er über gewisse störende Details seines Bildes hinwegsehen will, einer konnte es vertragen, mit vollem Auge gesehen und mit vollem Ohr gehört zu werden — Er! Alfred Rohrschach! Großartig! Himmlisch!

Eine ganz besondre Wirkung übte aber die Aufführung auf das Seidelbastsche Haus aus. Daß der Herr Geheimrat hinfällig und schwach war, kam hierbei weniger in Betracht. Es war ja der gnädigen Frau schwer, zu ihren häuslichen Sorgen auch die öffentliche Last der Bewirtung und Verherrlichung Alfred Rohrschachs auf sich zu nehmen. Mein Gott, aber vor den großen Sorgen um die Ideale der Menschheit, vor den großen Pflichten um die Erziehung des Menschengeschlechtes müssen die kleinen häuslichen Sorgen und Pflichten zurückstehen — nicht wahr? Und der alte Herr, der sehr schwer hörte, hätte doch nichts davon gehabt, auch wenn er gesund gewesen wäre. Man hatte gehofft, den großen Künstler eine Woche beherbergen zu können, und der Name Rohrschach beherrschte das ganze Haus vom Dach bis zum Keller. Sekt. Natürlich Sekt. Ein Rohrschach trinkt nur Sekt. Kaviar — fast nicht zu bezahlen, aber er mußte auch angeschafft werden. Und ein neues Waschbecken und neue Handtücher. Und ein Frottiertuch. Und eine hermetische Absperrung des Schlafzimmers gegen alle Geräusche. Schließlich kam Alfred Rohrschach nur zwei Tage und logierte im Hotel. Nicht ohne Mühe hatte es Frau von Seidelbast erreicht, daß ihr der Künstler am Tage nach der Aufführung ein paar Stunden schenkte. Aber diese Stunden sollten auch voll ausgenützt werden. Ein Festessen, zu dem die Freunde eingeladen wurden, sollte die Krone bilden.

Kinder, sagte Hunding, doch so, daß es Mama nicht hören könnte, macht euch doch mit euerm Heldentenor nicht lächerlich. Für Tote Traueroden singen ist nicht erquicklich, aber mit so einem Heldentenor bei lebendigem Leibe Götzendienst treiben, Kinder, das ist mindestens geschmacklos.

Wer treibt Götzendienst? fragte Hilda. Ich doch nicht.

Na! na! erwiderte Hunding. Und von Musik, und von Wagnerscher Musik versteht ihr alle nichts, Mama am allerwenigsten.

Hunding, sagte Hilda lachend, du bist ein Kamel, aber kein geniales.

Hilda hatte den Verdacht, daß sie Götzendienst treibe, lachend abgewiesen; aber auch ihr sollte ihre Stunde schlagen. Als sich am Abend der Vorstellung der Vorhang der Bühne schloß, saß sie mit brennenden Wangen und geistesabwesend in ihrer Loge wie einer, der eine Erscheinung aus einer überirdischen Welt gehabt hat. Und das war auch der Fall gewesen. Siegfried! Dieser Siegfried! Diese blühende, jugendliche Schönheit, dieses Schreiten und Tun, dieser Klang, diese Stimme, frei und schmetternd wie der Vogel singt! Haho! hahei! schmiede, mein Hammer, ein hartes Schwert. Hoho! hahei! Freilich war er — hm — mit einem Wolfsfelle etwas dürftig bekleidet. Aber wenn das damals so Mode war, durfte man ihm doch keine Eskarpins anziehn. — Ach, es war unsäglich schön gewesen. Hilda war zumute, als wenn sie die Welt bisher durch einen Schleier gesehen hätte, und als wenn dieser Schleier nun gefallen wäre. Ja das war Kunst, das war ein Künstler, das war der Halbgott, von dem sie geträumt hatte.

Siehst du, Hilda, sagte Hunding, der wohl merkte, was in der Seele seiner Schwester vorging, jetzt bist du auch meschugge.

Hilda, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, lachte nicht wie am Tage vorher, sondern wandte sich schweigend und mit Tränen in den Augen ab.

Da, wie wir wissen, das Festessen erst am Tage nach der Aufführung stattfand, und die andern Künstler inzwischen abgereist waren, war es glücklicherweise nicht nötig gewesen, sie einzuladen. Man war also im engsten Kreise, und des Kreises Mittelpunkt war er, Alfred Rohrschach. Das ganze Haus war hell erleuchtet und in Bewegung. In der Küche waltete die Kochfrau, umgeben von so viel helfenden Personen, daß man sich kaum umdrehen konnte. Im Speisesaale baute ein Tafeldecker auf, was das Haus an Kostbarkeiten hatte, Fräulein Binz schaute in alle Ecken, ob auch alles in Ordnung sei, und Frau von Seidelbast saß auf ihrem Sofa hinter dem runden Tisch. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß Alfred Rohrschach den Sekt der Marke Goldberg bevorzuge, und es Fräulein Binz auf die Seele gebunden, daß „Er" nichts andres zu trinken bekomme als Goldberg.

Die Getreuen, die man eine halbe Stunde früher geladen hatte, als die Ankunft Rohrschachs zu erwarten war, waren alle da. Auch Onkel Philipp. Onkel Philipp und die beiden Söhne des Hauses saßen in besagter Tonne und beobachteten von da aus die Gesellschaft. Hilda, die sich besonders sorgfältig gekleidet hatte und reizend aussah, hielt sich fern.

Endlich nach langem Warten, und nachdem von draußen verheißungsvolle Geräusche erklungen waren, tat sich die Tür auf, und da war er, der gottbegnadete Künstler. Hilda griff unwillkürlich nach einer Stuhllehne. „Er" küßte der gnädigen Frau die Hand und verbeugte sich wie vom Podium aus nach allen Seiten. Dann folgte die Vorstellung, und dann nötigte man ihn mit einer Dringlichkeit zu Stuhle, als wenn er sich von einer unerhörten Anstrengung erholen müsse. Darauf wurde sein Stuhl von den Allergetreusten belagert. Rechts saß Frau von Seidelbast, links Frau Generalin von Kämpffer, Exzellenz, und hinten stand Fräulein Binz mit einer Flasche Goldberg und Johann mit Gläsern. Und von allen Seiten feierte man den Sänger des Siegfried. Und der Sänger ließ sich feiern und entwickelte eine große, ungeheuer große Liebenswürdigkeit.

Hilda betrachtete aus der Ferne ihren Halbgott. Eigentlich glich er heute weniger einem Halbgott als gestern. Er trug sehr moderne Kleider, von denen man nicht behaupten kann, daß sie auf Götter zugeschnitten seien, eine Weste, die eigentlich nur Ausschnitt war, einen Kragen, der noch höher war als der Onkel Philipps, und sogar einen Kneifer drückte er sich auf die Nase. Er sah lange nicht so jung und rosig aus wie gestern, sondern, offen gestanden, etwas gelb und faltig. Aber wenn auch, der Halbgott war er doch. Zog nicht auch Wodan, der Wandrer, von Hut und Mantel verhüllt, durch die Welt und blieb doch ein Gott? So blieb auch er der Halbgott, wenn er auch, sich selbst verhüllend, Gesellschaftsanzug trug. Und die Stimme war ja dieselbe. Die tönende Stimme, die von Herzen kommt und Herzen gewinnt: hoho! hahei! Und wie lieb er war, wie freundlich gegen jedermann, und wie geduldig er die Huldigungen, mit denen man ihn überschüttete, anhörte! Ach, wie gern wäre sie zu ihm geeilt und hätte ihm zugerufen: Du, du bist es, der mir das lichte Tor der Kunst geöffnet hat, jetzt weiß ich, was Kunst ist.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 7. Februar 1909

(Der Besuch des Königs Eduard in Berlin und seine voraussichtliche Bedeutung für die englisch-deutschen Beziehungen. Parlamentarische Arbeiten. Adolf Stein über Kaiser Wilhelm den Zweiten.)

Der Besuch König Eduards in Berlin steht unmittelbar bevor. Wenn diese Zeilen in die Hand der Leser kommen, wird der König schon wieder an die Heimkehr denken. Es sind schon viele Betrachtungen an dieses Ereignis geknüpft worden, sodaß es kaum möglich ist, dem aufmerksamen Beobachter des täglichen Geschehens darüber noch etwas neues zu sagen. Nur das muß, wenn einmal davon die Rede ist, auch hier festgestellt werden, daß dieser Besuch in ganz Deutschland mit Genugtuung aufgenommen wird. Denn es gibt bei uns wohl nur wenige, ganz vereinzelte Kreise, die nicht den Wunsch hegen, daß sich die Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien friedlich und freundlich gestalten mögen. Wenn es Zeiten gegeben hat, in denen die Gefühle des deutschen Volks für die verwandte Nation jenseits des Kanals weniger freundlich zu sein schienen, so ist das nach unsrer deutschen Auffassung immer der Ausdruck einer Enttäuschung gewesen, daß unser Bestreben, unsre berechtigten Interessen durchaus auf friedlichem Wege und unter loyaler Achtung fremder Rechte zu verfolgen, drüben nur Mißtrauen und Neid erweckt hat. Selbstverständlich widersteht es der berechtigten Selbstachtung eines großen Volks, einem andern Freundlichkeiten zu erweisen, wenn diese den Charakter eines unerwiderten Liebeswerbens annehmen müssen, und ebensowenig ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn leidenschaftliche Gemüter bei dieser Zurückhaltung nicht stehn bleiben und nach dem Grundsatz, daß die beste Parade der Hieb ist, und daß man auf einen Schelmen anderthalbe setzen soll, auch ihrerseits den gehässigen Angriffen eines großen Teils der englischen Presse nichts schuldig bleiben wollen. Aber der von Zeit zu Zeit auch bei uns aufflammende Zorn über die englische Politik und der nebenhergehende, nie ganz einschlafende Ärger über den erwähnten Teil der englischen Presse ändert doch nichts an der grundlegenden Wahrheit, daß wir keine Feindseligkeiten gegen England hegen und uns freuen, wenn wir irgendein Zeugnis dafür erhalten, daß auch in England der Wert eines friedlichen und freundlichen Verhältnisses zwischen den beiden Nationen voll erkannt wird. Der offizielle Staatsbesuch des Königs von Großbritannien in der Hauptstadt des Deutschen Reichs ist ein besonders bedeutungsvolles Zeugnis dieser Art und wird von uns als solches gewürdigt, wenn wir auch keineswegs glauben, daß nun mit einem Schlage alle Kräfte, die einem guten Verhältnis zwischen Deutschland und England entgegenarbeiten, außer Tätigkeit gesetzt werden.

Wir haben uns ja in diesen Betrachtungen mehrfach darüber ausgesprochen und glauben daher als bekannt voraussetzen zu dürfen, daß wir Ursachen und Gewicht der in England gegen Deutschland gehegten Vorurteile etwas anders beurteilen als die volkstümliche Meinung bei uns. Wir haben immer darauf hingewiesen, daß für die englische Weltpolitik die Frage, wie Großbritannien zu Deutschland steht, nicht die erste Stelle einnimmt. Selbst wenn wir für unsre überseeischen Interessen den weitesten Umfang annehmen, werden wir niemals daraus einen Grund konstruieren können, die englische Weltstellung zu bedrohen. Wohl aber kann dies von andern Mächten geschehen. Früher, als sich die Interessen der sogenannten „hohen" Politik auf Europa beschränkten, konnte England diese Bedrohung dadurch von sich abwenden, daß es sich für seine Herrschaft auf den Weltmeeren die Hände frei hielt und in Europa die überlieferten politischen Interessengegensätze der Mächte und ihre gegenseitige Eifersucht nicht einschlafen ließ.

Als die weltwirtschaftlichen Beziehungen immer größern Einfluß auf die politischen Verhältnisse gewannen und die Interessen der europäischen Mächte über Europa hinauswuchsen, als dann die Vereinigten Staaten von Amerika anfingen, Weltpolitik zu treiben und Japan sich zur Großmacht emporschwang, wurde die alte englische Politik einfach unmöglich. Der leitende Gedanke für die neue europäische Politik Englands mußte — um Ägyptens und des Weges nach Indien willen — eine beherrschende Stellung im Mittelmeer werden; für die neue asiatische Politik konnte — nach der Umgestaltung der Machtverhältnisse im Stillen Ozean — das alte Dogma von der natürlichen Gegnerschaft und Nebenbuhlerschaft Rußlands und Englands nicht mehr maßgebend sein. Vergegenwärtigt man sich diese beiden Grundgedanken, so bedeutet das einmal die möglichst weitgehende Annäherung an Frankreich und demnächst auch an Spanien sowie die Beeinflussung Italiens, mehr auf seine Mittelmeerstellung als auf die Anlehnung an die kontinentalen Militärmächte bedacht zu sein; weiter aber die Verständigung mit Rußland und die Wiedergewinnung des frühern Einflusses im nahen Orient. Diese einfachen Erwägungen geben den Schlüssel zur auswärtigen Politik Englands, ohne daß die Frage der deutsch-englischen Beziehungen auch nur aufgeworfen zu werden braucht. Daraus folgt aber für uns, daß die tatsächliche Gruppierung der Mächte in absehbarer Zeit schwerlich geändert werden wird, auch wenn sowohl in Berlin als auch in London der Wunsch nach gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen noch viel lebhafter werden sollte. Und solange diese Gruppierung fortdauert, wird auch der Keim des Mißtrauens und der Spannungen niemals ganz ausgerottet sein.

Denn ganz von selbst enthalten diese Verhältnisse eine Spitze gegen Deutschland. Das liegt ja zu einem Teil in der Einbildung, wenn man es so nennen will, oder — genauer ausgedrückt — in den Eindrücken, die durch den Abschluß von Bündnissen oder Verständigungen oder auch durch den Austausch augenfälliger Freundschaftsbezeugungen zwischen England und den Staaten um Deutschland herum, nur nicht Deutschland selber, notwendig erzeugt werden mußten. Man kann nicht von einem großen Volke verlangen, daß es sich in seiner Gesamtheit in den Gedankengang und in die Bedürfnisse fremder Politik versetzt. Es urteilt nach dem, was es sieht, und was das deutsche Volk hier sah, das ließ nicht gerade freundliche Absichten Englands gegen Deutschland vermuten. Und die englische Politik mußte sich bewußt sein, daß dieser Eindruck in Deutschland unvermeidlich war; sie hatte es in der Hand, irgendeinen Schritt zu tun, der in Deutschland beruhigend wirken konnte, ohne daß sie ihren Weg zu verlassen brauchte. Ein solcher Schritt aber unterblieb, und damit gewann die Lage auch in den Augen ruhiger Beobachter einen ernstern Anstrich. Dazu kam ein weiterer Grund, der der englischen Politik eine gewisse Spitze gegen Deutschland gab. England konnte nicht erwarten, daß ihm Frankreich und Rußland in die Arme sinken würden auf die bloße Versicherung hin, daß England dieses Einverständnis zur Aufrechterhaltung seiner Weltstellung nötig habe. Sollte der Zweck erreicht werden, so mußte ein andrer Grund vorgeschoben werden, der den andern Mächten das Zusammengehn mit England als wünschenswert erscheinen lassen mußte. Es bedarf keiner besondern Erläuterung, daß dieser Grund gegeben war durch die die französische und russische Politik beherrschende Vorstellung von dem bedrohlichen und deshalb in Schach zu haltenden militärischen Übergewicht der beiden europäischen Zentralmächte, Deutschland und Österreich-Ungarn. Nur auf diesem Wege war Frankreich und mittelbar auch Rußland für die Interessen der englischen Politik zu gewinnen, und indem England das Schwergewicht des französisch-russischen Zweibundes gegenüber dem Dreibund verstärkte und dadurch zugleich die Möglichkeit eines stärkern Drucks im Mittelmeer herstellte, lockerte es die Beziehungen Italiens zum Dreibund in dem Sinne, daß sich Italien zwar nicht

vom Dreibund lossagte — in diese Falle geht es natürlich nicht —, aber doch mehr der Vorstellung Raum gab, daß es zwischen den beiden Bündnisgruppen das Zünglein an der Wage werden könne. Auch diese Stellung Italiens erscheint nach außen hin als ein reiner Vorteil der englischen Politik und als ein Nachteil des Deutschen Reiches. Endlich erhielt England durch diese Politik wieder freie Hand im nahen Orient, und es erschien auch hier als der Gegenspieler Deutschlands. So ist das zustande gekommen, was man bei uns die Politik der „Einkreisung" Deutschlands genannt hat. Diese Politik war ursprünglich nicht so gedacht, sie mußte aber so wirken und empfunden werden. Das um so mehr, als die englische Regierung zur Begründung ihrer auswärtigen Politik auch die innern Verhältnisse und die öffentliche Meinung berücksichtigen muß. Auch diese Rücksichten, auf deren Charakteristik wir hier nicht im einzelnen eingehn können, wirkten in der gleichen Richtung, daß die britischen Staatsmänner den Anschein einer deutschfeindlichen Politik nicht zu scheuen brauchten, im Gegenteil darin ein Hilfsmittel für gewisse innerpolitische Zwecke und eine Steigerung ihrer Volkstümlichkeit erblicken mußten. Aber aus diesem allerdings weite Kreise des englischen Volkes beherrschenden und durch die Presse künstlich aufgestachelten Mißtrauen gegen Deutschland und die Deutschen auf kriegerische, direkt feindselige Absichten der Mehrheit des englischen Volkes schließen zu wollen, halten wir gleichwohl für falsch.

Man wird vielleicht hiergegen einwenden, daß die leitenden Staatsmänner des britischen Reichs unter solchen Umständen doch wohl einen andern, für den Weltfrieden weniger gefährlichen Weg zu ihrem Ziele hätten finden können. Nun, einen andern Weg gab es allerdings, und er ist tatsächlich zu betreten versucht worden. Joseph Chamberlain wünschte im Jahre 1899 die britische Machtstellung nicht durch ein Einverständnis mit Frankreich, sondern durch ein Bündnis mit Deutschland und womöglich mit Amerika zu sichern. Als sich damals dieser Plan zerschlug, kam Chamberlain nach der Thronbesteigung König Eduards noch einmal darauf zurück. Im Berliner Tageblatt wird jetzt erzählt, der Vorschlag sei an einer Nebensächlichkeit gescheitert, und das wird lebhaft bedauert und als ein Fehler der deutschen Politik bezeichnet. Man kann darüber verschiedner Meinung sein. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß der Zweck Englands bei diesen Vorschlägen nicht war, irgendeinen beliebigen Bundesgenossen zu finden, der die schöne Dame Britannia aus ihrer splendid isolation befreite, sondern daß der leitende Gedanke schon damals derselbe war wie jetzt; es handelte sich in erster Linie darum, unbequeme Einflüsse im Mittelmeer auszuschalten. Ob man dies dadurch erreichte, daß man Frankreich als Freund an seine Seite lockte, oder dadurch, daß die größte Landmacht und die größte Seemacht, als Bundesgenossen vereint, Frankreich in nicht mißzuverstehender Weise umklammert hielten, das kam auf dasselbe hinaus. Dem ehrgeizigen, nach Taten drängenden Chamberlain mußte diese zweite Möglichkeit wohl näherliegen, da sie ein umfassenderes, stolzeres Programm in sich schloß und der Volksstimmung besser entsprach, die damals gegen Frankreich viel mehr als gegen Deutschland erbittert war. Aber wir durften uns durch diesen Vorschlag nicht blenden lassen. Die Zwecke, die dadurch erreicht werden konnten, lagen nur in englischem, nicht in unserm Interesse. Wenn die Triple-Entente zwischen England, Frankreich und Rußland heute als eine Kriegsdrohung erscheint, so wissen wir zugleich, daß diese Mächte uns in ihrem eignen Interesse niemals angreifen werden, solange wir ruhig und fest bleiben und unser gutes Schwert scharf geschliffen erhalten. England erreicht das, was es dabei braucht und will, viel besser durch die bloße Existenz seiner Bündnisse und Freundschaften als durch die Erprobung dieser Freundschaft in kriegerischen Abenteuern gegen Deutschland. Im Bunde mit Deutschland dagegen würde England wahrscheinlich längst der Versuchung erlegen sein, zur Wahrung seiner Interessen einen kriegerischen Konflikt

herbeizuführen. Von unserm Standpunkt aus gesehen, würde das bedeuten, daß wir einen Krieg für englische Interessen zu führen gehabt hätten. Dieser Politik müssen wir allerdings das sogenannte „Eingekreistwerden" vorziehn, es sei denn, daß die einkreisenden Mächte eine wirkliche geschlossene Interessengemeinschaft mit dem Ziele, Deutschland gemeinsam anzugreifen, darstellen, wovon vorläufig gar nicht die Rede sein kann.

Wenn wir also die Grundlagen der englisch-deutschen Beziehungen ohne Illusionen und Schönfärberei, aber auch ohne Schwarzseherei betrachten, so ergibt sich, daß wir schwerlich eine Änderung in der Gruppierung der Mächte und in der allgemeinen Richtung ihrer Politik erwarten dürfen, daß aber das gegenseitige Mißtrauen, das daraus zwischen Deutschland und England erwachsen ist, keine notwendige Beigabe dieser Politik ist, sondern sehr wohl in Zukunft dem guten Willen und dem nüchternen, sachlichen Verständnis der Bedürfnisse und Interessen beider Völker Platz machen kann. Nur bedarf es einstweilen für dieses gegenseitige Verstehen noch von Zeit zu Zeit eines kräftigen Anstoßes und eines äußern Anlasses, der die gewohnheitsmäßigen Hetzer eine Zeit lang in den Hintergrund schiebt. So haben wir auch jetzt alle Ursache, uns des Besuchs König Eduards herzlich zu freuen, und hoffentlich werden die Wirkungen nicht so schnell vorübergehn.

Dabei können wir nicht umhin, auch darauf hinzuweisen, daß bei uns weite Kreise in dem Irrtum befangen gewesen sind, alles, was uns an der englischen Politik der letzten Jahre unerfreulich gewesen ist, sei das persönliche Werk des Königs und entspringe den Gefühlen, die er gegen Deutschland hege. Wie aus unsern Betrachtungen hervorgeht, entspricht das nicht der Wahrheit. König Eduard hat keine persönliche Gefühlspolitik getrieben, sondern er hat mit großer Klugheit und Unermüdlichkeit seine persönlichen Fähigkeiten und Beziehungen in den Dienst der von den verantwortlichen britischen Staatsmännern betriebnen Politik gestellt. Es ist doch einfach selbstverständlich, daß ein König die Politik seines Landes treibt, und wenn er das mit soviel Staatsklugheit, Hingebung und Verständnis für die Eigenart und die Wünsche seines Volkes tut wie König Eduard, so entspricht es unsrer nationalen Würde am besten, wenn wir das freimütig anerkennen, auch wo es uns unbequem ist. Wer gerecht zu urteilen vermag, kann der Art, wie der König, ohne die von der Verfassung gezognen Grenzen zu überschreiten, sein hohes Amt mit einer Bedeutung erfüllt hat wie keiner seiner Vorgänger seit zweihundert Jahren, aufrichtige Bewunderung nicht versagen.

In diesen Tagen ist auf dem Gebiete der innern Politik nicht viel von besondern Ergebnissen zu verzeichnen. Einen bemerkenswerten Erfolg hat allerdings die preußische Regierung im Abgeordnetenhause gehabt, da die Besoldungsvorlagen glücklich alle drei Lesungen passiert haben und zuletzt sogar einstimmig angenommen worden sind. Das will sagen, daß sogar die Sozialdemokraten dafür gestimmt haben, weil sie sich doch nicht vorhalten lassen wollen, daß sie gegen ein Gesetz gestimmt haben, das unter anderm die Lage der Unterbeamten wesentlich verbessert. Ganz stilgerecht ist ja diese Zustimmung nicht; sie streift bedenklich an die vom Parteitag verdammte Budgetbewilligung der Süddeutschen, aber die gestrenge Parteileitung wird wohl hier ein Auge zudrücken. Die glückliche Vollendung des Werks der neuen Besoldungsordnung für Beamte, Lehrer und Geistliche wird wahrscheinlich auch auf das Herrenhaus nicht ohne Eindruck bleiben, und so darf man annehmen, daß die schwierige Arbeit ohne weitere Hindernisse bald gänzlich vollendet werden wird.

Im Reichstage herrscht jetzt in den Kommissionen eine außergewöhnliche Emsigkeit, während sich das Plenum der zweiten Beratung des Etats in der üblichen Weitläufigkeit zugewandt hat. Das wichtigste ist jetzt freilich die Arbeit hinter den Kulissen, um eine Verständigung der Parteien über die Gestaltung der

Reichsfinanzreform herbeizuführen. Man darf wohl die Zuversicht hegen, daß die nationalen Parteien diese Arbeit zu einem guten Ende führen werden.

Als ein politisches Ereignis dieser Tage darf man auch das Erscheinen der Schrift von Adolf Stein über Kaiser Wilhelm den Zweiten ansehen. Nicht als ob die Schrift selbst das Aufsehen verdiente, das sie bei ihrer Ankündigung in den Zeitungen und bei ihrem Erscheinen erregte. Wir halten uns nicht berechtigt, dem Verfasser die Redlichkeit seiner Überzeugung und seiner Absichten abzusprechen. Aber es kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er die Tatsachen nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit behandelte, Wahres und Falsches durcheinandermischte, trotzdem aber das Ganze in reklamehafter Weise als sensationelle Enthüllungen der Öffentlichkeit anpries. Aber das bemerkenswerteste ist, daß die aufdringliche Absicht, den Kaiser mit diesem Sensationsmachwerk zu verteidigen, von fast allen Seiten entschieden abgelehnt wurde. Und das nicht etwa, weil man nichts zugunsten des Kaisers hören wollte, sondern weil alle Kreise jetzt von dem Gefühl beherrscht werden, daß es keiner Verteidigung mehr bedarf. Die bekannten Novemberereignisse haben wirklich wie ein luftreinigendes Gewitter gewirkt. In diese gereinigte Atmosphäre paßt weder das mißmutige Nörgeln der frühern Zeit gegen den Kaiser noch eine sensationell gefärbte Verteidigung, die mit denselben Mitteln des Klatsches und Tratsches für den Kaiser unternommen wird, hinein. Man will das alles aus dem Wege haben und das gesunde Verständnis zwischen Kaiser und Volk ruhig wachsen und gedeihen lassen. Es ist der gesunde Takt eines gesunden, monarchisch empfindenden Volks, der sich gegen Aufdringlichkeiten wehrt, und insofern das deutlich festgestellt werden konnte, ist die Schrift von Adolf Stein wirklich, wie vorhin bemerkt wurde, ein politisches Ereignis geworden.

Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. Der Krieg in Südwestafrika ist offiziell zu Ende, sogar schon seit fast eineinhalb Jahren. Für den größten Teil des Landes trifft dies auch zu. Man ist mitten in den Werken des Friedens, und ein neuer Ansiedler nach dem andern kommt an, um sich drüben eine neue Heimat zu gründen und die Schrecken des Krieges vergessen zu machen. Im äußersten Süden der Kolonie aber gärt es immer noch, und erst vor wenig Wochen sind den Hottentottenbanden Simon Coppers eine Reihe von Farmern und Soldaten zum Opfer gefallen. Zwar soll mit Hilfe der englischen Grenzpolizei diesen letzten Banden zum großen Teil der Garaus gemacht werden. Aber wer weiß, ob es wirklich die letzten waren, ob sich nicht neue Banden unzufriedner Eingeborner zusammenfinden werden? Jedenfalls befindet sich die Truppe in jenem Grenzgebiet nach wie vor am Feinde, und es will mir scheinen, als ob jener Friede nur ein Kompromiß war, als ob wir keine Sicherheit für den Frieden in jenem Gebiet haben werden, bis die dort sitzenden Hottentottenstämme zerstreut und nach entferntern Gegenden versetzt sind, oder bis der letzte Hottentott verschwunden ist. Dieser Gedanke ist in dem Buche des Hauptmanns M. Bayer*) zwar nicht ausgesprochen, aber man gewinnt aus ihm unwillkürlich diesen Eindruck, wenn man sich durch seine lebensvollen Schilderungen mitten in den erbitterten Kampf mit dem unversöhnlichen Feinde hineinversetzt sieht. Und in der Tat ist dies auch die Anschauung vieler Landeskenner.

Doch dies nur nebenbei, gewissermaßen als aktuelle Beziehung zu den bereits der Geschichte angehörenden Ereignissen, deren Darstellung das Buch gewidmet ist.

---

*) Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika von Hauptmann M. Bayer, während des südwestafrikanischen Krieges im Generalstabe der Schutztruppe. Mit hundert Abbildungen und Skizzen. Berlin, Marine- und Kolonialverlag Wilhelm Weicher, 1909; Preis gebunden 5 Mark.

Hauptmann Bayer hat den ganzen Krieg mitgemacht. Er hat gegen die Herero wie gegen die Hottentotten gekämpft. Es will mir scheinen, als ob es zu bescheiden wäre, wenn er im Vorwort sagt, daß seine Erlebnisse im Kriege nur bescheiden gewesen seien. Aus dem folgenden gewinnt man den gegenteiligen Eindruck. Wenn er auch dem Hauptquartier angehörte und seine Aufgabe an sich nicht war, stets in der Front zu stehen, so will das in Südwestafrika nicht viel besagen. In einem europäischen Kriege großen Stils freilich wird sich das Hauptquartier nicht gerade da aufhalten, wo die meisten blauen Bohnen fliegen, aber in dem Kleinkrieg Afrikas gibts keinen Unterschied, da lag gelegentlich sogar der Generalissimus mit dem Gewehr in der Hand in der Schützenlinie. Und so geht auch aus den vorliegenden Bayerschen Schilderungen deutlich hervor, daß das Hauptquartier vor der übrigen Truppe sicherlich nichts voraus, sondern sein vollgerüttelt Maß an Gefahren und Anstrengungen zu tragen hatte.

Der Verlauf des Krieges ist in großen Grundzügen bekannt, er ist auch im Generalstabswerk aktenmäßig festgelegt. Dichterisch sind die Taten unsrer Krieger in Gustav Frenssens „Peter Moors Fahrt nach Südwest" verherrlicht. Was aber dem Bayerschen Buch einen hohen Reiz verleiht, ist, daß der Verfasser den Krieg nicht nur in der militärisch-exakten Form des Generalstäblers schildert, sondern daß er auch mit den Augen des Dichters gesehen hat. Seine Erzählungsweise zeugt von feiner Beobachtungsgabe, gepaart mit gemütvollem Humor.

Der aufmerksame Leser findet allerlei darin, was zum Nachdenken anregt, treffende Urteile, philosophische Brosamen, amüsante Anekdoten. Da erzählt Bayer zum Beispiel, wie die Soldaten die ersten richtigen Feldhereroweiber, „die fast nur mit dem Klima bekleidet waren", zu sehen bekamen: „Den ersten Tag kamen unsre Leute, die lange kein weibliches Wesen mehr gesehen, nicht aus dem Staunen heraus; schon am zweiten Tage sah keiner mehr hin. Nacktheit, die unbewußt zur Schau getragen wird, ist ohne Reiz und wirkt keusch in ihrer Art. Wir brachten die Gefangnen in einem Dornkraal unter; eine Schmutzschicht und ein scharfer ranziger Fettgeruch waren ständige Tugendwächter." Denen, die sich über die Bilder nackter Eingebornen aus den Kolonien, wie sie unsre Zeitschriften wohl oder übel bringen müssen, sittlich entrüsten zu müssen glauben, zur Beachtung!

Vergnüglich sind die Erzählungen über die Tatarennachrichten in der Kapstädter Presse und ihre Lösung. Da wurde einmal berichtet, daß eine deutsche Signalstation von Hottentotten überfallen und niedergemetzelt worden sei. Das Ergebnis der eingezognen Erkundigungen war: Paviane hatten einen Berggipfel erklettert, dort Instrumente der Signalstation gefunden und nach Affenart sich damit vergnügt, die Gestelle in Kleinholz zu verwandeln. Die wasserholenden Signalisten fanden bei ihrer Rückkehr einen Trümmerhaufen vor. Nur der Signalspiegel soll gefehlt haben. „Den hat sicher das Weibchen mitgenommen", meinten die ungalanten Schutztruppler.

Inmitten der Schrecken des Krieges fehlte es unsern Soldaten nicht an echtem Soldatenhumor, und der Stoff zum Lachen stellte sich manchmal auch zur rechten Zeit ein. „Einmal — erzählt Bayer — war ich gerade mit Schreiben beschäftigt, da hörte ich in der Nordostecke des Lagers, wo der Proviant des neu eingetroffnen Transports ausgeladen wurde, ein brüllendes Gelächter, das immer wieder einsetzte. Ich warf die Feder hin und lief hinüber, um zu erfahren, was los ist. Schon von fern sah ich um einen Wagen einen großen Haufen unsrer Reiter herumstehn, die vor Vergnügen ganz aus dem Häuschen waren. Auf einer Kiste stand ein Leutnant, sah über die andern hinweg und krümmte sich vor Lachen, während ihm die dicken Tränen die Backen herunterliefen. Ich drängte mich in den Kreis und fand auf dem Boden die seltsamsten Gegenstände: Röcke, Unterröcke, Blusen, intimere weibliche Wäschestücke, mit und ohne Spitzenbesatz, Hemden und Strümpfe beiderlei Geschlechts,

eine verschoßne Livre, mehrere Filzhüte, eine Pumphose usw., jedes Stück, das erschien, wurde von dem umstehenden Publikum mit neuen lufterschütternden Ausbrüchen unbändigster Heiterkeit begrüßt. Ich untersuchte die Säcke: es waren Liebesgaben — für die Abgebrannten von Aalesund!“ ...

Mit lebendiger Anschaulichkeit versteht Bayer die Kampf- und Marsch- und Lagerszenen zu schildern. Seine warmherzige und schlichte Darstellung der unmenschlichen Strapazen und Entbehrungen, die unsre Krieger durchzumachen hatten, läßt den Gedanken an Lobrednerei nicht aufkommen. Man hat im Gegenteil den Eindruck, als wollte er nicht viel Aufhebens machen.

Alles in allem gibt uns auch dieses Buch wieder das stolze Bewußtsein, daß unsre deutsche Jugend an Kriegstüchtigkeit und soldatischem Geist ihren Vätern nicht nachsteht, und in diesem Sinne müssen wir den Krieg in Südwest, so beklagenswert er an sich war, für ein Glück betrachten. Durch ihn haben auch Tausende deutscher Soldaten das Land kennen gelernt. Viele haben es zu ihrer neuen Heimat erwählt, die andern können zu Hause erzählen, daß Südwest besser ist als sein Ruf, daß es durch eine tüchtige weiße Bevölkerung zu einem Kulturlande werden kann zum Segen der deutschen Nation. In treffenden, herzlichen Worten gibt auch Bayer dieser Überzeugung Ausdruck. Wie er denkt, sagen am besten die prächtigen, unsern Kriegern gewidmeten Verse von Reinhold Fuchs, die er über das Kapitel gesetzt hat, das von der Zukunft der Kolonie handelt:

Wenn im Land, das sie sterbend gewonnen,
Wo ihr Haupt sich erbleichend gesenkt,
Am mühsam erschlossenen Bronnen
Der Siedler die Herden einst tränkt,

Dann erbe, blondlockige Jugend,
Der kein Wilder die Heimstatt mehr stört,
Von den Toten germanische Tugend
Und den Geist, dem die Zukunft gehört!

Rudolf Wagner

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

„Niemand wird das Buch ohne großen geistigen Gewinn aus der Hand legen.“ (Das zwanzigste Jahrhundert)

ELEMENTARGESETZE DER BILDENDEN KUNST

Von **Hans Cornelius.** Mit 240 Abbildungen. Geheft. Mk. 7.—, gebund. Mk. 8.—. Inhalt: Vorwort. Das Problem der künstlerischen Gestaltung. Erscheinung und Wirkung. Grundgesetze der Wirkung und Gestaltung. Allgemeine Einheitsbedingungen. Die Mittel zur Gestaltung der Einzelform. Die Mittel zur Gestaltung des Gesamtraumes. „Der Verfasser will mit seinem schönen Buche in weiteren Kreisen Klarheit darüber verbreiten, was die Kultur des Auges fordert, und hofft hiermit sowohl zur Beseitigung der Auswüchse moderner Kunstübung, als auch positiv zur Durchführung eines gesunden und zielbewußten Kunstunterrichts den Weg bahnen zu helfen. Der Unterricht des Buches ist durchaus praktisch, das Werk ist rückhaltslos zu empfehlen. Es befriedigt auch im höchsten Maße durch Papier, Druck und Schärfe der Abbildungen.“ (Schaeuen u. Schaffen)

GRUNDLAGEN EINER PRAKTISCHEN ÄSTHETIK

Ausführlicher Prospekt über dieses und andere kunstwissenschaftliche Werke umsonst u. postfrei vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig u. Berlin

Die deutſchen Kolonien im Jahre 1908

Von Rudolf Wagner in Berlin

In den letzten Wochen hat die Stellung der Kolonien im Rahmen des Wirtſchaftslebens eine bedeutſame Wandlung erfahren, die zwar der Allgemeinheit wohl nicht weiter aufgefallen iſt, aber nichtsdeſtoweniger unter Umſtänden einen ſtarken Antrieb in der Erſchließung der Kolonien begründen kann. Ich meine die beinahe begeiſterte Aufnahme, die ſüdweſtafrikaniſche Werte an der Berliner Börſe gefunden haben. Auf die Frage nach der ſachlichen Begründung dieſer Hauſſe mag weiter unten eingegangen werden. Soviel iſt ſicher, daß die Erſchließung der Kolonien viel großzügigere Formen annehmen könnte, wenn ſich nun auch das Großkapital ernſthaft für das Kolonialgeſchäft intereſſieren würde. Denn bisher war es in der Hauptſache Privatkapital, was in den kolonialen Unternehmungen ſteckt, und den Banken iſt es vielfach ſehr verdacht worden, daß ſie nicht zu haben waren, wenn es ſich darum handelte, koloniale Gründungen zu finanzieren. Eigentlich mit Unrecht, denn die Kolonien boten bis vor kurzem keine rechte Gelegenheit zur Betätigung für die Hochfinanz. Pflanzungsgeſellſchaften — denn um dieſe handelte es ſich vorwiegend — ſind ungeeignete, meiſt zu geringfügige Objekte für Großbanken. Alſo hielten dieſe ſich fern. Und mir will es ſcheinen, als ob dies kein Schaden geweſen wäre. Denn dadurch, daß ſich die kolonialen Unternehmer an das Privatkapital wenden mußten, um ihre Pläne zu verwirklichen, iſt der koloniale Gedanke tiefer in die gebildeten Kreiſe eingedrungen, als dies der Fall geweſen wäre, wenn das Großkapital die Sache in die Hand genommen hätte. Wie es dann gekommen wäre, davon geben die Landbeſitzverhältniſſe in Südweſtafrika ungefähr ein Bild. So wie es gekommen iſt, iſt es gut. Die „Kolonialfreunde“, ein gewiſſer Teil der begüterten gebildeten Klaſſen, haben die Mittel zu einer zwar langſamen und an Enttäuſchungen reichen, aber immerhin erfolgreichen Vorbereitungsarbeit aufgebracht, und die Kolonien ſind, wenigſtens zum Teil, Gemeingut des deutſchen Volkes geworden und nicht bloß ein Tätigkeitsfeld für einige Bankgruppen. Mittlerweile hat

nun auch das Großkapital auf dem für seine Tätigkeit geeigneten Gebiet eingegriffen, auf dem der Verkehrsanlagen, des Bergbaus und der Industrie. So sind die Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft, die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft, die Kamerun-Eisenbahngesellschaft, die Deutsche Südsee-Phosphataktiengesellschaft entstanden, um Unternehmungen zu verwirklichen, für die das Privatkapital nicht ausreicht. Es ist gewiß, daß die Person eines gewiegten Finanzmannes an der Spitze der Kolonialverwaltung einen starken Antrieb für die Entwicklung in dieser Richtung gegeben hat, und darum halte ich es für weiter kein Unglück, daß Dernburg in seiner jüngsten Reichstagsrede — wohl unbeabsichtigt — den Anstoß zu einer Art von Eröffnungshausse gegeben hat. Die Kolonialwerte sind damit mit Hurra an der Börse eingeführt worden, und ich glaube nicht, daß — wie ängstliche Gemüter fürchten — allzuviele Spargroschen dadurch gefährdet worden sind. Es sind jedenfalls nur große Kapitalisten gewesen, die dabei schlimmstenfalls hereingefallen sein könnten. Der Dämpfer ist außerdem nicht ausgeblieben, und ich glaube, daß sich Dernburg künftig größere Zurückhaltung auferlegen wird.

Es sind zunächst nur einige südwestafrikanische Werte gewesen, die direkt durch diesen Vorgang profitiert haben. Einen gewissen moralischen Gewinn aber haben die kolonialen Unternehmungen überhaupt dabei davongetragen. Und der ist durchaus berechtigt und wird sich mit der Zeit realisieren. Denn daß der Dernburgsche Optimismus nicht unangebracht ist, dafür geben die kolonialen Jahresberichte die tatsächliche Grundlage. Noch sind nur ganz kleine Teile der Kolonien wirklich erschlossen und rationell nutzbar gemacht worden, und von diesen bringt wiederum nur ein Teil volle Erträge, während viele Kulturanlagen mancherlei Art erst in einigen Jahren produktiv werden. Trotzdem ist der Warenumsatz von Jahr zu Jahr gestiegen, und jede neue Kultur, jedes Stück Weg, das neu angelegt wurde, jedes Stück Eisenbahn hat in einem Anwachsen der Handelsziffern seinen Ausdruck gefunden. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß auf der andern Seite Naturereignisse, Aufstände und dergleichen ungünstig auf die Entwicklung des Landes eingewirkt haben. Man denke nur an den Aufstand in Ostafrika im Jahre 1905, der ganze Bezirke nahezu entvölkert hat. Bei Berücksichtigung dieser Hemmungen gewinnen die folgenden Handelsziffern erst die richtige Bedeutung. Es betrug in den letzten acht Jahren

	1900/01	01/02	02/03	03/04	04/05	05/06	06/07	07/08
				die Einfuhr				
				(in Tausend Mark)				
in den afrikanischen Kolonien	36,761	33,706	37,024	34,862	40,672	62,514	113,577	80,199
in den Südseekolonien	4,369	4,450	5,879	6,946	5,797	8,858	8,381	8,546
zusammen:	41,130	38,156	42,903	41,808	46,469	71,372	121,958	88,745
				die Ausfuhr				
in den afrikanischen Kolonien	14,147	15,820	18,342	21,679	20,822	23,438	25,523	35,823
in den Südseekolonien	2,831	3,568	3,777	3,884	3,922	4,398	5,641	5,240
zusammen:	16,978	19,388	22,119	25,563	24,744	27,836	31,164	41,063

der Gesamthandel

	1900/01	01/02	02/03	03/04	04/05	05/06	06/07	07/08
	(in Tausend Mark)							
in den afrikanischen Kolonien	50,908	49,526	55,366	56,541	61,494	85,952	139,040	216,122
in den Südseekolonien	7,200	8,018	9,656	10,830	9,719	13,256	14,022	13,786
zusammen	58,108	57,544	65,022	67,371	71,213	99,208	153,062	129,908

Rechnet man bei Südwestafrika die Regierungsgüter in den Jahren 1906/07 und 1907/08 ab, so beläuft sich der Gesamthandel auf 120786000 Mark und 123591000 Mark. In den Ziffern von 1904/05 und 1905/06 sind nämlich die Regierungsgüter nicht enthalten. Damit wäre die scheinbare Abnahme in 1907/08 beseitigt und die Stetigkeit der Zunahme auch im letzten Berichtsjahre festgestellt.

Der Gesamthandel hat sich also während der angeführten acht Jahre mehr als verdoppelt. Die zeitweise Abnahme der Einfuhr, die hauptsächlich eine Folge der durch die Aufstände in Ost- und Südwestafrika geschwächten Kaufkraft der Bevölkerung sein dürfte, will demgegenüber nicht viel besagen. Die fortschreitende Erschließung und Kultivierung des Landes, die in der steigenden Ausfuhrziffer zum Ausdruck kommt, wird diese Scharte wohl bald wieder auswetzen.

Doch die absoluten Handelsziffern können teilweise trügerisch sein. Man sieht ihnen nicht ohne weiteres an, ob hinter ihnen dauernde Werte stecken, oder ob sie zum Teil auf Raubbau beruhen, der eines Tages ein natürliches Ende findet. Es gibt in unsern Kolonien verschiedne Beispiele dieser Art, z. B. Sammelkautschuk und Elfenbein. Einen bestimmten Anhalt für die behauptete Stetigkeit in der Entwicklung der Kolonien gewinnt man bei Betrachtung der Produktion der einzelnen wichtigern Erzeugnisse. Die folgenden Ausfuhrziffern der letzten fünf Jahre bestätigen somit gewissermaßen im einzelnen das, was uns schon die Handelsziffern im ganzen erzählt hatten:

	1903/04		1907/08	
Kautschuk	4881000	Mark	10791000	Mark
Baumwolle	44000	„	456000	„
Sisalhanf	324000	„	2162000	„
Kakao	935000	„	2879000	„
Palmkerne und Palmöl .	4576000	„	5582000	„
Kopra	5106000	„	5327000	„
Phosphate	—	„	710000	„
Kupfer	—	„	1283000	„

Erläuternd muß zu diesen Zahlen bemerkt werden, daß es sich beim Kautschuk zum großen Teil um Sammelkautschuk handelt, der aus den wilden Beständen gewonnen ist. Und da sich die Gewinnungsart meist als richtiger Raubbau charakterisiert, ohne Schonung der Bestände, so müßte bald eine rapide Abnahme der Produktion zu bemerken sein, wenn nicht einerseits durch die Eisenbahnen immer neue Kautschukbestände erschlossen und die Eingebornen langsam zu einer rationellern und schonungsvollern Gewinnungsart erzogen würden, andrerseits durch die europäischen Unternehmungen in großem Umfang

durch Anlage von Kautschukpflanzungen dafür gesorgt werden würde, daß die Kautschukproduktion auf der Höhe bleibt.

Der Stillstand der Kopraausfuhr erklärt sich wohl daraus, daß die Kokospalme, aus deren Frucht die Kopra gewonnen wird, Seeklima verlangt, also nur in Gebieten vorkommt, die von jeher leicht erreichbar waren. Da aber auch hier die Eingebornen zu rationellerer Gewinnung angehalten werden, und die Kokospalme von europäischen Unternehmungen systematisch angepflanzt wird, so ist in Zukunft eine Steigerung der Produktion zu erwarten.

Der Bergbau ist noch jung und hat kaum erst begonnen. Die Kupfer- und Phosphatlager scheinen aber so reich zu sein, daß eine bedeutende Steigerung in den nächsten Jahren sicher ist. In Ostafrika sind abbauwürdige Goldlager gefunden worden, und in Neuguinea führen die Flüsse ebenfalls so viel Gold, daß eine geregelte Gewinnung nur eine Frage der Zeit ist.

Das Ereignis des Jahres ist die Entdeckung von Diamanten in Südwestafrika. Schon jetzt sind für rund 1200000 Mark Diamanten gefördert worden, und die Kolonialverwaltung erwartet, daß sich die Produktion in kurzer Zeit auf 8 bis 10 Millionen jährlich steigern wird.

Die Produkte der Viehzucht werden in Südwestafrika sicher, in Ostafrika wahrscheinlich, in absehbarer Zeit eine große Rolle spielen.

Bevor ich nun auf die Entwicklung der einzelnen Kolonien eingehe, muß ich noch bei einer Frage verweilen, die mir der Gradmesser dafür zu sein scheint, ob die Kolonien ihre Aufgabe im Rahmen der nationalen Volkswirtschaft erfüllen, einerseits Rohstofflieferanten, andrerseits Absatzgebiete zu sein für das Mutterland. Mit andern Worten: welchen Anteil am Außenhandel der Schutzgebiete hat das Deutsche Reich? Folgende Übersicht gibt Auskunft darüber:

	Einfuhr 1907	Anteil Deutschlands an der Einfuhr		Ausfuhr 1907	Anteil Deutschlands an der Ausfuhr	
	Mark	in Mark	in %	Mark	in Mark	in %
Kamerun . .	17296547	12424001	71,82	15891418	13487848	84,87
Togo	6699684	3644249	54,39	5915609	3944667	66,68
Südwestafrika .	32395918	25789510	79,61	1615661	1524160	94,33
Ostafrika . . .	23806369	8972614	37,68	12500179	6007884	48,06
Neuguinea . .	3403164	1352184	39,73	1993109	1329319	66,69
Ostkarolinen .	329830	111126	33,69	111292	82263	73,91
Westkarolinen .	489697	149607	30,55	255200	47852	18,75
Marschallinseln .	1495459	359518	24,04	1111418	478804	43,08
Samoa . . .	2825957	519291	18,37	1769744	910300	51,43
zusammen	88742625	53322100	60,08	41163630	27813097	67,56

In den afrikanischen Kolonien nimmt das Mutterland also mit 63 vom Hundert an der Einfuhr, mit 69 vom Hundert an der Ausfuhr teil, in den Südseekolonien mit 60 oder 67 vom Hundert. Die Beziehungen der Kolonien zum Mutterland in Zahlen ausgedrückt, haben also zwar nicht ganz das Ideal der Kolonialpolitik erreicht, aber man kann sich nicht sonderlich darüber beklagen, zumal da anzunehmen ist, daß sich das Verhältnis mit der Zeit von

selbst noch günstiger gestalten wird. Von der Südsee kann man in Anbetracht der gewaltigen Entfernung vom Mutterlande billigerweise nicht viel mehr verlangen. Es bieten sich dort für manche Dinge eben günstigere, d. h. nähere Absatzgebiete und Bezugsquellen. Ungesund dagegen ist das Verhältnis bei Ostafrika. Es ist wirklich nicht einzusehen, warum wir auf die Dauer den Handel dieser Kolonie zu fast zwei Dritteln dem Ausland überlassen sollen. Auch bei Togo muß in dieser Hinsicht auf Besserung hingewirkt werden. Über die Ursachen dieser Erscheinung und die Mittel zu ihrer Beseitigung können wir uns hier nicht auslassen, sie werden den Gegenstand einer besondern Betrachtung bilden. Wir wollen es ganz gewiß nicht den Franzosen nachmachen, die den fremden Handel mit allen Mitteln von ihren Kolonien fernzuhalten streben. Eine gewisse Konkurrenz ist sicher notwendig, um die heimische Industrie im Streben nach Fortschritt nicht erlahmen zu lassen. Aber der Löwenanteil gebührt sicherlich dem Mutterlande, das die Mittel zur Erschließung und Nutzbarmachung der Kolonien aufbringen mußte.

Die Handelsbeziehungen der Kolonien zum Mutterlande stehn in einem gewissen Zusammenhang mit der Stärke der weißen Bevölkerung. Solange der Handel in Händen weniger großer Firmen ruht und die Zwischenhändler Farbige, die Abnehmer nur Eingeborne sind, ist es verständlich, daß der Absatz vorwiegend der Flagge zufällt, deren Angehörige auf Grund alter Erfahrungen am vorteilhaftesten zu liefern vermögen. Wächst aber die weiße, namentlich deutsche Bevölkerung, und geht der Zwischenhandel allmählich in ihre Hände über, so werden sich die direkten Beziehungen zur heimischen Industrie von selbst entwickeln. Bis jetzt ist die weiße Bevölkerung noch recht klein. Sie betrug am 1. Januar 1908 (ohne Schutztruppe) 13858 Köpfe (12300 im Vorjahr). Davon entfielen auf die weibliche Bevölkerung 3438 Köpfe (im Vorjahr 2688). Es ist also immerhin auch hier eine Zunahme zu beobachten. Da die Besiedlung von Südwestafrika flott vorwärts schreitet, und die gegenwärtige Erkundungsreise des Unterstaatssekretärs von Lindequist in Ostafrika hoffentlich auch dort der Besiedlung durch Deutsche den Boden bereiten wird, so dürfte im laufenden Rechnungsjahre 1908/09 und in den folgenden Jahren auch in dieser Beziehung ein nennenswerter Aufschwung zu erwarten sein. Und es wird niemand bestreiten wollen, daß eine Vermehrung der weißen Bevölkerung am besten eine stetige Steigerung der Produktion, politische Sicherheit und Hand in Hand damit eine Verminderung der Verwaltungsausgaben gewährleistet, also eine Besserung der Finanzlage der Kolonien.

Die Entwicklung der Finanzen der Kolonien kann als durchaus günstig bezeichnet werden. Die eignen Einnahmen steigen stetig, wenn sie auch mit den Verwaltungsausgaben noch nicht Schritt zu halten vermögen. Immerhin ist die Grundlage dazu geschaffen, insofern als jetzt die Deckung der außerordentlichen Bedürfnisse der Kolonien im Wege der Anleihe zu Lasten der betreffenden Kolonien unter Gesamthaftung aller an der Anleihe beteiligten Kolonien und unter Garantie des Reichs erfolgt. Damit sind die Kolonien

von einer schweren Fessel befreit und eher in der Lage, eine geordnete Finanzwirtschaft zustande zu bringen. Togo bringt schon seit Jahren seine Verwaltungsausgaben selbst auf, und einzelne Kolonien sind nicht mehr weit davon entfernt. Sie werden das Ziel um so rascher erreichen, je besser sie es verstehn, die Steuerkraft der Eingebornen zu entwickeln. Hiermit steht, wie immer wieder betont werden muß, die Entwicklung der Produktion und des Absatzes in ursächlichem Zusammenhang. Wenn der Eingeborne für die mancherlei Vorteile, die er von uns hat, Steuern bezahlen muß, so muß er arbeiten. Und wenn er arbeitet, so hat er Geld, um die Erzeugnisse unsrer Industrie zu kaufen. Seine Lebenshaltung bessert sich, und die Besteuerung wirkt dadurch sozial.

Nun zu den einzelnen Kolonien, wobei ich mich kurz fassen kann, da noch besondre Darstellungen folgen werden.

In einigen Kolonien ist nun zufällig der Handel gegen das Vorjahr etwas zurückgegangen. Das will aber nicht viel besagen, da, wie gesagt, in den letzten neun Jahren im allgemeinen eine stetige Zunahme zu verzeichnen war und auch der Gesamthandel der Kolonien im Berichtsjahr gestiegen ist.

Der bessern Übersicht wegen seien die Ergebnisse in Tabellenform wiedergegeben:

	Einfuhr			Ausfuhr		
	1901/02	1906/07	1907/08	1901/02	1906/07	1907/08
Ostafrika	9511000	25153000	23806000	4623000	10995000	12500000
Kamerun	9397000	13305000	17297000	6264000	9946000	15891000
Togo	4723000	6433000	6700000	3691000	4199000	5916000
Südwestafrika	10075000	68626000	32396000	1242000	383000	1616000
Südseeschutzgebiete	2879000	5492000	5720000	2562000	3615000	3470000
Samoa	1571000	2889000	2826000	1006000	2026000	1770000

Bemerkenswert ist demnach nur der gewaltige Aufschwung um fast zehn Millionen, den der Handel in Kamerun im Jahre 1907/08 aufzuweisen hat, obwohl ein starker Preissturz beim Kautschuk von ungünstigem Einfluß war. Die niedrigen Handelsziffern in Südwestafrika erklären sich leicht aus den Nachwehen des Krieges; im laufenden Jahre 1908/09 werden sie sich jedenfalls wesentlich eindrucksvoller gestalten. Der Rückgang in Samoa ist durch verschiedne Zufälligkeiten bedingt gewesen, die den Ausfuhrwert der Kopra, des Hauptartikels, ungünstig beeinflußten.

Die Nutzbarmachung der Kolonien durch Einführung und Erweiterung von Kulturen aller Art, Bergbau, Viehzucht schreitet vorwärts. Gerade in den nächsten Jahren werden eine ganze Reihe von Unternehmungen ertragfähig werden und verschiedne Eisenbahnen ihre Wirkung äußern, sodaß eine bedeutende Steigerung des Umsatzes sicher ist.

In materieller Hinsicht sind wir also auf dem besten Wege, aus unsern Kolonien etwas zu machen. Dagegen scheinen mir unsre moralischen Eroberungen vorläufig nicht sonderlich weit her zu sein.

Immer noch nicht haben wir den richtigen Ton in unserm Verhältnis zu den Eingebornen gefunden. Dieser Mangel kann von einschneidender Be-

deutung werden und die materiellen Vorteile der Kolonien zeitweise in Frage stellen. Die Bilanz von Südwestafrika redet in dieser Beziehung eine nur zu deutliche Sprache, und auch aus der von Ostafrika läßt sich allerlei herauslesen. Aufstände über Aufstände haben uns gewaltige Summen gekostet, die wir uns mit einiger Aufmerksamkeit und größerer Festigkeit im Auftreten hätten ersparen können. Dabei hat die für die wirtschaftliche Erschließung der Kolonien so wertvolle eingeborne Bevölkerung durch diese Kämpfe immer mehr abgenommen, ja in Südwestafrika ist sie nahezu vernichtet. Wir haben uns eben nicht in Respekt zu setzen gewußt, und deutliche Anzeichen in Südwest- und Ostafrika sprechen dafür, daß die Kämpfe noch nicht zu Ende sind, sondern immer wieder aufleben werden, wenn nicht in unsern Kolonien eine unzweideutige Herrenpolitik Platz greift. Eine Herrenpolitik im besten Sinne, die sich auch das Wohl der Untertanen angelegen sein läßt.

Und die wirtschaftliche Nutzbarmachung der Kolonien hängt davon ab, in welchem Grade wir die Eingebornen zu stetiger Arbeit zu erziehen verstehn. In der Denkschrift von Togo heißt es, die Annahme, daß die Eingebornen die ihnen angelernten Produktionsarten auch ohne Einwirkung der Verwaltung sachgemäß fortführen würden, habe sich nicht ganz bestätigt. Daraus ergibt sich, was es mit der Behauptung in der ostafrikanischen Denkschrift auf sich hat, man brauche den Eingebornen bloß durch Bau von Eisenbahnen Absatzgelegenheit zu schaffen, dann würden sie von selbst intensiver arbeiten. In Togo ist in dieser Hinsicht alles mögliche geschehen, das Resultat bleibt aber doch: ohne sanften Druck arbeitet der Neger nicht. Worin der sanfte Druck bestehen soll, in Mindestarbeitsverpflichtung, Besteuerung oder Belehrung, das kommt auf die lokalen Verhältnisse an. Als Gegenleistung erhält der Neger von uns Sicherheit für Leib und Leben und Besserung seiner Lebenshaltung, denn beides liegt auch in unserm Interesse. Man komme uns aber nicht immer wieder mit der schönen Phrase: das wichtigste Aktivum der Kolonie ist der Neger, denn das ist nicht wahr. Das wichtigste Aktivum ist der Weiße, denn ohne seine Intelligenz, seinen Unternehmungsgeist, sein Geld ist der Schwarze gar nichts wert. Man denke gefälligst an die kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen der selbständigen Negerstaaten Haiti und Liberia. Ein bessern Beweis kann ich mir nicht denken. Wenn sich diese Erkenntnis endlich allmählich Bahn bricht, was wir hoffen, so ist dies zunächst wertvoller als einige Millionen Einfuhr und Ausfuhr mehr oder weniger. Ich wünschte, dieses wichtige Aktivum möchte dem nächsten Jahresbericht über die Entwicklung der Kolonien das Gepräge geben!

Russische Briefe

Von George Cleinow

14. Der Polizeiskandal in Petersburg

Am 8. Januar veröffentlichte das Zentralkomitee der Sozialrevolutionären Partei gleichzeitig in Paris, London, Genf sowie in den größten Städten Rußlands folgenden Aufruf: „Das Zentralkomitee der Sozialrevolutionären Partei bringt zur Kenntnis der Genossen, daß der Ingenieur Jewgenij Filippowitsch Asew, 38 Jahre alt, bekannt unter dem Spitznamen »der Große«, auch »Iwan Nikolajewitsch« und »Walentin Kusjmitsch«, Mitglied der Partei seit ihrer Gründung, wiederholt in das Zentralkomitee der Partei gewählt, Mitglied der Kampforganisation sowie des Zentralkomitees der Partei — der Beziehungen zur russischen Geheimpolizei überführt worden ist. Infolgedessen wird Asew als »Agent Provokateur« erklärt, der sich dem Parteigerichte durch die Flucht entzogen hat, und er ist als eine für die Partei außerordentlich gefährliche Persönlichkeit zu betrachten. Die Partei wird baldigst eingehende Mitteilungen über die provokatorische Tätigkeit Asews veröffentlichen. Gez. Das Zentralkomitee der Sozialrevolutionären Partei. 8. Januar 1909."

Am Sonntag den 31. Januar fand zu St. Petersburg in den Morgenstunden eine Haussuchung bei dem frühern Chef der politischen Polizei, Wirklichen Staatsrat Alexi Alexandrowitsch Lopuchin statt, die mit der Verhaftung des Genannten und seiner Überführung ins Untersuchungsgefängnis endete.

Am Montag den 1. Februar meldeten zahlreiche deutsche Blätter, meist auf Informationen aus London gestützt, Lopuchin sei an den wesentlichsten politischen Morden, die seit 1902 in Rußland begangen worden waren, handelnd beteiligt gewesen — ein Berliner Blatt meinte, der Chef der Polizei habe den Mördern Plehwes die Kulissen bei ihrem gemeinen Vorgehn gestellt.

Solche Auffassung soll angeblich bestätigt werden durch einen Brief, den Lopuchin bereits Anfang Dezember an den Ministerpräsidenten Stolypin gerichtet hatte, und der befremdlicherweise in der Times erschienen war. Der Brief lautete: „Peter Arkadjewitsch! Am Abend des 11. November kam in meine an der Tawritscheskaja gelegne Wohnung Jewgenij Asew. Ich kannte den Mann aus der Zeit vom Mai 1902 bis Januar 1907, in der ich das Polizeidepartement im Ministerium leitete; ich hielt ihn für den Agenten eines Beamten des Polizeidepartements in Paris. Nachdem er bei mir unangemeldet

eingetreten war, erklärte er, der Sozialrevolutionären Partei, deren Mitglied er gewesen sei, wären Informationen über seine Tätigkeit als Polizeiagent zugekommen; gegenwärtig werde eine Untersuchung gegen ihn vor dem Pariser Parteitribunal geführt; das Tribunal werde an mich herantreten, um Aufklärungen über ihn zu erhalten; sein Leben sei daher in meiner Hand. — Heute erschien bei mir, ebenfalls unangemeldet, der Sicherheitschef von Petersburg, Generalmajor Gerassimow. Er erklärte mir, er käme infolge einer Bitte von Asew, um zu fragen, was ich dem revolutionären Tribunal, das im Begriff stehe, Asew zu richten, zu antworten gedenke, sofern sich dessen Mitglieder an mich um Aufklärung wenden sollten. Der Sicherheitschef, General Gerassimow, fügte hinzu, alles, was in der Verhandlung dieses Tribunals zutage kommen werde, insbesondre die Namen aller vernommnen Personen, ebenso wie ihre Aussagen, würde zu seiner Kenntnis gelangen. In dem Verlangen Asews im Zusammenhang mit der Erklärung des Sicherheitschefs Gerassimow erblicke ich eine direkte Gefahr für mich und halte es für notwendig, all dies zur Kenntnis Eurer hohen Exzellenz zu bringen, mit der Bitte, mich gegen die Treibereien der Geheimpolizei zu schützen, die meiner Ruhe und vielleicht auch meinem Leben gefährlich sind. Wenn Eure hohe Exzellenz sich mit mir persönlich über diesen Brief aussprechen wollen, stehe ich Eurer hohen Exzellenz zur Verfügung. A. Lopuchin, St. Petersburg, 21. November (4. Dezember) 1908."

Auf Grund näherer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse kann ich mich der allgemeinen Auffassung über die Schuld Lopuchins nicht anschließen und möchte heute das, was ich schon im Dresdner Anzeiger Nr. 37 schrieb, erweitern und durch authentisches Material begründen.

Der Fall Lopuchin hat nicht nur in Rußland, sondern in der gesamten zivilisierten Welt berechtigtes Aufsehn erregt. Wir haben nun Grund zu der Annahme, daß nicht alles so ist, wie es scheinen könnte, und erinnern zunächst zur Beruhigung der Gemüter an den Feldzug der internationalen sozialistischen und freisinnigen Presse gegen den Polizeimeister Reinbot von Moskau. Alle gegen den General persönlich erhobnen Anschuldigungen haben sich als nichtig erwiesen, und er hat Gelegenheit gehabt, vor dem öffentlichen Gericht seine Unschuld zu beweisen. Nicht anders wird es hoffentlich mit Lopuchin gehn, und es liegt im eigensten Interesse der russischen Regierung, mit der Untersuchung der Angelegenheit so weit zu gehn als nur irgend möglich.

* * *

Alexej Alexandrowitsch Lopuchin ist Abkömmling eines alten Adelsgeschlechts des Gouvernements Twer und durch vielfache Bande mit den Familien der Fürsten Urussow, Stolypin, Obolenski, die seit zehn Jahren eine politische Rolle spielen, verwandtschaftlich verknüpft. Seit 1880 im Staatsdienst, ist Lopuchin von Haus aus Jurist. Erst im Jahre 1900 trat er in den Vordergrund, als er in seiner Eigenschaft als Staatsanwalt von St. Petersburg den

gefürchteten Stadthauptmann von St. Petersburg, Kleigels, wegen Bestechlichkeit vor Gericht bringen wollte. Der Justizminister Murawioff vereitelte den Prozeß durch Schaffung eines neuen Gesetzes mit rückwirkender Kraft. Lopuchin wurde kurzerhand nach Charkow versetzt. Dort war er im Jahre 1902 der einzige Beamte, der imstande war, dem inzwischen zum Minister des Innern ernannten Plehwe eingehende Auskunft über die in den Gouvernements Charkow und Poltawa stattgehabten Bauernunruhen zu geben. Plehwe berief darauf den übrigens recht jungen Staatsanwalt ins Ministerium des Innern nach St. Petersburg und machte ihn zu seinem ersten Gehilfen in Polizeisachen, nämlich erst zum Vizedirektor und dann zum Direktor des Polizeidepartements. In dieser Eigenschaft war Lopuchin dem bekannten Reaktionär Durnowo koordiniert, auf den wir weiter unten noch zu sprechen kommen werden. Wie groß die Befugnisse dieses Beamten in Rußland vor 1906 waren, geht unter anderm aus der Tatsache hervor, daß er über einen Kredit verfügte, dem alljährlich gegen fünfzehn Millionen Rubel zuflossen. Die höhere Aufsicht über den Fonds aber stand ausschließlich dem Minister des Innern zu. Lopuchin blieb in dieser Stellung vom Sommer 1902 bis zum Januar 1907, wurde dann Gouverneur von Estland. In demselben Jahre kehrte er dem Staatsdienst den Rücken, ohne eine Pension zu erbitten, und ließ sich in St. Petersburg als Rechtsanwalt nieder. Zugleich schloß er sich der Partei der konstitutionellen Demokraten an, mit der er bereits durch Vermittlung seines Schwagers, des Fürsten Urussow, in guten Beziehungen stand.*)

Seine amtliche Tätigkeit als Chef der politischen Polizei war von geringen Erfolgen gekrönt. Nicht weniger als einundachtzig politische Verbrechen wurden während seiner Amtszeit an höhern Staatsbeamten verübt.**)

---

*) Zuletzt Gouverneur von Kischiniow, weitern Kreisen auch in Deutschland bekannt als Verfasser der Memoiren eines Gouverneurs.

**) Hier sind sie. Im Jahre 1902: 26. Juli Attentat von Katschura auf den Gouverneur von Charkow, Fürst D. Obolenski, mißlungen. — Im Jahre 1903: 13. April Attentat Chalfins auf den Polizeimeister von Tschernigow. 6. Mai Ermordung des Gouverneurs von Ufa, Bogdanowitsch in Slatouft. 14. Oktober Attentat auf den Statthalter des Kaukasus, Fürsten Golitzyn in Tiflis. 30. Oktober Attentat auf den Polizeimeister von Bjelostok, Metlenko. — Im Jahre 1904: 3. Juni Generalgouverneur von Finnland, Bobrikow von Eugen Schaumann in Helsingfors ermordet. 4. Juli In Baku der Vizegouverneur Andrejew ermordet. 15. Juli Minister des Innern Plehwe in Petersburg durch Sjasonow ermordet. — Im Jahre 1905: 1. Januar In das Haus des Gouverneurs von Smolensk wird eine Bombe geworfen, der Gouverneur bleibt unversehrt. 2. Januar Attentat auf D. F. Trepow in Moskau. 6. Januar Der Schuß während der Wasserweihe in Petersburg. 19. Januar Attentat auf den Polizeimeister von Odessa, Golowon. 4. Februar Ermordung des Großfürsten Sergej Alexandrowitsch in Moskau durch J. P. Kalajew. 21. Februar Ermordung des Kreischefs von Bjelostok. 15. März Verwundung des Oberpolizeimeisters von Warschau, Rolcken durch eine Bombe. 18. April Attentat auf den Polizeimeister von Tschernigow. 28. April Gendarmerierittmeister Treschner in Nishni Nowgorod durch Nikiforow ermordet. 3. Mai Attentat auf den Gouverneur von Ufa, Sjokolowski. 10. Mai Ermordung des Gouverneurs von Baku, Fürsten Nakaschidse. 19. Mai Attentat auf den Generalgouverneur von Warschau, Maximowitsch.

Das grausige Register darf jedoch nicht ohne weiteres der Persönlichkeit Lopuchins als Chef der Polizei auf das Schuldkonto gesetzt werden. Es ist das natürliche Ergebnis der Politik Alexanders des Dritten, deren unbeugsame Werkzeuge Pobjedonoszew und Plehwe waren. Man wird für Lopuchin sogar Worte der Entschuldigung finden, wenn man sich seiner ersten Maßnahmen erinnert. So suchte er die wichtigsten Posten im Departement, die bis dahin fast ausschließlich in den Händen ehemaliger Offiziere lagen, mit Juristen zu besetzen. Er hat auch tatsächlich eine Reihe von Juristen anstellen können. Aber die innere Zersetzung der gesamten russischen Gesellschaft war schon zu weit vorgeschritten, als daß die Maßregeln in einem einzelnen Ressort noch irgendeinen Eindruck hervorrufen konnten. Lopuchin bemühte sich in der Erkenntnis der Notwendigkeit von tiefgreifenden Reformen, die oppositionelle Intelligenz humaner behandeln zu lassen, als wie es unter Ssipjagin der Fall war. Doch auch hierin waren ihm bald die Hände durch seinen Kollegen Durnowo gebunden, da es sich herausstellte, daß sich selbst manche Kreise des begüterten Landadels nicht scheuten, mit den Parteien zusammenzugehn, die den politischen Mord als ein legales Kampfmittel ansahen. Doch statt der Macht der Verhältnisse zu weichen und wie sein Kollege von der Staatsanwaltschaft Jasykow wieder zur Justiz zurückzugehn, blieb Lopuchin

26. Juni Ermordung des Polizeimeisters von Warschau, Popow. 28. Juni Ermordung des Grafen P. Schuwalow in Moskau. 6. Juli Verwundung des Generalgouverneurs Deitrich in Helsingfors. 8. Juli Der Gendarmerieoberst Kramarenko in Wiborg schwer verwundet. 7. August Ermordung des Gendarmerieobersten Iwanow in Rostow a. D. 9. September Attentat auf den Generalgouverneur Ssollogub in Riga. 22. November Ermordung des Generaladjutanten Ssacharow. 23. Dezember Attentat auf den Polizeimeister von Jekaterinoslaw. — Im Jahre 1906: 1. Januar Attentat auf den Gouverneur von Tschernigow, Chwostow. Verwundung des Vizegouverneurs und Ermordung des Polizeimeisters von Irkutsk. 6. Januar Ermordung des Pristawgehilfen Leonow in Homel. 10. Januar Höllenmaschine in der Gendarmerieverwaltung in Odessa. 11. Januar Kommandant von Wladiwostok, General Sseliwanow, schwer verwundet. 16. Januar Attentat der M. Spiridonowa auf den Gouvernementsrat Lushenowski in Borissoglebsk. 14. Januar Attentate auf den Gouverneur von Minsk, Kurlow und den Polizeimeister Norow. 18. Januar Ermordung des Generals Grjasnow in Tiflis. Ermordung des Gouvernementsrats Filonow in Poltawa. 26. Januar Ermordung des Polizeimeisters von Pensa, Kandaurow. 27. Januar Attentat auf den Admiral Tschuchnin in Ssewastopol. 11. Februar Ermordung des Chefs der Eisenbahnen im Weichselgebiet, Iwanow. 4. März Pristawgehilfe Kuljtschizki in Bjelostok ermordet. 17. März Ermordung des Gendarmerieobersten Gladyschew in Smolensk. 13. April Gefängnischef Schatinin in Ssaratow ermordet. 14. April In Czenstochow der Polizeimeister durch eine Bombe verwundet. 23. April Der Generalgouverneur von Moskau, Dubassow verwundet. Ermordung des Generalgouverneurs von Jekaterinoslaw, Sholtanowski. 1. Mai Ermordung des Hafenkommandeurs von Petersburg, General Kussmitsch. 14. Mai Mißlungnes Attentat auf den Festungskommandeur von Ssewastopol, Nepljujew. 15. Mai Bombenattentat auf den Generalgouverneur von Tiflis. 27. Mai Attentat auf den Polizeimeister von Tiflis, Martynow. Ermordung des Polizeimeisters von Bjelostok, Derkatschew. 28. Juni Ermordung des Admirals Tschuchnin in Ssewastopol durch Ja. S. Akimow. 2. Juli In Peterhof der General Koslow ermordet, der irrtümlicherweise für Trepow gehalten wurde. 12. Juli Ermordung des Eisenbahngendarmerieoffiziers Litscher in Jelissawetpol. 21. Juli Ermordung des Gouverneurs

im Amt. Welche Erwägungen ihn dazu veranlassen mochten — die Aussicht auf Reformen, die mit dem Fürsten Swjatopolk-Mirski im Hause an der Fontanka einzogen, oder Ehrgeiz —, wer will es sagen. Bemerkenswert ist nur, daß die gemäßigten Liberalen der Sjemstwo von Lopuchin ein energisches Eingreifen in die Politik erwarteten. So richtete Fürst Grigorij Wolkonski öffentlich die Aufforderung an ihn, er möge nun endlich dem Zaren über die Bestechlichkeit des Stadthauptmanns Kleigels die Augen öffnen.*)

Im Dezember 1904 trat Lopuchin mit reformerischen Ideen an die Regierung heran.**) Es erklärte das gesamte Verwaltungssystem in Rußland als verfehlt, die Kunst, mit der die Fälschung der Pässe vorgenommen werde, mache den Paßzwang geradezu gefährlich. „So ist es bekannt, heißt es in dem Memorandum, daß Karpowitsch, obwohl ihm der Aufenthalt in Petersburg untersagt war, sich drei Tage lang in der Reichshauptstadt aufgehalten hat, überdies zwei Stunden nach seiner Ankunft den Paß bei der Polizei vorlegte, ohne daß die Polizei irgendwie gegen sein Eintreffen eingeschritten wäre. So hat die Polizei ihm die Möglichkeit gegeben, den Minister für Volksaufklärung, Bogoljepow zu ermorden. Weiter ist bekannt, daß während in jedem Polizeirevier der Befehl des Polizeidepartements vorlag, einen gewissen Gerschuni***) bei seinem Eintreffen in der Hauptstadt zu ver-

von Ssamara, Block. Ermordung des Gehilfen des Generalgouverneurs Markgrafski in Warschau. 28. Juli Attentat auf General Kaulbars in Odessa. 5. August Bombenattentat auf Generalgouverneur Scalon in Warschau. Scalon wurde damals in eine bestimmte Straße gelockt, indem ein Mann in Offizieruniform den deutschen Konsul ohrfeigte, sodaß ihm Scalon einen Entschuldigungsbesuch abstatten mußte. (Übrigens hat der Unfall einen liebenswürdigen Abschluß gefunden, indem unser Konsul der Schwiegersohn des Generalgouverneurs geworden ist.) 8. August Polizeimeister Goljtzew in Sjedletz ermordet. Regimentskommandeur Georgiu in Ssamara ermordet. 12. August Explosion auf der Apothekerinsel, die vierzehn Personen das Leben kostete und der Tochter Stolypins schwere Verletzungen beibrachte. 13. August General Min in Neu-Peterhof ermordet. 14. August Generalgouverneur Wonljarljarski in Warschau ermordet. 24. August Gendarmerieoberstleutnant Rogolt in Ssewastopol ermordet. 28. August Gendarmerieoberst Gribojedow in Grodno ermordet. 6. September Oberst Nikolajew in Warschau ermordet. 20. September Hauptmann Djjankowski in Moskau ermordet. 25. September Attentat auf Dumbadse in Ssewastopol. Vizegouverneur von Kasan, Kobeko leicht verwundet. 20. Oktober Attentat auf den Stadthauptmann von Moskau, Generalmajor Reinbot. 30. Oktober Attentat auf General Rennenkampf in Irkutsk. 8. November Generalmajor Goloschtschapow in Tiflis tödlich verwundet. 2. Dezember Attentat auf Admiral Dubassow in Petersburg. 3. Dezember Bombenattentat auf den Gendarmerieobersten Baron Plotho in Radom. 6. Dezember Attentat auf den Polizeimeister Chrshanowski in Lodz. 9. Dezember Ermordung des Grafen Ignatjew in Twer in einer Sjemstwositzung. 15. Dezember Der Gouverneur von Akmolinsk Litwinow ermordet. 21. Dezember Der Stadthauptmann von Petersburg von der Launitz gelegentlich eines Gottesdienstes ermordet. 27. Dezember Militärprokureur General Pawlow in Petersburg ermordet.

*) Oswoboschdenije 1904, Nr. 15/16, S. 282.

**) Vertrauliches Memorandum an das Ministerkomitee betr. den verstärkten Schutz und die administrative Verschickung vom 28. Dezember 1904.

***) Durch Gerschuni ist Asew, der Spitzel in der Partei der Sozialrevolutionäre, groß geworden.

haften, daß während in jedem Polizeirevier die Photographien des Genannten auslagen, daß eben dieser Gerschuni mit einem richtigen auf seinen Namen lautenden, ordnungsmäßig ausgestellten und visierten Paß anderthalb Monate in einem möblierten Zimmer in der Puschkinstraße wohnen, das Attentat auf den Minister des Innern Ssipjagin organisieren, während des Attentats aus der Stadt verschwinden und nach seinem Gelingen wieder zurückkehren konnte, ohne daß die Polizei von ihm Notiz genommen hatte. Ebensowenig hat sich die Petersburger Polizei befähigt erwiesen, die zur Ermordung Plehwes in der Hauptstadt eingetroffnen Verschwörer rechtzeitig ausfindig zu machen ..." Das schrieb, wohl verstanden, vor vier Jahren Lopuchin, derselbe Lopuchin, der gegenwärtig angeklagt sein soll, die Polizei in ihrer Tätigkeit behindert zu haben!

Von den drei erwähnten Morden fällt nur der Plehwes in seine Amtszeit. Seit dem Dezember 1904 hat man von Lopuchin wenig gehört, um so mehr von Durnowo, und die Blätter waren voll von Nachrichten über die provokatorische Tätigkeit der Polizei. Nachträglich fällt es auf, daß man in der Revolutionsliteratur, möge es die demokratische Oswoboshdennije Struves oder Iskra und Proletarij des Sozialdemokraten Plechanows oder Rewoljutionnaja Rossija der Sozialrevolutionäre Burtzew-Asews sein, daß man sehr selten von Lopuchin hörte, obwohl er doch der bestgehaßte Beamte im revolutionären Rußland hätte sein müssen. In der Oswoboshdennije findet sich wohl hin und wieder ein Hieb auf ihn, weil er die Justiz zugunsten der Polizei verlassen habe, aber auch dort sind die vorsichtigen Satzwendungen nur für Eingeweihte recht verständlich.

Dieser Umstand deutet darauf hin, daß zwischen Lopuchin und dem oppositionellen Rußland schon während seiner Amtszeit eine Verbindung bestanden hat, die auf einen tiefen Konflikt im Polizeidepartement schließen läßt, und die eben darum den Gegnern der Regierung eine gewisse Reserve gegen Lopuchin auferlegte. Wie weit die Verbindung Lopuchins nach links gegangen ist, zu untersuchen ist eine der wesentlichsten Aufgaben des bevorstehenden Prozesses.

Die Bekanntschaft Lopuchins mit Asew sagt, so will mich dünken, gar nichts. Denn nicht er, sondern einer seiner Vorgänger hat den Führer der Sozialrevolutionäre als Agenten angestellt. Lopuchin hat ihn bereits als altes Inventar im Ministerium vorgefunden. Nur die unerhörte Kühnheit Asews hat seine Persönlichkeit über die der hundert andern Agenten herausgehoben. Hatte Lopuchin die Pflicht — ja die Möglichkeit, sich als Chef fortgesetzt über die Persönlichkeiten der Agenten seiner Unterorgane auf dem Laufenden zu halten? Mußte er sich in dieser Beziehung nicht vollständig auf seine Unterorgane verlassen? Wer hat Asew in das Ministerium gebracht? Das ist die zweite wichtige Frage, die klar beantwortet werden muß, ehe von einer Schuld Lopuchins gesprochen werden kann, und wer hat ihn benutzt? Plehwe, Durnowo oder Lopuchin? Da liegt der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit.

Auch die Tatsache der Bekanntschaft mit Burtzew kann Lopuchin vor Gericht als belastendes Moment kaum ausgelegt werden. Burtzew ist wohl Sozialrevolutionär, aber nicht Terrorist, überdies ähnlich wie Krapotkin ein in ganz Rußland geachteter Schriftsteller und Historiker der russischen Revolutionsgeschichte, mit dem man sich nach dem Manifest von 1905 in Petersburg nicht scheute, auf der Straße zu zeigen. Burtzew ist überdies Herausgeber der in Petersburg erscheinenden historischen Zeitschrift Byloje.*) Ich glaube, daß die Beziehungen Lopuchins zu ihm eben in der Redaktionsstube zusammenlaufen. Lopuchin mag dem Historiker ergänzendes Material geliefert haben, und wenn er wirklich auch nur das Amtsgeheimnis verletzte, so wird sich das auf alte Prozesse bezogen haben, keinesfalls auf persönliche Beziehungen zu Agenten der Polizei. Zu seiner eignen Sicherheit war Lopuchin gezwungen zu schweigen; denn in dem Augenblick, wo er einen Agenten offen preisgab, war er gerichtet, entweder durch die Revolution oder durch den Staat. Intime Beziehungen zu den Terroristen scheinen mir ausgeschlossen. Es drängt sich somit der Gedanke auf, daß der Verrat an Asew von einer dritten Stelle begangen wurde, die ein Interesse daran hat, sich sowohl Lopuchins wie Asews zu entledigen. Auch die Verhaftung des ehemaligen Polizeichefs braucht nicht gegen ihn zu sprechen; sie kann sehr wohl eine Schutzmaßregel für das Leben des so hart bedrängten sein.

Anders steht es mit Lopuchins Beziehungen zur konstitutionell-demokratischen Partei; schon heute wird in den Wandelgängen der Reichsduma behauptet, bei ihr habe sich ein interessantes Material über den Fall zusammengefunden. Es soll darüber im nächsten Briefe berichtet werden.

Über die Forderung der Persönlichkeitserziehung

Bei der Feststellung der äußern Ergebnisse am Schlusse des Schuljahrs müssen sich den Lehrern und Schulvorständen Gedankengänge aufdrängen, die mit allgemeinen Erwägungen aufs engste zusammenhängen, wie sie uns dermalen in den freien Erörterungen der pädagogischen Literatur entgegentreten und auch manchen Maßnahmen der obern Schulbehörden in deutschen Landen nicht fern zu liegen scheinen. Das Ziel einer jeden Erziehung, hören wir da, und so auch unsrer Schulerziehung, sei nicht das Wissen, sondern neben der mit der Wissenspflege freilich aufs engste zusammenhängenden Ausbildung der Denk-

*) 1907 sistiert und gegenwärtig seit Januar 1908 durch „Minuwschije Gody" fortgesetzt, herausgegeben von N. W. Mjeschkow. Burtzew figuriert hier nur als Mitarbeiter, und zwar gemeinsam mit so geschätzten Persönlichkeiten wie Arssenjew, Karejew, Kowalewski, Lappo-Danilewski, Miljukow, Struve u. a.

kraft namentlich auch die Pflege der Einbildungskraft, des Gemüts, des Willens, dann weiterhin der körperlichen Anlagen und Kräfte, kurz all der verschiednen Seiten, die die Komponenten der Gesamtpersönlichkeit bilden, die körperliche und die geistige, die menschliche und die bürgerliche, die nationale und — neuerdings mit steigendem Nachdruck betont — die soziale. Fürwahr ein hohes und edles Ziel, das wir gern anerkennen und uns aneignen möchten, dem wir auch tatsächlich schon längst, schon lange vor den Predigten der Schulreformer, nachgestrebt haben und nachstreben, dessen große Worte wir aber doch der harten Wirklichkeit der Tatsachen gegenüber einer nähern einschränkenden Bestimmung unterwerfen müssen.

Eine solche liegt erstens in der zunehmenden Beschränkung der Erziehungsmittel, der sich die Schule und die persönliche Einwirkung der Lehrer mehr und mehr ausgesetzt sieht. Neben sie und zum Teil an ihre Stelle, ja ihr gegenüber sind im Laufe der Jahrzehnte in wachsendem Umfange und mit steigendem Nachdruck andre Einflüsse von recht aufdringlichem Gewicht getreten: die allgemeine dienstliche Ordnung, das Elternhaus, die gesellschaftlichen Beziehungen, die ganze Umwelt, in der die Jugend lebt, zu der nachgerade namentlich auch die Presse, besonders die Tagespresse zu rechnen ist, endlich auch die politischen Parteien und die Parlamente, lauter Einflüsse, die der Schule nicht immer in förderlichem Sinne zur Seite, gar häufig auch gegenüberstehn. Unter diesen Umständen muß diese und müssen namentlich ihre ausführenden Organe die Verantwortung für die Erfüllung oder Nichterfüllung jener so bestimmten hohen Erziehungsaufgabe zu einem guten Teile von sich ablehnen und die häufigen meist freilich ganz einseitigen oder übertriebnen Klagen, die sich nach dieser Seite vernehmbar machen, als wesentlich durch die nicht selten „unlautere" Konkurrenz jener andern erzieherischen Faktoren mindestens mit hervorgerufen bezeichnen. Die Schule ist eben nicht, entfernt nicht, jedenfalls nicht mehr jener große Pan, nicht im guten Sinne als Heiland, nicht im schlimmen als Sündenbock, zu dem die Schulparteien sie heute machen möchten.

Wenn diese erste Einschränkung in der Stellung der Schule begründet ist, so liegt eine andre im Charakter der Schüler. Diese nämlich sind nicht bloß freie Einzelpersönlichkeiten, nur zum „Sichausleben" in ihrer besondern Art bestimmt, sondern sie sind auch Glieder eines in eine feste Ordnung organisierten Ganzen, in das sie sich mit der individuellen Art ihrer werdenden Persönlichkeit einzufügen haben. Die uralte und ewige Wahrheit, daß man zur wahren Freiheit der Persönlichkeit nur durch die Zucht des Gehorsams und der Selbstbeschränkung gelangt, sollte doch bei der Stellung jener hohen Erziehungsaufgabe nicht vergessen werden. Wie sagt auch der, den man in den letzten Jahren so oft und so gern — nicht immer mit innerm Rechte — genannt und zitiert hat? „Nur allein durch seine Sitte kann er frei und mächtig sein."

Mit dieser doppelten Einschränkung können wir die durch jenes Ziel gesetzte Aufgabe gern anerkennen. Damit ist aber auch die Forderung gegeben, daß erstens die allgemeine Ordnung unsers Ganzen, die bekanntlich nicht von der Schule, sondern von der Schulverwaltung und weiterhin von der ganzen staatlichen Organisation bestimmt wird, von der diese nur ein einzelnes Glied ist, und auf die die Schule, namentlich die höhere Schule, nur einen verschwindenden Einfluß hat, und daß weiterhin das persönliche Wirken der mit der Durchführung dieser Ordnung beauftragten Organe, der Lehrer, jenem Ziele angepaßt sei.

Eine Prüfung der Frage, ob das der Fall ist, setzt nun freilich eine Verständigung darüber voraus, was wir uns unter Persönlichkeit und unter Erziehung zur Persönlichkeit zu denken haben. Eine solche Verständigung, an der es auch sonst zu fehlen scheint und an deren Stelle vielfach unklares Gerede tritt, erfordert je nachdem entweder eine Tiefe der spekulativen Betrachtung oder eine Genauigkeit exakter Feststellungen, wie sie durch die Bedingungen dieser kurzen Betrachtung nicht gewährleistet werden können. Soviel aber wird doch allgemein anerkannt werden, daß wir uns, wo wir von Persönlichkeit reden, einen innern, einheitlichen, zentralen Kern des Wesens denken, durch den alle Strahlen bewußter, halbbewußter, ja selbst unbewußter Regungen und Äußerungen unsers einzelnen Empfindens, Denkens, Fühlens und Wollens bestimmt werden, ein Herdfeuer, eine Zentralsonne — um mich bildlich auszudrücken —, die unser ganzes Sein und Wirken durchdringt, durchwärmt, durchleuchtet. Wie verhält sich nun zur Pflege einer solchen einheitlichen, alle die verschiednen Wirkungsweisen des individuellen Lebens bestimmenden zentralen Macht die Unterrichtsordnung namentlich unsrer höhern Schulen, vor allem unsrer Gymnasien? Sollte die sich seit Jahrzehnten fortsetzende und allem Anschein nach immer noch kein Ende findende unorganische Häufung und Aufeinanderstapelung der verschiedenartigsten Wissensstoffe und Kunstfertigkeiten im Lehrplan des Gymnasiums, die Geist und Herz und Willen oft nach den entgegengesetztesten Richtungen auseinanderzerren, bei denen das einheitlich zusammenhaltende Band für eine tiefere Betrachtung zwar schließlich nicht verborgen bleibt, auf dieser Stufe aber nicht nachgewiesen oder auch nur verständlich gemacht werden kann — sollte das einer solchen einheitlichen, organischen Zusammenfassung und Durchdringung, wie sie die Pflege der Persönlichkeit verlangt, förderlich sein? Die ernsthaftesten Zweifel stellen sich einer Bejahung dieser Frage in den Weg, zumal da sich bei dieser ganzen Entwicklung vielfach nicht wesentliche Interessen der geistigen oder der sittlichen Bildung, sondern vorübergehende Forderungen des praktischen Nutzens, wenn nicht gar der äußerlichen Konvenienz oder selbst der vergänglichen Mode als mitbestimmend erweisen.

Dem entspricht auch die eigentümliche Form, in die wir die Würdigung der Gesamtentwicklung unsrer Schüler, zu der doch eben wesentlich ihre Persönlichkeit im oben formulierten Sinne gehört, am Schlusse ihrer Hauptstufen

zu kleiden haben. Ich sage ausdrücklich die Form; denn gewiß wird ja die sachliche Auffassung und Würdigung durch die Lehrer mit dieser Form nicht erschöpft. Aber Form und Inhalt sollten doch in der möglichsten Übereinstimmung stehen. Dagegen sind es nun nicht Bilder lebendiger Persönlichkeiten oder doch wenigstens anschauliche und individuell charakterisierende Worte, sondern konventionelle, formelhafte Schablonen, dem Außenstehenden oft schwer oder gar nicht verständliche Bezeichnungen, die zudem in jedem Lande wieder anders lauten, bei uns etwa „ziemlich gut bis gut“ oder „mittelmäßig bis ziemlich gut“, etwa noch mit „mittelmäßig in Klammern“, wenn nicht gar bloße Ziffern mit Dezimalen und Zentesimalen, in die diese Gesamtbeurteilung der Schüler gekleidet wird. Selbst unsre reifsten Schüler entlassen wir nach Vollendung des ganzen Bildungsgangs, den sie bei uns zu erreichen vermögen, ins Leben hinaus mit einer Gesamtwürdigung ihrer Persönlichkeit, die sich neben einem mehr oder weniger formelhaften Worte wie „genügend“ oder „gut“ in einer Ziffer wie etwa 4,08 oder, wenns höher kommt, 5,97 Ausdruck geben muß. Wo bleibt da das Persönliche? Und dieses rechnerische Ergebnis beruht auf so unverbrüchlichen allgemeinen Normen, daß ein Verstoß auch nur gegen einige Zentesimalen des Durchschnitts eine ernsthafte Verantwortung in Aussicht stellt. Mit besserm Rechte als über andre Seiten der Schulentwicklung dürfte man hier vom Standpunkte der Persönlichkeitserziehung aus von einem zu weitgehenden scholastischen Formalismus oder, wie man weniger höflich auch zu sagen pflegt, von einem gewissen Chinesentum reden. Die Macht der Zahl und der Formel in der Wissenschaft in allen Ehren, aber einem so vielseitigen, feingegliederten, tiefwurzelnden, lebensprühenden Organismus, wie er sich uns in der Persönlichkeit auch eines werdenden Menschen darstellt, vermag sie doch nicht gerecht zu werden.

Und nun noch ein weiteres! Es ist ein alter Spruch, in seiner praktisch-technischen Bedeutung zwar verworfen von der exakten Wissenschaft, darum aber doch wahr in einem tiefern, sittlichen Sinne: „Gold wird nur durch Gold bewährt.“ So können auch Persönlichkeiten, soweit sie überhaupt der Beeinflussung von außen, also auch der Erziehung zugänglich sind, nur durch Persönlichkeiten gebildet werden. Darum schaffe man vor allem im Lehrer, man achte aber auch im Lehrer die Persönlichkeit. Jenes ist freilich zunächst Aufgabe von uns selber. Wie und nach welcher Richtung wir dieser Forderung nachzukommen haben, das näher nachzuweisen ist hier nicht der Ort. Es genügt die Grundregel auszusprechen, daß, was an Persönlichkeitsbildung der Lehrer im Schüler zu pflegen suchen muß, charaktervolle und selbständige Eigenart, doch innerhalb der Schranken allgemein sittlich-menschlicher und beruflicher Pflicht, daß er das nach Maßgabe seiner eignen berechtigten individuellen Art vor allem an sich selbst vorbildlich darstellen soll, eingedenk des alten Schulmeisterspruches: longum est iter per praecepta, breve et efficax per exempla, das heißt auf unsre Aufgabe angewandt: am wirksamsten ist die

Erziehung, die sich im persönlichen Vorbilde darstellt. Insbesondre wäre eines zu wünschen. Wie wir von dem Schüler, wenn auch unter wachsenden Schwierigkeiten, verlangen und stets verlangen müssen, daß er, solange er Schüler ist, den Mittelpunkt und den Schwerpunkt seines Lebens und Strebens in die Aufgabe der Schule lege, die ja seine Schule ist und nicht die des Lehrers, so soll auch dieser unter Vergönnung aller mit seiner Berufsaufgabe verträglichen Freiheit, seine Persönlichkeit menschlich und beruflich zu pflegen und zu bilden, den Nerv seines Wirkens und Schaffens in seinem Lehrerberufe finden und durch die mancherlei Reizungen und Lockungen des modernen Lebens, seiner Liebhabereien und Genüsse, seines gesellschaftlichen und Vereinslebens, denen so manche sonst tüchtige Persönlichkeiten unterliegen, sich von ihm nicht abziehn lassen. Feine Fühlfäden haben die Jünger dafür, ob ihr Meister ihnen und ihrer Aufgabe sein ganzes Sinnen, sein volles Herz, sein zentrales Wollen, kurz seine eigne ganze Persönlichkeit ungeteilt schenkt.

Für eine solche Hingabe ist freilich die unerläßliche Voraussetzung, daß sich niemand dieser schönen, aber schweren Lebensaufgabe zuwendet, dem der innere Beruf dazu versagt ist. Non cuivis homini contingit adire Corinthum, heißt es hier; viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt, und den gewählten Lebensberuf nur als Versorgungsanstalt zu betrachten, rächt sich nirgends bittrer als hier. Denn der Nichtauserwählte wandelt nicht ungestraft unter den Palmen des Lehramtes, die uns wohl süße Früchte, daneben aber auch wohl einmal eine Dornenkrone tragen können. Und da drängt sich nun der Gedanke auf, daß die Bedingungen der Auslese für diesen Beruf nach manchen Seiten nicht vorsichtig und nicht tiefgründig und nicht liebevoll genug festgestellt sind. Eine auch noch so wohlgeordnete Prüfung vermag dem allein nicht gerecht zu werden. Denn keinen Beruf gibt es, bei dem mehr von der Persönlichkeit abhängt als den des Lehrers. Nicht eine erlernbare Wissenschaft ist ja die Erziehungslehre, wie man sie einseitig nennt, wozu man sie gerade gegenwärtig mit aller Gewalt stempeln möchte, woraus so manche Fehlgriffe entspringen, sondern eine Kunst, die freilich wie jede Kunst ruht auf dem Grunde vielseitiger wissenschaftlicher und technischer Bildung, aber ihre Spitze und Vollendung findet in persönlichster Eignung, die eine freie Gabe von oben ist.

Stellen wir uns nun vor, daß diese Voraussetzung einer möglichst hohen, freien und feinen Persönlichkeitsbildung des Lehrers, deren Verwirklichung zwar zu einem ganz wesentlichen Teile, aber doch nicht ausschließlich an ihm selber liegt, ganz oder im wesentlichen erfüllt wäre, dann müssen wir nun unsrerseits doch noch einen doppelten Anspruch erheben, ehe wir uns als voll ausgerüstet für jene hohe Aufgabe betrachten dürfen. Der eine dieser Ansprüche richtet sich nach außen. Es ist in den letzten zehn bis zwanzig Jahren der Brauch, man darf fast sagen Mode geworden, an der Wirksamkeit von uns Lehrern der höhern Schulen, nicht etwa nach seiten persönlicher Unzulänglichkeit

lichkeit des einzelnen, wie sie ja überall vorkommt, aber auch überall sonst der öffentlichen Diskussion entzogen bleibt, sondern nach seiten der Grundlagen unsers Wirkens mehr als andern Schulsystemen und Lehrerkreisen gegenüber herumzumäkeln, herumzudoktern, herumzuschulmeistern. Jede Laune kurzsichtiger und flüchtiger Tagesmeinung und Gassenbildung setzt sich auf den selbstgezimmerten Thron an Stelle der in jahrzehntelanger Bewährung, in gründlichster Selbstprüfung, in der Erfahrung einer oft langen Berufsarbeit gewonnenen und befestigten Grundsätze, und das sonst so hochgestellte und der Volksschule gegenüber unbedingt geforderte Allheilmittel der „fachmännischen Bildung" — hier soll es auf einmal nichts mehr gelten? Und sollte jener Brauch oder vielmehr Mißbrauch wirklich förderlich sein für die Persönlichkeitsbildung, insbesondre bei ungefestigten, unselbständigen, zaghaften Naturen, wie sie sich aus naheliegenden Gründen in unsrer Mitte vielleicht eher finden als anderwärts, eine Persönlichkeitsbildung, die doch die unerläßliche Voraussetzung ist für das Werk der Persönlichkeitserziehung an den Schülern? Also höre man doch endlich auf mit dieser Schul- und Lehrermäkelei, die die Grenzen einer berechtigten, ja gewiß notwendigen Kritik in ihrer oft so unfeinen Form weit überschreitet und uns dem hohen Ziele, das man uns steckt, nicht näher zu bringen vermag, vielmehr nur weiter davon abzuführen droht.

Neben dieser Forderung, die sich nach außen kehrt, geben wir noch einem Wunsche, einer Bitte Ausdruck, die sich nach oben richtet. Das äußere und innere Wachstum unsers Bildungswesens nach Zahl, Größe, Mannigfaltigkeit der Schulen, die im Verhältnis dazu steigende Schwierigkeit der obersten Leitung, die zunehmende Vielseitigkeit der Ansprüche — all das drängt die Schulverwaltungen ja wohl mit einer gewissen Notwendigkeit dazu, die strenge Durchführung einer festen äußern Ordnung in höherm Maße zu verlangen als bisher. Wenn unserm Unterrichtsbetrieb früher ein großes, ein sehr großes, vielleicht ein zu großes Maß von Freiheit und Selbständigkeit zwar nicht des Schaffens — das genossen wir früher so wenig als heutzutage — aber doch des Seins und Wirkens für die einzelne Lehrpersönlichkeit wie für die ganzen Lehrkomplexe vergönnt war, so ist das nun anders geworden, und zwar — nach dem Gesetz der abwechselnden Extreme in den Kontrasten — gründlich anders. Es mußte anders werden. Aber man vergesse nicht, daß man das Gut einer größern Einheitlichkeit, einer straffern Zusammenfassung, einer zunehmenden Nivellierung oder auch Schablonisierung nicht umsonst gewinnt, und daß der Preis dafür doch kein kleiner ist, die Beschränkung persönlich-individuellen Wirkens. Möge man ihn nicht höher bemessen, als durchaus notwendig ist. Denn jenem Interesse einheitlicher Reglementierung steht andrerseits die Erwägung gegenüber, daß kein Beruf, soll er anders wahrhaft fruchtbringend geübt werden, der Schablonisierung mehr widerstrebt und ein ziemliches Maß von persönlicher Freiheit des Wirkens nötiger hat als der des Lehrers und Erziehers, in der Auffassung und Behandlung der Personen und der Lehrstoffe wie — in geringerm

Maße — auch in der äußern Ordnung der Geschäfte, also in Unterricht und Erziehung zunächst, einigermaßen aber auch in der Verwaltung. Die zunehmende Neigung, mit vorgeschriebnen Formularen zu arbeiten, ist zweifellos praktisch; das erleichtert das Regieren und befördert die Routine. Aber mit Regiment und Routine allein ist der Aufgabe der Erziehung, vollends der Erziehung zur Persönlichkeit nicht gedient. Denn — es muß wiederholt werden — zur Persönlichkeit kann nur der erziehen, der selber eine Persönlichkeit sein darf und eine Persönlichkeit ist.

Überschauen wir den beschränkten Kreis der Gedanken, die im Vorstehenden entwickelt worden sind, so gelangen wir zu einem Ergebnis, das sich dem denkenden Beobachter auch sonst aufdrängt, und dem zum Schluß noch Ausdruck gegeben werden soll. Ein ernstes Streben nach hohen Zielen ist auf dem Gebiete der Volkserziehung heutzutage unverkennbar. Aber es scheint doch eine gewisse Gefahr vorhanden, daß es sich seine Kraft schwächt in zersplitternder Mannigfaltigkeit und daneben ausschöpft in vielen und großen Worten, denen der innere Gehalt und die dauernde Lebenskraft fehlen. Denn vielfach tritt ein auffälliger Widerspruch hervor zwischen Wort und Tat, zwischen Ziel und Weg, zwischen Idee und Wirklichkeit: man ruft nach Entlastung der Schüler und häuft immer eine Last auf die andre; man predigt stärkere Betonung der Eigenart für die verschiednen Bildungswege und vermischt und verflicht sie immer enger miteinander, man verlangt stete Verbesserung der Methode und mißachtet den, der das unverläßliche Werkzeug ist — und mehr als das — zur Handhabung der Methode. So erhebt man auch den Ruf nach Erziehung zur Persönlichkeit durch die Schule und hemmt den Erzieher selber in der freien Gestaltung und Auswirkung der eignen menschlichen und beruflichen Persönlichkeit. Darin liegt die Gefahr der Veräußerlichung, noch mehr, der Phrase, man hört daraus den vernehmbaren Anklang eines gewissen Geistesprotzentums, von dem auch sonst Spuren in unserm deutschen Volksleben von heutzutage für eine tiefere Beobachtung nicht fehlen.

Wohl dürfen wir mit dem geistreichsten aller Geschichtschreiber von uns sagen: *φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας*, wir streben nach wissenschaftlicher Bildung, ohne deswegen zu erschlaffen. Mögen wir auch die andre Hälfte des Wortes auf uns anwenden können: *φιλοκαλοῦμεν μετ' εὐτελείας*, mit Bescheidenheit und mit schlichtem Sinne suchen wir zum Guten und Schönen zu gelangen. Denn nicht in Sturm und Wetter, nicht mit Sphärenmusik und Donnergang, wie die aufgehende Sonne beim Dichter, nein! mit sanftem, stillem Säuseln, mit leisem Schritte, wie das nahende Morgenrot hat von jeher das wahrhaft Große seinen ersten Einzug in die Geistesgeschichte der Menschheit gehalten.

Ulm Karl Hirzel

Drei Vorträge Harnacks

Die Frage, die Jesus in der Nähe von Cäsarea Philippi an seine Jünger richtete: Für wen haltet ihr mich? regt die heutigen Kulturvölker nicht weniger auf, als sie die Christenheit bewegt hat in der Zeit, wo im Streite mit Gnostikern und Arianern das christologische Dogma formuliert wurde. Völker und Staaten entstehen und vergehen, aber der Mensch mit seinem Verlangen nach leiblichem und Seelenbrot bleibt derselbe. Für die Rechte wie für die Linke ist die Frage entschieden. Es gibt noch Millionen naiv gläubiger Christen, die weder forschen noch zweifeln. Auf der andern Seite wimmeln Scharen, deren Seelenleben in der Sorge für den Leib aufgeht, andre Scharen, die den Sozialistenhimmel auf Erden erwarten, und ebenso rühmen Intelligenzen, daß ihnen Kunst, Wissenschaft oder politische Wirksamkeit die Religion ersetzen. Für alle diese ist Christus ein Mensch, nach dem zu fragen nicht die Mühe lohnt, oder dessen Anhängerschaft als ein Hindernis gedeihlicher Entwicklung bekämpft werden muß. Aber in der Mitte leben Tausende, die religiöse Bedürfnisse empfinden, die von der Unentbehrlichkeit der Religion für ein gesundes Volksleben überzeugt sind, und die der scheinbar unlösliche Widerstreit ängstigt zwischen der einzigen Religion, die in Betracht kommen kann, und den Ergebnissen der modernen Wissenschaft. Unter den Männern, die solchen Geängstigten annehmbare Lösungen darbieten, steht Adolf Harnack vornan. Die Auffassung der modernen protestantischen Theologie, deren berühmtester Vertreter er ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden: auch bei der Entstehung des Christentums ist, wie überall und immer in der Welt, alles natürlich und ohne Wunder zugegangen. Aber aus der religiös-philosophischen Gärung jener Zeit sind unter dem entscheidenden Einflusse Jesu Ideen kristallisiert und dadurch Werte gewonnen worden, die auch der leidenschaftliche Umwerter von Sils Maria nicht zu entwerten vermocht hat; und die gewaltige Kraft, die von der Person Jesu ausgegangen ist, hat eine Organisation geschaffen, die jene Werte, obwohl sie zeitweise verhüllend und verunreinigend, doch in ihrem Wesen unversehrt von Jahrhundert zu Jahrhundert weitergibt. Was Harnack vor seinen Mitarbeitern auszeichnet, das ist der erstaunliche Umfang seines Wissens, der geniale Scharfsinn, mit dem er den Geist der alten Zeiten erfaßt und dunkle Vorgänge aufhellt, der konservative Sinn, der ihn vor Hyperkritik schützt und der kirchlichen Tradition beipflichten läßt, wo immer sie von der Forschung

bestätigt wird, und die Vorurteilslosigkeit, mit der er der alten Kirche gerecht wird. Alles dieses, namentlich, daß er ganz frei ist von Gehässigkeit gegen die katholische Kirche, rühmt auch die Germania an ihm.

Nun hat das Berliner Komitee zur Veranstaltung volkstümlicher Vorträge, das vorigen Winter Johannes Reinke berufen hatte, der Propaganda des materialistischen Monismus entgegenzutreten, diesmal Harnack eingeladen, und dieser hat am 9., 13. und 16. Januar in der alten Singakademie vor einer zahlreichen, aus allen Ständen und Konfessionen gemischten Zuhörerschaft gesprochen und sich deren tiefempfundnen Dank erworben. (Der Geldertrag dieser Vorträge wird der Kolonialfrauenschule in Witzenhausen überwiesen.) Er zeigt darin, wie das Christentum Weltreligion, Weltanschauung und Weltmacht geworden ist. Der erste Vortrag schildert, wie die orientalischen Religionen im Reiche Alexanders miteinander in Berührung gekommen sind, wie jede von ihnen, missionierend, ihre nationalen Grenzen überschreitend, mit der andern Ideen austauschend, unter der Führung der griechischen Philosophie sich vergeistigend und nationale Äußerlichkeiten abstreifend, die Tendenz zeigt, Weltreligion zu werden, wie es aber keiner von diesen alten Religionen gelungen ist. Zwei Lieblingsansichten moderner Parteien: daß Jesus nicht wirklich gelebt habe, nur eine mythische Figur sei, und daß er kein Jude sondern ein Arier gewesen sei, werden mit gebührender Schärfe zurückgewiesen, ebenso später das sehr verbreitete Vorurteil, das im Christentum nur weltflüchtige Askese sieht, und die Phantasie der Marxisten, die es aus einer Bewegung proletarischer Sozialreformer hervorgehen lassen. Der zweite Vortrag beschreibt den Prozeß der Aufnahme des Ideengehalts der griechischen Philosophie in den Glauben der Christenheit. Das Ergebnis der griechischen Denkarbeit bestand in der Erkenntnis, daß Geist und Zweck wirklicher sind als alles andre, daß der Geist den Körper baut und nicht der Körper den Geist, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis, das Reich der Ideen das wahrhaft Wirkliche und das Bleibende ist. Zwischen dieser Überzeugung und dem Gedanken des Evangeliums: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele", bestand eine ebenso tiefe Wahlverwandtschaft wie zwischen der griechischen Logoslehre und dem Sohne Gottes, den die Jünger Jesu in dessen Person erlebt hatten. Auf die Frage, ob es gut sei, daß sich der Kirchenglaube mit der griechischen Philosophie verschmolzen habe, antwortet Harnack: wer wird so vorwitzig sein, zu fragen, ob die Entwicklung auch anders hätte verlaufen können; sie ist nun einmal so verlaufen. Ich erlaube mir zu antworten, daß der Bund, die Verschmelzung gut, natürlich und notwendig gewesen ist, daß die religiöse Entwicklung des Judentums, die in der Person und Lehre Jesu gipfelte, und die philosophische Entwicklung der Griechen providentiell so gelenkt worden sind, daß sie einander in ihren Spitzen berühren und miteinander verschmelzen mußten. Daß wir an die Formulierung dieser Entwicklungsergebnisse in den Konzilsbeschlüssen des

vierten und des fünften Jahrhunderts nicht gebunden sind, darin stimme ich mit Harnack überein. Der dritte Vortrag zeigt, wie die Urchristengemeinden schon als Erben der großartigen jüdischen Geschichte eine Weltmacht in potentia waren, wie sie eine solche durch ihre Organisation, durch ihren materiellen Besitz, durch die Aneignung aller geistigen Machtmittel schon im zweiten und dritten Jahrhundert wirklich wurden, sodaß dem großen Konstantin gar nichts andres übrig blieb, als die kirchliche Organisation zur Grundlage seines Reiches zu machen. Freilich sei dieser damals allein offenstehende Weg ein gefährlicher Weg. Der Staat müsse seinen eignen Grund unter den Füßen haben; er möge sich freuen, eine geistige Macht, wie die christliche sei, in seinem Schoße hegen zu dürfen, solle aber nie vergessen, daß er — er selbst sei.

Die Vossische Zeitung hat diesmal kein höhnendes Wort gewagt, sondern den großen Theologen mit der ihm gebührenden Ehrerbietung behandelt. Die Germania erkennt zwar, wie schon bemerkt worden ist, Harnacks Vorzüge an, findet aber, daß sich seine Vorträge in formeller Vollendung mit denen katholischer Größen nicht messen können. Darüber läßt sich, als über eine Geschmacksache, nicht streiten; als charakteristisch verdient nur erwähnt zu werden, daß die zwei ersten von den fünf katholischen Größen, die sie über Harnack stellt, die Modernisten Schell und Kraus sind. Noch weniger ist sie natürlich mit dem Inhalt des Vorgetragnen zufrieden. Besonders tadelnswert findet sie es, daß Harnack an sehr wichtigen Einwürfen, die ihm gemacht werden können, vorübergehe, ohne sie zu beachten, andre, die er erwähnt, mit der Bemerkung abfertige: wer wird so vorwitzig sein, das wissen zu wollen! Und sie stellt ihm den heiligen Thomas als Muster vor, der ja in der Tat jede seiner Behauptungen genau formuliert, alle in seiner Zeit möglichen Einwürfe dagegen der Reihe nach widerlegt und alle Fragen mit einem klaren „ja“ oder „nein“ beantwortet. Wir Heutigen sind eben nicht mehr so naiv, zu meinen, wir wüßten alles (das heißt wir heutigen Denker; die Kirchgläubigen wie die Haeckelgläubigen sind beide darin noch ganz Mittelalter). Wir wissen, daß wir nichts oder wenig wissen, und daß wir in Beziehung auf die großen Welträtsel höchstens Vermutungen wagen dürfen. Wir sind bescheidne Agnostiker, Hypothesenbauer und Relativisten geworden. Es ist wahr, die Scholastik imponiert mit ihrer Kühnheit, Klarheit und Folgerichtigkeit. Aber die Weltgeschichte beweist uns, daß diese Folgerichtigkeit zu Absurditäten geführt hat, zum Beispiel zur Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes und zu der von Hexen und Zauberern, die beide durch Tatsachen widerlegt werden. Darum müssen wir auf jene Vorzüge, die nur der Ignorierung oder Leugnung unzweifelhafter Tatsachen zu danken sind, verzichten. Doch in Beziehung auf einen engen Kreis von Tatsachen gebe ich der Germania recht. Auf eine Frage, die ihrem vollen Inhalt nach auszusprechen hier der Raum fehlt, muß die protestantische Theologie eine klare und unzweideutige Antwort geben: ist die wunderbare Führung des jüdischen Volkes samt seinem Prophetentum,

ist die Person Jesu, ist die „von Matrosen, Fischern und Schneidern“ geschaffne Kirchenverfassung, eine Verfassung „von ungeheurer Zweckmäßigkeit und Haltbarkeit“, wirklich rein natürlich aus psychologischen Prozessen zu erklären? Das zweite Glied der Frage hat um so mehr Gewicht, wenn man mit Harnack für bewiesen hält, daß Jesus von dem Bewußtsein durchdrungen war, er sei der Messias, und wenn man mit ihm die Messianität definiert als „das Endgeschick des Volkes Israel, das er herbeiführen, und das für das Geschick aller Völker entscheidend sein sollte“. Man stelle sich einen Menschen vor, der das von sich denkt! Loisy meint, wenn Jesus ein bloßer Mensch war, dann war er nicht größer, sondern kleiner als Sokrates, und andre haben die Alternative bedeutend gröber ausgesprochen. Ich halte es für eine von der Vernunft durchaus nicht geforderte Konzession an die Naturwissenschaftler, wenn man Gott zum Sklaven der Naturordnung macht, die er selbst als Grundbedingung für die Entwicklung des Menschengeistes geschaffen hat, den zu vollenden Aufgabe des Christentums ist. In einem Buche, an dem Harnack, ohne es zu wissen, mitgearbeitet hat, und das demnächst erscheinen soll, versuche ich zu zeigen, daß und wie man, ohne der Orthodoxie zu verfallen, den Offenbarungscharakter des Christentums festhalten könne. Wenn nun auch Harnack meiner Ansicht nach in diesem Punkte dem Naturalismus nicht so entschieden entgegentritt, wie es wünschenswert erscheint, hat er doch durch seine Vorträge der guten Sache einen großen Dienst geleistet. Die Bevölkerung der Reichshauptstadt huldigt sehr verschiednen geistigen Richtungen, aber in der Feindschaft gegen das Christentum scheinen diese ziemlich einig zu sein, und die Berliner Presse entspricht natürlich einer Gesinnung und Stimmung des Publikums, die von ihr zu einem guten Teile gemacht wird. Diese Presse nun sieht sich durch Harnack gezwungen, vom Christentum einmal nicht mit haeckelscher Geringschätzung zu sprechen, sondern es als eine bis heute wohltätig fortwirkende verehrungswürdige Geistesmacht darzustellen.

Nach Schluß des letzten Vortrags versammelten sich unter Führung des Leiters der freien Vereinigung, die diese Vorträge veranstaltet, des Legationssekretärs a. D. Dr. Freiherrn von Flöckher, eine Anzahl von Männern der Wissenschaft zu einem Bankett, bei dem der Geheimrat Professor Lasson, wie die Vossische Zeitung schreibt, Harnack als den Typus des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland in herzlichen Worten feierte und erkennen ließ, mit welcher Verehrung er seinem freundschaftlichen Gegner zugetan sei.

Carl Jentsch

Henriette Voigt

Erinnerungen aus dem Leipziger Muſikleben zu Mendelsſohns Zeit

Von Julius Genſel

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtets lange noch zurück.

Dieſe Zeilen — der Anfang des Gedichts „Erinnerung und Hoffnung“ von Karl Förſter — zieren den Grabſtein auf dem alten Johannisfriedhofe, der die irdiſchen Reſte von Henriette Voigt geb. Kuntze deckt. Faſt ſieben Jahrzehnte ſind ſeit ihrem frühen Tode verfloſſen, aber noch heute lebt die Freundin Robert Schumanns und Felix Mendelsſohns, eine Lichtgeſtalt, im Gedächtnis der Muſikfreunde. Selber muſikaliſch ausgebildet und von glücklicher Faſſungsgabe, aber keuſch zurückhaltend in ihrem Urteil und ihrem Spiel, ſtets bereit, teilnehmend zu hören, anzuregen, zu helfen, zu vermitteln, war ſie während der Jahre 1834 bis 39 der ſeeliſche Mittelpunkt des Künſtlerkreiſes, der den Ruf Leipzigs als Muſikſtadt neu begründete. Was ihre Freundſchaft für Schumann bedeutet hat, iſt aus dem veröffentlichten Briefwechſel zu erſehen. Noch bezeichnender iſt das hohe Maß von Vertrauen, das ihr der faſt vier Jahrzehnte ältere Hofrat Rochlitz, der welterfahrne Freund Goethes und Beethovens, ſchenkte. Aber auch in den zahlreichen Briefen von Taubert, Hauptmann, Spohr und andern, die aus ihrem Nachlaß erhalten ſind, ſehen wir gleichſam das Spiegelbild der Empfängerin als einer edeln, liebenswerten Perſönlichkeit.

Henriette Kuntze war am 24. November 1808 in Leipzig in dem am Brühl neben dem „Heilbrunnen“ nach dem Halliſchen Pförtchen zu gelegnen Hauſe geboren. Der Vater, Magiſter Karl Wilhelm Kuntze, gab an der Thomasſchule franzöſiſchen, daneben auch italieniſchen Unterricht. Zu ſeinen Schülern im Italieniſchen gehörte u. a. Karl Maria von Weber, der ſich zwiſchen 1811 und 13, in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ſtehend, großenteils in Leipzig aufhielt, und der die kleine Henriette öfters auf ſeinen Knien geſchaukelt hat. Nach den Kriegen, deren Folgen lange auf der Stadt laſteten, war gar oft Schmalhans Küchenmeiſter im Hauſe. Noch härter wurde das Los der Familie, als ſie im Mai 1817 den Ernährer verlor. Schon vorher war die Wohnung mit einer andern in einem Dachgeſchoß nahe bei dem Juridikum

vertauscht worden. Die Mutter, die außer dem Töchterchen noch zwei Söhne zu versorgen hatte, wußte manchen Tag nicht, wie sie am nächsten die Nahrung beschaffen sollte. Um nur ein paar Pfennige zu verdienen, mußte Jettchen, ihrer Mutter zulieb zu jedem Dienste bereit, im Handkörbchen Strickgarn von Haus zu Haus anbieten. Dabei zeichnete sie sich in der Schule so aus, daß der seinerzeit sehr angesehene Direktor Gedicke bei ihrem Abgange von ihr sagte, es habe nie eine bessere Schülerin seine Schule verlassen.

Den ersten Klavierunterricht hatte ihr der Thomasschüler Karl Reißiger, der nachmalige Tonsetzer, erteilt. Später kam sie auf Veranlassung ihres väterlich für sie sorgenden Paten Schaller, der abwechselnd in Leipzig und in Petersburg lebte, in das Haus einer Frau Tülker in Berlin, um sich dort in Musik, Französisch usw. so weit zu vervollkommnen, daß sie eine Stelle als Erzieherin annehmen könnte. Aus dieser Zeit rührt ein mit „Tülker gem. 1825" bezeichnetes Bildnis von ihr her, in Deckfarben auf blaugrauem Papier: ein sinniges Gesicht, ernste braune Augen unter feingewölbten Brauen, reiches, welliges, dunkelaschblondes Haar, zierlich geschwungner Mund, um den entblößten Hals ein Korallenkettchen. Ein Jahr etwa hatte sie bei Frau Tülker gewohnt, als der treffliche alte Bendemann, der Oheim des damals noch jungen Malers, ein hochgebildeter Musikfreund, angezogen durch ihren Geist und ihr anmutiges Wesen, sie als Pflegetochter in sein Haus aufnahm. Hier fand ihre Begabung für Musik die beste Anregung und Förderung. Ihr Klavierlehrer erklärte eines Tages, er getraue sich nicht, sie noch weiter zu unterrichten.

Ihr Wunsch, noch bei Ludwig Berger Unterricht zu nehmen, wurde wiederum durch ihren Paten erfüllt, der ihr hundert Taler dafür aussetzte. Freilich reichte das nur zu fünfzig Stunden, aber sie benutzte diese so trefflich, daß Berger selbst ihr zu öffentlichem Auftreten riet. Hierzu ließ sie sich jedoch schlechterdings nicht bewegen. Dagegen spielte sie sowohl im Bendemannschen Haus als in andern befreundeten Kreisen gern vierhändig, namentlich mit Felix Mendelssohn und mit Wilhelm Taubert, die, etwas jünger als sie, zu derselben Zeit Bergers Schüler waren.

Die Familie Bendemann pflegte alljährlich eine größere Reise zu machen und die Pflegetochter als Begleiterin mitzunehmen. So lernte sie nach und nach viele Gegenden Deutschlands, auch das Elsaß und die Niederlande kennen und brachte mancherlei Anschauungen und Erfahrungen mit heim. Kurz, es waren Jahre voll edler geistiger Genüsse. Trotzdem entschloß sich Henriette im März 1828, diese glänzende Umgebung wieder mit dem bescheidnen Heim ihrer Mutter in Leipzig zu vertauschen, wo sie sich ihren Lebensunterhalt mit Klavierunterricht zu verdienen und der Mutter eine Stütze zu werden gedachte. Nicht leicht wurde ihr der Abschied — um so schwerer, als sie sich zugleich von ihrer Herzensfreundin Henriette Magenhöfer, später verehelichte Witte, trennen mußte, in deren Hause — der Vater war Oberstleutnant a. D. — sie

unvergeßliche Stunden verlebt hatte, und deren Freundschaft ihr bis zum Tode ein kostbarer Besitz geblieben ist.

Leipzig war damals — nur mit ein paar Worten sei daran erinnert — eine Stadt von wenig mehr als 40000 Einwohnern, die größtenteils in dem noch durch Tore und Pförtchen abgeschlossenen alten Stadtkerne wohnten. Jenseits des Promenadenringes gab es noch nicht viele bebaute Straßen, aber große Gärten mit behaglichen Wohnhäusern. Zwischen ihnen und den nächsten, noch ganz ländlichen Dörfern lagen breite Feld- und Wiesenflächen oder Waldungen; nur in einigen, wie Connewitz und Gohlis, hatten sich wohlhabende Leipziger Familien mit Landhäusern angesiedelt. Die Straßen wurden durch Öllaternen notdürftig erleuchtet. Statt der hellen Kaufläden gab es düstre, unheizbare Gewölbe. Wer nicht zu Fuße gehn wollte, ließ sich in der Portechaise tragen. Das Theater am Ranstädter Zwinger war das einzige, die Konzerte waren, abgesehen von den Kirchen, im wesentlichen auf das Gewandhaus, die Freimaurersäle und den Großen Kuchengarten angewiesen.

Mutter Kuntze wohnte damals am Nikolaikirchhof in einem alten, der Universität gehörenden Gebäude und erwarb sich ihren Unterhalt durch Verköstigung von Studenten. Henriette mußte sich mit einem engen Kämmerchen behelfen. Aber schon wenige Monate nach ihrer Heimkehr lernte sie durch eine zufällige Begegnung in der Struveschen Trinkanstalt in Reichels Garten, wo ihre Mutter eine Kur brauchte, den Mann kennen, an den bald das innigste Band sie fürs Leben knüpfen sollte: den wenige Jahre ältern, damals noch unselbständigen Kaufmann Karl Voigt. Die Bewundrung für Jean Pauls Werke und die Liebe zur Musik brachten die beiden rasch einander nahe. Als die Nachricht von der frühen Verlobung nach einiger Zeit an Voigts Naumburger Freundeskreis gelangte — die Eltern waren beide früh gestorben —, erregte sie nicht geringes Kopfschütteln, und namentlich sein Vormund und väterlicher Freund Thränhart sah darin einen höchst leichtfertigen Schritt. Bei dem Besuch aber, den das Brautpaar mit zwei Nachtfahrten ermöglichte, änderte der wackre alte Herr sein Urteil: schon nach der ersten Stunde umarmte er die Braut als „sein liebes Töchterchen".

Am 1. September 1830 eröffnete Voigt mit seinem Freund J. F. Berger in Kochs Hof am Markt eine Garn- und Seidenhandlung, und am 10. November führte er die Braut heim. Außer deren Mutter und Bruder nahm nur Voigts liebster Jugendfreund Julius Pinder, der nachmalige Oberpräsident von Schlesien, an der Hochzeit teil. Das junge Paar führte zunächst in einer etwas düstern Wohnung in der Hainstraße ein stilles Dasein, der Gatte mußte seine Zeit fast ganz dem „Geschäft" widmen. Da der Ertrag noch ungewiß war, hatte Henriette darauf bestanden, ihren Klavierunterricht fortzusetzen, um wenigstens ihre persönlichen Bedürfnisse selber zu bestreiten, und so konnte sie beim ersten Jahresabschluß ihrem Manne achtzig Taler als Überschuß ihrer Einnahme übergeben. Bald aber drang dieser darauf, daß sie diesen an-

strengenden Erwerb aufgab; nur einigen unbemittelten Schülerinnen erteilte sie noch fernerhin unentgeltlich Unterricht. Allmählich bildete sich auch ein Singkränzchen, an dem u. a. die beiden Brüder Schrey — der eine der nachmalige bekannte Rechtsanwalt — und der spätere Appellationsgerichtspräsident Petschke teilnahmen. Mit dem Geiger Matthäi musizierte Henriette gern, auch mit dem Cellisten Grenser; später mit dem Geiger Uhlrich. Zu den Freunden des Hauses gehörte ferner der junge Geistliche Gilbert, zuletzt Geheimer Kirchen- und Schulrat in Dresden, ein verständnisvoller Hörer.

Unter dem 23. Juni 1831 enthält ihr Tagebuch das Bekenntnis: „Mit solchen Seelen, die mir nahe stehen, denen ich mich verwandt fühle, mag ich gern scherzen, aber nie mit Menschen, die mich nicht verstehn, dann ist mir jeder Scherz zuwider, weil der Ernst mich nicht mit ihnen befreundete." Damit verwandt ist der Zug, den Schumann von ihr berichtet: „Nie hörten wir eine schlechte Komposition von ihr spielen; nie auch munterte sie Schlechtes auf. Als Wirtin vielleicht genötigt, es hinzunehmen, zog sie dann vor zu schweigen."

Im Frühjahr 1832 weilte sie ein paar Wochen in Berlin, ihrer „ersten — geistigen Heimat", in seligem Genuß der Freundschaft und der Musik. Über Taubert schreibt sie in ihr Tagebuch: „Lebten wir an einem Orte, wie wollte ich durch ihn weiterstreben, immer tiefer in das Heiligtum der Kunst zu dringen. Er schenkte mir seine Sonate, die er wunderschön vortrug. Die Sonate von Onslow spielten wir — wieviele neue Schönheiten entdeckte ich durch sein herrliches Spiel!" Nach ihrer Heimkehr entspann sich zwischen beiden ein reger Briefwechsel. Zu ihrem Geburtstag erhielt Henriette einen besonders ausführlichen Brief von ihm, u. a. über sein derzeitiges Schaffen und seinen Wunsch, sich bald einmal in Leipzig hören zu lassen, dann über Mendelssohns wohlverdiente Erfolge, die ihm fast Neid einflößen; „ich kann ja, tröstet er sich, den Leuten wohl auch Freude machen". Jener Wunsch kam im folgenden Jahre zur Ausführung: Taubert spielte am Reformationsfest im Gewandhauskonzert, dann in zwei eignen, und es erwuchs zwischen ihm und Voigt ein freundschaftliches Verhältnis, das sich bis zum Tode bewährt, auch auf das jüngere Geschlecht vererbt hat. Inzwischen hatte das Voigtsche Ehepaar — wie es scheint, durch den Cellisten Johann Benjamin Groß, der den Winter 1832/33 in Leipzig zubrachte und viel mit Henriette musizierte — den Hofrat Rochlitz kennen gelernt, mit dem sich, wie sie in ihr Tagebuch schreibt, „ihrem Innern eine neue Welt aufschloß", und der ihr bald ein wahrhaft väterlicher Freund wurde. (Näheres darüber im „Leipziger Kalender" für 1908, S. 103 ff.) Ende August 1833 besuchte Mendelssohn Voigts auf der Durchreise und verlebte mit ihnen einen Abend bei dem Sänger Hauser. Er spielte seine Lieder ohne Worte sowie das Capriccio in H-moll, dann mit Henriette vierhändig sein Ottetto. Das Tagebuch berichtet darüber: „Es ging ganz herrlich, und seine Zufriedenheit schuf mir den Abend zu einem der glücklichsten in der

Kunst." Nicht lange danach hörte sie an drei Abenden, einmal in engerm Kreise bei Professor Weiße, das Quartett der Bruder Müller aus Braunschweig; die Art, sagt sie, wie diese Haydn, Mozart und Beethoven wiedergeben, werde jedem wahren Kunstfreund unvergeßlich sein.

Bei Weiße machten Voigts auch zuerst die Bekanntschaft des jungen Klavierspielers und Komponisten Ludwig Schunke, der, von Taubert ihnen warm empfohlen, durch seine herrliche musikalische Begabung und sein Talent für Freundschaft bald ein gern gesehener Gast im Hause wurde. Er war es, der in seinem mit ihrer Hilfe erfolgreich zustande gebrachten Konzert (27. Januar 1834) den damals etwas menschenscheuen Schumann mit ihnen bekannt machte und nach Monaten auch endlich zu einem Besuch vermochte. Inzwischen hatte sich Henriette schon ratend und helfend an der Vorbereitung der „Neuen Zeitschrift für Musik" beteiligt und war als „Eleonore" unter die „Davidsbündler" aufgenommen worden. Das allmähliche Wachstum der Freundschaft zu schildern, das Schumann durch das große Crescendo-Zeichen auf dem Albumblatt versinnbildlichte, dazu reicht der mir zugemessene Raum nicht aus. (Näheres in dem Sonderabdruck 1892, II d. Bl.) Auch Klara Wieck schloß sich vertrauensvoll an Henriette an. — Schunke starb schon am 7. Dezember 1834 an der Schwindsucht, schmerzlich betrauert von den Freunden. Noch vierzehn Tage zuvor hatte er für das neue, größere Album, das Henriette von ihrem Gatten zum Geburtstag erhielt, ein „Religioso" komponiert. Auf sein Grab ließ Voigt ein eisernes Kreuz setzen, mit derselben Inschrift, die am Eingange dieses Gedenkblattes zu lesen ist. Es folgte ein längerer freundlicher Briefwechsel mit Schunkes Eltern in Stuttgart, denen Henriette schon vorher über seine Krankheit berichtet hatte.

Vom 1. bis 4. Oktober desselben Jahres war Mendelssohn auf der Rückreise vom Elternhause nach Düsseldorf wieder in Leipzig eingekehrt, hatte am Abend des 1. in einer Gesellschaft bei Raymund Härtel u. a. mit der Freundin vierhändig seine Hebriden-Ouverture gespielt, sich am folgenden Vormittage von ihr zu Rochlitz geleiten lassen, wo sie „eine erhebende Stunde" verlebten, und am 4. in der Konzertprobe durch ihre Vermittlung auch Schumann persönlich kennen gelernt. In diesen Tagen hatte er Voigts zum Besuche des zu Pfingsten 1835 in Köln unter seiner Leitung abzuhaltenden Musikfestes eingeladen — eine reizvolle Aussicht, die auch in Erfüllung ging. Sie trafen schon am Tage nach Himmelfahrt in Kassel ein, wo sie eine Woche verweilten und mit der Frau von der Malsburg, Hauptmann und Spohr viel verkehrten, musizierten und Musik hörten, u. a. Spohrs drittes Doppelquartett. Die weitere Reise machten sie in Gesellschaft des Malers Julius Hübner, mit dem sie in Frankfurt in der Ausstellung sein Bildnis Schadows, Mendelssohns Bildnis von Theodor Hildebrandt und Lessingsche Landschaften sahen. Das Musikfest selbst war ein hohes Erlebnis. Händels Salomon, Beethovens Festouverture und achte Symphonie, Webers Euryanthe-Ouverture waren die

Hauptstücke, die Zahl der Mitwirkenden sechshundertachtzig. Mendelssohn, berichtet Henriette, die beim Festmahl seine Nachbarin war, ihrer Freundin Alwine Jasper, „gewann alle Herzen, ausgenommen meines, das ihm schon seit alter Zeit angehörte“. Kurz zuvor war ihm von Leipzig der Antrag zugegangen, die Leitung der Gewandhauskonzerte zu übernehmen. Er mochte Pohlenz nicht verdrängen und hatte schon einen Absagebrief geschrieben, wollte aber vor dessen Absendung noch mit den Freunden darüber sprechen. Seiner Einladung folgend, fuhren sie mit nach Düsseldorf. Das Ergebnis der Unterredungen war, daß er den Brief zerriß und den Antrag bedingungsweise annahm. Befriedigt besuchten sie nun noch die jungen Meister der im Aufblühen begriffnen Akademie in ihren Ateliers. Bei Hildebrandt bestellte Voigt als Geschenk für Henriette zum 24. November eine Wiederholung seines Mendelssohn-Bildes, die dieser durch seinen besten Schüler ausführen zu lassen versprach. Sie gelang so vorzüglich, daß die Gürzenichgesellschaft eine gleiche Kopie bestellte.

Gegen Ende Juli kam Karl Loewe nach Leipzig, um seine Balladen vorzutragen. Er schenkte Voigts einen Abend, zu dem Uhlrich und Dr. Carus mit geladen waren, und sang ihnen u. a. seinen Erlkönig und Der Wirtin Töchterlein, komponierte auch aus dem Stegreif ein Gedichtchen von Henriette für ihr Album. Die frühere Wohnung war inzwischen mit einer freundlichern in der Petersstraße vertauscht worden. Groß war sie auch nicht, aber der geräumige Vorsaal ließ sich, mit Blumen geschmückt, zu einer Musikaufführung, auch wohl zu einem Tänzchen benutzen. Hier entfaltete sich nun ein reiches, in Wohlklang und Schönheit getauchtes Leben. Beiden Eheleuten war die Gabe zuteil geworden, in jede Darbietung etwas von ihrer Eigenart zu legen und die Gäste so anzuregen, daß jeder sein Bestes gab. Schumann und Mendelssohn waren zusammen zum erstenmal kurz nach Mendelssohns Ankunft in Leipzig, am 10. September 1835, bei Voigts, mit ihnen der Sänger Hauser, Dr. Carus und Schrey. In ihrem Kalender vermerkt Henriette: „Ich mußte Mendelssohn mehreres allein spielen — dann arrangierten wir die Olympia-Ouverture vierhändig, Hauser und ich sangen Lieder, dann gegessen, Anekdoten erzählt, sehr lustig gewesen bis nach elf Uhr, wo Mendelssohn noch Liszt kopierte.“ Später, als Schumann und Mendelssohn einmal mit Bennett und David zu Gaste waren, hatte Henriette jedem der Gäste statt des Namens ein ihn kennzeichnendes Distichon aufs Gedeck gelegt. Am Silvester 1836 komponierte Reißiger, der bei Voigts Quartier genommen hatte, aus dem Stegreif einen Kanon, es wurden lustige Zettel geschrieben, und Bennett zeichnete Karikaturen dazu. Von andern Künstlern, die während dieser Jahre die Gastfreundschaft des Voigtschen Hauses genossen, seien hier nur einige genannt: Bohrer, die Brüder Ganz („die Gänze“), Henselt, Lipinski, Lobe, Moscheles, Stamaty, Verhulst, der jugendliche Vieuxtemps, die Sängerin Klara Novello, die Mendelssohn nach damaligem Brauche für den ganzen Winter 1836/37 gewonnen hatte. Chopin hat nur Henrietten allein einmal auf ihrem Flügel

vorgespielt: „Interessanter Mensch, noch interessanteres Spiel — es griff mich seltsam an.“ Eine besondre Freude war es ihr, daß ihr verehrter Lehrer Berger im November 1836 als Wohngast da war; im Stammbuch dankt er „seiner lieben Freundin und Pflegemutter“.

Nach der ersten Leipziger Aufführung des Paulus hatte Henriette zunächst Rochlitz um öffentliche Besprechung ersucht. Dieser war jedoch durch seinen Gesundheitszustand verhindert und verwies auf Schumann, der ihrer Bitte Folge leistete, indem er in den berühmten „Fragmenten“ aus Leipzig IV und V Meyerbeers Hugenotten Mendelssohns Paulus entgegenstellte: „Sein Weg führt zum Glück, jener zum Übel.“ Zum Danke schenkte Henriette ihm den Brief, worin ihr Rochlitz seine freudige Zustimmung ausgedrückt hatte.

Im Dezember 1835 war Henriette eines Töchterchens genesen. Den beiden Gatten war damit ein Herzenswunsch erfüllt. Einer der Paten war Mendelssohn; er schenkte dem Kind ein Album, dessen erste Seite von ihm eigenhändig mit Bibelsprüchen beschrieben war. Mit welcher Liebe Henriette an dem Kinde hing, wie sie bestrebt war, in seiner Seele zu lesen, wie verständig sie die Erziehung führte, davon geben ihre Aufzeichnungen beredtes Zeugnis. Hier nur eine Stelle, 1836, „an Goethes Geburtstag“ eingetragen: „Kein Buch, und wäre es von Engeln geschrieben, ersetzt uns die Lehren und Offenbarungen des unsichtbaren und doch so sichtbaren Werdens und Fortschreitens eines Kindes.... Gewiß ist ein Kind der beste Lehrmeister für ein waches, tätiges Gemüt.“ Als sie im Mai 1837 die Freunde in Kassel und die Schwägerin in Weimar besuchte, nahm sie das Töchterchen mit. Wie sie dort aufgenommen worden ist, zeigt am besten der Nachklang in einem Briefe von Hauptmann: „Eine große Freude haben Sie uns durch Ihre lieben Briefe gemacht. Als wir, Fr. v. Malsburg, Spohr und ich, einige Tage nach Empfang desselben zusammentrafen, kam Fr. v. M. mir freudig entgegen: denken Sie sich, ich habe einen Brief von der Voigt; ich auch, rief ich, ich auch, Spohr.“ In Weimar — dazwischen hatte sie die Wartburg und Wilhelmstal besucht — durfte Sie mit dem alten Hummel dessen As-Dur-Sonate spielen (vier Monate später hatte sie sein Albumblatt mit einem Kreuz zu bezeichnen). Dann sah sie, von Kräuter geführt, „mit heiligem Schauer“ Goethes Haus, musizierte mit Lobe, Götze und Apel und empfing den Besuch des Kanzlers von Müller, der dann Rochlitz zu einer solchen Freundin beglückwünschte. Im folgenden Jahre war sie wieder ein paar Wochen in Berlin und hatte die Freude, endlich Schumanns Kompositionen anerkannt zu sehn.

Schon in ihren frühern Aufzeichnungen finden wir hier und da Todesahnung und Ewigkeitssehnsucht ausgesprochen. Mit solchen Gedanken beginnt sie das Jahr 1839, fügt aber hinzu: „Mut und Standhaftigkeit sollen mich begleiten auf der dornigen Bahn, die bald meiner harret. Gott hilft mir gewiß, gewiß, so oder so!!!“ Damit schließt das Tagebuch. Der Schreibkalender ist bis zum 7. April fortgeführt, dem Tage der Einweihung der Eisenbahn nach

Dresden. Am 24. Februar hatte ſie noch einen Nachruf an Berger, ſpäter noch Verſe zu Schumanns Kinderſzenen, 1 bis 4, gedichtet. Am 5. Mai gebar ſie ein zweites Töchterchen, das Schumann aus der Taufe hob, das ſie aber unter der Obhut der treuen Alwine Jaſper zurückließ, als ſie im Juli, begleitet vom Gatten und dem ältern Töchterchen, zur Kur nach Salzbrunn reiſte. Wenige Wochen nach der Heimkehr, am 15. Oktober, erlag ſie, noch vor Vollendung ihres einunddreißigſten Lebensjahres, jener verzehrenden Krankheit, die — wie Schumann in ſeinem Nachrufe ſchreibt — die Natur dem Siechenden ſo gütig zu verbergen weiß. Die Grabrede hielt Freund Gilbert; ein von Verhulſt eigens komponierter vierſtimmiger Geſang ſchloß die Trauerfeier.

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

(Fortſetzung)

Von dem Feſteſſen berichten wir nichts. Es war tadellos und verlief nach gegebnem Schema. Und richtig kriegte der Halbgott nichts weiter als Sekt, Marke Goldberg, zu trinken. Fräulein Binz, eingedenk der Verpflichtung, die ſie übernommen hatte, duldete es nicht anders. Und Frau von Seidelbaſt rührte überhaupt nichts an, ſondern ſchwärmte und fütterte ihr Idol. Und die andern führten zu zwei und drei höchſt intereſſierte Geſpräche, wandten dabei aber ein Auge und ein Ohr auf die Mittelgruppe, um etwas von dem zu ſehn und hören, was vorging, und um ſich gegebnenfalls in das Geſpräch miſchen zu können. Und Er, der Eine, der Einzige war in ſeinem Element; er ſchwamm in der allſeitigen Verehrung wie ein Fiſch im Waſſer.

Nach Tiſch fuhr man fort, Sekt zu trinken, und zuletzt ließ ſich Alfred Rohrſchach erweichen, ſeine Schmiedelieder nochmals zu ſingen. Und Fräulein Binz begleitete am Klavier und war wütender als je. Ach ſie konnte ihr Inneres nicht anders offenbaren als durch muſikwütige Blicke. Denn auch ſie hatte ihre Stunde gehabt und war dem Halbgott innerlich zu Füßen geſunken.

Als Alfred Rohrſchach geendet hatte, begegnete er Hilda, die er bis jetzt noch nicht beachtet hatte. Hilda errötete und wollte etwas ſagen. Aber ſie brachte kein Wort über die Lippen und ſah den Sänger mit ſo ſtrahlenden und bittenden Augen an, daß dieſer erſtaunte. Donnerwetter, ſagte er zu ſich, famoſer Käfer. Goldkäfer. Und bis über die Ohren in mich verliebt. Er hielt den Augenblick feſt, zog das junge Mädchen ins Geſpräch und zeigte ſich von allen Seiten im vorteilhafteſten Lichte. Als Frau Mama dazwiſchenkam und den Halbgott für ſich in Anſpruch nahm, flog Hilda, die Hand auf das Herz gedrückt, in ihren Philoſophenwinkel — und traf dort Onkel Philipp. Offenbar wollte Onkel Philipp etwas ſagen, aber auch er brachte es nicht heraus und ſah Hilda nur mit herzlich mitleidigem Blicke an.

Was ſehn Sie mich denn ſo an? fragte Hilda.

Ich weiß nicht, erwiderte Onkel Philipp, was ich darum geben würde, wenn ich Ihnen die Enttäuſchungen erſparen könnte, denen Sie entgegengehn.

Ach, Onkel Philipp, entgegnete Hilda, äußerlich leichthin, doch innerlich merkwürdig befangen, Sie sind doch bloß eifersüchtig.

Ja, Fräulein Hilda, sagte Onkel Philipp sehr ernst, ich bin es. Ich hatte mir in meinen besten Stunden ein stilles Heiligtum gebaut und „ein Bild auf goldnem Grunde" hineingestellt. Soll ich nicht traurig sein, wenn man mirs hinausträgt?

Ach, Onkel Philipp — Hilda errötete abermals —, es steht Ihnen gar nicht gut, wenn Sie eifersüchtig sind. Gönnen Sie mir doch meinen Halbgott. — Aber sie fand, daß es Onkel Philipp sehr gut stehe, wenn er eifersüchtig war, und daß er auf einmal ganz jung und gar nicht onkelhaft aussah. Und wie hatte er gesagt? und was bedeutete das Bild auf dem Goldgrunde? Da leuchtete in ihr ein helles Licht auf, das ihr deutlich zeigte, was sie bis dahin geahnt hatte, was sie aber nicht hatte sehn wollen, daß Onkel Philipp sie liebe — nicht in flüchtiger Neigung, sondern in einer Liebe, die das ganze Leben bedeutete. Aber ach, es war nicht bloß eine Sonne, die ihr an diesem Abend aufgegangen war, es waren zwei. Die Sonne der Kunst, das heißt die Sonne eines Halbgottes, und die Sonne der Liebe eines guten und tüchtigen Menschen, den sie immer gern gehabt hatte, und der plötzlich viel zu jung geworden war, um als Onkel behandelt zu werden. Und da war auch schon wieder der Halbgott, der sie sichtlich auszeichnete, ihre Hand in der seinen festhielt und auf Wiedersehn und gute Freundschaft anstieß. Daß eine Blume sich ihrer Sonne zuwendet, das ist begreiflich, aber zwei Sonnen auf einmal, war das nicht zuviel? Kaum hatten sich die letzten Gäste empfohlen, als Hilda in ihr Kämmerchen floh, um dort einen guten Teil der Nacht mit Tränen und grübelnden Gedanken zuzubringen.

Währenddessen saß der alte Geheimrat krank in seinem Lehnstuhl in dem fernsten Zimmer der Seidelbastschen Villa. Es war nur zu deutlich zu sehn, wie hinfällig er war, und wie verbraucht seine Lebenskräfte waren. An seiner Seite saß sein Sohn Hunding, der, sobald er das Fest unbemerkt verlassen konnte, zu seinem Vater geeilt war. Von fern vernahm man musikalische Töne und draußen auf dem Korridor Schritte und hastige Worte. Der alte Herr konnte ja davon nichts hören. Doch erfüllte es das Herz Hundings mit Bitterkeit. Wenn der Vater schon gestorben, eingesargt und begraben wäre, er hätte nicht mehr beiseite gesetzt sein können, als es jetzt schon der Fall war. Der alte Herr hatte Papiere vor sich liegen, in denen er ab und zu las. Dann verfiel er wieder in sinnendes Nachdenken.

Hunding, fragte er nach einer Weile, was machen sie da vorn?

Hunding nahm einen Zettel, und schrieb darauf: Sie trinken Sekt und feiern Alfred Rohrschach.

Wer ist Rohrschach? fragte der alte Herr.

Mamas Vollgott und Hildas Halbgott, antwortete Hunding auf gleiche Weise. Heldentenor und Künstler von Gottes Gnaden.

Hunding, sagte der Vater, wenn es Mama so weitertreibt, macht sie ihr Vermögen und euer Vermögen alle, ehe sie es selber merkt. Und wenn ich erst tot bin, kann ich es nicht hindern. Und du auch nicht. Ich will nicht, daß du in meinem Auftrage die Hand auf den Beutel legst und der Feind deiner Mutter wirst. Hunding, es ist deine Mutter. Und was ich habe ertragen können, das mußt du auch ertragen können. Ich will sie nicht enterben und ihre Kinder zu ihren Vormündern setzen. Hunding, höre zu. Weißt du, was eine Schiebung ist?

Hunding wußte es nicht.

Es ist ein Scheinvertrag, Hunding. A zediert B durch einen Scheinvertrag eine Summe, und B zediert sie an A zurück. Weg ist sie. Ich bin A. Ich habe mein Vermögen zediert, das heißt verschwinden lassen. Aber ich habe die Rückzession in Händen.

Hunding griff nach Papier und Bleistift.

Weiß schon, sagte der Vater. Die Rückzessionsurkunde liegt in meinem Schreibtisch in dem Kasten links in einem Umschlag. Darauf steht: Erledigte Sachen. Da findet sie niemand. Wenn ich tot bin, wirst — du — Nach—richt erhalten.

Seine Sprache war langsamer und leiser geworden, und ehe er noch geendet hatte, war er vor Erschöpfung eingeschlafen.

12

Es war am Morgen vor der Aufführung des Siegfried gewesen, als der alte Brömmel in das Bureau seines Chefs trat und sagte: Herr Spohnnagel, wärd denn der Siegfried im Dageblatte gelopt oder gedadelt wärn?

Wieso? fragte Herr Spohnnagel.

Ich muß das wissen, fuhr der alte Brömmel fort, wegen 'n Logalen. Wir gennen doch nich in'n Logalen Halleluja singen und hernach die Geschichte unter Gunst und Wissenschaft herunderhunzen.

Das war richtig, Herr Spohnnagel sann nach. Die Lage war kompliziert. Um der gekränkten journalistischen Ehre von wegen des Freibilletts Genugtuung zu verschaffen, hätte er am liebsten ein vernichtendes Referat gesehn; aber die Theatergesellschaft mußte geschont werden — schon darum, weil der Baurat seine geschäftlichen Drucksachen bei ihm anfertigen ließ. Und so entschied er nach einigem Nachdenken: Der Theaterbericht soll vornehm und reserviert gehalten werden.

Scheenechen, meinte Herr Brömmel und sagte es dem Faktor; und dieser berichtete es dem Laufburschen, und dieser Herrn Hesselbach, daß der Theaterbericht vornehm und reserviert abgefaßt werden solle. Demgemäß begab sich Herr Hesselbach in vornehmer und reservierter Stimmung ins Theater, nahm die Darstellung vornehm und reserviert entgegen und schrieb einen Bericht im Sinne eines Menschen, der mit der einen Hand zögernd gibt und die andre Hand bereit hält, das wieder zurückzunehmen, was er gegeben hat.

Anders Herr Lappensnider. Er arbeitete die halbe Nacht an einem Opus, in das er die ganze Fülle seines Talents und seiner Kenntnisse goß. Als er am andern Morgen das Manuskript in der Druckerei abgab, war er mit seinem Werke wohl zufrieden. Und als Herr Männelmann die Korrekturfahne in der Hand hielt, konnte er nicht leugnen, daß eine so schwungvolle und gelehrte Epistel in seinem Blättchen noch nicht gestanden hatte. Er erwog ernstlich, ob er seinem Kunstreferenten nicht die Kleider schenken solle, die er ihm geborgt hatte, aber er verwarf diesen Gedanken. Man muß, meinte er, seine Leute nicht verwöhnen. Sie dürfen nicht glauben, wenn sie einmal etwas gut gemacht haben, daß das Extraleistung sei, die extra honoriert werde. Nein, das ist es, wofür sie bezahlt werden.

Der Kunstreferent des Kreiskorrespondenten begann seinen Bericht der Bedeutung der Sache entsprechend mit der Erschaffung der Welt, das heißt mit den Stürmen und Katastrophen, aus denen das Sein geboren ist. Diese Stürme, zu deren Zeugen uns Rheingold und die Walküre gemacht haben, haben ausgetobt, die gegenseitigen Spannungen der heterogenen Kräfte, des Urmännlichen, Urweiblichen und Ursächlichen haben sich gelöst, und diese besänftigten Kräfte haben sich vereinigt zur Hervorbringung des Wesens, das der Inbegriff des Urmännlichen, Urweiblichen und Ursächlichen ist, des Menschen, jenes Wesens, in dem sich alle jene Eigenschaften, die in der Welt als Totalität vorhanden sind, die jedoch in der Singularität nur sporadisch auftreten, totalistisch-singulär vereinigen. Dieser Mensch ist Jung-Siegfried, der Naturmensch, der Heldentenor in Fell und Trikot gekleidet, der Sieger über Bären und Drachen,

der Bezwinger der wabernden Lohe. Und nun war Referent bei der Aufführung Siegfrieds im Theater von Neusiedel angekommen. Diese Aufführung wurde in den Himmel gehoben. Es war ein Abend gewesen, der den Festspielen in Bayreuth dreist an die Seite gestellt werden konnte. Namentlich war Alfred Rohrschach wahrhaft überirdisch gewesen. Aber auch die andern Mitspielenden waren alles Lobes würdig, Stimme, Pose, Ausdruck — großartig. Wenn etwas hinter den Erwartungen zurückgestanden habe, so sei es der Feuerzauber gewesen, aber mit Rücksicht auf die Feuergefährlichkeit und das neue Theater habe man sich einschränken müssen. Besondern Dank verdiene die Theatergesellschaft und namentlich Frau von Seidelbast, die die Seele des Unternehmens sei, und deren durch und durch künstlerischer Geist dem Titanenwerke eines Richard Wagner als kongenial bezeichnet werden müsse. Das Publikum werde es nicht ungern hören, daß im Laufe des Winters auch noch ein zweiter Bayreuther Tag stattfinden werde, und daß ein zweites Stück der Trilogie zur Aufführung gelangen solle.

Damit hatte es seine Richtigkeit — nur aus einem andern Grunde als dem vermuteten. Nicht das Feuer der Begeisterung führte zu dieser zweiten Aufführung, sondern die Not. Die Aufführung hatte trotz der hohen Preise und trotzdem alle Plätze besetzt gewesen waren, zu einem Defizit geführt. Wie hoch es war, war noch gar nicht abzusehn. Man hatte keinen ordentlichen Voranschlag gemacht, man hatte überhaupt nicht gerechnet. Rechnen war nicht die starke Seite von Frau von Seidelbast, und wie hätte sie es vermocht zu rechnen, wenn es sich um die höchsten Ideale der Menschheit handelte! Und die andern Mitglieder der Theatergesellschaft hatten sich, als sie sahen, wie eigenmächtig und unbesonnen Frau von Seidelbast handelte, geärgert zurückgezogen. Nun aber kamen die Rechnungen; sie liefen alle bei Frau von Seidelbast ein, und Rechnungen hatte sie nie leiden können. Ihren Mann um Geld zu bitten — offen gestanden, das wagte sie nicht. Und er war doch auch so leidend und mußte geschont werden — nicht wahr?

Gnädige Frau, hatte Fräulein Binz geraten, gehn Sie doch zu Sally. Da kriegen Sie soviel Geld, als Sie haben wollen.

Meinen Sie?

In der Tat, Sally zahlte mit der größten Liebenswürdigkeit so viel Geld auf den Tisch, als Frau von Seidelbast verlangte. Es war dazu nichts weiter nötig, als daß sie einen Zettel unterschrieb.

Wenn also nun das Defizit gedeckt werden sollte, so mußte man einen zweiten Bayreuther Tag veranstalten und mit dem Überschusse dieses zweiten Tages den Fehlbetrag des ersten ausgleichen. Nachdem man doch seine Erfahrungen gemacht hatte, und wobei man auch die Preise der Plätze erhöhen konnte. Und wobei man auch hoffen durfte, ihn, Alfred Rohrschach, wieder begrüßen zu können.

Hilda drückte die Hand aufs Herz. Ja, nun war ihr das Verständnis für die Kunst aufgegangen. Nun saß sie am Klavier und versuchte es an der Hand des Klavierauszugs die hohen Eindrücke zurückzurufen, die sie einst gehabt hatte, und nun stand das Bild von „Ihm" vor ihr, auf ihrem Schreibtische. Hunding höhnte, aber sie beachtete es nicht. Was wußte er denn davon, welchen Glanz die Kunst in einem Mädchenherzen aufstrahlen läßt!

Das Theater aber hatte schlechte Zeiten. Das Publikum war theatersatt geworden. Viele von denen, die vordem die Theaterkasse gestürmt hatten, um für hohen Preis ein Billett zu erkämpfen, blieben nun zu Hause und sparten. Der Direktor versammelte mit seinen Schwänken und Lustspielen einen Kreis von Hausfreunden um sich, Geschäftsleute, die sich abends vom Tagewerke erholen wollten, Bürger, die nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten, Ökonomen vom Lande,

die ihre Pferde aus dem Stalle bringen und bewegen und der Frau und den Töchtern etwas bieten wollten; aber im Parkett und in der Kasse zeigten sich schmerzliche Lücken. Für diese treuen Freunde des Theaters erhob Schlechtenthal täglich seinen Lobgesang. Alles war vortrefflich gewesen, und ob Fräulein X oder Frau Y einmal so oder so ausgesehn hatten, war eine Sache von großer Wichtigkeit. Und wenn ja einmal etwas getadelt wurde, so wurde es so in Lob eingewickelt, daß es niemand schadete.

Den Referenten des Kreiskorrespondenten erfüllte dies Verfahren mit tiefer Verachtung. Wer so lobt, wie der Referent des Tageblattes, steht nicht über, er steht unter den Dingen. Der freie Künstler nimmt gar keine Rücksicht. Ja gerade an der Höhe seiner unerfüllbaren Forderungen zeichnet sich die Größe seines Geistes ab. An der Höhe dieser Forderungen gemessen, erschienen nun freilich die Leistungen des Neusiedler Theaters als minimale. Hören wir einige der Urteile, die der freie Künstler in seinen Rezensionen zum besten gab: Die Verwaltung unsers Theaters befindet sich in rapidem Niedergange, und es ist der Zeitpunkt nicht fern, wo wir bei der unverhüllten Schmierenhaftigkeit angekommen sein werden. — Und was hat unser Direktor, den ein Unstern an die Spitze unsers Theaters gestellt hat, aus diesem Werke gemacht? Nur das, was er selbst zu begreifen vermochte, und das war nicht viel. — Von feinen Abtönungen, von Schattierungen, vom Herausarbeiten des Fundamentalen — keine Spur. — Das Ensemble war hundsmiserabel. Ein Haufe von Menschen, die planlos auf der Bühne herumlaufen, bildet noch kein Ensemble. — Herr Mundo als Bonnifet glaubte mit einigen Mätzchen seine Unfähigkeit zu charakterisieren verdecken zu können. — Herr Bendler ist uns seit lange als alter Routinier bekannt, der nichts geradezu verdirbt, aber auch nichts gut macht. Und Fräulein Nienburg ließ die erforderlichen Herzenstöne durchaus vermissen. — Warum ist die Rolle der jungen Komtesse nicht Fräulein Peppi Moosblüte gegeben worden. Sie würde etwas ganz andres daraus gemacht haben. — Ausstattung und Arrangement waren kläglich. Wir kennen die beiden Restaurationstische, die je nachdem die Ausstattung eines Salons oder den armen Hausrat der Hütte darstellen. Wir sind ja aber bessere Leistungen von seiten des Herrn, der sich auf dem Theaterzettel als Regisseur zeichnet, nicht gewöhnt. — Zu einem Theater, das sich über das Niveau der Erbärmlichkeit erheben will, gehört mehr als Rolle, Gage und Souffleur. Dazu gehört Talent. Wenn alle die, die sich Künstler nennen und talentlos die Bretter, die die Welt bedeuten, betreten, hinausgewiesen würden, diese Welt würde entvölkert sein.

Diese sträflichen Anreden, die der Korrespondent, um die Kunst in Neusiedel zu heben, täglich brachte, unterschrieb der Kritiker mit seinem vollen Namen: Dr. Lappensnider, was Dietrich Lappensnider heißen konnte, aber als Doktor Lappensnider gelesen wurde. Und Lappensnider erhob auch keinen Widerspruch, wenn er von seinen Freunden Herr Doktor genannt wurde. Ja im Laufe der Zeit fing er selber an, zu glauben, daß er in Leipzig oder Jena den Doktor rite oder summa cum laude gemacht habe.

Natürlich erregten die schonungslosen Kritiken des Korrespondenten bei dem Theatervölkchen einen großen Zorn, was den Kritisierten auch nicht zu verdenken war. Der Charakterspieler Herr Frank Mundo warf den Flügel seines Mantels über die Schulter, vergrub die Hände in die Hosentaschen und grollte mit Grabesstimme: Gemeinheit! Und der Bonvivant kaufte sich alle acht Tage einen andern Stock, mit dem er erklärte, diesen Skribenten verhauen zu wollen. Aber Herr Bendler, der Komiker, kniff ein Auge zu und krähte: Drückt diesem Tintenkuli ein paar Groschen in die Pfote, ihr sollt sehn, er lernt aus der Hand fressen.

Dies tat nun auch der Direktor, deſſen Geſchäft durch die ſchlechten Kritiken ernſtlich geſchädigt wurde. Aber er beging die Unklugheit, mit Lappenſnider zu verhandeln, als er ſich in ſeinem Arbeitsraume befand, und während die Tür zum Kontor ſeines Chefs nicht verriegelt und verſchloſſen war. Und er bot zu wenig. Da nun Lappenſnider gerade von Frau von Seidelbaſt eine metallne Aufmunterung erhalten hatte, ſo wies er die Zumutung, ſein freies Künſtlertum für Geld zu verkaufen, mit ſittlicher Entrüſtung ab. Im nächſten Theaterberichte las man dann finſtere Andeutungen über Beſtechungsverſuche und unehrenhafte Machinationen und über die unerſchütterliche Tugend des Berichterſtatters, der es ablehne, ſein Urteil durch Schmiergelder beeinfluſſen zu laſſen. Niemand zuliebe, allen nach Verdienſt, das ſei der Grundſatz ſeines freien Künſtlertums.

Auch Herr Heſſelbach war ſittlich entrüſtet über dieſes Verfahren, das nur zum Nachteil eines Kunſtinſtituts gereichen konnte, das die Bürgerſchaft in Ehren zu halten allen Grund hatte. Dieſen Schaden ſeinerſeits wieder gut zu machen, war er durchaus bereit; doch war es unmöglich, ſeine Leier auf einen noch höhern Ton des Lobes zu ſtimmen. Er griff alſo zum Schwerte des Geiſtes und führte dieſes Schwert vornehm, nachdrücklich und ſchneidig. Er ſtigmatiſierte die Art des Kritikers des Korreſpondenten als eine ſolche, die von Unkenntnis, Übelwollen und Überhebung eingegeben war, und ſtand nicht an, zu ſagen, daß einem Menſchen, der fremd nach Neuſiedel gekommen ſei, und der weder Perſonen noch Verhältniſſe kenne, etwas mehr Beſcheidenheit wohl anſtehn werde.

Der Kritiker des Korreſpondenten entbrannte in heller Wut über dieſe Zurechtweiſung, zog vom Leder, und es erhub ſich ein Zweikampf, bei dem die Federn flogen. Da nun dieſer Zweikampf gleichſam über das Theater hinweg ausgefochten wurde, ſo bekam das Theater von rechts und links Hiebe. Lappenſnider wütete: Wenn das Tageblatt ſolche Stümperei, ſolche Kuliſſenreißerei, ſolche Minderwertigkeiten in Perſonen und Leiſtungen verteidige, ſo verdiene es als Käſepapier verwandt zu werden. Sein Referent gleiche einer Spieldoſe, die nur eine Melodie auf der Walze habe und dieſe unermüdlich Tag für Tag abklingle. Er müſſe den Referenten daran erinnern, daß für jeden Menſchen einmal die Zeit komme, ſich penſionieren zu laſſen, beſonders aber für den, der ſchon penſioniert ſei. Dem hielt der Referent des Tageblatts entgegen, daß man von einem Provinzialtheater nicht dieſelben Leiſtungen erwarten könne wie von einem Reſidenztheater. Dazu ſei das Neuſiedler Theater zu klein. Man dürfe alſo auch nicht urteilen unter Annahme von Vorausſetzungen, die nicht zuträfen. Der Direktor und die Schauſpieler täten, was ſie könnten, und was man billigerweiſe von ihnen erwarten dürfe. Und wenn es auch nicht alle acht Tage ein klaſſiſches Trauerſpiel geben könne, ſo werde man einem Moſer, Blumenthal, Kadelburg und Ernſt doch vollauf gerecht. Und was man denn mehr wolle?

Das Neuſiedler Publikum las dieſe Urteile mit ſcheuem Befremden. Es hatte nicht gedacht, daß die Stücke, bei denen man ſich manchen Abend ſo gut unterhalten hatte, ſo ſchlecht, und daß die Leiſtungen der Schauſpieler ſo minderwertig ſeien. Es mußte aber doch wohl der Fall ſein, denn man las es ja im Kreiskorreſpondenten, einem Blatte, in dem die offiziellen Bekundungen des Herrn Landrats ſtanden, die doch ein Bürger und Patriot als höchſte Autorität anſehn mußte. Und ſo war man geneigt, auch die Theaterkritiken als offiziöſe Äußerungen von Geſetzeskraft anzuſehn. Und was das Tageblatt für das Theater vorbrachte, klang doch mehr als Entſchuldigung, wie als Widerlegung. Ja ja, mit dem Theater ſtand es ſehr ſchlecht. Und ſo nahm der Theaterbeſuch von Woche zu Woche ab.

Auch der Balkon und die Logen, wo ſich die Plätze für die beſſere Geſellſchaft in Neuſiedel befanden, ſtanden Abend für Abend leer.

Sagen Sie mal, Assessor, sagte der Major Kuhblank, der einer der wenigen Getreuen war und wenigstens ab und zu einmal in das Theater ging, man sieht Sie ja gar nicht mehr im Theater.

Keine Zeit, Herr Major, erwiderte der Assessor a. D.

Was haben Sie denn zu tun? meinte der Major a. D.

Drückende Verpflichtungen. Alle Abende Gesellschaft. Ist scheußlich. Namentlich für den Magen. Würde gern einmal ins Theater kommen, um körperliche und geistige Diät zu halten. Aber es geht nicht, geht partout nicht.

Noch ein Verhängnis brach über das arme Theater herein. Seine Ursache war der Musikdirektor Krebs. Von dem Tage an, daß ihm Frau von Seidelbast versprochen hatte, ihn und seine Kapelle für den Bayreuther Tag zu verwenden, und von dem Tage an, daß sie ihr Wort gebrochen hatte, war bei ihm die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt. Er sah es nicht mehr für ein unabänderliches Geschick an, wenn die Tische in seinen Mittwochskonzerten so wenig besetzt waren, sondern für ein bittres Unrecht, das ihm angetan wurde — und dies von diesem Theater, auf das er so große Hoffnungen gesetzt hatte. Er empfand herostratische Gefühle, er hätte es fertiggebracht, mit seinen Leuten in die geheiligten Räume einzubrechen und eine Katzenmusik anzustimmen. Wenn er diesem Theater einen Streich hätte spielen können, er hätte es mit Wonne getan.

Und die Gelegenheit fand sich. Sie bestand in einer einfachen Überlegung. Wenn die Neusiedler schlecht in das Schauspiel gingen, so war damit keineswegs gesagt, daß sie nicht in die Operette kommen würden, falls eine solche geboten würde. Eine Operette — na ja, eine Operette war ja im Grunde keine klassische Musik, aber besser als Tanzmusik war sie doch. Und wenn die Leute durchaus Operetten haben wollten, warum denn nicht?

Seiner lieben Frau teilte Krebs diesmal seinen Plan nicht mit, dagegen nahm er seinen Geschäftsfreund und Gevatter vom Thaliatheater nach einem dürftig besuchten Mittwochskonzerte, bei dem weder der Wirt noch die Musik etwas Erkleckliches verdient hatten, beiseite und suchte ihn für die Operette zu interessieren. Und diesem leuchtete die Sache ein. Jawohl, das Publikum würde in die Operette kommen und nicht ins Theater gehn. Nur eine Hauptbedingung war noch zu erfüllen, der Saal mußte gegen Zug und Rauch geschützt werden. Darauf ging der Thaliawirt mit anerkennenswerter Opferwilligkeit ein. Es wurden Doppeltüren angeschafft, und die Öfen wurden umgesetzt. Nachdem dies geschehn war, konnte man in der Zeitung veröffentlichen, daß es gelungen sei, das rühmlichst bekannte Dippendorfsche Operettenensemble für einen Zyklus von Vorstellungen zu verpflichten. Die Aufführungen fänden in dem den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechend erneuerten Thaliatheater statt. Zugleich lagen die Photographien der Sterne des Ensembles, namentlich die Bilder der Damen in pikanten Kostümen in den Schaufenstern aus.

Die geniale Idee Krebsens hatte vollen Erfolg. Das Theater war jeden Abend bis auf den letzten Platz gefüllt. Und je gepfefferter die Kost war, die man darbot, desto mehr stieg der Appetit des Publikums. Es war auch keine Kleinigkeit, wenn Dinge, die man sich sonst anständigerweise hinter der vorgehaltnen Hand zuflüsterte, auf offner Bühne mit Trommeln und Trompeten verhandelt wurden. Ja, das mußte man sehn, das war doch ganz etwas andres als die Heiratsgeschichtchen des Theaters.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 14. Februar 1909

(Ein Nachwort zum Besuch des englischen Königspaars. Das deutsch-französische Marokkoabkommen. Die Lage im Orient. Die Finanzkommission des Reichstags. Die Etatsberatung. Straßendemonstrationen.)

Der Besuch des Königs Eduard ist vorüber und hat bei allen Beteiligten ungetrübte Befriedigung hinterlassen. Will man die Stimmung kurz bezeichnen, so darf man wohl sagen: es herrschte herzliche Wärme ohne Überschwenglichkeiten. Und das ist, was die vernünftigen Leute diesseits und jenseits des Kanals gewünscht und erhofft hatten. Es ist die Stimmung, in der man sich auf sachlicher Grundlage freundschaftlich verständigen kann, ohne fürchten zu müssen, daß die Rückkehr von der Festfreude zur Alltagsarbeit einen Rückschlag herbeiführt. Unsre Gäste haben uns gesehen, wie wir wirklich sind, nämlich von keiner Feindseligkeit und keinem Hintergedanken erfüllt, daher aufrichtig bereit, in die uns gebotne Hand einzuschlagen und an der Beseitigung von Mißverständnissen und überflüssigen Reibungen mitzuarbeiten, deshalb auch herzlich erfreut, einen Staatsakt zu erleben, der uns Gelegenheit gibt, dem Oberhaupt des britischen Reichs zu zeigen, daß wir Beweise der Höflichkeit und der freundlichen Gesinnung mit Ehrerbietung und Sympathie aufnehmen und erwidern. Wie sich die Folgen dieses Besuchs nun weiter gestalten werden, das ist jetzt natürlich schwer zu sagen. Es sind mehrfach politische Aussprachen gepflogen worden, außer den Herrschern selbst auch zwischen Fürst Bülow und Herrn v. Schön einerseits und Sir Charles Hardinge und Lord Crewe andrerseits, und wir hören, daß diese Unterredungen sehr befriedigende Eindrücke hinterlassen haben. Gewiß ist ja auf seiten der Regierungen der beste Wille zur Verständigung vorhanden; ob die öffentliche Meinung in England dieser Weisung folgen wird, das muß abgewartet werden. Die neusten Flottenforderungen in England werden noch jetzt damit begründet, daß die Vermehrung der deutschen Flotte diese Anstrengungen nötig mache. Da aber ein großer Teil der öffentlichen Meinung für solche übermäßigen Aufwendungen keineswegs begeistert ist, so ist man geneigt, Deutschland die Schuld dafür beizumessen. Immer wieder taucht in England die Hoffnung auf, es werde sich vielleicht doch ein Abkommen mit Deutschland wegen Beschränkung der Rüstungen zur See treffen lassen. Jede Enttäuschung in dieser Richtung läßt den alten Argwohn immer wieder aufleben. Es ist nur die Frage, ob dieses Mißtrauen auch nach dem Besuche König Eduards wieder den Sieg davontragen wird, oder ob endlich die Einsicht durchbrechen wird, daß der Flottenbau eine Angelegenheit ist, die jeder Staat nach seinen besondern Bedürfnissen regeln muß.

Wie es scheint, hat es in England besondre Genugtuung hervorgerufen, daß ein deutsch-französisches Abkommen über Marokko abgeschlossen worden ist. Diese Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich in einer Frage, die so lange Zeit den Gegenstand lebhafter Beunruhigung gebildet hat und zeitweise sogar den Weltfrieden zu gefährden schien, wird fast überall im Auslande lebhaft begrüßt und als ein Zeichen der Beruhigung angesehen. Bei uns sind die Meinungen darüber geteilt, obwohl auch solche Beurteiler, die über diesen Ausgang der Marokkofrage wenig erfreut sind, am letzten Ende eine gewisse Resignationsstimmung gewonnen haben und das Ergebnis etwa in dem Gedanken zusammenfassen: „Die Sache ist ja doch nun einmal verpfuscht; gut, wenn sie wenigstens ein Ende hat." Dieses neue deutsch-französische Marokkoabkommen stellt sich als eine Ergänzung

der Algecirasakte dar, ändert selbstverständlich an diesen internationalen Abmachungen nichts und erklärt ihre Grundlagen, nämlich die Integrität des marokkanischen Reichs und das Prinzip der offnen Tür für den Handel aller Nationen, nochmals ausdrücklich für rechtsverbindlich. Dazu fügt nun Frankreich eine ausdrückliche Anerkennung der wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Marokko, während Deutschland, soweit es die Algecirasakte gestattet, eine politische Vormachtstellung Frankreichs in Marokko zugibt.

Es sind vornehmlich zwei Fragen, die sich dem unbefangnen Beurteiler dabei aufdrängen. Die eine lautet: „Bedarf es denn überhaupt der besondern Anerkennung der wirtschaftlichen Stellung Deutschlands in Marokko durch Frankreich, wenn der Grundsatz der offnen Tür schon durch eine Abmachung aller beteiligten Mächte feststeht?“ Und weiter fragen wir: „Hätte man das nicht früher haben können? Weshalb erst soviel Ärger und Häkeleien auf sich nehmen, wenn man seine Ansprüche doch zuletzt nicht aufrechterhalten will?“

Zu der ersten Frage ist zu bemerken, daß der Grundsatz der offnen Tür unter der Voraussetzung der Unabhängigkeit Marokkos nur ein Rechtsverhältnis zwischen Marokko und den auswärtigen Mächten festlegt, natürlich aber nicht die Beziehungen zweier auswärtiger Mächte, die in Marokko Handel treiben wollen, zueinander regelt. Das würde natürlich keinen Unterschied ausmachen, wenn die marokkanische Regierung so weit Herr im eignen Hause wäre, daß die Beziehungen der auswärtigen Mächte zueinander in Marokko lediglich von ihrer Stellung zur einheimischen Regierung abhingen. Wenn aber eine auswärtige Macht tatsächlich bereits eine Stellung einnimmt, die ihr in Marokko die Gelegenheit gibt, unsre wirtschaftlichen Interessen an die Wand zu drücken, ohne daß eine von allen Signatarmächten als solche erkannte Verletzung der Algecirasakte nachzuweisen wäre, so ist ein Sonderabkommen mit dieser Macht keineswegs überflüssig.

Aber nun die Frage, warum das nicht schon längst geschehen ist. Darauf eine völlig befriedigende Antwort zu geben, ist jetzt wohl kaum möglich. Nur andeuten läßt sich, daß die angebliche frühere Bereitwilligkeit der französischen Regierung und der Franzosen zu einem solchen Abkommen wohl einigen berechtigten Zweifeln begegnen muß. Wir hören zwar jetzt, daß Frankreich schon seit langer Zeit eine solche Verständigung angestrebt habe, aber Eigensinn und Ungeschick der deutschen Diplomatie habe das Zustandekommen verhindert. So ungefähr lesen wir es immer in einem Blatte der Reichshauptstadt, das stets eine besondre Virtuosität darin entfaltet, die deutsche Politik vom französischen Standpunkt aus zu beurteilen. Es mag sein, daß die französische Regierung eine Verständigung mit Deutschland im Auge gehabt hat, aber immer auf einer Grundlage, die wir uns nicht zu eigen machen konnten. Wir sollten nämlich unsre wirtschaftlichen Interessen in Marokko vollständig opfern und dafür Zugeständnisse eintauschen, die wir aus der Hand Frankreichs gar nicht nehmen konnten, aus dem einfachen Grunde, weil es gar nicht darüber verfügen konnte. Wir haben aber niemals ein Anzeichen dafür entdecken können, daß Frankreich schon früher unter irgendwelchen Bedingungen bereit gewesen wäre, unsre wirtschaftliche Stellung in Marokko ausdrücklich anzuerkennen. Das darf man doch nicht ganz übergehen, wenn man das jetzige Abkommen und seine Bedeutung richtig beurteilen will.

Damit soll für dieses Abkommen durchaus keine Begeisterung ausgedrückt werden. Der Eindruck, den der Verlauf des ganzen Marokkostreits auf ein unbefangnes Gemüt machen muß, ist der eines Rückzugs nach anfänglichen starken Trompetenstößen, die auf einen Angriff zu deuten schienen. So wird die Sache jedenfalls von den meisten Deutschen in Marokko selbst aufgefaßt, und das ist

natürlich nicht angenehm. Man wird auch sagen können, daß eine gute Politik möglichst vermeiden muß, solche Eindrücke zu erzeugen, auch wenn sich herausstellen sollte, daß in Wirklichkeit der Verlust, der daraus entsteht, nicht eben allzu groß ist. So weit kann man also den Mißvergnügten Recht geben, die an dem ganzen Marokkohandel wenig Freude haben und sich nur deshalb mit diesem Abschluß einverstanden erklären, weil sie endlich ein Ende sehen wollen, gleichviel wie.

Die ganze Angelegenheit gewinnt nun freilich ein andres Gesicht, wenn man sie im Zusammenhang mit der gesamten deutschen Politik betrachtet. Die meisten Urteile gehn ja davon aus, daß Marokko ein wichtiges Feld zur Betätigung deutschen Einflusses sei. Ehe die bekannten Ereignisse die breitere Öffentlichkeit beschäftigten, war eine lebhafte Agitation im Gange, die den politischen Ehrgeiz des deutschen Volks auf Marokko lenken und dieses Land geradezu zu einem deutschen Kolonisationsgebiet machen wollte. Von der verantwortlichen Leitung der deutschen Politik wurde dieser Gedanke zwar aufmerksam verfolgt, gewissenhaft und sorgfältig geprüft, aber nach dieser Prüfung aus guten Gründen entschieden abgelehnt. Marokko ist immer nur so weit Gegenstand der deutschen Politik gewesen, als dies die pflichtmäßige Wahrung der deutschen Handelsinteressen notwendig machte; die Umstände fügten es jedoch, daß die marokkanischen Angelegenheiten mit der großen, europäischen Politik in Zusammenhang gebracht wurden und so ohne Zutun der deutschen Regierung eine Bedeutung erhielten, die zu einem scheinbaren Abweichen von der gegebnen Richtlinie führte. Das wurde das Verhängnis der ganzen Marokkofrage, denn dadurch wurde der deutschen Regierung zu verschiednen Zeiten eine Haltung aufgenötigt, die nicht nur auf ein besondres politisches Interesse an der Gestaltung der Dinge in Marokko schließen ließ und dadurch in Marokko selbst bei den Eingebornen und noch mehr bei den dortigen Deutschen falsche Vorstellungen erzeugte, sondern auch mehr als einmal bei uns im eignen Lande irreführend wirkte und die Meinung aufkommen ließ, die Regierung wolle wirklich in eine Politik im Sinne des deutschen Marokko-Komitees einschwenken. Dadurch gewann die Sache leider das Ansehen eines deutschen Mißerfolgs, weil der weitere Verlauf die angeregten Erwartungen nicht erfüllen konnte und vor allem — was das peinlichste dabei ist — die Marokkaner und die Deutschen in Marokko bitter enttäuschen mußte. Es wäre ganz falsch, diese unerfreuliche Seite der Sache beschönigen und vertuschen zu wollen, soweit es auf die Feststellung der tatsächlichen Wirkungen ankommt. Die Schuldfrage müssen wir freilich dabei aus dem Spiele lassen. Nur der künftigen Geschichtschreibung, der die Einzelheiten der Akten vorliegen, wird es möglich sein, zu entscheiden, ob der deutschen Regierung andre Mittel und Wege offen standen, um die mit ihrer tatsächlichen Politik verbundnen Unzuträglichkeiten zu vermeiden.

Einstweilen aber werden wir bei sorgfältiger Beurteilung des Geschehenen und besonders bei Berücksichtigung des Zusammenhangs mit der politischen Gesamtlage vieles finden, was die deutsche Politik erklärt und zu ihren Gunsten spricht. Bei dem Kaiserbesuch in Tanger handelte es sich nicht um die Einleitung einer großen Aktion für Marokko, sondern um die möglichst augenfällige Durchbrechung einer durch die französische Politik geschaffnen, für Deutschland ungünstigen Situation in der europäischen Politik, oder mit andern Worten, um den französischen Versuch, in einer für die deutsche Politik zunächst nebensächlichen Frage Deutschland in einer Form auszuschalten, die für die gesamten europäischen Machtverhältnisse nicht ohne Folgen bleiben konnte. Und weiter! Hätte Deutschland irgendwelche besondern positiven Zwecke in Marokko verfolgt, so wäre allerdings die Herbeiführung der Konferenz von Algeciras ein Fehler gewesen, und man hätte besser eine direkte Verständigung mit Frankreich gesucht. Aber auch da lag

die Sache anders. Frankreich hatte für Marokko die Politik der sogenannten pénétration pacifique eingeleitet, d. h. es wollte zur politischen Herrschaft über Marokko auf dem Wege einer ausdrücklichen Ausschaltung aller fremden wirtschaftlichen Einflüsse und Interessen gelangen, und gerade diesen Weg konnte Deutschland Frankreich nicht zugestehn. Wenn kluge Leute heute meinen, Frankreich wäre schon damals bereit gewesen, Deutschland wirtschaftliche Zugeständnisse zu machen — die einzigen, die für Deutschland Wert hatten —, so verkennen sie vollständig die damalige Lage. Bisher ist noch keine andre Möglichkeit nachgewiesen worden, wie Deutschland eine internationale Anerkennung der Unabhängigkeit Marokkos und des Prinzips der offnen Tür, d. h. die einzige Art, die deutschen Interessen ohne einen direkten Konflikt mit Frankreich zu wahren, sonst noch hätte erreichen können. Wollte Frankreich auch nach Algeciras sein Ziel festhalten, so mußte es nun ganz anders verfahren, nämlich durch Benutzung der sich ergebenden Zwischenfälle und der innern Streitigkeiten in Marokko eine Okkupation des Landes herbeiführen, die ohne förmliche Kriegführung doch die Anwendung kriegerischer Machtmittel gegen Marokko gestattete und zugleich das Scherifenreich so stark finanziell verpflichtete, daß das Ziel der französischen Politik dennoch erreicht wurde. Damit war die ursprüngliche Methode der pénétration pacifique verlassen, aber für Deutschland wurde freilich die Lage sehr viel schwieriger und peinlicher, weil der Glaube erweckt worden war, die Algecirasakte werde ein geeignetes Mittel sein, Frankreich ganz von seinem Ziel abzudrängen, und das erwies sich nun als ein Irrtum. Indessen alles das zugegeben — für die offizielle deutsche Politik, die niemals Frankreich an seinen berechtigten Interessen kränken wollte, blieb doch immer die Hauptsache, daß die Fürsorge für unsre marokkanischen Interessen im richtigen Verhältnis stand zu den Erfordernissen der politischen Gesamtlage. Die Rücksicht auf den bösen Schein einer Rückzugspolitik konnte das Festhalten an diesem verständigen Grundsatz nicht hindern. Von solchen Gesichtspunkten aus wäre es ein schwerer Fehler gewesen, den Augenblick zu verpassen, wo Frankreich, durch die Bedrohung seiner Interessen bei Verwicklungen im nahen Orient beunruhigt, einer Verständigung mit Deutschland geneigt sein mußte und endlich bereit war, das unumwunden zuzugestehn, worauf es Deutschland in Marokko allein ankam, nämlich die volle wirtschaftliche Gleichberechtigung. Das hatte unsre Politik von Anfang an gewollt, nichts andres. Auf dieser Grundlage konnte auch Frankreich das Zugeständnis gemacht werden, seinen politischen Einfluß in Marokko bis zu der Grenze zu erweitern, die durch die Algecirasakte gezogen war.

Das Gesamturteil muß also dahin gehen, daß uns das deutsch-französische Marokkoabkommen endlich das sichert, was von Anfang an das eigentliche Ziel unsrer Marokkopolitik war, und daß diese Verständigung uns gegenwärtig in unsrer europäischen Politik zum Vorteil gereicht. Das geschieht freilich um den Preis einer gewissen Einbuße an moralischem Prestige in Marokko selbst. Aber es muß offen gesagt werden, daß wir auch darin nichts übertreiben sollten. Nachdem wir nach Zeiten nationaler Demütigung und bescheidnen Duckens einen beispiellosen Aufschwung und Erfolge, die zu den glänzendsten der Weltgeschichte gehören, aufzuweisen gehabt haben, sind wir überempfindlich geworden und regen uns bei jedem kleinen Nachteil, den wir — wie alle andern Nationen — auch einmal irgendwo erleiden, darüber auf, daß unser Ansehen sinken könnte. In diesem Falle kann wohl kein Zweifel sein, daß die Verständigung mit Frankreich im rechten Augenblick unsre Machtstellung unter den Mächten gegenwärtig erheblich befestigt hat.

Das wird hoffentlich auch der Lage im Orient zugute kommen. Noch immer läßt die Verständigung zwischen der Türkei und Bulgarien auf sich warten. Rußland hat einen charakteristischen Vermittlungsvorschlag gemacht. Er bestand darin,

daß Bulgarien als Entschädigung für die Türkei einen entsprechenden Teil der türkischen Kriegsschuld an Rußland übernehmen sollte. Rußland wollte sich dann über diese Summe mit Bulgarien direkt auseinandersetzen. Die Türkei wies den Grundgedanken dieser Lösung nicht von der Hand, machte aber einen Gegenvorschlag, der ihr zugleich eine vorteilhafte Ablösung ihrer sämtlichen Verpflichtungen an Rußland ermöglichen sollte. Die Erwägungen dieser beiden Vorschläge haben zunächst eine endgiltige Einigung zwischen der Türkei und Bulgarien noch hinausgeschoben. Inzwischen scheint sich in Konstantinopel eine neue Regierungskrisis zu entwickeln. Die Besonnenheit, mit der im ottomanischen Reiche der Übergang vom Absolutismus zum Verfassungsstaat vollzogen wurde, verdient gewiß alle Anerkennung, aber es konnte doch nicht ausbleiben, daß für die neuerrungne Freiheit noch viel Lehrgeld zu zahlen ist. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß das jungtürkische Komitee auch jetzt noch, nachdem die parlamentarische Maschine bereits in Gang gebracht ist, als Nebenregierung in Tätigkeit geblieben ist. Für die konstitutionelle Regierung sind unter solchen Umständen Konflikte unausbleiblich. Nachdem bereits mehrere Minister solchen Konflikten in den letzten Tagen zum Opfer gefallen sind, hat jetzt auch der energische Großwesir Kiamil Pascha selbst ein Mißtrauensvotum des Parlaments erhalten und den Platz räumen müssen. Durch diese Zwischenfälle und allerlei Gewühle von Verschwörungen ist die öffentliche Meinung nervös erregt, und so sieht die Lage einmal wieder recht unklar aus. Das kann natürlich auch die Entwicklung der äußern Lage beeinflussen, es scheint aber doch, als ob der ernste Wille der Großmächte jetzt sehr einmütig in der Richtung wirkt, den Ausbruch eines Krieges auf der Balkanhalbinsel zu verhüten.

Unser Reichstag ist in der Lösung der vor ihm liegenden großen Aufgabe noch nicht wesentlich weiter gekommen. Wir haben schon erwähnt, daß die Finanzkommission bisher noch nichts positives zustande gebracht, sondern nur die eigensten Wünsche der Parteien noch einmal festgelegt und gewissermaßen ihre Kräfte gemessen hat. Als man nun an die Beratung der Nachlaßsteuer ging, erkannte man doch, daß auf diesem Wege nicht weiter gearbeitet werden konnte. Wenn auch in diesem Punkte, der der Angelpunkt der ganzen Reform geworden ist, die Vorlage einfach abgelehnt wurde, fehlte doch jede Anknüpfung für eine vernünftige und ersprießliche Fortführung der Beratung. Jetzt rafften sich die Blockparteien endlich auf und setzten gegen den heftigen Widerstand des „Antiblocks", der hier zum erstenmal seine Hoffnungen vereitelt sah, durch, daß die Weiterberatung in der Kommission vertagt und eine Subkommission eingesetzt wurde, die eine Verständigung über die Frage, in welcher Form neben der Besteuerung der Genußmittel eine Besteuerung des Besitzes stattfinden kann, herbeiführen soll. Das ist die Frage, von der die Reichsfinanzreform tatsächlich abhängt. Die Einsetzung der Subkommission ist der erste Lichtblick in der bisherigen parlamentarischen Arbeit an der Reform.

Die zweite Beratung des Etats schreitet diesmal schneller vor, als anfangs befürchtet werden mußte. Besonders bei dem Etat des Innern ist man schneller über die sozialpolitischen Klippen hinweggekommen als in frühern Jahren. Zum Teil liegt das an dem jetzigen Verhältnis der Parteien, zum andern Teil ist es das Verdienst des Staatssekretärs v. Bethmann-Hollweg, der eine große Geschicklichkeit in der Behandlung dieser Fragen entwickelt hat. In der großen Rede, die er am 5. Februar in der sozialpolitischen Debatte hielt, äußerte er zwar volles Verständnis dafür, daß der Reichstag alle sozialpolitischen Wünsche immer wieder Revue passieren läßt. „Aber, so fuhr er fort, es hat doch auch seine Bedenken, wenn so Jahr für Jahr alles, was man für die Zukunft verlangt, zu einem großen Strauß zusammengebunden und dieser Strauß dann dem Staatssekretär übergeben wird." Im einzelnen wußte er in bezug auf verschiedne Fragen dieses

theoretisierende Drängen des Reichstags auf Lösung aller möglichen sozialpolitischen Aufgaben auf ein durch praktische Rücksichten gebotnes Maß zurückzuführen. Und diese geschickt angebrachten Vorhaltungen scheinen wirklich nicht vergeblich gewesen zu sein, wie der weitere Verlauf der Beratung zeigte. So wird man vielleicht mit dem Etat doch zu rechter Zeit fertig.

Während der Anwesenheit des Königs Eduard in Berlin hat der großstädtische Pöbel den Umstand, daß die Polizei und die Truppen durch den Einzug des hohen Gastes in den Hauptstraßen in Anspruch genommen waren, benutzt, um an andern Stellen sogenannte „Straßendemonstrationen der Arbeitslosen" zu veranstalten. Das ist in Wirklichkeit nur ein vorsichtig beschönigender Ausdruck für unbeschreiblich rohe Ausschreitungen arbeitsscheuen Gesindels. Es ist bezeichnend für den Geist und die Methode unsrer Sozialdemokratie, daß sie diese zweck- und sinnlosen Ausschreitungen, die von allen anständigen Leuten ohne Unterschied der Partei streng verurteilt werden, von Partei wegen in Schutz zu nehmen versucht und diese Straßenrowdies aus dem Sumpf der Großstadt, die ein für günstig gehaltner Augenblick aus ihren Schlupfwinkeln hervortreibt, als Vertreter einer sich in unverschuldeter Notlage befindenden Klasse zu preisen wagt. Dieselben Leute, die sich immer beklagen, daß zwischen geordneten Massenaufzügen demonstrierender Arbeiter und lärmenden Pöbelausschreitungen kein Unterschied gemacht wird, stellen ihrerseits den rohesten Pöbel auf eine Stufe mit der arbeitenden Klasse, die sie vertreten wollen. Und sie scheinen sich auch nicht klar machen zu wollen, daß sie durch Lobpreisung solcher widerlichen Auftritte die Notwendigkeit beweisen, daß die Polizei sich bereit hält, ihre Schuldigkeit zu tun, wenn die Schützlinge der Sozialdemokratie in sich den Drang zur Betätigung verspüren. Es bleibt der traurige Charakterzug der deutschen Sozialdemokratie, daß sie nicht nur politisch und sozial umstürzende Ideen vertritt, sondern sich auch außerhalb dieses Gebiets zu allem in Gegensatz setzt, was nach allgemein menschlichem Gefühl für anständig und guter Sitte und hoher Kultur entsprechend gilt.

Koloniale Rundschau

Berlin, 17. Februar 1909

Das koloniale Leben ist wieder einmal von allerlei unerquicklichen Auseinandersetzungen beherrscht, die in den grundsätzlich verschiednen Anschauungen des Leiters der Kolonialverwaltung und der Mehrheit der Kolonialkreise daheim und draußen über das Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß in den Kolonien wurzeln. Wir meinen die leidenschaftliche Kontroverse zwischen Dernburg und Trotha, dem ehemaligen Höchstkommandierenden in Südwest, über die dortige Kriegführung und den Kampf der Ostafrikaner gegen die Politik des Herrn v. Rechenberg.

Wir wollen den letzten Fall vorwegnehmen, da wir der Kolonialverwaltung noch die Antwort auf eine offiziöse Auslassung schuldig sind, die sich mit unsrer letzten Kolonialen Rundschau beschäftigte. Sie ist im „Tag" erschienen und hebt also an: „Zu dem in den »Preßstimmen« wiedergegebnen Artikel der Grenzboten über die Kolonialverwaltung in Deutschostafrika erfahren wir von gut unterrichteter Seite, daß die in demselben enthaltene Kritik durchweg auf falschen Voraussetzungen beruht."

Folgt eine längere Ausführung. Der Zusatz „von gut unterrichteter Seite" macht sich recht gut und soll wohl den Anschein erwecken, als ob die Auslassung von einem unparteiischen Kenner stammte. Der Verfasser des Aufsatzes sitzt aber im Kolonialamt. Wir haben daher seine Auslassungen mit schuldigem Respekt gelesen, mußten aber am Ende seufzend bekennen: „Da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor." Es will uns sogar scheinen, als ob der Offiziosus

gar nicht „gut unterrichtet“ wäre, jedenfalls aber im vorliegenden Falle keinen Gebrauch davon gemacht hätte.

Denn seine Auslassungen — beruhen durchweg auf falschen Voraussetzungen. Wir wollen ihm dies auch beweisen, während er uns im „Tag“ den Beweis dafür schuldig geblieben ist.

Zu diesem Behuf müssen wir den Kern der Sache, um den in jenem Artikel herumgegangen wird, nochmals kurz fixieren: Herr v. Rechenberg hat es für gut befunden, die Kommunalverbände, also die bescheidnen wirklichen Anfänge einer Selbstverwaltung der weißen Einwohner, aufzuheben und in gleichem Atem damit eine Neuorganisation vorzubereiten, durch die die eingeborne Bevölkerung eine Art Selbstverwaltung erhält, ja sogar das Recht und die Möglichkeit, der Selbstverwaltung der Weißen — wenn davon noch die Rede sein kann — Steine in den Weg zu werfen. Da der Gouverneur das letzte Entscheidungsrecht hat, so wäre der Farbigenausschuß der Kommunalverwaltung in Daressalam und Tanga und das farbige Mitglied des Bezirksrats ein bequemes Instrument für den Gouverneur, um alle ihm nicht zusagenden Beschlüsse der weißen Körperschaften zu beseitigen. Der Kern der Sache ist der, daß für die weiße Bevölkerung in den Kolonien eine Beteiligung der farbigen Bevölkerung an der Verwaltung schlechterdings undiskutierbar ist. Eine solche Maßnahme ist mit einer gesunden Kolonialpolitik unvereinbar. Entweder erkennen wir die Schwarzen als vollwertig an, dann haben wir in Afrika nichts zu suchen, oder aber wir sind der richtigen Ansicht, daß die Schwarzen geistig und kulturell minderwertig sind, dann haben wir zwar die verdammte Pflicht und Schuldigkeit als Kulturmenschen, für ihr Wohlergehn nach bestem Wissen und Gewissen Sorge zu tragen, nehmen aber die Vorherrschaft im Lande und die Bestimmung der notwendigen Maßnahmen für uns unbedingt in Anspruch. Die Schwarzen sind noch zu unreif, um im modernen Staats- und Wirtschaftsleben irgendwie mitzureden, und ob es je anders wird, ist fraglich (siehe Haiti und Liberia!). Mit demselben Recht könnten unsre Primaner und Fortbildungsschüler das aktive und passive Wahlrecht verlangen. Über all das sollte man überhaupt nicht reden müssen!

Nun wird in der offiziösen Auslassung nachträglich noch der frühere Gouverneur v. Liebert für die Aktion verantwortlich gemacht. Als ob das eine Entschuldigung wäre! Herr v. Liebert kann sich wenigstens auf den Druck der damaligen öffentlichen Meinung berufen, die besonders negrophil angehaucht war und Zeter und Mordio schrie, als er in Ostafrika die Hüttensteuer einführte. Nun, Herr v. Liebert hat mit den Segnungen der Hüttensteuer Recht behalten. Aber jener Konzessionsschwarze im Bezirksrat ist weder unter ihm noch seinen Nachfolgern je praktisch geworden, er war wohl überhaupt von Kennern der Verhältnisse nicht ernst gemeint. Jetzt aber soll er durch Herrn v. Rechenberg zum Leben erweckt werden, und zwar nicht um „das Gesetz zu erfüllen“ oder um für seine schwarzen Brüder zu sorgen, sondern weil Herr v. Rechenberg diese Mißgeburt früherer Zeiten gerade gut brauchen kann. In jeder Gesetzgebung finden sich antiquierte Bestimmungen, die den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Eine vernünftige Verwaltung wird die Anwendung solcher Bestimmungen zu vermeiden wissen. Die Reichskanzlerverordnung vom 29. März 1901 ist ein Schulbeispiel dafür.

Zur Vertretung der Interessen der Farbigen sind die weißen Beamten da. Die wissen, wenn sie koloniale Erfahrung haben, viel besser, was den Eingebornen frommt, als diese selbst. Dazu braucht es keine farbigen Bezirksräte und Farbigenausschüsse. Der Gouverneur glaubt doch wohl selbst nicht, daß so ein Farbigenvertreter wirklich die Interessen der Farbigen im allgemeinen vertreten würde. Das fiele ihm gar nicht ein, auch hätte er kein Verständnis dafür.

Zunächst würde er seine eignen Interessen vertreten, besonders wenn er Inder wäre, die der Inder, als Araber die der Araber, die Nigger aber wären ihm ganz gleichgiltig. Und einen Neger, der einigermaßen mitreden könnte, gibt es vorläufig kaum. Die Vertretung der Farbigen im allgemeinen wäre also ziemlich illusorisch, und die Herren Inder brauchen wirklich keine Vertretung, für die sorgt väterlich der Herr Gouverneur.

In der offiziösen Auslassung im „Tag“ wird beweislos behauptet, es fehle unter den Weißen überhaupt das Material, aus dem Bezirksräte gewählt werden könnten. Dabei sei die Bevölkerung außerordentlich fluktuierend. Das ist natürlich Ansichtssache, über die sich streiten läßt. Anscheinend hält man die Herren Farbigen für geeigneteres „Material“, obwohl zum Beispiel die Inder nicht minder fluktuierend sind als die Weißen. Die öffentliche Meinung braucht sich jedenfalls diese Ansicht nicht zu eigen machen, und der Reichstag wird sich hoffentlich eingehend damit beschäftigen.

Wir können von hier aus nicht beurteilen, ob die einzelnen Weißen zu Vertretern der Selbstverwaltung geeignet sind, darüber mögen sich unsre ostafrikanischen Landsleute direkt mit Kolonialamt und Volksvertretung auseinandersetzen. Aber wir sind der Ansicht, daß sich ein andres Mittel hätte finden lassen, um eine zweckmäßige Verwendung der Einnahmen aus der Hüttensteuer in den einzelnen Bezirken zu gewährleisten. Dazu brauchte man die Kommunalverbände nicht aufzuheben und die Verwaltung und Finanzgebarung zu zentralisieren und schwerfälliger zu machen. Wieder einmal taucht in dem offiziösen Artikel die widersinnige Behauptung auf, der weitaus größte Teil der Steuereinnahmen werde von Farbigen, nicht von Weißen aufgebracht, und damit soll das Anrecht der Farbigen zur Teilnahme an der Verwaltung bewiesen werden. Man vergißt dabei nur die Leistungen des Mutterlandes. Wir glauben, der deutsche Steuerzahler hat kein Verständnis dafür, daß die Kolonie, die mit seinem Gelde von weißen Männern gegründet worden ist, nun von Schwarzen mit verwaltet werden soll.

Ob die ganze Selbstverwaltungsfarce der Initiative des Herrn v. Rechenberg entsprungen ist oder der des Kolonialamts, erscheint uns gleichgiltig. Jedenfalls ist der Gouverneur verantwortlich dafür, und wir wiederholen: in den Kolonien hat vorläufig nur der weiße Mann zu regieren. Und wer nicht so viel historisches und Rassegefühl hat, der gehört nicht nach Afrika. Wir glauben versichern zu können, daß der Mehrheit des deutschen Volkes das Verständnis für eine Kolonialpolitik, die auf schwarz-weißer Parität begründet ist, völlig abgeht. Die gegenteilige Meinung beruht auf völlig falscher Voraussetzung.

Nun zu dem Streit Trotha contra Dernburg wegen der Kriegführung in Südwest. Jeder anständige Mensch wird mit Dernburg übereinstimmen, daß die Vernichtung des Hererovolkes ein beklagenswertes Kapitel in unsrer Kolonialgeschichte bildet. Und auch Herr v. Trotha denkt nicht anders. Ob sie notwendig war, können nur namhafte Mitkämpfer und Kenner entscheiden. Und da steht aktenmäßig fest, daß der Kriegsleitung nichts andres übrig geblieben ist, als den Vernichtungskampf zu Ende zu führen, wollte sie nicht die eigne Truppe gefährden, die selbst am Zusammenbrechen war. Hätten sich die Hereros nach dem Kampf am Waterberg rasch zur Unterwerfung entschlossen, so wäre die Möglichkeit der Schonung vorhanden gewesen. Da sie dies nicht getan haben, mußte unsre Truppe Schlag auf Schlag den Sieg ausnützen. Etwas merkwürdig mutet die Ansicht des frühern Gouverneurs Leutwein an, der sich in der Sache ebenfalls zum Wort meldet. Wie kann er im Ernste verlangen, daß Herr v. Trotha nach dem Siege am Waterberge mit dem Feinde hätte Fühlung suchen müssen! Man hätte doch nur mit den Anführern verhandeln können, für die es nach den Greueltaten zu Anfang des Aufstands keine Gnade geben durfte. Und hätte nicht Entgegenkommen

wie Schwäche ausgesehen und dieselben Konsequenzen gezeitigt, die General Leutwein aus Erfahrung nur allzugut kennt? Während seiner ganzen Amtszeit hat er den Eingebornen immer zu sehr vertraut und auf gleichem Fuß mit ihnen verhandelt. War es ein Wunder, daß die Hereros, sobald er ihnen damals den Rücken kehrte, ihre Zeit für gekommen hielten? Und so wäre es wahrscheinlich auch gekommen, wenn man mit den Hereros nach der Schlacht am Waterberg verhandelt hätte. Ja es sieht fast so aus, als ob die überlebenden Hereros trotz der Vernichtung ihres Volkes ihr Spiel nicht ganz verloren gegeben hätten. Denn die Deutsch-südwestafrikanische Zeitung berichtet in einer der letzten Nummern über Vorgänge, die zu denken geben. Unlängst sind in größerer Zahl Hereros aus Swakopmund ausgewandert. Nach Ansicht obiger Zeitung soll der ehemalige Oberkapitän Samuel Maharero, der im englischen Gebiet sitzt und schon früher versucht hat, Stammesgenossen an englische Minen als Arbeiter zu verhandeln, an diesem Auszug der Hererroarbeiter schuld sein. Jedenfalls ist bemerkbar geworden, daß sich Hereros von der Küste nach dem Innern ziehen. Omaruru ist meist ihr Ziel. Zum 1. Januar hatten sämtliche Hererroarbeiter der Staatsbahnwerkstätte gekündigt. An der ganzen untern Staatsbahnstrecke sind etwa zwanzig Hereros auf und davon. Bei Privatleuten in Swakopmund und flußaufwärts haben ebenfalls Hereros gekündigt und sind abgezogen, auch diese meist nach Omaruru. Aus dem Süden, von Warmbad sogar, hört man dasselbe, auch dort soll es die Hereros auffällig nach dem Norden ziehen. Auch erhielten einzelne Hereros in Swakopmund in der letzten Zeit eine ganz erstaunliche Anzahl von Briefen aus allen Gegenden der Kolonie, sogar aus dem englischen Gebiet. Daß die Kompagnie aus Okanjande nach dem Süden abgezogen, daß die in Omaruru aufgelöst ist, bleibt im Lande kein Geheimnis und macht Mut zur freien Bewegung. Jetzt haben Ovambos, die von Norden kommen, die Nachricht mitgebracht, in der Nähe des Otjikotosees säßen 1000 bis 1500 Hereros, anscheinend Volk, das noch vom Aufstand her überall im Busch und in den Klippen gesteckt hatte und sich nun dort oben sammelt. Die Aussage der Ovambos konnte bis dahin noch nicht auf ihre Richtigkeit geprüft werden; wenn man aber die einzelnen Vorkommnisse aneinanderreiht, gewinnt sie den Anschein der Wahrhaftigkeit. Jedenfalls ist es außerordentlich wichtig, daß unsre Farmer und Ansiedler scharf beobachten und jedes Anzeichen von Wanderlust unter den Hereros den Behörden melden.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die Zusammenrottung der Hereros direkt feindseligen Zwecken dient oder nur einem Exodus zu ihrem Oberhäuptling im englischen Gebiet. Auch dieses darf nicht geduldet werden. Erstens brauchen wir die Hereros selbst, und zweitens liegt die Auswanderung gar nicht in ihrem Interesse, sondern nur in dem von Samuel Maharero, der mit ihnen „Geld machen will". Denn auch die Engländer würden nicht dulden, daß die Hereros jenseits der Grenze eine selbständige Niederlassung bilden. Die Nachricht scheint jedenfalls nicht ganz „ohne" zu sein, denn wie man hört, wird Gouverneur v. Schuckmann die Beratung des südwestafrikanischen Etats nicht abwarten, sondern Knall und Fall schon nächster Tage abreisen. Vielleicht wird dieser Zusammenhang offiziös bestritten werden.

Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls werfen diese Neuigkeiten ein eigenartiges Licht auf die Kontroverse Dernburg-Trotha.

So sehr man die Härten unsrer Kriegführung vom rein menschlichen und wirtschaftlichen Standpunkt bedauern mußte, aus militärischen und politischen Gründen war eine unerbittliche Dezimierung der Hereros nicht zu vermeiden. Das Leben unsrer Soldaten und Ansiedler mußte uns denn doch wichtiger sein als selbst die Weiber und Kinder der Hereros, die sich übrigens — daran sei erinnert — in

viehischer Weise an den Greueltaten des Aufstands beteiligt haben. Bei ruhiger Überlegung muß dies auch Dernburg anerkennen. Wir haben mittlerweile den Hereros in menschenfreundlicher Weise trotz jener Greueltaten die Möglichkeit gegeben, sich zu erholen, allerdings unter einer scharfen Kontrolle. Die Hereros schienen sich denn auch, wie in der neuesten Denkschrift betont ist, daran zu gewöhnen.

Bestätigen sich aber obige Meldungen, und wollen sich die Hereros unsern friedlichen Bestrebungen absolut nicht fügen, sondern immer wieder die Sicherheit des Landes bedrohen, dann lieber — wie vor vier Jahren — ein Ende mit Schrecken als Schrecken ohne Ende! Rudolf Wagner

---

Schiller und Lotte. Unter diesem Titel ist soeben eine reizend ausgestattete Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Charlotte von Lengefeld erschienen, die zwei Bände umfaßt und den Urenkel des Dichters, den Freiherrn Alexander von Gleichen-Rußwurm, zum Herausgeber hat (Jena, Eugen Diederichs Verlag. Geheftet 5 Mark, in Leinwand gebunden 7 Mark, in Leder gebunden 9 Mark). Die Korrespondenz erstreckt sich über einen Zeitraum von etwa sechzehn Jahren und gewährt einen klaren Einblick in die Beziehungen zwischen diesen beiden so ungewöhnlichen Menschen von ihrer ersten Bekanntschaft an bis zum Beginn des letzten halben Jahres von Schillers langsamem Dahinsiechen. Was diesen Briefwechsel vor so manchem andern zeitgenössischen auszeichnet, ist die große Natürlichkeit in Empfindung und Ausdruck. Da ist nichts Berechnetes, nichts Geschraubtes, kein unwahres Kokettieren mit Gefühlen, kein blendendes Gedankenfeuerwerk. Was diese beiden Menschen sich mitteilen, ist so schlicht und menschlich, daß es heute, nach mehr als hundert Jahren, noch so unmittelbar zum Herzen spricht, als sei es erst gestern geschrieben. Aber darüber hinaus bietet der Briefwechsel noch weit mehr: eine getreue Darstellung von Schillers literarischer Wirksamkeit, seiner Stellung zu den Kreisen in Weimar und Jena und seines Verhältnisses zum Theater. Dem Texte liegen die kritischen Gesamtausgaben der Schillerbriefe von Fritz Jonas und die Fielitzsche Ausgabe der Briefe Charlottens und Karolinens von Lengefeld zugrunde. J. B. H.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weissser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Am Nordpol

wie in der Wüste Sahara mundet zu jeder Zeit gleich vorzüglich die Qualitäts-Cigarette „Salem Aleikum". Mild, naturell-aromatisch. :: Keine Ausstattung, nur Qualität.

Preis:	Nr.	3	4	5	6	8	10
		3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.

Ägypten im Jahre 1907

Von Hauptmann Otto Neuſchler

1

Als die Lage Ägyptens und des ägyptiſchen Sudans im Jahre 1906 auf Grund des offiziellen Berichtes des damaligen britiſchen Generalagenten Lords Cromer beſprochen wurde (Grenzboten 1907 Nr. 35 und 1908 Nr. 4), mußte darauf hingewieſen werden, daß dieſes der letzte Bericht ſei, den Lord Cromer nach langjähriger verdienſtvoller Tätigkeit vor ſeinem Scheiden aus Ägypten ſeiner Regierung eingereicht habe. Auch wurde ſchon damals erwähnt, daß es von ganz beſonderm Intereſſe ſein werde, zu verfolgen, wie ſich die Geſchicke Ägyptens und des Sudans unter ſeinem Nachfolger geſtalten würden.

Heute liegt nun der erſte Bericht des neuen königlichen Agenten und Generalkonſuls Sir E. Gorſt über ſeine Tätigkeit auf dem Gebiete der Finanzen und der Verwaltung und über die Lage in Ägypten und dem Sudan im Jahre 1907 vor.

An erſter Stelle weiſt Sir E. Gorſt darauf hin, daß die Hauptlinien der von Lord Cromer eingeleiteten Politik einer allmählichen Verwaltungsreform, die auch ſchon die Zuſtimmung verſchiedner britiſcher Regierungen gefunden hat, dauernd feſtgehalten worden ſeien.

Noch immer bilden die bekannten Kapitulationen ein bedeutendes Hindernis, das ſich der Einführung verſchiedner Reformen in den Weg ſtellt. Eine ganze Reihe von Maßnahmen kann nur durchgeführt werden mit Zuſtimmung der zahlreichen in Ägypten lebenden Europäer, wobei nie vergeſſen werden darf, daß in dieſem Lande Untertanen von fünfzehn verſchiednen Nationen leben. Und wenn auch im allgemeinen an dem guten Willen der verſchiednen Mächte nicht gezweifelt werden kann, ſo iſt es doch in Wirklichkeit vielfach ganz unmöglich, fortſchrittliche Neuerungen durchzuführen, da ſchon der Widerſtand einer einzigen Macht genügt, ſie zu hintertreiben.

Wenn man danach trachtet, die Ägypter nach und nach zur Selbstregierung zu erziehen, so kann dies nach allgemeiner übereinstimmender Anschauung nur durch die Errichtung von Provinzialräten und Gemeindevertretungen geschehen. Derartige Einrichtungen würden aber nur dann von Wert sein, wenn sie imstande wären, auch den Fremden gegenüber selbständig aufzutreten. Von ganz besondrer Wichtigkeit erscheint der Erlaß von Gesetzen über den Handel mit alkoholischen Getränken, der fast vollständig in der Hand von Europäern liegt und erst dann eine Einschränkung erfahren könnte, wenn es möglich wäre, die Gesetzgebung auf die Europäer auszudehnen. Große Mißstände liegen auf dem Gebiete der Kinderarbeit vor, die dringend einer Abstellung auf dem Wege der Gesetzgebung bedürfen. Ebenso erscheint der Erlaß eingehender gesetzlicher Bestimmungen über das Bauwesen notwendig. Bestimmungen gegen den Gebrauch falscher Maße und Gewichte werden nur dann einen Wert haben, wenn sie gleichmäßig gegen Eingeborne wie gegen Europäer in Anwendung gebracht werden können. Ebenso würde es im Interesse der Europäer der verschiedensten Nationalitäten liegen, wenn ein Gesetz zustande käme, das die Frage der Gewährung von Patenten, des Musterschutzes und des Urheberrechts behandelte.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen deutlich, daß es eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung sein muß, ein System auszuarbeiten, dessen gesetzlichen Bestimmungen Eingeborne wie Europäer gleichermaßen unterworfen wären. Wenn aber Lord Cromer in seinem letzten Bericht die Grundlinien für dieses System angegeben hat und seinen endgiltigen Entschluß nur von der Aufnahme abhängig machen wollte, die sein Plan bei den führenden europäischen und ägyptischen Persönlichkeiten finden würde, so hat sich leider bis zum heutigen Tage eine Übereinstimmung über diese Frage nicht erreichen lassen.

Die am Ende des Jahres 1906 stattgehabten Neuwahlen für den „Gesetzgebenden Rat“ und für die „Generalversammlung“ geben Veranlassung, mit einigen kurzen Worten auf die bei diesen Wahlen zutage getretnen Erscheinungen einzugehen. Im allgemeinen hat jeder erwachsne Ägypter das Recht zu wählen. Die in den Wahllisten eingetragnen Wähler wählen nun Delegierte, die ihrerseits die Mitglieder der Generalversammlung und der Provinzialräte wählen.

Die Mitglieder des Gesetzgebenden Rates werden von den Provinzialräten oder in den Städten, wo keine Provinzialräte vorhanden sind, unmittelbar von den Delegierten gewählt.

In Kairo leben ungefähr 134000 erwachsne männliche Ägypter, von denen aber nur 34000 als Wähler in den Listen laufen. Von diesen haben nur 1500 abgestimmt, das heißt 4,4 Prozent von den in den Wählerlisten geführten und nur 1,1 Prozent von der Gesamtzahl. An dem zweiten Wahlakt haben nur zwölf Delegierte teilgenommen, da in einem von den dreizehn

Distrikten, in die die Stadt Kairo eingeteilt ist, überhaupt keine Wahl stattgefunden hatte aus Mangel an geeigneten Kandidaten, und weil keiner der Wähler an der Urne erschienen war.

In Alexandria mit einer erwachsnen Bevölkerung von etwa 70000 Köpfen laufen etwa 14000 Wähler auf den Listen, von denen 750 abgestimmt haben, das heißt 5,3 Prozent der berechtigten Wähler und 1,07 Prozent der gesamten männlichen Bevölkerung.

Noch geringer war die Beteiligung in den Provinzialstädten; so haben in Mansourah von 5000 Wählern nur 2 Prozent abgestimmt und in Tantha von 8600 nur 182, und diese hatte man fast gewaltsam zur Wahl treiben müssen.

Erst wenn der zweite Akt der Wahl erreicht ist, und sich die Delegierten zur Wahl versammeln, beginnt das Interesse zu wachsen.

Die Umstände, unter denen in Ägypten eine allgemeine Wahl zustande kommt, zeigen deutlich, daß das Land noch weit davon entfernt ist, die Regierung durch seine eignen Vertreter führen zu können. Eine derartige Regierungsform läßt sich ja wohl einführen, man darf sich aber keineswegs der Meinung hingeben, in ihr eine Vertretung der Mehrheit des Volkes zu sehen. Man kann ohne weiteres behaupten, daß die obern und die mittlern Klassen der Bevölkerung eine weitere Ausdehnung zurzeit gar nicht wünschen und selbst das Land hierfür noch nicht für reif erachten. Die Fellachen aber, die die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen, sind noch nicht einmal imstande, die Unterschiede der verschiednen Regierungsformen zu erkennen. Solange das Volk nicht bedeutende Fortschritte in der Richtung seiner moralischen und intellektuellen Entwicklung gemacht hat, erscheint die Schaffung von Selbstvertretungen keineswegs zweckentsprechend, sondern vielmehr geeignet, für die zurzeit gehandhabte Politik der Verwaltungsreform ein bedeutendes Hindernis zu bilden.

Aus diesen Gründen ist eine Ausdehnung der Macht des Gesetzgebenden Rates und der Generalversammlung nicht wünschenswert, wenngleich es in vergangnen Jahren des öftern möglich gewesen ist, den von diesen Behörden ausgegangnen Anregungen Folge zu leisten. Mit zunehmender Erfahrung jedoch und bei wachsendem Verständnis für die ihnen unterbreiteten Verwaltungsfragen ist eine weitere Ausdehnung ihres Einflusses auf die Regierung wohl denkbar und sogar wünschenswert.

Zur Hebung der lokalen Selbstverwaltung hat die Regierung einen Gesetzesentwurf vorbereitet, der darauf hinzielt, die Provinzialräte in bezug auf ihre Zusammensetzung zu ändern und ihre Machtbefugnis zu erweitern. Die Zahl der Mitglieder soll bedeutend vermehrt, Vertreter der verschiednen Distrikte der einzelnen Provinzen sollen geschaffen und die Dauer des Mandats verkürzt werden. Ferner sollen diese Ratsversammlungen das Recht erhalten, sich nach ihren eignen Bestimmungen zu versammeln, während sie früher durch einen

Erlaß des Khediven einberufen wurden. Hatten diese Provinzialräte bisher tatsächlich beinahe keine Machtbefugnis, so sollen sie nun mit größerer Machtvollkommenheit ausgestattet werden und in Fragen des Ackerbaues, der Bewässerung, der Verkehrsmittel, der öffentlichen Sicherheit, der öffentlichen Gesundheitspflege und des Erziehungswesens eine beratende Stimme erhalten. Durch diese Erweiterung ihrer Machtbefugnis hofft man in den Provinzialräten eine Schule für eine spätere weitergehende Selbstregierung zu schaffen.

Die sich auch anderwärts fühlbar machende finanzielle Krisis hat der günstigen finanziellen und kommerziellen Entwicklung, wie sie Ägypten in den letzten Jahren durchgemacht hat, einen schweren Stoß versetzt.

Vom Jahre 1903 ab stieg der Preis der Baumwolle fortwährend und erreichte eine Höhe, die fünfzehn Jahre vorher unbekannt war. Die Ausfuhr, bei der die Baumwolle die weitaus größte Rolle spielt, vermehrte sich bedeutend. Neue Banken und Hypothekenanstalten wurden gegründet; der Wert von Grund und Boden stieg bedeutend, die Preise für Lebensmittel und Arbeitskräfte wuchsen, und nach und nach setzte eine Spekulation ein, die immer größere Ausdehnung annahm.

Die hohen Preise hielten an, und eine Reihe guter Jahre, die in der glänzenden Baumwollernte des Jahres 1906 ihren Höhepunkt erreichten und in diesem Jahr eine Summe von ungefähr 540 Millionen Mark abwarfen, gab dieser Bewegung eine neue Anregung. Mit Leichtigkeit wurde auf europäischen Märkten Geld flüssig gemacht und in Ägypten angelegt. Trotz verschiedner Rückschläge dauerte die Hochflut der Spekulation bis ins Jahr 1907, wo endlich eine Reaktion eintrat. Zu Anfang des Jahres 1907 begann man in den Finanzmittelpunkten das Ungesunde der Lage allmählich zu erkennen. Ein allgemeiner Rückgang war die Folge. Die Einschränkung des Kredits machte sich bis in die ländlichen Distrikte fühlbar; man fürchtete, nicht das genügende Kapital zur Einbringung der Baumwollernte zu erhalten, die für die Bauern den Grundstock bildet, aus dem sie ihre Steuern, ihre Renten und ihre Schulden bezahlen.

Glücklicherweise war das akute Stadium der Krisis nur von kurzer Dauer; man erkannte bald, daß die gesunde Grundlage des ägyptischen Handels und der ägyptischen Finanzen durch eine Überspekulation nicht in ihrem innersten Zustand geschädigt werden könne.

Leider wurde jedoch im Herbst, zu einer Zeit, wo man eben auf dem besten Wege war, die Hauptschwierigkeiten zu überwinden, eine Verschlimmerung der Lage herbeigeführt durch die ungünstigen Verhältnisse, die plötzlich auf dem Geldmarkt in Amerika und in Europa zutage traten. Dies hatte eine zweite ungünstige Periode zur Folge, die jedoch weder die ackerbautreibende Bevölkerung als ganzes noch die allgemeine Finanzlage in Mitleidenschaft zog. Die Baumwollernte wurde in regelmäßiger Weise abgesetzt, und der größere Teil wurde zu günstigern Preisen als im Vorjahre ausgeführt. Die Bauern

konnten ihre Steuern pünktlich bezahlen. Auch die Menge des eingeführten Tabaks nahm im Laufe des Jahres zu, ein Beweis für die Zahlkraft der Bevölkerung. So zeigen die öffentlichen Einkünfte des Jahres 1907 eine befriedigende Ausdehnung.

Trotz der günstigen Anzeichen ist man jedoch noch nicht zu der Annahme berechtigt, daß die ungünstigen Folgen der Krisis schon gänzlich überwunden seien.

Ein deutliches Bild der guten ökonomischen Entwicklung Ägyptens während der letzten zwanzig Jahre und der großen materiellen Fortschritte, die in der jüngst zum Ausbruch gekommenen Spekulation gipfelten, zeigt die nachstehende Tabelle.

drei Jahre 1888—90	drei Jahre 1891—93	drei Jahre 1894—96	drei Jahre 1897—99	drei Jahre 1900—02	drei Jahre 1903—05	zwei Jahre 1906—07
Durchschnittliche Einnahmen der Regierung pro Jahr						
Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
204350400	214431300	215859600	230618700	243721800	281188800	324990000
Durchschnittliche Menge der exportierten Baumwolle in Kantars (= etwa 45 Kilogramm)						
3075000	4609000	5280000	6130000	6067000	6009000	6778000
Durchschnittlicher Preis eines Kantars Baumwolle						
Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
61,06	45,3	41,6	37,46	50,71	63,54	77,41
Durchschnittlicher Wert der exportierten Güter (Zollumsatz + 15 Prozent für zu niedrige Schätzung)						
Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
279594900	325134900	307912500	325114200	413151300	488623500	640044000
Durchschnittlicher Wert der importierten Güter						
Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
157589100	186382800	189653400	228238200	304786800	406258200	518866200
Durchschnittlicher Überschuß der Einfuhr an Bargeld über die Ausfuhr an Bargeld						
Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
1511100	17305200	28089900	30387600	35272800	71994600	103934700
Durchschnittliches Verhältnis des Umsatzes, d. h. Überschuß des Exports über den Import samt Unkosten						
Mark	Mark					
21114000	5589000	—	—	—	—	—
Überschuß des Imports samt Unkosten über den Export						
		Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
—	—	23598000	47403000	22149000	124200000	78660000
Zahl der neu entstandnen Gesellschaften						
5	4	11	34	14	71	108

Die erste Zeile dieser Tabelle zeigt, daß von der Gesamtzunahme der öffentlichen Einnahmen während des in Frage stehenden Zeitraums um insgesamt 120 Millionen Mark zwei Drittel in die letzten fünf Jahre fallen. Die

drei folgenden Linien zeigen, daß der Aufschwung in der letzten Zeit hauptsächlich auf Kosten des ununterbrochnen Steigens der Baumwolle zu setzen ist. Dieser hat sich im letzten Jahrzehnt annähernd verdoppelt. Die Zunahme der Einfuhr gibt einen Beweis für den steigenden Wohlstand des Landes.

Die Werte der Einfuhr an Waren und Bargeld zeigen eine so rasche Zunahme, daß sie, wie der weiter unten dargestellte „Umsatz" beweist, die Werte des Exports sehr schnell übertroffen haben. Dieses Verhältnis des Umsatzes ist errechnet, indem man den Unterschied des Exports auf der einen Seite und des Imports und der „Unkosten" auf der andern Seite in Betracht zog. Zu den Unkosten gehören die nach auswärts gehenden Summen für Verzinsung der öffentlichen Schuld, für den Tribut an die Türkei, für die Nilreservoirs und für die Okkupationsarmee sowie eine Reihe andrer Posten.

Der gesamte Rechnungsabschluß des Jahres 1907 gestaltete sich folgendermaßen:

Einkünfte			305,1 Millionen Mark
Ausgaben:	ordentliche	272,3 Millionen Mark	
	außerordentliche	22,4 „ „	294,7 „ „
		Überschuß	10,4 Millionen Mark

Der tatsächliche Jahresabschluß ergab die folgenden Zahlen:

Einkünfte			338,9 Millionen Mark
Ausgaben:	ordentliche	273,9 Millionen Mark	
	außerordentliche	21,7 „ „	295,6 „ „
		Überschuß	43,3 Millionen Mark

Die Einnahmen überstiegen nicht nur den in Ägypten grundsätzlich möglichst vorsichtig aufgestellten Voranschlag um rund 34 Millionen Mark, sondern waren auch um 21 Millionen größer als die des Jahres 1906.

Die direkten Steuern haben eine Mehreinnahme von 1,177 Millionen Mark gebracht; indirekte Steuern und andre Abgaben haben 5,568 Millionen Mark mehr abgeworfen als im Vorjahre.

Die Gesamteinnahmen der Eisenbahnen beliefen sich auf 6,354 Millionen Mark mehr als im Vorjahre. Die Reineinnahmen belaufen sich in demselben Zeitraum auf 33,1 Millionen Mark gegenüber von 29,3 Millionen im Jahre 1906, was eine Mehreinnahme von rund 3,8 Millionen Mark bedeutet. Die Einnahmen der Post sind um annähernd eine halbe Million gestiegen.

Auch auch andern Gebieten haben sich mehrfach günstigere Abschlüsse erreichen lassen, woraus sich der gesamte Überschuß gegenüber dem Voranschlag ergibt.

Am 31. Dezember 1906 belief sich die gesamte ägyptische Staatsschuld auf rund 1990 Millionen Mark. An Zinsen und für den Schuldentilgungsfonds wurden 76,5 Millionen Mark aufgewandt.

7,2 Millionen Mark wurden im Laufe des Jahres 1907 abbezahlt. Somit betrug am 31. Dezember 1907 das gesamte ausstehende Kapital

1984 Millionen Mark mit einer jährlichen Zinslast von 75,3 Millionen Mark. Von dieser Staatsschuld befinden sich 173,6 Millionen in den Händen der Regierung oder von Kommissaren der Schuld. Die Zinslast für diese Summe beträgt 6,5 Millionen Mark. In den Händen des Publikums befinden sich somit nur 1807,1 Millionen Mark, die zu ihrer Verzinsung 68,8 Millionen Mark nötig machen.

Der Haushalt für 1908 hatte folgende Summen vorgesehen:

Voranschlag der Einnahmen			231,12 Millionen Mark
Voranschlag der Ausgaben: ordentliche	284,83 Millionen Mark		
außerordentliche	20,08 „ „	304,91 „	„
Erwarteter Überschuß			16,21 Millionen Mark

Der Reservefonds hat am 1. Januar 1907 eine Höhe von 228,83 Millionen Mark gehabt. Am Ende des Jahres betrug er nach Berechnung der Einnahmen und Ausgaben noch 138 Millionen Mark. Für das Jahr 1908 sind noch die nachstehenden Ausgaben zur Bestreitung aus dem Fonds genehmigt worden:

für Bewässerungsanlagen	40,53	Millionen Mark
für Vorschüsse an die Gemeinden	2,07	„ „
für Arbeiten im Hafen von Alexandria und in andern Häfen	5,29	„ „
für Staatseisenbahnen	14,49	„ „
für Vorschüsse an die Regierung des Sudans für öffentliche Arbeiten	8,81	„ „
zusammen	71,19	Millionen Mark

In den erwähnten Krediten sind beträchtliche Summen für den Ausbau der Werke am Hafen von Alexandria eingeschlossen, um diesen in den Stand zu setzen, dem fortdauernden Anwachsen des Handels gerecht zu werden. Ebenso sind für die Fortsetzung des bewährten Bewässerungssystems und für den Weiterbau der Eisenbahnen bedeutende Summen vorgesehen. In der für den Sudan eingesetzten Summe sind 5,9 Millionen Mark zur Ausrüstung eines Teils der Bahnlinie zwischen Atbara und Khartum mit schwerern Schienen vorgesehen.

Eine wichtige Frage hatte bisher die Verwendung der aus dem Loskauf vom Militärdienst eingehenden Summen gebildet. Einer grundsätzlichen Änderung der ganzen Angelegenheit standen bisher zwei wesentliche Bedenken entgegen. Erstens hätte die völlige Abschaffung des Loskaufs einen bedeutenden finanziellen Verlust zur Folge gehabt (im Jahre 1907 hatten die Einnahmen aus dieser Quelle annähernd fünf Millionen Mark betragen); zweitens wäre aber auch eine vollständige Abschaffung des Systems in weiten Kreisen durchaus unpopulär. Nach reiflicher Überlegung wurde deshalb ein neuer Plan ausgearbeitet, der zwar den Loskauf auch fernerhin gestattet, der jedoch die Verwendung der aus dem Loskauf eingehenden Summen für die zunächst Beteiligten, nämlich die Ausgehobnen, vorsieht. Die Einzelheiten des ganzen

Planes sind noch nicht völlig festgestellt. Im allgemeinen aber zielen sie darauf hin, jedem Ausgehobnen nach Ablauf seiner Dienstzeit im Heer, der Polizei oder der Küstenwache eine größere Geldsumme auszubezahlen. Ferner soll die Verpflichtung, nach Ableistung der fünf Dienstjahre im Heer noch weitere fünf Jahre in der Polizei zu dienen, abgeschafft werden, wodurch aber erneute Ausgaben entstehen.

Otto Gildemeister, Ludwig Bamberger, Alexander Meyer

Von E. Fitger

In den drei Namen findet die deutsche politische Literatur eines Zeitalters hervorragende Verkörperung. Ihre Träger waren durch völlig gleiches Streben miteinander verbunden; sie waren drei Zeugen einer politischen Weltanschauung, die einst einen außerordentlichen Einfluß auf das lebende Geschlecht hatte. Doch so viele dieser auch zufielen, so sehr jahrzehntelang gerade die intelligenten Schichten des deutschen Volkes ihr angehörten: der Sieg, der ihrem Ringen einst ganz zweifellos beschieden zu sein schien, wurde ihr nicht zuteil. Es war die Richtung des Individualismus, des freihändlerischen Liberalismus, des Manchestertums — wenn man diesen viel mißdeuteten und oft zu unbedachter Beschimpfung mißbrauchten Namen einmal anwenden will. Otto Gildemeister war daneben noch langjähriger Senator und Bürgermeister von Bremen und Bundesratsmitglied, Essayist auf nichtpolitischem Gebiet und vor allem der berühmte Übersetzer von Byron, Shakespeare, Ariost und Dante. Ludwig Bambergers Name knüpft sich schon an die Pfälzer Revolution von 1849. Man begegnet ihm in der Literatur der politischen Flüchtlinge der fünfziger und sechziger Jahre; er war der langjährige Reichstagsabgeordnete für Mainz und Bingen-Alzey, der Hauptschöpfer unsrer Münzreform, der zäheste Verteidiger der Goldwährung und der unbeugsamste Gegner des Übergangs zum Schutzzoll; daneben ein schöpferischer Essayist. Alexander Meyer hat sich, soviel mir bekannt ist, weder dichterisch noch revolutionär betätigt, noch ist er Mitglied der obersten Verwaltung eines Staats gewesen. Sein äußeres Leben verlief einfach; er war Redakteur, Handelskammersyndikus, Reichstagsabgeordneter, politischer Schriftsteller. — Gildemeister und Bamberger, die ältesten, wurden 1823 geboren, Alexander Meyer, der jüngste, lebte bis 1908. Dieser Zeitraum ungefähr spannt die Wirksamkeit des Dreigestirns ein. Auch in diesem halben Jahrhundert hat unser Vaterland manchen gewaltigern Politiker,

manchen einflußreichern Parlamentarier, manchen Dichter von weit größerer Schöpferkraft gesehn. Als Typen eines Hauptarmes der geistig-politischen Strömung der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts können ihnen schwerlich gleich hervorragende an die Seite gestellt werden. Das heißt bis zu der Zeit, wo eben diese Strömung durch eine andre überwunden wurde, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Die freiheitlichen Bestrebungen in Deutschland vor 1848 hatten zum unbestrittnen Hauptziel die Einigung des Vaterlandes und die Schaffung von Volksrechten neben der teils noch völlig absoluten, teils nur wenig beschränkten Fürstenmacht. Der Ansturm gegen die Autokratie entsprang damals zum größten Teil aus dem Widerstreit des nationalen Gedankens gegen die dynastischen Rechte. Erst aus diesem Grunde nahm er eine radikale und teilweise republikanische Richtung, wobei die Einflüsse aus Frankreich je länger desto mächtiger herüberwirkten. Aber der eigentliche Individualismus war darin noch wenig ausgebildet. Er war eher bei erleuchteten Geistern in den Behörden zu finden, als daß er in weitern Volkskreisen mächtig gewesen wäre. Am ersten noch in der akademischen Jugend; doch auch hier wogte noch der demokratische Gedanke, der den Staat allmächtig machen, dann aber volkstümlich walten sehen will, mit dem konstitutionellen und nationalen vielfach zerfließend durcheinander. Dagegen war in der preußischen Regierung schon Hardenberg in seinen Grundsätzen (die er freilich nicht stark genug verfocht) ein Individualist. Ebenso war diese Tendenz mächtig bei den Männern des preußisch-deutschen Zollvereins. Er ging nicht zurück auf Frankreich. Die Turgot, Quesnay, Mirabeau (Vater) usw. waren von der ganz anders gerichteten Revolution, die die Menschen gegen ihren Willen glücklich machen wollte und zu diesem edeln Zweck selbst die Guillotine nicht verschmähte, völlig in Vergessenheit gebracht. Vielmehr war Adam Smith die maßgebende Persönlichkeit. Man kann wohl kaum sagen, daß Hardenberg hiermit gescheitert sei. Sein Niedergang hatte ganz andre Ursachen. Überhaupt kamen die Tendenzen noch keineswegs rein zur Erscheinung. Auch der nachherige Sieg des Zollvereins vollzog sich keineswegs zur Hauptsache dadurch, daß die Menschen allmählich individualistischer geworden wären, sondern aus Gründen der Finanzen und der Vereinfachung der Zollverwaltung, die bei der Gemengelage der deutschen Gebiete auch bei Ministern von bescheidner wirtschaftlicher Einsicht wirksam werden mußten.

Unterdessen wuchs der Einfluß des Freihandels in England beständig. Die Kornzölle fielen, womit die norddeutsche, namentlich die nordöstliche Landwirtschaft ein wichtiges Absatzgebiet gewann, sodaß sich der Wohlstand hier zusehends hob, und sich der ganze Norden Deutschlands, namentlich östlich von der Elbe, zum Freihandel bekannte. Auch die deutsche Volkswirtschaftslehre auf den deutschen Hochschulen stand wesentlich unter dem Einfluß der englischen Ökonomisten. Seit 1812 lehrte Rau, seit 1843 der weit ausgesprochnere

Roscher. Das Ziel ging dahin, daß der einzelne in der Regel weit besser für sich sorge, wenn er sich völlig selbst überlassen werde und die Früchte seiner Tüchtigkeit, seines Fleißes, seiner Sparsamkeit oder auch die Nachteile des Gegenteils allein hinzunehmen habe, als wenn der Staat ihn bevormunde. Der einzelne sollte möglichst von aller Einmischung des Staates freigemacht werden. Gewerbefreiheit, Freihandel, Laisser faire, laisser aller. Fort mit dem Zunftwesen, dem Schutzzoll, den Monopolen! Selbstverantwortung des einzelnen, des Unternehmers wie des Arbeiters! Freie Entfaltung des Verkehrs. Die Einflüsse Cobdens und Brights sowie die kurze aber außerordentlich starke Wirksamkeit Friedrich Bastiats trafen zusammen.

Mit der Form der Regierung hängt das nicht unmittelbar zusammen. Ein despotischer Fürst kann sein Land in der vollsten wirtschaftlichen Freiheit verwalten. Und umgekehrt kann eine demokratische Republik nicht nur hohe Schutzzölle errichten — das sehen wir noch diesen Augenblick in Frankreich und den Vereinigten Staaten —, sondern auch das Zunftwesen organisieren oder, wie die sozialdemokratische Republik es will, den Staat in allen wirtschaftlichen Dingen allmächtig machen. Die individualistische Richtung in Deutschland, als deren Vertreter wir die drei Männer dieses kleinen Essays vor uns sehen, faßte die ganze Sache universeller auf. Sie verkannte natürlich nicht, was hier soeben ausgeführt worden ist. Sie sagte: die Befreiung der Menschen von der Obrigkeit, soweit diese eben zur Beschirmung der Freiheit unentbehrlich ist, soll Selbstzweck sein und rechtfertigt sich durch die Wohltaten, die sie bringt, wofür selbst das Tier erkenntlich ist. Daß Nachteile mit ihr verbunden sind, ist unbestreitbar, aber sie müssen in den Kauf genommen werden. Das System des Zwanges, der Bevormundung hat noch viel größere Übel in Gefolge. Damit haben wir den vielverspotteten „Nachtwächterstandpunkt des Staates" vor uns — Bamberger bekannte sich noch in den achtziger Jahren im offnen Reichstag zu ihm. Die individuelle Freiheit als Selbstzweck kann und soll nicht nur in einzelnen Beziehungen des Zusammenlebens der Menschen maßgebend sein; nein sie soll den Grundgedanken überhaupt bilden. Eine demokratische Republik entspricht ihm nicht, wenn sie ihn im wirtschaftlichen Leben, z. B. in der Gewerbe- oder Zollpolitik oder durch unnötige Monopole verletzt. Eine autokratische oder aristokratische Regierung mag ihm (was in damaligen Zeiten näher lag als heute) durch Freihandel Genüge tun, aber tut sie es nur auf diesem einen Gebiete, so geht die Maßregel vielleicht aus richtiger wirtschaftlicher Einsicht hervor, nicht aber in Huldigung des Gedankens der individuellen Freiheit. Denn diesen muß sie, falls sie ihn für richtig hält, auch durchführen in der vollständigen Freiheit des Glaubens und des Forschens, in der Gleichberechtigung aller Konfessionen, in der Öffnung einer freien Bahn für die Mitwirkung des Volkes an der Bestimmung seiner Geschicke. Die Sozialdemokratie verwirklicht ihn wohl — sogar extrem und ohne Rücksicht auf das geschichtlich gewordne — in der Erhebung

des Volkswillens zur allein maßgebenden Instanz (wobei sie freilich auch noch oft genug äußere Einschüchterung üben mag), aber sie schlägt ihm ins Gesicht durch ihren Sozialismus, durch die obrigkeitliche Gewalt über die Produktionsmittel und daher über die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit. Vielmehr muß die Freiheit des einzelnen der wichtigste und maßgebendste Ausgangspunkt für die Gesamtheit des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens sein. Mit einem Worte: politische, wirtschaftliche, wissenschaftliche, religiöse Freiheit.

Dieses manchesterliche Programm gewann selbst in England, wo der Staat als solcher nicht eigentlich unpopulär war, die Herrschaft über die Geister — mit Ausnahme der Denkfreiheit, die auf Widerstand stieß, nicht sowohl vom Staat aus als auf Grund der in religiösen Dingen allmächtigen Konvention. Whigs und Tories bekannten sich zu ihm. Freihandel und Gewerbefreiheit wurden radikal durchgeführt. Das Monopolwesen hatte überhaupt keine Bedeutung. In Deutschland kam die volle Abneigung gegen den autokratisch oder wenigstens oligarchisch geleiteten Staat hinzu. Die religiöse Intoleranz war nicht Konvention, sondern Ausfluß aus der Staatsgewalt und hatte die ganze geistige Elite der Nation, verkörpert durch die Universitäten, gegen sich.

Wäre es möglich gewesen, die damaligen Anschauungen in einer entscheidenden Parlamentsmehrheit zusammenzufassen — wer weiß, was herausgekommen wäre. Die Dinge liefen anders. Es kam die Revolutionsbewegung von 1848, auch ihrerseits sich spaltend in mancherlei Weise: großdeutsch, kleindeutsch; national, partikularistisch; liberal, revolutionär; und endlich als Gegenschlag gegen den allzu vielfältigen Irregang die Reaktion. Wozu noch viele Worte darüber verlieren!

Da war denn nun jener Kreis der Liberalen — nicht allein repräsentiert, auch nicht geistig beherrscht, wohl aber in hervorragenden Typen vertreten — durch die drei Männer, deren Namen den Titel dieses Essays bilden. Bamberger stand damals noch abseits; er war verurteilt, lebte im Auslande und glaubte nicht an die Reformierbarkeit der damaligen deutschen Verhältnisse. Otto Gildemeister, geboren am 13. März 1823 in Bremen, Sprößling einer alten republikanischen, sehr konservativen Patrizierfamilie, hatte einige Jahre philologische Studien betrieben, ohne sie der Form nach zu beendigen, und war 1846 in die Redaktion der am 1. Januar 1844 zu Bremen begründeten Weserzeitung eingetreten. Dieses unter seiner Leitung zu bedeutendem Ansehen gelangte Blatt war in den ersten beiden Jahren seines Daseins (vor Gildemeister) schutzzöllnerisch. An Agrariertum dachte damals niemand, denn Deutschland führte ja Lebensmittel aus. Gildemeister lenkte das Blatt in das Hochwasser des Freihandels und hielt es unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit und Stellung darin fest, als aus geschäftlichen Kreisen ein Druck in entgegengesetzter Richtung auf ihn ausgeübt wurde. Überall hatte er Mitstreiter. Ich nenne nur Faucher, Prince-Smith, Aug. Lammers, Karl Braun (später Braun-Wiesbaden). Der Freihandel war der Zug der Zeit. Die

preußischen Konservativen huldigten seinen Grundsätzen. Treitschke war ein eifriger Freihändler, Bismarck nicht minder, dieser auch noch ein ausgesprochner Vorkämpfer der Gewerbefreiheit gegen das Zunftwesen, das ihm bei seinem Frankfurter Aufenthalt äußerst lästig und reaktionär erschienen war.

Doch in diesem Gegensatz erschöpften sich die damaligen Bestrebungen nicht. Gildemeister war 1848 ein ausgesprochen liberaler Unitarier, aber (obwohl in seinem Kleinstaat ein Republikaner) kein Anhänger des Gedankens an eine deutsche Republik. Demgemäß war er kein Parteigänger Heckers, Karl Vogts, des jungen Ludwig Bamberger. Er war und blieb ein Liberaler sowohl im Sturmjahre wie auch in der Reaktion der fünfziger Jahre. Außerdem war er ein Nationaler. In jener Zeit, wo der Partikularismus wieder Orgien feierte, wo Olmütz seine Herrschaft neu begründet hatte, wo Preußen und andre Staaten den Nationalverein verboten, vertrat Gildemeister mit der größten Dreistigkeit den Gedanken der Einigung Deutschlands auf liberaler Grundlage. Es war damals fast nur die Weserzeitung, die das wagen konnte, und auch sie erlitt das Schicksal, in Preußen verboten zu werden. Gildemeister wurde in Bayern zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die freilich niemals vollstreckt wurde. Daß er damals ein so schneidiger Vorkämpfer der preußischen Spitze unter Ausscheidung Österreichs gewesen wäre, wie man zuweilen liest, ist nicht ganz richtig. Ihm stand Preußen wesentlich als die reaktionäre Macht unter Leitung Manteuffels und nach Unterbrechung durch das Ministerium der neuen Ära Bismarcks von 1862 bis 1864 vor der Seele.

Vielmehr war es damals Alexander Meyer, der den Glauben an die Zukunft des schwarz-weißen Banners anfachte und in Bremen, in ganz Nordwestdeutschland (in einem gewissen Gegensatz zu dem österreichisch gesinnten Hamburg, namentlich aber zur hannoverschen Regierung und zum Welfentum) zur Herrschaft brachte. Meyer, geboren am 22. Februar 1832 zu Berlin, war 1864 bis 1866 Mitredakteur der Weserzeitung. Gildemeister war 1852 aus dem Redaktionsverbande ausgetreten und Senatssekretär, 1857 Mitglied des bremischen Senats geworden. Er blieb aber bis zu seinem 1902 erfolgten Tode in enger Verbindung mit ihr. Den Stempel, den er ihr aufgedrückt hat, trägt sie noch heute, nur, der Zeit entsprechend, mit einer gewissen Abschwächung des Manchestertums. Als der von ihr vertretne nationale Gedanke 1864 und vollends 1866 zum Siege gelangt war, zog es Alexander Meyer auf einen größern Schauplatz. Er wandte sich nach Preußen zurück. Seine bürgerliche Stellung war von 1866 bis 1871 die des Sekretärs der Breslauer Handelskammer, dann bis 1876 des Generalsekretärs des Deutschen Handelstages, endlich bis 1879 des Chefredakteurs der Schlesischen Presse in Breslau, worauf er als freier Publizist in Berlin lebte. Fast dreißig Jahre weitreichender Wirksamkeit waren ihm hier beschieden, wenn auch schließlich mit einem politischen Mißerfolg, wie weiterhin zu berühren sein wird. Von

1876 bis 1888, dann wieder von 1892 bis 1893 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und von 1881 bis 1896 des Reichstags.

Dr. Meyer war Mitglied der nationalliberalen Partei. Wie Gildemeister, so hatte auch er schon in den Jahren, als aus dem preußischen Konflikte Bismarcks große, schöpferische Nationalpolitik hervorleuchtete, den negierenden Standpunkt des damaligen Liberalismus verlassen und einer Versöhnung zwischen diesem und Bismarck vorgearbeitet. Im Jahre 1866 bildete sich die neue Partei. Zu ihren Hauptvorkämpfern auf dem Gebiete der Publizistik gehörten die beiden Männer. Und als vollends der Riesenkampf mit Frankreich entbrannte, als das neue Reich geschmiedet wurde, und dann die Feindschaft des für unfehlbar erklärten Papsttums abzuwehren war, da waren beide unermüdlich.

Es ist längst Zeit geworden, nunmehr auch Ludwig Bambergers zu gedenken, der an Wirksamkeit bald der erste werden sollte. Er war am 22. Juli 1823, wenige Wochen nach Gildemeister, in Mainz geboren. Nach dem juristischen Universitätsstudium nahm er an der achtundvierziger Bewegung eifrigen Anteil, sogar an dem pfälzischen Aufstande von 1849, worauf er zur Flucht ins Ausland gezwungen wurde. Die Rechtswissenschaft vertauschte er nun mit dem Handel, der ihn zu einem vermögenden Manne machte. Aus dem Exil hatte er schon manche freisinnige Artikel veröffentlicht, keineswegs nur politische. Im Jahre 1866 wurde ihm die Rückkehr möglich, und nun griff er kräftig in die Entwicklung Deutschlands ein. Auch er machte im Gegensatz zu vielen süddeutschen Demokraten, zu den „alten Achtundvierzigern" seinen Frieden mit der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse und bot alles auf, sie im liberalen Sinne zu beeinflussen. Im Jahre 1868 wählte ihn Mainz ins Zollparlament, 1870 in den Reichstag. Hier trat er in die nationalliberale Partei ein, hier kämpfte er an der Seite Bennigsens, Twestens, Laskers, Forckenbecks. Mit wenig Ausnahmen, zu denen Miquel und Hammacher gehörten, war damals die ganze Partei freihändlerisch. In dem Präsidenten des Reichskanzleramts, Rudolf Delbrück, hatten die freihändlerischen und manchesterlichen Nationalliberalen einen Gesinnungsgenossen auf wirtschaftlichem Gebiet, wie sie ihn sich nicht besser wünschen konnten. Am nachhaltigsten beeinflußte Bamberger die deutsche Münzgesetzgebung. Auch darin ging er Hand in Hand mit Delbrück. In ihrer Verteidigung zur Zeit der bimetallistischen Angriffe fand er die entscheidende Hilfe bei dem Reichsbankdirektor Dr. Koch. Auf kirchenpolitischem Gebiete stand Bamberger abseits. Er wollte vieles von dem Kulturkampf nicht mitmachen, weil es ihm gegen die Toleranz zu verstoßen schien. Es war eine große Zeit für unsre drei Politiker.

Ehe wir uns der für sie so tragischen Schicksalsänderung zuwenden, muß hier ihrem rein literarischen, nichtpolitischen Wirken gedacht werden. Hier steht offenbar Otto Gildemeister am glänzendsten da. Es ist überflüssig, seinen

Übersetzungen noch einen Lorbeerkranz zu winden. Die Meisterschaft der Sprache, die Schönheit und Einfachheit des Ausdrucks, die Genauigkeit der Verdeutschung, die Genialität in der Wiedergabe genialer Wortspiele ist so allgemein anerkannt worden, daß sie hier nicht geschildert zu werden braucht. „Der Übersetzergilde Meister" nannte ihn Paul Heyse. Zuerst, schon 1864, erschien Lord Byron, der 1904 schon seine fünfte Auflage erlebt hat. Dann folgten die Shakespearischen Königsdramen in der Bodenstedtschen Ausgabe, doch blieb es nicht bei diesen; im Laufe der Jahre schloß sich manches andre Drama daran. Neben dem Englischen zog ihn die klassische italienische Literatur an, erst Ariost und dann Dante, deren Werke (1882 bis 1888) unübertreffliche Neudichtungen in der deutschen Sprache wurden. War Gildemeister auch kein schöpferischer Dichter, so war er doch mindestens einer der ersten Sprachkünstler seiner Zeit, in der Poesie wie in der Prosa. Ein Sprachkünstler, der nicht künstelte! Die Einfachheit und Prunklosigkeit in der Form mit dem bedeutendsten geistigen Gehalt zu verbinden, schien ihm nicht nur möglich, sondern das erstrebenswerteste Ziel. So kennzeichnet denn seinen Prosastil bei aller Tiefe des Wissens, bei dem Reichtum seiner Erfahrungen gerade die Schlichtheit des Ausdrucks. Bamberger bewunderte diese Kunst so sehr, daß er ihr in der Wochenschrift Nation ein eignes Denkmal setzte. Mehr als fünfeinhalb Jahrzehnte lang haben die Leser der Weserzeitung Gelegenheit gehabt, diese Kunst zu bewundern. An dem Stil erkannte man leicht den ungenannten Verfasser. Eben jetzt hat man seinen alten Freunden wie auch andern Liebhabern seiner Feder Gelegenheit gegeben, wenigstens einzelnes aus dem reichen Strom seiner Leitartikel wieder zu lesen und dem Schicksal des Vergessenwerdens wie auch dem stillen Schlummer der Bibliotheken und Archive zu entreißen. Ein kleiner Bruchteil dieser Weserzeitungsleitartikel, sechzig unter etwa fünftausend, sind unter dem Titel „Aus Bismarcks Tagen, Essays von Otto Gildemeister" im Herbst 1908 bei Quelle und Meyer in Leipzig erschienen. Auch die Wochenschrift Nation, herausgegeben von Theodor Barth, erfreute sich mancher herrlicher Essays; ihr Verfasser verbarg sich nur wenig unter dem Täuschnamen Giotto. Manche von diesen sowie auch einige ältere größere Essays sind schon 1896 bis 1897 unter dem Titel: „Essays, herausgegeben von Freunden" erschienen. Gildemeister verließ den bremischen Senat im Februar 1890, um sich ganz seinen literarischen Arbeiten zu widmen. Als er im August 1902 starb, hatte er wenig Wochen zuvor seinen letzten Leitartikel für die Weserzeitung geschrieben.

Ludwig Bambergers gesammelte Schriften nebst einem selbstgeschriebnen Lebensabriß sind 1894 bis 1897 bei Rosenbaum und Hart in Berlin erschienen. Auch sie sind Meisterstücke des Prosastils, Meisterstücke politischer Tagesliteratur. Das wird auch der sagen, der mit ihrem Inhalt keineswegs einverstanden ist. Die Muße eines dem Berufsleben überhobnen Mannes von der feinsten Bildung hat sie entstehn lassen. An Klarheit der Gedankenentwicklung sind sie

unübertrefflich. In der münzpolitischen Literatur ist nichts, was sich mit ihrem reichen Inhalt messen könnte. Abgesehn von einigen wenigen sind sie Parteischriften, als solche wollen sie genommen werden; Parteischriften des Freihandels, des „Manchestertums", des Individualismus, der Goldwährungspartei. Aber diese Eigenschaft hat nicht verhindert, daß ihr Verfasser in seinem Essay zum Tode Bismarcks dem Genius des großen Mannes in einer Weise gerecht geworden ist, wie man es von einem Gegner selten finden wird. Die neuern Schriften Bambergers entstammen ebenfalls in ihrer großen Mehrheit der Nation.

Und gerade in der Nation wirkte Alexander Meyer mit den beiden ältern Freunden zusammen. Wo seine Schriften sonst zerstreut sind, davon weiß ich nicht allzuviel. Ich konnte mich ganz deutlich auf einige seiner Leitartikel besinnen, die ich als ganz junger Mann vor 1866 in der Weserzeitung gelesen hatte; es machte ihm, als ich ihn nach langen Jahren persönlich kennen lernte, Freude, daß ich ihm am Gedankengang oder an einzelnen überraschenden Wendungen das Gelesene so deutlich machen konnte, daß er sich als Urheber darin wiedererkannte. Vieles wird in seinen Breslauer Zeitungen niedergelegt sein. Dann erinnere ich mich sehr wohl seiner Artikel, die er 1880 bis etwa 1882 für die Tribüne, später für die Nationalzeitung schrieb. Zuletzt hatte die Vossische Zeitung das Glück, regelmäßige Leitartikel von ihm zu erhalten. Von alledem ist noch nichts wieder gesammelt und herausgegeben worden. Es sind ja auch wenig Monate verflossen, seitdem man sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe gelegt hat. Möge die nächste Zukunft uns eine Sammlung bringen, solange die Erinnerung an ihn noch frisch ist. Ein Bändchen unpolitischer Skizzen, die aber doch keinen vollen Begriff von Alexander Meyers Geist, von seiner Kunst geben, ist vor wenigen Wochen erschienen: Aus guter alter Zeit; Berliner Bilder und Erinnerungen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Was Alexander Meyer vor den beiden neben ihm genannten Genossen auszeichnet, das ist der köstliche Humor. Es ist schwer, diesen völlig zu zergliedern. Viel trägt zu seiner Wirkung die Schlichtheit des Vortrags bei. Meyer weiß jeden Anschein des Haschens nach einem Lacherfolg zu vermeiden. Mit einem Grabesernst — auch als Redner — trägt er vor. Wie er sich gibt, ist er Pessimist. Gelegentlich gewährt er uns einen lustigen Einblick in die wirkliche Weise, wie er seine Worte aufgefaßt haben will. Zuweilen sagt er etwas von einer fast unerträglichen Selbstverständlichkeit, und dann mit einemmal gibt der nächste Satz den Schlüssel zu dem keineswegs trivialen Gedanken, den er auf eine solche Weise entwickelt. Auch auf der parlamentarischen Tribüne war er ein Meister dieser Kunst. Er war einer derer, die am sichersten das Ohr des Hauses fanden. Auch als er gegen Ende seiner parlamentarischen Laufbahn nur noch eine kleine Minderheit im Reichstage vertrat, sammelte sich stets eine dankbare Zuhörerschaft um die Tribüne, von der seine Worte ertönten.

Bamberger und Meyer waren hervorragende Parlamentarier. Aber Bamberger war der stärkere, schon weil er leichter zum Worte griff, mehr Feuer und mehr Initiative hatte. Er sprach schneidig und trachtete danach, seinen Gegner ernstlich und schwer zu verwunden. In den achtziger Jahren hat Bismarck in ihm sicher den gefährlichsten parlamentarischen Feind gesehen. Er war die größte geistige Kraft der sogenannten sezessionistischen Partei und dessen, was von ihr in dem spätern Linksliberalismus aufging.

Nachdem er anfänglich in Mainz gewählt worden war, hatte er in Bingen-Alzey einen Wahlkreis gefunden, der ihm treu blieb, bis er 1893 mit dem Ende der Legislaturperiode erklärte, nicht wieder gewählt werden zu wollen. Wegen seiner besondern Stellung zur kirchenpolitischen Frage hielten auch zahlreiche Katholiken zu ihm. Nach seinem Ausscheiden wurde erst Schmidt-Elberfeld gewählt, dann verschoben sich die Parteiverhältnisse des Wahlkreises vollständig. Daß er aufhörte, sich am parlamentarischen Leben noch unmittelbar zu beteiligen, war ein schwerer Schlag für den Linksliberalismus; vollends war Bambergers Tod im März 1899 ein Verhängnis für seine Partei.

Es ist schon hier und da berührt worden, daß sich die Zeiten für das „Manchestertum" — um noch einmal diesen schiefen aber gebräuchlichen Ausdruck beizubehalten — gänzlich änderten. Von allen Seiten wurde es zurückgedrängt. Aus der Handelskrise der siebziger Jahre ging der Sieg der Schutzzollpartei innerhalb der Industrie hervor. Bismarck erfüllte deren Verlangen, indem er der Landwirtschaft die Lebensmittelzölle verschaffte, womit sich das fortan die meisten Verhältnisse beherrschende Bündnis zwischen Landwirtschaft und Industrie bildete. Am ersten, schon im Frühsommer 1879, kam der Freihandel zu Fall. Und bald darauf führte Bismarck die schon im Juli 1878, gleich nach dem Tode Pius des Neunten begonnenen Verhandlungen mit Rom weiter, die zwar noch nicht zum Frieden führten, aber doch die freihändlerischen Liberalen entwurzelten, weil Bismarck nun wiederholt Mehrheiten mit dem Zentrum bilden konnte. Auch innerhalb der früher fast ganz freihändlerischen Nationalliberalen kam der Schutzzoll zur Herrschaft. Aus mancherlei Gründen trennte sich 1881 der linke Flügel von den Bennigsen, Miquel, Hammacher usw. Man gründete die sezessionistische Partei, und diese errang in der Reichstagswahl von 1881 große Erfolge: sie wiederholten sich niemals. Vielmehr machte das Agrariertum alsdann Fortschritte. Von noch weit größerer Tragweite war, daß die Arbeiterschaft immer vollständiger in die Netze der Sozialdemokratie geriet, sodaß viele großstädtische und industrielle Wahlkreise vom Liberalismus abfielen. Man suchte das 1884 durch Verschmelzung der Sezessionisten mit der alten Fortschrittspartei zu der deutschfreisinnigen Partei zu bekämpfen. Auch das hatte keine sonderlichen Früchte. 1890 trennte man sich wieder.

Doch das Schlimmste von allem für das Manchestertum war die vollständige innere Umwandlung der Anschauungen der Volkswirtschaftswissenschaft. Das gesellschaftliche Leben zeitigte Erscheinungen, denen mit der Lehre vom

freien Spiel der Kräfte nicht mehr beizukommen war. In andrer Form als die Sozialdemokratie versuchten der Kathedersozialismus, der Staatssozialismus, der christliche Sozialismus der Übel Herr zu werden, zu deren Bekämpfung das Manchestertum freilich niemals freie Bahn gehabt hatte, wie in England, deren Bewältigung man ihm aber nicht mehr zutraute. Es war nicht nur, daß sich Bismarck, die Parteien der Rechten und das Zentrum mit der neuen Lehre verbanden, um äußerlich zur Macht zu gelangen. Der Individualismus wurde — pro hinc et nunc — auch innerlich überwunden. Es kam zu der neuen staatlichen Sozialpolitik. Der Individualismus unterlag. Es gebricht hier an Raum, diese Entwicklung eingehender zu schildern. Die Sache ist ja auch bekannt genug.

Im Reichstag ging der individualistische Liberalismus stark zurück, womit innerm Hader Tür und Tor geöffnet wurden. Im Jahre 1893 löste man die Fusion zwischen Sezessionisten und der freisinnigen Volkspartei wieder auf. Bamberger kandidierte nicht mehr für den Reichstag, Alexander Meyer wurde 1896, wo sein Mandat für ungiltig erklärt wurde, nicht wiedergewählt; auch später nicht. Beide, wie auch Gildemeister, der wohl (bis 1890) dem Bundesrat, aber niemals einer parlamentarischen Körperschaft angehört hat, blieben noch eifrige politische Literaten, bis der Tod ihrem Erdenwallen ein Ziel setzte. Ihre politische Weltanschauung ist zwar nicht absolut einflußlos, vielmehr macht sie sich kritisch immer noch bemerkbar. Aber sie ist doch zurzeit stark zurückgedrängt, selbst in England wird sie denaturiert. Eine Rückkehr zur Macht steht nach menschlichem Ermessen nicht nahe bevor. Doch wird das Erbe gehütet. Es gibt im Menschenleben Ebbe und Flut. Der Individualismus hat seine Flut gehabt. Jetzt hat der Sozialismus Hochwasser. Ob er die Probleme, an die er jetzt herangetreten ist, lösen wird — wer wollte darüber prophezeien? An dem wichtigsten müht er sich bis jetzt ohne jeden Erfolg ab, an der Versöhnung der sozialdemokratisch verhetzten Arbeiterschaft.

Wir wollen aber auch nicht vergessen, wie vieles von dem, was jene Männer mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens erstrebt haben, gesichert ist. Die Einheit des Vaterlandes ist unerschütterlich begründet; der Partikularismus ist dem Erlöschen nahe. Das Verfassungsleben wird jetzt selbst von den Konservativen verteidigt. Die Angriffe auf die Forschungs-, Denk- und Glaubensfreiheit mögen hier und da einen Wellenschlag hervorrufen — daß die geistige Freiheit je wieder in Gefahr kommen könnte, wird im Ernst niemand befürchten.

Cicero

Im zweiten vorjährigen Bande der Grenzboten S. 83 habe ich meine Freude darüber ausgesprochen, daß Ferrero der sympathischen Persönlichkeit des großen Redners, Staatsmanns und Denkers, der wahrlich kein kleiner Mensch gewesen ist, vollauf gerecht wird. Der zweite Band des Geschichtswerks schließt mit Cäsars Ermordung; im dritten Bande wird Ciceros Charakterbild vollendet.*) Wir sehen ihn am Nachmittage der Iden des März aufs Kapitol eilen, wo er rät, Brutus und Cassius sollten den Senat versammeln, die Bürgerschaft zu den Waffen rufen und sich so, dem Antonius zuvorkommend, der Staatsgewalt bemächtigen. Der Rat wurde von den Verschwornen nicht befolgt; „alle diese Söhne des Mars ließen sich an Kühnheit von dem Manne der Feder übertreffen“. Wir sehen ihn dann, als er mit allen Großen die Stadt verlassen hatte, von seinen Landgütern aus die fieberhafteste und unermüdlichste Tätigkeit zur Wiederherstellung der Republik entfalten, die keine Donquichoterie war, wenn Ferrero recht hat, der behauptet, die Republik habe noch mehr Lebenskraft gehabt, als die Mehrheit der Geschichtschreiber (mit Recht, wie mir scheint) annimmt. Jedenfalls aber ist die Bemerkung richtig: „selbst wenn man ihr die Lebenskraft abspricht, muß man bedenken, daß die Menschen die sozialen und politischen Umwälzungen sehr oft erst lange, nachdem sie sich vollzogen haben, gewahr werden.“ Nachdem Cicero alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatte, warf sich sein Tätigkeitsdrang auf die literarische Produktion. Von dem Büchlein De officiis, das unter anderm damals entstand, schreibt Ferrero, als gelehrte Abhandlung sei es nur eine rasch hingeworfne Kompilation, wer sich nicht der Lage erinnere, in der es entstanden ist, der werde „dieses für das Verständnis der politischen und der sozialen Geschichte Roms grundlegende Aktenstück verständnislos beiseite legen“. Mit lebhafter Besorgnis habe Cicero gesehen, „wie Italien in den Künsten und Wissenschaften gewann und an Sittenreinheit verlor, sich bereicherte und immer unersättlicher ward, wie es Menschen brauchte, während seine Fruchtbarkeit abnahm, seine Herrschaft ausdehnte und daheim seiner Freiheit verlustig

*) Größe und Niedergang Roms von Guglielmo Ferrero. Dritter Band: Das Ende des alten Freistaats. Vierter Band: Antonius und Kleopatra. Stuttgart, Julius Hoffmann. — Cicero im Wandel der Jahrhunderte von Th. Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1908.

ging". Noch einmal mühte er sich die Zauberformel zu finden, die diese unversöhnlichen Gegensätze versöhnen könne; das Problem seines Buches vom Staate faßte er diesmal von moralischen und sozialen Gesichtspunkten aus an. Er untersuchte, welche Eigenschaften die herrschende Klasse seines Idealstaats haben müsse. „Und da war er denn zu der Überzeugung gelangt, daß man, um der Welt den Frieden zu schenken, eine Umwertung der zurzeit geltenden Lebenswerte vollziehen müsse, daß man fürderhin Reichtum und Macht, deren verderblichen Einflüssen die Menschen so leicht erliegen, nicht als die höchsten Güter des Lebens ansehen dürfe, die man um ihrer selbst willen suchen und herbeiwünschen soll, sondern als eine schwere Bürde, die man zu tragen hat für das Wohl aller und vor allem des Volks. Folgenden Kanon von Pflichten stellt er für die Herrschenden auf: Eine der Würde des vornehmen Mannes entsprechende Lebenshaltung, die sich jedoch von allen Übertreibungen fernhält, und zu der landwirtschaftlicher Betrieb oder Großhandel [schriebe er heute, so würde er noch die Großindustrie beigefügt haben] die Mittel gewähren; Beteiligung an der Staatsverwaltung, nicht um sie zur persönlichen Bereicherung und zum Appell an die niedern Leidenschaften des Volks zu mißbrauchen, sondern um den Interessen der Armen und des Mittelstandes mit Hingebung zu dienen; die Leitung und Durchführung nützlicher öffentlicher Arbeiten, Hilfeleistung bei Hungersnöten, ohne die Staatsfinanzen zu ruinieren." Genau dasselbe, was unsre heutige Zeit von ihrer Aristokratie fordert, nur daß deren Tätigkeit in einem höchst vollkommnen Staatsorganismus geregelt ist. Nachdem Ferrero die Ermordung des Proskribierten erzählt hat, schließt er die Charakterschilderung mit einer Betrachtung ab, von der wir nur den Anfang wiedergeben.

Die Geschichtschreiber der Gegenwart haben leichtes Spiel, wenn sie sich besonders angelegen sein lassen, uns Cicero in den Augenblicken zu zeigen, wo er schwach war, schwankte, in Widerspruch mit sich selbst geriet. Sie vergessen dabei, daß sich ähnliche Schilderungen auch von seinen Zeitgenossen und selbst von Cäsar entwerfen ließen, und daß es bei Cicero nur deswegen leichter ist, weil er uns selbst mit allem bekannt macht, was in seinem Innern vorgeht. Man muß jedoch Cicero und seine Stellung in der Geschichte von einer andern Seite ansehn. Innerhalb der römischen Gesellschaft, in der es seit Jahrhunderten niemand möglich gewesen war, als Staatsmann eine Rolle zu spielen, wenn er nicht zum alten Geschlechteradel gehörte oder über großen Besitz verfügte oder sich kriegerische Lorbeeren erworben hatte, ist Cicero der erste, der, ohne dem Geburts- oder Geldadel anzugehören und ohne militärische Verdienste, in die tonangebende Klasse Aufnahme fand, zu den ersten Posten aufrückte und in Gemeinschaft mit den Adligen, den Millionären und hohen Militärs den Staat regierte, und dies alles nur dank seiner meisterhaften Beherrschung des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks und seiner Fähigkeit, der großen Masse der Gebildeten die verwickelten und tiefen Gedanken der griechischen Philosophie durch seine lichtvolle Darstellung zu vermitteln. Er war der erste Staatsmann in der Geschichte Roms und damit in der auf ihr sich aufbauenden Geschichte der europäischen Zivilisation, der der Klasse der Intellektuellen angehörte. Demnach haben wir ihn als den Stammvater einer Dynastie

zu betrachten, der man vielleicht alle mögliche Verderbnis, die verschiedensten Laster und Mängel nachsagen kann, der aber der Geschichtschreiber, selbst wenn er den Stab über sie bricht, die Anerkennung nicht wird versagen können, daß sie die Cäsaren überdauert hat, da sie von Cicero an bis auf unsre Zeit zweitausend Jahre lang ununterbrochen die Geschicke Europas gelenkt(?) hat. Cicero war der erste unter jenen Männern der Feder, die in der Geschichte unsrer Zivilisation bald als Stützen der bestehenden Staatsformen, bald als Vorkämpfer der Revolution eine Rolle spielen. Wir sehen sie in der heidnischen Zeit als Rhetoren, Juristen, Polyhistoren am Werk und hernach als Apologeten des Christentums [zunächst doch, von Paulus an, als seine Begründer und Verbreiter] und Kirchenväter; wir begegnen ihnen im Mittelalter als Mönchen, als Vertretern der Rechts- und der Gottesgelahrtheit, als Doktoren und Lektoren und in der Renaissance als Humanisten; im achtzehnten Jahrhundert kannte man sie in Frankreich unter dem Namen Enzyklopädisten, und heute nennen wir sie Advokaten, Journalisten, Publizisten und Professoren.

Zielinski nun stellt diese Bedeutung Ciceros in eine ganz neue Beleuchtung, durch die sie ins Riesenhafte wächst: nicht bloß der erste der Intellektuellen, der Eröffner einer neuen Weltära, ist er gewesen, sondern er hat durch seine Schriften und durch seine Persönlichkeit diese neue, mit den Inhabern der materiellen Machtmittel um die Herrschaft ringende Klasse inspiriert, angeregt, geleitet bis in die Französische Revolution hinein; er tritt als beinahe ebenbürtiger neben den Apostel Paulus und die Evangelisten. Dieser Nachweis wirkt im ersten Augenblick, zusammen mit der Erinnerung an den Cicero der Schulpedanten, einigermaßen komisch, aber wenn man dem gelehrten und für seinen Helden begeisterten Darsteller bis zu Ende folgt, kann man ihm nicht ganz unrecht geben. Wir verzichten auf die Wiedergabe der Charakteristik Ciceros und seiner mit der politischen verflochtenen literarischen Tätigkeit; in beiden Beziehungen stimmt Zielinski mit Ferrero überein, den er selbstverständlich noch nicht gelesen haben konnte. Erwähnt sei nur, daß er den Periodenstil rechtfertigt, als dem Geiste des Hochgebildeten, seinen Reichtum an Vorstellungen und Gedanken planvoll verknüpfenden angemessen, gegenüber dem ungebildeten „Simplisten", der natürlich nicht anders könne, als seine wenigen Gedanken ungegliedert in einer Reihe aufmarschieren lassen, der die Wahrheit einfach wolle, damit er sie fassen, die Rede „einplanig", damit er ihr folgen könne. Was Ciceros Stellung in der Politik und damit seine Lebensaufgabe bestimmte, das sei der Umstand gewesen, daß er in den Grundsätzen des Scipionenkreises aufgewachsen sei, und daß er die römische Verfassung, wie sie sich im Idealbilde jenes Kreises edler Seelen darstellte, über alles liebgewonnen habe. „Er liebte an ihr: die harmonische Verbindung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente, durchdrungen vom Geiste hellenischer Gesittung, jeden Fortschritts fähig, soweit dieser zur Aufnahme und Entwicklung fördernder, nicht zerstörender Ideen führte." Und er arbeitete praktisch an der Verwirklichung seines Ideals, indem er sich von Anfang bis zu Ende der Opfer des Unrechts annahm: zuerst einzelner zivilrechtlich geschädigter oder von der den Gewalthabern dienstbaren Strafjustiz bedrohten Personen, dann der unterjochten und

ausgeplünderten Völker. Die Karikatur des großen und großherzigen Staatsmanns, die bis heute noch vielen das wahrheitsgetreue Bild ersetze, sei sehr geschickt im Hause des Antonianers Asinius Pollio ausgearbeitet worden.

Ciceros Einfluß nun habe auf jeder der drei Stadien, in denen sich unsre, die christliche, Kultur entfaltet hat, bestimmend eingewirkt. Im ersten, dem religiös-ethischen Stadium sei der Glaube zur Herrschaft gelangt, „der einerseits jedem Menschenleben, wie verächtlich und ärmlich auch seine äußere Erscheinungsform sein mag, einen ewigen und unvergänglichen Wert beimißt, andrerseits aber seine Bekenner nicht zu tatenloser Ruhe und jenseitssüchtigem Quietismus leitet, sondern, seinem Wahlspruch: ora et labora getreu, zu nützlicher Kulturarbeit". Im zweiten Stadium, dem der Renaissance, herrscht der Intellekt und erringt sich die Persönlichkeit das Recht, „selbständig die ihr eingebornen Keime geistiger Gesittung zu entwickeln und durch individuelle Verarbeitung des allgemeinen Kulturbesitzes den Fortschritt des menschlichen Gedankens zu fördern". In der Französischen Revolution endlich setzt sich das dritte der drei Güter durch, die unsre Kultur von der aller Heiden und Mohammedaner unterscheidet: das politische Ideal, „demzufolge jeder innerhalb der ihm vom Gesetze aufgerichteten Schranken in vollem Maße seiner persönlichen Freiheit genießt". Im ersten Stadium nun, weist Zielinski nach, habe Cicero der europäischen Menschheit nichts geringeres gespendet als die Ethik. Formell ist das richtig. Die antike Ethik ist so, wie sie Cicero formuliert hat, von Lactantius und Ambrosius übernommen und für den christlichen Unterricht zurechtgemacht worden. Bis auf den heutigen Tag werden im katholischen Katechismus die vier aristotelisch-ciceronianischen Tugenden: Klugheit (bei Cicero heißt sie Weisheit, aber der Weisheit wird im Katechismus als einer Gabe des Heiligen Geistes ein höherer Rang angewiesen), Mäßigkeit oder Mäßigung, Gerechtigkeit und Stärke oder Tapferkeit als „Kardinaltugenden" empfohlen. Inhaltlich aber haben die Kirchenväter aus Cicero doch nichts erfahren, was sie nicht auch aus der Bibel hätten schöpfen können. Was sie dem Heiden entnahmen, das war die systematische Anordnung und die rationelle Begründung sowie die Anleitung zum schulmäßigen Vortrage. Zielinski stellt die Sache so dar, als hätten die Kirchenväter durch die Aufnahme der ciceronianischen Ethik ihr Christentum verleugnet, bis dann Augustinus die Moral wieder durch die Religion verdrängt habe. Er stützt sich auf den Ausspruch Tertullians: „Hütet euch, ihr, die ihr ein platonisches, ein stoisches, ein dialektisches Christentum ausgeklügelt habt! Wir brauchen unsre Gedanken nicht anzustrengen, seit wir Christus haben; wenn wir nur glauben, so tut uns weiter nichts not." Ferner auf das Erlebnis, das Hieronymus in einem seiner Briefe erzählt. In einer schweren Krankheit träumte ihm, er sei vor den Richterstuhl Gottes geschleppt worden. Man habe ihn gefragt, was er sei; Christianer, habe er geantwortet; nein: Ciceronianer, habe ihm die Stimme zugedonnert, und zugleich habe er die Streiche gefühlt, mit denen er für sein

Heidentum gezüchtigt worden sei. Die Umstehenden hätten den Richter gebeten, dem Sünder seiner Jugend wegen zu verzeihen, und Verzeihung sei ihm bewilligt worden, nachdem er geschworen hatte, keine heidnischen Bücher mehr zu lesen. Er habe jedoch, schreibt Zielinski — und auch seine Feinde warfen es ihm vor —, diesen Schwur nicht zu halten vermocht; er zitiere Cicero unendlich oft, und der Ciceroкenner ertappe ihn fast bei jedem Schritt auf ciceronianischen Gedanken und Wendungen. Es ist nun nicht zu verwundern, daß der Abscheu vor dem Heidentum die gebildeten Christen heidnische Lektüre, die sie eben doch bei der Dürftigkeit und den formellen Mängeln der christlichen Literatur nicht entbehren konnten, als eine Sünde empfinden ließ, aber es gab doch auch Kirchenlehrer, die das Heidentum anders ansahen. Clemens von Alexandrien läßt bekanntlich den göttlichen Pädagogen, den Logos, nicht bloß in den jüdischen Propheten, sondern auch in den heidnischen Weisen zur Vorbereitung der Menschheit aufs Christentum tätig sein. Wunderlicherweise erwähnt Zielinski nicht diesen für die alexandrinische Theologie maßgebenden Gedanken des genannten Lehrers, sondern nur die Stelle, wo er die „unwissenden Schreier", die gegen die hellenische Philosophie ankämpfen, mit den Gefährten des Odysseus vergleicht, die sich die Ohren mit Wachs verstopften, um den Gesang der Sirenen nicht zu hören. Dieser hübsche Vergleich beweise bestenfalls die Unschädlichkeit der heidnischen Philosophie für glaubensstarke Christen, nicht aber ihren Nutzen und noch viel weniger ihre Notwendigkeit. Vom christlichen Standpunkt aus betrachtet sei die heidnische Philosophie wirklich nichts andres als Sirenengesang. Dazu stimmt es doch nicht, wenn Lactantius mit Entzücken die gegen das Götterwesen und andern heidnischen Aberglauben gerichteten Vernunftbeweise Ciceros benutzt, und wenn er von der Darstellung des Sittengesetzes als einer lex Dei in Ciceros Staatslehre schreibt: „Wer von uns, die wir der göttlichen Weihen teilhaftig sind, könnte das Gesetz Gottes ebenso eindrucksvoll verkünden, als es dieser Mann getan hat, der doch von der Erkenntnis der Wahrheit soweit entfernt war?" Man muß jedoch leider Zielinski recht geben, wenn er gegenüber der Anerkennung des Verdienstes, das sich der Heide um die Zerstörung des polytheistischen Aberglaubens erworben habe, daran erinnert, daß die Kirchenväter, durch Stellen des Neuen Testaments verleitet, selbst einen sehr gefährlichen Teil des hellenischen Aberglaubens, durch orientalischen verschlimmert, sich angeeignet und „den gesunden Aufklärungsgeist des republikanischen Philosophen im Nebelmeer einer wüsten Dämonologie" ertränkt haben. Durch Ambrosius, dessen Bücher de officiis ministrorum „viele Jahrhunderte lang als das wesentlichste, wo nicht das einzige Lehrbuch der christlichen Moral in Geltung waren", sei, „der natürlichen Entwicklung der christlichen Heilslehre zum Trotz, die Ethik Ciceros die anerkannte christliche Ethik geworden". Sagen wir: soweit die christliche Ethik, abgesehen von ihrem heroisch-mystischen Überbau, eben nur die natürliche Vernunftmoral war, hat sie von Cicero die Form empfangen. Es mag

wunderbar erscheinen, fährt der Verfasser fort, „daß durch Ambrosius Cicero verchristlicht worden ist, noch wunderbarer ist, daß kurz vorher Cicero einen Heiden zum Christentume bekehrt hatte, und daß dieser sein Neophyt kein andrer war als die spätere Säule des Christentums, die Zierde und der Stolz der abendländischen Kirche, Augustin". Dieser erzählt in den Konfessionen, wie Ciceros Dialog Hortensius einen völligen Umschlag seiner Neigungen bewirkt und seinem Dichten und Trachten die Richtung auf Gott gegeben habe, sodaß ihm von da an „alle eiteln Hoffnungen" schal und leer erschienen seien; nicht durch die Form, sondern durch den Gehalt seines Buches habe ihn Cicero gefesselt. (Zielinski übertreibt; von dieser Erschütterung seiner Seele, die Augustin als neunzehnjähriger erlebte, wars bis zu seiner elf Jahre später erfolgten Bekehrung noch weit.) Dieses seiner Ansicht nach epochemachende Ereignis bestimmt den Verfasser, noch einmal genau anzugeben, wie die Christianisierung Ciceros — das heißt seiner Philosophie, denn die Reden beachtete man nicht, und die Briefe wurden vergessen — zu verstehen sei. Diese Philosophie habe einen positiven, einen negativen und einen skeptischen Teil. Der positive sei die Moral, der negative die Verwerfung aller jenseitigen Einflüsse auf den Menschen, der skeptische die Metaphysik; zwar habe Cicero am Dasein Gottes und an der Unsterblichkeit der Seele festgehalten, doch diese wie alle metaphysischen Behauptungen zu dem gerechnet, was einem jeden je nach seiner Individualität so oder anders erscheint (ista sunt ut disputantur), während die Moralgebote feststehn müssen, wenn nicht die menschliche Gesellschaft zugrunde gehn soll. Die Kirche habe nun den zweiten und dritten Bestandteil entschieden zurückgewiesen, den ersten angenommen, aber nur inhaltlich, von dem Geiste, aus dem dieser Inhalt geflossen, sei ihr Geist das Gegenteil. Cicero sei von der Göttlichkeit und Güte der Menschennatur überzeugt; wenn er sich des christlichen Sprachgebrauchs bedient hätte, würde er gesagt haben, es gebe nur eine Gnade, die Schöpfungsgnade. Die Sittlichkeit fließe aus der Vernunft des Menschen, werde durch den freien Willen verwirklicht, betätige sich in der freien Pflichterfüllung und trage ihren Lohn in sich: die Glückseligkeit; jenseitige Fortdauer sei nicht ausgeschlossen, aber dem Weisen genüge das Bewußtsein seiner Tugend zum Glück. Das alles habe Augustin mit dem Erbsünd- und Erlösungsdogma in sein Gegenteil verkehrt. Freilich habe dieser Wendung der in die Kirche eingedrungne Ciceronianismus opponiert, in der Person des Pelagius und seiner Anhänger, und der Pelagianismus sei nie ganz überwunden worden; die katholische Kirche habe mit ihrem Semipelagianismus beide Richtungen versöhnt. Das zuletzt angeführte ist richtig, und daß der moderne Mensch die augustinischen Übertreibungen unannehmbar findet, versteht sich von selbst. Aber es ist eine nicht weniger ungeheuerliche Übertreibung, wenn Zielinski meint, mit der Behauptung, nur durch die Beziehung auf Gott werde das sittlich Gute vollkommen, darum seien die Tugenden der Heiden eigentlich Laster, habe Augustin nicht bloß den

Ciceronianismus, sondern „jede Moral abgestreift; es war ein echt augustinischer Geistesblitz, bei dessen Schein Religion und Moral, die anfänglich getrennten, seit kurzem verbundnen, einander in ihrer ganzen Unversöhnlichkeit erkannten. Von nun an hieß es: Religion oder Moral."

Vielmehr hat das Christentum die Moral in der Religion fest verankert. Die heidnischen Religionen hatten freilich mit der Moral so wenig zu schaffen, daß Cicero den Skeptiker Cotta sagen lassen durfte: „Seine Tugend hat noch niemand den Göttern gutgeschrieben." Die Religion bestand in Kulthandlungen, und ihre Diener, die Priester, hatten weder zu lehren noch sittlich zu leiten, sondern bloß Opfertiere zu schlachten. Es wäre töricht gewesen, die absurden römischen Staatsgötzen oder die liederlichen Olympier Homers um Tugend zu bitten. Das Christentum hat aber das von den griechischen Tragikern und Philosophen — freilich erst lange nach der entsprechenden Wirksamkeit der jüdischen Propheten — begonnene Werk vollendet, an die Stelle der hölzernen Götzen und der lustigen Phantasiegestalten die Weltvernunft und Weltursache als den Gott verkündigt, dem im Geist und in der Wahrheit gedient werden solle. Damit waren Religion und Moralität zwar nicht in eins verschmolzen, aber auf ihre gemeinsame Wurzel zurückgeführt, und die Moral ruhte fortan auf dem Grunde des Glaubens weit sichrer, als sie auf dem vermeintlich unabhängigen Willen des Menschen geruht hatte. Das stolze Gebilde des stoisch-ciceronianischen Weisen, der im Bewußtsein seiner Tugend eine keiner Ergänzung bedürftige Seligkeit genießt, hat die Erfahrung zweier Jahrtausende, von Cicero selbst angefangen, zunichte gemacht, und daß die Tugend ausschließlich eines jeden eigenstes Werk sei (was Zielinski als einen wesentlichen Bestandteil der ciceronianischen Philosophie hervorhebt), hat die größtenteils christentumsfeindliche moderne Wissenschaft auf das schlagendste widerlegt. Sie zeigt, wie ein jeder lediglich das Produkt seiner Vorfahren bis zu den Moneren hinauf und das seines Milieus ist, in das wir uns die Erzieher eingeschlossen denken mögen. Lehnen wir nun auch die Übertreibungen der Biologen ab, die der freien Willenstätigkeit gar nichts übriglassen, so müssen wir doch, von dieser Wissenschaft erleuchtet, sagen: wenn ein Mensch von ruppigem Charakter sprechen wollte: ich will von Stund an ein edler Mensch von erhabnem Charakter sein, so wäre das ebenso lächerlich, wie wenn einer von uns gewöhnlichen Menschenkindern spräche: ich will jetzt geschwind ein Bismarck oder ein Napoleon oder ein Goethe werden. Stehen nun also die Naturbedingungen, aus denen sich eines jeden Charakter entwickelt, Abstammung und Milieu, nicht in unsrer Gewalt, und halten wir die Welt nicht für einen Zufall, sondern für eine planvolle Schöpfung Gottes, wie sollten wir da, wenn wir uns günstiger Bedingungen erfreuen, unsre Tugend uns selbst gutschreiben und nicht vielmehr Gott als für eine Gnade dafür danken? Ciceros Tugend ist aber ohne die Ergänzung durch den christlichen Glauben noch an zwei andern Stellen brüchig, die sehr deutlich in dem

Abschnitt über seine Selbstrechtfertigung hervortreten. Um diese vor allem sei es Cicero zu tun gewesen. Und wollte er gerechtfertigt erscheinen, so mußte er genau wissen, ob er in jedem Augenblicke recht gehandelt habe, also auch, was in jedem Augenblicke seine Pflicht gewesen sei. Aber wie darüber Gewißheit erlangen? Wen soll ich befragen? Die Guten, heißt es bei den Philosophen. Also doch wohl die Männer, die sich sogar die Besten nennen. Ja, wenn nur wenigstens einige Gute unter diesen Optimaten wären, aber die sind ja sämtlich Schurken und Lumpen, denen ihre Fischteiche mehr am Herzen liegen als die Republik. Nur einen kenne ich, auf dessen Urteil ich mich verlassen kann: meinen Freund Attikus. Aber schließlich hat auch der versagt, und so wollte sich Cicero zuletzt nur noch auf sein gutes Gewissen verlassen. Leider fand er auch in diesem nicht die erhoffte Ruhe; vom Zweifel, was das Rechte sei, hin und her geworfen, mühte er sich in schweren Seelenkämpfen vergebens ab. „Mich foltert der Gedanke, ich sei in eine Lage geraten, wo ich weder einen zweckmäßigen noch einen ehrenhaften Entschluß fassen kann." (Daß Cicero überzeugt war, man dürfe niemals das honestum dem utile opfern, darin hat er, wie Zielinski mit Recht hervorhebt, unzählige Christen beschämt.) Zuletzt aber hat er nur noch die eine Sorge, wie die Nachwelt über ihn denken werde, und wie er bemüht gewesen ist, sich einen fleckenlosen Nachruhm zu sichern, ist ja hinlänglich bekannt. Hat Augustin, der sich freilich zu stark ausgedrückt, unrecht gehabt, wenn er diese Art Tugend von seinem durchs Christentum erleuchteten Standpunkt aus nicht für voll nahm? Ruhmsucht als ausschlaggebendes, und ruhen wollen im Bewußtsein der eignen Gerechtigkeit als zweitstärkstes Motiv, ist das höchste und reinste Sittlichkeit? Der Christ stellt die Liebe höher als das Verlangen nach Ruhm und braucht sich dessen schon darum nicht zu schämen, weil der Nachruhm so eitel ist wie der bei Lebzeiten genossene; wird er doch auch Unwürdigen zuteil. Und mit der Warnung vor Selbstgerechtigkeit — pharisäisch nennen wir sie — hat Jesus der Menschheit einen großen Dienst erwiesen, denn sie macht hochmütig und hart, wirkt unsozial und schadet dem Pharisäer selbst, dem sie seine Fehler verbirgt und die Selbstvervollkommnung unmöglich macht. Wenn aber Cicero zu seiner eignen Qual über seine positive Pflicht, über das, was zu tun war, nicht mit sich ins reine kommen konnte und nur die Grenze zu erkennen vermochte, jenseits deren das entschieden Unehrenhafte, das Böse und das Schlechte liegt, so war das zwar kein spezifisch heidnischer Mangel, uns Christen geht es auch nicht anders. Aber wir haben ein Beruhigungsmittel, das dem Heiden fehlte. Paulus schreibt: ich bin mir zwar keiner sonderlichen Schuld bewußt, halte mich aber darum noch nicht für gerechtfertigt. Was menschliche Richter über mich urteilen, das ist mir gleichgiltig, und ich richte mich auch selbst nicht; „der mich richtet, ist der Herr". Weil das, was wir tun und lassen, keineswegs ganz ohne Rest unser eignes Werk ist, weil wir unsern eignen, persönlichen Anteil an unserm Lebenswerk so

wenig zu ermitteln vermögen wie etwa der Maschinenspinner seinen Anteil an dem fertigen Stück Leinwand, darum wäre es töricht, wenn wir unser Glück, unsre Zufriedenheit auf das Bewußtsein unsrer Gerechtigkeit gründen wollten. Was ein jeder von uns wert ist, das weiß allein Gott; wir können und dürfen weder uns selbst noch andre richten. Aber eben darum brauchen wir nicht vor Angst wahnsinnig zu werden, wenn wir in einem Gewissenskonflikt nicht mit Sicherheit zu ermitteln vermögen, was unsre Pflicht ist. Haben wir nach reiflicher Erwägung einen Entschluß gefaßt, gegen den noch ernstliche Bedenken obwalten, so darf uns das nicht weiter beunruhigen, denn Gott, der die unendliche Vernunft ist, kann nicht unvernünftigerweise Unmögliches von uns fordern und wird unsre Tat, die er so gewollt haben muß, wie sie zustandekommt, in seinem Plane verwenden. Die Kirche hat freilich noch ein zweites, weniger unbedenkliches Beruhigungsmittel erfunden, das schon Ambrosius anpreist: man soll sich der Führung des Priesters anvertrauen, der einem in zweifelhaften Fällen schon sagen wird, was das Rechte sei. Auch dieses Beruhigungsmittel übrigens würde zulässig erscheinen, wenn es die Kirche nur den wirklich Unselbständigen und Leitungsbedürftigen empföhle und sich nicht anmaßte, es allen ohne Unterschied aufzuzwingen.

Was die Kirche für die Masse getan hat, erkennt Zielinski an, fragt jedoch, ob sie nicht im Verhältnis zur Gabe zu viel verlangt habe, wenn sie das Opfer der Persönlichkeit forderte. „Vielleicht, vielleicht auch nicht", antwortet er; soviel aber sei sicher: sowie irgendwo eine Persönlichkeit erstehe, fordere sie die Freiheit der Wahl, der Entschließung, als ihr Recht. Solche Persönlichkeiten seien nun zur Zeit der Renaissance in Fülle erstanden, und auch ihnen sei Cicero Erwecker und Führer gewesen, eben das, was oben als sein Geist bezeichnet wurde, sei in ihnen erstanden. Die gewöhnliche Ansicht, wonach die Leistung der Renaissance darin bestehe, daß Petrarca und die Seinen die alten Autoren, darunter auch den Cicero, wieder zu Ehren gebracht, sei falsch; der Einfluß Ciceros auf Petrarca sei ein eminent persönlicher gewesen, nicht als ein beliebiger der alten Autoren, sondern als Cicero habe er gewirkt. Das wird ausführlich dargestellt und die Renaissance als eine individualistische, weltflüchtige Richtung von Menschen beschrieben, die mit der Masse nichts zu schaffen haben, auf sie nicht einwirken wollten. (Eine der Ursachen, aus denen sich Nietzsche den Renaissancemenschen verwandt fühlen mußte.) „Der Renaissance folgten die Reformation und die Gegenreformation; für unsre Frage werfen beide gleich wenig ab." Beide Bewegungen standen eben dem ciceronianischen Geiste fremd, ja feindlich gegenüber. Dagegen hat Cicero, nicht durch seinen Geist, sondern stofflich, das Erwachen und den Fortschritt der Realwissenschaften gefördert. Wenn Cicero gegen die atomistische Zufallswelt einwendet: eine vom Himmel aufs Geratewohl ausgeschüttete Menge unzähliger Buchstaben werde nimmermehr in der

Gestalt der Annalen des Ennius zu Boden fallen, so sei damit „das Prinzip suggeriert, auf dem die Erfindung der Buchdruckerkunst beruht". Kolumbus habe aus Cicero die Ideen der Kugelgestalt der Erde und der Gegenfüßler kennen gelernt. Kopernikus endlich habe sich ausdrücklich auf Cicero berufen. In der Dedikation seines Werkes an den Papst Paul den Dritten schreibt er, er habe alle Philosophen, deren er habhaft werden konnte, durchforscht. „Da fand ich denn zuerst bei Cicero, daß Hiketas die Erde für beweglich erklärt habe; später fand ich auch bei Plutarch das Zeugnis, daß einige andre derselben Meinung gewesen wären. Das war für mich der Anlaß, daß ich auch selbst über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken anfing. Wohl erschien mir diese Ansicht absurd; da ich indessen ersehen hatte, daß schon andre vor mir sich die Freiheit genommen hatten, beliebige Kreisbewegungen zu fingieren, um die Phänomene der Himmelslichter zu berechnen, so hielt ich auch für mich den Versuch erlaubt, einmal nachzuforschen, ob bei der Annahme einer gewissen Bewegung der Erde auch für die Bewegungen der Himmelskörper sichrere Berechnungen als die meiner Vorgänger erzielt werden könnten." Weiter wird dann gezeigt, wie die Lektüre Ciceros den Glauben an unfehlbare Autoritäten erschüttert, wie der englische Deismus, „an Calvin und Augustin vorbei, über Sozzini und Pelagius Cicero die Hand gereicht" und die durch Kampflust und Propaganda von der Renaissance so verschiedne Aufklärung eingeleitet, Cicero endlich auch Voltaire und die Enzyklopädisten inspiriert, durch seine Reden die Revolutionsmänner geleitet, sie durch das Vorbild des Rechtsstaats begeistert und aufgeklärt, namentlich bei der Reform der Justiz wohltätig mitgewirkt habe. Man kennt Voltaires enthusiastische Tätigkeit in dem Falle Calas. Er schreibt u. a.: bei den Römern — und woher kannte er deren Verfahren als aus Ciceros Gerichtsreden? — „wurden die Zeugen öffentlich verhört, in Gegenwart des Angeklagten, der ihnen zu antworten, sie einem Kreuzverhör zu unterwerfen — entweder in eigner Person oder durch seinen Verteidiger — berechtigt war. Das war eine edle, eine freimütige, eine der römischen Hochherzigkeit würdige Bestimmung. Bei uns geschieht alles heimlich, es ist der Richter allein, der mit seinem Sekretär die Zeugen verhört." Zielinski schließt den sehr interessanten Abschnitt über diesen Gegenstand mit den Worten: „Wenn der friedliche Bürger heutzutage nicht mehr zu beten braucht, daß Gott ihn außer den vier Plagen der Litanei: Pest, Feuer, Hunger und Krieg auch noch vorm Gericht bewahre, so ist es für ihn nur recht und billig, zuzeiten des guten Geistes dankbar zu gedenken, der auch dieses Gespenst [den Inquisitionsprozeß] hat bannen helfen." Nun dürfen sich die Schulpedanten stolz in die Brust werfen, wenn sie wieder einmal mit ihrem ledernen Cicero gehöhnt werden.

Um noch einmal auf Ferrero zurückzukommen: die vorliegenden beiden Bände zeichnen sich nicht weniger durch fesselnde Darstellung und schöne

Charakteristiken aus als die ersten beiden. Als Forscherverdienst nimmt Ferrero für sich in Anspruch die Entwirrung der Verwirrung, die zu Rom in den drei Tagen nach der Ermordung Cäsars herrschte, und die in die Geschichtschreibung übergegangen ist. In der Erzählung der Leichenfeier folgt er dem Sueton und verweist damit die große Rede des Antonius, die Shakespeare so effektvoll gestaltet hat, ins Reich der Legende.

Carl Jentsch

Frauenbriefe und Frauenbildung

Es gibt eine hübsche und speziell den Frauen angemeßne Kunst, die wir heute trotz der Tage der Frauenfragen so gut wie verloren haben: die Kunst des Briefeschreibens! Diese Kunst, die zur Zeit unsrer Urgroßmütter eine so vielgeübte und vielbeliebte war, uns wieder mehr zu eigen zu machen, wäre wohl der Mühe wert. Nicht, als ob zu wenig Briefe geschrieben würden! Vom Gegenteil überzeugen die immer zunehmenden Arbeiten (und Einnahmen) unsrer Postverwaltung. Aber die Qualität der beförderten Schriftstücke steht nicht im Einklang mit ihrer Quantität. Wir empfinden es durchschnittlich als Last, Briefe schreiben zu müssen; wo ist wohl jemand, der aus Liebhaberei über literarische, politische, religiöse Zeitfragen korrespondierte? Man beschränkt sich vielmehr zumeist auf sogenannte Familienbriefe, d. h. Mitteilungen über das Ergehen der einzelnen Familienmitglieder, wünscht sich an den dazu hergebrachten Tagen Glück und Gesundheit, und im übrigen dienen die bequemen und deswegen so beliebten Ansichtspostkarten als Träger und Erhalter freundschaftlicher Beziehungen.

Wie ganz anders verkehrten dagegen unsre Vorfahren brieflich miteinander! Wenn wir heute so sehr für die Biedermeierzeit schwärmen und unserm Hausgerät gern jenen altväterischen Anstrich geben, so täten wir ganz gut, auch in diesem Punkte ein wenig in ihre Fußtapfen zu treten. Wir wundern uns, wenn wir einen dicken Band in die Hand bekommen, der nur die wichtigsten Briefe einer Frau enthält; wir lächeln über die sentimentalen Gefühlsergüsse, die in jener Zeit nun einmal nicht fehlen konnten; aber wir staunen auch in aufrichtiger Bewunderung über manchen geistvollen Brief, der in klarer Sprache kluge und wohlbegründete Urteile über allerhand Zeitfragen gibt. Heute würde sich jede, aber auch jede Dame zur Schriftstellerin berufen fühlen, die so zu schreiben verstünde; damals wurden Bände über Bände solcher Briefe geschrieben, nur aus dem Bedürfnis freundschaftlicher Aussprache heraus. Woran liegt es denn, daß dieses Bedürfnis und damit auch jene Kunst uns so sehr verloren gegangen ist?

Zugegeben — eins hatten unsre Urgroßmütter vor uns voraus, eine Hauptbedingung zum Briefschreiben — sie hatten mehr Zeit als wir! Aber an allen Fehlern unsers Geschlechts ist dieser oft beklagte Mangel doch auch nicht schuld. Frühere Generationen hatte ihre Arbeit so gut wie wir die unsre, und bekanntlich waren die Frauen der Biedermeierzeit vorzügliche Hausfrauen. Sie fanden aber doch Muße zu schriftlicher Beschäftigung. Warum können wir das nicht? Ich glaube, von einigen vielgeplagten, bedauernswerten Müttern abgesehen, die wirklich nie Zeit für irgend etwas haben, finden wir alle die Möglichkeit für das, was uns am Herzen liegt. Aber ernsthafte Aussprache über gute Bücher oder Kunstwerke und dergleichen liegt uns eben nicht am Herzen, und sie tut das nicht, weil wir nichts von alledem mehr mit Sammlung und Hingebung aufnehmen uud betreiben.

Diesen Interessenmangel — vielleicht liegt es noch öfter an dem unglückseligen Interessenüberfluß! — kann man wirklich nicht nur mit der Nervosität unsrer Zeit entschuldigen. Wenn alle die Stunden, die auf das Absolvieren überflüssiger Besuche und Handarbeiten, auf das Lesen minderwertiger Modebücher usw. verwandt werden, zusammengerechnet würden, so ergäbe sich genug freie Zeit, in der so viel geschichtliche, naturwissenschaftliche, künstlerische Kenntnisse gesammelt werden könnten, um eine Aussprache und Weiterbildung nach diesen Seiten zu ermöglichen. Denn wirkliches Interesse beruht immer nur auf wirklichen Kenntnissen. Uns Heutigen stehen glücklicherweise viel mehr Möglichkeiten offen, viel zu wissen, als unsern Vorfahren, aber viel wissen heißt leider oft oberflächlich wissen. Und ein flaches Vielwissen, die Richtung unsrer modernsten, mit verblüffender Prätension auftretenden Pädagogik, die Mädchen zu einem „vielseitigen" Interesse zu zwingen, sind meist der Grund der leidigen Halbbildung — eine der allerschlimmsten Gefahren des weiblichen Geschlechts.

Liest man heute die anschaulichen Briefe z. B. aus dem Weimarer Kreise, so kommt einem zum Bewußtsein, daß die damalige Frau zwar weniger vielseitig, aber dafür einheitlicher gebildet war, was dem eigentlichen Sinne des Wortes Bildung im Grunde näher kommt. Neben der Gefühlswärme — wir nennen es Gefühlsüberfluß! — zieht sich geistige Arbeit, lebendige Teilnahme an allen Geisteswerken wie ein roter Faden durch die Korrespondenz auch der Frau, und gerade dies macht die alten Briefe so anziehend. Nicht die hübschen Beschreibungen, philosophischen Reflexionen, literarischen Meinungen an sich geben uns in ihnen ein so anschauliches Gemälde damaliger Zeit und Kultur. Das tut vor allen Dingen das Bild der Schreiberin, das hinter den Zeilen vor uns auftaucht — wir sehen die Frau jener Zeit etwas überschwenglich, etwas streng in Leben und Sitte, aufgehend in Gatten- und Kinderliebe zu Hause, aber mit reger Teilnahme nach außen an den geistigen Strömungen und hell begeistert für das Schöne und Gute darin. Wir Modernen haben es längst aufgegeben, nach Art unsrer Großmütter Auszüge aus allen Büchern zu machen, Gedichte und Sinnsprüche, ja ganze Aufsätze

niederzuschreiben und uns darüber brieflich zu äußern. Wie sentimental! meint man. Aber diese Sentimentalität hatte den großen praktischen Nutzen, das Gelesne ungemein zu vertiefen, Kenntnisse zu vermitteln und den Stil zu bilden.

„Ein Brief muß wie ein Bächlein fließen, das tausend kleine Wellen hat, aber nur einen Lauf. Ein Thema muß unweigerlich aus dem andern sich entwickeln, ohne daß der Faden verloren geht.“ Das war die Vorschrift eines Lehrers aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts — unsre Vorfahren legten viel Wert auf einen guten Brief! Wir finden es heute geistreich, über ernste, schwere Dinge zu „plaudern“! Damals redete man ernsthaft und pathetisch auch über kleine Dinge. Ohne einem überflüssigen Pathos das Wort zu reden, muß doch gesagt sein, daß der größere Ernst der Lebensauffassung und der reingeistigen Beschäftigung wohl bei unsern „biedern“ Großmüttern lag. Hübsche Briefe zu schreiben ist eine besondre Frauenkunst, denn diese persönliche, intime Art, von Dingen und Ereignissen zu berichten und die Erfahrungen des eignen Ich einzuflechten, liegt dem weiblichen Charakter gut. Wir haben ja eine Menge Briefe bedeutender Frauen, die das beweisen. Und da es außerdem wohl nicht zu bezweifeln ist, daß ein ernsthafter Briefwechsel ein nicht zu verachtendes Mittel zur Geistesbildung und Vertiefung ist, so wäre es wirklich der Mühe wert, wenn wir uns diese fast verloren gegangne Kunst unsrer Urgroßmütter wieder mehr zu eigen machten.

B. Göring

Die Pflanzen der Riviera

Von H. Bachmann in Aprenrade

Das südliche Klima und die geschützte Lage der Riviera erzeugen eine Unmenge Pflanzenarten. Sowohl an wildwachsenden als an angepflanzten Arten finden wir einen solchen Reichtum wie sonst in Europa kaum. Auch entwickeln sich die Pflanzen unter der südlichen Sonne weit kräftiger als im Norden.

Pflanzen, die wir aus dem Treibhaus kennen, wachsen hier in freier Natur weit größer und zeigen eine weit schönere Farbenpracht der Blüten als im Norden. Auch blüht und grünt es an der Riviera im Winter überall. Schon im Januar stehn Obst- und Mandelbäume, Orangen- und Zitronengärten in buntem Blütenschmuck und lassen die Buchten als einziges Blütenmeer erscheinen. Von der Gunst des Klimas zeugen weiter die subtropische und die tropische Vegetation, die der Landschaft das südliche Gepräge verleiht. Größtenteils als immergrünende Bäume und Sträucher vorkommend, erregen die Gewächse wegen ihres grünen Kleides im Winter unsre Verwunderung.

Von den tropischen Pflanzen tritt im Westen der Riviera die Palme auf, die nirgends besser als in Bordighera gedeiht. Es kommen an der Riviera fünfundvierzig verschiedne Varietäten vor. Die Sagopalme, mit deren Wedeln

man gern die Gräber schmückt, wird in Bordighera in großer Ausdehnung angebaut, und die Kokospalmen sind durch einige australische Spezies vertreten, die kleine eßbare Früchte liefern. Erwähnt sei ferner die Fächerpalme, die chinesische Chamärops, die Kentia, die Livistone, die Phönix- und die Dattelpalme. Die Industrie hat sich auch der Palmen bemächtigt; aus den Blättern der Sagopalme werden zähe Fasern gewonnen, die zu Hüten, Körben und Säcken verarbeitet werden. Auch werden Palmenwedel bei Gelegenheit von kirchlichen Festen verwandt. Die Früchte der Dattelpalme bleiben an der Riviera meist hart und ungenießbar, da es für sie hier nicht heiß genug ist. Dagegen reift eine Art der Palmengattungen (Cocos australis), deren Früchte von gelber oder roter Farbe und genießbar sind.

Mehr zur Zierde werden Lorbeer, Farnbaum, Kaktus, mexikanische Agave, Banane, Pfefferbaum, Platane, Blaugummibaum, Eukalyptus, Muskat, Ingwer, Gewürznelkenbaum und Nadelhölzer in Parks gezogen. Dagegen findet sich die indische Feige oder Opuntie überall wild vor. Es ist eine eigenartige Pflanze von bizarrer Gestalt, die uns an die Tropen erinnert. Anstatt des Stammes, der Zweige und Blätter hat sie dicke, fleischige, graugrüne bis zu einem Fuß breite mit Stacheln versehene Äste. Man findet die Pflanze überall, sie wächst auch auf steinigem Boden, zwischen Felsen, an Umfassungsmauern und überall dort, wo andre Pflanzen nicht fortkommen. Sie bildet, dicht nebeneinander gepflanzt, undurchdringliche Hecken. Aus abgerissenen Scheiben der Äste, die zu Boden fallen, entwickeln sich neue Pflanzen, weshalb sie sich dort, wo sie sich einmal angesiedelt hat, weiter ausbreitet. Gartenmäßig wird sie der Früchte wegen kultiviert. Diese sind von birnenförmiger Gestalt, äußerst nahrhaft, haben aber einen etwas säuerlichen Beigeschmack. Gegenwärtig sind sie auch bei uns in den feinsten Fruchthandlungen der größern Städte während der Hauptreifezeit zu haben. Gartenmäßig wird die Pflanze, namentlich in der Umgegend von Palermo, angebaut. Soll sie ordnungsmäßig kultiviert werden, so werden die vorjährigen, im Mai abgeschnittnen und abgewelkten Blätter nebeneinander etwa 20 Zentimeter tief in Abständen von etwa 20 Zentimetern in den Boden gelegt. Sie werden dann später, etwa aller vier Jahre, gedüngt. Während der dürren Sommermonate liefern die dicken Äste ein wertvolles Futter für das Rindvieh, weshalb die letzten Triebe abgebrochen, an der Sonne getrocknet, zerschnitten und mit Heu und Stroh vermischt an das Vieh verfüttert werden. Auch dienen die Blätter als Brennmaterial oder als Dünger für die Oliven. Die von alters her eingebürgerte indische Feige (Opuntia Ficus indica) wird vielfach von dem amerikanischen Feigenkaktus (Opuntia monacantha) verdrängt. Die Glieder dieser Pflanze bleiben wesentlich kleiner und sind weniger scharf abgesetzt, tragen größere Dornen und reichlich Früchte, während Opuntia indica nur selten Früchte ansetzt.

Wie die Opuntie, so dient auch die Agave mit ihren Stacheln als Einfriedigung. In wenigen Wochen schießt aus den fleischigen Riesenblättern der amerikanischen Agave, einem Laternenpfahle gleich, ein fünf bis sieben Meter hoher Blütenschaft, der gleich mit einer Unmenge weißer, glockenförmiger, wohlriechender Blüten behaftet ist. An der Riviera blüht sie in einem Alter von zehn bis fünfzehn Jahren, während sie bei uns im Gewächshaus oft erst im Alter von fünfzig Jahren zur Blüte gelangt.

Charakteristisch für die Riviera ist ferner das Vorkommen der Agrumen, das sind Orangen und Zitronen. Wir finden beide Pflanzen zwar schon an den felsigen Ufern des Gardasees, doch ist ihnen das Klima hier noch nicht

völlig zusagend, da sie in manchen Wintern durch Frost und Schnee zu leiden haben. Man überdeckt sie deshalb dort im Winter sorgfältig mit Strohmatten, während sie an der Riviera ohne Schutzvorrichtungen durch den Winter kommen. Wäre aber die Riviera nicht gegen Norden von der hohen Kette der Seealpen abgeschlossen, so würde die Kultur der Orangen in dieser geographischen Breite nicht möglich sein. An zahlreichen Stellen zwischen Savona und Nizza gedeihen sie sogar ebensogut wie in Neapel, während man sie sonst in Ober- und Mittelitalien nicht antrifft. Das Bild dieser Gewächse in Verbindung mit dem der Zypressen und Pinien ist in unsrer Phantasie so eng mit dem des Südens verknüpft, daß wir uns Italien nicht anders als im Glanze der Goldorangen vorstellen können, wozu wohl am meisten Goethes Mignonlied beigetragen hat. So sehr die Orangen und Zitronen in die Landschaft Italiens hineinzugehören scheinen, so sind sie doch nur auf einen bestimmten Teil dieses Landes beschränkt. Auch ist ihre Kultur erst verhältnismäßig spät dort hingelangt. Die echte Zitrone (Cedro) ist wahrscheinlich nach Christi Geburt gelegentlich in Sizilien eingeführt worden, von wo sie dann nach der Riviera gelangt ist. Die Limone ist zur Zeit der Kreuzzüge im zwölften Jahrhundert eingeführt worden, ihre Heimat ist Indien. Die Apfelsine ist dagegen später nach Italien gekommen. Man nimmt an, daß sie im sechzehnten Jahrhundert durch Ozeanfahrer, die den Seeweg nach Ostindien entdeckten, nach Europa gebracht worden ist. Die bittere Pomeranze stammt aus China und wurde durch Araber nach Italien eingeführt. Die Mandarine, ebenfalls aus China stammend, wird erst seit etwa fünfundsiebzig Jahren in Italien angebaut. Eine Voraussetzung für ihre Kultur ist die künstliche Zufuhr von Wasser, die unter Umständen mit nicht geringer Mühe und einem größern Kostenaufwande durchgeführt werden muß. In der Riviera werden nun überall in geschützten Lagen, wo nur Wasser auch in geringer Menge dauernd rinnt, entsprechend der verfügbaren Wassermenge, Orangen und Zitronen angepflanzt. Auch wird der Boden an Bergwandungen ähnlich wie beim Weinbau terrassenförmig zur Kultur hergerichtet. Von den Agrumen werden an der Riviera und überhaupt in Italien die Orange oder Apfelsine, die Limone, die Zitrone des Handels, die kleinere chinesische Mandarine und die widerstandsfähige Pomeranze angebaut. Die Orange blüht hauptsächlich im Frühjahr, obgleich auch zu jeder Jahreszeit Blüten in größerer Anzahl vorkommen. Im Herbst und Winter wird geerntet. Um aber auch zu andern Jahreszeiten Früchte zu haben, werden im Frühjahr die Blüten abgebrochen, die betreffenden Zweige bringen dann später noch einmal Blüten hervor. Die abgebrochnen Blüten werden zur Herstellung von wohlriechenden Essenzen, namentlich zur Gewinnung von Kölnischem Wasser, verwertet.

Die Limone blüht fortgesetzt und bringt das ganze Jahr hindurch Früchte. Man erntet infolgedessen drei- bis viermal im Jahre. Daher sieht man auch Blüten, halbreife und reife Früchte an einem Baume. An der Riviera überwiegt die Zitrone, die hauptsächlich wegen ihrer hohen Anforderung an die Milde des Klimas in geschützten Lagen angebaut wird. Die Pomeranze, die ebenfalls an der Riviera vorkommt, hat eine rauhe Schale von goldgelber Farbe und bitterm Geschmack. Die Blüten werden zur Fabrikation von Parfümerien verwandt. Die chinesischen Mandarinenbäume sind an der Riviera sehr verbreitet. Ihre Früchte sind kleiner als die Apfelsinen. Im Geschmacke steht sie jedoch wesentlich hinter der sizilianischen zurück. Die Ergiebigkeit der Agrumenbäume ist bei genügendem Schutz vor Frost, bei hinreichender Bewässerung und

Düngung sehr groß. Unter solchen Verhältnissen werden im Jahre bis tausend Früchte von einem Baume geerntet. Ein merkwürdiger Baum aus der Gattung der Agrumi, der an der Riviera vorkommt, ist die Bizzarria, die eine Mittelbildung von Orangen-, Zitronen- und Limonenbaum ist und auch deren Früchte trägt. Die Bizzarria ist nicht zu verwechseln mit einem Baume, der aus der Veredlung hervorgegangen ist und Zitronen und Orangen auf demselben Stamme trägt. Leider wird die Bizzarria immer seltner. Sie ist seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bekannt, doch ist ihr Ursprung noch nicht aufgeklärt.

Unter den Fruchtbäumen nimmt in den Gärten der Riviera die Feige einen hervorragenden Platz ein. Sie ist, wie der Ölbaum und der Weinstock, eine alte Kulturpflanze. Wein und Feigen waren immer im alten Griechenland ein Lebensbedürfnis für die Armen. In Italien ist die Feige schon zur geschichtlichen Zeit vorhanden. Soweit die Schilderung zurückgreift, werden schon zwei Feigenrassen aufgezählt, die Feige mit eßbaren und die mit ungenießbaren Früchten. Diese ist die Geißfeige oder Caprificus. Sie trägt im allgemeinen dreimal, jene zweimal Früchte im Jahre. Die eine Generation der Geißfeige setzt im Herbst an und reift im April, die zweite setzt im April an und reift im Juni und Juli, und die dritte reift den ganzen Sommer hindurch. Alle drei Generationen sind bis zur Reife milchig, zähe und ungenießbar. Die meist jetzt in Italien kultivierte Feigenrasse ist nur in einer Generation vorhanden, es ist dies die Sommergeneration, während die Wintergeneration verkümmert. Die weiblichen Blüten der Geißfeigen sind eigenartig verändert und sind nicht auf Bestäubung und Befruchtung eingerichtet; sie erzeugen nur Gallen, dagegen entwickeln sich nach der Feige mit eßbarer Frucht normale weibliche Früchte. Diese bringen aber bei den meisten in Italien angebauten Feigenrassen ohne Bestäubung und Befruchtung Feigen hervor, führen dann aber auch keinen keimfähigen Samen. Sie bedürfen aber zu ihrer Erhaltung der Befruchtung nicht, da sich die Pflanze durch Stecklinge vermehrt. Zur Erzeugung von Samen ist dagegen die Übertragung des männlichen Blütenstaubes von der Geißfeige nötig, was durch die Wespe aus der Gattung Blastophago grossorum geschieht. Bei einzelnen Feigenarten, wie bei den griechischen und türkischen, namentlich den Smyrnaer Feigenrassen, ist die Befruchtung zur Bildung eßbarer Früchte notwendig. Sie sind deshalb an die Existenz der Geißfeigen und der Blastophagenwespe gebunden. Darum hängt man Geißfeigen, denen Wespen entschlüpfen, zwischen den Ästen der kultivierten Feigenbäume auf. Die frischen Feigen sind ein sehr wohlschmeckendes, kühlendes Nahrungsmittel. Doch haben sie ihre Bedeutung als solches gegen früher eingebüßt.

Sehr verbreitet ist an der Riviera auch der Johannisbrotbaum, der als alter Stamm in seiner Entfaltung an unsre Eiche erinnert. Er ist an seinen paarig gesondert lederartigen Blättern und an seinen Früchten leicht zu erkennen. Die Hülsenfrucht ist im Frühjahr noch sehr klein, sodaß man sie kaum erkennen kann, später wird sie größer und liefert die bekannte süßschmeckende Frucht, die von Kindern so gern genossen wird.

An den Abhängen und Anhöhen bis zu sechshundert oder auch achthundert Metern Höhe treffen wir Olivenwälder in größerer Ausdehnung. Wir haben den Ölbaum schon als Kind aus dem Alten und Neuen Testamente und aus der Geschichte der alten Griechen kennen gelernt. Er war den Alten heilig, Tempel und Altäre wurden in Olivenhainen errichtet. Ein Kranz von seinen

Blättern wurde den Siegern der olympischen Spiele aufs Haupt gedrückt, denn er war das Zeichen des höchsten Ruhms. Der Baum hat viel Ähnlichkeit mit unsrer Weide. Die Blätter sind wie bei dieser graugrün gefärbt, dagegen ist der Stamm nicht aufrechtstrebend, sondern knorrig und stark verzweigt. Sowohl die grauen Blätter als die knorrigen Stämme geben dem Baume den Schimmer des Alters. Ausgewachsne Bäume, deren Zweige nicht abgehauen sind, sehen durch ihre umfangreichen, starkverzweigten Kronen recht stattlich aus, doch werden leider die Zweige vielfach abgehauen. Die wirkliche Form des Baumes kann man dann nur selten erkennen. Der Baum gehört zu den immergrünenden Gewächsen, daher tritt die Kahlheit der Wälder nach deutscher Art an der Riviera nicht ein. Der Baum erreicht ein hohes Alter, jedenfalls kann er tausend Jahre und noch älter werden. Sein Stamm ist vielfach gerissen, oft sind nur noch Teile davon vorhanden. Sein Inneres ist häufig hohl, oder sein Stamm ist auseinandergerissen, sodaß man hindurchsehen kann, und doch bildet er immer noch neue Triebe. Der Ölbaum stellt an den Boden recht geringe Ansprüche und begnügt sich mit einer dünnen Erdschicht, doch liefert er reiche Ernten nur auf besserm Boden. Die Bäume pflanzt man in einem Abstande von etwa fünf bis sechs Metern. Die gepflanzten wilden Stämme werden mit Edelreisern gepfropft. Unter den Bäumen wird der Boden mit einer schweren Hacke gelockert und gedüngt. An den steilen Abhängen werden die Oliven auf Terrassen gepflanzt. Anhaltenden Frost verträgt der Ölbaum nicht. Deshalb gedeiht er auch am besten in der Nähe des Meeres, was man schon im Altertum wußte. Ohne den Ölbaum würden die Abhänge an der Riviera sowie im übrigen Italien einen viel kahlern Eindruck machen. So bildet er das charakteristische graugrüne Band, das sich um den Fuß der Gebirge schlingt. Bevor die Bäume noch Früchte tragen, werden unter ihnen Getreide und Hülsenfrüchte angebaut, später unterläßt man deren Anbau, hält das Land nur locker. An den Zweigen der Bäume entwickeln sich im Mai oder Juni grünlichgelbe Blüten, die einen resedaartigen Duft verbreiten. Aus ihnen entwickeln sich grüne und später schlehenähnliche blauschwarze Steinfrüchte. Diese Früchte werden abgeschüttelt oder abgeschlagen und am Boden aufgesammelt. Im westlichen Teile der Riviera und der Provence werden die Ölbäume durch künstlichen Schnitt niedergehalten, damit man die Früchte mit der Hand erreichen kann. Solche gepflückte Früchte, die vor Verletzung bewahrt bleiben, liefern das feinste Speiseöl. Nicht in jedem Jahre ist eine gute Ernte; auf ein Fruchtjahr folgt ein Ruhejahr, und nur etwa aller fünf Jahre erhält man eine volle Ernte. Deshalb kann sich der Kleinbesitzer allein aus der Olivenkultur seine Existenzmiitel nicht verschaffen, weshalb er noch auf die Erträge andrer Kulturen wie Wein, Gemüse, Blumen und Agrumen angewiesen ist.

Im Maurengebirge begegnet man auf verwitterten Urgesteinen Wäldern von Korkeichen. Die zur Korkgewinnung dienenden Stämme und Äste werden geschält, sodaß sie die Farbe des menschlichen Körpers annehmen und in der Sonne blutrot erscheinen. Zu diesem Zwecke muß die Korkeiche eine bestimmte Dicke erreicht haben, die sie mit fünfzehn bis zwanzig Jahren erhält. Der erste Kork ist rissig und spröde und wird zum Gerben verwandt. Er wird als „männlicher Kork“ bezeichnet, während man den größern Kork, weil er weniger hart ist, den „weiblichen Kork“ nennt. Dieser wird aller acht bis zehn Jahre gewonnen. Aus ihm werden die Korkstopfen hergestellt. Die Schälung, die im Sommer vorgenommen wird, beschränkt sich immer nur auf

einzelne Teile, da es schädlich ist, den ganzen Baum von seinem Korkmantel zu befreien. Bei der Schälung darf nur der Kork, nicht der ganze Bast entfernt werden. Die Korkeiche wächst mit Vorliebe auf verwittertem Granit und Schiefer, während sie auf Kalkboden nicht fortkommt.

Während nun im übrigen Italien die Berghöhen meist kahl sind, sind sie an der Riviera vielfach mit Nadelholzbäumen bestanden. Wir finden hier die Strandföhre mit ihren dicken, langen, dunkelgrünen Nadeln und die Aleppokiefer mit ihren hellen Nadeln. Jene bevorzugt den Quarz- und Granitboden, diese den Kalkboden. Dagegen kommt die eigentliche Pinie mit ihrer Kuppelwölbung an der Riviera nur vereinzelt, und nur bei Cannes in größerer Anzahl, vor. Überall sehen wir dann die Zypresse als schwarzen mächtigen Obelisken, namentlich auf Friedhöfen und bei Kapellen, weit verbreitet.

Die Kultur der Nutzpflanzen an der Riviera ist fast ausschließlich Garten- und Agrumenbau. Der ganze Küstenstrich gleicht einem wohlgepflegten Garten. Das warme Klima, die geschützte Lage, unterstützt durch Bewässerungsanlagen, haben in der Umgegend von Nizza eine landwirtschaftliche Gartenkultur geschaffen, die in der Welt unerreicht dasteht. Auf ebenem Boden des Küstensaumes, aber auch an steinigen Abhängen, wo der Boden erst durch kostspieligen Terrassenbau zur Kultur hergerichtet werden muß, sind Gemüse-, Blumen-, Wein- und Agrumengärten angelegt. Ohne Bewässerung wäre aber diese Gartenhochkultur nicht möglich, denn der Unterschied in der Pflanzenkultur zwischen bewässertem und unbewässertem Lande läßt dies deutlich erkennen. Der unbewässerte Boden liegt vielfach völlig nutzlos da, oder es werden auf ihm Getreide, Oliven und Walnüsse angebaut. Der bewässerte Boden trägt dagegen doppelte Ernten. Der Boden selbst trägt Gemüse, Blumen usw. Die Fruchtbäume, die zwischen diesen Pflanzen stehn, liefern Feigen, Pfirsiche, Mandeln und dergleichen. Ist reichlich Wasser vorhanden, so werden in passenden Lagen Orangen und Zitronen, meist jedoch ohne jede Unterkultur, angebaut.

Die künstliche Bewässerung wird durch das südliche Klima besonders begünstigt und zeigt hier größere Erfolge als in unsern Breitegraden. Deshalb werden auch überall dort, wo Wasser direkt von der Quelle oder aus einem Wasserlaufe oder durch künstliche Leitung beschafft werden kann, selbst auf steinigem Boden und an steilen Abhängen, Gemüse, Obst und Apfelsinen gezogen. Bei Nizza werden sogar mit Vorliebe die steinigen Abhänge zum Anbau von Blumen hergerichtet, da der kalte Nordwind hier nicht hinkommt und Tauniederschlag kaum bemerkbar ist.

Die Bewässerung geschieht außer in der eigentlichen regenlosen Zeit auch im Winter, wo manchmal während einiger Monate kein Regen fällt. Das zur Bewässerung dienende Naß wird nun zunächst während der regen- und wasserreichen Zeit in die Gärten in zementierten Bassins gesammelt. Von da wird es in kleine ausgemauerte und wasserdichte Gräben und von diesen in die zwischen den schmalen Rabatten gelegnen Furchen geleitet. Auch dann sind Bassins nötig, wenn das Wasser fortwährend läuft, da es über Nacht und zu andern Zeiten, in denen nicht bewässert wird, aufgefangen werden muß. Dort, wo kein natürliches Gefälle von dem Bassin aus vorhanden ist, wird das Wasser durch Pumpen, die durch Göpel getrieben werden, in die Leitungsrinnen gehoben. An manchen Orten, so zum Beispiel in Bordighera, bestehn aus der Sarazenenzeit angelegte tiefe Brunnen, aus denen das Wasser durch Pumpen gehoben wird. Der Bedarf an Wasser ist bei den Bäumen mit

großen Blättern und infolgedessen mit großer Verdunstungsoberfläche und großer Fruchtbildung, wie bei Apfelsinen und Zitronen, sehr bedeutend. Deshalb können auch Agrumengärten nur dort angelegt werden, wo verhältnismäßig viel Wasser vorhanden ist. Bemerkenswert ist noch, daß die Agrumen kein stehendes Wasser vertragen, weshalb um den Baum herum Rinnen gezogen werden, um so einer Aufstauung des Wassers vorzubeugen, dagegen eine mehr gleichmäßigere und sorgsamere Verteilung herbeizuführen.

An der westlichen Riviera gewinnt noch besonders die Rosenkultur größere Bedeutung. Die Rosenstöcke werden nach der Trockenheit des Sommers geschnitten. In kältern Lagen beschneidet man sie schon im August, worauf dann die Knospen vor Weihnachten aufbrechen, in wärmern Lagen erfolgt das Beschneiden erst im Oktober, damit die Blüten im Januar und Februar geerntet werden können. Die zweite Rosenernte bringt dann der April, während der Monat März im allgemeinen keine Rosen hervorbringt. Um aber auch in diesem Monat den Bedarf an Rosen zu befriedigen, bedecken die Gärtner von Dezember an einen Teil der Rosenbeete mit Glas, wodurch die Entwicklung der Blüten beschleunigt wird.

Ferner werden alle möglichen Blumen kultiviert, und den ganzen Winter hindurch blühen die Nelken und Veilchen in herrlicher Farbenpracht. Während jene alljährlich durch Stecklinge neu gezogen werden, werden diese erst nach fünf Jahren neu gepflanzt.

Für Bewässerungszwecke wird das Wasser in der Umgegend von Nizza von kapitalistischen Gesellschaften geliefert. Es wird durch Rohrleitungen aus den Flußläufen der Seealpen entnommen und meist gegen recht hohe Preise an die Gärtner und Kleingrundbesitzer abgegeben. Bei der kostspieligen Anlage der Bewässerung und den hohen Abgaben für Wasser würden aber auch andre landwirtschaftliche Kulturen nicht betrieben werden können, es kann sich nur darum handeln, Produkte mit spezifisch hohem Werte, wie Blumen, Rosen, Gemüse, Apfelsinen usw. zu erzeugen.

In welchem Umfange die Blumen- und Rosenkultur in der Umgegend von Nizza betrieben wird, geht daraus hervor, daß im Winter täglich ein Extrazug mit Blumen, wie Veilchen, Nelken, Orangen, Margueriten, Anemonen, Levkojen, Reseda, Narzissen, Tuberosen und Rosen, nach Paris abgeht, von wo aus dann der Versand nach allen Ländern erfolgt. Alle Morgen werden von den Gärtnern am Abend vorher abgeschnittene Rosen und Blüten auf Karren und Eseln in die Stadt gebracht, wo sie von den Exporteuren sogleich verpackt und versandt werden. Blumen und Rosen werden aber auch an Ort und Stelle (z. B. in Grasse) zu Parfüm verarbeitet. Grasse liefert jedoch nicht die fertigen Parfüms, die Buketts sind Mischungen, die die eigentlichen Parfümisten herstellen. Bei den Pflanzen sind es vornehmlich die Blüten, die den Riechstoff enthalten, doch sind auch duftende Substanzen anderswo in der Pflanze angesammelt, so in den Wurzeln (Iris), im Holz der Bäume (ostindischer Sandelbaum), in der Rinde (Zimtbaum), in den Blättern (Pfefferminze), endlich auch in Früchten und Samen (Kümmel).

Vor nicht langer Zeit wurden die Blumen an der Riviera nur für die Parfümfabriken gezogen, und erst in neuerer Zeit hat ihr Verbrauch an der Riviera selbst und der Versand bedeutend zugenommen. Namentlich an der französischen Riviera ist die Blumenzucht weit verbreitet. In der Umgegend von Toulon, Grasse, Cannes, Antibes, Nizza bemerkt man große Felder in herrlicher Blütenpracht. Bei Toulon sieht man im zeitigsten Frühjahr die römische Hyazinthe, darauf folgen Narzissen, weiße und rote Nelken, Tazzetten,

Jonquillen. In der Gegend von Cannes, Graſſe und Antibes herrſchen die Anemonen und in Graſſe die Anemonen und die Ranunkeln vor. Sodann bemerkt man Levkojen, Goldlack, Reſeda, Gladiolen, Teeroſen, Ixica, Sparaxis, Chryſanthemum. So iſt die Riviera dauernd feſtlich gekleidet. Kein Wunder, daß ſie ſich unſrer Phantaſie immer wieder im üppigſten Blütenſchmucke vorſtellt.

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

(Fortſetzung)

13

Frau Frida von Seidelbaſt, Wahnfriedchen, wie ſie von dem unwürdigen Spotte nicht allein des Majors Kuhblank, ſondern auch andrer übelwollender Leute genannt wurde, fühlte inzwiſchen die Verpflichtung, der großen Sache der Bayreuther Tage ihre Kräfte zu weihen. Sie verſammelte alſo die Herren des Vereins um ihren runden Tiſch. Die Herren kamen weder willig noch vollzählig, und Herr Neugebauer erklärte den andern — natürlich nicht in Gegenwart von Frau von Seidelbaſt — gerade heraus, die Sache werde ihm zu dumm, und er fühle gar keinen Beruf in ſich, den Nickemann zu ſpielen. Was es denn für einen Zweck habe, Beſchlüſſe zu faſſen, wenn Frau von Seidelbaſt hinterher tue, was ſie wolle. Und er habe auch keine Luſt, ſich daran zu beteiligen, daß das Geld aus dem Fenſter geworfen werde. Er ſei ſehr neugierig, wer zuletzt die Rechnung bezahlen werde.

Die Frage, wie das Defizit des erſten Bayreuther Tages gedeckt werden ſollte, war ſchon dahin beantwortet worden, daß ein zweiter Tag, der geringere Koſten verurſachen und Gewinn abwerfen müßte, veranſtaltet werden ſolle. Es fragte ſich nun, welches Muſikdrama zur Aufführung kommen werde. Die gnädige Frau war ganz entſchieden für die Götterdämmerung, jenes unſterbliche Werk, das die ganze Trilogie abſchließe und kröne. Aber die Koſten! wurde eingewandt. Die Götterdämmerung habe ſo viel Perſonen, daß die Gagen eine unerſchwingliche Höhe erreichen würden. Wenn man mit dem zweiten Feſtſpiele das Defizit des erſten decken wolle, müſſe man ſparen und eine Oper mit möglichſt wenigen Perſonen wählen.

Frau von Seidelbaſt erklärte dieſe Erwägung als einen ganz unkünſtleriſchen Standpunkt. Wenn Richard Wagner dieſen Standpunkt gebilligt hätte, ſo hätte er keins ſeiner Meiſterwerke ſchreiben dürfen. Sie kam alſo nochmals auf die Götterdämmerung zurück. Aber ſie traf auf geſchloßnen Widerſtand. Wer würde die Koſten bezahlen, wenn zu dem vorhandnen noch ein neues Defizit kommen werde?

Frau von Seidelbaſt mußte ſeufzend nachgeben, und ſo einigte man ſich, wenn es durchaus ein Stück der Trilogie ſein müßte — ja das müßte es durchaus ſein —, auf Rheingold, Wagelaweia und den Regenbogen.

Ja, aber mein Gott, rief Frau von Seidelbaſt ganz entſetzt, da iſt ja keine Rolle für Alfred Rohrſchach darin.

Nein, erwiderte man. Alſo brauchen wir ihn auch nicht zu bezahlen.

Unmöglich! erklärte die gnädige Frau und kam nochmals auf die Götterdämmerung zurück. Aber ſie erreichte nichts. Darauf ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb an Alfred Rohrſchach, ob er nicht auch in dem Rheingold eine Rolle übernehmen könnte. Rohrſchach antwortete, er bedaure. Es ſei gegen ſeine künſtleriſchen Grundſätze, Rollen

zu studieren und zu singen, in denen er nicht in dem Mittelpunkt der Szene stehe. Aber er werde kommen und sich an den Vorbereitungen beteiligen.

Er wird kommen! Hilda, er wird kommen, rief Frau von Seidelbast begeistert, und Sonnenschein kehrte in der Villa Seidelbast wieder ein. Und Hilda legte ganz im geheimen eine Rose vor dem Bilde des Einzigen nieder.

Man hatte die Rollen unter sich verteilt. Die Herren besorgten die Engagements der Künstler und die gnädige Frau die Beeinflussung der Presse. Doktor Lappensnider wurde zur gnädigen Frau befohlen und instruiert. Da aber diese Instruktion nicht zu einem völlig klaren Bilde führte, Lappensnider aber erklärte, daß er, ohne völlig klar zu sehn, nicht schreiben könnte, da auch kein Buch da war, das ihm hätte mitgegeben werden können, so schlug die gnädige Frau vor, daß er nach Berlin reisen und sich die dort bevorstehende Aufführung ansehn möchte. Ein Gedanke, auf den Lappensnider, nachdem er das nötige Geld erhalten hatte, mit Begeistrung einging. Am andern Tage war unter Kunst und Wissenschaft im Korrespondenten von dem ehrenvollen Auftrage zu lesen, den der künstlerische Sachverständige dieses Blattes erhalten haben, nach Berlin zu reisen und unter den Augen der geistigen und künstlerischen Größen des Reichs das Rheingold einer Prüfung zu unterwerfen. Nach ein paar Tagen las man eine neue Bemerkung, Doktor Lappensnider weile wieder in Neusiedel und sei damit beschäftigt, seine Eindrücke zu Papier zu bringen.

Und das Tageblatt hatte niemand, der über dramatische Musik hätte schreiben können. Denn Herr Hesselbach hatte sich bei dem Kampfe mit Lappensnider tatsächlich krank geärgert und war außerstande, eine Feder in die Hand zu nehmen.

Wen nähmn wer denn nun, Herr Spohnnagel? fragte der alte Brömmel.

Herr Spohnnagel, der eben mit seinem Lesebuch beschäftigt war und sich über die Königliche Regierung, die nicht aufhörte, Ausstellungen zu machen, geärgert hatte, blickte ihn ohne Verständnis an.

Fersch Rheingold, Herr Spohnnagel, fuhr Brömmel fort. Mir missen heechst notwendch e Referad bringen, sonst werd Sie der Gorrespondent iebermietch. Aber wän solle mer nähme?

Wen Sie wollen, schrie Spohnnagel, aber mich lassen Sie in Frieden.

Der alte Brömmel verwunderte sich. Wen Sie wollen, meinte Brömmel, ist leicht gesagt. Aber mir sein doch hier nich in Leipzch, wo die Gunsthammels gleich dutzendweise uf der Straße rumloofen.

Lappensnider befand sich damals auf der Höhe seines Ruhms. Er beherrschte die literarische Lage durchaus. Was er sagte, war Evangelium oder auch Heimsuchung — je nachdem. Die höchsten Kreise bemühten sich um ihn. Dagegen hatte er auch Feinde. Aber ist es nicht ein Verdienst, Feinde zu haben, wenn man für die höchsten Ideale eintritt? Die Schauspieler namentlich spien Gift und Galle, aber pah, was konnten sie ihm tun? Und doch war Lappensnider nicht zufrieden. Es war ein harter Dienst, in der Nacht Berichte schreiben und am Tage die Funktionen eines Kommis und Faktors in der Druckerei ausüben. Als nun aber Männelmann seinem mit Bitterkeit erfüllten Mitarbeiter für die beiden Tage, an denen er in Berlin gewesen war, den Gehalt abgezogen hatte, da schrie die gekränkte Menschenwürde in ihm auf, und er wagte es, seinem Chef sein schäbiges Verhalten vor Augen zu stellen. Aber er machte gar keinen Eindruck damit. Wenn es Ihnen bei mir nicht gefällt, sagte er, so können Sie sich ja auf Ihre Rittergüter zurückziehn. — Jawohl! wenn er nur diese Rittergüter gehabt hätte! Er, ein freier Künstler, befand sich in schnöder Abhängigkeit, im Lohn, aber nicht im Brot des gemeinsten, brutalsten Geldphilisters, in der Abhängigkeit von einem Menschen, der kein Bedenken trug, über ihm die Hungerpeitsche zu schwingen. O, wenn er frei gewesen wäre, wie hätte er ihn literarisch prügeln und an den Pranger stellen

mögen! Er, Lappensnider, hob den Korrespondenten durch seine Feder auf eine hohe Stufe, und jener, der Tyrann, steckte den schönen Verdienst ein und zog ihm noch die zwei Tage Gehalt ab. Es war zum Verzweifeln.

In dieser Stimmung traf er im Theatercafé, seinem Hauptquartier, mit dem alten Brömmel zusammen. Man lernte sich kennen, man deckte sein Herz auf, man schalt über die Herren Chefs, und das Ende war, daß Lappensnider, der als geschickter Mann nach rechts und auch nach links zu schreiben verstand, versprach, für das Tageblatt einen Bericht über Rheingold gegen gute Bezahlung abzufassen. Warum auch nicht? Wie viele Berichterstatter bedienen zugleich verschiedne Zeitungen! Am nächsten Abend sollte der Aufsatz an demselben Orte Herrn Brömmel übergeben werden, und über die Verfasserschaft sollte strengstes Stillschweigen beobachtet werden.

Am nächsten Abend hing der stadtbekannte Havelock Lappensniders in einer der Nischen des Theatercafés. Lappensnider selbst hatte an einem Tische Platz genommen, an dem einige Neusiedler Pfahlbürger und auch der alte Brömmel saßen. Dort war er damit beschäftigt, einen Vortrag über seine Fähigkeiten und Erfolge und über den geringen Wert, den er einem Doktortitel beimesse, zu halten. Bald darauf traten drei laut redende Herren ein, die wir auf den ersten Blick als Schauspieler erkennen. Es waren die Herren Frank Mundo, der Heldenspieler, Lauterbach, der Bonvivant, und Bendler, der Komiker. Sie traten in die Nische, in der Lappensniders Havelock hing, und ließen sich mit Getöse nieder. Schorsch, rief Frank Mundo mit einer Stimme, als mime er Prinz Heinrich und rufe Franz.

Schorsch stürzte herbei. Bringe mir, mein Sohn, das Schandblatt.

Das Schandblatt, Herr Mundo? Sie meinen wohl den Korrespondenten?

Was denn anders, du Kamel!

Schorsch brachte die neuste Nummer des Korrespondenten, und Frank Mundo ergriff sie mit gewaltiger Hand und stampfte sie auf den Tisch. Ich will, sagte er, mich mit diesem papiernen Dollich ermorden. Ich will den Giftfusel trinken bis auf die Neige. Darauf setzte er sich mit aufgestützten Ellenbogen hinter seine Zeitung und ging die Beilagen durch. Hier! rief er, Sudermanns Ehre. „Die naive Voraussetzung, daß eine verletzte Ehre durch den Zweikampf wiederhergestellt werden könne —"

Überschlagen Sie das, meinte Lauterbach. Was dieser Doktor Quassel über die Ehre schreibt, ist höchst uninteressant.

Und ohne Zweifel auch abgeschrieben, fügte Bender hinzu.

Mundo fuhr fort. „Die Aufführung stand unter einem ungünstigen Stern." Natürlich, wenn sie von dem Sterne Lappensniders angeleuchtet wird. „Der Graf Trast-Saarberg" — das sind Sie, Lauterberg — „ist, wenn auch Kaffeekönig geworden, doch Graf geblieben. Er ist nicht so tief gesunken, daß er mit dem Messer äße oder sich die Nase am Ärmel abwischte. Woher der Graf des Herrn Lauterberg seine Manieren hatte, ist schwer zu sagen. Vielleicht aus jenem Kreise, ich will sagen von jenem Miste, von dem das Schauspielersprichwort sagt: Wer einmal darauf gelegen hat, der riecht danach sein Leben lang."

Ich muß mir, sagte Lauterberg, seinen Stock wippend, unbedingt am nächsten Ersten einen neuen Stock kaufen, um dieser Giftkröte meine Manieren beizubringen.

Mundo las weiter: „Robert . . ."

Das sind Sie, Mundo, sagte Lauterbach.

„. . . Robert war eine gänzlich mißratne Leistung. Auch ich würde einen solchen Robert nicht für satisfaktionsfähig halten und würde mir seine nähere Bekanntschaft verbitten." Hols der Teufel! Muß man sich solche Beleidigungen

gefallen lassen? Und noch dazu von einem Menschen, der weiter nichts ist als eine Wanze?

Verhauen! verhauen! rief Lauterberg.

Sie, erwiderte Brandes, das überlegen Sie sich noch. Die Sache macht zwar Spaß, kostet aber mindestens fünfzig Mark.

Na, dann wenigstens in Effigie.

Können Sie haben, meinte Brandes. Da hängt sein Havelock. Und da steckt auch gleich sein neustes Pamphlet drin, das können Sie gleich mit verhauen.

Wird ihm nicht gerade sehr weh tun, meinte Mundo. Ich wäre doch mehr für Originalprügel.

Die Herren wandten sich ihrem Biere zu, aber es war merkwürdig, welche Anziehungskraft das Manuskript, das in einer Tasche des Havelocks stak, ausübte. Bender erhob sich, trat unauffällig an den Havelock und kehrte, das Manuskript in der Hand, zu seinem Platze zurück. Man rückte zusammen, und Bender las mit komischem Pathos: Die Offenbarung des Wagnerschen Genius steigt in gigantischen Schritten von Stufe zu Stufe.

Das ist Wagelaweia, sagte Lauterbach. Nichts für uns.

Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht, fügte Mundo hinzu.

Aber Brandes blieb hinter seinem Manuskripte sitzen und las es mit sichtbarer Belustigung. Die beiden andern begrüßten einen Kollegen, der sich mit an den Tisch setzte, und Brandes ließ sich Papier und Feder bringen und schrieb.

Was machen Sie denn da, Brandes? fragte nach einiger Zeit Mundo.

Etwas besseres als Sie, erwiderte Brandes. Sie reden immer bloß; aber ich bin ein Mann der Tat. Und Ihre Sammlung von Spazierstöcken, Lauterbach, wird nachgerade kindisch. Aber ich nehme Rache. Rache! Blutwurst! Rache, kalt wie eine Hundeschnauze! Und damit schrieb er weiter.

Bender hatte die besondre Gabe, Handschriften nachzuahmen. Nachdem er einige Vorübungen gemacht hatte, wurde es ihm nicht schwer, was er entworfen hatte, in der Handschrift Lappensniders abzuschreiben. Darauf setzte er den Namen Lappensniders unter die Epistel, steckte das Originalmanuskript in seine Brusttasche und sein eignes Opus in den Havelock.

Nun aber würde ich empfehlen, sagte er, daß wir uns drücken. — Das taten sie denn, um mit den Mienen von Max und Moritz von einem Tische des vordern Saales aus zu beobachten, was geschehen würde.

Nach geraumer Zeit erhob sich Lappensnider, holte seinen Havelock und steckte das Manuskript Brömmel zu.

Passen Sie auf, sagte Bender mit heimlichem Frohlocken, die Geschichte wächst sich zu einer Katastrophe aus.

Am andern Tage las man im Tageblatte folgenden Aufsatz:

Wagelaweia, heia jaheia!

Ja, heia von ganzem Herzen. Heia aus der Tiefe einer Seele, die mit unverlöschlichen Erinnerungen erfüllt ist. Ich, der freie Künstler, bin wieder da. Heia! ich bin wieder da. Ich habe Rheingold gesehen. Heia, ich habe es gesehen. Es war die Offenbarung des relativ Unbegrenzten, es war die Manifestation des zur Schwingung gewordnen Genies. Die dynamischen Evolutionen der Rheintöchter waren großartig, transzendent und ausgeglichen. Die Abtönung der Nüancen war schattenreich, ihre Tricks waren erstklassig, der Glimmerfels vollendet glitschrig. Was die Musik dazu spielte, erschien mir katholisch, was bei der Nähe von Köln auch nicht zu verwundern ist. Wagner steht bekanntlich auf den Schultern Mendelssohns, die schöne Melusine ist das Wagelaweia der Mendelssohnperiode. Darum sind auch die Leidmotive des Rheingold so ausgefallen, daß sie auch der

weniger musikalische Mensch nachpfeifen kann. Die Ausstattung war ungemein, war stimmungsvoll und kostspielig. — Wir werden es in kurzer Frist erleben, daß das Rheingold auch in unsrer Stadt gespielt wird. So lange der Dom unsrer Stadt steht, ist noch kein Wagelaweia in seinen Mauern erklungen. Darum up to Date — auf zur Tat! Auf ins Theater! Die Lustige Witwe und das Rheingold muß man gesehen haben. Doktor Lappensnider.

Die Bürger von Neusiedel lasen dies Elaborat zwar mit einiger Verwunderung, hatten aber doch nichts Ernstliches dagegen einzuwenden. Es stand ja in der Zeitung. In der Villa Seidelbast dagegen erweckte es einen Sturm der Entrüstung. Zeitungen durften in der Villa Seidelbast nicht in die geheiligten Räume des obern Stockwerks gelangen, sondern nur bis in die Küche eindringen. Hier hatte Fräulein Binz den Artikel gelesen und war, da sie ihn für blutigen Hohn des Tageblatts hielt, in helle Wut geraten. Sie eilte hinauf und las der gnädigen Frau den Aufsatz vor. Die gnädige Frau kam außer Atem. Sie war ganz geknickt. Sie stellte eine bewegliche Klage über den Undank der Welt im allgemeinen und den der Literatur im besondern an und schickte Fräulein Binz mit der Zeitung zu General von Kämpffer, Exzellenz.

General Kämpffer, Exzellenz, teilte die Entrüstung der beiden Damen, setzte sich hin und schrieb einen Brief an Spohnnagel, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

In der Druckerei von Spohnnagel vermutete man nichts arges. Der Chef war mit seinem Schulbuche beschäftigt, und Brömmel hatte den Aufsatz unbesehens in die Druckerei gegeben. Brömmel hatte auch, als er die Korrektur las, den Bericht ganz ernst genommen. Als nun Spohnnagel den Brief des Generals gelesen hatte, war es ihm zumute, wie wenn ihn der Schlag auf der einen Seite gerührt hätte, und als er den Wagelaweiaartikel gelesen hatte, hatte er die Empfindung, als sei er auch auf der andern Seite vom Schlage getroffen worden.

Herr — Herr — Brömmel, schrie er nach Luft schnappend den alten Brömmel an, was haben Sie denn da drucken lassen? Das ist ja der helle Unsinn! Von wem haben Sie sich denn das aufbinden lassen?

Von'n Doktor Lappensnider selber, erwiderte Brömmel.

Ach was Doktor! rief Spohnnagel, dieser Lump ist so wenig Doktor als Sie und ich.

Aber er hat mirschs Manuskript selber in de Hand gedrickt.

Sehen Sie denn nicht, daß Sie auf den Leim gekrochen sind, und daß das eine Niedertracht vom Korrespondenten ist, der uns damit hat hineinlegen wollen. Sehen Sie das nicht, Sie alter Esel?

Herrn Spohnnagel, erwiderte der alte Brömmel stolz und gekränkt, ein alter Esel bin ich Sie nicht, sondern ein altes Mächen für alles. Und zwar kee schlechtes. Das wissen Sie ganz alleene, Herr Spohnnagel. Und Gunstgenner bin ich Sie auch nicht. Das wissen Sie auch ganz alleene, Herr Spohnnagel. Warum gimmern Se sich nich um Ihre Ahngelächenheiten, Herr Spohnnagel? Mit Ihren Schulbiechern wären Se de Welt nich umreißen. Gimmern Sie sich lieber um Ihre Zeitung, Herr Spohnnagel.

Der alte Brömmel ging grollend hinaus. Er hatte Recht, und Spohnnagel mußte es sich selber sagen, daß er Recht hatte.

Auch in der Redaktion des Korrespondenten herrschte Unwetter. Der Chef trat, die neueste Nummer des Tageblattes schwingend, in die Druckerei und schrie: Lappensnider, wie können Sie sich unterstehen, wenn Sie bei mir in Lohn und Brot sind, für das Tageblatt zu schreiben?

Wer hat Ihnen denn gesagt, antwortete dieser, daß ich fürs Tageblatt geschrieben habe?

Hier steht es!

Richtig, da stand es. Das war fatal und gegen die Abrede gewesen. Lappensnider zürnte. Aber er ließ sich nicht werfen. Er erwog, daß mit dieser Entdeckung seine Stellung bei Männelmann unhaltbar geworden war, er erinnerte sich, daß er mit dem alten Brömmel über die Möglichkeit, zum Tageblatte überzugehen, geredet hatte, und daß Brömmel dieser Idee gar nicht abgeneigt gewesen war und sagte: Nun ja, ich habe für das Tageblatt geschrieben. Aber daran ist niemand anders schuld als Sie selbst. Lohn und Brot sagen Sie? Ihr schäbiger Hungerlohn reicht noch nicht einmal für die Kartoffeln aus. Bezahlen Sie Ihre Leute anständig, dann haben sie es nicht nötig, außer dem Hause Verdienst zu suchen. Es fällt mir auch gar nicht ein, für den Hundelohn für Sie noch zu arbeiten. Mindestens müssen Sie dreißig Mark Zulage geben,

Nun aber machen Sie, schrie Männelmann mit überschnappender Stimme, daß Sie aus dem Hause kommen, Sie ausverschämter Mensch Sie! Aber gleich! auf der Stelle! Bitt'ch mir aus.

Wird mir ein Genuß und eine Ehre sein, erwiderte Lappensnider. Wenn Sie aber einmal ein Journal in die Hand kriegen, in dem einer als ein ganz gemeiner, ruppiger, filziger Hund abgemalt ist, dann können Sie annehmen, daß ich es geschrieben, und daß ich Sie gemeint habe. Adieu.

Natürlich begab sich Lappensnider stehenden Fußes zum Tageblatte. Hier wurde er mit allgemeinem Hurra empfangen und schleunigst wieder an die Luft befördert. Was war denn los? Er wandte jetzt seine Schritte zum Theatercafé und ließ sich das Tageblatt geben. Er war starr. Freilich! nach dem, was da stand — unter dem Titel Wagelaweia und mit seiner Namensunterschrift, war es nicht zu verwundern, wenn er an die Luft gesetzt wurde. Aber das hatte er ja gar nicht geschrieben. Das war untergeschoben und in verräterischer Weise Brömmel in die Hand gespielt worden. Und mit diesem Opus war über ihn selbst ein blutiger Hohn ausgegossen worden. — Ha! Rache! Wenn ich den fasse, der das geschrieben hat —! Mit Hilfe von Schorsch war es nicht schwer herauszubekommen, daß die Übeltäter die Herren Mundo, Lauterberg und Bendler gewesen seien.

Sogleich eilte Lappensnider zum Staatsanwalte. Der Staatsanwalt lehnte es ab, eine Anklage zu erheben, da ein öffentliches Interesse nicht vorliege, und gab anheim, Privatklage anzustrengen. Davor aber hatte Lappensnider eine lebhafte Abneigung. Denn Klagen kosten Geld, und er hatte kein Geld. Und man konnte erleben, daß die Schauspieler zu zwanzig Mark verdonnert wurden und die Lacher auf ihrer Seite hatten, und daß er als der Blamierte dastand. Nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, bei Frau von Seidelbast vorzukommen, und nachdem sich auch der Herr Dombibliothekar vor ihm hatte verleugnen lassen, packte er seine Sachen und verschwand, indem er, tiefe Verachtung im Herzen, es Neusiedel überließ, ohne einen solchen Künstler, wie er war, auszukommen.

Was hier hinter verschwiegnen Wänden geschehen war, wäre vielleicht nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, wenn sich die Herren Mundo, Lauterberg und Bender nicht ihrer Tat gerühmt hätten. Sie hatten dabei wirklich die Lacher auf ihrer Seite. Das änderte freilich an der Tatsache nichts, daß jetzt weder das Tageblatt noch der Korrespondent eine Kraft hatten, die über die bevorstehende Aufführung des Rheingold hätte berichten können.

14

Frau von Seidelbast nahm von den neuen Schwierigkeiten, die sich mit dem Verschwinden ihres journalistischen Helfers gegen ihr Unternehmen auftürmten, keine Notiz. Ihr Sinnen war auf den Einen gerichtet, der kommen und dem Festspiele durch seine Anwesenheit die künstlerische Weihe geben sollte.

Und er kam. Und er ſtieg diesmal in der Villa Seidelbaſt ab. Und die ganze Villa Seidelbaſt ſtand ihm zur Verfügung mit Ausnahme des Hinterzimmers, worin der Geheimrat, kränker als je, in ſeinem Lehnſtuhle ſaß. Es fehlte nicht viel, ſo hätte die gnädige Frau dem Gaſte ihren Ehrenplatz auf dem Sofa hinter dem runden Tiſche abgetreten und ſich zu ſeinen Füßen niedergelaſſen. So ſehr war ihr Herz mit ihren Idealen erfüllt, und ſo groß war ihre Hingabe an die Kunſt.

Und Hilda? Sie befand ſich noch immer in der peinlichen Lage, daß ſie von einander widerſtrebenden Empfindungen beunruhigt wurde. Man denke ſich den Fall, daß die Erde zwei Monde oder gar zwei Sonnen hätte, welcher Kampf der anziehenden Kräfte würde entſtehn! Zwei Monde, das ginge noch, Monde ſind Trabanten, die nachfolgen, aber Sonnen ſind Herrſcher, die führen. Und wenn die Sonnen nur eben erſt aufgingen, das mochte auch noch ſein, da verſteckt ſich die eine hinter dem Morgennebel, und die andre leuchtet. Aber wenn ſie beide hoch am Himmel ſtanden, was dann? Man denke ſich ein Mädchenherz, das doch von Natur auf den Einen, den Herrlichſten von allen geſtimmt iſt, und zwei Herrlichſte von allen ſtehn auf einmal hoch an dem Himmel ihres Lebens! Hilda hatte dies widernatürliche Ereignis erlebt. In demſelben Augenblicke, wo ihr die Sonne der Kunſt aufging, trat auch Onkel Philipp aus den Wolken der Onkelhaftigkeit hervor. Wenn Rohrſchach nicht ihren Weg gekreuzt hätte, ſie hätte ihre Hand vertrauensvoll in die Onkel Philipps gelegt. Aber jetzt, wenn er jetzt reden würde, die andre Sonne hätte es ihr verboten, ja zu ſagen. Es war gut, daß er ſchwieg.

Man hätte meinen ſollen, daß dieſe andre Sonne dann, wenn ſie da war, den ſtärkſten Eindruck gemacht hätte; bei Rohrſchach war es umgekehrt. Der abweſende Halbgott machte den größern Eindruck als der anweſende. Der abweſende nahm verklärte Geſtalt an; der Rohrſchach im Frack verſchwand, und Siegfried im Wolfsfell — hoho! hahei! — trat an die Stelle, jene überirdiſche Jugend und Schönheit, die es ihr angetan hatte, und die ſie die Kunſt nannte.

Mama merkte nichts von alledem, ihre Gedanken bewegten ſich in zu hohen Regionen, ſie war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Aber Hunding merkte es. Hilda, ſagte er, du biſt krank, du haſt das Tenorfieber. Laß dir täglich drei kalte Abreibungen verordnen.

Als Antwort warf Hilda einen ſchwärmeriſchen Blick auf die Photographie ihres Halbgottes.

Ich will dir ſagen, was dein Halbgott iſt, ein ganz gewöhnlicher Narr. Großer Sänger, Mädchenfänger. Ein eitler Menſch, der nur eine Leidenſchaft hat, ſeine eigne werte Perſon. Aber ſo ſind ſie alle. Man ſollte ſich mit dieſem Volke überhaupt nicht einlaſſen.

Hilda ſtrafte ihren Bruder mit Verachtung, mußte ſich freilich zugeſtehn, daß er nicht ganz Unrecht hatte, wenn er ſie krank nannte. Sie fühlte ſich unfrei, ſie ſtand unter einer fremden Macht. Es war eine ſchmerzlich-ſüße Herrſchaft, aber im Grunde hätte ſie doch gewünſcht, frei zu ſein, wieder ſie ſelbſt zu ſein. Was freilich Hunding von des Sängers Egoismus und ſeiner Eitelkeit ſagte, war eitel Verleumdung.

(Fortſetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 21. Februar 1909

(Der Reichskanzler und der Deutsche Landwirtschaftsrat. Die Lage der Reichsfinanzreform. Steuerpolitische Betrachtungen. Verkehrssteuern und Erhöhung der Telephongebühren. Fürst Radolin.)

Der Deutsche Landwirtschaftsrat hat in der vergangnen Woche getagt und sich während dieser Zeit, wie alljährlich, zu einem Festmahl vereinigt, zu dem auch der Reichskanzler als Gast erschienen war. Fürst Bülow pflegt diesen Anlaß, bei dem er mit der berufnen Vertretung der deutschen Landwirtschaft in Berührung kommt, regelmäßig zu einer Aussprache zu benutzen, in der er zu wichtigen, die landwirtschaftlichen Interessen und die allgemeine Politik berührenden Fragen Stellung nimmt. Diesmal wurde die übliche Kundgebung vielleicht mit noch größerer Spannung erwartet als sonst, weil die politische Lage den Gedanken nahelegt, daß der Reichskanzler bei der Landwirtschaft einen starken Widerstand gegen die Durchführung der gegenwärtig wichtigsten Aufgabe, der Reichsfinanzreform, findet. Die Gegnerschaft der Agrarkonservativen gegen die Nachlaßsteuer erschwert, wie wir schon öfter ausgeführt haben, das Zustandekommen der Reform, weil die Liberalen das Opfer, das sie an ihren Prinzipien durch die Zustimmung zur Erhöhung der indirekten Steuern auf den Massenkonsum zu bringen bereit sind, nur für den Fall in Aussicht stellen können, daß auch die Konservativen durch Zustimmung zu einer direkten Besteuerung des Besitzes prinzipielle Zugeständnisse machen. Nun ist aber außer der Nachlaß- und Erbschaftssteuer bisher noch keine Möglichkeit nachgewiesen worden, wie man ohne Störung der Finanzwirtschaft der Einzelstaaten und ohne Eingriffe in ihre Finanzhoheit den Besitz von Reichs wegen direkt besteuern könnte. Deshalb sind die verbündeten Regierungen gezwungen, an der Nachlaßsteuer und der stärkern Heranziehung der Erbschaftssteuer festzuhalten. Bei der Schärfe der agrarischen Opposition besteht infolge dieser Verhältnisse die Gefahr, daß sich die Lage in einer der Regierung nicht genehmen Weise verschiebt. Das war allem Anschein nach der Grund, weshalb Fürst Bülow gern die Gelegenheit wahrnahm, an seine grundsätzliche Stellung zu den landwirtschaftlichen Interessen zu erinnern. Bei dem Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrats hat er diesmal seinen Zuhörern ins Gedächtnis zurückgerufen, daß er schon im Herbst 1900, als er nach seiner Ernennung zum Reichskanzler dem Kaiser den ersten Vortrag hielt, die Zustimmung zu seinem landwirtschaftlichen Programm erbeten und erhalten habe, und daß er seinen Anschauungen über die Bedeutung der Landwirtschaft immer treu geblieben sei. Und sein Bestreben, auch jetzt die Interessen der Landwirtschaft ihrer Bedeutung für den Staat entsprechend zu berücksichtigen, betonte er noch weiter auf das nachdrücklichste. Dabei war freilich auch der Übergang gegeben zu der wichtigsten Tagesfrage, in der einstweilen noch keine Harmonie zwischen der Regierung und der Landwirtschaft besteht. Es wäre natürlich für den Reichskanzler in diesem Zusammenhange und an dieser Stelle unmöglich gewesen, sei es den bestehenden Gegensatz in ein besonders helles Licht zu rücken oder auch so etwas wie einen Überredungsversuch zu machen. Es war wichtiger, unter Hervorhebung seiner grundsätzlichen Stellung zur Landwirtschaft vertrauensvoll an die allgemeine Opferwilligkeit zu appellieren und in einigen kurzen Sätzen die Bedeutung der Reichsfinanzreform sowie das Unheil, das aus dem Versagen der Opferwilligkeit in frühern Perioden der Geschichte entsprungen ist, zu kennzeichnen.

Wir sind auch heute noch der Ansicht, daß mit Worten nicht viel ausgerichtet werden kann, eine andre Meinung über die Frage der Erbschafts- und Nachlaßsteuer herbeizuführen. Denn einstweilen steht bei den Leuten, die sich mit der ganzen zähen und stillen Leidenschaftlichkeit des echten deutschen Doktrinärs in ihr Prinzip festgebissen haben, immer noch die Überzeugung im Hintergrunde: Es geht auch anders! Etwas anders wird und muß die Sache doch aussehen, wenn die Unerbittlichkeit der Tatsachen zu wirken anfängt, wenn sich ernstlich herausstellt, daß alle die Mittel und Mittelchen, mit denen sich der Parteieigensinn um Notwendigkeiten herumzudrücken versucht, etwas unausführbares und unannehmbares ergeben, wenn es den Leuten klar wird, daß ihr Versagen wirklich das Scheitern des ganzen Werks herbeiführen muß. Es scheint, daß wir uns allmählich diesem Zeitpunkt nähern. Die Subkommission, die die Finanzkommission des Reichstags eingesetzt hat, um über die Frage der Nachlaß- und Erbschaftssteuer eine Einigung herbeizuführen, hat, soviel bis jetzt bekannt geworden ist, ihre Aufgabe nicht zustande gebracht. Dafür liegen bestimmte Gründe vor, die einstweilen nicht ans Licht gezogen zu werden brauchen, weil diese Erörterung nicht dem Nutzen der Sache dienen würde. Zwar wurde die Nachricht verbreitet, es sei zu einer Einigung gekommen, und es ist auch möglich, daß die Subkommission mit einem solchen Vorschlag an die Kommission herantritt. Wenn aber das Ergebnis der Einigung so lautet, wie berichtet wird, dann ist es vollkommen zwecklos, überhaupt davon zu sprechen, denn es ist eine Lösung, die die liberalen Parteien niemals annehmen können. Wir stehn also vor einem Vakuum. Die Parteien haben nun zur Genüge gezeigt, was sie einzeln wollen und was sie nicht wollen; jetzt ist es ihre Aufgabe, zu zeigen, was sie zusammen wollen und können. Endet diese Probe wirklich negativ, wie es sich bis jetzt anläßt, so werden unsre Herrn Volksvertreter recht unangenehme Erfahrungen machen. Ihr Gedankenkreis bewegt sich noch immer in dem alten Geleise; sie leben in der Vorstellung, daß sich der Volksvertreter seinen Wählern angenehm macht, wenn er nach der Weise der alten Fortschrittspartei dem Staate ein paar Groschen abzujagen versteht und darin seine ganze politische Weisheit sucht. Aber heute trifft das nicht mehr zu. Zwar das Steuerzahlen ist dem deutschen Philister auch heute noch ein lästiges Geschäft, so lästig, daß ihm beim Räsonieren darüber am Stammtisch die Kehle trocken wird, und er notwendig ein Glas Bier mehr hinunterspülen muß, und da wirkt es wiederum höchst peinlich, wenn das Bier den Produzenten infolge höherer Besteuerung ein bis zwei Pfennige mehr für das Liter kosten soll, und der Wirt deshalb die heilige Verpflichtung im Busen fühlt, den Konsumenten fünf bis zehn Pfennige für das Liter mehr abzunehmen. Indessen alles das zugegeben, täuschen soll man sich trotz allen diesen Schwächen nicht in der allgemeinen Stimmung. Das deutsche Volk will die Finanzfrage endlich einmal in Ordnung gebracht sehen. Der gesunde Gemeinsinn ist stark genug geworden, um die Bedeutung der Frage endlich zu erfassen. Die Gebildeten erkennen deutlich den Zusammenhang der Finanzlage des Reichs mit seiner Sicherheit und Machtstellung. Die Geschäftsleute empfinden die Nachteile der finanziellen Lage auf dem Geldmarkte und an vielen Einzelheiten ihrer täglichen Erfahrungen im Handel und Wandel. Das geschäftliche Leben ist ja auch großzügiger geworden; die Leute sehen nicht mehr mit der engherzigen Sorge auf geringfügige Geldopfer, wenn sie die Überzeugung haben, daß die allgemeine Lage dadurch verbessert wird und auf die privatwirtschaftlichen Verhältnisse festigend und klärend zurückwirkt. Das Feilschen der Interessentenkreise, die sich hinter Parteien und Abgeordnete stecken, um Sondervorteile herauszuschlagen, ist heute nicht mehr nach dem Sinne der Mehrheit des Volks; die

Regierung hat also, wenn sie festbleibt, jetzt die allerbeste Stütze gegen die kleinlichen Quertreibereien, an denen die Reichsfinanzreform zu scheitern droht. Nur das wird unter allen Umständen verlangt, daß nicht der Verbrauch allein besteuert wird, um den Reichsbedarf zu decken, sondern daß auch irgendwie der Besitz dazu herangezogen wird.

Übrigens ist es sehr bemerkenswert, wie sich die Anschauungen über die geeignetste Art der Besteuerung im Laufe der Zeit wandeln. In alten Zeiten fand man gar nichts darin, Verbrauchsartikel mit Abgaben — und noch dazu Abgaben von nicht selten außerordentlicher Höhe — zu belegen, während eine uns oft geradezu unverständliche Überempfindlichkeit in bezug auf die unmittelbare Besteuerung des freien Besitzes herrschte. Der Historiker kann den Grund leicht aufdecken; die auf dem Verbrauch ruhenden Abgaben waren den herrschenden Anschauungen geläufig, weil sie zum großen Teil aus alten Regalien stammten und mit dem Wirtschaftssystem der Zeit und der ursprünglichen Beschaffungsweise der Artikel in Zusammenhang standen, während die direkten Steuern wesentlich an den Gedanken der Unfreiheit und Abhängigkeit — einem Gedanken, der damals größere rechtliche Bedeutung und ganz andre Konsequenzen hatte — gebunden waren und deshalb, wo es irgend anging, abgelehnt wurden. Der abstrakte Staatsbegriff als Verkörperung eines für das Gemeinwohl wirkenden Willens war noch nicht genügend befestigt, um das streng individualisierte Eigentumsrecht nach irgendeiner Richtung erweitern zu können. Heute ist es nun gerade umgekehrt geworden. Der Staatsbegriff hat sich durchgesetzt, und man verzeiht dem Staate auch den Eingriff in das individuelle Eigentumsrecht, wenn er einer durch seine Zwecke bedingten Notwendigkeit und der sozialen Gerechtigkeit dient. Und weil man heute alles nach dem Maßstabe der sozialen Gerechtigkeit mißt, darum zieht man heute die Besteuerung des Besitzes sogar der Besteuerung des Verbrauchs vor, soweit nicht etwa Luxussteuern in Frage kommen. Aber von diesem strengen Schema kommt man, der Not gehorchend, auch schon wieder ab. In den Luxussteuern scheinen sich die Neigungen derer, die die Steuerpflicht möglichst von der direkten Belastung des Besitzes auf die indirekte des Verbrauchs abwälzen wollen, und derer, die vornehmlich die besitzenden Klassen treffen wollen, zu begegnen. Nur schade, daß die Luxussteuern nichts einbringen. Und wenn man dann einen Luxus als Steuerobjekt sucht, das vielleicht doch einigermaßen einträglich sein könnte, dann stößt man auf die Frage: Was ist Luxus? Man entdeckt, daß es zahlreiche Übergänge vom absolut notwendigen Verbrauch zum Luxus gibt, und daß jede Grenze, die innerhalb dieses Übergangsgebiets gezogen wird, mehr oder weniger willkürlich ist. Wenn der Begriff „soziale Gerechtigkeit“ ernst genommen wird und nicht nur ein verhüllender und beschönigender Ausdruck für sozialen Neid ist, dann fehlt jede innere Berechtigung für einen Standpunkt, der den nicht notwendigen Verbrauch nur da besteuern will, wo größere Wertobjekte im Verbrauch der reichen Leute in Frage kommen. Wem seine Mittel es gestatten, täglich Champagner zu trinken, ohne den Vorwurf der Unwirtschaftlichkeit zu verdienen, der braucht nicht gewissermaßen vom Staate am Vermögen gestraft zu erscheinen gegenüber einem andern, der wenig Mittel hat, der aber täglich an Bier oder Schnaps mehr durch seine Kehle rinnen läßt, als seine Verhältnisse erlauben. Gerecht ist es also, den nicht notwendigen Verbrauch seinem Werte entsprechend zu besteuern, also den Champagner hoch, das Bier entsprechend geringer, weil die Wertverhältnisse es so erfordern, nicht aber den Champagner hoch, das Bier verschwindend gering oder gar nicht, weil der Champagner von reichen, das Bier von ärmern Leuten getrunken wird. Die Erkenntnis, daß, wenn erst einmal das Prinzip der Luxussteuer und damit eben die

Besteuerung des nicht notwendigen Verbrauchs anerkannt wird, es keineswegs gerechtfertigt ist, an dem nicht notwendigen Massenkonsum vorüberzugehn, beginnt jetzt immer weiter durchzudringen. Diese Einsicht hat auch Kreise erfaßt, die sich sonst einseitig auf den Gedanken der ausschließlichen direkten Besteuerung des Besitzes festgelegt hatten und gern mit Schlagworten wie dem berühmten „Pfeifchen des armen Mannes“ und ähnlichen arbeiteten.

Aus alledem ist zu erkennen, daß die allgemeinen Theorien, die man gern über die verschiednen Besteuerungssysteme aufgestellt hat, immer nur beschränkten und zeitlichen Wert haben. Es ist aber wohl als ein Gebot der Klugheit anzusehen, bei Steuerproblemen neben dem rechnenden Verstand auch gewisse Zeitströmungen und Zeitanschauungen zu berücksichtigen und wenigstens innerhalb des Möglichen dahin zu streben, daß die Leistungen für die Allgemeinheit den herrschenden Ideen und volkstümlichen Bedürfnissen angepaßt bleiben. So halten wir es für einen Fehler, in demselben Augenblick, wo man das Prinzip der Besitz- und Verbrauchssteuern in glücklicher Mischung verbinden, dadurch den auseinanderstrebenden Flügeln des Blocks die gegenseitigen Zugeständnisse erleichtern und einem neuen Verständnis für steuerpolitische Pflichten den Weg bahnen will, das mühsame Werk dadurch zu erschweren und zu gefährden, daß man als drittes noch die in unsrer Zeit besonders unangenehm empfundnen Verkehrssteuern heranziehen will. Wir wiederholen, es ist ein Fehler trotz allen vortrefflichen Gründen, die sich vom Standpunkt des praktischen Rechnens und des geschulten Steuertechnikers dafür anführen lassen. Ein Politiker, der dem Volke den Puls fühlt, wird dergleichen Vorschläge nicht machen. Denn im Verkehr der Entwicklung einen möglichst ungestörten Weg zu weisen und diese Vorteile voll zu genießen, ist der besondre Stolz unsers Zeitalters; man bringt lieber wo anders jedes mögliche Opfer als gerade hier. Das mag lächerlich und übertrieben aussehen, aber jede Zeit hat ihre Imponderabilien. Es wird einmal sehr wahrscheinlich die Zeit kommen, wo man die Kehrseiten eines schrankenlosen, übermäßig gesteigerten Verkehrs gerade vom Standpunkte der neuen Ideen eines künftigen Geschlechts stark empfinden wird. Aber jetzt sind wir noch nicht so weit; denn zwischen den Warnungen der heutigen Gegner des Verkehrs, der eine noch in der Entfaltung begriffne Erscheinung ist, und den Forderungen einer vielleicht künftig auftauchenden Gegenwirkung besteht selbst dann, wenn sie scheinbar gleichen Inhalts sind, ein gewaltiger Unterschied, der Unterschied einer absterbenden Kraft von einer erwachenden. Man sollte dieser Beobachtung Rechnung tragen. Wenn irgendwo ohne Schaden für den Staat die größte Weitherzigkeit in der Befriedigung der modernsten Forderungen herrschen kann, so ist es auf dem Gebiete des Verkehrs — und wenn andrerseits irgendwo durch kleinliche Beschränkungen und störende Lasten eine einfache Unüberlegtheit von gar nicht einmal besonders schlimmer Wirkung den Charakter besondrer Rückständigkeit gewinnt, so geschieht das ebenfalls auf demselben Gebiete. Erschwerungen und Belastungen des Verkehrs sollten also besonders dann vermieden werden, wenn man vor einer wichtigen Aufgabe steht, die an die Einsicht der Staatsbürger in ihre Verpflichtungen gegenüber der Allgemeinheit ohnehin schon große Anforderungen stellt.

Das erstreckt sich auch auf Maßregeln, die nicht eigentlich zur Steuerpolitik gehören. Ein offenbarer Mißgriff ist es denn auch, wenn jetzt der Telephonverkehr von der Reichspostverwaltung ohne zwingende Gründe durch höhere Gebühren belastet werden soll. Gegen diese Neuordnung hat sich ein starker Widerstand erhoben, und es ist zu hoffen, daß der Reichstag diese Vorlage ablehnen wird. Aber wenn Versuche dieser Art in solchen Zeiten unternommen werden, wo es Sache des Staates sein müßte, sich durch richtige Beurteilung der Verkehrs-

bedürfnisse besondres Vertrauen zu erwerben, so wirkt das natürlich auch auf die Stimmung in Steuerfragen zurück.

Bei Erwähnung der Reichsfinanzreform ging Fürst Bülow in seiner Rede beim Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrats mit einigen Sätzen auch auf die auswärtige Lage ein. Er verzeichnete die günstigen Folgen des englischen Königsbesuchs in Berlin und äußerte sich mit Befriedigung über das deutsch-französische Marokkoabkommen, das den Horizont im Westen geklärt habe. An diese Worte hat sich nun noch ein eigentümliches Nachspiel geknüpft. Es ist bekannt, daß die Verhandlungen über eine Verständigung mit Frankreich hauptsächlich in Berlin geführt wurden. Hier war es natürlich der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Herr v. Schoen, der — selbstverständlich im Auftrage und im Sinne des Fürsten Bülow und auch unter seiner persönlichen Beteiligung — mit dem Botschafter der französischen Republik in Berlin, Herr Cambon, hauptsächlich zu verhandeln hatte. Aber Herr Cambon konnte nicht ohne Instruktionen aus Paris vom Minister Pichon handeln. Wer sich nun einigermaßen in die Natur und den Gang solcher Verhandlungen zu versetzen vermag, wird erkennen, daß in der Kette ein wichtiges Glied fehlt, wenn der französische Minister nur mit seinem Botschafter in Berlin verkehren kann und nicht auch an Ort und Stelle einen gut unterrichteten Vertreter der deutschen Interessen zur Verständigung zur Seite hat. Daraus ergibt sich von selbst, daß der deutsche Botschafter in Paris, Fürst Radolin, nicht ausgeschaltet werden konnte und sollte, sondern daß die Rolle des geschickten Sekundierens unter Umständen ebensoviel Gewandtheit und Erfahrung erforderte als die Führung der Verhandlungen selbst. Es ist weiter bekannt, daß sich der Kaiser sehr für die Verständigung mit Frankreich interessierte und daher über den Abschluß lebhafte Befriedigung empfand. Die korrekte Form, in der er dies als Souverän den Franzosen gegenüber zum Ausdruck bringen konnte, war eine Ordensverleihung an den französischen Botschafter. So geschah es; Herr Cambon erhielt das Großkreuz des Roten Adlerordens. Einen Dank und Huldbeweis an die beteiligten deutschen Herren, Fürst Bülow, Herrn v. Schoen und Fürst Radolin, konnte der Kaiser natürlich in jeder beliebigen Form geben: das ist kein Regierungsakt und kein persönlicher Eingriff; es wäre noch schöner, wenn der deutsche Kaiser der einzige Mensch wäre, der einem deutschen Manne nicht einen Dank aussprechen dürfte. Wie der Kaiser den beiden Herren gedankt hat, die hier in Berlin sind, und die er jeden Augenblick sprechen kann, wenn er will, ist nicht bekannt geworden; es geht auch niemand etwas an. An den Fürsten Radolin hat er eine Depesche geschickt, die durchaus persönlichen und privaten Charakter hatte und vom Botschafter auch nicht bekanntgegeben wurde. Es heißt, dieser Charakter der Depesche sei schon dadurch kundgegeben worden, daß sie nicht chiffriert gewesen sei. Jedenfalls wurde sie ohne Zutun des Fürsten Radolin im Matin veröffentlicht und mit einem Kommentar versehen, der unter Erweckung des Anscheins, als ob Fürst Radolin selbst dahinter stecke, andeutete, die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich sei das Werk der persönlichen Politik des Kaisers, der sich dabei des Fürsten Radolin bedient habe, während Fürst Bülow mehr oder weniger ein Gegner dieser Lösung gewesen sei.

Es ist nicht nötig, diese unsinnige, tendenziöse Verdrehung eines sehr einfachen Tatbestandes noch besonders zu widerlegen. Unsern guten Nachbarn im Westen ist der Gedanke einer ruhigen, stetigen, von verantwortlichen Staatsmännern geleiteten deutschen Politik immer ein wenig unheimlich; dieser im Deutschen Reiche verkörperte, kompakte, nach ihrer Vorstellung zugleich ehrgeizige und brutale Machtwille im Herzen Europas lastet auf ihnen. Der Kaiser aber beschäftigt ihre Phantasie, er

bringt das Element hinein, das sie brauchen, um in dieser vermeintlichen Gefahr zugleich einen Ansporn zu erhöhter Wachsamkeit und eine Beruhigung zu finden. Die natürliche Beunruhigung, die nach ihrer Auffassung in dem innerlich stets wachsenden Deutschen Reich ihren Ausgangspunkt hat, erscheint ihnen gemildert durch die künstliche Unruhe eines scheinbar persönlichen Regiments, das im Grunde Frankreich sympathisch gegenübersteht, im andern Falle aber wenigstens das Herz auf der Zunge trägt. Daher ist die Wendung vom November 1908 den Franzosen, besonders aber der französischen Presse, die früher so viel Interessantes aus Berlin zu melden wußte, höchst unbequem. Ein Kaiser, der seinem Kanzler Vertrauen schenkt und diesen die Geschäfte führen läßt, so wie es einmal festgesetzt worden ist — ein Kanzler, der für den Willen des Kaisers allein die politische Verantwortung trägt, ihm Gestalt gibt und ihn vertritt — das alles ist nichts für unsre guten Freunde an der Seine. Da muß eben mit allen Mitteln die Legende von dem über den Kopf des Kanzlers hinweg in die Politik eingreifenden Kaiser und von dem gegen die Intentionen des Kaisers handelnden, gegen seine eignen Untergebnen kämpfenden Kanzler wieder aufgewärmt werden.

Aber das bleibt doch wohl ein Privatvergnügen der Franzosen? Die deutsche Presse muß das doch auf den ersten Blick durchschauen und so viel Takt und politischen Verstand haben, auf diese Märchen nicht hineinzufallen! Ja, so sollte es sein, aber in Wirklichkeit ist es anders. Die Grenze, die z. B. in England sogar von den sensationslustigsten, mit faustdicken Unwahrheiten arbeitenden Blättern innegehalten wird, existiert bei uns für viele Blätter nicht. Nichts ist dumm genug, daß es nicht geglaubt, nichts schädlich genug, daß es nicht verbreitet wird, wenn es den Erzähler nur in den Ruf des Eingeweihtseins bringt und etwas bietet, was der blöden Menge Wasser auf die Mühlen des politischen Klatsches liefert. Man diskreditiert ein wichtiges Staatsabkommen, zieht es auf das persönliche Gebiet hinüber und beraubt es einesteils seiner Wirkungen, nur um eine Hintertreppengeschichte anbringen zu können und die Genugtuung zu genießen, daß im Gehirn denkunfähiger Spießbürger mit dem bloßen Wort „Kaisertelegramm“ heillose Verwüstungen angerichtet werden. Nicht einmal ein vernünftiger Nebenzweck wird dabei erreicht, nur Schaden und Verwirrung um nichts und wieder nichts!

Reichskanzler und Bürgerkunde. Unser Mitarbeiter, der Regierungsrat Regenborn, der im Jahrgang 1907 der Grenzboten in einer Reihe vortrefflicher Artikel die Notwendigkeit einer systematischen politischen Bildung und staatsbürgerlichen Erziehung unsrer Jugend nachgewiesen hat, ist bemüht, auch durch Vorträge in weitern Kreisen des Volkes für seine Ideen zu wirken. Nach einem solchen Vortrage ist von der Stadt Düsseldorf an den Reichskanzler das Gesuch gerichtet worden, für den bürgerkundlichen Unterricht tatkräftig einzutreten. Der Reichskanzler ist von der Wichtigkeit dieser Frage vollkommen überzeugt. In seiner Antwort sagt er: „Ich halte mit Ihnen die Bestrebungen, die sich eine höhere politische Schulung unsers Volkes zum Ziel setzen, für sehr bedeutungsvoll. Denn ich glaube, daß nichts mehr geeignet ist, die Freude am Vaterlande und die Bereitwilligkeit, ihm Opfer an Arbeit, Gut und Blut zu bringen, in den Deutschen wach zu halten und zu stärken, als die wachsende Erkenntnis des Wesens und der hohen Aufgaben des Staates und die Einsicht, welche Wohltaten ihm der einzelne verdankt. Ich habe eine Prüfung der Frage veranlaßt, inwieweit der Anregung an Fortbildungs- und Fachschulen, an mittlern und höhern Schulen und an den Hochschulen einen besondern

Unterricht in »Bürgerkunde«, die ja schon in das Programm für die Umbildung des Schulwesens aus dem Jahre 1889 aufgenommen war und in Seminarien sowie auch in höhern Knaben- und Mädchenschulen seit Jahren im Rahmen des Geschichts- und Geographieunterrichts gelehrt wird, einzuführen, Folge gegeben werden kann."

Die Schwierigkeit liegt darin, daß wir zurzeit noch nicht genug Lehrer haben, die mit ihrer historischen Bildung von der Universität ein ausreichendes juristisches und staatswissenschaftliches Denken und Wissen mitbringen; denn die Bürgerkunde liegt auf dem Grenzgebiet zwischen Jurisprudenz, Staatswissenschaft und Pädagogik. Nicht jeder Historiker ist also geeignet, einen pädagogisch wertvollen Unterricht in der deutschen Bürgerkunde zu erteilen. Das ist auch der wesentliche Grund, daß sich manche höhern Schulen diesen neuen Ideen gegenüber völlig teilnahmlos oder gar ablehnend verhalten. Nach den Äußerungen des Reichskanzlers wird es nunmehr Aufgabe der Universitäten sein, die Studierenden der Geschichte mit dem staatswissenschaftlichen und juristischen Rüstzeug zu versehn, das sie später im Lehramt geschickt macht, in den obern Klassen einen bürgerkundlichen Unterricht erfolgreich zu erteilen. Gerade dieses so lange vernachlässigte Gebiet der modernen Kultur enthält eine Fülle von Stoffen, an denen sich das logische Denken, die geistige Selbsttätigkeit und das politische Verantwortlichkeitsgefühl vortrefflich ausbilden lassen.

Der Theaterfreund in der Kutte. Wiederholt hatte ich in der Frankfurter Zeitung vom Münchner Franziskanerpater **Expeditus Schmidt** gelesen, der auf Vortragsreisen das Theater als Bildungsstätte empfiehlt und zum Entsetzen der Frommen sogar Ibsen lobt. Neulich hat er nun auch im katholischen Volksverein zu Neiße gesprochen, und zwar über das Thema: Kirche und Theater. Er hat an den religiösen Ursprung des Dramas im heidnischen Griechenland wie im christlichen Mittelalter erinnert und zu zeigen versucht, daß die Loslösung der Bühne von den religiösen Idealen Verrohung zur Folge gehabt habe. Die Bühnenkunst habe, eben als Kunst, unbedingt ihre Berechtigung. Ihr Verderben rühre daher, daß sie nach Brot gehn und dem schlechten Geschmack des Publikums Rechnung tragen müsse, und diesem Übelstande könne nicht abgeholfen werden, solange nicht die Gesetzgebung das Theater als Kunststätte anerkenne. (Der Pater scheint, wenn ich den gedruckten Bericht über seinen Vortrag richtig verstehe, zu fordern, daß das Theater verstaatlicht werde, und zwar gewissermaßen als ein Annex, als eine Kapelle der Kirche.) Eine Hochblüte der Bühne sei vorläufig nicht zu erwarten, weil eine solche nur dort möglich sei, wo eine gemeinsame Weltanschauung Dichter, Zuschauer und Bühnenkünstler einige. Diese seien übrigens heute ein achtbarer Stand; anstrengende Arbeit sorge dafür, daß ihr Verkehr untereinander nicht sittenmordend wirke. Die Gefahren drohten von außen, namentlich den Schauspielerinnen, würden jedoch in dem Maße schwinden, als die Gesellschaft den Schauspielern Rückhalt und Schutz gewähre. Schlimmer als das, was man gewöhnlich unter Gefährdung der Sittlichkeit verstehe, sei es, daß der Zwang zur Darstellung verschiedner Charaktere charakterlos machen könne. C. J.

Proben neuer Mystik. Frederic Horace Clark wächst im Hause seiner Eltern auf, einige Meilen westlich von Chicago. Schon im dritten Lebensjahre ist ihm die Logosreligion eingepflanzt worden, die ihn in dem Maße, als sich sein Geist entwickelt, immer tiefer durchdringt. Alle Geschöpfe umfaßt er als Offenbarungen Gottes mit Liebe und küßt des Abends vorm Schlafengehn die Kuh, die er gemolken, die Ponys, die er gefüttert, die Blumen, die er gepflegt hat. Eine

Tante unterrichtet ihn im Klavierspiel, was seine Großmutter mißbilligt, die, als Puritanerin, in der Musik eine Lockung des Teufels fürchtet. Dem Vierzehnjährigen fällt Liszts Galopp Chromatique in die Hände. Er spielt ihn und fühlt sich völlig umgewandelt. Er lebt nur noch in diesem Tonstück, die Menschen, die Kuh, die Ponys, die Blume sind ihm ferngerückt, gleichgiltig. Hat er die Liebe zu Gott verloren, ist die Musik doch am Ende Teufelswerk? Der Zweifel macht ihn krank. Am fünften Tage leidets ihn nicht mehr im Bett. Ohne Erlaubnis des Arztes erhebt er sich, entfernt sich heimlich und sucht Trost beim Urgroßonkel, der, von der Großmutter als Ungläubiger verabscheut, einsiedlerisch in einer Höhle lebt. Der Greis sagt ihm, daß er auf dem rechten Wege sei und Liszt finden werde; Musizieren sei höchste Gottesliebe, Nächstenliebe nur Gottesdienst zweiten Grads. Zurückgekehrt, wird er von der Großmutter verwünscht, flieht nach Chicago, wo ihn Mutter und Vater vergebens aufsuchen, verdient so viel, daß er ein Zwischendeckbillett nach Rotterdam lösen kann, wo er nach stürmischer Überfahrt ankommt. Zudringliche Helfer bringen ihn bevormundend gegen seinen Willen in den Zug nach Leipzig; dort stellt er sich zur Prüfung im Konservatorium ein. Wütend über die Behandlung, die sein Liszt erfährt, läuft er vom Flügel weg und rennt, nachdem er von einem Musikalienhändler ein Bild Liszts und eine Visitenkarte mit einer empfehlenden Bemerkung geschenkt bekommen hat, vom Rosental aus nach Weimar. Hier setzt er sich vor Liszts Haus, auf sein Erscheinen wartend. Eine Frau fragt ihn, was er wolle: „Zu Liszt." „Der ist in Rom." Von seiner Liebe und seinem Schmerz gerührt, führt sie ihn ins Haus, wo er, an Liszts Bette kniend, lange weint. Dann rennt er nach Rom, im Freien oder in Ställen übernachtend, manchmal auch von guten Wirtsleuten beherbergt, und trifft er Gelegenheit, den Gästen etwas aufzuspielen, so kann er dann wohl einmal ein Nachtquartier bezahlen. Mitten im Winter allein übers Stilfser Joch, trotz allem Mahnen der Bauern und der Führer in Trafoi! Beim ersten Versuch wird er von Führern, die ihm nachgegangen sind, erstarrt auf dem Schnee gefunden und zurückgetragen. In Rom wartet er vor dem Kloster, worin Liszt wohnt. Dieser tritt in Begleitung eines Mönchs heraus. Dem Vorübergehenden küßt Frederic den Mantelsaum, ohne etwas zu sagen, und legt sich dann, berauscht von dem Glück, Liszt gesehn zu haben, in die Sonne, ein Stündlein zu träumen. Dann macht er sich auf, Liszt um eine Unterredung zu bitten. Ja, der war vor einer Stunde zum Bahnhof gegangen und nach Salerno gefahren! Also auf nach Salerno! Dort wird er von dem Angebeteten mit der seiner Liebe entsprechenden Zärtlichkeit empfangen und nach Weimar mitgenommen. Nachdem ihm hier Liszt das Geheimnis seiner Technik offenbart hat, schickt er ihn nach Leipzig aufs Konservatorium. Mit der Autobiographie, von der wir einen kurzen Auszug gegeben haben, leitet Clark sein (bei Chr. Vieweg, Berlin-Großlichterfelde, 1907 erschienenes) Buch: Liszts Offenbarung, Schlüssel zur Freiheit des Individuums ein. Die „Offenbarung" besteht aus zwei ineinander verflochtnen Offenbarungen, der religionsphilosophischen, die eben eine Probe der modernen Mystik ist, und der technischen. Jene enthält manches Schöne und manches Bedenkliche, Überschwängliche; jedenfalls ist sie zu einseitig, als daß sie je brauchbar werden könnte; über diese muß man die Klaviertechniker urteilen lassen. Ihr Wesentliches ist, wenn ich Clark recht verstehe, daß die Tasten nicht durch Bewegungen des Unterarms mit gekrümmten Fingern geschlagen, sondern vom Schultergelenk aus mit wagerecht gestrecktem Arm gedrückt werden sollen. Der Klavierlehrer Deppe sagte ihm: „Sie sind überhaupt kein Künstler, Sie sind ein Enthusiast, ein Träumer." Helmholtz, Herman Grimm, Reuleaux, Eucken haben seine Ideen beachtenswert gefunden.

Die Konzertberichterstatter nennen sein Spiel eindrucksvoll und originell. — Zahlreicher als die Kunstmystiker sind heute die Geister, die mit der modernen Naturerkenntnis Gott oder das Ding an sich sozusagen leibhaftig packen wollen, zu ihnen gehört auch Edward Carpenter, der sein neustes, von Karl Federn übersetztes Buch Die Schöpfung als Kunstwerk, Abhandlungen über das Ich und seine Kräfte, betitelt (Jena, Eugen Diederichs, 1908). Daß Carpenter die materielle Welt als Schöpfung des Geistes darstellt und die „tote Materie" ebenso wie das „unbewußte Denken" für Unsinn erklärt, macht ihn uns sympathisch. Die Art und Weise freilich, wie er sich das allgemeine große Ich denkt und das kleine Individualich mit ihm verknüpft, kann uns nicht befriedigen; doch finden wir seine Betrachtungen über den Rassengeist, über das niedere und das höhere Ich im Menschen, über die Realität der Götter und der Teufel, die Personifikationen des Rassenempfindens seien, recht geistreich und lesenswert.

Odyssee. Von der im 50. (vorjährigen) Heft angezeigten Neuausgabe des Vossischen Homers von Hans Feigl ist jetzt (bei Carl Konegen und Ernst Stülpnagel in Wien) auch die Odyssee erschienen.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Instinkt und Gewohnheit

von **C. Lloyd Morgan, F. R. S.**
Professor der Zoologie am University College in Bristol
Autorisierte deutsche Übersetzung von **Maria Semon**
Mit 1 Titelbild [VII u. 396 S.]. Geh. 5 ℳ, in Lwd. geb. 6 ℳ

Soeben erschienen!

Ein wertvoller Beitrag zur Tierpsychologie

Das Werk des berühmten amerikanischen Gelehrten, das hier in deutscher Übersetzung geboten wird dürfte in allen Kreisen, die dem so hochinteressanten und wichtigen Gebiete der Tierpsychologie Interesse entgegen bringen, lebhaftes Aufsehen erregen und sich rasch Bürgerrecht erwerben. Durch seine anziehende fesselnde Sprache für ein großes Publikum bestimmt, wird auch der auf diesem Gebiete tätige Fachmann nicht daran vorübergehen können, denn trotz aller Gemeinverständlichkeit fußt das Morgansche Werk auf dem Boden strengster Wissenschaftlichkeit. An der Hand des reichhaltigsten Beobachtungsmaterials sowie durch eine Reihe von Experimenten wird festgestellt, welche komplizierten Fähigkeiten ein Geschöpf fix und fertig, d. h. also Instinkt mit auf die Welt bringt, und was das Tier erst durch häufig wiederholte Ausübung im individuellen Leben lernen muß, damit es ihm auf dem Wege der Erfahrung zur Gewohnheit wird. Es wird sodann der Einfluß der Verstandestätigkeit, ferner der Nachahmung auf die Erwerbung von Gewohnheiten untersucht, die Beziehung der Affekte zu den Instinkten erörtert. Die Vergleichung der körperlichen Entwicklung mit der geistigen führt zu der Frage, ob erworbene Eigenschaften vererbt werden können, und diese Frage wird im Schlußkapitel in der engeren Fassung untersucht, ob beim Menschen individuell erworbene Gewohnheiten durch Vererbung instinktiv werden können. — **Das Buch schließt mit einem Ausblick auf den Fortschritt der menschlichen Rassen und Gesellschaft und zieht zu diesem Thema verschiedene Äußerungen geistig hervorragender Persönlichkeiten heran.** — Ausführlicher Prospekt umsonst und postfrei vom Verlag

B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

Die Reform des Erbrechts

Von Professor Dr. W. von Blume in Halle a. S.

Die Finanzkommission des Reichstags hat sich für den Vorschlag der Reichsregierung erklärt, wonach das gesetzliche Erbrecht der Verwandten zugunsten des Reiches beschränkt werden soll. Aber die Entscheidung fiel nur mit knapper Mehrheit und unter lebhaftem Widerspruch der Minderheit, die offenbar gewillt ist, auch weiterhin den Gesetzentwurf energisch zu bekämpfen. Und die Wechselbeziehung, die zwischen Nachlaßsteuer und Erbrechtsreform besteht, läßt es zurzeit noch überaus zweifelhaft erscheinen, ob die Vorlage Gesetz werden wird.

Über die finanzpolitische Seite der geplanten Abänderung unsers bürgerlichen Rechts soll hier nicht gesprochen werden. Aber die Vorlage hat nicht nur finanzpolitische, sondern auch rechtspolitische Bedeutung. Und diese Seite verdient vornehmlich Beachtung. Sie ist aber, wie mir scheinen will, in der Erörterung nicht immer scharf genug ins Auge gefaßt worden.

Als ein „im Grundzug ungeheuerliches Gesetz“ soll nach Zeitungsmeldungen ein konservatives Mitglied der Kommission den Entwurf gebrandmarkt haben. Ich möchte ihn im Gegenteil als im Grundzuge überaus gesund bezeichnen, und zwar von einem konservativen Standpunkte aus. Denn wenn das Erbrecht eine konservative Rechtseinrichtung ist, so wird jedes Gesetz, das das Erbrecht in Einklang mit seinem Grundgedanken bringen soll, konservativ im besten Sinne des Wortes zu nennen sein. Freilich, wer die kritiklose „Erhaltung des Bestehenden“ als konservativen Leitsatz betrachtet, der wird auch jede Reform des Erbrechts ablehnen, er wird aber damit auch jenen Recht geben, die den Konservatismus für den Feind jeden Fortschritts erklären.

Die Quelle allen Rechtes ist die menschliche Gemeinschaft, ist heute der Staat. Er ist auch die Quelle des Eigentums. Ohne rechtliche Gemeinschaft, ohne Staat gäbe es wohl Besitz, aber kein Eigentum, das heißt: rechtlich gewährleisteten Besitz. Zu rechtfertigen ist demnach das Eigentum nur im Hinblick

auf das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit, als taugliches Mittel, das Einzelwohl mit dem Gemeinwohl in Übereinstimmung zu bringen. Gerechtfertigt aber ist es in der Erwägung, daß es die zur Entwicklung der Kräfte des Einzelnen am meisten geeignete Form der Güterbeherrschung ist.

Das Erbrecht ist nicht nur die letzte Folgerung aus dem Gedanken des Eigentums, sondern verleiht ihm erst seinen vollen Wert. Denn die Sorge für die Familie ist die nächste und wichtigste soziale Aufgabe des Einzelnen, und nur in Verbindung mit dem Erbrechte kann das Eigentum dem Einzelnen bei Erfüllung dieser Aufgabe Dienste leisten. Noch ist „das Haus" die Stelle, wo der heranwachsende Bürger des Staates seinen Unterhalt und seine Erziehung empfängt, noch bildet das Haus eine Wirtschaftsgemeinschaft, an der die Frau neben dem Manne, die Kinder neben den Eltern beteiligt sind, noch ist das Haus die Pflegstätte idealer Güter. Ohne Erbrecht aber ist dieses „Haus" nicht denkbar.

„Ohne Erbrecht, sagt Trendelenburg (Naturrecht, Paragraph 141), fehlte dem Streben zur Sicherung der Familie ein natürlicher Antrieb, es fehlte ein Stachel der Arbeit, ein großer Hebel der Tätigkeit. Der Erwerb würde in dem Genuß des Augenblicks aufgehen. Dagegen liegt darin, daß Erwerb und Erhaltung des Eigentums für Zwecke geschehen, welche über das einzelne Leben hinausgehen, etwas menschlich Bedeutendes, indem der Wille Vergangenheit und Zukunft in eins faßt und auch im Eigentum eine geschichtliche Stetigkeit gründet, welche nicht mit jedem vergänglichen Leben abreißt, sondern sich natürlich fortsetzt."

Mit dieser Rechtfertigung ist aber auch die Schranke des Erbrechts gegeben. „Richtig" ist nur das Recht, das seinen Grundgedanken zu vollkommnem Ausdruck bringt. Je weniger es mit ihm übereinstimmt, desto schwächer wird die Liebe zum Recht, und desto stärker der Widerstand derer, die es als ungerecht empfinden. Ein unrichtiges, ungerechtes Recht wirkt nicht staatserhaltend, sondern staatsauflösend.

Das Erbrecht dient zur Erhaltung und Fruchtbarmachung der Kräfte, die in der Familiengemeinschaft gegeben sind. An ihm dürfen daher nur die teilhaben, die zur Familiengemeinschaft zu rechnen sind. „Wenn die Erbschaft auf entfernte Verwandte geht, welche kaum noch von dem Bande derselben Familie umfaßt werden, weil die Gesinnung der Einheit längst erloschen ist, so verliert sich das Erbrecht aus der Notwendigkeit des innern Zweckes in das Gegenteil, in das Spiel des Glücksloses." (Trendelenburg.)

Wie weit ist nun der Kreis zu ziehen, der die erbberechtigte Familie umschließt? Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch macht sich die Antwort leicht: es macht jeden Blutsverwandten zum Erbanwärter. Womit dann in der Tat das Erbrecht zu einem „Spiel des Glücksloses" herabgewürdigt wird. Ist hier das Wesen des Erbrechts, das heißt sein Zusammenhang mit der Familie, oder ist die rechtliche Bedeutung der Familie verkannt, so, daß das Gesetz

Blutsgemeinschaft und Familiengemeinschaft einfach gleichsetzt? Man würde vielleicht das letzte annehmen, wenn nicht das Gesetz durch andre Bestimmungen deutlich genug die Familiengemeinschaft, „das Haus" abgrenzte. Es gibt nämlich eine unentziehbare Erbanwartschaft, ein „Pflichtteilsrecht" nur den Verwandten in auf- und absteigender Linie und ebendenselben das Recht auf Gewährung des Unterhalts. An die Blutsverwandtschaft schlechthin knüpft dagegen das Gesetz weitere Rechtswirkungen von wesentlicher Tragweite nicht. Nur die Aussicht auf müheloſen Gewinn verleiht die Blutsverwandtschaft dem, der einen reichen Erbonkel hat! Ein Recht, dem keine Pflicht gegenübersteht, ein Vorteil, der durch keinerlei Opfer erkauft wird, ein Glücksspiel, das vom Recht begünstigt wird.

Es scheint zunächst unbegreiflich, wie der Reichstag — entgegen dem Vorschlage der Gesetzgebungskommission und der Reichsregierung! — ein solches Gesetz beschließen konnte, wie ernsthafte Männer das Gesetz noch heute mit Pathos verteidigen können. Untersucht man aber diese Stellungnahme auf ihre psychologischen Motive, so stößt man auf Vorstellungen, die Beachtung verdienen und nur bei ihren Trägern zu falschen Entschlüssen geführt haben.

Es ist keine Frage, daß das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit, die sich auf Abstammung und Überlieferung gründet, in vielen Familien weit über den Kreis der durch Verwandtschaft in gerader Linie verbundnen Personen hinaus sich geltend macht. Der Name, den die Väter trugen, die Scholle, die die Väter bebaut haben, Familienüberlieferungen und Familienandenken lassen ein Gefühl die Gemeinschaft entstehen, das sozial wertvoll ist, weil es den einzelnen erzieht und trägt, weil es Pflichtbewußtsein und Selbstbewußtsein stärkt und in Einklang bringt. Und es läßt sich nicht leugnen, daß, wo dieses Familienbewußtsein besteht, es auch Berücksichtigung durch das Erbrecht verdient. Nur fragt sich, ob diese Berücksichtigung in der Weise zu geschehen hat, daß *jeder* Blutsverwandte eine gesetzliche Erbanwartschaft erhält. Und dies muß mit Entschiedenheit verneint werden.

Ich sehe davon ab, daß eine solche Regelung unter allen Umständen weit über das Ziel einer Berücksichtigung des Familienzusammenhanges hinausschießt. Ich bestreite vielmehr, daß die geschilderten Beziehungen überhaupt durch ein allgemeingiltiges Gesetz zu berücksichtigen sind. Das Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches stellt Rechtssätze auf, die für jedermann gelten und auf „normale Verhältnisse", das heißt auf überwiegend beobachtete Erscheinungen des sozialen Lebens zugeschnitten sind. Und ich bestreite, daß ein so weitgehender Familienzusammenhang heute überhaupt noch zu den normalen Erscheinungen gehört. Das mag beklagenswert sein, aber es kann nicht dadurch geändert werden, daß man durch das Erbrecht künstlich eine Familie schafft, die im sozialen Leben nicht mehr vorhanden ist. Man rettet nicht die Familie, indem man die Begehrlichkeit der Erbanwärter aufstachelt, sondern indem man dafür sorgt, daß das Familienleben wieder eine Stätte findet.

Denn es ist kein Zweifel, daß die Wurzellosigkeit des Daseins, die Heimatlosigkeit, die Unrast des Lebens die Familie zerreibt und zermürbt. Sie hat bei der Mehrheit der Bevölkerung das Familienbewußtsein auf einen Kreis beschränkt, der außer den Ehegatten die Verwandten in auf- und absteigender Linie umschließt, dazu vielleicht die Geschwister und Geschwisterkinder, und in den nur etwa der eine oder andre Verwandte noch hineingezogen wird, je nachdem es die Umstände ergeben. Und auch dieses Haus ist schon gefährdet, weil ihm das Heim fehlt.

Das sind die Tatsachen, auf die das Erbrecht zuzuschneiden ist. Daneben aber muß, soweit es möglich ist, dafür gesorgt werden, daß auch Ausnahmezustände, daß auch über den beschriebnen Kreis hinausreichende Familiengemeinschaften ihre Berücksichtigung finden. Das Mittel hierfür kann nur eine Ausnahmebestimmung sein. Dieses Mittel ist das Testament. Seine Aufgabe ist es, das gesetzliche Erbrecht in solchen Fällen abzuändern, wo es den gegebnen Verhältnissen nicht gerecht werden würde. Nicht einer Laune, auch nicht einer Gebelaune des Erblassers soll es dienen, sondern der Anpassung des Erbrechts an die besondre Gestaltung der einzelnen Familie.

Hieraus dürfte sich allerdings ergeben, daß die Freiheit der letztwilligen Verfügung nicht nur wie bisher ihrem Inhalte nach — zugunsten der nächsten, der „Pflichtteils"erben — sondern auch der Form nach zu beschränken ist. Der Bedeutung des Aktes der Testamentserrichtung ist es allein angemessen, daß es vor Gericht oder Notar errichtet wird. Es war wiederum keine Verbesserung des Gesetzes, als der Reichstag neben das öffentliche Testament das schriftliche Privattestament stellte. Nur zum Zwecke der Verteilung des Nachlasses unter die gesetzlichen Erben dürfte dieses zugelassen sein; eine Abweichung vom gesetzlichen Erbrechte aber sollte nicht durch eine einfache schriftliche Verfügung herbeigeführt werden können, deren Schicksal zudem stets ungewiß ist und bleiben wird. In dieser Hinsicht hat der Entwurf der Reichsregierung Verbesserungsvorschläge nicht gemacht; er beschränkt sich auf die Reform des gesetzlichen Erbrechts, da er aus finanzpolitischem Anlasse, im Gefolge des Vorschlags einer Nachlaßsteuer aufgestellt worden ist.

Dies führt zu der Frage, ob die Verkoppelung der Erbrechtsreform und der Nachlaßsteuer empfehlenswert ist. Es lassen sich dagegen vom rechtspolitischen und vom finanzpolitischen Standpunkt aus Bedenken erheben.

Für ganz unberechtigt allerdings würde ich das Bedenken halten, daß die Besteuerung der Erbschaft der nächsten Angehörigen des Erblassers im Widerspruch stünde zu der gesetzlichen Anerkennung des Erbrechts dieser Verwandten. Mit treffenden Worten hat Adolf Harnack (Deutsche Revue, Februar 1909) darauf hingewiesen, daß die Auferlegung einer mäßigen Nachlaßsteuer auch die nächsten Angehörigen des Erblassers daran erinnern soll, daß sie nur unter dem Schutze des Rechtsstaates die Erbschaft in Sicherheit an sich nehmen und genießen können. Und daran, daß Hinterbliebne, denen ein Vermögen hinter-

lassen wird, unendlich bevorzugt sind vor denen, die beim Tode des Ernährers mittellos zurückbleiben.

Aber ein andres rechtspolitisches Bedenken bedarf der Erwägung: ob denn gerade der Staat der richtige Erbe für erblose Nachlässe sei, ob nicht besser öffentliche Körperschaften, die dem Einzelnen näher stehn, wie insbesondre die Gemeinden, zur Erbschaft zuzulassen seien. Wäre dieses Bedenken zutreffend, so würde sich daraus allerdings ergeben, daß die Erbrechtsreform von der Reichsfinanzreform loszulösen sei. Aber ich halte es nicht für zutreffend.

Unter welcher Voraussetzung ist denn überhaupt ein gesetzliches Erbrecht öffentlich-rechtlicher Verbände zu rechtfertigen? Doch wohl nur unter dieser, daß Staat und Gemeinde heute an dem Gedeihen des Einzelnen und seines Vermögens mehr beteiligt sind als die Verwandten, die nicht zur engsten Familie, zum Hause, gehören. Nicht nur, daß der Staat durch seine Einrichtungen für das leibliche Wohl, die geistige und sittliche Ausbildung seiner Mitglieder sorgt; er ist auch der mächtige Förderer von Landwirtschaft, Industrie und Handel; auf staatliches Wirken gründet sich das Vermögen des Einzelnen nicht minder als auf dessen persönliche Kraft. Und wenn diese Kraft versagt, wenn auch die engste Familie nicht imstande ist, den Einzelnen zu erhalten, so ist es schließlich wieder der Staat, der für ihn eintreten muß. Allerdings teilt er sich in diese Fürsorge für das Einzelwohl mit andern öffentlich-rechtlichen Verbänden, insbesondre den Gemeinden, und dies könnte den Gedanken rechtfertigen, daß den Gemeinden ein Anteil am Nachlaß der Gemeindemitglieder einzuräumen sei. Dem steht aber entgegen, daß den verschiednen Arten dieser Verbände ein sehr verschiednes Maß an Aufgaben zugewiesen ist, sodaß ein einigermaßen gerechter Verteilungsmaßstab kaum zu finden sein dürfte. Es wird deshalb das richtigste sein, was der Entwurf vorschlägt: der Staat, als das Gemeinwesen, von dem die andern ihr Recht herleiten, ist Erbe. Da aber das Deutsche Reich ein Bundesstaat ist, so haben sich Reich und Einzelstaat in die Erbschaft zu teilen.

Schließlich ein finanzpolitisches Bedenken, das mit Nachdruck von J. Conrad (im Band 36, Heft 5 seiner Jahrbücher) geltend gemacht worden ist. Ist es richtig, das Erbrecht des Staates zur Deckung laufender Ausgaben zu benutzen, ist es also richtig, die Erbrechtsreform mit einer Finanzreform zu verbinden, die laufende Bedürfnisse befriedigen will? So gewichtig dieses Bedenken ist, es muß doch zurücktreten.

Conrad gibt selbst zu, daß das Erbrecht des Staates, auch wenn es zur Ansammlung von Fonds benutzt wird, der Staatskasse eine wesentliche Hilfe bei Deckung laufender Ausgaben leisten kann, sofern es die Schulden und die außerordentlichen Ausgaben mindert. Und wenn es eine finanzielle Hilfe bietet, so ist jetzt der Zeitpunkt gegeben, es einzuführen, jetzt, wo das Wohl des Reiches gebieterisch die Eröffnung neuer Einnahmequellen heischt.

Vor allem aber: das Erbrecht des Staates und die Nachlaßsteuer gehn auf ein und denselben Grundgedanken zurück: der Staat ist die große Gemeinschaft, in der und für die und durch die der Einzelne seine Kräfte entwickelt und ausnutzt. Der hat das Wesen des Staates schlecht begriffen, der von einem „Erbraub" spricht, wenn der Staat seinen Anteil am Nachlaß des Einzelnen fordert. Das muß jetzt mit aller Kraft betont werden, und darum müssen Nachlaßsteuer und Erbrechtsreform zugleich erkämpft werden. Möchte die Einsicht mehr und mehr Platz greifen, daß es sich hier wahrlich nicht um Beseitigung, sondern um Erhaltung des Rechtes handelt, um Erhaltung durch Gesundung!

Ägypten im Jahre 1907

Von Hauptmann Otto Neuschler

2

Am 29. April 1907 wurde eine Volkszählung vorgenommen. Der Plan, der hierbei verfolgt wurde, war in der Hauptsache derselbe wie in Indien im Jahre 1901. Gegen 60000 Zähler wurden verwandt; ein Teil von ihnen waren Beamte der Regierung; der größte Teil bestand aus Nichtbeamten. Im Januar 1907 war ein Gesetz erlassen worden, das alle ägyptischen Untertanen verpflichtete, der Aufforderung zur Übernahme der Tätigkeit eines Zählers bei der Volkszählung nachzukommen.

Die zuletzt festgestellten Zahlen ergaben eine Gesamtbevölkerung von annähernd 11192000 Seelen. Dies bedeutet einen Zuwachs von 1457595 Seelen gegenüber der Volkszählung des Jahres 1897, das heißt eine Steigerung um annähernd 15 Prozent. In diesen Zahlen ist eine große Menge nomadisierender Araber nicht eingeschlossen, die auf etwa 80000 geschätzt werden können. Die gesamte Bevölkerung beträgt somit, einschließlich der Nomaden, 11272000 oder annähernd 16 Prozent mehr als im Jahre 1897.

Eingehende statistische Angaben über das Ergebnis der Volkszählung im einzelnen sollen später veröffentlicht werden.

Die Ausdehnung der Domänengüter betrug am 1. Januar 1907 147509 Feddans (1 Feddan = etwa 42 Hektar). Von diesen wurden 1561 Feddans während des Jahres versteigert. Dieses Gebiet wurde in 131 Lose verteilt, jedes Los zu etwa 12 Feddans. Der Wert dieser Lose wurde auf 866617 Mark eingeschätzt oder auf etwa 555 Mark für 1 Feddan. Der wirklich erlangte Preis betrug 1883675 Mark oder 1206 Mark für 1 Feddan, das heißt 117 Prozent mehr als der Voranschlag. Die Anzahl der Gesuche um Zuschlag

von Domänengütern betrug 573 gegenüber von 545 im Jahre 1906; mit Ausnahme von dreien rührten alle Gesuche von Einheimischen her.

Die Einnahmen aus Zöllen und Steuern betrugen 78,57 Millionen Mark und verteilen sich in folgender Weise:

Einfuhr	37,98	Millionen Mark
Ausfuhr	5,75	„ „
Andre Einnahmen	0,72	„ „
Tabak	34,12	„ „
zusammen	78,57	Millionen Mark

Diese Zahl übersteigt die des Jahres 1906 um rund fünf Millionen Mark.

Der Gesamtwert der aus- und eingeführten Waren betrug, ausschließlich des Transits, der Wiederausfuhr und des baren Geldes, 1120,5 Millionen Mark, das heißt 108,6 Millionen oder 10,7 Prozent mehr als im Jahre 1906, das seinerseits schon alle Vorjahre übertroffen hatte.

Der Wert der eingeführten Güter allein betrug 540,7 Millionen Mark gegenüber von 497 Millionen im Jahre 1906 und der der Ausfuhr 579,8 Millionen gegenüber von 514,9 Millionen im vorhergegangnen Jahre.

Bargeld wurde eingeführt im Werte von 160,8 Millionen und ausgeführt im Werte von 97 Millionen, was einen Überschuß der Einfuhr von 62,7 Millionen Mark bedeutet gegenüber einer Nettoeinfuhr in der Höhe von 145 Millionen Mark im Jahre 1906.

Die Preise waren im allgemeinen im Jahre 1907 höher als im Jahre 1906. Während der ersten sieben Monate des Jahres stieg die Einfuhr an, fiel aber dann in den Monaten August, September und Oktober etwas unter die Zahlen des Vorjahres. Der November brachte einen starken Aufschwung, der Dezember wieder einen Rückgang, sodaß sich der Ausfall während dieser fünf Monate nur auf die Summe von etwa einer halben Million Mark belief. Die Einfuhr von Stückgütern hatte besonders unter der Krisis zu leiden. Auch die Metalle zeigten einen gewissen Rückgang, während die Einfuhr andrer Güter, wenn auch in geringem Maße, zunahm.

An Petroleum wurden 14000 Tonnen mehr eingeführt, Kohle insgesamt 1,576 Millionen Tonnen, das heißt 12 Prozent mehr als im Vorjahre. Der Preis der Kohle war um 15 Prozent gestiegen. Baumwollgarn zeigte eine Zunahme um 14 Prozent. Die Einfuhr von Weizen und Mehl war geringer als im Jahre 1906. Der Zucker sank von 34,6 Millionen Kilogramm auf 24,9 Millionen. Wie schon im vorigen Jahre ausgeführt wurde, hat die Einfuhr von Zucker zum Zwecke des Raffinierens und die nachherige Wiederausfuhr so gut wie aufgehört. Die Abnahme der Einfuhr im Jahre 1907 ist auf Kosten des anwachsenden Anbaues im Lande zu setzen.

Die Einfuhr von Tabakblättern ist von 7,7 auf 7,9 Millionen Kilogramm oder am 2 Prozent angewachsen. Die Hauptmenge oder 48 Prozent liefert Griechenland; an zweiter Stelle kommt die Türkei mit 43 Prozent.

Baumwolle wurde in der Höhe von 6,859 Millionen Kantars (1 Kantar = etwa 45 Kilogramm) und in einem Gesamtwert von 298,5 Millionen Mark ausgeführt. Dies bedeutet 163000 Kantars oder 2 Prozent mehr als im Jahr 1906 mit einer Steigerung des Wertes um 15 Prozent. Der Absatz nach Amerika war zurückgegangen.

An Baumwollensamen wurden insgesamt 3,919 Millionen Ardebs (ein Ardeb = 198 Liter) in einem Gesamtwert von 52,9 Millionen Mark exportiert. Dies ist eine Zunahme von 6 Prozent an Menge und 17 Prozent an Wert.

Gummi, ein Produkt des Sudans, zeigte einen deutlichen Ausfall um 1,8 Millionen Mark; auf der andern Seite passierte Gummi im Werte von 2,6 Millionen Mark den Suezkanal.

Zigaretten wurden in der Höhe von 492000 Kilogramm exportiert gegenüber von 590000 im Jahre 1906 oder insgesamt 98000 Kilogramm weniger. Die verminderte Ausfuhr nach Deutschland erklärt diesen Ausfall vollständig. Die nachstehende Tabelle zeigt den deutlichen Rückgang des Zigarettenhandels mit diesem Lande seit der Einführung des neuen Tarifgesetzes um die Mitte des Jahres 1906.

	Höhe der Ausfuhr	Abnahme gegenüber dem Vorjahre
1905	369000 Kilogramm	— Kilogramm
1906	266000 „	103000 „
1907	154000 „	112000 „

Was die Teilnahme der verschiednen Länder am Gesamthandel anlangt, so nimmt England als Einfuhrland die erste Stelle ein mit 32,5 Prozent; es folgen Frankreich mit 12,1 Prozent, Türkei mit 11,4 Prozent, Österreich mit 7,9 Prozent, Deutschland mit 5,3 und Italien mit 5,2 Prozent. An der Ausfuhr beteiligten sich England mit 54,4, Deutschland mit 8,1, Amerika mit 7,5, Frankreich mit 7,3 und Rußland mit 5,7 Prozent.

Der Postverkehr macht andauernd große Fortschritte. Die Einnahmen betrugen im Jahre 1907 612000 Mark gegen 574000 Mark im Jahre 1906. Die Ausgaben waren in derselben Zeit von 370000 Mark auf 488000 Mark gestiegen; der Überschuß betrug demnach 124000 Mark gegenüber von 104000 Mark im Vorjahre.

Auch der telegraphische Betrieb weist erfreuliche Fortschritte auf; die Einnahmen haben sich um rund 145000 Mark gegenüber dem Vorjahre vermehrt. In Demirdasch wurde eine neue Telegraphenschule eröffnet.

An den Hafenbauten in Alexandria wurde mit merkbarem Fortschritt gearbeitet. Die neuen Kaianlagen wurden wesentlich gefördert, desgleichen die Schutzanlagen im Außenhafen. Die Baggerarbeiten am neuen Hafeneingang, mit denen man im Juni 1905 begonnen hatte, wurden im Dezember 1907 mit einem Gesamtkostenaufwand von rund zwei Millionen Mark beendet. Der

Hafeneingang hat nun eine Breite von 183 Metern und eine Tiefe von 10,7 Metern, sodaß jetzt bei jedem Wasserstand auch Schiffe von bedeutendem Tiefgang den Hafen von Alexandria aufsuchen können. Auch wurden neue Lagerräume errichtet, unter anderm sieben neue Zollschuppen, die einen Gesamtraum von rund 8700 Quadratmetern einnehmen. Eine derartige Vergrößerung der Hafenanlagen hatte sich als eine nicht zu umgehende Notwendigkeit herausgestellt infolge der ununterbrochen andauernden Steigerung des Verkehrs im Hafen von Alexandria. Diese wird aus der nachstehenden Tabelle ersichtlich.

Tonnengehalt der Handelsdampfer, die in den Jahren 1904 bis 1907 den Hafen von Alexandria aufgesucht haben

1904	. . .	1731	Dampfer	mit	einem	Gesamttonnengehalt	von	2982294 Tonnen
1905	. . .	1817	„	„	„	„	„	3296237 „
1906	. . .	1865	„	„	„	„	„	3386968 „
1907	. . .	2035	„	„	„	„	„	3875044 „

In Port Said fährt die Suezkanalgesellschaft fort, ihre projektierten Kaianlagen auszubauen. Auf der Ostseite wurden drei Bassins mit einer Tiefe von zehn Metern für Kohlen- und Petroleumschiffe ausgebaggert.

Was die Wasserverhältnisse und die Wasserversorgung anlangte, begann das Jahr 1907 ungünstig, insofern am 1. Januar der bei Wadi-Halfa registrierte Wasserstand um 30 Zentimeter geringer war als der Durchschnitt früherer Jahre. Dieser niedrige Wasserstand hielt bis Mitte März an. Von da ab trat eine Besserung ein, die bis zum 5. Juni anhielt. Dann fiel das Wasser zehn Tage lang rapid. Am 15. Juni begann das regelmäßige jährliche Steigen, das aber ausnahmsweise gering und schwach war. Auch im Juli und August zeigten sich ungünstige Wasserverhältnisse. So muß das Jahr 1907 als eines der ungünstigsten bezeichnet werden seit 1877. Trotz dieser überaus ungünstigen Verhältnisse haben sich die Fortschritte der Bewässerung in glänzendem Lichte gezeigt; denn obgleich die Verhältnisse ungefähr gerade so ungünstig lagen wie im Jahre 1877, betrug doch die Fläche der infolge der schlechten Wasserverhältnisse unbewässert gebliebnen Landstriche nur wenig mehr als zehn Prozent der Ländereien, die im Jahre 1877 trockengelegen hatten.

Das mit Baumwolle bestellte Gebiet hat an Ausdehnung zugenommen. Die Ernte des Jahres 1907 wird auf $6^1/_2$ bis 7 Millionen Kantars angegeben. Statistische Angaben zeigen jedoch einen Rückgang des Ertrages im Verhältnis zum Ertragsgebiet. Die nachstehende Zusammenstellung gibt hierüber Aufschluß.

Die Ernte betrug im Durchschnitt von einer Fläche von einem Feddan (etwa = 42 Hektar) in den Jahren

1895	bis	1897	5,55	Kantars
1898	„	1900	5,01	„
1901	„	1903	4,85	„
1904	„	1906	4,29	„

Ungünstige klimatische Verhältnisse, schlechte Saatfrucht u. a. bilden den Grund für diese Erscheinung.

Mit der Ansammlung von Wasser im Reservoir von Assuan wurde am 26. November 1906 begonnen und am 21. Januar 1907 aufgehört. Am 1. April wurde mit der Ausgabe von Wasser zur Unterstützung der Flut angefangen. Am 1. August war das Becken leer.

Eine große Anzahl von Menschen findet während der Flut dauernde Verwendung zur Bewachung der Nildämme. Ihre Zahl betrug

in Oberägypten	11383	Mann für hundert Tage
„ Unterägypten	769	„ „ „ „
zusammen	12152	Mann für hundert Tage

Der Zeitraum ist hier nur als Vergleichswert eingestellt, um Vergleiche mit frühern Berichten zu ermöglichen; die wirkliche Dauer dieser Bewachung ist wesentlich geringer.

Die Ausführung des Beschlusses, den schon bestehenden Damm von Assuan um fünf Meter zu erhöhen, wird eine Hebung des Wasserspiegels um sieben Meter und eine Vergrößerung seines Fassungsvermögens um mehr als das Doppelte zur Folge haben. Auf diese Weise wird es möglich sein, im Sommer eine Wassermenge verfügbar zu haben, um annähernd 400000 Hektar Land, die zurzeit in den nördlichen Teilen des Deltas wüst liegen, zu bewässern. Die vorbereitenden Arbeiten für das große Werk wurden im Mai 1907 begonnen; mit den eigentlichen Mauerarbeiten begann man im darauffolgenden Winter. Die ganze Erhöhung des Dammes wird etwa fünf Jahre in Anspruch nehmen und einschließlich des Ersatzes für überschwemmte Gebiete in Nubien und der Auslagen für die Erhaltung der nubischen Denkmäler etwa 31 Millionen kosten.

Ganz bedeutend wurde auch der Staudamm von Esneh im Jahre 1907 gefördert. Mehr als die Hälfte der ganzen Arbeit wurde schon im Jahre 1907 fertiggestellt, und es besteht die begründete Hoffnung, die ganze Arbeit noch im Jahre 1908 ihrer Vollendung entgegenzuführen.

Auf die bedeutenden Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiet der übrigen öffentlichen Arbeiten näher einzugehn, dazu fehlt hier der Raum.

Auch die Gebiete der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, des Polizeiwesens und der öffentlichen Gesundheitspflege können nicht näher in Betracht gezogen werden, obgleich auch auf ihnen recht tüchtiges geleistet worden ist.

Aus dem Gebiete der Rechtspflege soll nur hervorgehoben werden, daß sich die Zahl der Verfehlungen gegenüber dem Vorjahre wesentlich vermindert hat.

Es kamen zur Bestrafung	im Jahre 1906	im Jahre 1907
Verbrechen	3586	3288
Vergehen	63864	59760
Übertretungen	107253	87158

Das einzige Verbrechen, das eine Zunahme aufweist, ist der Mord und der versuchte Mord. Im ganzen kamen 21 Fälle mehr vor als im Vorjahre.

Auch das Erziehungs- und Schulwesen zeigt in allen seinen Zweigen erfreuliche Fortschritte. Die dem Ministerium des Schulwesens für das Jahr 1907 zur Verfügung stehende Summe betrug 7,74 Millionen Mark, d. h. 1,6 Millionen Mark mehr als im Vorjahre. Für das Jahr 1908 wurden weitere 1,58 Millionen in das Budget zur Hebung der Volkserziehung eingestellt und außerdem 2,17 Millionen zum Bau von Schulhäusern.

So zeigt auch dieser erste Bericht des neuen Herrn in Ägypten auf allen Seiten in erfreulichster Weise die deutlichsten Anzeichen ungeminderten Fortschritts. Ohne Zweifel hat es Sir Eldon Gorst verstanden, weiterzuarbeiten im Sinne und auf den Bahnen seines Vorgängers. Nicht ohne einen gewissen Stolz schließt er den Teil seines Berichts, der der Verwaltung Ägyptens gewidmet ist, mit den Worten, er wage die Hoffnung auszusprechen, daß das gewohnte Maß des Fortschritts auch im abgelaufnen Jahre in allen Zweigen der Verwaltung erreicht worden sei. Besonders wird noch auf das gute Einvernehmen und stete einmütige Zusammenarbeiten des Khediven und seiner Minister mit den Beamten der britischen Regierung hingewiesen und betont, daß es immer der Grundsatz der Regierung gewesen sei, zunächst die wichtigsten Aufgaben in Angriff zu nehmen; daß noch viel zu tun übrig sei, müsse ohne weiteres eingeräumt werden. Nicht die Wichtigkeit einer Frage an sich könne für ihre Ausführung hauptsächlich maßgebend sein, sondern vielmehr ihre Wichtigkeit im Vergleich mit andern Aufgaben, und dieser Grundsatz dürfe auch von denen, die die Maßnahmen der Regierung kritisieren, nicht außer acht gelassen werden.

Man gewinnt bei dem Studium des Berichts, aus dem hier nur das Allerwesentlichste wiedergegeben werden konnte, den Eindruck, daß es allem Anschein nach England gelungen ist, auf den überaus schwierigen ägyptischen Posten den richtigen Mann zu stellen.

Die Motorluftschiffahrt der modernen Heere

Das Jahr 1908 hat staunenswerte Erfolge auf dem Wege zur Eroberung der Luft gemacht. Was in kühner, zäher Arbeit von Generationen erstrebt worden ist, steht nun in täglich brauchbarer werdender Gestalt vor unsern Augen. Der Soldat war von jeher auch auf diesem wie jedem andern Gebiete der Verkehrstechnik ein eifriger Mitarbeiter. In der Lösung der Luftschiffahrtsfrage erweist er sich, namentlich in Deutschland, als Wegführer. Die Heeresverwaltungen sind auch

in erster Linie berufen, das neue für Privatzwecke noch zu unrentable Verkehrsmittel durch die Praxis auszugestalten und allmählich weitern Kreisen zuzuführen, ähnlich wie es mit der Verwendung von Lastkraftwagen geschieht.

Als wichtigstes Ergebnis aller Versuche ist festzustellen, daß mit der Tüchtigkeit des Motors die Brauchbarkeit jedes Luftschiffes und jeder Flugmaschine steigt und fällt. In höchstem Maße leistungsfähig und unbedingt betriebssicher muß jeder Luftmotor sein und dabei so leicht, als die zuerst genannten Bedingungen es nur irgend zulassen. Gewöhnliche Automobilmotore haben nicht die notwendige enorme Dauerleistung. Das Gewicht des Motors mit allen Teilen soll nicht unter $2^1/_2$ Kilogramm auf die PS heruntergehn. Die märchenhaft leichten Motore, von denen die Tagespresse berichtet, sind sehr mit Vorsicht zu beurteilen; die erfolgreichen Luftschiffer verwenden sie nicht. Von dem Motor hängt die Eigengeschwindigkeit ab, je größer diese ist, um so unbedingter ist die Lenkbarkeit in allen Höhenlagen und bei allen Windstärken, um so größer ist auch die Sicherheit, da sich ein Luftschiff nur durch Schnelligkeit der Beschießung durch automobile Ballongeschütze, die alle von Luftschiffen erreichbaren Höhen bestreichen, entziehen kann. Nur in Deutschland hält man richtigerweise für Luftschiffe zwei Motore für notwendig, jeden zu etwa 90 PS. Für Flugmaschinen ist die Erfüllung dieser Forderung leider nicht möglich, falls man nicht, wie es teilweise geschieht, auf Kosten der Betriebssicherheit das Gewicht herabsetzt.

Von den drei Systemen hat das halbstarre die meisten Anhänger, obwohl das im Parsevaltyp am idealsten verkörperte unstarre System für militärische Zwecke am geeignetsten scheint.

Der einzige Vertreter des starren Systems ist bis jetzt der Zeppelinballon geblieben. Der vom Staat im November 1908 erworbne „Zeppelin I" hat 136 Meter Länge, 11,7 Meter Durchmesser. Der Erfinder hat gleichsam zwei Luftschiffe der gebräuchlichen Abmessungen hintereinandergefügt, um den für den Auftrieb notwendigen Gasraum von 12500 Kubikmetern zu erhalten, ohne den Stirnwiderstand zu erhöhen. Diese Länge, die zwei Gondeln und der starre Bau gewähren große Stabilität und zweckmäßige Anbringung der Lenkvorrichtungen. Der Antrieb erfolgt durch zwei Benzinmotore von etwa 85 PS. Die Sekundengeschwindigkeit beträgt 15 Meter, die größte erreichte Fahrtdauer hat 750 Kilometer gemessen. Die Höhensteuerung erfolgt auf dynamischem Wege unter starker Inanspruchnahme der beiden Motore. Die atmosphärischen Einflüsse sind bedeutend. Durch Wechsel der Höhenlage und Temperatur verlor der Ballon bei der großen Fahrt etwa 12 Prozent Gas = 2000 Kilogramm Tragkraft bis zum Abend. Nur durch dynamische Kraft konnte der Verlust ausgeglichen werden. Diese fehlte aber, da der eine Motor versagte. In dem Raum zwischen den in Abteilungen eingeschloßnen siebzehn Gasballons und der umgebenden, starr gespannten Ballonhülle befindet sich freier Raum, worin sich bei Ziehen des Ventils durch die Vermischung von

Gas und Luft ein brennbares Gemisch bildet, das durch Luftelektrizität leicht entzündet werden kann. Hierin liegt, wie der 5. August 1908 bewiesen hat, eine schwere Gefahr des starren Systems, dessen Vorteile bei ausreichenden Motoren die große Fahrtdauer, dessen Nachteil die Abhängigkeit von Luftschiffhäfen und stationären Füllstationen bleiben. Deshalb sind die „Zeppeline" zur Stationierung an den Grenzen und Küsten und zur strategischen Fernaufklärung zu Lande und zu Wasser berufen. Da die nötigen Mittel zu eingehenden weitern Versuchen dank der Opfermütigkeit des deutschen Volkes und der staatlichen Ankäufe zur Verfügung stehn, wird es der unermüdlichen praktischen Übung gelingen, die erkannten Nachteile abzustellen oder wenigstens ihre Gefahren zu vermeiden.

Die Wiege des halbstarren Systems stand in Frankreich. Bei diesen Luftschiffen ist entweder der unstarre, durch Ballonets in Form gehaltne Ballon durch ein unter ihm angebrachtes Aluminiumgerüst, an dem die Gondel hängt, versteift (Patrietyp), oder Gondel und Versteifungsgerüst bilden einen etwa 30 Meter langen Gitterbalken, und der Ballon schwebt an Seilen darüber (Ville de Paristyp). Mit mehr oder weniger großen Abweichungen nicht grundlegender Natur sind hiernach alle Luftschiffe mit Ausnahme des „Zeppelin" und des „Parseval" gebaut.

Frankreich besitzt vom Patrietyp die Luftschiffe „La République" und „Lebaudy", vom Ville de Paristyp die „Ville de Paris" und die im Bau begriffne „Liberté". Diese Fahrzeuge sind als dirigeables de forteresse in den Ostfestungen stationiert oder dafür bestimmt und für die Aufgaben des Festungskrieges und der Nahaufklärung ausersehn. Für die Fernaufklärung ist ein Dirigeable d'armée des Ville de Paristyp im Bau, der die doppelten Abmessungen wie die vorher genannten und unter Umständen auch zwei Motore erhalten soll. „La République" ist 61 Meter lang, hat einen Durchmesser von 10,8 Metern und faßt 3700 Kubikmeter Gas. Die Höhensteuerung geschieht durch zwei horizontale, 16 Quadratmeter große Aeroplanflächen, die unter verschiednem Winkel eingestellt werden können. Hierdurch wird ein durch den tiefliegenden Schwerpunkt der Gondel ausgeschloßnes Schrägstellen des Ballons fast ganz vermieden und zugleich ein dynamisches Heben und Senken des Luftschiffes ermöglicht. Nachteilig ist die Anbringung der zwei Luftschrauben an den Seiten der Gondel, tief unter dem Schwerpunkt, wodurch ein Kippmoment entsteht, das die Ballonspitze hebt, Schwankungen verursacht und die Dämpfungsflächen stark beansprucht. „La République" trägt vier Mann und 820 Kilogramm Ballast. Ähnlich ist die „Lebaudy", die vier Mann mit 40 Kilometern Stundengeschwindigkeit aufnimmt. Die Stabilisierung geschieht durch ebene Stabilisationsflächen, während bei „Ville de Paris" hierzu acht unstarre Gasschläuche am Heck dienen. Solche kleine Nebenkörper werden leicht undicht, sind darum unzweckmäßig. Die Fortbewegung geschieht in geeigneter Weise durch eine ziehende Luftschraube an der Spitze des Versteifungsgerüstes, die Stabilität ist gut. Der

„Ville de Paris“ sehr ähnlich sind „Bayard Clément“ mit 15 Metern Sekundengeschwindigkeit und „Ville de Bordeaux“, die wohl von der Regierung übernommen werden, da ein drittes Luftschiff dieser Art, „Colonel Renard“, von ihr in Auftrag gegeben worden ist. Der Ville de Paristyp ist feldmäßiger montierbar als der Patrietyp.

Nachdem in Rußland die eignen ziemlich kläglichen Versuche mit einem halbstarren Luftschiff von 1500 Kubikmetern und einem Motor von nur 16 PS, wie zu erwarten stand, mißlungen sind, ist nunmehr ein Lenkballon mit nur einem 90 PS-Motor von 61 Metern Länge, 11 Metern Durchmesser und 4000 Kubikmetern Fassungsvermögen in der Form der „République“ bei den französischen Lebaudywerken in Auftrag gegeben worden, der im Frühjahr abgeliefert wird. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen erscheinen übermäßig groß.

Italien ist in der letzten Zeit selbständig zu einer Konstruktion gelangt. Die Hauptleute Riraldoni und Crocco haben ein zigarrenförmiges, an einem Ende scharf zugespitztes Luftschiff starren Systems gebaut, das von der Heeresverwaltung für 120000 Lire erworben worden ist. Außerdem sind drei Luftschiffe gleicher Art in Auftrag gegeben worden, die schon in den Herbstübungen 1909 Verwendung finden sollen. Innerhalb von zwei Jahren sollen im ganzen zwölf Fahrzeuge fertiggestellt sein. Dem ersten sehr kleinen Versuchsballon sollen größere von 5000 Kubikmetern folgen. Die äußere Form wird durch einen besonders angeordneten, gleichmäßig auf die ganze Oberfläche verteilten Druck der Gondel erhalten.

In Österreich ist man zu der richtigen Ansicht gekommen, daß Luftschiffe den Flugmaschinen zurzeit noch überlegen sind. Das Privatkapital ist endlich so weit interessiert, daß die Ausführung eines Militärballons auf Grund eines der vorhandnen brauchbaren Entwürfe durch ein Syndikat im Gange ist. Näheres ist noch unbekannt.

England hat nach dem Verlust des „Nulli secundus“ (Patrietyp) noch kein brauchbares Motorluftschiff wieder geschaffen. Das Interesse scheint sich mehr den Flugmaschinen zuzuwenden.

Das deutsche Militärluftschiff „Groß II“ (60 : 11 Meter, 4500 Kubikmeter) ähnelt der „Patrie“*), nur mit den wesentlichen Unterschieden, daß es zwei in der Gondel nebeneinanderstehende Motore hat, und daß die beiden Propeller am Versteifungsgerüst fast genau im Widerstandszentrum angebracht sind. Die Stabilität ist vortrefflich. Der Ballon hat am 11. September 1908 in dreizehn Stunden 300 Kilometer bei Windstärken von 7 bis 12 Metern zurückgelegt. Die Geschwindigkeit läßt sich sicher noch durch erhöhte Motorleistung oder verbesserten Wirkungsgrad der Propeller steigern. Es scheint, daß die „Große“ berufen sein werden, die „Zeppeline“ in der Fernaufklärung zu unterstützen. Auch in der Nahaufklärung werden sie eine

*) Die Franzosen sagen für den Ballon Le Patrie.

Rolle spielen, da die Montierung des auseinandernehmbaren Versteifungsgerüstes schnell möglich ist und die Ballons auf Wagen mitgeführt werden können. In der Feldmäßigkeit der Verpackungsmöglichkeit werden sie allerdings durch den unstarren Parsevalballon übertroffen. Der soeben vollendete „Parseval III" übertrifft den „Parseval II" um 2200 Kubikmeter Gasfüllung (5600 statt 3400) und ist mit zwei 100 PS-Motoren und mit zwei Schrauben ausgestattet. Die beiden in den Enden des fischförmigen Luftschiffes angebrachten, der Formerhaltung und Höhensteuerung dienenden Ballonets nehmen ein Viertel des Ballonvolumens ein. Die Schaukelaufhängung der Gondel hat den Vorteil, daß Schwankungen oder ein Aufbäumen des Ballons beim Anfahren oder bei plötzlichen Windstößen vermieden werden, sie erleichtert auch die Höhensteuerung. „Parseval II" fuhr mit durchschnittlich 13 Metern Sekundengeschwindigkeit und legte am 11. September 1908 250 Kilometer in $11^1/_2$ Stunden zurück. „Parseval III" soll Betriebsstoff für 12 bis 24 Stunden je nach der Arbeit der Motore mit sich führen und 42 bis 45 Kilometer durchschnittliche Reisegeschwindigkeit erreichen. Die Parsevalballons sind berufen, die Aufgaben der Nahaufklärung zu lösen und vielleicht auch später auf Ballonschiffen auf hoher See Verwendung zu finden.

Die Flugmaschinen haben die ernste Beachtung der Heeresverwaltung auf sich gelenkt. Ihre geringere Größe, Billigkeit und bequeme Bedienung erwerben ihr ständig neue Anhänger. Ihr Mangel liegt in der noch ungenügenden Betriebssicherheit, die erstens eine Motor-, zum andern eine Gleichgewichtsfrage ist. Die Benutzung der besten Flugmaschine setzt — jedenfalls vorläufig — durch motorlose Gleitflüge praktisch vorbereitete, kaltblütige Männer voraus. Es wäre verfrüht, zu beurteilen, welchen Wert Flugmaschinen für die Aufklärung haben. Aktionsradius und Flughöhe sind noch gering. Die für die Stabilität notwendige Schnelligkeit erschwert die Beobachtung. Sie sind vorläufig nur ein Gegenstand zielbewußten Sports. Durch den Sport haben sich aber auch die Automobile zu einem vollwertigen Kriegsmittel entwickelt, und die Automobile der Luft, die Flugmaschinen, werden folgen.

In der Entwicklung sind die Schraubenflieger und die Drachenflieger. Die theoretisch günstigern Schraubenflieger können sich vom engsten Hofe erheben, die Drachenflieger beanspruchen freies Gelände. Die Schraubenflieger scheitern vorläufig technisch an der notwendigen enormen Hebeleistung der Tragschrauben, die Drachenflieger bestehn schon in zahlreichen, mehr oder minder erfolgreichen Typs.

In Frankreich leisten die von Farman und Delagrange gesteuerten Voisinschen Doppeldecker Gutes. Sie werden übertroffen durch die Doppeldecker der Gebrüder Wright, deren Vorzüge in den zwei Luftschrauben, den patentierten Stabilisierungsflächen und in den für die Erhaltung der Stabilität in den Schwenkungen abbiegbaren Tragdecksenden zu suchen sind. Die Wrights

haben Flüge bis 90 Kilometer und bis 60 Meter Höhe in $1^1/_2$ Stunden zurückgelegt. Eine französische Gesellschaft baut bei Dünkirchen fünfzig Wrightsche Apparate, und auch Amerika steht vor der Erwerbung. Die Franzosen Blériot und Esnault Pelterie bauen Eindecker, deren Stabilität noch mangelhaft ist. In Deutschland ist unter andern Major von Parseval, in Österreich der bekannte Aviatiker Dr. Nimfuhr am Bau von Drachenfliegern.

Überall sehen wir rege Arbeit, täglich berichten die Zeitungen von neuen Versuchen. Schon das laufende Jahr wird voraussichtlich der militärischen Welt auf den Gebieten der Aerostatik und Aerodynamik viel des interessanten, hoffentlich auch des brauchbaren, bringen.

Irrenärztliche Wünsche zur neuen Strafprozeßordnung

Von Dr. Georg Ilberg, Oberarzt der Königlich Sächsischen Irrenanstalt zu Großschweidnitz

Von Geisteskrankheit handeln zahlreiche Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und der Strafprozeßordnung. Wir Irrenärzte haben uns mit diesen bekannt zu machen und haben uns bei unsrer Tätigkeit nach ihnen zu richten. Im Herbst 1908 ist nun der Entwurf zu einer neuen Strafprozeßordnung herausgekommen. Hiermit ist auch uns eine neue Aufgabe gestellt. Jetzt gilt darauf zu achten und mitzuwirken, daß das neue Gesetz auch die Bestimmungen trifft, die durch die eigenartigen Zustände der Geisteskranken geboten und für eine ersprießliche psychiatrische Tätigkeit nötig sind. Man wird den Irrenärzten nicht verdenken dürfen, daß sie auch ihrerseits hier mitsprechen; haben sie doch zum Beispiel in den Jahren 1901 bis 1903 in 69 Anstalten des Deutschen Reichs nicht weniger als zwölfhundert Personen nach Paragraph 81 der Strafprozeßordnung und Paragraph 656 der Zivilprozeßordnung auf ihren Geisteszustand zu untersuchen und damit eine an Mühe und Sorgen reiche Arbeit zu verrichten gehabt.

Ich habe die von Irrenärzten verschiedner Richtung vorgebrachten Wünsche gesammelt und den Mitgliedern der seit fünfzehn Jahren in Dresden bestehenden forensisch-psychiatrischen Vereinigung vorgetragen. Eine eingehende Beratung hat in den Vereinssitzungen namentlich über die Paragraphen 58 und 80 des Entwurfs (Nichtvereidigung bestimmter Personen und Irrenanstaltsbeobachtung Beschuldigter) stattgefunden; hier haben sich unsre Besprechungen zu bestimmten Vorschlägen verdichtet. In folgendem werde ich aber auch zu Wünschen, über die sich die Vereinigung nicht einigte, Stellung

nehmen. Wer von uns deutschen Irrenärzten die betreffenden Vorschläge zuerst gemacht, wer von uns Mitgliedern der Dresdner Vereinigung die zuletzt angenommne Formulierung erdacht hat, kann hier im einzelnen nicht erwähnt werden. Das Zusammenarbeiten von Juristen und Psychiatern brachte uns jedenfalls auch diesmal viel Anregung und Aufklärung.

Was zunächst die Vorschriften über Zeugen anlangt, so haben Irrenärzte schon bei verschiednen Gelegenheiten auf die Unzulänglichkeit des Paragraphen 56 der geltenden Strafprozeßordnung aufmerksam gemacht, der die Nichtvereidigung bestimmter Personen regelt, aber die Vereidigung Geisteskranker nicht genügend ausschließt. Einen Erfolg hat diese Kritik nicht gehabt. Denn Paragraph 58 Abs. 1 des Entwurfs lautet wiederum: Nicht zu vereidigen sind: 1. Personen, die zur Zeit der Vernehmung das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben oder wegen mangelnder Verstandesreife oder wegen Verstandesschwäche von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben. — Hiergegen ist anzuführen, daß gar manche geisteskranken oder geistesschwachen Personen von dem Wesen und der Bedeutung des Eides eine genügende Vorstellung besitzen, dennoch aber zum Beispiel wegen krankhaften Affekts, abnormer Phantasie, Wahnvorstellungen, Sinnes- oder Erinnerungstäuschungen, Gedächtnisschwäche die Wahrheit nicht zu sagen vermögen. Auch ist zu berücksichtigen, daß die meisten von einer Geisteskrankheit genesnen oder gebesserten Personen eine genügende Vorstellung vom Wesen und der Bedeutung des Eides haben, über Vorgänge aber, die sich während ihrer Krankheit in ihrer Umgebung abgespielt haben, erfahrungsgemäß oft nur unvollständig, falsch oder gar nicht orientiert sind. Über solche Vorgänge sollten sie niemals eidlich vernommen werden. Der Eid stellt ja die denkbar feierlichste Bekräftigung einer Wahrnehmung dar; wird doch ihre Richtigkeit unter Anrufung göttlicher Autorität versichert. Zum mindesten dem Laienrichter erscheint eidliche Bekräftigung als Garantie für die Wahrheit. Zu einer so akzentuierten, oft so folgenreichen Betonung seiner Wahrnehmung darf aber im Strafprozeß doch nur der berechtigt sein, der über völlig gesunde Geisteskräfte verfügt. Zudem ruft die Förmlichkeit, die mit dem Schwur verbunden ist, bei psychisch Leidenden keineswegs eine größere Konzentration des Denkens hervor als bei den meisten Gesunden, nein im Gegenteil macht sie jene oft befangen und verwirrt. Mehrere haben den Standpunkt eingenommen, daß es unbedenklich sei, Geisteskranke und Geistesschwache dann zu vereidigen, wenn ihre Aussage annehmbar durch zurzeit noch bestehende oder früher festgestellte geistige Krankheit nicht beeinflußt sei, und haben vorgeschlagen, in Paragraph 58 zu sagen: Nicht zu vereidigen sind Personen, deren Aussagen oder Wahrnehmungen durch frühere oder gegenwärtige Geisteskrankheit oder Geistesschwäche beeinflußt sind. Diese Verbesserung genügt jedoch nicht. Wie schwer wäre es auch im einzelnen Falle zu entscheiden, ob eine solche Beeinflussung vorliegt! Das richtigste ist, man sieht von einer Vereidigung solcher

Personen ganz ab, die zur Zeit der Vernehmung an Geisteskrankheit oder Geistesschwäche leiden oder hieran in der Zeit litten, über die sie Angaben machen sollen. Dieser Satz würde dann an die letzten Worte des Paragraphen 58 Absatz 1 des Entwurfs anzugliedern sein.

Hierbei möchte zugleich noch erwogen werden, ob man das eidesfähige Alter nicht von sechzehn auf achtzehn Jahre hinaufsetzen soll. Vom psychologischen Standpunkt ist hierfür geltend zu machen, daß mit dem achtzehnten Lebensjahre die Gehirnentwicklung völlig abgeschlossen, die Erinnerungstreue somit fester und die Urteilskraft stärker ist. Der gesunde Mensch hat mit achtzehn Jahren in der Regel genügende Erfahrungen gesammelt und ausreichende Ruhe erworben, um klar zu überlegen — mit sechzehn Jahren oft noch nicht. Mit achtzehn Jahren hat der Verstand ein gewisses Maß von Reife. Unter normalen Verhältnissen ist erst in diesem Alter die zur Erkenntnis der Strafbarkeit eines falschen Eides notwendige Einsicht vorhanden und erst gefestigt genug, um die jugendlich lebhafte Phantasie zu zügeln.

Von großer Wichtigkeit kann es sein, den Geisteszustand eines Zeugen feststellen zu lassen — nicht nur um der Vereidigung willen, sondern überhaupt wegen seiner Glaubwürdigkeit. Auf Grund wahnhafter Vorstellungen erheben Geisteskranke oft falsche Anschuldigungen; Hysterische und Paranoische bringen beispielsweise erdichtete Raubanfälle, sexuelle Attentate und dergleichen zur Anzeige. Manchmal sind sie die einzigen Belastungszeugen. Unschuldige können durch solche falsche Anzeigen Geisteskranker in Schande gebracht und sozial schwer geschädigt werden. Wird die Glaubwürdigkeit eines wichtigen Zeugen durch die Behauptung, er sei geisteskrank, bemängelt, so kann die Feststellung des tatsächlichen Zustandes ebenfalls von großem Nutzen sein. Natürlich gebietet die Rücksicht auf den Zeugen, die Untersuchung seines Geisteszustandes nur auf wichtige und zweifelhafte Fälle zu beschränken, auch ihm das Recht der Beschwerde gegen seine Untersuchung einzuräumen. Dem Bedürfnis würde genügt, wenn man folgenden Paragraphen, etwa vor Paragraph 60 des Entwurfs, einschieben würde: „Ein Zeuge kann nur dann gegen seinen Willen auf seinen Geisteszustand untersucht werden, wenn von dieser Untersuchung ein für die Urteilsfällung wesentlicher Aufschluß zu erwarten ist. Beschwerde gegen diese Anordnung hat aufschiebende Wirkung." — Der von einem Psychiater gemachte Vorschlag, auch zuzulassen, daß ein Zeuge zum Zwecke der Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Anstalt übergeführt werden dürfe, geht nach der Meinung der forensisch-psychiatrischen Vereinigung zu Dresden zu weit. Zwar hat man eine solche Forderung nur für Ausnahmefälle aufgestellt und statt einer Irrenanstalt die Nervenabteilung einer Universitätsklinik oder eines Krankenhauses empfohlen; immerhin dürfte der Vorschlag als ein schwerer Eingriff in die persönlichen Rechte abzulehnen sein. Ist es nicht möglich, den Geisteszustand eines Zeugen ohne Anstaltsbeobachtung festzustellen, und ermöglicht der Zeuge diese Feststellung auch nicht dadurch, daß er sich

freiwillig in eine geeignete Anstalt begibt, so bleibt nichts übrig, als die Frage unentschieden zu lassen.

Auch die Vorschrift in Paragraph 75 Absatz 2 des Entwurfs, die von der Vorbereitung des Gutachtens des Sachverständigen handelt, hat bei Psychiatern Anlaß zu Bedenken gegeben. Sie lautet: Dem Sachverständigen kann auf sein Verlangen zur Vorbereitung des Gutachtens durch Vernehmung von Zeugen und Beschuldigten weitere Aufklärung verschafft werden; auch kann ihm gestattet werden, die Akten einzusehen, bei der Vernehmung von Zeugen und Beschuldigten zugegen zu sein und Fragen an sie zu richten. Eine Reihe von Psychiatern hat sich nun dahin ausgesprochen, daß es nötig sei, in Paragraph 75 zweimal „kann" durch „ist" zu ersetzen, da den irrenärztlichen Sachverständigen hier oder dort Schwierigkeiten gemacht worden sind, wenn sie Akteneinsicht und unmittelbare Zeugenbefragung wünschten. Die vorgeschlagne Änderung würde aber zur Folge haben, daß auch andre nicht psychiatrische und überhaupt nicht ärztliche Sachverständige die Akteneinsicht und das Recht zur unmittelbaren Fragestellung beanspruchen dürften, was mit Unzuträglichkeiten verbunden sein könnte. Zur Beurteilung des Geisteszustandes sind sorgfältige Aktendurchsicht und persönliche Befragung ganz gewiß von unschätzbarem Wert. Den berechtigten Wünschen der Irrenärzte usw. würde hinreichend Rechnung getragen durch folgenden Zusatz zu Paragraph 75: „Handelt es sich um die Untersuchung des Geisteszustandes, so müssen solche Anträge des Sachverständigen tunlichst berücksichtigt werden."

In Paragraph 71 Absatz 3 des Entwurfs heißt es: An Stelle der Vernehmung eines Sachverständigen kann in geeigneten Fällen das Gutachten einer Fachbehörde eingeholt werden. — Eine allgemeine Bestimmung, daß in der Regel die Fachbehörde erst in höherer Instanz sprechen soll, ist nicht gegeben. Bei psychiatrischen Begutachtungen und überhaupt in medizinischen Dingen ist es aber wünschenswert, daß die Fachbehörde, das ist die medizinische Fakultät oder das Medizinalkollegium, erst dann in Tätigkeit tritt, wenn ein Obergutachten über verschieden lautende Beurteilungen nötig, wenn die Richtigkeit eines oder mehrerer Gutachten zweifelhaft erscheint. Auch die wissenschaftliche Deputation in Berlin spricht nur, wenn schon ein Gutachten abgegeben worden ist. Als besondre Bestimmung kann es ja erwähnt bleiben, daß in geeigneten Fällen — es kann gewiß solche, die mit der Medizin gar nichts zu tun haben, geben — gleich die Fachbehörde befragt werden darf. Aber es ist unzweckmäßig, im Gesetz nur diese Ausnahme namhaft zu machen. Man gestalte den Absatz 3 des Paragraphen 71 des Entwurfs also folgendermaßen: „Nach Gehör eines oder mehrerer Sachverständiger kann das Gutachten einer Fachbehörde eingeholt werden. In geeigneten Fällen kann dies an Stelle der Vernehmung eines Sachverständigen geschehen."

Für den Gerichtsarzt wie für den Anstaltsirrenarzt ist der Paragraph von größtem Interesse, in dem die Einweisung eines Angeschuldigten

in eine Irrenanstalt zur Beobachtung und Begutachtung seines Geisteszustandes geordnet ist. Und auch für die Allgemeinheit ist die gesetzliche Regelung einer so einschneidenden Maßregel nicht gleichgiltig. Paragraph 80 des Entwurfs, der den in Rede stehenden Stoff behandelt, hat folgenden, im Vergleich zu den jetzt geltenden Bestimmungen wesentlich geänderten Wortlaut:

„Ist zur Vorbereitung eines Gutachtens über den Geisteszustand des Beschuldigten nach der Erklärung des Sachverständigen eine längere Beobachtung erforderlich, so hat der Richter dem Sachverständigen, soweit tunlich, hierzu Gelegenheit zu geben.

Erklärt der Sachverständige, daß die erforderliche Beobachtung außerhalb einer Irrenanstalt nicht ausführbar ist, und wird sie dem Sachverständigen auch nicht dadurch ermöglicht, daß sich der Beschuldigte freiwillig in eine solche Anstalt aufnehmen läßt, so kann, sofern die öffentliche Klage schon erhoben ist, das Gericht anordnen, daß der Angeschuldigte in einer öffentlichen Irrenanstalt unterzubringen ist; die Anstalt ist vom Gericht zu bezeichnen. Vor der Anordnung ist der Verteidiger zu hören; hat der Beschuldigte keinen Verteidiger, so ist ihm ein solcher für das Verfahren über die Unterbringung zu bestellen. Gegen die Anordnung ist sofort Beschwerde zulässig; die Beschwerde hat aufschiebende Wirkung.

Sobald die Beobachtungen zur Abgabe des Gutachtens ausreichen, hat der Sachverständige dem Gericht Anzeige zu machen. Die Unterbringung in der Anstalt darf, auch wenn sie in demselben Verfahren oder in einem andern Verfahren, das dieselbe Tat zum Gegenstande hat, wiederholt angeordnet wird, ohne Einwilligung des Angeschuldigten in ihrer Gesamtdauer sechs Wochen nicht überschreiten.

Die Vorschriften der Absätze 2, 3 finden keine Anwendung im Verfahren auf Privatklage und in Sachen, die in erster Instanz von den Amtsgerichten ohne Schöffen zu verhandeln sind."

Man erkennt aus diesem Paragraphen, daß man in Zukunft die Unterbringung in einer öffentlichen Irrenanstalt auf solche Fälle beschränken will, in denen diese Maßregel nicht durch andre Vorkehrungen ersetzt werden kann. Nicht selten wird sich, wie in der amtlichen Begründung des Entwurfs richtig hervorgehoben ist, nur eine längere Beobachtung nötig machen, um auch in kompliziertern Fällen ein Gutachten fertigstellen zu können. Daß der Richter in Zukunft gehalten sein soll, dem Sachverständigen nötigenfalls Gelegenheit zu längerer Beobachtung für die Vorbereitung des Gutachtens zu geben, ist ein erfreulicher Fortschritt. Es gibt Richter, die den Umfang und die Schwierigkeit mancher psychiatrischen Beobachtung offenbar nicht kennen, die ungestüm auf die Ablieferung verantwortlicher Gutachten bis zu einem bestimmten, kurzfristigen Termine drängen; Gutachten mit beschränkter Lieferungsfrist können aber nicht sorgfältig genug nach allen Richtungen erwogen werden. Zuweilen wird, wie die amtliche Begründung des Entwurfs ebenfalls hervorhebt, die

Beobachtung in der Häuslichkeit oder, wenn sich der Beschuldigte nicht auf freiem Fuße befindet, im Untersuchungsgefängnis eine sichere Grundlage für das Gutachten geben. Gegen die Beobachtung in der Häuslichkeit haben sich einige Fachgenossen ausgesprochen. Ich kann mich diesem Bedenken nicht ohne weiteres anschließen. Die Kenntnis des Milieus, worin der Täter zur Zeit der Tat lebte, kann aufklärend wirken. Es kann wichtig sein, daß die übeln Verhältnisse, die zu der in Betracht kommenden Zeit ihren Einfluß ausübten, auch während der Beobachtung einwirken: Ärger im Beruf, Unfrieden in der Familie, Mißbrauch in Alkohol und Morphium, schlechte Ernährung usw. In manchen Fällen genügt auch die längere Beobachtung im Untersuchungsgefängnis. Läßt sich die Beobachtung nun aber nach der Erklärung des Sachverständigen außerhalb einer Irrenanstalt nicht ausführen, so wird dem Beschuldigten nach dem Entwurf offen gelassen, die Unterbringung in einer öffentlichen Irrenanstalt dadurch abzuwenden, daß er sich freiwillig in eine Irrenanstalt aufnehmen läßt. Es würde eine solche freiwillige Aufnahme sowohl in einer privaten wie in einer öffentlichen Irrenanstalt in Frage kommen können. Erst wenn der Beschuldigte dem Sachverständigen die Beobachtung in einer Irrenanstalt durch freiwilliges Aufsuchen einer solchen nicht ermöglicht, oder wenn dem Sachverständigen in der gewählten Irrenanstalt Schwierigkeiten für die Beobachtung erwachsen, soll das Gericht die Unterbringung anordnen, dieses soll aber nur eine öffentliche Irrenanstalt bestimmen können. Hierzu ist folgendes zu bemerken: Ist Irrenanstaltsbeobachtung wirklich notwendig, so ist die öffentliche Irrenanstalt der geeignetste Beobachtungsort, gleichviel ob die Aufnahme freiwillig erfolgt, oder ob sie gegen den Willen des Beschuldigten vom Gericht angeordnet wird. Es verstößt schon gegen das Rechtsgefühl, daß der Wohlhabende den Vorteil haben soll, sich in einer Privatirrenanstalt beobachten zu lassen, während der Nichtbegüterte in eine öffentliche Irrenanstalt gehn muß. Die öffentliche Irrenanstalt verfügt aber auch in der Regel über viel bessere Einrichtungen zur Beobachtung. Begutachter muß übrigens bei Irrenanstaltsbeobachtung, wenn irgend möglich, einer der Irrenanstaltsärzte sein, nicht etwa ein nur gelegentlich in der Anstalt erscheinender Kreis- oder Gerichtsarzt, unter dem doch auch die Pfleger keineswegs stehn. Der Irrenanstaltsarzt, der alle Dispositionen über die Behandlung des zu Untersuchenden zu treffen hat, ist der gegebne Begutachter. Im ersten Satz des Absatz 2 streiche man also die zwei Worte: dem Sachverständigen und schreibe statt „in eine solche Anstalt“: „in eine öffentliche Irrenanstalt“. — Ärztlicherseits hat man Anstoß daran genommen, daß Unterbringung in eine öffentliche Irrenanstalt erst angeordnet werden soll, „sofern die öffentliche Klage schon erhoben ist“. Man wies darauf hin, daß Irrenanstaltsbeobachtung zweckdienlicherweise sobald als möglich einsetzen möchte. Die Juristen versichern jedoch, daß kein Zeitverlust in Betracht komme, da die öffentliche Klage schon durch den Antrag auf Voruntersuchung erhoben werde.

Es ist schon ein Fortschritt, daß nach dem Entwurf die Zeit von sechs Wochen für Beobachtung in der Irrenanstalt dann überschritten werden darf, wenn der Angeschuldigte damit einverstanden ist. Es ist aber ein dringendes Bedürfnis, daß diese Frist auch ohne seine Einwilligung in besondern Fällen bis zur Dauer von nochmals sechs Wochen verlängert werden könne. Namentlich wenn mehrere Begutachter hintereinander ihre Beobachtungen anstellen sollen, genügt erfahrungsgemäß die Gesamtbeobachtungszeit von einmal sechs Wochen oft nicht. Es hat schon zu großen Schwierigkeiten geführt, wenn die Zeit von einmal sechs Wochen verbraucht und weitere exakte Beobachtung nötig war. Sehr wichtig ist der von rechtsanwaltschaftlicher Seite in der Dresdner Vereinigung gemachte Vorschlag, die Zeit der Beobachtung in der öffentlichen Irrenanstalt entsprechend der Untersuchungshaft ganz oder teilweise auf die Strafe anzurechnen.

Fänden diese Anträge Zustimmung, so wäre Paragraph 80 des Entwurfs in folgender Weise abzuändern. Absatz 2 erster Satz würde beginnen: „Erklärt der Sachverständige, daß die erforderliche Begutachtung außerhalb einer Irrenanstalt nicht ausführbar ist, und wird sie — auch nicht dadurch ermöglicht, daß der Beschuldigte sich freiwillig in eine öffentliche Irrenanstalt aufnehmen läßt, so kann" usw. Absatz 3 würde heißen: „Sobald die Beobachtungen zur Abgabe des Gutachtens ausreichen, hat der Sachverständige dem Gericht Anzeige zu machen. Die Unterbringung in der Anstalt darf ohne Einwilligung des Angeschuldigten die Dauer von sechs Wochen nur dann und zwar höchstens um sechs weitere Wochen überschreiten, wenn sie in demselben Verfahren oder einem andern Verfahren, das dieselbe Tat zum Gegenstande hat, wiederholt und zwar zur Vorbereitung des Gutachtens eines zweiten Sachverständigen angeordnet wird. Die in der öffentlichen Irrenanstalt zum Zwecke der Beobachtung zugebrachte Zeit kann bei Fällung des Urteils auf die erkannte Strafe ganz oder teilweise angerechnet werden."

Ganz ausgeschlossen ist übrigens die Privatirrenanstalt nach der vorgeschlagnen Fassung auch nicht. Der Angeschuldigte kann ja, solange er sich auf freiem Fuße befindet, freiwillig in eine Privatanstalt gehn, dafern der Sachverständige nicht erklärt, die erforderliche Beobachtung sei außerhalb einer Irrenanstalt nicht ausführbar. Dann aber sollte allein die öffentliche Irrenanstalt in Frage kommen.

Nach Paragraph 313 des Entwurfs steht übrigens dem Beschuldigten auch gegen die Entscheidung des Beschwerdegerichts noch das Rechtsmittel der weitern Beschwerde zu. Man hat gefürchtet, daß durch die Einräumung weiterer Beschwerde die Beobachtungszeit zu weit hinausgeschoben und der Sachverhalt verdunkelt werden könnte. Die Juristen versichern jedoch, daß diese weitere Beschwerde längstens in einer Woche erledigt werde.

Das für das Verhältnis zwischen Arzt und Patient äußerst wichtige Berufsgeheimnis wird vom Strafgesetzbuch in Paragraph 300 geschützt.

Hiernach werden auf Antrag unter anderm Ärzte dann streng bestraft, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Amts, Standes oder Gewerbes anvertraut sind. Auch die Strafprozeßordnung nimmt auf das Berufsgeheimnis gebührende Rücksicht. Nach Paragraph 48 des Entwurfs dürfen Verteidiger, Rechtsanwälte und Ärzte die Auskunft über solche Tatsachen verweigern, die ihnen bei der Erfüllung ihrer Aufgaben oder der Ausübung ihres Amts oder Berufs anvertraut worden sind, soweit sie nicht von der Verpflichtung zur Verschwiegenheit befreit sind. Viele, vor Gericht wenig erfahrne Ärzte kennen diesen Paragraphen nicht und glauben, sie seien verpflichtet, dem Richter unter allen Umständen Auskunft zu erteilen. Es mag dahingestellt sein, ob sie dadurch gegen Paragraph 300 des Strafgesetzbuchs verstoßen; jedenfalls können sie hierdurch ihre Patienten schädigen und das Zutrauen beeinträchtigen, das der Hilfesuchende jederzeit zum Arzte haben muß. Deshalb wird zu Paragraph 48 des Entwurfs der Zusatz gewünscht: „Diese sind auf das Recht hinzuweisen, solche Aussagen zu verweigern, insoweit sie Privatgeheimnisse betreffen."

In der geltenden Strafprozeßordnung sind nach Paragraph 97 nur schriftliche Mitteilungen zwischen dem Beschuldigten und den zur Verweigerung des Zeugnisses Berechtigten vor Beschlagnahme geschützt, falls sie sich in den Händen der Berechtigten befinden. Es ist nun vorgekommen, daß ärztliche Journale beschlagnahmt wurden; waren sie ja nicht als schriftliche Mitteilungen zwischen Beschuldigtem und Arzt anzusehen. Das Recht des Arztes, die Geheimnisse seines Berufs zu wahren, ist hierdurch vom Untersuchungsrichter illusorisch gemacht worden. Beschwerde blieb erfolglos. Im neuen Entwurf heißt es in Paragraph 88 Absatz 2: Schriftliche Mitteilungen zwischen den zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigten Personen und dem Verdächtigen sowie ihre Aufzeichnungen über Mitteilungen des Verdächtigen dürfen auch nicht zwangsweise in Beschlag genommen werden usw. Das ist schon eine bedeutende, immerhin noch nicht voll genügende Verbesserung, denn auch Aufzeichnungen, die nicht Mitteilungen des Verdächtigen darstellen, also zum Beispiel Niederschriften über Diagnose und Behandlung, über dem Arzt erstattete Angaben der Angehörigen müssen unbedingt vor Beschlagnahme geschützt sein. Deshalb möchte es heißen statt „sowie ihre Aufzeichnungen über Mitteilungen des Verdächtigen": „sowie ihre Aufzeichnungen über den Verdächtigen".

Noch einige die Geisteskranken selbst betreffende Bestimmungen bedürfen der Abänderung. Nach Paragraph 471 Absatz 1 des Entwurfs ist die Vollstreckung der Freiheitsstrafe aufzuschieben, wenn der Verurteilte vor dem Beginn der Strafe in Geisteskrankheit verfällt. Die Erfahrung lehrt nun dem psychiatrischen Fachmann, daß Geisteskrankheit, die schon vor dem Beginn der Strafzeit hervortritt, sehr oft schon zur Zeit der Tat bestanden hat. Mikroskopische Forschungen beweisen von Jahr zu Jahr immer deutlicher, daß viele Geisteskrankheiten auf meist allmählich sich entwickelnden anatomischen Ver-

änderungen der Großhirnrinde beruhen. Bei genügend scharfer Nachforschung findet man auch oft, daß die ersten Erscheinungen der psychischen Krankheit recht weit zurückliegen. War aber solche Krankheit schon zur Zeit der Tat, und zwar in einem Grade vorhanden, daß durch sie die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, so lag keine strafbare Handlung vor. Der Täter wäre also, wenn man das zur Zeit der Urteilsfällung schon gewußt hätte, freizusprechen gewesen. Und handelte es sich um keinen hohen Grad von Geisteskrankheit, so hätte das, wenn es bekannt gewesen wäre, bei Festsetzung des Strafmaßes berücksichtigt werden müssen. Deshalb ist warm zu empfehlen, daß als Absatz 3 zu Paragraph 471 die Bestimmung eingefügt wird: „Bei bald nach dem Urteilsspruch hervortretender Geistesstörung ist nachträglich zu prüfen, ob diese schon zur Zeit der Tat vorhanden war." Stellt sich Geisteskrankheit, durch die die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, heraus, so müßte der Staatsanwaltschaft die Pflicht auferlegt werden, von Amts wegen zugunsten des Verurteilten Wiederaufnahme des Verfahrens zu beantragen.

Nach Ansicht namhafter Autoritäten sind ferner gar manche Geisteskranke verhandlungsfähig. Gewiß ist es oft unmöglich oder für den Erkrankten nachteilig, zu verhandeln. Zuweilen ist es aber möglich und wünschenswert, die Verhandlungen nicht aufzuschieben oder das Verfahren vorläufig einzustellen, sondern zu verhandeln und die Sache zu einem Abschluß zu bringen.

Paragraph 472 des Entwurfs schlägt in Übereinstimmung mit Paragraph 492 der jetzt geltenden Strafprozeßordnung vor, daß einem Strafgefangnen, der erkrankt ist und in eine von der Strafanstalt getrennte Krankenanstalt gebracht wird, die Dauer des Aufenthalts in der Krankenanstalt in die Strafzeit einzurechnen ist, es sei denn, daß der Verurteilte die Krankheit vorsätzlich herbeigeführt hat. In verschiednen Bundesstaaten, namentlich in Preußen, wird nun aber die Zeit, die ein Verurteilter in einer von der Strafanstalt getrennten Irrenanstalt zubringt, nicht auf die Strafzeit angerechnet. Dies geschieht nur um deswillen, weil bei Unterbrechung des Strafvollzugs während des Irrenanstaltsaufenthalts nicht der Justizetat sondern die unterstützungspflichtige Gemeinde oder die Provinz die Verpflegungskosten zu zahlen hat. Für den Arzt ist die Auslegung, daß die Irrenanstalten nicht unter die Krankenanstalten zu rechnen seien, unverständlich. Unheilbare Geisteskranke haben ja von dieser Handhabung des Gesetzes keinen Nachteil, weil sie nicht wieder in die Strafanstalt kommen; hier ist es verständlich, daß sie mit der Strafanstalt nichts mehr zu tun haben sollen. Viele Gebesserte und Geheilte werden aber bedeutend geschädigt, wenn die Irrenanstalt nicht als Krankenanstalt gilt. Sind doch die, die im Gefängnis psychisch erkranken, zum großen Teil von Haus aus psychopathische Naturen. Wesentlich beruhigt es gerade sie, wenn ihnen in der Rekonvaleszenz gesagt werden kann, daß die Irrenanstaltszeit in die ihnen zudiktierte Strafzeit mit eingerechnet wird, daß nach Ablauf der Gesamtzeit ihre Entlassung in die Freiheit bevorsteht. Am Schluß

von Absatz 1 des Paragraphen 472 des Entwurfs möchte deshalb ausdrücklich gesagt werden: „Als Krankenanstalten gelten auch die Irrenanstalten.“ Die Wohltat des Paragraphen 472 soll solchen Verurteilten nicht zugute kommen, die ihre Krankheit vorsätzlich herbeigeführt haben. Ebensowenig gebührt sie aber Geistiggesunden, die geistige oder andre Krankheit vortäuschen. Der Nachsatz sollte deshalb lauten: es sei denn, daß der Verurteilte die Krankheit vorsätzlich herbeigeführt oder vorgetäuscht hat.

Es kann in strittigen Fällen sehr wichtig sein, daß die Antworten auf Fragen des Sachverständigen nicht nur dem Sinne, sondern dem Wortlaut nach genau aufgezeichnet werden. So nur können Ideenflucht, Verwirrtheit, stereotype Wiederholungen, Vorbeireden, manierierte Zusätze, fehlerhafte Aussprache und dergleichen aktenkundig gemacht werden. Die Irrenärzte wünschen deshalb in der Strafprozeßordnung eine Bestimmung, nach der auf Verlangen des Sachverständigen Aussagen von Zeugen oder Angeschuldigten wörtlich protokolliert werden müssen, wenn sie für das Gutachten besonders wichtig sind. Eine entsprechende Bestimmung könnte etwa an Paragraph 167 oder 168 des Entwurfs angefügt werden.

Das sind in Kürze die Wünsche der Irrenärzte zum Entwurf der Strafprozeßordnung von 1908. Mögen die gesetzgebenden Körperschaften sie noch in letzter Stunde wohlwollend in Erwägung ziehn!

Der Roman Lothringens

Der Roman Elsaß-Lothringens ist noch nicht geschrieben und wird auch erst geschrieben werden, wenn aus elsässischem oder lothringischem Blute der Mann hervorgehen wird, der mit der nötigen Fülle dichterischer Kraft politischen Blick, Sinn für das geschichtlich Gewordne und Verständnis für die neuen Aufgaben der Reichslande verbindet. Bisher waren es Deutsche oder Franzosen, die Elsaß-Lothringens Geschicke poetisch verwerteten, und sie betrachteten das Vogesenland mit deutschen oder französischen Augen, deutschen oder französischen Herzen. Wer wollte es leugnen, daß unsre Auffassungen von Rassenverwandtschaft und Kulturzusammengehörigkeit den eingebornen Elsaß-Lothringern auch heute noch ganz fremd sind? Die Franzosen machen sich aber ebenfalls ein falsches Bild von der Gedankenwelt der Annektierten. Den Elsässern liegt die romantische Empfindlichkeit, mit der man in Paris bei feierlichen Gelegenheiten das Bild der verlornen Brüder beschwört, ganz fern. Sie sind ein realistischer Schlag, der sich von den Phrasen abwendet, denen doch keine Taten

folgen. Der Elsässer ist immer Protestler; er war es gestern gegen die französische Herrschaft; er ist es heute gegen die deutsche, und er würde es morgen wieder gegen die französische sein, wenn sie ihm morgen auferlegt werden sollte. Er liebt die „Schwöwe" nicht, er liebt die „Welsch" aber auch nicht. Mehr noch als für andre Völker gilt hier der Satz, daß eine Nation nicht von Gefühlen, sondern von Geschäften lebt. Heute muß das Elsaß mit dem Reich Geschäfte machen, um vorwärts zu kommen. „Ihr bildet Euch immer ein, daß die große schwarze Schleife, die die Elsässerin auf dem Kopfe trägt, ein Zeichen der Trauer ist!" so ruft ein nüchterner Elsässer dem Franzosen zu. „Ihr irrt Euch — die Schleife ist nationale Tracht." — Der Lothringer ist weicher, romanischer, weiblicher. Er ist dem deutschen Eroberer gegenüber schmiegsamer. Er poltert nicht und duldet still. In seinem innersten Wesen aber ist er der Germanisierung viel unzugänglicher als der Elsässer. Den französischen Ansprüchen wiederum bietet er keine feste Stütze: er ist nicht starknochig genug.

In der letzten Zeit hat sich das Interesse der französischen Intellektuellen in ganz ungewöhnlichem Maße der elsaß-lothringischen „Frage" zugewandt. Hie und da wird sie in Verbindung mit dem Modethema, der deutsch-französischen Annäherung, behandelt. Gemeinsam sind den meisten Erörterungen zwei Leitsätze. Erstens die Feststellung, daß das politische Protestlertum, wie es von den Unterzeichnern der Erklärung von Bordeaux (1. März 1871) gedacht war, in der parlamentarischen Praxis nicht mehr vorhanden ist. Dann aber die Behauptung, daß die geistige Abneigung gegen alles Deutsche, besonders natürlich das deutsche Regierungssystem, und die Hinneigung zur französischen Kultur seit einigen Jahren wieder im Wachsen ist (vergleiche zum Beispiel André Lichtenberger). Diese zweite Behauptung fällt um so mehr auf, als die französischen Kreise in Elsaß-Lothringen darüber ganz andre Ansichten haben, als die Pariser Berichterstatter, die dem letzten Kaisermanöver in den Reichslanden beiwohnten, vielfach bemerken mußten. Von den dichterischen Werken über das Elsaß-Lothringen der Gegenwart verdienten bisher nur drei Schriften genannt zu werden: zunächst L'oubli von Cahn-Foreſt. Diese literarisch wertlose Arbeit ist in Frankreich so ziemlich totgeschwiegen worden. Sie vertrat den Gedanken, daß die Frankreich genommenen Provinzen zu vergessen beginnen und sich mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen suchen. Den entgegengesetzten Standpunkt hat der Akademiker René Bazin in seinem Roman Les Oberlé, der zu den populärsten Werken der modernen französischen Literatur gehört, und der auch, ohne Erfolg zwar, auf die Bühne gebracht worden ist. Die Söhne der 1870/71 Annektierten suchen sich mit den neuen Herren des Landes gut zu stellen, die Enkel kehren aber zur Unversöhnlichkeit der Großväter zurück. Jean Oberlé, der Held Bazins, desertiert und flieht nach Frankreich. Auch Maurice Barrès ist von der unerschütterlichen Anhänglichkeit der Elsaß-Lothringer überzeugt. Gerade deshalb aber gibt er den französisch-

gesinnten Bewohnern der entrissenen Departements den Rat, im Lande zu bleiben. In dem Buch Au service de l'Allemagne dient der Elsässer Ehrmann ruhig sein Jahr ab. Folgte er Jean Oberlé, würde er ja nur Platz schaffen für die nachwandernden Germanen und würde das Land der Germanisierung preisgeben. Der Elsaß-Lothringer hat aber auf seinem Posten an Rhein und Vogesen auszuhalten und den weltgeschichtlichen Beruf des Landes weiter zu erfüllen. La romanisation des Germains est la tendance constante de l'Alsacien-Lorrain. Im Schlußwort zu Au service de l'Allemagne redet Barrès den Helden Bazins an: „Jean Oberlé, willst du ein Held sein? Verlaß das Elsaß nicht!" — „Ja, was kann ich hier nützliches tun, ich armer Verdächtiger, gegenüber einem Riesenreich?" — „Ich verlange nicht, daß du handelst; du sollst nur leben. Ich verlange nicht einmal, daß du protestiert; aber natürlich wird jeder deiner Atemzüge ein Atemzug im Rhythmus zweier Jahrhunderte des Zusammenklangs mit dem französischen Herzen sein. Bleib ein Kiesel Frankreichs unter dem Stiefel des Eindringlings. Ertrage das Unvermeidliche und erhalte, was nicht stirbt." In dem Vorwort zu Florent Matters Buch L'Alsace-Lorraine de nos jours kommt Barrès auf diesen Gedankengang zurück. „Man kann heute sagen, daß jeder Auswanderer ein Soldat war, den Frankreich verlor in dem Kampf, der sich ewig fortsetzt jenseits der Vogesen zwischen zwei feindlichen Zivilisationen." Ein andermal sagt Barrès, man müsse das Französische des Elsaß nicht von der Verwaltungstätigkeit eines französischen Präfekten oder der Anwesenheit französischer Regimenter in der Kaserne am Austerlitzplatz oder dem Absatz der Mülhauser Waren nach Paris abhängig machen. Das seien politische, militärische, wirtschaftliche Zustände, die das furchtbare Unglück von 1870 wohl ändern konnte. Das hindert die Elsässer aber nicht, eine besondre französische Feinheit des Ehrgefühls und eine Höflichkeit der Sitten, die eben die französische Sittlichkeit selbst ist, zu haben und weiter zu bewähren. Diese Barrèssche Anschauungsweise ist in Frankreich immer mehr zur Anerkennung gekommen und hat die Theorien Bazins zurückgedrängt.

Die bisher genannten Bücher stellten Schicksale elsässischer Familien dar. Soeben ist nun ein neuer Band der Sammlung Les Bastions de l'Est von Maurice Barrès erschienen: die Geschichte einer jungen Metzerin: Colette Baudoche. Barrès will in den „Bastionen des Ostens" zeigen, daß sich der Charakter dieser Marken im Wandel der Schicksale von Jahrhunderten immer gleich geblieben ist, das heißt nach der Meinung Barrès natürlich, daß diese Marken immer die teutonischen Barbaren abgewehrt, die Andrängenden aber zur wahren Kultur, der lateinisch-französischen nämlich, erzogen haben. Für Maurice Barrès, den nationalistisch-konservativen Politiker, wird das Lateinisch-Französische im übrigen durch das Römisch-Katholische ergänzt. Diese alte Kultur des Westens ist es, die, wie die Lorelei, die Germanen unwiderstehlich anzieht, ihnen aber auch Furcht einflößt und sie leicht zugrunde gehen

läßt. Eine solche Auslegung gibt Barrès unserm alten, guten Rheinlied, dessen erste und letzte Strophe wir hier in seiner Übersetzung einfügen wollen:

Au Rhin, au Rhin, ne vas pas au Rhin,
Mon fils, mon conseil est bon.
La vie t'y paraîtra trop douce,
Ton humeur y deviendra trop joyeuse.
... Le son t'ensorcellera, l'apparence te trompera,
Tu serais pris d'enchantement et de terreur,
Tu ne cesseras plus de chanter: au Rhin, au Rhin!
Et tu ne retourneras plus chez les tiens.

In Colette Baudoche haben wir also den ersten Roman der annektierten Lothringer vor uns. Maurice Barrès ist einer der begabtesten, aber auch einer der meist umstrittnen Schriftsteller des heutigen Frankreichs. Barrès ist eben nicht nur Schriftsteller, sondern auch Politiker, und zwar ein äußerst kampflustiger Politiker, wie die Boulangerzeit bewiesen hat, und wie wir noch heute in der Deputiertenkammer beobachten können. Er hat den ausgearteten Parlamentarismus der Demokratie grimmig verhöhnt, und die Parteigegner rächen sich für die empfangnen Geißelhiebe dadurch, daß sie den Schriftsteller herabsetzen. Wenn ein so scharfer Widersacher Barrès wie der Sozialist de Pressensé dem Verfasser des Romans de l'Energie nationale seine Bewunderung ausspricht — was neulich im Palais Bourbon geschah —, so erregt das bei den Radikalen Verwundern, ja Entrüstung.

Wir wollen hier dem Beispiel Pressensés folgen und dem Mann, der ein unversöhnlicher Gegner des Bismarckischen Neudeutschland ist, trotzdem gerecht zu werden suchen. Barrès gehört zu jenen Franzosen, die ihr Volk aus der Wüste des wurzel- und überlieferungslosen Jakobinertums zu den Quellen der alten, nationalen Kraft zurückführen wollen. Barrès ist, wie Albert Sorel in seinen nachgelassenen Notes et Portraits mit Recht von ihm sagt, von allen Beschwörern der Volksenergie der, dessen Stimme am tiefsten in die Seele der heutigen Jugend eingedrungen ist. Auf wenige zeitgenössische Franzosen paßt so das Wort La-Rochefoucaulds: L'accent du pays, où l'on est né, demeure dans l'esprit et dans le cœur comme dans le langage. Wir wollen die Echtheit der Heimatliebe Barrès nicht bezweifeln; aber er kokettiert doch gar zu sehr mit ihr. Gesuchtheit und Manier entstellen auch seine Sprache, seinen Stil. Barrès schreibt ein Französisch, das durch seinen Glanz gefangennimmt, das sogar oft durch große Kraft überrascht, dessen Hauptreiz aber in einer duftigen Eleganz besteht. Schade nur, daß dieser Duft oft nicht der Geruch der frischen Blumen Lothringens, sondern Pariser Parfüm ist. Wenige verstehn es wie Barrès, in der Seele einer Landschaft zu lesen und diese Seele wiederzugeben; die Menschen in einen innigen, geheimnisvollen Zusammenhang mit der Erde zu bringen, auf der sie leben, mit der Luft, in der sie atmen. Alle diese Vorzüge zeigt sein neustes Buch, und es hält sich dabei frei von manchen Fehlern früherer Werke; die Sprache fließt in anmutigem,

leichtem Fluß dahin, und die Darstellung ist von größerer Schlichtheit als sonst. Die Bilder aus dem französischen Metz, die Wanderungen durch die Umgebung der alten Lothringerstadt, der Ausflug nach Gorze und die Gedächtnisfeier für die gefallnen Franzosen in der Kathedrale sind kleine Meisterwerke. Dazu ausgestreut über das ganze Buch eine Fülle feiner Bemerkungen und Worte von tiefem, echtem Klang. Auch die deutschfeindliche Tendenz zeigt sich weniger grobdrähtig als in Au service de l'Allemagne, wenn sie sich im vorliegenden Buch noch oft genug über Geschmack und vornehmes Maß, auf die sich der Autor so viel zugute tut, hinwegsetzt.

Der Gymnasiallehrer Dr. Friedrich Asmus aus Königsberg ist nach Metz versetzt und nimmt dort bei den Damen Baudoche Wohnung. Großmutter und Enkelin — Reste einer durch die Ereignisse von 1870/71 verarmten französisch-lothringischen Familie. Die Not zwingt die Damen, die von einer winzigen Pension und etwas Schneiderei leben, an einen „Prussien" Zimmer zu vermieten. Er kommt mit den ganzen Vorurteilen des Eroberers nach Lothringen und will die Annektierten zu borussischen Kulturidealen erziehen. Natürlich ist er es aber, der dem Zauber der alten Stadt, der teils lieblichen, teils schwermütigen Landschaft, der französischen Lebensformen, Anschauungen, Bildung und Sprache unterliegt. Die langsame Bekehrung wird durch die Liebe zu Colette vollendet. Er entschließt sich mit bemerkenswerter Kaltblütigkeit, seiner Braut daheim den Abschied zu geben, und wird sich nach den Ferien das Jawort der zögernden Colette holen. In der Lothringerin empört sich aber zu guter Letzt der französische Patriotismus mehr und mehr gegen die Liebe zu dem Landesfeind, und bei dem Requiem für die Opfer des Krieges wird es ihr klar, daß die französische Ehre von ihr den Verzicht auf die Liebe des Barbaren verlangt. An der Kirchentür macht sie dem bestürzten Asmus ihre Entscheidung bekannt. Colette kehrt mit ihrer Großmutter in die Wohnung am Moselkai zurück; sie wird voraussichtlich einsam durchs Leben gehn, aber sie wird den Gräbern, der Sprache, dem Gedanken ihres Volkes treu bleiben.

Diese einfache Fabel gibt den Rahmen ab zu einer Gegenüberstellung deutscher und französischer Charaktere. Das neudeutsch-geschmacklose moderne Metz der Einwanderer spielt eine traurige Rolle neben dem ci-divant Metz der Eingebornen. In den Villen der Umgebung haben die teutonischen Parvenüs alle feinen Reize durch ihre abgeschmackten Einfälle zerstört. Auch nicht ein einziger wahrhaft liebenswürdiger Vertreter des Deutschtums wird uns gezeigt. Die Kollegen des Dr. Asmus sind natürlich pangermanistes mit Landsknechtmanieren, die nach Elsaß-Lothringen auch noch die Picardie, Artois, Flandern, Champagne, Burgund und Franche-Comté der Wonnen der Germanisierung teilhaftig werden lassen wollen. Der deutsche Arbeiter ist ein Trunkenbold, der sein Geld in der Schenke vertut, den seine lothringische Frau haßt, und den die eignen Kinder als Prussien verachten, wenn er daheim alles kurz und klein schlägt. Man macht sich auch über die deutschen Beamten

luſtig, die anſpruchsvoll auftreten und dabei insgeheim erbärmlich knauſern müſſen. Junge deutſche Laffen benehmen ſich gegen franzöſiſch ſprechende Familien rüpelhaft, und Deutſche ſind es, die die üppigen Obſtbäume plündern, die der Lothringer nicht anrührte. „Ihre Landsleute wiſſen ſich überall zu nähren", ſagt Madame Baudoche zu Asmus. Warum auch nicht? Wenn man Provinzen, Milliarden und Pendülen ſtiehlt, wird man ein paar armſelige Kirſchen nicht ſchonen. Die deutſchen Frauen ſpielen, wie immer in dieſen franzöſiſchen Geſchichten, eine lächerliche Rolle. Die oſtpreußiſche Braut iſt natürlich eine ſchwerfällige Walküre. Sie will warten, bis ihr Asmus die gehörige Überlegenheit über ſie hat; ohne ſolche Unterordnung der Frau iſt eines Deutſchen Eheglück undenkbar. Was ſonſt von ihr erzählt wird, iſt ſo einfältig und abgeſchmackt, daß man es bedauern muß — im Intereſſe des vornehmen Akademikers Barrès. Auch ein Konzert wird geſchildert; da werden die geſellſchaftlichen Manieren der Einwanderer kräftig verhöhnt. Colette iſt durch die „falſche Sentimentalität in Muſſelin" abgeſtoßen, und ihre lothringiſche Sittſamkeit iſt empört über das Verhalten einer deutſchen Braut, die vor ihrem Bräutigam, einem Offizier natürlich, ſitzt, ihn mit dem rechten Arm umfaßt, die linke Hand mit den Händen des Geliebten auf dem Säbelgriff vereint und ihren Kopf ſchmachtend an die Hüfte des Kriegers lehnt, der ſie ſeinerſeits martialiſch von oben herab betrachtet! Wenn man ſich dieſe Szene vergegenwärtigt — was nach der verwickelten Darſtellung des Romans nicht leicht iſt —, wird man Colette nur Recht geben können. Den Beweis aber, daß das echt deutſch iſt, hat ſich Barrès geſchenkt.

Der ſogenannte Held iſt ein unausſtehlicher, lederner Geſelle. Ein „klaſſiſcher Deutſcher", denn er trägt einen grünlichen Filzhut, iſt matratzenartig in einen unmöglichen Überrock eingepolſtert, trägt eine ebenſo unmögliche Kravatte und mit ranzigem Fett geſchmierte plumpe Stiefel; benimmt ſich unmanierlich bei Tiſch, erinnert daran, daß er auf den Doktortitel Anſpruch hat, ſchlägt rückſichtslos und laut die Türen zu, tritt bei den Damen mit qualmender Tabakspfeife und vollem Bierkrug ein und begeht die auserleſenſten Taktloſigkeiten gegen die Empfindungen — insbeſondre die patriotiſchen — der Baudoche. Die Kulturerrungenſchaften Franzöſiſch-Lothringens erfüllen ihn mit Erſtaunen, und jeder Kenner Lothringens wird mit Überraſchung leſen, daß ſogar die Hygiene in den altfranzöſiſchen Häuſern beſſer iſt als im modernen Deutſchland. Der franzöſiſche Kamin und die franzöſiſche Küche werden gefeiert und dabei manches Wahre über die Abſonderlichkeiten neudeutſcher Wohnungseinrichtungen geſagt. Als die Salvatorzeit kommt, hält es der „klaſſiſche Deutſche" für ſeine Pflicht, ſich in der unanſtändigſten Weiſe zu betrinken, und als ihm Colette Vorhaltungen macht, antwortet er: „Das ſind ſo unſre Sitten!" Als er die Schönheiten von Nancy mit der nötigen Pedanterie ſtudiert, iſt er ſchon ſo franzöſiert, daß er ſich des reichlichen Biergenuſſes ſchämt. Er leiſtet ſich da den wiederum klaſſiſchen Ausſpruch: „Wenn

ich in Nürnberg betrunken torkele, so ist das durchaus in der Ordnung, aber ich wäre untröstlich, wenn ich mich auf der Place Stanislas ungehörig benehmen würde." Er fängt an, für die Gemeinden Partei zu ergreifen, die sich gegen deutschen Unterricht wehren; er nimmt einen Schüler in Schutz, der sich wegen einer Verunglimpfung Bonapartes im Lesebuch empört, er stellt Deutsche zur Rede, die sich seiner Meinung nach nicht taktvoll gegen die Eingebornen benehmen, und macht die französisch-lothringische Sache so sehr zu der seinen, daß er Schwierigkeiten mit seinen Vorgesetzten und Kollegen bekommt.

Allen diesen Deutschen gegenüber stehen die beiden Damen Baudoche, die Vertreterinnen einer lebendigen Kultur, die nicht Büchergelehrsamkeit ist. Die Französinnen lesen nur alte Jahrgänge der illustrierten Zeitschrift Austrasie und lehnen sogar die Bekanntschaft mit den französischen Klassikern ab. Asmus selbst sagt: „Meine eigne Erfahrung hat mich die Berechtigung dessen erkennen lassen, was wir bei den Eingebornen Chauvinismus nennen, und was in Wahrheit das vernünftige Bewußtsein einer Kultur ist, die man dem hellenischen Attizismus an die Seite stellen muß. Auf unsern Universitäten machen wir die Hellenen zu unsern Vorbildern, aber keine erworbne Schulweisheit wird uns ihnen näher bringen. Ihr ganzes Leben war von einem Geist durchdrungen und harmonisch gestaltet. Hier in Metz finde ich etwas von dieser Einheit." Und Asmus beruft sich dabei auf Goethe. Barrès sieht das hellenische Ideal in der lothringischen Landschaft, in den lothringischen Bauten, im geistigen Leben der Bewohner, ihrem Sinn für das schöne Maß, für Einfachheit, für Ausgleich des Denkens und Fühlens. In Au service de l'Allemagne hatte er noch Taine gescholten, weil dieser auf dem Odilienberg die Goethische Iphigenie gelesen habe, statt den romanisch-fränkisch-katholischen Charakter der Vogesenlandschaft zu erkennen. Hat Barrès seine Ansichten geändert, oder ist Lothringen griechisch und das Elsaß gotisch?

Im Vorwort zu den Bastions de l'Est macht Barrès darauf aufmerksam, daß er als französischer Lothringer schreibe, und daß er als Kämpfer in den Streit der Rassen eingreifen wolle. Auch die Colette Baudoche ist eine Tendenzschrift. Es soll bewiesen werden, daß die französische Kultur der deutschen überlegen ist, und daß das elsaß-lothringische Grenzland noch heute wie vor Jahrhunderten die Barbaren latinisiert und die Eroberer der romanischen Kultur untertan macht. Auch die heutigen französischen Lothringer stellen eine humanité supérieure dar, sind beseelt „von dem Willen, nichts anzunehmen, was nicht ihren innern Gefühlen entspricht". Die Deutschen können mit roher Gewalt die Zeugen französischer Vergangenheit zerstören, aber der französische Kulturgedanke selbst ist unsterblich und veredelt selbst die noch, die kommen, ihn auszurotten. Die heutige Unterdrückung Lothringens ist nur ein vorübergehender Akt in dem ewigen Kampf der Rassen am Rhein, der ebensowenig aufhört wie der Kampf zwischen Regen und Sonnenschein. Die Völker jenseits des

Rheins sind achtundzwanzigmal in Frankreich eingedrungen. Und die romanisierten Franko-Gallier sind ihrerseits oft genug ins alte Deutschland eingebrochen. Es werden auch wieder andre Zeiten kommen. „Die Wechselfälle der politischen Geschichte können es mit sich bringen, daß Herren fremden Bluts uns unterwerfen, aber der Wille der Sieger vermag nicht, auch das Blut der Besiegten zu ändern." Aber zur Zeit Heinrichs des Voglers war Metz doch deutsch! „Ich weiß nicht — antwortet Colette —, was die Bewohner von Metz vor tausend Jahren gedacht haben, aber ich weiß, daß ich nicht Deutsche sein kann. Wir fragen nur unser Herz. Haben Sie, als Sie sich Ihre Braut wählten, auch die alten Geschichtsbücher befragt?"

Welche Haltung sollen nach der Meinung des Dichters die Deutschen den Lothringern gegenüber einnehmen? Sie sollen vor allem nicht den organischen Zusammenhang der Kulturentwicklung zerreißen, die Eingebornen ihren Überlieferungen Treue halten lassen und ihnen nicht Anschauungen und Gefühle sowie eine Sprache aufzwingen wollen, die ihnen ewig fremd bleiben werden. Asmus sagt darüber: „Unser Erscheinen bedeutet eine Krise für die lothringische Gesellschaft; wir sollten helfen, diese Krise zu überwinden, sollten die Pflege der allgemeinen Wohlfahrt leiten, und das Land wird uns liefern, was uns fehlt. Wir sind nicht mehr aufgeregte Soldaten, sondern glückliche Erben eines alten und herrlichen Besitzes. Wir dürfen auf diesem Boden nichts zerstören, ohne geprüft und erforscht zu haben, was es an Werten in sich schließt. Ich glaube, daß diese Werte Deutschland bereichern können.... Es ist etwas Schönes und Reines um das Herz eines wahrhaften Deutschen; ich möchte es daher nicht verderben durch Haß gegen ein edles Volk. Wir sollten glücklich sein, daß dieses Land uns etwas von Frankreich zur Verfügung stellt. Goethe, Schiller und viele andre große Männer haben erklärt, daß dem deutschen Teig etwas französische Hefe fehle. Deshalb scheint mir der Widerstand Lothringens gut, nützlich und unsern Interessen gemäß. Möglicherweise ist das lothringische Leben noch nicht für alle unsre Landsleute bekömmlich, aber allmählich werden sie es erkennen und dann nicht mehr entbehren können. Es wird sie nicht ihrer Natur entfremden, sondern ihre Sitten mit ihren Träumen in Einklang bringen, ihren tiefsten Neigungen entsprechen, ihre Welt erweitern und sie erhöhen." Selbstverständlich will Asmus den Lothringern auch die französische Sprache lassen. „Wir kommen hierher, um Französisch zu lernen und wollen trotzdem bei den Eingebornen gerade das vernichten, was wir bei ihnen suchen?"

Es liegt uns fern, Maurice Barrès wegen seinen Anschauungen an sich tadeln zu wollen. Wir finden nur, daß er seine Tendenz durch die Verzerrungen seines Romans nicht glücklich vertreten hat. Jeder Kenner der tatsächlichen Verhältnisse, ob Franzose oder Deutscher, sagt sich, daß die Wahrheit nicht da liegen kann, wo man ihr solche Gewalt antun muß, um eine Behauptung zu beweisen. Die Methode, jeden Deutschen eben von vornherein in Äußerlichkeiten lächerlich erscheinen zu lassen, ist eines Barrès unwürdig. Der einzige,

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dem er verhältnismäßig liebenswürdige Züge gibt, ist Asmus — und warum? weil dieser in seinem nationalen Empfinden unzuverlässig ist. Er ähnelt darin dem grotesken und halb unzurechnungsfähigen Moloch von Prévost. Würde sich Asmus als Franzose so widerstandslos gegen ausländische Einflüsse zeigen, so würde er von Barrès als Verräter gebrandmarkt werden. Dabei wollen wir keineswegs die Gedanken des Asmus als durchaus falsch bezeichnen. Ein Deutscher kann daheim solche Ansichten haben und aussprechen; er kann sich auch in Paris zu solchen Anschauungen bekennen, ohne sie Franzosen gegenüber zu betonen. Lothringischer Boden ist aber Kampfboden. In seiner schönen Scheurer-Kestner-Rede hat Clemenceau sehr treffend von den Bewohnern jener Marken gesprochen, die alle Zeit streitbar und kriegslustig waren. Der Deutsche, der nach Metz geht, ist ein Soldat des Deutschtums, und wenn er an dieser gefährdeten Stelle seine Parteinahme für die Protestler so „affichiert", wenn er sich dort den erbitterten Gegnern seines Volks so zärtlich in die Arme wirft, begeht er Fahnenflucht. Der Metzerin wird es leicht, dem Deutschen zu entsagen, denn sie hat ihn in Wahrheit niemals geliebt. Aber auch wenn sie von Leidenschaft für Asmus ergriffen wäre, würde Barrès sie eine Ehe mit dem Prussien ablehnen lassen. Dem Deutschen aber kommt der Gedanke überhaupt nicht, daß patriotische Bedenken zwischen ihm und der Geliebten stehen könnten! Er ist eben der Französin auch in dieser Beziehung nicht gleichwertig. Damit verliert aber der ganze Roman seine überzeugende Kraft. Das Franzosentum findet gar keinen ebenbürtigen Gegner bei Barrès, man kann daher auch nicht sagen, daß das Franzosentum *siegt*, denn ein Sieg setzt doch einen Kampf voraus. Asmus aber kämpft nicht; er unterwirft sich. Wir haben mehr als einmal Deutsche den Satz aussprechen hören, daß man die Franzosen wie die Frauen gar nicht schlecht genug behandeln könne, um sich ihre Liebe zu erwerben. Wir halten diese Behauptung in beiden Teilen für unsinnig. Ebenso unsinnig ist es aber, sich dem Franzosentum gefangenzugeben und ihm zu schmeicheln. Was würden wir erreichen, wenn wir den Rezepten des Asmus in der Behandlung Lothringens folgten? Wir würden den Beifall des Herrn Barrès finden, der drohend fragt, wie lange Frankreich noch das stille Heldentum der Lothringer ansehn werde, ohne ihm zu Hilfe zu kommen. Asmus arbeitet also nur den Revanchemännern in die Hand. Unser Deutschtum verbietet uns nicht, die stärksten Sympathien für das französische Volk und französisches Leben zu haben. In Lothringen aber — so sagt der „pangermanistische" Gegner des Asmus bei Barrès durchaus mit Recht — muß man wählen: für Deutschland oder für Frankreich! Und da gibt es für uns ebensowenig eine Wahl wie für die Lothringerin Colette Baudoche.

Der Parnaſſus in Neuſiedel

Von Fritz Anders

(Fortſetzung)

Als nun Alfred Rohrſchach zum zweitenmal kam im Frack, in einem Kragen, der faſt bis an die Ohren reichte, mit Kneifer und müden Mienen, da war ſein Eindruck noch weniger überwältigend als am erſten Geſellſchaftsabend. Aber das war er ja nicht er ſelbſt, das war nur geſellſchaftliche Verpackung. Aber daß er ſo ſichtlich mit dem Teller umherging und Lob für ſich einkaſſierte, daß er ſich feiern ließ, als wäre er ein kleiner Dalailama, daß er kaum für etwas andres Sinn hatte als für ſeine Perſon, war dies auch Verkleidung, oder war es ſeine eigne Natur? Und Mama! Nein Mama war ja ganz außer ſich. Sie himmelte ja dieſen Alfred Rohrſchach ordentlich an, es ſah wahrhaftig ſo aus, als wenn ſie in ihn verliebt wäre. So eine alte Dame!

Hilda ſah es ganz deutlich, daß ſich Mama über ihre eignen Gefühle täuſche. Sie verehrte die Kunſt, aber ihn, den Künſtler, meinte ſie. Und er, der Künſtler, ließ es ſich gefallen, als habe er dieſe Verehrung als ein angeſtammtes Recht zu beanſpruchen. Er trank Mamas Sekt, er aß Mamas Kaviar, er ſchluckte Mamas Überſchwänglichkeiten, er küßte Mama die Hand, nein er ließ ſich faſt von ihr die Hände küſſen. Von ſo einer ſo alten Dame, die erwachſne Kinder hatte!

Bei nächſter Gelegenheit ſagte Mama zu Hilda: Höre, Hilda, ein junges Mädchen muß eine ſchickliche Zurückhaltung beweiſen. Du bemühſt dich viel zu ſichtbar um Alfred Rohrſchach.

Hilda machte große Augen und antwortete: Nicht daß ich wüßte, Mama. Ich verehre in Rohrſchach nur ſeine Kunſt.

Nein, Hilda, du täuſcheſt dich ſelbſt, ſagte Mama. Ein junges Mädchen hat ein viel zu unerfahrnes Herz, es verwechſelt die Kunſt mit dem Künſtler. Es glaubt die Kunſt zu lieben und liebt den Künſtler.

Hilda machte noch größere Augen, aber ſie ſchwieg.

Und dann, fuhr Mama fort, iſt er auch für dich viel zu alt.

Alt! Hilda hatte noch nie daran gedacht, wie alt er ſein möchte.

Als Siegfried und auf der Bühne ſah er ſo alt aus, wie wenn er mit ewiger Jugend geſchmückt wäre. Im Salon trug er auch ein jugendliches Weſen zur Schau, aber war das nicht vielleicht auch Verkleidung? Manchmal ſah er wie ein Fünfziger aus.

Und weißt du denn, fuhr Mama fort, ob er nicht Frau und Kinder hat?

Damit hatte Mama ins Schwarze getroffen. Ein Menſch, der Frau und Kinder hatte, konnte unmöglich ein Halbgott ſein. Hilda hatte an dieſe Möglichkeit noch nicht gedacht. Warum nicht? Weil es gleichgiltig iſt, ob die Kunſt verheiratet iſt oder nicht? Ich werde ihn fragen, ſagte ſie zu ſich. Aber ſie fragte ihn doch nicht, ſondern ſuchte bei Gelegenheit Hunding in ſeinem Zimmer auf.

Hunding lag auf dem Sofa, hielt eine Wagnerſche Partitur über ſich, las und ſang ſchauderhafte Töne und war offenbar in hoher Begeiſterung.

Was machſt du denn da? fragte Hilda.

Sieh mal hier, erwiderte Hunding, dieser Kontrapunkt. Hier das Motiv in den Hörnern, und dann kommt das Cello und sagt: Lai-la-lallala. Weißt du, Hilda, ihr habt keine Ahnung, was für solide Arbeit in so einer Partitur steckt. Ihr hört ein allgemeines Getöne und verliebt euch in die Sänger. Und dann heißt es Bayreuther Tage.

Lästere nicht, entgegnete Hilda. Sag mal, ob wohl Rohrschach verheiratet ist? Mama meint, er hätte Frau und Kinder.

Kann wohl sein, meinte Hunding. Mindestens hat er eine geschiedne Frau. Eine geschiedne Frau hat diese Art immer.

Aber er trägt doch keinen Ring und spricht doch nie von seiner Frau.

Hilda, antwortete Hunding altklug, du bist naiv. Diese Art betrachtet Weib und Kind nur als vorübergehende Zeiterscheinungen.

Nun hätte Hilda zu sich selbst in unerschütterlichem Glauben sagen müssen: Aber er nicht. Doch sie hatte diesen Glauben nicht.

Vor Tisch hatte Hilda Gelegenheit, mit ihm eine Viertelstunde allein zu sein. Nicht ganz allein, denn im Hintergrunde kramte Fräulein Binz in den Noten, aber sie war doch mit Ihm zusammen, ohne daß Mama dazwischentrat. Er war sehr gütig und nahm die Verehrung, die man ihm darbrachte, leutselig an. Wenn er seine Augen aufschlug und Hilda feurig anschaute, drangen seine Blicke bis in ihr innerstes Herz hinein. Und dann redete er, und von diesen klingenden, rhythmischen Tönen wurde Hilda wie von einer fremden Macht dahingenommen. Aber sie wehrte sich gegen diese Macht. Sie wußte ja nicht, ob er nicht Frau und Kinder hatte. Nun mischte sich Fräulein Binz in das Gespräch. Sie ließ sich auf dem Klavierstessel nieder, griff mit gewalttätiger Hand in die Tasten und ließ Wagnersche Harmonien erklingen, Motive aus Siegfried. Und dann forderte sie, mit wütendem Blicke über die Schulter schauend, den Sänger musikalisch pantomimisch auf, den Schatz seiner Töne aufzutun. Alfred Rohrschach tat es und sang, jetzt mit halber Stimme, jetzt mit herausschmetterndem Tone, hier eine Phrase, und da ein Motiv, und dann wandte er sich wortlos fragend an seine Zuhörerinnen, ob das nicht großartig schön sei — nämlich sein Gesang.

Nun kam Mama, die in Eile ihre Toilette vollendet hatte. Rohrschach küßte ihr die Hand, bewillkommnete sie in ihrem eignen Hause und ließ sich von ihr auf den Ehrenplatz führen. Sie nannte ihn Meister und lieber Freund und genoß in weihevollen Minuten seine Gegenwart. Und er ließ sich genießen. Darauf kamen die Gäste. Unter ihnen Philipp Ermsdorf. Er reichte Hilda die Hand, sagte gleichgiltiges, sah sie aber forschend an, als wollte er fragen: Muß ich noch warten?

Und sie erhob die Augen zu ihm, als wollte sie antworten: Ja warte. Ich bin noch krank, aber Mama wird dafür sorgen, daß ich gesund werde.

Das Festessen war vorüber. Man saß beim Kaffee. Das war der Zeitpunkt, für den eine Besprechung der bevorstehenden Aufführung in Aussicht genommen war. Eigentlich war alles fertig, aber da nun einmal Rohrschach zu einer solchen Besprechung erschienen war, konnte man sie nicht umgehn. Rohrschach ließ sich Vortrag halten und billigte zuerst alles, um hinterher mit Gegenvorschlägen herauszutreten. Und diese Gegenvorschläge kosteten Geld, viel Geld. Man hatte Bedenken. — Aber ich bitte Sie, meine Herren, rief Rohrschach, wenn es sich darum handelt, in Bayreuther Tagen dem deutschen Volke das Höchste der Kunst zu bieten, darf die Geldfrage keine Rolle spielen.

Das war das alte Sirenenlied der gnädigen Frau gewesen, und es hatte zu dem Defizit geführt, von dem noch keineswegs sicher war, ob man es durch die neue Aufführung decken werde. Aber zu dem ersten Defizit noch ein zweites zu fügen, dazu hatten die Herren wenig Lust.

Meine Herren, sagte Rohrschach aufstehend, seien wir doch nicht weniger mutig als diese edle Frau, meine geehrte Gönnerin und Freundin. Lassen Sie nicht ein Werk von so eminenter Bedeutung, von so eminent kulturellem Endzwecke zu einem Geschäftsunternehmen herabsinken. Wir werden einen unvergleichlichen Genuß haben, wir werden einen Markstein in der Musikgeschichte Neusiedels aufrichten. In diesem Sinne wollen wir uns als Freunde und Helfer um unsre Führerin scharen und geloben ...

Hunding war leichenblaß ins Zimmer getreten und sagte mit erstickter Stimme: Mama, eben ist Vater gestorben.

Hunding, rief Frau von Seidelbast entsetzt, was redest du da? Unmöglich, ganz unmöglich!

Ja, eben ist er gestorben, wiederholte Hunding.

Aber, mein Gott, rief Frau von Seidelbast, er war doch eben noch ganz wohl.

Das war er nicht, Mama, erwiderte Hunding, er war sehr schwach, und eben ist er mir unter den Händen gestorben.

Frau von Seidelbast verließ schwankenden Schrittes das Zimmer. Was sie in diesem Augenblicke empfand, ist schwer zu sagen. Etwa das, was ein Mensch empfindet, der auf festem Boden zu stehn glaubte, und nun zerfällt ihm mit einemmal alles zu Asche. Ihr Verhältnis zu ihrem Manne war immer nur ein kühles gewesen. Sie wußte, daß er krank und alt sei, und daß er einmal sterben werde; aber daß er eben jetzt starb, in dem Augenblicke, wo sie vor der Vollendung ihres Werkes, vor dem stolzesten Augenblicke ihres Lebens stand, daß er starb und damit alles in Trümmer warf, sie hätte ihm darum zürnen können. Aber da war ein andrer Gedanke, der aus der Tiefe auftauchte, den sie nicht zu denken wagte und doch denken mußte. Sie hatte ihren Mann allein gelassen, sie hatte ihn allein gelassen in der Stunde, wo ein Mensch des andern am nötigsten bedarf. Sie hatte Gäste empfangen und Pläne geschmiedet, und darüber war er gestorben, und nun kam sie zu spät, um Lebewohl zu sagen.

Die Nachricht vom Tode des Herrn erregte in der Villa Seidelbast eine große Bestürzung. Man hörte laufende Schritte, Türen schlagen, Geschirr zu Boden fallen. Nie hatte der Herr Geheimrat bei seinen Lebzeiten sein Haus so in Bewegung gesetzt, wie er es bei seinem Tode tat.

Die Gäste standen in stummer Verlegenheit in Gruppen beieinander. Sie fühlten die Schuld, die auf Frau von Seidelbast lag, sie fühlten auch ihre eigne Schuld. Sie hatten Sekt getrunken, Hochs ausgebracht und Feste gefeiert, während der Herr des Hauses mit dem Tode rang. Der Künstler-Sänger war offenbar höchst unangenehm berührt, und er gab sich auch keine Mühe, seine Stimmung zu verbergen. Er trat an die Tür und rief: Johann, meinen Koffer auf den Bahnhof. Aber gleich. Meine Herrschaften, wandte er sich an die Gäste, der Hausherr hat die Laune gehabt, unerwartet abzureisen, er wird es uns nicht verübeln, wenn wir das gleiche tun.

Hilda hatte im Philosophenwinkel gesessen, als Hunding die Nachricht vom Tode ihres Vaters brachte. Sie hatte ihrer Mutter folgen wollen, aber diese hatte ihr zugewinkt, zurückzubleiben. Hilda blieb, während sich Rohrschach verbeugte und entfernte, wie gelähmt stehn. O, Hunding hatte recht. Er war ein Mensch, der nichts andres als sich selbst liebte.

Da ging die eine Sonne, die Hilda soviel Unruhe und Herzenskämpfe gemacht hatte, unter. Aber die andre Sonne blieb.

Die Gäste rüsteten sich zum Aufbruche. Sie fingen Fräulein Binz ein und trugen ihr soviel herzliche, herzliche Teilnahme auf, daß es Fräulein Binz, wenn es Kränze gewesen wären, nicht hätte tragen können. Aber Philipp Ernsdorf blieb zurück, ergriff Hildas Hand und redete zu ihr schlichte und gute Worte.

Als die Gäste die Treppe hinabstiegen, kam ein Mann die Treppe herauf, der eine Ledermappe unter dem Arme und ein Papierblatt in der Hand trug, und der Frau von Seidelbast zu sprechen wünschte.

Frau von Seidelbast sei nicht zu sprechen, wurde ihm geantwortet.

Frau von Seidelbast müsse zu sprechen sein, erklärte der Mann.

Man rief Fräulein Hilda heraus, und diese kehrte zurück und zeigte dem Onkel Philipp den Zettel, den der Mann in der Hand gehalten hatte.

Das ist ein Wechsel über fünftausend Mark, sagte Onkel Philipp. Er muß heute noch bezahlt werden.

Hilda brach in Tränen aus. Mama hat all ihr Geld weggegeben, sagte sie, und Vater ist tot. Wußte Mama nicht, daß sie heute zahlen mußte?

Ja, Fräulein Hilda, sagte Ermsdorf, sie hat es gewußt und hat es vermutlich vergessen. Fräulein Hilda, erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe?

Hilda reichte ihm beide Hände und sagte: Ja, Onkel Philipp, helfen Sie.

Onkel Philipp ging hinaus, gab dem Boten seinen Wechsel zurück und sagte: Sagen Sie Herrn Sally, in einer halben Stunde würde ich da sein und den Wechsel honorieren.

Daß der Herr Geheimrat mit allem Pomp beerdigt wurde, daß die „Färschtlichen" den Trauermarsch bliesen, daß der Herr Archidiakonus von dem Verstorbnen ein Bild zeichnete, über das dieser sich selbst gewundert haben würde, daß er zum Schluß, wie üblich, als Rosenknöspchen im Wasserglase beweint wurde, daß alles, was Räder hatte, dem Leichenzuge folgte, und daß in der Zeitung Reihen von schwarzumrandeten Nachrufen standen, brauche ich nicht zu erwähnen. Es verlief alles so, wie es nach Neusiedler Ordnung verlaufen mußte.

Frau von Seidelbast war durch den Tod ihres Gemahls doch tiefer getroffen, als man erwartet hatte. Es war, als wenn ein geheimer Vorwurf auf ihr laste. Aber sie raffte sich auf. Sie seufzte zum Herzzerbrechen, aber sie erklärte, die große Sache dürfe durch ihren unendlichen Verlust nicht leiden. Es gab in der Villa Seidelbast lebhafte Auseinandersetzungen. Die gnädige Frau weinte, Hilda weinte, und Hunding hielt verzweifelte Reden und rang die Hände.

Darauf trat Hunding bei Philipp Ermsdorf ein und sagte: Onkel Philipp, ich komme, Sie um Hilfe zu bitten. Hilda sagt, Sie hätten versprochen, uns zu helfen.

Ja, Hunding, erwiderte Ermsdorf, ich habe es versprochen, und ich halte gern mein Wort. Was gibt es denn?

Mama ist ganz außer sich, sagte Hunding. Sie will durchaus, daß das Rheingold aufgeführt werde, und wir haben doch nichts, wir sind doch arm.

Ermsdorf war überrascht. Er hatte geglaubt, daß sich die Seidelbasts in guten Verhältnissen befänden. Kommen Sie mit, bat Hunding, ich finde mich nicht zurecht.

Ermsdorf folgte Hunding in die Villa Seidelbast, prüfte die Bücher und den Geldschrank und fand alles in tadelloser Ordnung. Das Vermögen der Frau und der Kinder war wohl angelegt und verwaltet, aber das Vermögen des Verstorbnen, das weitaus den größten Teil ausmachte, fehlte. Hunding erzählte Ermsdorf das Gespräch, das er vor Monaten mit seinem Vater gehabt hatte, was dieser von seiner Absicht, das Geld verschwinden zu lassen, gesagt hatte, daß dadurch Mama von ihrem Kunstklaps geheilt werden sollte, und daß der Schlüssel des Rätsels in einem Schriftstücke gefunden werden sollte, das in einer Mappe mit der Aufschrift: Erledigte Sachen, zu unterst liege. Man fand die Mappe, aber es lag nichts darin. Hatte der Verstorbne seine Absicht geändert, oder hatte Fräulein Binz im Eifer des Aufräumens die Papiere beseitigt, weil es ja doch erledigte Sachen waren, es war nicht festzustellen. Auch die Zinseinnahmen von dem verschwundnen Kapital fehlten.

Statt dessen war von einem Kapital, das auf der Bank lag, in den letzten Jahren ein entsprechender Betrag abgehoben worden. Dadurch war das Kapital ziemlich aufgebraucht worden. Wo war nun das Vermögen des Geheimrats? Man forschte nach. Jede Spur, die sich etwa bot, wurde verfolgt, keine führte zu einem Ergebnis. Es kommt vor, daß ein Mensch irgendeine Sache so gut aufgeräumt hat, daß er sie hinterher nicht finden kann. So schien es der Geheimrat mit seinem Vermögen gemacht zu haben. Er hatte es so fein weggepackt, daß es hernach niemand finden konnte. Daß das Vermögen vorhanden war, litt keinen Zweifel; eben so sicher war es in guten Händen, wenn man nur gewußt hätte, in welchen. Ermsdorf setzte öffentliche Anfragen in die Zeitung, keine Antwort lief ein, auch nicht die Nachricht, von der der Geheimrat gesagt hatte, daß sie nach seinem Tode gegeben werden würde. Fräulein Binz wurde in hartes Verhör genommen. Fräulein Binz bestritt alles. Man mußte auf eine Lösung des Rätsels in der Zukunft hoffen.

Aber von Hoffnungen kann man nicht leben. Die frühere Wohlhabenheit und Sorglosigkeit war im Handumdrehn verschwunden. Man mußte sich einschränken, und selbst Frau von Seidelbast mußte begreifen lernen, daß, wo der schnöde Mammon fehlt, auch die höchsten Ideale welken.

Die gnädige Frau warf die Augen einer Sterbenden gen Himmel und bereitete in sich ein zweites Begräbnis, das Begräbnis ihrer Ideale und ihrer Lebensaufgabe.

Denn, sagte Hunding, das müßt ihr doch einsehn, daß von dem Bayreuther Tage keine Rede mehr sein kann.

Nein, Hunding, erwiderte Ermsdorf, das Rheingold muß aufgeführt werden, das sind wir der Mama schuldig.

Die gnädige Frau warf Ermsdorf einen auflebenden Blick zu, aber Hunding zeigte seine leeren Hände und rief: Womit? womit?

Hunding, antwortete Ermsdorf, ich helfe.

Und Ermsdorf half, und der Bayreuther Tag fand statt. Aber der Glanz des Festes fehlte. Es war eine ganz gute Aufführung, etwa so, wie es die Theatergesellschaft aus Ixhausen auch hätte leisten können. Das Haus war wiederum bis auf den letzten Platz besetzt, und der Rechnungsabschluß war insofern günstiger, als nicht neue Fehlbeträge herauskamen. Aber von dem alten Defizit hatte nichts abgezahlt werden können. Und wer bezahlte das? Die Gesellschaft zur Pflege usw. erwies sich als sehr lau, und Herr Neugebauer sagte: Fällt mir gar nicht ein, für den Riß zu stehn. Hätte es Frau von Seidelbast zugegeben, daß die Gesellschaft ihre Beschlüsse ausführe, dann wäre das etwas andres gewesen. Aber so hat sie die ganze Sache an sich gerissen und das Geld zum Fenster hinausgeworfen. Und nun sollen wir die Pastete bezahlen? Ich denke nicht daran.

15

Jahr und Tag waren seitdem vergangen. Frau Luzie saß in ihrem Zimmer und schrieb. Neben ihr saßen ihre Kinder und machten Schularbeiten, und vor ihr stand ein Telephon, das zu dem Zimmer der alten Frau Holm führte. An der Wand aber stand Wenzel Holms Geldschrank. Die Türen waren geöffnet, denn Frau Luzie machte gerade Rechnungsabschluß. Frau Luzie hatte sich in der vergangnen Zeit kaum geändert. Sie war ihrem Vater ähnlicher geworden, und ein gewisser catonischer Zug war hervorgetreten.

Das Mädchen meldete: Frau Baumeister Ermsdorf.

Ach, lassen Sie nur, rief eine junge, elegante Dame, die hinter ihr eintrat und Luzie um den Hals flog. Da bin ich wieder, rief sie. Ich konnte es nicht aushalten, solange zu warten, bis wir unsern feierlichen Besuch im Landauer machen.

Es war Hilda, die von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt war, nachdem sie ihrem Onkel Philipp die Hand zum Ehebunde gereicht hatte. Sie trat vor den offnen Arnheim und warf einen neugierigen Blick hinein. Zu Haus hatte sie nie dabei sein dürfen, wenn der Vater den Geldschrank öffnete. Sie sah nichts besondres, unten lag ein verschnürtes und versiegeltes großes Paket.

Ich muß doch meines Mannes Geschäfte führen, sagte Luzie.

Für deine Kinder? fragte Hilda.

Ja — und für — ihn, sagte Luzie und schickte ihre Kinder hinaus.

Ich habe immer gedacht, meinte Hilda, du würdest dich scheiden lassen?

Warum scheiden?

Um frei zu sein.

Hilda, sagte Luzie, ich will nicht frei sein, ich will meine Schuldigkeit tun und will dienen.

Und wenn er wiederkäme?

Luzie erschrak, aber es war kein freudiges Erschrecken.

Würdest du dich freuen, wenn er zurückkehrte? fuhr Hilda fort.

Setze dich, Hilda, erwiderte Luzie, und hör zu. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst. Ja ich weiß, daß du mich verstehst. Das Verhältnis von Mann und Frau ist das tiefste und feinste, was es gibt. Und wie leicht verletzlich! Was gibt eine Frau, die einen Mann nimmt, hin! Wieviel von ihrem eigensten und innersten Leben! Wenn man Mädchen ist, ist man eine stachlige Blüte, man lebt wie im Harnisch, man läßt nichts an sich heran. Das Letzte und Heiligste behält man für sich, bis man dem Manne, den man liebt, sein Herz öffnet: da sieh hinein, da lebe drin, es ist alles dein, jeder Atemzug, jeder Wunsch, jede Freude. Aber eins ist die Bedingung, der Mann muß rein sein und bleiben. Er muß reine Hände haben, wenn er das Heiligtum anrührt. Hilda, ein Mann, der untreu ist, ist für eine Frau, die ihn liebt — unrein. Hilda, man kann in bitterm Zorn voneinander scheiden, man kann sich schlagen, sich bis in die Seele verletzen, die Rückkehr ist möglich. Ein gutes Wort macht alles wieder gut. Aber nichts trennt so unheilbar wie der Verrat an der Liebe. Reißt du zwei Pflanzen, die aus einer Wurzel gewachsen sind, auseinander, sie wachsen nie wieder zusammen. Es geht zu tief, es ist zu fein, was da zerrissen ist.

Hilda dachte nach. Aber wenn er bereut, sagte sie. Soll man nicht einem Sünder vergeben, der Buße tut?

Ja in allen Stücken — aber darin? Das tue, wers kann. Hilda, unterbrach sie sich angstvoll, kommt er? Weißt du etwas?

Ich weiß gar nichts, erwiderte Hilda.

Aber sie wußte doch etwas. Sie wußte, daß Wenzel Holm, seit er seine Frau verlassen hatte, kein Glück gehabt hatte. Er hatte geglaubt, wenn er die enge Bevormundung von sich abgeschüttelt hätte, würde sein Genius die Flügel entfalten. Er hatte viel unternommen, einen Mißerfolg nach dem andern gehabt. Und neulich erst war sein neustes „Spiel", in das er alles hineingeheimnist hatte, was er besaß, das er drei- und viermal umgearbeitet hatte, mit Trommeln und Trompeten durchgefallen. Hilda hatte ihn erst vor wenig Tagen auf der Brühlschen Terrasse in Dresden gesprochen. Er hatte gedrückt ausgesehen und hatte sich das Bombardieren mit Kraftsentenzen fast abgewöhnt. Er schalt zwar auf den Unverstand der Welt, es geschah aber in so elegischem Tone, als glaubte er nicht an seine eigne gute Sache. Und er sehnte sich nach einem stillen Winkel. Und darauf hatte Philipp mit ihm ein langes Gespräch unter vier Augen gehabt.

Ich weiß gar nichts, wiederholte Hilda, aber ich würde mich freuen, wenn dein Wenzel zurückkehrte.

Wenn nun dein Mann von dir gegangen wäre, sagte Luzie, und er kehrte zurück, würdest du ihn denn mit Freuden empfangen?

Mein Philipp? rief Hilda, mein goldner Herzensmann? Undenkbar!

So habe ich auch gedacht, Hilda, sagte Luzie. Ich hielt es auch für undenkbar, und dann war das Gold doch nicht echt. Wenn du nun in meiner Lage wärst, was würdest du tun?

Hilda zog die Brauen zusammen und rieb sich die Stirn. Ich würde ihm die Augen auskratzen, rief sie lachend und zugleich erzürnt. Oder vielmehr, ich würde es schon vorher getan haben.

Luzie verscheuchte den Gedanken, der sie eben beschäftigt hatte, und sagte in anderm Tone: Nun aber erzähle von deiner Reise.

Luzie erzählte.

Und was macht die Kunst?

Du meinst bei Mama? Mama hat Richard Wagner abgesetzt, und nun baut sie ein neues Mausoleum voller Denkmale für Papa. Weißt du, Luzie, die Kunst ist eine Schmarotzerpflanze. Wo der Nährboden knapp wird, läßt sie die Blätter hängen. Ohne Geld auch kein Wagner. Für Mama ist das am Ende ganz gut, denn ihr Wagnerschwarm war am Ende nicht mehr schön. Ich denke mir, Papa hat ihr eine Kur verordnen wollen. Aber jeder Spaß muß doch auch einmal ein Ende haben. Wir aber sehen kein Ende, und es wird nichts übrig bleiben, als daß wir die Villa verkaufen müssen. Hunding sagt, es sei eine Pferdekur. Und Hunding tut mir auch am meisten leid. Er wäre gern in ein Korps eingetreten, aber dazu langt es nicht. Und Hunding ist der allerschlimmste mit dem Einschränken.

Hilda erhob sich und trat vor den Arnheim. Ihre Augen fielen auf das verschnürte Paket.

Was ist denn da drin? fragte sie, Konsols?

Ich weiß nicht, erwiderte Luzie. Ich habe das Paket vorgefunden und nicht angerührt.

Ich würde aber doch nachgesehen haben, was darin ist, meinte Hilda.

Luzie machte eine abwehrende Bewegung.

Aha, deines Mannes Geheimnisse, sagte Hilda. Du schämst dich, in seine Privatangelegenheiten hineinzusehen. Kann ich dir nicht verdenken.

Luzie traten die Tränen in die Augen.

Verzeih, rief Hilda, ich wollte dich nicht kränken. Glaube mir, es wird alles wieder gut. Er kommt wieder, er hat nicht gefunden, was er suchte.

Ich weiß es, sagte Luzie. O Hilda, rief sie in ausbrechendem Schmerze, warum mußte Wenzel sein Glück und sein Haus zum Opfer bringen? Für nichts! Für ein Phantom! Ich weiß es, es gelingt ihm nichts. Es ist, wie wenn ein Fluch auf seinem Werke läge. Wenn er ein großer Dichter geworden wäre, ich hätte mich fügen müssen. Ich hätte gesagt: Für diese Größe bin ich zu klein. Aber für nichts! Glück und Frieden und Gewissen für nichts! Für eine Reihe von Enttäuschungen!

Siehst du, das ist seine Strafe, sagt Hilda.

Und die meine, und die meiner Kinder.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 28. Februar 1909

(Die Landwirtschaftswoche. Die Reichsfinanzreform. Zur Balkankrisis.)

Die große Landwirtschaftswoche, die alljährlich um diese Zeit dem Leben der Reichshauptstadt ein besondres Gepräge gibt, stand in diesem Jahre wieder einmal im Zeichen stärkerer politischer Erregung. Zwar sind die Zeiten vorüber, wo die in dem Bunde der Landwirte organisierten Kreise um die Bewertung ihres Gewerbes und seiner Interessen innerhalb des Staatslebens einen heißen, erbitterten Kampf zu führen hatten. Heute steht die Landwirtschaft einer wohlwollenden, verständnisvollen Regierung gegenüber, und die Schwierigkeiten, mit denen das landwirtschaftliche Gewerbe vor etwa anderthalb Jahrzehnten zu kämpfen hatte, sind überwunden. Aber die Kampfzeit hat aus der agrarischen Organisation etwas andres gemacht, als ursprünglich gedacht war. Sie ist ein politischer Machtfaktor geworden, der einen wirtschaftlichen Interessenkreis in dem Sinne vertritt, daß er ihm womöglich eine führende Stellung sichern will. Dieses Streben allein ist schon geeignet, dem Bunde der Landwirte eine starke Gegnerschaft zu erwecken. Denn andre Interessenkreise werden sich den Gedanken, daß die Landwirtschaft ein Übergewicht im Staate beanspruchen dürfe, schwerlich zu eigen machen. Der Staat umfaßt alle die verschiednen gewerblichen Interessen und muß allen gleichmäßig gerecht werden. Wenn aber Unterschiede anerkannt werden, dann glauben die Vertreter von Industrie und Handel ein Anrecht auf den Vorrang zu haben, weil das moderne Wirtschaftsleben an die Stelle des alten Agrarstaats immer mehr den Industriestaat setzt. Die Frage ist nun, ob der moderne Staat dieser Entwicklung ohne weiteres folgen, sich von ihr gewissermaßen tragen lassen und sich darauf einrichten soll oder nicht. Es ist hier nicht der Ort, dieser Frage weiter nachzugehn und das Für und Wider abzuwägen. Die wirtschaftspolitische Anschauung der gegenwärtig maßgebenden Stellen im Deutschen Reiche geht dahin, daß der Staat seiner Pflicht, das gewerbliche Leben in jeder Gestalt zu schützen und zu fördern, gerecht werden soll, daß es aber nicht im Interesse der Gesamtheit liegt, die allmähliche Zurückdrängung der Landwirtschaft durch Handel und Industrie als eine durchaus notwendige und unabänderliche Tatsache hinzunehmen und womöglich noch zu unterstützen, daß es im Gegenteil bei der natürlichen Stärke, die unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen Handel und Industrie haben, für diese keine Zurücksetzung oder Vernachlässigung bedeutet, wenn der Landwirtschaft jede zulässige Hilfe zuteil wird, die es ihr gestattet, sich neben den andern großen Erwerbsgruppen zu behaupten. In diesem Sinne hat sich Fürst Bülow als ein warmer Freund der Landwirtschaft bewährt, und so hat er es auch wohl gemeint, als er einst das Wort prägte, er wünsche, man solle ihm einmal auf den Leichenstein setzen: „Dieser ist ein agrarischer Reichskanzler gewesen."

Man wird es an sich dem Bund der Landwirte nicht verübeln können, wenn er für den Erfolg seines Strebens stärkere Garantien sucht als das Wohlwollen der zurzeit am Ruder befindlichen Regierung. Er drängt darauf hin, sich selbständig energischer und in weiterm Umfange durchzusetzen, als es ihm jedesmal in Wirklichkeit zugestanden wird. Die Versuchung liegt dabei freilich nahe, daß das Bestreben, ein politischer Machtfaktor zu werden und zu bleiben, über die Grenzen hinausführt, die durch das Interesse der Gesamtheit gezogen sind. Dieser Versuchung ist der Bund wiederholt erlegen. Man kann daher ein warmer Freund der Landwirtschaft sein und sich an allem beteiligen, was geeignet ist, dem Staate

mitten unter den Fortschritten der Industrie und dem Anwachsen des beweglichen Kapitals einen lebenskräftigen Grundbesitz und einen bodenständigen, tüchtigen Bauernstand zu erhalten, und doch unter Umständen zu der Überzeugung kommen, daß das politische Agrariertum zu einer Gefahr für den Staat wird, weil es über sein berechtigtes Interesse hinaus und zum Schaden der Gesamtheit die Meinungen und Vorurteile einer einseitigen wirtschaftlichen Richtung dem Staate als politische Wahrheiten und Notwendigkeiten aufdrängen will.

Auch da, wo man mit Methode und Wirkung nicht einverstanden ist, kann man anerkennen, daß die Führung des Bundes der Landwirte geschickt auf ihr Ziel hingearbeitet hat. Aber diese Anerkennung kann die Einsicht nicht hindern, daß eine Gefahr vor allem darin liegt, daß der Bund auch einer wohlwollenden Regierung gegenüber von Zeit zu Zeit Machtproben anstellen muß, um zu beweisen, daß er die Selbständigkeit bewahrt und nicht erschlafft. Eine politische Partei bedarf solcher Proben nicht, da sich die von ihr vertretne Grundanschauung stets an dem Gegensatz andrer Anschauungen messen kann. Verschiedne Anschauungsweisen politischer Fragen sind immer da; es fehlt daher auch nie an der nötigen Reibung, die den Kampf lebendig erhält. Eine Vertretung wirtschaftlicher Interessen dagegen, die in ihren Bestrebungen von einer wohlwollenden Regierung in der Hauptsache anerkannt und unterstützt wird, läuft Gefahr, als überflüssig zu erscheinen, weil sie für die materiellen Forderungen ihres Programms keinen ernsten Kampf mehr zu führen hat, die ideelle Grundlage ihres Strebens jedoch viel wirksamer und umfassender in dem Programm einer auf gleichem Boden stehenden politischen Partei zum Ausdruck kommt. Deshalb wird bei einer solchen Interessenvertretung immer die Neigung bestehen, künstliche Differenzen mit einer sonst wohlwollenden Regierung zu schaffen, damit „gekämpft“ werden kann und die Massen deutlich sehen, wozu die Organisation da ist. Und ebenso wird man versuchen, die Gesamtheit der verfochtnen Interessen zu einer besondern „Weltanschauung“ zu erweitern und zu vertiefen. Das ist aber innerlich unberechtigt, denn eine wirtschaftliche Interessenvertretung sollte niemals an die Stelle einer politischen Partei treten wollen. Mag die politische Parteianschauung auch bestimmten wirtschaftlichen und sozialen Gruppen eigentümlich sein, sie muß doch immer davon ausgehn, daß sich jeder Staatsbürger im Interesse des Ganzen zu ihr bekennen kann. Wird eine politische Anschauung auf einen bestimmten wirtschaftlichen Interessenkreis von vornherein zugeschnitten, so verliert sie mit ihrer Allgemeingiltigkeit auch ihre Berechtigung.

Das agrarische Hauptorgan hat es uns gewaltig übelgenommen, als wir vor einiger Zeit den heftigen Widerstand der Agrarier gegen die Nachlaßsteuer auf das Bedürfnis zurückführten, die Massen des Bundes der Landwirte wieder einmal durch kräftige Opposition in Bewegung zu bringen. Die Nachlaßsteuer war in den Kreisen der Landwirte allerdings unpopulär und hatte ihre Bedenken; dieser sachliche Widerstand war natürlich nicht anzufechten. Aber er wurde hauptsächlich durch den Bund auf das äußerste geschürt. Es wurde mit allen Mitteln verhindert, daß die offenbaren Irrtümer und Vorurteile, die sich eingeschlichen hatten, irgendwie berichtigt wurden. Diese demagogischen, mit Irreführungen und Phrasen arbeitenden Methoden erklären sich nur aus dem Bestreben, die im Frieden mit der Regierung erschlaffende agrarische Bewegung aufzustacheln und ihr wieder politisches Machtbewußtsein einzuflößen. Die Erwiderung der Deutschen Tageszeitung zeigte uns damals, daß wir das Richtige getroffen hatten. Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte, die am 22. Februar wie üblich im Zirkus Busch abgehalten wurde, hat uns eine weitere Bestätigung unsrer Meinung gebracht. Sie lag in

den Ausführungen des Bundesdirektors Dr. Diedrich Hahn, eines Herrn, der aus seinem Herzen niemals eine Mördergrube zu machen pflegt. Er besprach das Verhältnis des Bundes zur Regierung und erinnerte an das bekannte Gleichnis von dem Wettstreit von Regen, Sturm und Sonne, die dem Wandrer den Mantel von den Schultern ziehen wollen. Dr. Hahn äußerte ganz ehrlich, daß er Besorgnisse hege, das Wohlwollen der Regierung könne auf den Bund der Landwirte wirken wie die Sonne auf den mit dem Mantel bekleideten Wandrer, der ihn unter den warmen Strahlen freiwillig von den Schultern nimmt. Der Bund aber will seinen Mantel behalten, und darum sorgen die Wettermacher des Agrariertums für etwas Sturm und Regen. Oder richtiger: die Massen werden hypnotisiert, damit man ihnen einreden kann, der warme Strahl sei eigentlich eine Wetterwolke, die sich über ihnen entladet. Und was Dr. Hahn weiter auseinandersetzte, was dann auch in den übrigen allgemeinen Ansprachen zum Ausdruck kam, das war die Meinung, daß die speziell agrarischen Interessen eine besondre politische Anschauung, ja eine Weltanschauung darstellten, die das unbedingte Recht hätte, sich durchzusetzen, ohne sich durch andre Interessen einschränken und beirren zu lassen. Man müßte vor der naiven Brutalität, mit der diese Ansichten vorgebracht wurden, geradezu erschrecken, wenn man nicht wüßte, daß diese aufgeregten Leute doch im Grunde patriotisch bis auf die Knochen sind. Aber das beseitigt nicht die Gefahr, die in diesem demagogischen Spiel mit einem oppositionslustigen Unverstand liegt.

Interessant war der Vortrag, den Herr Aus dem Winckel-Logau über das Tagesthema, die Reichsfinanzreform, hielt. Die Ausführungen bewegten sich auf der Linie, die so ziemlich von der ganzen konservativen Partei innegehalten wird. Sie waren sachlich gehalten und bilden daher eine wertvolle Unterlage für die Beurteilung des konservativ-agrarischen Standpunkts, der das Zustandekommen der Reform durch Verständigung mit den Liberalen durchaus sichern könnte, wenn die Nachlaß- und Erbschaftssteuer nicht das Hindernis wäre. Und in diesem Punkte waren auch die Behauptungen des Herrn Aus dem Winckel nicht einwandfrei. Es ist überaus bezeichnend, daß dieser Herr, der offenbar so ruhig und sachlich sprechen wollte, wie es in einer Massenversammlung bei der herrschenden Stimmung nur irgend möglich war, doch in bezug auf die Wirkungen der Nachlaßsteuer Schilderungen entwarf, die sofort in sich zusammenstürzen mußten, sobald eine wichtige Tatsache nicht verschwiegen wurde. Alle diese Schilderungen wären wunderschön, einleuchtend und treffend, wenn die Regierung den Vorschlag gemacht hätte, etwa jeden Nachlaß gleichmäßig mit einem bestimmten, relativ hohen Prozentsatz zu besteuern. Es wurde aber mit der äußersten Sorgfalt verschwiegen, daß in allen den Fällen, in denen auch nur annähernd von einer wirklichen Notlage der Hinterbliebnen die Rede sein kann, gar keine Steuer erhoben werden soll, daß die Steuer progressiv mit der Höhe des Nachlasses steigt, bei kleinen Hinterlassenschaften beinahe lächerlich gering ist und selbst bei großen Vermögen noch ein so kleines Opfer bedeutet, daß jeder Mensch, der die bei jedem Todesfall an die Hinterbliebnen herantretenden Sorgen und Lasten einigermaßen kennt, einfach nicht begreift, wie man überhaupt davon reden kann. Dieses fortgesetzte Erörtern von Gegengründen und Bedenken, die in Wirklichkeit gar nicht in Betracht kommen würden, und die hartnäckige Nichtbeachtung der Grenzen und des Umfangs der geplanten Besteuerung ist das Charakteristische bei der agrarischen Agitation. Es brauchten den vernünftigen Leuten unter den Landwirten nur einmal die wirklichen Zahlen, um die es sich handelt, ernsthaft klar gemacht und mit den bei Todesfällen zu zahlenden Gerichtskosten, Gebühren usw. verglichen zu werden, dann würden vielleicht noch Meinungsverschiedenheiten über die Ausführung im einzelnen zurückbleiben, aber der prinzipielle Widerstand würde

zusammenbrechen. Wie sehr die Leidenschaft an Stelle der Vernunft mitspricht, hat sich auch darin gezeigt, daß ein Mann wie Professor Adolf Wagner in der Generalversammlung des Vereins der Steuer- und Wirtschaftsreformer eine geradezu unwürdige Behandlung erfuhr, weil er — selbst ein berühmter und erprobter Vorkämpfer agrarischer Ideen — die Nachlaßsteuer mutig verteidigte.

Die Versuche, die Reichsfinanzreform auf der Grundlage der bisherigen Kommissionsarbeiten in Sicherheit zu bringen, können wohl als völlig gescheitert gelten. Man hatte, wie wir schon vor acht Tagen erwähnen konnten, einen sogenannten Kompromißvorschlag ausgearbeitet, der im wesentlichen darin bestand, daß sich Konservative und Zentrum darüber geeinigt hatten, die gewünschte Besteuerung des Besitzes in der Weise eintreten zu lassen, daß eine von den Einzelstaaten zu erhebende und an das Reich abzuführende Steuer eingeführt würde, die an die Stelle der Nachlaß- und Erbschaftssteuer treten und auch die Gas- und Elektrizitätssteuer unnötig machen sollte. Mit andern Worten eine verschleierte Erhöhung der Matrikularbeiträge, nur in einer Form, die in geradezu raffinierter Weise unter dem Schein einer stärkern Betonung des föderalistischen Prinzips im Reiche in Wahrheit einen entschiednen Eingriff in wohlbegründete Finanzhoheitsrechte der Einzelstaaten darstellte. Das war echte Zentrumsmache, die von der richtigen Berechnung ausging, daß den Konservativen jedes Mittel recht sein würde, um von der Nachlaßsteuer loszukommen und die Liberalen zu majorisieren, und daß sie um diesen Preis auch ihre eignen Traditionen und Prinzipien — denn die strenge Wahrung des in der Reichsverfassung festgelegten Verhältnisses zwischen Reich und Einzelstaaten ist konservative Tradition — kaltblütig verleugnen würden. Seltsamerweise schien auch bei den freisinnigen Kommissionsmitgliedern die Neigung zu bestehn, sich übertölpeln zu lassen, vielleicht weil sie durch einen allerdings kaum zu verstehenden Irrtum in der vorgeschlagnen „Besitzsteuer“ ihr Lieblingskind, die Reichsvermögenssteuer, wiederzuerkennen glaubten. Glücklicherweise leisteten die Nationalliberalen diesmal Widerstand. Die Taktik dieser Partei in der Blockpolitik läßt sich vielleicht am deutlichsten dahin kennzeichnen, daß sie jedesmal den Mund zugemacht hat, wenn ihr die gebratnen Tauben hineinfliegen wollten. Es ist wohl noch nicht dagewesen, daß eine Partei, die durch die Zeitumstände geradezu berufen schien, die Führung zu übernehmen, sich diese Stellung durch Verständnislosigkeit, Unklarheit und Disziplinlosigkeit so vielfach gründlich verscherzt hat. Sie hätte bei der Reichsfinanzreform eigentlich der Kristallisationspunkt werden müssen. Nun hat sie wenigstens ihre Sünden dadurch gebüßt, daß sie ein Kompromiß verhindert hat, das zwar den Block gesprengt, aber die Reichsfinanzreform in eine Sackgasse gefahren hätte. Denn eine Einigung der Parteien über eine Lösung, die für die verbündeten Regierungen von vornherein unannehmbar war, wäre das Schlimmste von allem gewesen. Durch das Scheitern des Kompromisses der Kommission ist für ein Eingreifen des Reichskanzlers und für neue direkte Verhandlungen mit den Blockparteien Raum geschaffen worden. Ein brauchbares Kompromiß wird hoffentlich vorliegen, wenn diese Zeilen den Lesern vor Augen kommen.

In der auswärtigen Lage ist endlich eine weitere Beruhigung auch in bezug auf die Balkankrisis eingetreten. Die Verhandlungen zwischen der Türkei und Bulgarien sind freilich noch in der Schwebe. Bulgarien hat mit großer Gewandtheit die Lage auszunutzen versucht, um aus dem Bedürfnis Rußlands, als Protektor der Balkanstaaten aufzutreten, Nutzen zu ziehen, ohne sich zu verpflichten. Die Reise des Fürsten Ferdinand nach St. Petersburg diente demselben Zweck. Der russische Hof hatte dem Fürsten die königlichen Ehren zugestanden, sah sich aber mit Rücksicht

auf die allgemeine Lage zu der Erklärung genötigt, daß diese höfische Aufmerksamkeit nicht die Bedeutung haben solle, die politische Anerkennung der Königswürde vorwegzunehmen. Trotzdem hat diese kleine Befriedigung des bulgarischen Ehrgeizes zur Befestigung der Autorität des Fürsten Ferdinand beigetragen. Daraus darf man wohl die Hoffnung schöpfen, daß in die bulgarisch-türkische Streitfrage keine unnötigen Verschärfungen hineingetragen werden.

Schwieriger sah die Lage in Serbien aus. Die großserbischen Wünsche waren durch die Haltung Rußlands stark genährt worden. Die unruhigen Köpfe in Belgrad hielten fest an der Hoffnung, doch noch mit einem Stück Land für die Enttäuschung, die ihnen die Annexion Bosniens bereitet hatte, entschädigt zu werden. Sie trieben die serbische Stimmung gegen Österreich-Ungarn bis zur Siedehitze. Solche Erregungszustände sind auf die Dauer unmöglich; irgendwie mußte eine Lösung erfolgen, und so wurde die Kriegsgefahr akut. Der Versuch des kleinen Königreichs, mit der habsburgischen Monarchie anzubinden, hätte wohl wenig Eindruck gemacht, wenn nicht die russische Presse in der leidenschaftlichsten Sprache die Verpflichtung Rußlands betont hätte, in einem solchen Kriege an die Seite Serbiens zu treten. Das bedeutete aber einen Angriff Rußlands gegen Österreich-Ungarn, und dieser schloß wiederum für Deutschland den Bündnisfall in sich. Die Russen schienen zu hoffen, daß dann auch Frankreich an ihre Seite treten würde. Kurz und gut, ein europäischer Krieg von unberechenbaren Dimensionen wäre zu erwarten gewesen. Und dann war auch die Haltung Englands zweifelhaft und der türkisch-österreichische Vertrag noch nicht perfekt. Die Serben glaubten im Vertrauen auf die freundliche Politik Rußlands und die Österreich keineswegs freundliche Stimmung in England den Konflikt ungestraft schüren zu können. In England glaubte man in diesem Augenblick, um etwas für den Frieden zu tun, aber auch Rußland und die Türkei nicht zu verletzen, einen gewissen Druck auf Österreich ausüben zu können. Das erwies sich als unmöglich, aber Frankreich nahm den Gedanken auf, weil es durch eine ernstlich gemeinte Friedensvermittlung aus einer Situation herauskommen wollte, die mehr als eine Verlegenheit für seine politischen Interessen enthielt. Der französische Vorschlag ging dahin, daß Deutschland in Wien freundschaftliche Einwirkungen versuchen sollte, um die Streitpunkte zwischen Österreich-Ungarn und Serbien aus der Welt zu schaffen. Serbien sollte sich dann an Stelle der territorialen Zugeständnisse mit wirtschaftlichen Vorteilen begnügen. Deutschland mußte diesen Vorschlag ablehnen, da unsre Stellung zu Österreich-Ungarn eine solche Intervention nur gestattet, wenn wir damit einen eignen Wunsch unsers Verbündeten erfüllen. Es war erfreulich, daß Frankreich diese Gründe als stichhaltig anerkannte, seinen Vorschlag zurückzog und sich die deutsche Anregung zu eigen machte, wonach ein gemeinsamer Schritt der Mächte in Belgrad mehr angebracht sein würde. Dieser Anregung lag zugleich der Gedanke zugrunde, daß durch einen gemeinsamen Schritt der Großmächte die serbische Eigenliebe geschont würde. Serbien würde dann nicht vor einer einzelnen Macht zurückweichen, sondern durch ein Votum Europas veranlaßt werden, die gewünschten Kompensationen auf anderm Gebiete zu suchen als gerade in territorialem Gewinn. Und man wußte, daß der leitende Staatsmann in Österreich diesem Gedanken durchaus geneigt war. Dem von Frankreich angenommnen deutschen Vorschlage schloß sich auch Italien an, und ebenso hielt England die Ideen für richtig, wenn es auch Rücksicht auf Rußland nehmen wollte. Der Beitritt Rußlands zu dem Gedanken einer freundschaftlichen Intervention in Belgrad im Sinne einer Verständigung mit Österreich-Ungarn und unter Fallenlassen territorialer Forderungen schien auf

Schwierigkeiten zu stoßen. Aber Frankreich unternahm es, Rußland dafür zu gewinnen. Es ist nun wirklich gelungen, die Großmächte außer Österreich-Ungarn zu einem vermittelnden Schritt in Belgrad zusammenzubringen. Erleichtert wird dieser Schritt durch verschiedne Umstände. Erstens ist in Serbien inzwischen ein neues Ministerium unter Vorsitz von Nowakowitsch gebildet worden, das alle Parteien in sich vereinigt. Nowakowitsch hat es kürzlich in sehr geschickter Weise verstanden, den Regungen des serbischen Nationalgefühls gerecht zu werden und doch das Nachgeben gegenüber dem Willen Europas vorzubereiten. Ferner ist es denen, die es angeht, bekannt, daß Baron Aehrenthal den Serben die Verständigung nach Möglichkeit erleichtern wird. Endlich ist, und das ist sehr wichtig, inzwischen der Vertrag zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn über die Abtretung von Bosnien und der Herzegowina unterzeichnet worden. Dadurch ist eine so unanfechtbare Rechtslage geschaffen, daß für Serbien der Gedanke, für seine Ansprüche auf eine Gebietsentschädigung vielleicht noch einen Rückhalt an den Signatarmächten des Berliner Vertrags von 1878 zu finden, vollständig in Nebel zerfließen muß. So scheint denn endlich eine Grundlage gefunden zu sein, die es ermöglicht, die Konfliktstoffe im Orient wirklich unschädlich zu machen.

Amtliche Erziehung zur Höflichkeit. Als die amerikanische Flotte im Oktober vorigen Jahres in den Häfen Japans erwartet wurde, ließ der Gouverneur von Kanogawa, einer Stadt an der Bucht von Tokio, folgenden Erlaß den Bewohnern bekannt machen, den wir aus der französischen Zeitschrift Tour du Monde wiedergeben: Müßiggänger sollen sich nicht um die Fremden scharen. Kaufleute dürfen von ihnen nicht übertriebne Preise fordern. Es ist nicht erlaubt, mit Steinen nach den Hunden zu werfen, die die Ausländer begleiten; die Fremden sind mit Höflichkeit und Herzlichkeit zu behandeln. Wenn sie in ein Amtszimmer treten, muß ihnen ein Stuhl angeboten werden; auch ist nicht zu verlangen, daß sie den Hut abnehmen. Über ihre Kleidung, ihre Religion und ihre Gebräuche dürfen keine spöttischen Bemerkungen gemacht werden, noch weniger dürfen ihnen rohe oder beleidigende Worte zugerufen werden. Ihnen neugierig ins Gesicht zu sehn oder sie unverschämt anzustarren, ist nicht erlaubt. Niemand darf das Haus eines Ausländers mit schmutzigen Stiefeln betreten. Fremde Missionare hat man ebenso zu respektieren wie die japanischen Priester. Wenn die Ausländer ihre Spiele treiben oder spazierengehn, dürfen ihnen nicht Scherben, Knüttel oder Steine in den Weg geworfen werden. In den Eisenbahnwagen oder den Schiffen, in denen Fremde mit euch reisen, ist es verboten, auf den Boden zu spucken, Obstschalen oder Zigarrenreste hinzuwerfen. Es ist untersagt, nach einer ausländischen Dame mit dem Finger zu zeigen, sie durch übermütige Redensarten zu belästigen oder gar ohne Grund nach dem Alter zu fragen. Wenn ihr mit einem Ausländer geht, haltet euch einen Schritt von ihnen entfernt, und wenn er die Uhr herauszieht, so merkt, daß er noch andre Besorgungen zu machen hat.

Die Japaner gelten im allgemeinen als ein höfliches Volk; es scheint aber doch, daß die Erziehung und amtliche Vorschriften mehr dazu getan haben als natürliche Anlagen. Auch bei uns merkt man ja in jedem Dorfe sogleich an dem Benehmen der Jugend, wie hoch man den Schulzen und den Lehrer einzuschätzen hat.

Die Wissenschaft von der deutschen Geschichte. Es ist zu verwundern, daß es bis jetzt noch keinen umfassenden „Grundriß" der deutschen Geschichtswissenschaft gegeben hat, wie ihn zum Beispiel die klassische Altertumswissenschaft, die

germanische und die romanische Philologie seit Jahren besitzen, ein Abriß der Methode, der Hilfsmittel, der Teildisziplinen und der genauen derzeitigen Ergebnisse und Probleme. Das zweibändige Handbuch der deutschen Geschichte von Gebhardt, das Anfang der neunziger Jahre erschien, war zwar zum Teil in dieser Richtung entworfen, betrat aber den Weg von der Historie zur Historik nicht mit der nötigen Energie und berichtete auch fast nur über das Wissen von der politischen Geschichte, davon allerdings ausreichend. Erst jetzt haben sich siebzehn Gelehrte, meist Universitätslehrer und einige Archivbeamte, zur Bearbeitung eines vollständigern Grundrisses zusammengefunden, wobei Initiative und Löwenanteil der Universität Münster mit vier Verfassern gehört, darunter dem Herausgeber Aloys Meister.*) Das Werk, ebenfalls zweibändig geplant, ist noch im Erscheinen, doch liegt der größere Teil vor, sodaß Urteil und Empfehlung möglich sind. Denn der „Grundriß" ist zwar zunächst für „Studierende", das heißt Studenten berechnet, dürfte aber auch den Studierten, soweit sie irgend Fühlung mit der gegenwärtigen Wissenschaft wünschen, sehr willkommen sein. Die Behandlung der politischen Einzelereignisse schließt er aus und bringt im ersten Bande außer den geschichtlichen Hilfswissenschaften (Paläographie, Urkundenlehre, Chronologie, Siegel- und Wappenlehre) eine durch Neuheit und Gediegenheit gleich beachtenswerte Arbeit über historische Geographie und dann die Quellen- und Geschichtsschreiberkunde, von der nur der zweite Teil, seit 1500, noch aussteht. Der zweite Band stellt dann dar: Wirtschaftsgeschichte, Verfassungsgeschichte, Rechtsgeschichte, Kirchenverfassungsgeschichte; von ihm ist etwa die Hälfte erschienen.

Das Gepräge des Ganzen ist dadurch gegeben, daß namentlich jüngere Gelehrte mit neuer Kraft und in frischer Sprache Zusammenfassungen ihrer Disziplinen gewagt haben, auch wo große, bewährte Handbücher vorlagen. Sie haben den Vorteil, in der wissenschaftlichen Bewegung der Gegenwart als die empfindlichsten Fühler dessen, was soeben entwickelt wird, drin zu stehn, sie sind sich aber auch fast durchweg der eigentümlichen Verpflichtung ihrer Aufgabe bewußt gewesen. So ist die Form im ganzen knapp — bei großer inhaltlicher, namentlich bibliographischer Fülle —, lebhaft und gut geworden. Wenn hier von einzelnem gesprochen werden darf, so seien besonders die kirchenverfassungsgeschichtlichen Teile empfohlen (Werminghoff und Sehling), während in der Darstellung der weltlichen deutschen Verfassung (Meister) bei den germanistisch-sprachlichen Ableitungen, die mit voller Sicherheit vorgetragen werden, öfter ein kräftiges Fragezeichen zu machen ist: Graf hat mit einem konstruierten garofjo etymologisch nichts zu tun, die Wurzel von Sippe bedeutet nicht Friede, mundtot darf nicht von dem altdeutschen Worte Munt (Schutz) abgeleitet werden. In der ältern Wirtschaftsgeschichte (Kötzschke) wird man sich dafür interessieren, den psychischen Charakter einer Periode in bezug auf wirtschaftliches Verhalten dem im einzelnen geschilderten Verhalten selbst vorangestellt zu finden. In der ältern Quellenkunde (Jansen) könnte man wohl die chronologische Vorstellung noch schärfer ausgeprägt und z. B. Einhard lieber vor Regino, Thietmar lieber nach Widukind behandelt wünschen. Zu bedauern ist, daß der Herausgeber, der in seiner Methodenlehre, wie üblich, Objektivität weiß und Subjektivität schwarz malt, in etwas gewöhnlicher Weise in dem Historikerstreit Partei genommen hat, indem er bemerkt, Lamprecht sei auf einen Satz Rankes „hereingefallen", Lamprecht habe das Kulturzeitalter des Individualismus — ein

*) Grundriß der Geschichtswissenschaft zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Leipzig, B. G. Teubner.

durch Lamprecht von Jakob Burkhardt her übernommner Begriff — „entdeckt“ usw.; doch sind diese Dinge so auffällig, daß sie schon bei geweckterm Studenten abprallen werden.

Der kleine Meyer. Wie alles in der Welt, so ist auch der Begriff „Kleinheit“ recht relativ. Man kann es den Gipfel der Bescheidenheit nennen, wenn das kleinere von Meyers zwei Konversationslexiken, dessen vor Weihnachten erschienener fünfter Band (Nordkap bis Schönbein) 991 Seiten zählt, Meyers Kleines Konversationslexikon betitelt wird. Daß auch dieser Band in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit steht, braucht nicht besonders gesagt zu werden; nicht empfehlen wollen wir das Werk, sondern nur das Erscheinen des neuesten Bandes melden. Um von dem, was uns besonders gefallen hat, einiges zu erwähnen: die Karten der Nord- und der Südpolarländer geben über den gegenwärtigen Stand der Polarforschung Auskunft. Der Artikel „Österreich“ veranschaulicht die geschichtliche Entwicklung der Monarchie mit acht, den Stand ihrer Industrie mit einer großen und den ihrer Landwirtschaft mit acht kleinen Karten; auch fehlen die Wappen sämtlicher Kronländer nicht. Eine Zeittafel der Päpste wird dem Liebhaber der Geschichte, ein Verzeichnis der Patentgesetze dem Industriellen willkommen sein. Von den zahlreichen technischen Artikeln, die alle genügend und zum Teil reichlich illustriert sind, seien nur Papierbereitung, Photographie, Säe- und Düngerstreumaschinen, Schiffbau, Schloß und Schlosser, Schnellpressen genannt. Der Musiker findet die Entwicklung der Notenschrift, die für Blinde eingeschlossen, der Naturfreund die Orchideen, die Raubvögel, die Schmetterlinge, eine gedrängte Pflanzenkunde samt Verteilung der Vegetationsformen über die Erde, jedermann einen Augenschmaus an schönen, zum größern Teil bunten Bildern. Von den ins Gebiet der Kunst einschlagenden sind mit solchen besonders die Artikel Ornament und Renaissance reich ausgestattet. C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Als Maître de Plaisir

werden Sie Salem Aleikum-Cigaretten schätzen lernen. Nichts ist in gleichem Maße geeignet, ein billigeres und ungetrübteres Vergnügen zu bereiten, als der Genuß von edlem türkischen Tabak in Form von Salem Aleikum-Cigaretten. • Echt mit Firma Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, • Inhaber Hugo Zietz. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Keine Ausstattung, nur Qualität.

Preis:	Nr. 3	4	5	6	8	10	
	3½	4	5	6	8	10	Pfg. das Stück.

Die Reichsfinanzreform

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel in Berlin

1

Unter dem Titel „Die Reichsfinanzreform, ein Führer“ hat die Vereinigung zur Förderung der Reichsfinanzreform ſoeben bei Hermann Hillger in Berlin eine 236 Seiten umfaſſende Schrift mit acht Tafeln und graphiſchen Darſtellungen herausgegeben, die als erſte von mehreren weitern dazu dienen ſoll, für die Geſamtheit der vorliegenden Probleme der Umgeſtaltung des Finanzweſens im Deutſchen Reiche eine umfaſſende und gemeinverſtändliche Überſicht zu liefern. Die Veröffentlichungen ſollen daran mitwirken, daß nicht Parteizwiſtigkeiten oder Sonderintereſſen die Löſung der Aufgabe der Reichsfinanzreform verzögern, oder daß auf der Grundlage unzureichend hoher Bewilligung die Finanznot, ſtatt gehoben zu werden, verewigt werde. Die Vereinigung wendet ſich deshalb mit einem zuverläſſigen Wegweiſer, an dem eine große Reihe hervorragender Praktiker, Politiker aller Parteien und Gelehrten mitgearbeitet hat, an die breiten Maſſen des Volks und der Steuerzahler. Die Beiträge ſind von verſchiednen Standpunkten aus geſchrieben, um alle Fragen aufzuklären und alle nationalen Richtungen zum Worte kommen zu laſſen. Sie will Kenntnis und Verſtändnis verbreiten nicht nur am heutigen Tage für den Tag, ſondern zu dauernder Vertiefung der politiſchen Einſicht unſrer Mitbürger.

Der vorliegende Band, der für 60 Pfennig käuflich iſt, iſt in drei Bücher eingeteilt. Das Buch I behandelt die Notwendigkeit der Reichsfinanzreform und erörtert zunächſt in einer Einleitung Finanz und Finanznot des alten Deutſchen Reichs, iſt alſo im weſentlichen von geſchichtlichem Intereſſe. Als Ergebnis der geſchilderten Entwicklung wird hingeſtellt, daß

das alte Reich nicht bloß finanziell, sondern überhaupt seiner ganzen innern Entwicklung nach scheiterte

1. daran, daß es das ihm anfangs aufs reichlichste zu Gebote stehende wirtschaftliche Hauptmachtmittel der Nation, den Grund und Boden, verschleuderte,

2. daran, daß es, da es so handelte, infolge der Desorganisation seiner Verwaltung die Möglichkeit jeder innern Exekutive verlor,

3. daran, daß es, auf diese Weise hilflos werdend, den Einflüssen der partikularen, in der Verfassung durch die Reichsstände vertretnen sozialen Gewalten derart anheimfiel, daß ihm eine Umbildung seiner Finanzen in irgendeinem dem dreizehnten Jahrhundert zeitgemäßen Sinne überhaupt nicht mehr gelang.

Es wäre, wie der Verfasser ausführt, so, als wenn heutzutage das Reich das heutige wirtschaftliche Hauptmachtmittel der Nation, ihren Kredit, durch ein leichtfertiges, stetig an Dimension zunehmendes Anleihewesen erschöpfte, dadurch auch zu einer Desorganisation des Dienstes in der Reichsverwaltung, vornehmlich in Heer und Marine käme und dann, endlich im Begriffe, sich im entscheidenden Momente noch durch eine einschneidende Finanzreform zu retten, bei den verfassungsmäßigen Vertretern seiner partikularen sozialen Gewalten, bei den Parteien, einen so hartnäckigen Widerstand fände, daß alle Maßnahmen, die helfen können, nicht zur Ausführung gelangten. Was sich aber im dreizehnten Jahrhundert zwischen entwickelter Naturalwirtschaft und primitiver Geldwirtschaft abgespielt habe, finde heute in Vorgängen zwischen entwickelter Geldwirtschaft und primitiver Kreditwirtschaft nur eine ähnliche Fortsetzung.

Das erste Kapitel behandelt sodann die politische Bedeutung der Reichsfinanzreform, und zwar zunächst die Reichsfinanzreform und die äußere Politik. In letzter Beziehung wird die finanzielle Kriegsbereitschaft des Reiches unter den bestehenden Verhältnissen verneint, da die Möglichkeit, die enormen, für die Führung eines modernen Krieges notwendigen Geldmittel rechtzeitig und ohne unnötige Erschütterung der in jedem Kriege schwer getroffnen heimischen Wirtschaft erhalten zu können, nicht bestehe. Die Frage, ob für Deutschland im Falle eines Krieges ausländische Geldmärkte offen stehen würden, möge abhängig sein von der internationalen Konstellation, werde aber nach den im Jahre 1870 gemachten Erfahrungen für die meisten Fälle verneint werden müssen. Es werde immer dem inländischen Markt die Beschaffung des allergrößten Teils der notwendigen Mittel auferlegt werden müssen. Ob und wie die nötigen Milliarden — sei es nun im Inland oder im Ausland — beschafft werden können, hängt einzig und allein von dem Kredit des Reiches ab. Dieser findet seinen Ausdruck in dem Kurse unsrer Anleihen. Wird die Kursbewegung der heimischen Anleihen

durch das System, das Defizit von Reich und Einzelstaaten durch immer neue Begebung von Anleihen und eine gedankenlose Vermehrung unsrer Schulden zu decken, weiter wie bisher vernachlässigt, so werden im Kriegsfalle bei dem niedern Kursstand unsrer Renten die nötigen Mittel nur mühsam und zu sehr ungünstigen Bedingungen zur Verfügung stehn. Abgesehen aber von der Eventualität eines Krieges liegt die Gefahr vor, daß die uns feindlichen Staaten im Vertrauen auf unsre finanzielle Schwäche uns bereits im diplomatischen Wege Aktionen einleiten, die, wenn man an die finanzielle Kriegsbereitschaft des Deutschen Reiches glauben wollte, niemals in Frage kommen würde.

Da aber die politische Macht eines Volkes nicht mehr allein auf seiner militärisch-politischen Stärke, sondern auf der Summe aller seiner Volkskräfte, der finanziellen und kulturellen so gut wie der militärischen und politischen beruht, so wird eine Ordnung der Reichsfinanzen, die eine Stärkung des durch die bisherige Anleihewirtschaft geschwächten und diskreditierten deutschen Geldmarktes zur Folge haben würde, eine Verbesserung unsrer internationalen Stellung herbeiführen, da dieser nur so imstande sein kann, fremde geldbedürftige Staaten von dem finanziellen Einfluß andrer Großmächte und seinen politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen zu befreien.

Nachdem des weitern an den ausländischen Preßstimmen zur Reichsfinanzreform nachgewiesen worden ist, daß das Ausland die allgemeine Bedeutung der Finanznot für die deutschen Verhältnisse durchaus erkennt, wird die Reichsfinanzreform in ihrer Beziehung zur innern Politik und schließlich die Stellung der politischen Parteien zu jener erörtert. Es wird mit Recht die Notwendigkeit einer langfristigen Finanzreform betont und darauf hingewiesen, daß der Zug unsrer Staatspolitik auf langfristige Bündnisse und Verträge politischer und wirtschaftlicher Art nach außen, langfristige Tarife und Vereinbarungen nach innen, Ausbau von Heer und Flotte auf Grund langfristiger Probleme, Sozialpolitik mit stetigem Fortschritt zu weitgesteckten Zielen gehe; nirgends eine unbedingte und unabänderliche Festlegung, aber überall ein weitausschauender Plan; auf dem Gebiete der Finanzen habe das gegenteilige Verhalten unheilvoll gewirkt; solle aber das politische Leben gesunden, so müsse das Jahr 1909 eine langfristige Finanzreform bringen.

Hinsichtlich der Stellung der politischen Parteien zur Reichsfinanzreform bemerkt die Schrift, daß die allgemeine Auffassung dahin ginge, daß diese Reform eine bittere Notwendigkeit sei; auch zweifle mit Ausnahme der äußersten Linken kaum eine politische Partei daran, daß die schlechte Finanzlage Deutschlands nicht aus einer schlechten wirtschaftlichen Lage des Volkes hervorgehe, sondern daß sie in allererster Linie auf politische Gründe zurückzuführen sei. Es sei nicht das Nichtkönnen, das die Finanznot

verschuldet habe, sondern der Widerstreit der politischen Meinungen; dem entspreche auf der andern Seite der Wunsch, nun endlich aber ganze Arbeit zu machen.

Was die Stellungnahme der Parteien zu den einzelnen Steuern, insbesondre zu den direkten und indirekten Steuern, betrifft, so hat auf diesem Gebiete die Debatte an Schärfe nicht nachgelassen. Noch immer betont die Linke die Schädlichkeit der Verbrauchssteuern, die Rechte die Gefahr, die mit direkten Reichssteuern verbunden wäre. Doch ist zu beobachten, wie auch auf diesem Gebiete bei dem Ernste der Finanznot die einigenden Ideen in den Vordergrund getreten sind. Das von der Reichsregierung aufgestellte Prinzip, man müsse bei der Finanzreform sowohl den Verbrauch wie den Besitz besteuern, findet fast in sämtlichen ernsten politischen Zeitungen einen Widerklang und wohlwollende Aufnahme. „Da es ebenso ausgeschlossen ist, den Bedarf ausschließlich durch indirekte wie ausschließlich durch direkte Steuern zu beschaffen, so bleibt eben nichts übrig als eine der Gerechtigkeit entsprechende, der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit angepaßte Verbindung direkter und indirekter Steuerformen." (Vossische Zeitung vom 2. Oktober 1908.) Auch die Absicht der Reichsregierung, jede Sondergewerbesteuer auszuschalten und die Steuern lediglich der Allgemeinheit, nicht dem Gewerbe aufzuerlegen, indem die Verbrauchssteuern nicht vom Fabrikanten oder dem Händler, bei dem sie erhoben werden, sondern von dem Konsumenten getragen werden sollen, findet rechts und links Anklang. Dieselbe Annäherung, wie sie für die Verbrauchssteuer zwischen den politischen Richtungen festzustellen war, ist bei den Abgaben auf den Besitz nicht wohl möglich. Hier stehn sich die politischen, ethischen und föderalistischen Anschauungen noch zu unmittelbar gegenüber, als daß es bisher möglich gewesen wäre, ein allgemeines Prinzip zu finden, innerhalb dessen nur noch die technischen Fragen unerörtert blieben. Aber auch hier wird ein Fortschritt anerkannt. Keine Partei wagt heute zu bestreiten, daß eine große Finanzreform nicht gemacht werden könne, ohne auch den Besitz heranzuziehen. Das soziale Empfinden hat in dieser Richtung Fortschritte gemacht, die vom ethischen Standpunkt aus nur freudig zu begrüßen sind.

Im zweiten Kapitel des Bandes wird dann die wirtschaftliche Bedeutung der Reichsfinanzreform dargelegt und zunächst das Interesse aller Erwerbsstände an ihr erörtert. Im Anschluß an die Ausführungen der Denkschrift zur Vorlage wird darauf hingewiesen, daß durch die infolge der planlosen Anleihewirtschaft herbeigeführte Steigerung des Zinsfußes alle Anlage- und Betriebskredit benötigenden Produzenten in Landwirtschaft, Industrie und Handel, ferner auch die Gemeinden und sonstige in wirtschaftlicher Entwicklung begriffne öffentliche Körperschaften in Mitleidenschaft gezogen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein der-

artiger hoher Zinsfuß die Konkurrenzfähigkeit des heimischen Gewerbes dem Auslande gegenüber beeinträchtigt.

Zwar darf das Hinaufgehn des Zinsfußes keineswegs allein der Anleiheausgabe im Reiche auf Rechnung gesetzt werden. Auch der erhebliche Geldbedarf der Einzelstaaten und Kommunen wie der gewaltige Kapitalbedarf der Industrie sind als wesentliche Ursachen anzusprechen. Dennoch hat die Erfahrung deutlich bewiesen, daß die gewaltigen Anforderungen des Reiches auf den Kapitalmarkt in stärkster Weise gedrückt haben, und es kann mit Sicherheit erwartet werden, daß ein Nachlassen in diesen Ansprüchen auch den allgemeinen Zinsfuß auf die Dauer günstig beeinflussen würde.

Die Reichsschuld steht heute schon auf 4250 Millionen. Zu diesen $4^1/_4$ Milliarden Schulden des Reiches treten noch $14^1/_4$ Milliarden Anleihen der Bundesstaaten und $7^3/_8$ Milliarden Anleihen der Kommunen, sodaß sich daraus eine Gesamtanleihelast von 26 Milliarden für Reich, Bundesstaaten und Kommunen ergibt.

Hinzu treten die sogenannten Schatzanweisungen. Nach den neusten Berechnungen des Reichsschatzamts waren 475 Millionen Schatzanweisungen im Umlauf, also der volle für 1908 deklarierte Kredit. Außerdem waren 100 Millionen auf den bewilligten neuen Kredit ausgegeben. Die Bedeutung dieser Zahlen tritt hervor, wenn man erwägt, daß im Kriege 1870/71 nur etwa 120 Millionen Mark Schatzanweisungen emittiert wurden. Die finanzielle Belastung, die das Reich in den neunziger Jahren durch Schatzanweisungen traf, machte etwa 300 bis 400000 Mark jährlich aus; im vergangnen Jahre ist sie auf $13^3/_8$ Millionen an Kosten des Diskonts und der Verzinsung gestiegen. Die Wirkung ist natürlich ein Druck auf den allgemeinen Zinsfuß. So oft sich der Diskont anschickte, wieder herabzugehen, kam das Reich mit seinen Schatzanweisungen an den Markt und trat der wünschenswerten Abwärtsbewegung entgegen.

Die Folge der Inanspruchnahme des Geldmarkts durch die starken Ziffern der Schatzanweisungen und des allgemeinen Anlagemarktes durch die Reichsanleihen fühlte in den letzten Jahren die deutsche Volkswirtschaft allgemein.

Des weitern wird dann ausgeführt, wie diese eben beschriebne Schuldenvermehrung auf die einzelnen Erwerbs- und Nährstände wirkt. Alle Stände sind in starkem Maße an der Gesundung der Reichsfinanzen interessiert: Landwirtschaft, Industrie, Handel und Bankwesen durch die Notwendigkeit billigen Betriebskredits; die Lohnarbeiter durch das Interesse an dem allgemeinen Wohlergehn der Erwerbsstände und insbesondre durch die Notwendigkeit finanzieller Grundlagen für eine Fortführung der Sozialpolitik; das sparende Publikum durch das Interesse an der Aufrechterhaltung des Kursstandes der Anleihen.

Für die Landwirtschaft sind hier die Schlagworte: Produktionssteigerung bei sinkendem, Produktionserschwerung bei steigendem Zinsfuß, insbesondre Meliorationen bei billigem Kredit. Auch die Entschuldungsmöglichkeit steht und fällt mit der Frage, ob der Zinsfuß sinkt oder steigt.

In der Industrie leidet namentlich die Exportindustrie bei teuerm Kredit, weil die hierdurch hervorgerufnen höhern Verkaufspreise den Konkurrenzkampf mit den fremden Ländern erschweren oder unmöglich machen.

Sehr zutreffend wird auch darauf hingewiesen, daß das volkswirtschaftlich zu außerordentlicher Wichtigkeit gelangte Baugewerbe nur gedeihen kann, wenn das Zinsniveau ein angemessen mäßiges ist. Ein höherer Zins ist geeignet, die Tätigkeit des Baugewerbes zu lähmen, und damit gerade gerät dann das fast alle andern Zweige der Volkswirtschaft alimentierende und von ihnen alimentierte Gewerbe in Stockung.

Über Reichsfinanzreform und Handel und Bankwesen werden die Äußerungen hervorragender Vertreter des deutschen Bankierstandes wie Paul Mankiewitz und Max Warburg angeführt, von denen Warburg insbesondre nachweist, daß die Folgen der Inanspruchnahme des Geldmarktes durch die Schatzanweisungen und des allgemeinen Anlagemarktes durch die Reichsanleihe auf Handel, Industrie und Landwirtschaft außerordentlich stark einwirken.

Alle die Kreise, die zusammengewirkt haben, durch einen Wandel der Handelspolitik die deutsche Volkswirtschaft auf gesundere Grundlagen zu stellen, haben jetzt ein Interesse daran, an der Wiedergesundung der deutschen Finanzwirtschaft mitzuarbeiten. Gelingt die Finanzreform nicht, so werden der Landwirtschaft die Gewinne aus den erhöhten Produktenpreisen wieder verloren gehn durch die Verteuerung ihrer Kredite, durch den erhöhten Zins für Hypotheken; die Intensität des landwirtschaftlichen Betriebs wird nicht gesteigert werden können, damit wird auch dieser wichtige Faktor der Volkswirtschaft als sich immer steigernder Absatzmarkt für die Industrie versagen, diese aber noch besonders beschränkt werden in ihrer Ausfuhr, weil sie mit den mit billigern Krediten arbeitenden ausländischen Industrien nicht konkurrieren kann, auch die internationale Machtstellung ihres Vaterlandes der seiner industriellen Hauptkonkurrenten nicht die Wage halten kann.

Für die Lohnarbeiter endlich ist die Finanzreform eben deshalb von vitalem Interesse, weil der Beschäftigungsgrad der Arbeiter in der Industrie wie in der Landwirtschaft nur dann ein zufriedenstellender sein kann, wenn Landwirte und Industrielle die Möglichkeit haben, Produktion und Absatz auszudehnen. Wie auf so vielen andern Gebieten, so ist auch hier der Vorteil von Arbeitgebern und Arbeitnehmern solidarisch. Auch die weitere Fortführung der Maßnahmen auf dem Gebiete der Sozialpolitik würde gehemmt werden, und die Interessen der Arbeiterschaft würden dadurch leiden, wenn es auf die

Dauer nicht gelänge, Ausgaben und Einnahmen des Reichs in Einklang miteinander zu bringen, insbesondre würde es unmöglich sein, die durch die sogenannte Lex Trimborn vorgesehene Witwen- und Waisenversorgung durchzuführen, da die zu diesem Zwecke bis jetzt zur Verfügung gestellten schwankenden Erträge der Getreidezölle nicht ausreichend sind.

Wie sehr das sparende Publikum im allgemeinen an dem Gelingen der Reichsfinanzreform nicht nur politisch, sondern auch allgemein wirtschaftlich beteiligt ist, habe ich versucht, in einem in Nr. 4 dieses Jahrgangs der Grenzboten (Seite 73 ff.) veröffentlichten Aufsatze „Der Sparer und die Reichsfinanzreform" darzulegen, auf den hier lediglich verwiesen werden darf.

Das allslawische Problem und der deutsche Nationalstaat

Von George Cleinow

Dieser Tage wurde von der deutschen Presse eine russische Stimme wiedergegeben, die im Journal des Débats etwa ausführte, die Slawen seien seit tausend Jahren vor dem Germanentum zurückgewichen, jetzt aber sei der Wendepunkt eingetreten, und die Slawen rüsteten sich zum Marsch gegen den Westen; das beginnende Jahrhundert gehöre der slawischen Welt. Selbst wenn man an dieser Großsprecherei einen gehörigen Prozentsatz in Abzug bringt, bleibt doch noch eine Fülle von Positivem übrig, das uns zwingt, dem Geschrei von Osten Gehör zu schenken. Es sei darum eine kurze Umschau über das slawische Problem gehalten, wie es sich in den letzten sechzig Jahren im Verhältnis zum deutschen Nationalstaat entwickelt hat.

1

Das allslawische Problem ist im Laufe des Jahres 1908 von neuem vor unsern Gesichtskreis getreten durch den gelegentlich der tschechischen Ausstellung zu Prag abgehaltnen „Allslawischen Kongreß". Seitdem will es aus den Erörterungen der slawischen Presse nicht mehr verschwinden. Jene Versammlung war die zweite Veranstaltung dieser Art, auf der wirklich Vertreter aller slawischen Stämme zugegen waren. Die erste hatte im Jahre 1848 stattgefunden, und zwischen beiden gab es mehrere lärmende Verbrüderungsfeste der Tschechen und der Russen, die die Presse richtig gewürdigt hat. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen den beiden Versammlungen

liegt in dem ausgesprochen anarchischen Charakter der ersten und in dem streng demokratisch-nationalen der zweiten. Im Jahre 1848 spielten Männer wie der russische Nihilist Bakunin eine hervorragende Rolle, während es der polnische Marquis Wielepolski nicht wagen durfte, sich öffentlich zu zeigen — auf dem letzten Slawenkongreß hielt sich im Gegensatz der tschechische Sozialist Mazaryk abseits, und strenge Nationalisten aus dem Bürgertum wie der Russe Bobrinski, der Pole Dmowski und der Tscheche Kramarz waren Wortführer. Hinter diesem Unterschiede steckt natürlich mehr als ein Personen- oder Parteiwechsel, dahinter steht eine gewaltige kraftstrahlende Entwicklung, dahinter steht ein sittliches und politisches Gesunden und Gereiftsein, die die Achtung und darum auch die Beachtung der gesamten Kulturwelt herausfordern. Ich betrachte es nun nicht als meine Aufgabe, die an sich sehr interessante kulturelle Seite der Entwicklung darzustellen, sondern die für uns augenblicklich wichtigere politische.

Nur auf ein Symptom des Kulturfortschritts sei hingewiesen, auf die Entwicklung der slawischen Sprachen. Auf dem letzten Slawenkongreß, dem ich durch Vermittlung russischer Freunde als Gast beiwohnen durfte, wurde ausschließlich in slawischen Sprachen geredet, und nur gelegentlich wurde von Slowenen eine deutsche Wendung eingeflochten, um den Sinn dieses oder jenes schwerer verständlichen Satzes ihrer Sprache genau zu präzisieren. Auf dem ersten Slawenkongreß wurde dagegen vorwiegend deutsch gesprochen, ebenso wie auf den meisten dazwischenliegenden Versammlungen. Die Brücke der Verständigung, eine allen zugängliche slawische Sprache, die vor sechzig Jahren fehlte, ist somit heute wenigstens für die Gebildeten der einzelnen Stämme in den Anfängen vorhanden. Verdanken die Slawen diesen Fortschritt vorwiegend auch deutschem Fleiß — denn die vergleichende Sprachforschung ist von deutschen Gelehrten geschaffen worden —, so ist damit doch ein Mittel gegeben, das wohl geeignet wäre, den politischen Zusammenschluß zu fördern. Jede der in Betracht kommenden Sprachen hat an die andern Konzessionen gemacht. In die russische sind polnische und tschechische Wortbildungen übergegangen, und in alle Sprachen und Dialekte sind russische, französische und sehr zahlreiche deutsche Worte und Wendungen eingedrungen, ohne Kampf, ohne Auseinandersetzungen, lediglich auf dem Wege des täglichen Verkehrs, den Handel und Wandel gegenwärtig so überaus nah und schnell gestaltet haben. Eisenbahnen, Telegraphen, Handlungsreisende haben die Annäherung der Sprachen praktisch mehr gefördert als Gelehrte, und Parlamente und Presse haben ihr täglich neue Ausdrücke zugeführt. Wie verschlechternd gerade die Parlamente auf die Sprache wirken können, beweist uns täglich die deutsche Presse in Wien und Petersburg. Der Sprachforscher, insonderheit der slawische Sprachforscher, wird nun den eingegangnen Verbindungen nach und nach die wissenschaftliche Weihe geben.

Wir müssen diesen Umstand im Auge behalten, denn die wirtschaftliche Entwicklung unsrer Zeit, die Ausgestaltung der Verkehrsmittel, die sich ja endlich auch den Weg durch den freien Äther gebahnt haben — alles drängt zur Überwindung von Entfernungen, zum Näherkommen auf materiellem wie idealem Gebiete. Stellen sich dann noch Strömungen ein, die sich von der natürlichen Annäherung politischen Nutzen versprechen, dann geht unzweifelhaft mancher daran geknüpfte Wunsch leichter in Erfüllung, als es die glauben, die einer solchen Entwicklung mißgünstig gegenüberstehn.

Nach dieser Feststellung scheint mir bei einer Gegenüberstellung des ersten und des letzten Slawenkongresses die wichtigste politische Tatsache darin zu liegen, daß, während der erste gegen das Staatswesen als solches demonstrierte, der letzte Kongreß nur zum Kampf gegen den Staat im deutschen Gewande rief. Früher glaubte man den Staat erst zertrümmern zu müssen, um das allslawische Ideal erreichen zu können, jetzt ist man überzeugt, das Ziel durch Umwandlung des innern Gehalts desselben Staats zu erreichen. Das anarchistisch-soziale Element ist somit gegen das nationale zurückgetreten, und das allslawische Problem ist von der Bühne utopischer Allerweltspolitik auf den realen Boden der Beziehungen zwischen zwei Nachbarn, nämlich den slawischen Volksgruppen und dem deutschen Nationalstaat, getreten.

Damit hat die allslawische Bewegung ihre Bedeutung als theoretisches Problem in eine solche als politisch-praktisches eingetauscht, und sie darf nicht mehr das Studienfeld einiger Stubengelehrter und privater Liebhaber bleiben, sondern muß unter die zeitgemäßen Fragen eingereiht werden, mit denen sich alle deutschen nationalen Parteien zu beschäftigen haben. Das betrifft auch die amtlichen Leiter unsrer Politik.

Bisher sind es nur zwei Gruppen von Angelegenheiten, die das amtliche Deutschland in Berührung mit den Slawen bringt: Handelsabkommen mit den einzelnen selbständigen slawischen Staaten, wie Rußland, Bulgarien, Montenegro und Serbien. Alsdann sind Bundesrat und Reichstag an ihnen beteiligt. Die zweite Gruppe umfaßt unsre Polennot in der Ostmark sowie Arbeiterfragen; sie wird unter Hinzuziehung des preußischen Landtags und des Herrenhauses bearbeitet. In den beiden Formen unsrer amtlichen politischen Beziehungen zur slawischen Welt kommt das panslawische Moment nicht amtlich zur Geltung und macht sich nur sporadisch in den Äußerungen der Presse sowie einzelner Abgeordneter bemerkbar. Die leider notwendig gewordne Stellung unsrer Polenfrage als interne Angelegenheit des preußischen Staates schließt — und das ist das gute daran — wenigstens einstweilen jede internationale Behandlung aus, während der russische Selbstherrscher die Verfolgung allslawischer Ideen bisher nur bezüglich der orthodoxen Brüder vom Balkan zu den Aufgaben der amtlichen russischen Politik gezählt hat. Das will heißen, im amtlichen diplomatischen Verkehr gibt es trotz des letzten

Slawenkongresses in Prag noch kein allslawisches Problem. Nichtsdestoweniger steht ein solches in aller Lebenskraft vor uns, und die Zeit scheint nicht mehr fern, wo es sich eben aus dieser Lebenskraft heraus amtliche Anerkennung erzwingen wird. Auch russische Zaren bleiben nicht ewig Selbstherrscher — auch ihre Stellung ist nicht abhängig allein von einem Gottesgnadentum im landläufigen Sinne, sondern von dem unabwendbaren Entwicklungsgang der Geschichte. Die slawischen Stämme sind dem ebenso unterworfen wie die germanischen, wenn sie für die gesellschaftliche Struktur auch nicht dieselben Formen gefunden haben. Das Wort von der Inferiorität der slawischen Rasse gegenüber der germanischen erscheint mir in diesem Zusammenhang eine gefährliche Phrase; sie verschleiert die sich unaufhörlich vollziehende Rassenmischung und die sich daraus ergebende Kräftigung.

Der Mittelpunkt der politischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und den Slawen liegt gegenwärtig in dem Verhältnis zwischen Rußland und Deutschland. Dieses Verhältnis darf in allen den Angelegenheiten, die einen unmittelbaren Verkehr zwischen den genannten Regierungen beanspruchen, als ein gutes, ja als ein freundschaftliches bezeichnet werden. Dagegen wird das Verhältnis seinem innersten Wesen nach geradezu als feindlich zu charakterisieren sein, wo Fragen der großen Politik im Vordergrunde stehn. Rußland und Deutschland sind Freunde durch die traditionellen Beziehungen ihrer Herrscherhäuser wie durch den engen zwischen ihnen bestehenden Handelsverkehr. Die gegenwärtige russische Regierung steht freundschaftlich zur deutschen Reichsregierung, solange sie keine Polenfrage kennt, sondern das Vorhandensein dieser Frage lediglich für Preußen zugibt. Anders in der großen Politik. Da sehen wir Rußland auf der Seite aller der Staaten, die uns unsre gewaltige Entwicklung, die uns die Schaffenskraft unsers Bürgertums nicht gönnen. Rußland ist mit Frankreich und Großbritannien verbündet und wird gegen uns losschlagen, sobald einer der beiden Staaten durch uns angegriffen wird. Die Interessengemeinschaft der drei Staaten liegt angeblich im nahen Orient, wo wieder angeblich Deutschland und Österreich-Ungarn den andern Mächten die Handelsfreiheit unterbinden wollen. Rußland hat gerade in den letzten Jahren gehofft, mit Hilfe Englands und Frankreichs den freien Ausgang aus dem Schwarzen Meer zu erhalten, sieht sich aber gegenwärtig eingeschlossener als je. Rußland hat somit wenig aus der Geschichte seiner Beziehungen zu England gelernt. Stets war Englands Politik darauf gerichtet, Rußland in Europa zu engagieren, denn die Gewinnung eines östlichen oder südlichen Meeres durch Rußland würde die Interessen Englands auf das empfindlichste verletzen. In Indien fühlt es sich fortwährend durch den russischen Bären bedroht. England hat aus diesem Grunde den Japaner zum Kriege getrieben und den Persischen Golf als eine Interessensphäre gekennzeichnet, in der Rußland nichts zu suchen habe. Wenn aber Rußland tatsächlich so unselbständig geworden sein sollte, daß es, dem Druck der britischen

Diplomatie nachgebend, seinen Drang an die östliche Küste aufgeben muß, dann wird es aus Selbsterhaltungstrieb gezwungen sein, im Norden und im Westen ein Ausfalltor für seinen Kräfteüberschuß zu suchen. Die Partei der russischen Politiker, die Englands Absichten richtig erkannt hat, trachtet nun danach, einen Stützpunkt zu finden, der geeignet wäre, England mit Hilfe einer eben nicht großen Flotte im Zaume zu halten. Dieser Stützpunkt kann aber dank den geographischen Verhältnissen nicht auf russischem Gebiet liegen. Darum liegt er in Norwegen, im Bezirk Tromsö oder in Finnmarken. Dorthin richtet der russische Generalstab tatsächlich schon lange seine Blicke. Als Etappe auf diesem Wege zum Atlantischen Ozean liegt die finnische Frage. Sie muß zunächst im allrussischen Sinne geregelt sein, wenn Rußland eine ungefährdete Verbindung zum Atlantischen Ozean haben will. Hieraus erklärt sich die russifikatorische Politik gegen die Schweden in Finnland, hieraus erklären sich auch die wirtschaftlichen Maßnahmen am Eismeer, die Besiedlung der eisfreien Murmanküste sowie deren Verbindung mit St. Petersburg durch einen Schienenweg. Ohne über den Stand der Frage eingehend unterrichtet zu sein, kann ich mitteilen, daß die Vermessungsarbeiten für die geplante Bahn schon im Jahre 1903 begonnen wurden, während die Besiedlung der Murmanküste schon seit zwanzig Jahren energisch betrieben wird.

Nun gibt es aber in Rußland eine große Partei, die mit Englands Stellung durchaus einverstanden ist, und die infolgedessen das Vordringen Rußlands über Finnland nach Nordwesten ebenso mißbilligt wie die ost- und zentralasiatischen Pläne. Für sie gibt es nur einen Weg, der Rußland angeblich zum Heile gereichen könnte — das ist der Bruch mit „Preußen", das ist der enge Anschluß an die Westslawen in der äußern und intensive Kulturarbeit in der innern Politik. Die zunächst zu überwindende Etappe sei aber die Aussöhnung der russischen Regierung mit den Polen, wobei vorausgesetzt wird, daß eine Aussöhnung von Volk zu Volk schon stattgefunden habe.*)

Damit kommen wir zu der allslawischen Frage, die hinter der großen Weltpolitik Rußlands lauert. Denn die größtenteils demokratischen Englandfreunde in der russischen Gesellschaft sind die tatsächlichen Erben der slawjanophilen Ideen, wenn sie auch den Zusammenhang mit den ältern Nationalisten entrüstet zurückweisen und für ihre Richtung den Namen „Neoslawophilen" geprägt haben — denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Aus dem Programm der alten Slawophilen ist vielleicht nur die Feindschaft gegen die römische Kirche gewichen.

Die russische Regierung ihrerseits sieht in den Polen nicht hauptsächlich slawische Brüder, sondern Träger des der russischen Staatskirche gefährlichen Ultramontanismus. Darum legt sie auf die Aussöhnung mit den Polen

*) Ausführlich in dem im Laufe dieses Jahres erscheinenden zweiten Bande meiner „Zukunft Polens".

solange kein besondres Gewicht, so lange sie nicht eine rücksichtslose Unterwerfung ist. Professor Dr. Hoetzsch hat diesen Ausdruck jüngst (in Schmollers Jahrbuch als zu weit gehend) beanstandet — er läßt sich jedoch aus der amtlichen Literatur des Heiligen Synod erklären. Den Beweis für meine Auffassung liefert aber die Behandlung der Polen in Rußland. Wenn wir allein die Maßnahmen der innerrussischen Politik während des Jahres 1908 an uns vorbeiziehn lassen, so stehn sie vor uns als eine ununterbrochne Kette von Demütigungen des polnischen Nationalgefühls sowie als Beschränkungen aller der Rechte und Freiheiten, die im Laufe des Jahres 1905 unfreiwillig gegeben worden waren.

Die seinerzeit in Aussicht gestellte städtische Selbstverwaltung ist bisher dem Zartum Polen ebensowenig beschieden worden wie die Sjemstwo oder die Geschwornengerichte. Dagegen wurde mit der polnischen Privatschule nach Möglichkeit aufgeräumt. Schon im Jahre 1907 begann man die polnische Matica zu schließen, die bekanntlich den Zweck hatte, die polnischen Massen nationalpolnisch zu erziehen.*) Im Herbst 1908 wurde die Warschauer Universität geschlossen und der nationalen Aufklärung der polnischen Massen ein Riegel vorgeschoben. Zugleich wurden auch alle sonstigen polnischen Privatschulen geschlossen, und einige tausend Kinder des einzigen Unterrichts beraubt. Die noch bestehenden Schulen müssen den Geschichts- und Geographieunterricht in russischer Sprache gewährleisten, und nur Mathematik, Naturkunde, Physik und neue Sprachen dürfen in polnischer Sprache unterrichtet werden. Diese immerhin nicht großen Konzessionen hat die Regierung überdies nur unter dem Drängen der dritten Duma bewilligt. Im November wurde die Bestimmung ergänzt durch die Forderung, der Geschichts- und Geographieunterricht dürfe nur von Personen orthodoxen Glaubens erteilt werden. Hierdurch sind zahlreiche polnische Lehrer, sogar solche, die schon dreißig Jahre an den staatlichen Schulen den Geschichtsunterricht geleitet hatten, auf die Straße geworfen worden.

Auf der andern Seite begünstigt die Regierung alle zersetzenden Erscheinungen in der polnischen Gesellschaft wie die Sekte der Mariaviten. Sie hat ihr vollständige Freiheit der Religionsausübung gewährt zu einer Zeit, wo sich selbst die fünfzehn Millionen russischer Altgläubigen und ihnen verwandte Sekten solcher Freiheit noch nicht erfreuen konnten.

Gegenwärtig wird an der Newa die von den Polen sogenannte vierte Teilung Polens vorbereitet, indem der lange gehegte und vielfach erwogne Plan erneut zur Beratung steht, die östlichen Kreise der Gouvernements Ljublin und Sjedletz an die benachbarten russischen Gouvernements anzuschließen — sie also der auf dem Code Napoleon beruhenden bürgerlichen Gesetzgebung im Zartum zu entziehen.

---

*) Ich habe über die „Matica" im März 1907 ausführlich an dieser Stelle berichtet Siehe Russischer Brief Nr. 5, Grenzboten I 1907, S. 545 bis 555.

Wir können somit in der amtlichen russischen Polenpolitik eine Ergänzung der preußischen Polenpolitik erkennen. Dabei dürfen wir uns jedoch nicht beruhigen. Denn mehr noch als unsre Ostmarkenpolitik ist die russische Westmarkenpolitik wesentlichen Schwankungen unterlegen, und geringer noch als unsre Erfolge sind die der russischen Polenpolitik. So haben zum Beispiel einige finanztechnische und wirtschaftspolitische Maßregeln des Herrn Witte eine Reihe von politischen Vorschriften hinfällig gemacht. Die gegenwärtige Haltung der russischen Regierung gibt uns keine Gewähr dafür, daß sie nun auch drei, fünf oder gar fünfzehn Jahre lang konsequent beibehalten wird. Gegenwärtig steht man in Rußland noch unter dem Eindruck der letzten Revolution, insonderheit der großen Eisenbahner- und Poststreiks, an denen hauptsächlich die Polen beteiligt waren. Schon in wenig Jahren — die Zeit heilt bekanntlich alles — kann der Eindruck verwischt sein, und wohl um so leichter, wenn von irgendeiner Seite politischer Zwang hinzutreten sollte. Und so erwarte ich und mit mir zahlreiche russische und polnische Politiker eine Wendung der russischen Politik den Polen gegenüber nicht so von der Duma als von der Regierung aus. Die teilweise Erfüllung der polnischen Hoffnungen machen die Russen abhängig von den amtlichen Beziehungen zu England. Eine wichtige Frage ist deshalb für die Russen und die Polen, wie viel englandfreundliche Elemente in die maßgebenden Kreise Petersburgs an den Hof und in die Ministerien gelangen. Und da ist es äußerst interessant, zu beobachten, wie gerade die mangelnde Bildung bei den Moskowitern die Veranlassung dafür wird, daß Nichtrussen den gedachten Einfluß gewinnen. Moskowiter haben nicht genügenden Bildungsüberschuß, um imstande zu sein, das gewaltige Reich mit eignen Kräften zu verwalten. Sie sind mit dem steigenden Fortschritt auch in steigendem Maße gezwungen, Fremdvölker, wie Deutsche, Polen, Letten, Esten, Kaukasier usw., ja sogar Juden, die doch strengen Ausnahmegesetzen unterworfen sind, in großer Zahl in ihre Beamtenkörper aufzunehmen. Die systematische, seit der Mitte der siebziger Jahre betriebne Hetze gegen das Deutschtum innerhalb und außerhalb Rußlands hat gegen die Aufnahme von Deutschen in die höchsten Stellen der Beamtenschaft einen solchen Widerwillen erzeugt, daß wir deutsche Namen immer mehr aus den Ranglisten verschwinden sehen. Wo wir ihnen aber begegnen, haben sie ihr Deutschtum meist längst abgestreift und dieser Tatsache unter anderm Ausdruck verliehen durch den Übertritt zum orthodoxen Glauben. Ich nenne die Namen Plehwe, Meyendorf, Graf Lambsdorf — ihre Zahl ist ganz wesentlich zu vermehren. Das hervorragend gute Beamtenmaterial aus Deutschen wird größtenteils ersetzt durch Polen und Letten. Ist es nun auch in friedlichen Zeiten politisch belanglos, ob das technische Personal von Post, Telegraph und Eisenbahn nicht durchgehends russisch bleibt, so muß es doch zur Aufmerksamkeit Veranlassung geben, wenn zum Beispiel aus den obersten Justizbehörden, vor allen Dingen aus dem Senat, das russische Element verdrängt wird. In den Senat können tatsächlich nur hervorragende Juristen und makellose Männer

gelangen. Früher spielte das deutsche Element aus dem Baltikum dort die Hauptrolle, jetzt treten immer mehr Polen ein. Eine persönliche Beobachtung an Ort und Stelle möge die Behauptung beleuchten. Im Jahre 1901 ist es mir zuerst aufgefallen, daß auf den Korridoren des Senats polnische Laute fielen — im Jahre 1896 klang noch überall in der Unterhaltung der Beamten die deutsche Sprache, im Jahre 1906 herrschte dagegen das polnische Idiom vor. Gegenwärtig haben wir einen Marineminister, den die Polen als ihren Landsmann reklamieren, und eine ganze Reihe von Direktoren in den verschiednen Ministerien, die mir als Polen bekannt sind. Der Einzug der polnischen Sprache in die Korridore der höchsten russischen Gerichtsbehörden ist mir neben tausend andern Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens ein Symptom dafür, daß ein wichtiger Teil der Staatsgeschäfte nicht ausschließlich von Trägern der russischen Staatsidee, sondern von Leuten besorgt werden muß, die nach Tradition und Erziehung eben dieser Idee feindlich gegenüberstehn. Wenn ich diesen Dingen eine besondre Aufmerksamkeit schenke, so geschieht das, weil ich fest davon überzeugt bin, daß jeder an der Politik irgendwie beteiligte Pole, sei es in Preußen, Österreich oder Rußland, an welchem Platze er auch immer stehn möge, daß jeder Pole dahin wirkt, der heutigen ideellen Polengemeinschaft den realen Ausdruck eines alle Teile umfassenden Polenstaats zu schaffen. Wer an der Berechtigung solcher Auffassungen zweifelt, blättre Wagners Polenspiegel durch, und er wird auf jeder Seite die Unterlagen finden.

Die polnische Idee hat somit ihre Werkzeuge bereits an den Stellen Rußlands, von wo aus sie im geeigneten Augenblick wirken können, und hinter ihnen steht die demokratische und fortschrittlich gesinnte russische Gesellschaft, die durch die Vermittlung der Polen endlich Anschluß an den Westen gewinnen will, an dem sie nach ihrer Auffassung durch die amtliche Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland verhindert wird.

Ehe ich auf die Konsequenzen dieser pénétration pacifique der Polen in den leitenden Stellen Rußlands näher eingehe, sei ein Blick zunächst vom Norden zum Süden geworfen — auf die Entwicklung der politischen Stellung der Slawen in Österreich-Ungarn. Die Südslawen interessieren uns zunächst in diesem Zusammenhange gar nicht. Ihre Stellung zum Deutschen Reich ist im Grunde genommen nur von Belang in Balkanfragen. Dagegen nötigen uns auch in Österreich die Polen das lebhafteste Interesse ab und nach ihnen die Tschechen.

Kaiser Wilhelm der Erste als Schriftsteller

Von Friedrich Braumann

1

Während des interparlamentarischen Preßkongresses in Berlin kam zur Sprache, daß unter andern Staatsmännern und Fürsten auch Kaiser Wilhelm der Erste zeitweilig unter die Journalisten gegangen sei. Das ist wohl der Mehrzahl unbekannt gewesen, und es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, aus dieser Tätigkeit einen meiner Ansicht nach sehr bezeichnenden Beitrag zu liefern. Bezeichnend erstens für die Gesinnung dieses bedeutenden Fürsten, bezeichnend aber auch für die Klarheit, mit der er seine Gedanken zum Ausdruck und allgemeinen Verständnis zu bringen wußte. Es gibt wohl heute keinen, der nicht der schlichten militärischen und königlichen Gestalt Wilhelms des Ersten rückhaltlose Bewunderung entgegenbrächte, aber weitverbreitet ist daneben die Anschauung, daß Kaiser Wilhelm nicht gerade ein Mann der Feder und der Wissenschaft gewesen sei. Diese irrige Meinung geht bis weit in die gebildeten Kreise hinein. Und doch erscheint auch auf diesem Gebiete die geistige Begabung Kaiser Wilhelms des Ersten in abgeklärter und gefestigter Form. Freilich liegt ihm auch hier alles Prahlende und Prunkende fern, auch hier überwiegt der militärische Grundzug seiner ganzen Anschauung und prägt sich in der einfachen und strengen Form der Gedanken und Sätze aus, aber niemand wird trotz dieser Einfachheit verkennen können, daß wir es mit einem ungemein klaren und das Gebiet beherrschenden Geiste zu tun haben. Natürlich darf man nicht zu den Leuten gehören, die von vornherein alles, was aus der Feder oder dem Munde eines Fürsten kommt, für eingelernt und nicht für eignes Können halten. Mir scheint, daß in der prinzipiellen Ableugnung aller wissenschaftlichen Fähigkeiten bei Fürsten, wie sie der echte Demokrat kundzutun pflegt, eine in das Groteske übertriebne Selbstverhimmelung der Klugheit und Fähigkeit des „freien Bürgers“ zum Ausdruck kommt.

Wir setzen der Heldengestalt des ersten Deutschen Kaisers überall Denkmäler. Wir geben ihm den Beinamen des Großen. Aber mir scheint noch wichtiger als steinerne oder erzne Denkmäler zu sein, daß wir auch die geistige Größe dieses Fürsten in allen ihren Äußerungen unserm Volke bekannt machen. Es sind sechzig Jahre her, daß im Dezember 1848 eine Broschüre erschien, die den Titel führte: „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die Deutsche Wehrverfassung.“ (Gedruckt bei A. W. Hayn.)

Das Bändchen ist 108 Seiten stark, und der Verfasser war der damalige Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm der Erste.*) Es handelte sich damals darum, eine Wehrverfassung zu geben, die für alle deutschen Staaten maßgebend sein sollte. Die Broschüre leitet ihre Darlegungen mit folgenden Worten ein:

Welcher deutsche Militär hätte nicht mit Spannung dem Erscheinen des verheißnen Entwurfs einer Wehrverfassung für Deutschland entgegengesehn? — einer Verfassung, welche dem ersehnten Zweck der größern Einheit und Selbständigkeit des gesamten Vaterlandes das bereiteste Mittel, ein schlagfertiges, kriegstüchtiges Heer bieten und durch eine wohlgeleitete Entwicklung der Nation — für welche man das einstige Reichsheer doch halten muß — die Sicherheit im Innern und das Ansehn nach außen wahren sollte.... Ein einheitliches Heer sollte hergestellt und doch die Sonderbedingungen der einzelnen Staaten berücksichtigt — die geringmöglichste Störung des einzelnen Individuums in seinen bürgerlichen Verhältnissen mit einer für den Krieg völlig und ausreichend vorbereiteten Organisation in einem Wehrsystem vereinigt werden.... Gerade weil wir keinen Augenblick die wirkliche Einheit Deutschlands aus den Augen verlieren und sie als den gemeinsamen Strebepunkt erkennen, wollen wir sie nicht durch eine Opposition gefährdet wissen, die zuverlässig entstehn wird, wenn nicht billige, gleichzeitig aber auch würdige und angemessene Rücksichten auf die Lebensbedingungen der einzelnen Staaten genommen werden. Eben weil wir nicht wollen, daß eine solche Opposition das Zustandekommen einer wirklich deutschen Wehrverfassung überhaupt in Frage stellen könnte, müssen wir wünschen, den gegründeten Anforderungen der Einzelstaaten Rechnung getragen zu sehen.

Wir sehen hier mit scharfer Deutlichkeit den Grundsatz ausgesprochen, den der Kaiser nie aus den Augen verloren hat: die Notwendigkeit der größern Einheit und Selbständigkeit Deutschlands, — wie er schreibt: den ersehnten Zweck; aber daneben die Wahrung der berechtigten und gegründeten Anforderungen der Einzelstaaten. Auf der andern Seite die felsenfeste Überzeugung, daß dieser Zweck nur erreicht werden könnte durch ein schlagfertiges kriegstüchtiges Heer, das ihm die beiden Hauptaufgaben erfüllen soll, die der friedliche Bürger von einem Staatswesen verlangen muß: „Einheit im Innern und Ansehn nach außen". Es ist, als ob das ganze Lebenswerk Wilhelms des Ersten in diesen knappen Sätzen gekennzeichnet wäre: die Einheit Deutschlands und die Wahrung der Einzelstaaten, aufgebaut auf das beste Heer.

In den weitern Ausführungen wendet sich der Prinz den speziellen Forderungen für das Heer zu. Aber wir werden sehn, wie klar er die wirtschaftlichen Verhältnisse dabei bewertet, und wie er bestrebt ist, „die geringmöglichste Störung des einzelnen Individuums in seinen bürgerlichen Verhältnissen mit einer für den Krieg völlig und ausreichend vorbereiteten Organisation zu vereinigen".

*) Abgedruckt in den „Militärischen Schriften weiland Kaiser Wilhelms des Großen Majestät." Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1897.

Der Entwurf, den die Broschüre zu widerlegen sucht, hatte behauptet, daß das preußische System für diese Wehrverfassung zum Vorbilde genommen sei. Dem widerspricht der Prinz auf das entschiedenste und weist das im einzelnen nach. Zunächst wendet er sich gegen die kurze Dienstzeit; dann aber fragt er mit Recht, ob vielleicht in dem preußischen System ein Vorbild zu finden sei für die nachfolgenden Forderungen, die der Entwurf aufgestellt hatte: „Die Beförderung außer der Tour durch Wahl der gleichgestellten Kameraden. Die Wahl der Vorgesetzten bei der Landwehr durch die Untergebnen. Die Aufhebung aller militärischen Erziehungsanstalten und der Kriegsschule. Die Abschaffung der Ehrengerichte. Die Überweisung der Soldaten an die Zivilgerichte wegen Bestrafung während des Friedens verübter gemeiner Verbrechen. Die Aufhebung der Bildungsanstalten für Militärärzte."

Weiter fährt der Prinz fort:

Nur wenn man glaubt, daß alle diese Einrichtungen, jede nach ihrem Teile, nichts zu dem beigetragen haben, was die preußische Armee im Laufe der Zeit geworden — nur dann würde eine Aufhebung oder wesentliche Modifizierung derselben gerechtfertigt sein. Wir erheben uns aber entschieden gegen eine solche Annahme und erkennen vielmehr in der geordneten und sorgfältig überwachten Zusammenwirkung aller dieser Einzelheiten sowie in dem ungestörten Ineinandergreifen derselben als Mittel zum Zweck den einzigen Grund, welcher dieser Armee die so schmeichelhafte Anerkennung des Wehrausschusses überhaupt verschaffen konnte, ihrer Organisation als einem Vorbilde nachzustreben.

Wer diese Mittel ändert, erdrückt den echten militärischen Geist des Heeres und überläßt sich Illusionen, über die er dereinst, und dann wahrscheinlich zu spät — weil auf dem Schlachtfelde —, enttäuscht werden dürfte!... Feind aller Theorien, die sich noch durch keine Praxis bewährt, hoffen wir in diesen Blättern unser Scherflein zu dem hochwichtigen Werke beigetragen zu haben, auf dessen Vollendung Deutschland mit Hoffnung und Besorgnis hinsieht. Darum erwarte man auch nur die Sprache des Praktikers, der seine auf lange Erfahrung und glückliche Erfolge gestützten Ansichten zum Wohle des Ganzen hier niederlegt.

Sollte es diesen Ansichten gelingen, Einfluß auf die definitive Feststellung der deutschen Wehrverfassung zu gewinnen, sollte durch Beachtung derselben das deutsche Vaterland dereinst ein ebenso mutiges als geistig und körperlich durchgebildetes, vor allem aber fest disziplíniertes Heer entstehen sehn, so würden wir darin den schönsten Lohn für unsern redlichen Willen erkennen.

Mit diesen bescheidnen Worten schließt der Prinz das Vorwort seiner Broschüre. Es ist für den Epigonen ein seltsam ergreifendes Gefühl, wenn man den Wunsch, der hier ausgesprochen wird, mit der glorreichen Erfüllung vergleicht, die er später gefunden hat. Derselbe Fürst, der in diesen bescheidnen Worten seinen Lebenszweck zu erkennen gibt, sollte später an der Spitze eines Heeres, wie er es sich in seinen kühnsten Träumen erdacht, die Einheit des Reiches, die Sehnsucht seines Volkes erfüllen.

Wir wollen im folgenden möglichst wortgetreue Auszüge aus den Bemerkungen zu der Wehrverfassung geben. Paragraph 3 der Wehrverfassung hatte die gesamte deutsche bewaffnete Macht unter die „Leitung" der Zentral-

gewalt stellen wollen. Der Prinz sagt dazu: „Das Wort Leitung ist verletzend für die großen Staaten, namentlich Österreich und Preußen. Einer Oberaufsicht durch Inspektionen, wie zur Zeit des Bundestages, würden dieselben nichts entgegenstellen."

Ebenso will er beim Paragraphen 4 „Befehl in Aufsicht" umgeändert haben. Scheinen das auch nur Kleinigkeiten, so zeigen sie doch deutlich die Gründlichkeit der Arbeitstätigkeit des Fürsten und die Beachtung der peinlichsten Rücksicht auf die Gefühle andrer. Sehr interessant sind die Ausführungen, die der Prinz zum Paragraphen 15 des Entwurfs macht, nach dem alle verfügbaren Wehrpflichtigen auch wirklich eingereiht und ausgebildet werden sollen. Er schreibt dazu:

Die Bestimmung dieses Paragraphen ist eine völlig unausführbare. Ist ein solcher Ausspruch erst Gesetz geworden, so muß er auch durchgeführt werden. Wir fragen aber jeden, der je mit dem Aushebungs- und Ersatzgeschäft zu tun gehabt hat, ob er an die Ausführbarkeit eines solchen Gesetzes glaubt?

Es soll kein verfügbarer Wehrpflichtiger uneingestellt bleiben! Welch eine Jagd nach Verfügbaren wird also gesetzlich angestellt werden müssen, damit keiner sich der Einstellung entzieht. Zu welch unerhörten Belästigungen, Streitigkeiten, Mißbräuchen und Unterschleifen muß eine solche Bestimmung führen, während sie in ihrer ganzen Schärfe doch unausführbar bleibt. Aber gesetzt den Fall, sie würde durchgeführt, wie stark würde dadurch die sogenannte ausgebildete Mannschaft werden. Der Bericht gibt pag. 3 an, daß nach den in Preußen gemachten Erfahrungen die Zahl der einstellungsfähigen Wehrpflichtigen in Deutschland jährlich 225000 Mann betragen würde. Da nun der erste Heerbann (bereites Heer) fünf Jahrgänge enthält, so würde demnach derselbe 1125000 Mann stark sein. Der zweite Heerbann enthält sieben Jahrgänge Wehrpflichtiger, würde also 1575000 Mann zählen, demnach das aktive Kriegsheer Deutschlands eine Stärke von 2700000 Mann erreichen.

Jeder Deutsche wird sich allerdings erhoben fühlen und stolz darauf sein, ein Heer zu besitzen, wie es bis jetzt kein Reich der Erde aufzustellen vermochte. Stellt man neben diese Zahl aber die Zahl der Kosten, welche jeder Deutsche für ein Heer von 2700000 Mann aufzubringen angehalten werden wird, so wird sich dieses Hochgefühl anders äußern.

Da der Bericht des Ausschusses sich wiederholt auf die Preußische Armeeverfassung bezieht, so folgen wir diesem Beispiel auch mit Rücksicht auf den Kostenpunkt. Aus der diesem Berichte beigefügten statistischen Übersicht des Aushebungsgeschäfts in Preußen ergibt sich, daß in diesem Staate jährlich gegen 90000 Einstellungsfähige ermittelt worden sind. Die Zahl der wirklich eingestellten Ersatzmannschaften beträgt aber nur 40 bis 45000 Mann, also nur die Hälfte der Zahl, welche die deutsche Wehrverfassung für Preußen feststellen will.

Da nun die Preußische Armee für den Fall einer Mobilmachung auf 500000 Mann angenommen wird, so wird sie nach obiger Ansicht auf die Chiffre einer Million gesteigert. Wie wird der schon stehend gewordne Satz, die Preußische Armee sei jetzt schon zu groß und durch das Budget von 24 Millionen Talern für dieselbe zu kostspielig, sich mit diesem Verlangen vereinigen lassen? Jede sachkundige und vorurteilsfreie Prüfung dieses Budgets wird nun zwar ergeben, daß dasselbe im Vergleich zu dem Zustande, in welchem die Preußische Armee sich stets befindet, keineswegs zu hoch ist, und die allerdings möglichen einzelnen Ersparnisse nie so bedeutend werden können, um eine erhebliche Verminderung der Kosten herbeizu-

führen. In welchem Maße müßte das Budget aber wachsen, wenn die Armee numerisch verdoppelt würde?

Da doch kaum anzunehmen ist, die Wehrverfassung beabsichtige nur um des Gesetzes willen alle Wehrfähige auszubilden, ohne die spätere wirkliche Einziehung, Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung derselben in Anschlag gebracht zu haben, sondern vielmehr die Absicht vorzuleuchten scheint, das deutsche Heer durch jene Ausgebildete auch effektiv auf die höchste Chiffre der ins Feld rückenden Macht zu bringen, so folgt daraus für Preußen die Verdoppelung, für fast alle andern deutschen Staaten aber die Vervierfachung des Militärbudgets. Die Möglichkeit dazu müssen wir geradezu in Abrede stellen.

Ist somit nachgewiesen, daß die Forderungen des Paragraphen 15 unerfüllbar sind, sowohl hinsichtlich der Sache selbst als der dazu nötigen Mittel, so erscheint die Streichung desselben folgerecht. In dem dafür vorgeschlagnen Paragraph ist das Verhältnis der Heeresstärke in Preußen maßgebend gewesen, wonach jeder deutsche Staat für den Fall eines Krieges inkl. Reserve- und Ersatztruppen drei Prozent der Bevölkerung schlagfertig aufzustellen hat. Ein Hauptgesichtspunkt aber, wenn es auf die Leitung und Aufstellung von Armeen ankommt, ist bisher ganz unerörtert geblieben. Es ist die Frage, ob allein die Zahl oder nicht auch die Tüchtigkeit der Truppen entscheidet? Wir entscheiden uns, wenn wir wählen dürfen, unbedingt für eine geringere Zahl, von deren Zuverlässigkeit man aber vollkommen überzeugt ist. Diese Zuverlässigkeit erzeugt sich aber nur durch die Erziehung des Soldaten, keineswegs durch seine Abrichtung allein. Soll nun aber eine übergroße Zahl ausgebildet werden, so kann die Zeit, welche jedem einzelnen zu widmen ist, nur unbedeutend sein; daraus folgt die Unmöglichkeit, eine zuverlässige Truppe heranzubilden; zuverlässig ist aber eine Truppe nur dann, wenn sie unter allen Umständen und Wechselfällen des Kriegsglücks treu, gehorsam und in Ordnung ausharrt. Diese Soldatentugenden sind aber nur erreichbar, wenn Vertrauen der Vorgesetzten zu den Untergebnen und umgekehrt vorhanden ist. Dieses Vertrauen läßt sich aber nicht in wenigen Monaten einexerzieren, sondern kann nur durch längeres Beisammensein, also Erziehung des Soldaten, erreicht werden.

Also auch dieser Hauptgesichtspunkt spricht gegen den Paragraphen 15, weil im Artikel IV die Dienstzeit so niedrig angenommen ist, daß eine Zuverlässigkeit der Truppen nach den eben ausgesprochnen Anforderungen unerreichbar erscheint. Der Entwurf entscheidet sich sonach für die Quantität, der Vorschlag für die Qualität als Prinzip.

Die hierbei niedergelegten Anschauungen werden auch dazu beitragen, das Bild zu korrigieren, das sich so manche von dem damaligen Prinzen machen, als ob er am liebsten alles dem Soldatentum geopfert hätte, ohne Rücksicht auf Kosten und wirtschaftliche Lage. Wir sehen hier ganz im Gegenteil, wie er als sorgsamer Berechner Bedenken geltend macht, die in der Hauptsache durch Rücksicht auf das Budget diktiert worden sind. Am prägnantesten kommt die ganze Auffassung von der Tüchtigkeit eines Heeres in den Erläuterungen zum Paragraphen 22 zum Ausdruck. In diesem Paragraphen 22 hatte der Entwurf als Dienstzeit bei der Infanterie höchstens ein bis zwei Jahre festgesetzt, wovon sechs Monate ohne Unterbrechung zur ersten Ausbildung zu verwenden wären. Bei der Reiterei und Artillerie sollte die Dienstzeit wenigstens zwei Jahre betragen. Das waren natürlich Grundsätze, die den Anschauungen

des Prinzen direkt entgegenliefen, und er schreibt mit dem ganzen Feuer der Überzeugung dazu folgendes:

Wer eine Armeeverfassung beurteilen will, fragt gewöhnlich zuerst nach der Dauer der Dienstzeit und nach dem Modus der Beurlaubung, um zu ermessen, ob 1. die Dienstzeit ausreicht, den Rekruten zu einem wirklichen Soldaten erziehen zu können, und 2. in welchem Verhältnis die Beurlaubung zu der Dienstzeit steht? Der Grundsatz, auf den es ad 2 ankommt, kann kein andrer sein als ein richtiges Verhältnis der Dienstzeit zur Beurlaubung, das heißt: beide müssen so abgemessen sein, daß das dem Soldaten Gelehrte und Anerzogne sich während seiner Beurlaubung nicht zu sehr verwische. Wenn man nun die Preußischen Heereseinrichtungen ins Auge faßt, so wird man einräumen müssen, daß hier durch Einführung der Landwehr ein Beurlaubungssystem in kolossalstem Maßstabe geschaffen worden ist. Die Beurlaubung umfaßt neun bis zehn Jahre, teils im Reserve-, teils im Landwehrverhältnis, während welcher eine zwei- bis dreimalige Einziehung auf vierzehn Tage stattfindet. Zu dieser langen Beurlaubung (die im gewöhnlichen Sprachgebrauch die „Verpflichtung zu den verschiednen Dienstkategorien" genannt wird) steht nun die Dienstzeit bei der Fahne in völlig richtigem Verhältnis, denn die bereits angeführte Dauer derselben für die verschiednen Waffengattungen ist eine ununterbrochne.

Der Schöpfer dieser Verfassung, Kriegsminister von Boyen, erkannte mit dem ihm eigentümlichen klaren Blicke, daß eine beurlaubte Landwehr nur dann innern Halt und Kriegstüchtigkeit haben könne, wenn die Mannschaften eine so feste und gediegne erste Kriegserziehung erhalten hätten, die es möglich macht, daß jene zwei- bis dreimalige Einziehung auf vierzehn Tage hinreicht, um das Erlernte wieder aufzufrischen und zu verlebendigen.... Aber auch in den neusten Tagen hat diese Landwehr Beweise ihrer Pflichttreue, ihres Gehorsams und ihrer Disziplin gegeben. Inmitten einer Krisis, wie sie so leicht kein Staat zu bestehn gehabt gegenüber den Wühlereien, die kein Mittel unversucht ließen, um das Volk zum Abfall von seinem rechtmäßigen Monarchen zu verleiten, konnte der König von Preußen ihr vertrauen. Er ruft fünfzig Bataillone Landwehr aus dem Herzen seines Volkes zusammen, und wie mit einem Zauberschlage stehn diese 50000 Mann unter dem Gewehr. Wahrlich, ein gleich ehrendes Zeichen für die Gesinnung des Volkes als für die wahre Soldatenehre!

Wodurch wurde nun ein so glänzendes Resultat möglich!

Allein durch die wahrhaft militärische Erziehung, die dem Preußischen Soldaten zuteil wird, in der Gewöhnung desselben an den Dienst, in der Art und Weise, wie ihm die Pflichten und Obliegenheiten dieses Dienstes zu eigen gemacht werden, und in dem Verständnis, warum diese überhaupt von ihm verlangt werden müssen. Zu dem allen aber gehört Zeit! Unbegreiflich erscheint daher die fast stereotyp gewordne Ansicht, daß ein Infanterist sich in sechs Monaten ausbilden lasse! Wenn darunter das bloße Ausexerzieren der Eingestellten verstanden wird, so ist sechs Monate eine zu lange Frist. In sechs bis zehn Wochen ist derjenige Grad der Ausbildung, welcher zum Eintreten in das Bataillon genügt, vollkommen zu erreichen. Was aber ist dann der Eingestellte geworden? Ein ausexerzierter Rekrut, aber wahrlich kein erzogner Soldat! Das ist es, was jene banalen Urteile übersehn. Schon bei Paragraph 15 haben wir gezeigt, wie die Zuverlässigkeit einer Truppe in der längern Erziehung derselben zu den wahren Soldatentugenden besteht, und wie hierzu namentlich das Vertrauen der Obern zu den Untergebnen und umgekehrt gehöre. Daß sich ein solches Resultat aber nicht in einem halben Jahre erzielen läßt, muß sogar dem Laien klar sein, um wie viel mehr aber demjenigen Offizier,

der über solche Verhältnisse ein gediegnes und gewissenhaftes Urteil abgeben soll, von denen die Zukunft einer Armee abhängt.

Wir hören in Gedanken schon die Äußerung fallen, daß ja in den Jahren 1809 bis 1812 in Preußen faktisch nur eine sechsmonatige Dienstzeit bestanden habe, daß die Landwehr 1813 durch lauter rohe Rekruten gebildet worden sei, und daß trotz solcher Elemente dennoch die Siege der glorreichen Kriegsjahre errungen wurden. Das ist allerdings gegründet. Aber unter welchen Umständen fand dies alles statt? Wer jene Zeit in Preußen erlebt hat, weiß, welcher Geist der Erbitterung im Volke lebte, wie es nur den einen Gedanken hatte, sich von dem feindlichen Joch zu befreien, welches sieben Jahre auf demselben lastete, woraus die Begeisterung und Hingebung erwuchs, die zu allen Opfern bereit war, als der König das Volk zu den Waffen rief. Eine solche Gesinnung erlaubt nicht den gewöhnlichen Maßstab an Verhältnisse zu legen, die unter andern Umständen nicht stichhaltig sein können.

Jene schon erwähnte sechsmonatige Dienstzeit in Preußen — das sogenannte „Krümpersystem“ — war eine ihrer ganzen Natur nach vorübergehende Einrichtung. Sie bestand darin, daß bei sehr starkem Präsenstande der Linienbataillone alle sechs Monate Rekruten eingestellt, nach diesem Zeitraum entlassen und sofort durch andre ersetzt wurden. Es leuchtet ein, daß ein solches unausgesetztes Rekrutenexerzieren das Material, dem diese Ausbildung obliegt, das heißt die Offiziere und Unteroffiziere im hohen Grade abnutzt, sodaß schon hieraus die Unmöglichkeit folgt, ein solches System auf die Dauer beizubehalten.

Das erste Auftreten der Landwehr, die 1813 nach kaum dreimonatiger Ausbildung dem Feinde entgegengestellt wurde, führte bei Löwenberg und Kulm Verluste mit sich, die eben nur dieser, wenn auch unabwendbar übereilten Formation zugeschrieben werden müssen. Niemand wird deshalb auf diese Teile der Landwehr einen Stein werfen wollen, denn an eine kurzexerzierte, noch in der Disziplinierung begriffne Truppe darf kein zu hoher Maßstab gelegt werden.

Nachdem die Landwehr durch die Zeit und Siege „feuerfest“ geworden war, hat sie gleiches mit den Linientruppen geleistet. Ob aber Erfolge, wie wir sie von dem Krümpersystem und von der Landwehr des Jahres 1813 gesehen haben, erreichbar gewesen sein würden, wenn nicht jener hohe moralische Aufschwung durch die Verhältnisse herbeigeführt worden wäre — dies dürfte wenigstens zweifelhaft sein. Am schlagendsten hat sich hierüber der Kriegsminister von Boyen selbst ausgesprochen. Wir erinnern uns nämlich einer Verhandlung über die Wehrverfassung Preußens, bei welcher ihm die Frage gestellt wurde, warum er denn das Krümper- und Landwehrsystem des Jahres 1813 nicht beibehalten habe, als es sich 1815 um die Organisation der Preußischen Armee gehandelt habe, indem jene Systeme doch unendlich wohlfeiler als das jetzige gewesen seien, worauf Boyen mit seiner bekannten Klugheit und Energie antwortete: „Weil ich etwas Besseres wollte, als was die Not geboten hatte.“ In diesen wenigen Worten liegt die volle Anerkennung alles bisher über diesen Gegenstand Gesagten.

Um einer kurzen Dienstzeit und schnellen Kriegsformation das Wort zu reden, wird man uns die ersten Kriegsjahre der Französischen Revolution von 1789 vorführen, vielleicht auch die letzten kriegerischen Ereignisse des Jahres 1847 in der Schweiz. Was die erstern betrifft, so darf man nicht außer acht lassen, daß

1. der Franzose sich unendlich rascher und leichter zum Soldaten ausbildet als der Deutsche,
2. daß ein neuer Geist in jene Nation gefahren war (wenngleich ein andrer als der, welcher 1813 Preußen durchdrang), der sie zu Taten anfeuerte,

3. daß in Napoleon ein Feldherr auftrat, wie ihn die Weltgeschichte nur selten aufzuweisen hat, wobei wir aber auch die Berichte Bonapartes an das Direktorium aus dem Jahre 1796 über den unglaublich mangelhaften Zustand seiner Armee in Italien nicht vergessen wollen,
4. daß trotz aller langen Kriege und Erfahrungen die Disziplin der französischen Armee zur Zeit des Unglücks noch nie aushielt,
5. daß jedem Militär erinnerlich sein wird, mit welcher ausgezeichnet ausgebildeten Armee Napoleon nach dem Camp de Boulogne auftrat, ein Lager, welches weit mehr aus dem Bedürfnis hervorging, eine eingeschulte und disziplinierte Armee zu erziehen, um England anzugreifen.

Was die kriegerischen Ereignisse der Schweiz 1847 betrifft, so mögen sie dem Laien sehr handgreiflich für eine kurze Dienstzeit mit langer Beurlaubung und seltner Nachübung sprechen. Nur wird dabei ein wesentlicher Punkt übersehen, nämlich daß sich Truppen von ganz gleicher Formation, aber sehr ungleicher numerischer Stärke gegenüberstanden. Hätte letztere Ungleichheit nicht in dem Maße stattgefunden, und einer der sich bekriegenden Teile hätte eine festere kriegerische Erziehung gehabt, so dürften, selbst wenn letzterer der Schwächere gewesen wäre, überraschend andre Resultate sich ergeben haben, wie sie sich wahrscheinlich jedesmal ergeben werden, wenn schlecht vorgebildete Truppen bessern gegenübertreten. Selbst die neuesten Erfahrungen der deutschen Freischaren dürften dieser Ansicht nicht entgegenstehen.

Nun aber auch ein Blick auf Truppen mit längerer Dienstzeit, als sie die deutsche Wehrverfassung für die Zukunft annehmen will. Wir wählen die Preußische Armee im Jahre 1848. Nie vielleicht hat eine Armee vom Schicksal so Schweres zu erdulden gehabt als die Preußische in diesem verhängnisvollen Jahre! Verhöhnt, verspottet, von allen Kunstgriffen der Verführung umstrickt, hat sie felsenfest und unerschüttert in ihrer Gesinnung und Disziplin dagestanden, hat ihre Schuldigkeit gegen jeglichen Feind mit einer Treue und Hingebung getan, welche dieser stets hochgestellt gewesenen Truppe aufs neue die Bewunderung der Welt erworben. Aber auch da, wo sie bisher unbekannt auftrat, wurde ihr ungeteilte Anerkennung von Freund und Feind, und zwar, wie man versichert, in einem höhern Grade als sie Truppen andrer deutschen Staaten zuteil wurde. Worin wurzelt diese Tatkräftigkeit, Ausdauer und Treue, welche solchen Eindruck hervorbringen kann? Nächst der Gesinnungstüchtigkeit, welche in der Mehrzahl des preußischen Volkes herrscht, allein in der Erziehung, welche dem preußischen Soldaten zuteil wird, in der Dauer derselben, durch welche es überhaupt möglich wird, wahre Soldatentugenden zu erzielen. Diese sind es, welche man den preußischen Soldaten anfühlt, wo sie sich zeigen — es ist der militärische Geist, der sich in allen Graden ausspricht, und der, von einem unübertrefflichen Offizierkorps getragen, sich über alle Glieder des Heeres verbreitet — es ist jenes schon öfter erwähnte Vertrauen der Vorgesetzten zu ihren Untergebnen und der Untergebnen zu ihren Vorgesetzten, welches sich in diesem Heere ausspricht, und welches ebenso zu Heldentaten auf dem Kampfplatze anfeuert als die Handhabung der Disziplin erleichtert. Solche Resultate zu erreichen muß jeder Militär, der über eine Wehrverfassung mitzusprechen hat, sich angespornt fühlen. Wer aber den Erfolg will, muß auch die Mittel wollen, und diese sind in der zwei- bis dreijährigen Dienstzeit gegeben.

Wir wissen sehr wohl, daß den Verteidigern einer längern Dienstzeit der Vorwurf gemacht wird, sie verlangten dieselbe nur, um den Truppen ein schönes Äußere anzuexerzieren, und daher wird auch wohl in den Motiven zum Artikel IV gesagt, daß freilich eine sechsmonatige Dienstzeit nicht durch Paradekünste verdorben

werden dürfe. Unsre Entgegnung auf diesen Vorwurf ist sehr einfach. Wir haben aus allem bisher Gesagten klar zu machen gesucht, aus welchen Gründen wir die angegebne Dauer der Dienstzeit für unerläßlich halten. Nicht eine äußerlich schöne Truppe ist unser Ziel, sondern die innere Tüchtigkeit derselben. Wenn nun aber diese wahrhaft militärischen Eigenschaften sich nur in längerer Dienstzeit erreichen lassen, so folgt daraus von selbst, daß während derselben alle Übungen zur Ausbildung des Soldaten sich öfter und fortgesetzt wiederholen müssen. Alles, was man anhaltend treibt, muß aber zu größerer Vervollkommnung führen, und so ergibt sich dann ganz von selbst durch anhaltende Dienstzeit auch eine vervollkommnete äußere Erscheinung des Soldaten, die nicht nur angenehm ins Auge fällt, sondern auch einer Truppe würdig ist. Daß sich bei einem längern Frieden Übertreibungen im sogenannten Drillen einschleichen, wollen wir nicht in Abrede stellen, aber man würde sehr falsch urteilen, wollte man eine gründliche Ausbildung bei einer im voraus gekannten längern Dienstzeit für unnütz halten oder sie als Paradekunststücke verspotten. Noch einmal also sei es wiederholt: weil der Soldat zu seiner Kriegstüchtigkeit einer längern Dienstzeit bedarf, so kann er während derselben auch eine ansprechende äußere Erscheinung sich aneignen.

Durch die ausführlichere Behandlung dieses für uns wichtigsten Gegenstandes der Wehrverfassung glauben wir die vorgeschlagnen Veränderungen im Paragraphen 22 hinreichend motiviert zu haben und sehen wir deren Annahme bei der einstigen Feststellung des Gesetzes selbst vertrauensvoll entgegen.

Das sind Worte, die noch heute zu Recht bestehen. Schöner und begeisterter kann wohl kaum für die sittliche Tüchtigkeit einer Truppe eingetreten werden, wie es hier der prinzliche Autor tut. Worte, die aus einem Herzen kommen, das mit seiner ganzen Liebe der Sache, die es verteidigt, gehört.

Ronda

Von K. Fincke

Es ist zu bedauern, daß Ronda, das Tivoli Andalusiens genannt, viel zu selten von fremden Besuchern Spaniens durchforscht wird. Es ist nicht nur eine in der Geschichte der iberischen Halbinsel hoch bedeutsame Stadt, sondern die Natur hat auch mit verschwenderischer Hand den Ort und seine Umgebung durch eine überreiche Fülle teils lieblicher, teils schaurig-schöner Gaben geschmückt. Ronda hatte nicht das Glück, durch bequeme Verkehrswege, wie Cordova, Madrid, Sevilla und Granada, in den Weltverkehr gezogen zu werden, und so lag es wie im Vergessenheitstraum da, bis es erst die neue Zeit durch Eisenbahnverbindung, die von Bobadilla nach Ronda führt und es mit Algeciras und Gibraltar verbindet, zugänglicher gemacht hat. Aber viele durcheilen im Dampfwagen nur die malerische Gegend, ohne Halt zu machen, und vielleicht auch, ohne zu wissen, welchen ungehobnen Schätzen der Naturfreund sowohl als der Historiker hier nachspüren kann. Der Ruhm der großen Namen hat

ungerechterweise den Rondas verdunkelt, aber der unbefangne Beobachter kann den Eindruck, den das wilde Felsental des reißenden Guadiaro bei Ronda auf ihn ausübt, getrost mit dem Bilde vergleichen, das ihm der Blick von dem Velaturm der Alhambra gewährt. Düstere, halbzerfallne Maurenburgen in der Altstadt Rondas versetzen uns in die Märchenwelt der Araber und erinnern uns daran, daß die Stadt, die heute kaum 20000 Einwohner hat, einst eine der glänzendsten und wichtigsten Städte der iberischen Halbinsel war.

Die lange Abgeschiedenheit hat zum Teil noch die Erhaltung der Nationaltracht bewirkt, in der besonders die benachbarte Landbevölkerung sehr malerisch aussieht. Reiter in Majotracht, die aus dem Gebirge kommen, verkörpern in ihren kraftvollen Gestalten und ihrem selbstbewußten Auftreten so recht den „stolzen Spanier". Die braune, offne Samtjacke, die mit Zieraten geschmückt ist, die bunte Seidenschärpe und der große, gerade Filzhut steht ihm auch ausgezeichnet gut. Niemals fehlen Stilet und Pistolen im Gürtel, mit denen sich viele der Landleute, die auch Schmuggler sind und von Gibraltar her Waren herübertransportieren, ihrer Haut wehren. Die Räuberromantik, die in der ganzen Pyrenäenhalbinsel von den Zeiten des Cervantes bis auf den heutigen Tag durch die Poesie verherrlicht wird, blüht hier noch in Wirklichkeit. Eine stattliche Menge von Soldaten, der Gendarmerie angehörend, „Zivilgarde" genannt, die man in Stadt und Umgegend antrifft, macht nicht gerade den Eindruck, als ob sie den Gesetzesübertretern im Ernstfall gar zu scharf zu Leibe gehen würde.

Bevor wir uns auf dem Eisenbahnwege Ronda nähern, durchstreifen wir einen Teil Andalusiens, der alles vereint, was die pyrenäische Halbinsel zerstreut besitzt. Wir fliegen an Baumwollen- und Zuckerrohrpflanzungen vorbei, an Orangengärten, Mais-, Weizen- und Roggenfeldern, an Kastanien-, Eichen- und Ölbaumwäldern, an Cistusheiden und grünen Viehtriften, an Wein- und Obstplantagen. Wir haben, von Bobadilla kommend, die letzten nördlichen Ausläufer des südandalusischen Berglandes bei Teba berührt — einem Städtchen, das uns an die Kaiserin Eugenie erinnert, da sie den Grafentitel in Verbindung mit diesem Namen führte. Dann geht es weiter über Almargen, wo wir in einiger Entfernung das Hügelland gewahren, das eine günstige Folie für das Flußtal des Guadalete bildet, durch das der Zug eilt, um südlich zwischen Kalkbergen in der Hochebne des Sentenil aufwärts zu steigen. An träumerischen kleinen Seen vorbei, durch Korkeichenwälder führt uns der Weg zuletzt auf die „Vega" von Ronda, die von Bergen eingeschlossen ist, und wir haben die Stadt erreicht, die, wie wir auf den ersten Blick erkennen, ihrer hohen, gesunden Lage wegen zur Sommerfrische sehr geeignet ist. Besonders die Einwohner von Gibraltar suchen Ronda gern zu diesem Zwecke auf.

Vom Bahnhof kommend sehen wir zunächst den weniger interessanten Teil, die Neustadt, Mercadillo, mit schmucklosen weißen Häusern. Wir müssen

eine lange, sich in ertötender Regelmäßigkeit hinziehende, kerzengerade Straße passieren, die völlig schattenlos ist, und in der schon im Vorfrühjahr, der Zeit unsers Besuches, die Strahlen der Sonne unbarmherzig wie ein heißes Bügeleisen wirken. Gar nicht schnell genug kann man dieser Pein entfliehn, um die „Alameda", oder „Placeo de la Merced" genannt, zu erreichen, einen mit hübschen Gartenanlagen geschmückten Platz, der einen herrlichen Blick auf die Altstadt und den in einer Tiefe von zweihundert Metern dahintosenden Fluß gewährt. Im Hintergrunde erhebt sich aus der Sierra de Grazalema der Cerro de San Cristobal mit seinen fünf Gipfeln, dem sich ein ganzer Gebirgskranz angliedert. An seinem Fuße, an der fruchtbaren Vega von Ronda, die an Bodenkultur der von Granada wenig nachgibt, steigt ein Plateau auf, das durch den Guadalevin, der hier auch Guadiaro genannt wird, in zwei Teile geschieden ist.

Es wäre vergebne Mühe, den überwältigenden Eindruck des Wassersturzes schildern zu wollen, den dieses Naturschauspiel voll wilder Romantik auf den Besucher ausübt! In schwindelnder Tiefe, halb von phantastischen Felsformen verdeckt, hören wir, von frischer Bergluft umweht, die Wasser des Flusses in donnerartigem Schwall dahinströmen. Und dieser ungeheure Abgrund, in den wir von der Brücke schauen, liegt mitten in der Stadt. Er hat den Charakter einer klaffenden Felsspalte, die sich nach unten erweitert. Oben auf der Straße setzt sich hüben und drüben das Trottoir fort, als hätte die neue Zeit keine Beziehung zu den Naturgewalten, die schon von den Mauren zu ihrem Dienst nutzbar gemacht wurden. Tief unten gewahren wir Überreste von Mühlen eigenartiger Gestalt, die zur Zeit der Maurenherrschaft in Betrieb waren. Üppige Vegetation sprießt um die verfallnen Bauwerke, klettert an den steilen Felswänden empor und überzieht sie mit verschlungnem Gewirr von Kaktuspflanzen, zwischen denen ab und zu schlanke Bäume des Südens aufragen. Oben an der Schlucht träumen kaum mehr kenntliche Fragmente eines ehemals berühmten Maurenschlosses von der lange verschwundnen Zeit ihres Glanzes. Erdbeben und Kriege, zuletzt die Invasion der Franzosen 1808, haben an seinem Ruin gearbeitet. Heute sind kaum einige Stellen des frühern Mosaikfußbodens mehr zu erkennen. Gras und Buschwerk wachsen zum größten Teil darauf, und einige hungrige Ziegen verunglimpfen mit ihrer Gegenwart diese historische Stätte. Aber den köstlichen Blick auf die Landschaft konnte ihr kein Wandel der Zeiten rauben. Den wußten schon die Römer, die noch vor den Mauren hier waren, zu schätzen, als sie auf der Spitze des Plateaus die „Arunda" erbauten, die heute „Ciudad" heißt und „Altstadt" bedeutet, während die nüchterne Neustadt von den „katholischen Königen" gegründet wurde, die Ronda noch ein Jahrzehnt vor Granada nach zwanzigtägiger Belagerung im Jahre 1485 eroberten.

Andre bauliche Überreste sind vom Schicksal etwas milder behandelt worden. So die jetzige Kirche Santa Maria le Mayor, die ursprünglich

Moschee war, woran die Überwölbung mit maurischen Kuppeln noch erinnert. Die christliche Zeit verlieh ihr gotische Seitenschiffe und eine Capilla Mayor im plateresken Stil, unter anderm auch Renaissancestuhlwerk mit Heiligenfiguren. Eine zum Fluß hinabführende unterirdische Felsentreppe mit 365 Stufen erinnert ebenfalls an die Maurenzeit. Sie wurde zur Verhütung von Wassersnot angelegt, die bei Belagerungen für die Stadt hätte verhängnisvoll werden können. Die Brücken Puente de San Miguel und Puente viejo stammen auch aus jener Zeit, ihre von dichtem Moos überzognen Steinornamente künden ihr hohes Alter.

Ein steiniger Weg führt uns aufwärts an der Stadtmauer entlang, die ebenfalls maurischen Ursprungs ist. Ein ganzes Stück Geschichte ist in dem dazu wie zum Bau fast der ganzen Altstadt benutzten Material verkörpert. Die Bausteine stammten nachweislich aus der altiberischen Stadt Acinipo, die in kurzer Entfernung vom heutigen Ronda lag. Dann herrschten nach den Iberern, den Ureinwohnern Spaniens, die Römer, und als es hier mit deren Macht vorbei war, die Mauren, die von den christlichen Königen Ferdinand und Isabella vertrieben wurden. Eine zwölf Kilometer nördlich davon gelegne armselige Ortschaft, heute „Ronda la Vieja" benannt, war eine alte Itererstätte von großer Bedeutung, wovon die Überreste eines einstigen Amphitheaters Zeugnis ablegen. Es macht einen ebensolchen weltabgeschiednen Eindruck wie das in einiger Entfernung von Sevilla liegende Italica mit seinem antiken Riesenzirkus, das auch zur Römerzeit glänzende militärische Pracht sah, deren Höhepunkt die „Spiele" bildeten.

Der moderne Spanier huldigt ihnen, wenn auch in etwas veränderter Form, noch heute, und zwar mit wahrer Leidenschaft. Das grausame Vergnügen des Stierkampfes gehört zum Rondalesen wie die Luft zum Atmen. Im allgemeinen weiß er nicht nur, sich nach allen Richtungen vortrefflich zu amüsieren, sondern er ist auch ein glänzender Gesellschafter. Geist und Witz beschleunigen den Fluß seiner Rede, deren Zauber oft von hinreißender Wirkung ist. Die einfachsten Leute verfügen über das Talent, zu improvisieren, womit sie unter Begleitung der Gitarre auch vor Fremden gern glänzen. Überall hört man in lauen Frühlingsnächten Séguidillas, Lieder, die der Erwählten des Herzens gelten, erklingen.

Die Gastfreundschaft in allen Kreisen der Bevölkerung ist groß. Fremde, die an Familien empfohlen sind, werden von einer „Tertullia", das heißt Abendgesellschaft, zur andern weiter eingeladen, eine gesellige Veranstaltung, die die liebenswürdigen Wirte zu keinen besondern Opfern veranlaßt. Die Bewirtung übersteigt niemals einige Süßigkeiten oder ein Gläschen Landwein, manchmal tuts auch nur ein Glas Wasser. Aber die geistige Nahrung bietet allen Ersatz, und die angenehmen Umgangsformen der Anwesenden machen uns jede dieser Zusammenkünfte zum Fest. Tanz mit Castagnettenbegleitung bildet den Höhepunkt der Genüsse. In den untern Kreisen kommen allerdings

bei solchen Gelegenheiten oft Eifersuchtsdramen vor, denn der Dolch sitzt dem heißblütigen Andalusier lose im Gürtel, und manches frohe Fest endet mit einer Bluttat.

Nirgends kann man besser andalusisches Volksleben in seiner vollen Originalität sehn wie auf der Messe — feria —, zu der besonders einfache Leute von allen Richtungen der Windrose hier nach Ronda zusammenströmen, und dann auch beim Stierkampf, wo der Maultiertreiber so gut erscheint wie der „Conde", der von seinem Schloß in den Bergen herkommt. Der Stierzirkus Rondas ist berühmt. Mit einer Vorstellung darin wird die Messe eingeleitet, und alles freut sich, wie die Kinder auf Weihnachten, in Erwartung des aufregenden Schauspiels.

Der Fremde, der sich nur schweren Herzens dazu entschlossen hat, dieser barbarischen Volksbelustigung beizuwohnen, genießt zunächst ein interessantes Schauspiel, das nicht auf die Nerven geht, vor Beginn der Vorstellung. Das Auge erfreut sich an einer reichen Fülle schöner, glutäugiger Mädchen und Frauen, die mit Eifer ihre Fächer schwenken, was in der dichtgedrängten Menge an das Wogen des Meeres gemahnt. Man legt zum Stierkampf ein vorschriftsmäßiges Kostüm an. Das hochfrisierte Haar wird mit einem prächtigen Riesenkamm in der Mitte des Kopfes gekrönt, davor steckt eine Reihe frischer Rosen in rot und gelb — den spanischen Farben —, das Ganze ist durch eine kostbare Mantilla von weißer Blondenspitze halb verschleiert. Diese Hülle setzt sich an der Taille fort, die von den wogenden Falten mantelartig umschlossen wird. Das schwere, weißseidne Schaltuch mit langen Fransen, das bei Tänzerinnen niemals fehlt, gehört eigentlich auch hierher. Aber es ist in Spanien, außer bei Vorstellungen, nicht mehr zeitgemäß. Doch nehmen die eleganten, jungen Damen dieses Tuch — dem Brauch entsprechend — in die Arena mit und hängen es ausgebreitet über die Logenbrüstung, was eine ganz reizende Folie für die brünetten Schönheiten abgibt.

Unruhig hat die Menge oft nach der Loge des Alkalden geblickt, der erst die Erlaubnis zum Beginn des Kampfspiels geben muß. Endlich erscheint er, von Musikfanfaren begrüßt. Dann treten in der mit Sand bestreuten Arena zwei Herolde auf, denen vier Picadores zu Pferde folgen. Sie tragen gelbe runde Mützen, ein mittelalterliches Wams und gelbe Lederhosen. Unter dem Anzuge ist eine vollständige Stahlrüstung verborgen, die an den Füßen, die durch kastenartige, dreieckige Metallhülsen geschützt sind, zutage tritt. Die Waffe ist ein langer Stab mit eiserner Spitze. Es folgen im Zuge sechs Capadores, die die Aufgabe haben, ihre Mäntel zu schwenken, um die Matadore bei gefahrdrohenden Angriffen des Stieres zu schützen, indem sie das Tier ablenken. Es folgen alsdann vier Banderilleros, die kurze mit farbigen Bändern umwundne Stäbe tragen, die mit Widerhaken versehen sind. Den Schluß machen zwei Matadore — die eigentlichen Kämpfer, deren jeder sechs der unglücklichen Stiere, die nacheinander auf dem Kampfplatze erscheinen, zu erstechen hat.

Vor der Tribüne des Alkalden angelangt, verneigen sich die Teilnehmer des Zuges feierlich vor dem Oberhaupt der Stadt, dann machen sie einen Rundgang durch die ganze Arena, bejubelt vom Publikum. Mit goldnem Schlüssel, den der Alkalde hinabwirft, öffnet man das Tor, durch das der erste Stier in den Raum tritt, feierlich von allen aktiven Teilnehmern, die Spalier bilden, erwartet. Schüchtern und scheu, zögernden Schrittes kam ein ganz junges Tier herein, das die Situation offenbar gar nicht begriff. Die Picadores schreckten es durch Lanzenstiche bald aus seiner Ruhe auf. Diese Männer müssen, wie sämtliche Kämpfer, dem Angriff des Stiers von vorn begegnen und dürfen das Tier niemals von der Seite verletzen. Um nun dicht herankommen zu können, ist den Pferden, auf denen die Picadore reiten, das rechte Auge verbunden, und so sind diese beklagenswerten Tiere von vornherein dem Tode geweiht, wenn des Toro erste Wut sich gegen diese wehrlosen Kreaturen wendet. Schon nach einigen Minuten war der Stier so gründlich in Harnisch gebracht, daß er nach den Stichen des Picadors diesen einfach mitsamt dem Pferde in die Höhe hob, nachdem er seine Hörner zwischen Sattel und Roß eingeklemmt hatte. Pferd und Reiter wurden mit einem Knalleffekt zur Erde geschleudert. Schnell lenkten nun die Capadores mit dem Spiel ihrer Mäntel das wütende Tier von seinen Opfern ab, und alsbald hatte es sich neuer Angreifer zu erwehren. Die Banderilleros walteten nun ihres gefahrbringenden Amtes. Es handelt sich darum, daß dieser Kämpfer dem Stier zwei der mit zierlichen Bändern umwickelten Stäbe zugleich von vorn ins Fell sticht, und zwar muß der Augenblick abgewartet werden, wo das Tier den Kopf senkt und Miene macht, den Angreifer auf die Hörner zu nehmen. Mit bewundernswerter Grazie und Schnelligkeit weiß der Banderillero im kritischen Augenblick zurückzuspringen, um das Feld einem ebenso gewandten Kameraden zu überlassen. Von den Widerhaken der Banderilleros sickern bald breite Blutbänder an dem Körper des Tieres herab.

Nun erfolgt der Hauptakt. Der Matador oder Espada tritt vor die Tribüne des Alkalden und grüßt diesen durch Abnehmen der Kopfbedeckung, die, um nicht beim Kampf verloren zu gehn, durch einen künstlichen kurzen Zopf gehalten wird. Der Anzug stimmt völlig mit den Kostümen überein, die wir in der Oper Carmen auf der Bühne sahen. Die Farben, grün und weiß mit Silber, standen der Erscheinung des berühmten Bombita vortrefflich. Der kaum zwanzigjährige Mann, der zwei Degen trug — einen in der rechten Hand, einen in der linken in wagerechter Stellung mit darüber drapiertem Mantel —, erwartete in der vorschriftsmäßigen Haltung sein Opfer, das er nicht eher angreifen durfte, als bis es quadrado, das heißt breitbeinig auf den vier Füßen vor ihm stand. Lange dauerte es, bis diese erwünschte Haltung erfolgte, inzwischen ermunterte der Fechter das Tier mit dem Anruf: Olé, Toro! das heißt „Paß auf, Stier!" Als es endlich so weit war, stürzte Bombita auf ihn mit gehobnem Degen zu, bereit, die Waffe in den zum Stoß geneigten Nacken seines Gegners zu senken. Es war ein Augenblick voll so grausiger

Spannung, daß wohl jedem Zuschauer das Blut stockt, als nun das Tier Miene machte, den Angreifer auf seine Hörner zu spießen. Aber schnell wie der Blitz entschlüpfte der gewandte Mensch, indem er den roten Mantel, die Capa, vor den Augen des Stieres schwenkte, wodurch das Tier momentan den Gebrauch der Sehkraft verliert. Die andern, dem Bombita zur Verfügung stehenden Capadores, die aber nur im Augenblick der äußersten Gefahr dazwischenspringen dürfen, um den Ruhm des Hauptkämpfers nicht zu schmälern, hielten sich noch zurück. Der zweite Angriff erfolgte mit einem Stoß des Fechters zwischen die Halswirbel. Aber nach einigen Sekunden schüttelte sich das Tier den Degen ab. Nun zischte das Publikum, denn es verlangt in seiner Mordgier, daß das Opfer gleich beim ersten Stich getötet werde. Mit dem dritten Angriff aber wußte der Espada die Scharte auszuwetzen. Der Stier schwankte, brach zusammen und wurde zur Abkürzung seiner Todesqual von einem Picador mit kurzem Dolch erstochen. Jetzt brach die Begeisterung im Zuschauerraume los, weil der Kampf „ein so glückliches Ende genommen" hatte. Man warf auf gut spanische Manier Feldflaschen, Hüte, Blumen und Fächer in die Arena, um den Gefeierten zu ehren, der mit dem herablassenden Lächeln eines Fürsten die Gegenstände aufhob und zurückreichte. Ein kostbares Geschenk durfte er behalten, es war eine mit Brillanten geschmückte goldne Uhr und ein ebensolcher Ring, das Geschenk einer dem alten Adel des Landes angehörenden jungen Marquesa.

Inzwischen hatte man durch drei mit Schellen und Bändern phantastisch aufgezäumte Maultiere den Stier sowie die verendeten Pferde hinausschleifen lassen, um den Kampfplatz frei zu machen. Dann trat Gallito auf, ein ebenfalls sehr beliebter Matador. Für jeden erlegten Stier bekommt der Fechter 5000 Pesetas, manche sogar 10 bis 15000. Man sieht, es ist bei diesem einträglichen Gewerbe nicht schwer, Millionär zu werden. Der berühmte Fuentes ist es schon lange, er tritt nur noch im Beisein des Königs auf. Er hat sich ein schönes Landgut gekauft, und da er auch hier aus Liebhaberei seiner frühern Beschäftigung gern huldigt, läßt er keinem seiner Stiere das Lebenslicht durch einen Schlachter ausblasen, sondern befördert sie höchst eigenhändig auf „künstlerische" Art ins Jenseits.

Wir konnten es nicht über uns gewinnen, der Vorstellung bis zum Schluß beizuwohnen und die Ermordung sämtlicher Stiere mit anzusehn, deshalb verließen wir den Zirkus lange vor dem Schluß. Sehr entrüstet waren darüber einige reizende junge Spanierinnen in unsrer Nachbarschaft, die sich dem Genuß mit wonnigem Grausen hingaben. Sie hatten sich als teures Andenken einen der blutgetränkten Banderillos, die im Sande der Arena lagen, um schweres Geld von den Angestellten, die den Kampfplatz säuberten, erstanden. Eifrig redeten sie auf uns ein, ihrem Beispiel zu folgen, und unbegreiflich erschien es ihnen, daß wir auf diese grausige Trophäe verzichteten. In einer längern Rede setzten sie uns auseinander, daß es doch keine köstlichere Unterhaltung gäbe als den Stierkampf und keine größern Helden aller Zeiten als die Matadores.

Zu unserm Erstaunen hörten wir noch, daß man sich mit der Unschädlichmachung der im Zirkus umgebrachten Pferde, deren Zahl oft einige zwanzig beträgt, weiter keine große Arbeit macht, sondern sie vom Felsenufer des Guadiaro einfach in den Fluß hinabwirft. Niemand bekümmert sich darum, ob dessen Wellen den Kadaver auch wirklich wegschwemmen. Bleibt einer oder der andre zwischen dem Geröll liegen, so regt sich kein Vertreter der öffentlichen Ordnung oder gar das Publikum darüber auf. Eine hygienische Überwachung scheint im schönen Lande der Kastanien gänzlich zu fehlen. Man kommt als Fremder hier überhaupt bald zu der Überzeugung, daß fast jeder Spanier alle möglichen Ungehörigkeiten mit solcher naiven Selbstverständlichkeit ausübt, als ob er ein verbrieftes Recht darauf hätte. Das sind eben Cosas de España — ein schwer übersetzbares Wort, dessen Bedeutung der Fremde, der im deutschen Vaterland an Ordnung und guten Ton gewöhnt ist, zu seinem Leidwesen auf spanischer Erde oft schwer empfindet.

Meisterwerke der Technik

Eine Kunstbetrachtung von Joseph Aug. Lux

Lange bevor die Architekten des neunzehnten Jahrhunderts über die stillose Zeit zu klagen anfingen und sich entschlossen, dieser Zeit ihren Stil zu geben, hatte der Ingenieur die Grundlinien festgelegt, die der Gegenwart ihre stilistische Physiognomie geben. Aber die neuen Formen waren noch zu wenig Gewohnheitsbild geworden, und niemand vermochte ihre Ästhetik zu erkennen und zu begreifen, daß eine neue Architektur im Werden war. Die Architektur des Eisens, die der modernen Zeit ihr entschiednes Stilgepräge verlieh.

Mehr als technische Ungetüme konnte die überwiegende Mehrzahl der künstlerisch Gebildeten in den modernen Großkonstruktionen nicht sehn. Ja John Ruskin, der große Kunstprophet des neunzehnten Jahrhunderts, hatte selbst erklärt, daß das Eisen der unmonumentalste Baustoff sei und nur als untergeordnetes Hilfsmittel bei der Innenkonstruktion in Betracht käme.

Ruskin war für das Kunstempfinden des neunzehnten Jahrhunderts der Kulminationspunkt, auf den wir mit Verehrung zurückblicken wie auf einen geheiligten hohen Berg, dessen Gipfel, in Wolken verhüllt, zeitweilig den Blitz und Donner entsendet, um das sündhafte Geschlecht zu strafen, das so widersetzlich gegen seine zehn Gebote der Kunst handelt. Für ihn waren die Dampfmaschine, die Lokomotive, die Eisenbahn Gegenstände der Abscheu.

Aber trotz der fruchtbarsten und erhebendsten Bibelworte läuft die Geschichte der Welt nicht in sich zurück. Die Menschheit hat sich an die Werke der Technik gewöhnen müssen, weil in diesen Werken der Technik der Ausdruck eherner Notwendigkeit liegt. Das neue Auge sieht an Stelle der Verwüstung das Geheimnis einer neuen Welt aufgehn, es empfindet, der Kunstgeschichte zum Trotz, die technischen Konstruktionen künstlerisch oder zumindest ästhetisch.

Kein Zweifel, daß die moderne technische Konstruktion unversehens eine künstlerische Herrschaft gewonnen hat und die Statthalterin der Königin der Künste, der Architektur, geworden ist. Wir können auf keinem Gebiete des modernen menschlichen Schaffens eine ästhetische Bestimmung einführen, die nicht aus dem rationellen Geist der Sachlichkeit, der Konstruktion und des Zweckes fließt. Dieses Stilgesetz ist so zwingend, daß sich nicht nur in den spezifisch technischen Erzeugungen, sondern auch in der modernen Kleidung, im Hausrat, im Kunstgewerbe, in allem, was unser gegenwärtiges Leben umkleidet oder veredelt, sein Gleichnis wiederholt.

Das Eisen als Baustoff hat verhältnismäßig ein überraschend junges Alter. Erst die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts brachte die zweckbewußte architektonische Anwendung dieses Stoffes, der bis dahin in der Baukunst nur die Rolle eines untergeordneten Hilfsmittels gespielt hatte. Groß und ruhmreich ist einzig und allein die kunstgewerbliche Vergangenheit dieses Metalls. Die alten Waffen, die schmiedeeisernen Gitter, der Stahl- und Eisenschnitt des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts bedeuten die künstlerischen Höhepunkte in der Verarbeitung dieses Stoffes. Aber erst das Maschinenzeitalter gab dem Eisen die weltbewegende Bedeutung, die es im Kulturkampf der Industrie einnimmt. Erst in diesem Zeitalter der Fabriken, der Eisenbahnen, der ungeheuern Brücken, der Ausstellungs- und Bahnhofshallen fing es an, sich als stilbildendes Architekturelement zu behaupten und eine neue Architekturperiode einzuleiten. Die Erfahrung lehrt, daß die materielle und technische Eroberung des Stoffes immer vorangeht, und daß die formschöpferische Kraft erst nach und nach den passenden sachlichen oder künstlerischen Ausdruck für die Materialeigenschaften finden kann. Die Geschichte des Eisenbaues ist so jung, daß an den noch bestehenden Werken die Stilentwicklung nachgewiesen werden kann.

In Schinkels Neuem Museum in Berlin, das von Stüler vollendet wurde, sind gußeiserne Säulen, mit korinthischen Kapitälen versehn, und die eisernen Bogenbinder reich mit Renaissanceornamentik verziert. In Halle steht ein Gasometer mit gotischen Ornamenten. Seit Viollet-le-Duc empfängt das Eisen die romantische Macht der mittelalterlichen Gotik, es hatte zur Zeit dieses Gelehrten und des von ihm beherrschten Architektengeschlechts noch nicht seine eigne Sprache gefunden. Daß gotische Steinpfeiler in alten Kirchen durch gußeiserne in demselben Stil ersetzt wurden, gehörte damals zu den Selbstverständlichkeiten. Die fünfschiffige Halle im neuen Oxforder Museum ist aus Eisen in durchaus gotischem Stil errichtet, und es muß sogar zugestanden werden, daß der Geist der Steingotik mit dem Wesen der Eisenkonstruktion eine starke innere Verwandtschaft zum Ausdruck bringt. Es darf nicht vergessen werden, daß die Architekten, die sich des neuen Baustoffes bedienten, am Steinbau geschult waren und obendrein nur in den Formen der Überlieferung zu denken vermochten. Die Aufzählung solcher Kompromißerscheinungen könnte ins Unendliche fortgeführt werden, und wir finden fast in jeder Stadt bis in die unmittelbare Gegenwart schlagende Beweise dieser Art.

Die offizielle Geburtsstunde des neuen Stils fällt in das Jahr 1851, als der Kristallpalast in London für die Weltausstellung errichtet wurde. Wie wenig der Zukunftsgedanke, der dem Bauwerk zugrunde lag, von den Zeitgenossen erkannt worden war, geht aus der Tatsache hervor, daß, wie eben erwähnt worden ist, in den folgenden Jahrzehnten erst die „historische" Entwicklung des Eisenstils vorübergehn und überwunden werden mußte, ehe das ästhetische Gewissen befähigt war, die Sprache des Materials und der Technik aus ihren

eignen Bedingungen heraus zu verstehn und der kühnsten und monumentalsten Schöpfung um die Jahrhundertmitte die gebührende Würdigung zu zollen.

Die erste eiserne Bahnhofhalle wurde in Liverpool zwar schon im Jahre 1851 dem Verkehr übergeben, in jenem Jahre, als der Eisenglasbau durch den Londoner Kristallpalast seinen Weltruhm erlangt hatte. Neue Maßverhältnisse bot fünfzehn Jahre später die Eisenglaskonstruktion des St. Pankraz-Bahnhofes in London, der als der erste große Weitraum anzusehn ist.

In der Maschinenhalle und in dem Eiffelturm vom Jahre 1889 sind die zwei Stützpunkte gegeben, auf denen die neue voraussetzungslose Architektur des Eisens beruht. Die Maschinenhalle zeigt den größten freitragenden Bogen ohne Pfeiler, der Eiffelturm den höchsten Pfeiler ohne Bogen.

Wodurch unterscheidet sich die Eisenarchitektur von der Baukunst? In welcher Beziehung bedeutet die Eisenarchitektur eine künstlerische Erscheinung?

Wir haben bei dem Vergleich, der in der Regel nur mit Unrecht geführt wird, auf der Seite der Steinarchitektur einen durch Jahrtausende gepflegten und traditionell gewordnen Formenwillen vor Augen, der den Begriff des Monumentalen in Massigkeit und in der Materialverschwendung begründet und auf der Seite der Eisenarchitektur den Grundsatz der Entmaterialisierung, dessen oberstes Gesetz in der größten Raumbewältigung mit den geringsten Mitteln besteht.

In Stein und Holz ist der Baugedanke restlos erschöpft und in einer Überlieferung, so alt wie die Menschheit, zum Abschluß gebracht. Im Eisenbau stehn wir im Anfang der Geschichte und vor einer Zukunft, die trotz des Bisherigen noch reich an Überraschungen sein wird.

Im Steinbau dominiert ein durch eine hohe künstlerische Vergangenheit ausgebildeter Formenwille, in der Eisenarchitektur ein in der Mathematik behaupteter rationeller Konstruktionswille.

Gewöhnlich liegt gerade bei den größten Werken der Baukunst der Fall so, daß die nachträgliche Berechnung diese Werke, die in voller Körperlichkeit und Größe den Jahrhunderten trotzend dastehn, in das Gebiet des Unmöglichen verweist. Hier in der Eisenarchitektur war der Entwicklungsgang allerdings insofern analog, als zuerst das Wagen und dann das Wägen kam. Aber das Wägen, mit andern Worten das Rechnen spielt in der Eisenarchitektur die weitaus größere Rolle als das Bauen.

Paxton, der Schöpfer des Kristallpalastes, Dutert, der Konstrukteur der großen Pariser Maschinenhalle, und der Ingenieur Eiffel hätten ihre technischen Monumentalwerke nicht im Wege der bloßen Rechnung finden können, ohne den schöpferischen Funken, der sie die Form vorahnen ließ, in den wichtigsten Umrissen wenigstens, denen sie mit dem Rechenstift nachfolgten. Der Eisenträger mit mehreren untergeordneten Abwandlungen auch Winkeleisen, T-Träger oder Profileisen genannt, enthält alle Charakteristik, die der Eisenarchitektur zukommt.

In der absoluten Schönheit stehn sie darum auch nicht den Werken der Baukunst nach, bei denen es ebenfalls Grundgesetz ist, „daß die Hauptlinien des Baues vollkommen seiner Bestimmung entsprechen". Das Profileisen ist also der Hauptnerv der Eisenarchitektur, der das gesamte Leben der Konstruktion trägt, die Kraft, das heißt die Widerstände des Lastens und Tragens aufnimmt, fortgepflanzt in immer luftigere Gebilde zerlegt und durch die Verteilung gegeneinander aufhebt oder ausgleicht.

Um die völlig eigenartige Schönheit dieser neuen Konstruktionen zu begreifen, dürfen wir sie nicht durch die Brille der traditionellen Baukunst ansehn.

Ja wir müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß die ästhetische Wertung der Eisenkonstruktion ins Gegenteil umschlägt, alle Unterscheidungsmerkmale in Betracht ziehn, die sie von der Baukunst unterscheiden. Allerdings hat es den Anschein, als ob in der Gotik mit den baukünstlerischen Prinzipien der Materialfülle und der kompakten Raumschließung gebrochen würde und im Wege der Entmaterialisierung eine Art von konstruktivem Gerüststil, der ähnlich wie in der Eisenarchitektur den Raum nicht durch Flächen umschließt, sondern nur durch Linien umschreibt, entstehn würde. Das ist der wichtigste ästhetische Unterschied, der die Baukunst von der Eisenkonstruktion trennt, deren Wesen sich in der konstruktiven Linie, in der Kraftlinie ausdrückt, die andern statischen Gesetzen gehorcht und andern Bestimmungen untertan ist als denen der räumlichen architektonischen Proportion.

Aber das bunte und bemalte Glas, die riesigen Glasfenster zwischen den schlanken Säulen und Rippen der gotischen Steinarchitektur sollten nicht wie in dem heutigen Glaseisenbau die Helligkeit heranführen und den Anschein erwecken, als ob man sich zwar geschützt, aber doch zugleich im Freien befinde, sondern diese bunten Glasfenster hatten die raumabschließende Aufgabe, das Innere von der Außenwelt abzusondern und das Licht farbig modifiziert und in gebändigten Fluten nur so weit hereinzulassen, als es der beabsichtigten künstlerischen Wirkung entsprechen sollte.

Von innen gesehn glich der Raum einem aus Edelsteinen gefügten Gehäuse, darin die bunten legendenreichen Fenster als die farbigen Schmucksteine und das Steinwerk als die Fassung dieser feurigen, dichterisch beseelten Juwelen glichen. Die störende Tageshelle, das Licht abzuhalten und nur ein Leuchten zu erzeugen, ein Farbensprühen im Andacht erregenden Dämmer, folglich den Raum gegen die Alltagswelt abzuschließen und in dieser feierlichen Umschlossenheit das Gefühl der Entrücktheit, die religiöse Ekstase zu gewähren, das war die Absicht der gotischen Kirchenbaukunst, die sich wie jede Baukunst von den andern Stilperioden nur durch die Eigenart in der Verwendung der Mittel unterschied.

Die Eisensprache und der Geist der rationellen Konstruktion aber weisen den neuen Baustoffen Glas und Eisen eine ganz andre Bestimmung an.

Kein ornamentales Element, das die Baukunst in Hülle und Fülle darreicht, darf hier hinzutreten, ohne als Störung empfunden zu werden. Das einfache Profileisen und die Nietenköpfe drücken alle furchtlosen Gedanken aus, die in diesem Material verwirklicht worden sind oder der Verwirklichung harren. Es ist schon gesagt worden, diese konstruktiven Gebilde haben die Aufgabe oder das Vermögen, lediglich Räume durch Linien zu umschreiben und durch Bogen zu überspannen. Das vermögen sie in einem unerhörten Umfange. Die Halle des Kristallpalastes oder der Pariser Maschinenausstellung umfaßt demgemäß Weiten, die es früher nicht gegeben hat, und die wir auch mit den herkömmlichen gefühlsmäßigen Bestimmungen der menschlich angemeßnen Raumverhältnisse nicht bewältigen können. Aber in diesem von einem Liniennetz eingefangnen Raum herrscht die allseitige unbestimmte Tageshelle.

Für unser Raumempfinden kommen in diesen Hallen nur die konstruktiven Linien der Eisenarchitektur, das Netzwerk, die Gitterträger oder die eisernen Rahmen der regelmäßigen Glasscheiben in Betracht.

Es wäre ein Exzeß von Geschmacklosigkeit, Wirkungen anzustreben, die nur der Baukunst zukommen und von dieser der Sakralkunst. Während andrerseits niemand leugnen kann, daß den technisch konstruktiven Werken, in denen

die Eisenarchitektur ihre eigenste Sprache redet, trotz der Kolossalität und der absoluten Größe das Prädikat geschmackvoll durchaus zukommt. Vor allem aber ist es die absolute Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, der Ausdruck der äußersten materiellen Ökonomie, der straffen, geistigen Disziplin, der diesen Gebilden das Recht auf die ästhetische Anerkennung sichert.

Ohne selbst mit den herkömmlichen Begriffen der Baukunst übereinzustimmen und ohne aus den Händen von Künstlern in einem überlieferten Sinne hervorgegangen zu sein, können Gebilde wie diese künstlerisch wirken, wenn sie auf diese hier erklärten Bedingungen und auf ihre Folgerichtigkeit hin erkannt sind. Diese Wirkung kommt den modernen Meisterwerken zu. Es ist eine Frage an die Zukunft, ob es eine entscheidende Reform im Wesen der Großkonstruktion bedeuten wird, wenn der moderne Künstler gemeinsam mit dem Konstrukteur die Form der technischen Gebilde namentlich in der Eisenarchitektur bestimmen wird. Unter Umständen kann es eine Veredlung im einzelnen bedeuten, so gut wie es auch ästhetisch ein Unglück sein kann. Es kommt auf den Künstler an. Das heißt darauf, ob der Künstler genug Ingenieur oder der Ingenieur genug Künstler sein wird.

Künstlerisch begreifen wir alle technischen Werke der alten Kultur, Fabrikanlagen, Krane, Sägemühlen, alle landwirtschaftlichen Bauwerke, das Bauernhaus so gut wie das alte schlichte Bürgerhaus, sobald wir an diesen Werken eine sachliche Schönheit nachweisen können. Sachlich waren so ziemlich alle Nützlichkeitswerke bis vor 1850 und selbst in einer so dekorativ betonten Zeit wie im Barock.

Die modernen Maschinen, die Eisenkonstruktionen, die technischen Werke, die Fahrzeuge waren die Erzieher jenes gesteigerten Sachlichkeitsgefühls, das für die moderne Ästhetik die wichtigste Grundlage abgibt.

Nur auf diesem Wege ist es möglich, den Schönheitswert und die künstlerische Berechtigung der neuen Formen zu ermessen, die durch den neuen Baustoff, das Eisen, entstanden sind. Die neuen Weiten, die neuen Höhen, die neuen Linien, die Offenbarung neuer statischer Gesetze, neuer Kräfte, die in den eisernen Trägern wirksam sind, ihre Energien in immer luftigere Gebilde zerlegen und auf unerhörte Spannungsweiten überleiten.

Eine neue künstlerische Steinmasse, Beton, die flüssig in jede Form gebracht werden kann und verhärtet gegen Druck jeden Widerstand leistet, unempfindlich gegen Frost und Hitze, an keine bestimmte Form gebunden, sondern vielmehr mit einer unbegrenzten Formfähigkeit begabt, das ist die Natur des neuen Stoffes, die zwar im Aussehn dem Stein, im Wesen aber dem Gußmetall gleicht. Dem Steinmaterial wird gleichsam als zähe Sehnenstränge das Eisen beigesellt, in Form von Netzen, Stäben, Gerüsten und Gerippen. Diese Vereinigung scheidet die Nachteile der beiden Verbindungsteile aus und summiert ihre Vorzüge. Das Eisen verschwindet in dem feuersichern Panzer, der es auch gegen Rost unempfindlich macht, der Beton vermehrt seine Druckfestigkeit durch die Zugfestigkeit des Eisens, und beide Teile empfangen erst in dieser Vereinigung eine geradezu ideale konstruktive Zuverlässigkeit.

Der Betonbau hat eine künstlerische Eigensprache insofern noch nicht erreicht, als er nur die quantitative Übertragung der überlieferten architektonischen Grundform darstellt. Nebenher hat er schon eine leise Veränderung der Gebäudephysiognomie bewirkt, wenn man bedenkt, daß ein alter Kuppelbau ohne mächtige Widerlager nicht möglich ist, die die Parabellinie der Druckspannung von der Kuppel innerhalb der geschloßnen Mauermasse zur Erde führt, während

die moderne Betoneisenkuppel diese Widerlager völlig überflüssig macht und von einem eisernen Ring in sich zusammengehalten frei und leicht auf der Gebäudeform aufsitzt.

Wo über die zweckdienliche statische Form hinaus noch ein gewisses formales Leben an der Fläche erwünscht ist, dort bieten sich mehrere einwandfreie künstlerische Möglichkeiten für den Betonbau dar. Eine materialgerechte Flächenverzierung kann sich durch die hölzernen Leerformen ergeben, in die die Stampfmasse eingefüllt und zum Erhärten gebracht wird. Durch verschiedne hölzerne Auflager in der Leerform kann eine rhythmisch geordnete Folge von reliefartigen Eindrücken entstehn, wie etwa kassettenartige Vertiefungen, die eine technisch berechtigte künstlerische Wirkung ergeben und dem Formensinn einen gewissen Spielraum überlassen. Die Plastik und namentlich die Keramik kann als besondres Werkstück hinzutreten und mit dem raumumschließenden, Flächen und Nischen ergebenden Betonwerk in einen raumkünstlerischen Zusammenhang treten, oder es können direkt farbige reliefartige Fliesen in die Wandung eingesetzt werden und je nach Gestalt der Verhältnisse einen geläuterten künstlerischen Willen verraten.

Hier also, auf dem technischen Gebiete, liegen die Keime einer neuen Architektur. Denn um was es sich in der Technik im letzten Grunde handelt, ist die Herstellung von Kontakten mit der Natur außerhalb uns, die Erweiterung des Machtbezirks unsrer Organe und Nerven. Unsre Stimme und unser Arm wollen über den Ozean reichen, wir wollen Länder verbinden, räumliche und zeitliche Entfernung verkürzen, durch das Kabel, den Schnelldampfer, die Kraftfahrzeuge, durch mannigfache Verkehrseinrichtungen, durch Schienen-, Brücken-, Tunnelbauten, durch Organismen aller Art, deren Form aus der Notwendigkeit und der sachlichen Bestimmung hervorwächst, durch keinerlei vorgefaßten Stilbegriff aus der Vergangenheit belastet. Hier also ist Leben. Ein neuer Begriff der Raum- und Formgebung entsteht, ein neuer Architekturbegriff, ein neuer Schönheitsbegriff.

Der Parnassus in Neusiedel

Von Fritz Anders

(Schluß)

Einige Tage später saß dem Herrn Professor Icilius in seiner Studierstube sein Herr Schwiegersohn Wenzel Holm gegenüber. Der Professor hatte seine Weste bis oben hin zugeknöpft und war sehr ungnädig. — Sie sind davongegangen, als hätten Sie hier nichts zu versäumen. Sie haben Ihre Angelegenheiten zurückgelassen als eine rudis indigestaque moles, Sie haben Arm in Arm mit diesem Buttervogel, dieser Dienerin der Aphrodite Pandemos den Parnaß stürmen wollen. Und nun Sie sich die Flügel gebrochen haben und aus dem poeta laureatus nichts geworden ist, kommen Sie da wieder, und es soll alles wieder gut sein. Meinen Sie, daß Wunden, die einem Frauenherzen geschlagen worden sind, heilen wie ein Mückenstich? meinen Sie, daß Luzie Ihnen, wenn Sie heimkommen, die Tür

bekränzen wird? daß Sie Ihnen entgegenfliegt! Mein Herzenswenzel, jetzt bist du wieder da, nun ist alles wieder gut? Sehen Sie, Luzie ist die Tochter des alten Cato, und der alte Cato weiß, was er seiner Ehre schuldig ist. Ich sage Ihnen, wenn es nach mir gegangen wäre, so wäre sie keine Stunde in Ihrem Hause geblieben. Aber sie brachte das Opfer. Verstehen Sie wohl, Luzie brachte das Opfer, dazubleiben und Ihre alte verlassene und gelähmte Mutter zu pflegen und Ihre Finanzen in Ordnung zu halten.

Der Cato war aufgesprungen und heftig gestikulierend, wie er es in der Klasse zu tun pflegte, vor den Sünder getreten. Dieser saß zerknirscht auf seinem Stuhle und ließ den Kopf hängen. Ja, sagte er, Sie haben Recht. Sie sehen einen Menschen vor sich, der die Flügel gebrochen hat, und der sich nach einem stillen und sichern Winkel sehnt. Ich habe mich über mich selbst getäuscht, das war bitter. Ich habe mich selbst verloren, das war noch bittrer. Ich habe vor dem Gedanken gestanden, ob es nicht das beste sei, dieses verpfuschte Leben wegzuwerfen.

Katzenjammer! schaltete der Professor ein.

Eins hat mich festgehalten — sie! Sie, an der ich viel gutzumachen habe. Und die wollen Sie mir nehmen? Zwischen sie und mich wollen Sie mit Ihrer römischen Ehre treten? Sie können es nicht. Ich weiß, Sie können es nicht. Nein, Sie selbst sollen zu Luzie gehn und sagen: Er ist wieder da, er hat sein Unrecht schwer gebüßt, er bereut es, nimm ihn wieder auf.

Sie — dhaaa! rief der Professor im allerhöchsten Erstaunen. Den Teufel werde ich tun. Aus Ihnen redet der Katzenjammer, weiter nichts. Was gilt es? Sie werden gleich damit herauskommen, daß Sie sagen: Dha! Luzie war meine Muse, ich habe sie verkannt, aber nun habe ich sie gefunden.

Das will ich auch, entgegnete Wenzel Holm. Ich weiß jetzt, was ich an ihr hatte, und daß ich ohne innern Halt war, und daß dies der Grund meines Mißerfolges gewesen ist. Aber nicht um neue Häuser handelt es sich, sondern um den Aufbau des alten. Und dazu sollen Sie mir, dazu müssen Sie mir helfen.

Der Professor war sehr ungnädig, hielt catonische Reden und schob seine altrömischen Grundsätze vor. Im Grunde jedoch hatte er ein weiches und gar nicht altrömisches Herz, und dieses ließ sich überreden. Er nahm seinen Schwiegersohn am Arm und führte ihn zu Luzie.

Dha, sagte er eintretend, da bringe ich dir deinen Mann.

Luzie saß am Schreibtische. Als sie ihren Mann eintreten sah, wurde sie blaß bis an die Lippen.

Luzie, vergib, sagte Wenzel. Ich komme heimatlos. Nimm mich in deinem Hause auf.

Es ist dein Haus, erwiderte Luzie. Es ist dein Recht, hier einzutreten.

Du zürnst mir, sagte Wenzel Holm. Ich habe es verdient, aber verzeihe.

Ich habe nie gezürnt. Vielleicht, fügte sie leise hinzu, wäre es besser gewesen, wenn ich es getan hätte.

Ich weiß, fuhr Wenzel Holm fort, du hast für mich gearbeitet. Du hast meine Mutter gepflegt, du hast meine Kinder erzogen.

Meine Kinder, Wenzel, rief Luzie angstvoll, es sind meine Kinder.

Du sollst sie behalten. Niemand will sie dir nehmen. Aber verstatte mir einen Raum in deinem Hause.

Es ist dein Haus, wiederholte Luzie. Ich gebe dir zurück, was ich bewahrt habe. — Und damit wandte sie sich dem offenstehenden Arnheim zu. Wenzel Holm folgte ihr mit den Blicken. In dem untersten offnen Fache lag das braune,

verschnürte und versiegelte Paket. Wenzels erster Blick fiel darauf. — Was ist das? rief er, das Paket herausreißend.

Ich weiß nicht, antwortete Luzie. Es liegt da, solange als du wegbist.

Wenzel Holm warf das Paket entsetzt auf den Tisch. — Und du hast es nicht geöffnet und nicht fortgeschickt?

Nein, ich hatte kein Recht dazu.

Und Herr von Seidelbast hat nicht danach gefragt?

Herr von Seidelbast ist tot.

Es ist sein Vermögen. Ein großes Vermögen. Ich sollte es im Reichsschuldbuche eintragen lassen. Und ich habe es vergessen! Vergessen! Und Seidelbasts wissen nicht, wo ihr Geld geblieben ist?

Niemand weiß etwas davon, und Frau von Seidelbast lebt in Dürftigkeit.

Wenzel Holm schlug sich vor den Kopf.

Nun, sagte der Professor, diese neuste Heldentat kann Ihnen noch am ehesten vergeben werden. Der gnädigen Frau sind die Fasten, die sie durchzumachen hatte, nicht schlecht bekommen. Sie hat an geistigen Indigestionen jetzt weniger zu leiden als früher. Geben Sie her, ich werde das Paket besorgen. Und sehen Sie zu, wie Sie sich mit Ihrer Frau versöhnen.

Wenzel Holm versuchte es nun in etlichen längern Reden, sich mit seiner Frau zu versöhnen. Als er aber zuletzt seinen Arm um ihre Schulter legen wollte, entzog sie sich ihm und sagte scheu und bekümmert: Wenzel, ist es nicht besser, daß ich jetzt zu meinen Eltern gehe?

Wenzel erschrak. Er hatte sich seine Aufgabe leichter gedacht. Er schlug einen elegischen Ton an und stellte in Aussicht, daß er selbst gehen werde — in das Elend und in den Tod hinein. Aber er ging doch nicht, und die Spannung blieb bis auf weiteres ungelöst.

Hierüber meditierte der Professor in folgender Weise: Ich habe dha einmal gesagt, man müsse hart auf hart setzen, und die eiserne Pflicht müßte das Letzte und Höchste sein. Der Römer müsse sich auf seinem Posten, wenn er nicht abgelöst wird, vom Vesuv verschütten lassen. Dha hat nun dhiese Luzie, als ich sie rief, Nein gesagt und ist geblieben. Und dhieser Hunding Seidelbast hat seinem alten Lehrer einen Vortrag gehalten und behauptet, leben sei manchmal schwerer als billig sterben. Ich habe es nicht mißbilligt, daß sie blieb. Mein Gott, man muß auch vergeben können. Und nun dieser Wenzel Holm zurückkommt, da kann sie ihm nicht vergeben und möchte am liebsten weg. Es ist in diesen Frauen etwas, was sich mit vernünftigem Denken nicht vereinen läßt. Jetzt fehlte es nur noch, daß ich alter Lateiner zu ihr gehe und ihr christliche Barmherzigkeit predige.

An einem spätern Abend war Hilda bei Holms. Ihr Philipp war in Geschäften verreist, und Hilda fühlte sich zu Haus einsam und hatte eine Einladung ihrer Freundin gern angenommen. Dazu hatte sie sich vorgenommen, diesem Wenzel Holm einige nötige Sachen zu sagen. Es war ja toll! Er hat Papas Vermögen in Händen und vergißt die ganze Sache, wie wenn es sich um ein Paket Fidibus gehandelt hätte. Die arme Mama! Der arme Hunding! Wie viel hatte denn gefehlt, so hätte man die Villa verkaufen müssen. Dieser Mensch bildete sich ein, Dichter sein bedeute so viel, daß man darüber seine Pflichten versäumen dürfe. Er fliegt in die Welt hinaus, blamiert sich und kommt wieder heim, wie wenn nichts geschehen wäre.

Man saß geradeso beieinander wie damals, als Hilda gekommen war, ein Buch zu borgen, und Holm seine große Rede von der Freiheit hielt. Und so wie damals rückte Holm seinen Stuhl neben den von Hilda. Aber Hilda, die einst

zurückgewichen und zuletzt davongelaufen war, hielt diesmal stand und rückte ihren Stuhl keck dem Wenzel Holms entgegen. Es war doch eine ganz andre Sache, wenn man junge Frau war.

Nun, gnädige Frau, sagte Wenzel Holm, Sie sind ja jetzt zur Baukunst übergegangen.

Ja, erwiderte Hilda, ich habe umgesattelt.

Um Häuser zu bauen?

Nein, um mein Haus zu bauen. Das ist auch eine Kunst, Herr Holm, Lebenskunst.

Austern, Trüffeln, Portwein? fragte Wenzel Holm.

Bewahre! erwiderte Hilda. Nicht Lebekunst, sondern Lebenskunst. Geld ausgeben ist keine Kunst, sagt Philipp, und Geld zusammenscharren auch nicht. Aber das Leben so gestalten, daß es zur Harmonie wird, das ist eine Kunst — sagt Philipp. Hat er nicht Recht?

N—ja, er hat schon Recht.

Kunst kommt her von Können, sagt Philipp, und zur Lebenskunst muß man auch etwas können. Raten Sie einmal, was? Vierhändig spielen. Jeder hat seine Tastenseite und seine Notenseite, aber es muß doch zusammen klappen. Keiner darf den andern stören. Und nicht davonlaufen und nicht zurückbleiben. Und immer muß man das Gefühl haben, daß man Seite an Seite sitzt — sagt Philipp. Hat er nicht Recht?

Allerdings. Ich möchte aber doch bemerken . . .

Ich sage Ihnen, Philipp ist ein großartiger Künstler. Ich glaubte immer, um Künstler zu sein, müsse man im Trikot als Halbgott auf der Bühne herumspringen. Ach, welche Stümper gibt es unter diesen Halbgöttern! Leute, die sich heute scheiden lassen und morgen wieder zusammenlaufen, wie dieser Rohrschach und seine Julie. Luzie, wenn damals Philipp wild geworden wäre, wenn er ungestüm gefordert hätte, was er wünschte, ich weiß nicht, was geworden wäre. Aber er hat gewartet — wie einer, der wartet, bis die Kartoffeln gar sind. Und dann schnell heraus aus dem Wasser.

Mir scheint, gnädige Frau, sagte Wenzel Holm, Sie halten Kartoffeln kochen auch für eine Kunst.

Halte ich auch, erwiderte Hilda. Ich bitte Sie, wozu in übersinnlichen Welten herumwimmeln? Wozu das ganze Getue? Die Hauptsache ist, daß das Fundament des Lebens klar und gesund ist. Das ist die feinste Baukunst — sagt Philipp.

Du hast es gut, sagte Luzie.

So gut können es andre Leute auch haben, erwiderte Hilda, wenn sie nur wollen.

Sie meinen, wandte Holm ein, andre Leute wollen nicht?

Nein, sie wollen nicht. Luzie wird wollen, wenn sie kann, aber Sie wollen noch gar nicht.

Köstlich! Ich will gar nicht.

Nein, Herr Holm, Sie wollen noch gar nicht. Sie sitzen da wie ein Maikäfer, der vom Baume gefallen ist und zählt, um wieder aufzupurren. Ich sage Ihnen, Herr Holm, der Maikaifer wird wieder mit dem Kopfe an die Wand fliegen.

Sie meinen also, gnädige Frau, sagte Holm, dem es unbehaglich zumute wurde, ich solle meinen Dichterberuf aufgeben?

Ja, Sie haben ja zum Dichten gar keine Zeit. Erstens sind Sie der Mann Ihrer Frau und haben viel gutzumachen. Macht täglich vierundzwanzig Stunden.

Und dann sind Sie der Vater Ihrer Kinder, und dann sind Sie der Herr in Ihrem Hause. Ich wüßte nicht, woher Sie zum Dichten Zeit nehmen wollen. Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Holm, satteln Sie um, gehen Sie zur Lebenskunst über. Das ist mehr wert als Dramen schreiben, die nur für eine besondre Sorte von Menschen genießbar sind.

Von da an wurde Hilda den ganzen Abend Wenzel Holm nicht los. Der Dichter war wirklich klein geworden. Man hätte darüber lachen können, wenn es nicht so ernsthaft gewesen wäre, wie er dieselbe Hilda, der er noch vor Jahresfrist seine erhabnen Lehren dozierte hatte, als Helferin und Ratgeberin anging. Hilda aber war keine gütige Fee, die alles schnell ins reine brachte.

Aber, mein Gott, rief Wenzel Holm, die Hände ringend, was soll ich denn tun?

Vor allen Dingen, erwiderte Hilda, keine Reden halten, und vor allen Dingen sich nicht weiß waschen wollen.

Soll ich wieder in die Fremde ziehn? fragte Holm.

Würde Sie das bessern? fragte Hilda zurück. Ihr Haus ist groß genug. Geben Sie Ihrer Frau mit den Kindern und der Mutter ihr Reich für sich. Sie müssen erst noch den Beweis führen, daß Sie sich gebessert haben. Sie müssen um Ihre Frau von neuem werben. Die Fäden, die zerrissen sind, lassen sich nicht wieder anknüpfen, es müssen neue Fäden gesponnen werden — sagt Philipp.

Hum!

Ja, hum!

Als Hilda Abschied genommen hatte, sugte Luzie: Wenzel, ist es nicht doch besser, ich kehre zu den Eltern zurück?

Nein, bleib, erwiderte Holm, du sollst dein Reich für dich haben, und ich werde nicht eher wieder über deine Schwelle treten, als bis du selbst sagst: Komm.

Das arme Neusiedler Theater war inzwischen ganz auf den Hund gekommen. Der Direktor Walden, als er sah, daß das Theater gegen die vielen Vereine, Konzerte, Operetten und Gesellschaften nicht aufkommen konnte, löste seinen Kontrakt und zog ab. Und sein Nachfolger, der so weit hinter Walden zurückstand wie dieser hinter seinem Vorgänger, machte Bankrott. Denn der Besuch seitens des Publikums war erbärmlich, und die Leistungen der Schauspieler waren es auch. Und so bildete sich eine verhängnisvolle, in sich zurückkehrende Kette: je geringer die Einnahmen waren, desto schlechter wurden die Leistungen, und je schlechter die Leistungen wurden, desto mehr nahm der Theaterbesuch ab. Auf dieser schiefen Ebne war kein Halten. Als aber erst die Leistungen unter ein gewisses Niveau gesunken waren, war der Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten. Das bessere Publikum erklärte, in solch ein Theater nicht gehen zu können, und das geringe Publikum, das immer noch auf seine Kosten kam, konnte das Theater nicht halten.

Darauf stand das Haus Jahr und Tag leer, da sich die Herren Stadtverordneten nicht entschließen konnten, den Pachtpreis herabzusetzen. Man hatte nämlich die Pachteinnahme dazu verwandt, städtische Bedürfnisse zu decken und sich Steuern zu sparen. Man hätte also die Kommunalsteuer erhöhen müssen, wenn man die Pacht herabsetzte. Und das wollte niemand auf sich nehmen. Zwar hatte man noch weniger, wenn das Haus leer stand, aber das war kein Grund, der die Überzeugungstreue der Herren Stadtverordneten hätte wankend machen können. Es kam in der Stadtverordnetenversammlung zu heftigen Auseinandersetzungen und Anklagen. Es sei, sagten die Unentwegten, genau so gekommen, wie sie es gesagt hätten. Erst hätte man große Einnahmen versprochen, und das Ende sei nun, daß der Steuerzahler bluten müsse.

Daran erkenne man den Fluch der kapitalistischen Weltordnung, rief Redakteur Schnatter, und der Seifenfabrikant Lippspitz warf die Frage auf, ob nicht jetzt noch das Theater in ein Schwimmbad umgewandelt werden könnte.

Das ging nun freilich nicht, dagegen nisteten sich Wandertruppen im leeren Theater ein, jetzt ein Opern-, jetzt ein Operettenensemble und jetzt eine Lustspieltruppe. Eben hatte sich ein Varietétheater eingerichtet in den heiligen Räumen, die die Inschrift trugen: Ingenuas fideliter didicisse artes und so weiter. Man hatte die Bänke aus dem Parkett entfernt, Tische gestellt und einen Bierschank eingerichtet, man hatte den Orchesterboden bis ganz oben hin hinaufgeschraubt, und da, wo einst die hohe Kunst das Höchste erstrebt hatte, da standen spärlich bekleidete Nymphen Kopf, und da produzierten sich abgerichtete Affen und Ponies.

In der Proszeniumsloge saßen ein paar mit großen Operngucken ausgerüstete Herren. Ein neu Eintretender kam hinzu. Es war der Assessor a. D. Markhof. J, sehen Sie mal an, Herr Major, rief er, Sie auch hier?

Was will man denn machen, erwiderte dieser. Man hat ja hier in diesem Jammernest nicht einmal ein anständiges Theater.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 7. März 1909

(Das Finanzkompromiß. Die Balkankrisis.)

Wenn wir vor acht Tagen die Vermutung aussprachen, daß beim Erscheinen der letzten Nummer der Grenzboten wahrscheinlich schon ein Kompromiß der Blockparteien vorliegen werde, so können wir heute feststellen, daß sich diese Erwartung erfüllt hat. Aber die Hoffnung, daß der Inhalt der Beschlüsse eine Verbesserung der Vereinbarungen zwischen Konservativen und Zentrum bedeuten würde, ist enttäuscht worden. Das neue Kompromiß stellt eher noch eine Verschlechterung des von der Subkommission vorgeschlagnen dar. Der Gedanke einer „Besitzsteuer" ist beibehalten worden, nur soll sie in einer Form erhoben werden, die einen noch viel schärfern Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten bedeutet.

Zunächst drängt sich die Frage auf, ob die Reichsfinanzreform nun wirklich fertig ist oder — genauer gesprochen — Aussicht hat, auf diesem Wege einmal fertig zu werden. Wenn man die Väter des neuen Kompromisses darüber reden hört, könnte man es beinahe glauben. Sie haben es sich freilich redlich sauer werden lassen, und so kann man es ihnen nachfühlen, daß sie nach getaner Arbeit von dem Bewußtsein, etwas ungewöhnlich schwieriges glücklich vollbracht zu haben, getragen und über ihr Werk hoch erfreut sind. Es sah ja auch wirklich so aus, als ob es durchaus nicht gehn wolle. Wir wissen ja, wie sehr die Parteien auseinanderstrebten, und wie jede ihre eigne Vorstellung von dem Aussehen der künftigen Reichsfinanzreform hatte. Und jede meinte natürlich auch, daß man ihr allein Opfer zumute, daß alles, was von den andern verlangt werde, gar kein Opfer sei, und daß, wenn aus der ganzen Sache nichts würde, nur die andre Seite schuld sei. Aber während dieses zähen Handelns um Zugeständnisse, wobei die Parteien noch einmal vor Toresschluß alle ihre Unarten entfalteten, wuchs doch allmählich immer stärker die gemeinsame Überzeugung empor, wie notwendig die schließliche Einigung und Verständigung sei. Es stellte sich heraus, daß die Blockparteien keineswegs unempfindlich gegen die im Falle eines Scheiterns drohenden Möglichkeiten waren, sondern es in Wahrheit sämtlich als Ehrensache erkannten,

die entscheidende Mehrheit für das Zustandekommen der Reichsfinanzreform allein — unabhängig von dem Zentrum — zu schaffen. So nahmen denn die Verhandlungen doch endlich den gewünschten Verlauf, und jede der beteiligten Blockparteien opferte etwas von ihren Grundsätzen und Lieblingswünschen. Aus diesem erfreulichen und gerade in der Art, wie die Schwierigkeiten überwunden wurden, beinahe mustergiltigen Verlauf glauben die parlamentarischen Führer das Recht schöpfen zu können, von den verbündeten Regierungen die Zustimmung zu dem Ergebnis der mühsamen Arbeit zu erlangen. Wir glauben aber nicht, daß das möglich sein wird.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die gegenwärtige Verständigung der Parteien bedeutungslos sei. Man muß vielmehr zugeben, daß das Kompromiß in jedem Falle einen Gewinn bedeutet, und das mag den Arbeitern an dem guten Werk zum Trost auch dann dienen, wenn das Ergebnis ihrer Mühen keine Gnade vor den Augen des Bundesrates findet. Der Gewinn, der trotz alledem erreicht worden ist, besteht einmal in den Erfahrungen und Eindrücken der Verhandlungen selbst und dann auch in einem Teil der gefaßten Beschlüsse. Was das erste anlangt, so vergleiche man nur einmal das planlose Darauflosstürmen der Parteien in der ersten Lesung der Vorlagen in der Kommission mit der Art und Methode des Arbeitens in diesen letzten Tagen, wobei ein stetiges Hindrängen auf eine praktische Einigung zu erkennen war. Und was den Inhalt der gefaßten Beschlüsse betrifft, so bleibt in jedem Falle die Tatsache bestehn, daß sämtliche Blockparteien bereit sind, die Reichsfinanzreform auf der Grundlage zuwege zu bringen, daß neben der Deckung des größern Teils des Bedarfs durch indirekte Verbrauchssteuern auch die Aufbringung von hundert Millionen Mark direkter Steuern vom Besitz in Betracht kommt. Im schlimmsten Falle kann also die Schwierigkeit von jetzt an nur darin liegen, daß es noch zweifelhaft ist, wie diese hundert Millionen aufzubringen sind.

Wir sind also durchaus nicht blind gegen den Nutzen des Kompromisses. Es ist eben die erste Gestalt einer zum Ziele führenden Einigung, nur ist es kaum denkbar, daß es auch die letzte sein sollte. Das ist äußerlich schon dadurch angedeutet, daß die Liberalen nur „vorläufig“ und „mit Vorbehalt“ dem Kompromiß beigetreten sind. Sie haben es einstweilen angenommen, um die Möglichkeit gemeinsamen weitern Arbeitens auf fester Grundlage zu haben. Sympathisch ist den Liberalen außer der Anerkennung der Notwendigkeit, für das Reich nicht nur den Verbrauch, sondern auch den Besitz zu belasten, auch die in dem Kompromiß enthaltne Vereinbarung, daß neben der „Besitzsteuer“ die Matrikularbeiträge aufrecht erhalten bleiben sollen, daß also nicht, wie es der Zentrumsantrag wollte, die Besitzsteuer in einer auf mehrere Jahre festgelegten Höhe an Stelle der Matrikularbeiträge treten sollte. Denn nach liberaler Auffassung bedeutet die gesetzliche Festlegung bestimmter Einnahmequellen des Reichs auf mehrere Jahre eine Beschränkung des Budgetrechts des Reichstags. Dieses Recht wird dem Reichstag am besten gewahrt, wenn die Einnahmen so beweglich gestaltet werden können, daß sie für jedes Jahr den vom Reichstag bewilligten Ausgaben angepaßt werden können. Dazu eignet sich das System der Matrikularbeiträge am besten, und deshalb will man sie beibehalten wissen. Das schließt jedoch nicht etwa den Wunsch ein, daß das Reich, um einen anerkannten und unvermeidlichen Mehrbedarf zu decken, die Matrikularbeiträge rücksichtslos erhöhen solle. Darauf läuft nun aber das Finanzkompromiß hinaus, denn die vorgeschlagne Besitzsteuer ist nichts andres als ein erhöhter Matrikularbeitrag, den die Einzelstaaten durch Zuschläge zu ihren Einkommen- und Vermögenssteuern aufzubringen haben. Das entspricht durchaus nicht den liberalen Anschauungen, die vielmehr auf eine wirkliche Reichsvermögenssteuer gerichtet sind.

Bedenklicher als mancher Schönheitsfehler des Kompromisses ist der starke Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten, wie er in den vereinbarten Bestimmungen über die Besitzsteuer enthalten ist. Deswegen hat auch die konservative Partei einen Vorbehalt zu dem Kompromiß gemacht, und es ist eigentlich schwer zu begreifen, wie sich Konservative überhaupt entschließen konnten, solchen Gedanken zuzustimmen. Die einzige Erklärung dafür ist, daß sie um jeden Preis aus der Sackgasse herauswollten, in die sie sich durch die Ablehnung der Nachlaßsteuer verrannt hatten. Man mache sich einmal klar, was den Einzelstaaten durch das Kompromiß zugemutet wird. Sie sollen eine Steuersumme erheben und an das Reich abführen. Das würde ja unbedenklich sein; es ist dasselbe, was alljährlich durch die Zahlung der Matrikularbeiträge geschieht. Nun aber weiter! Es sind zwei Wege möglich, wie das geschehen kann. Entweder ist nämlich die Steuer von vornherein als Reichsabgabe gedacht; dann haben wir eine Einrichtung vor uns, die das Reich selbständig getroffen hat, und bei der es sich nur der formellen und technischen Mitwirkung der einzelstaatlichen Behörden bedient. Oder aber das Reich überläßt es den Einzelstaaten, die an das Reich zu zahlende Summe aufzubringen, wie sie es für gut befinden. Der zweite der hier bezeichneten Wege bedeutet ein Verfahren, bei dem das Reich seine Last vollständig auf die Einzelstaaten abwälzt. Was die Einzelstaaten dabei zu leisten haben, unterscheidet sich in keinem wesentlichen Punkte von der Zahlung der ungedeckten Matrikularbeiträge. Wenn wir das wollen, sind wir allerdings schnell mit unsrer Aufgabe fertig. Dazu brauchen wir keine Reichsfinanzreform; das hätten wir längst haben können. Wir wollen ja aber gerade aus diesem Zustande heraus. Ist nun der andre, erstgenannte Weg gangbar? Die Ansichten können darüber verschieden sein. Die Reichseinrichtung, die dort bezeichnet wurde, ist nichts andres als die von den Liberalen von jeher befürwortete direkte Reichssteuer auf Vermögen oder Einkommen oder beides. Gegen eine Reichseinkommensteuer haben sich zu starke Bedenken von allen Seiten erhoben; es steht jetzt eigentlich nur noch die Reichsvermögenssteuer zur Erörterung. Daß sie von vielen für durchaus vereinbar mit der Reichsverfassung gehalten wird, beweist die Stellung der Liberalen zu dieser Frage. Aber die verbündeten Regierungen selbst haben nie etwas davon wissen wollen, sie haben nie einen Zweifel darüber gelassen, daß sie diese Form der Steuer für unannehmbar ansehen.

So hat man sich denn auf die Suche nach einem dritten Wege begeben, obwohl eigentlich von vornherein klar sein könnte, daß es einen solchen Weg gar nicht geben kann. Man verfällt bei diesem Suchen nur der Versuchung, die wirkliche Lage zu verschleiern. So ist es auch hier geschehen. Man hat ein mixtum compositum aus verschleierter Reichsvermögenssteuer und verschleierter Erhöhung der Matrikularbeiträge hergestellt. Damit die Sache nicht als einfache Erhöhung der Matrikularbeiträge erscheint, will man den Einzelstaaten Vorschriften machen, wie sie die an das Reich abzuführende Summe aufzubringen haben. Man sollte denken, nun wäre es am einfachsten, überhaupt eine Reichsvermögenssteuer einzuführen, aber man muß doch der Sache ein künstlich verändertes Ansehen geben, damit man den verbündeten Regierungen sagen kann: Wir bieten euch etwas funkelnagelneues, beileibe keine Reichsvermögenssteuer, sondern die famose „Besitzsteuer“! Mit diesem neuen Namen deckt man eine Steuer, die in einfachen Zuschlägen zu den einzelstaatlichen Einkommen- und Vermögenssteuern besteht. Man fügt also zu der Reichsvermögenssteuer noch eine Reichseinkommensteuer, die man bisher als unausführbar und unannehmbar verworfen hat, hinzu und nennt die ganze Geschichte anders, damit der Braten nicht gerochen wird. Und dann ist noch ein wesentlicher Unterschied dabei: Die Reichsvermögenssteuer wurde beanstandet, weil diese Reichssteuer die Einzelstaaten in der Verfügung über eine Einnahmequelle beschränkte, die sie für

ihre eignen Zwecke nicht entbehren zu können glauben; die Besitzsteuer jedoch begnügt sich nicht damit, den Einzelstaaten ein unentbehrliches Steuergebiet wegzunehmen, sondern sie fordert, daß das Reich die Einzelstaaten in der Ausübung ihrer eignen Staatshoheitsrechte beaufsichtigt und bevormundet. Denn es bleibt ja nicht dabei, daß den Staaten von Reichs wegen befohlen wird, bestimmte Zuschläge zu ihren Einkommen- und Vermögenssteuern zu erheben, sondern das Reich will auch die Grenzen dieser Zuschläge selbständig bestimmen, ohne danach zu fragen, ob das mit den durch Landesgesetz bestimmten Anordnungen im Einklang steht. Das Reich verlangt ferner Auskunft über die Ergebnisse der bundesstaatlichen Steuererhebung, damit es danach die Besitzsteuer verteilen kann, und — was das ärgste ist — es zwingt die Bundesstaaten, die bisher noch keine Einkommen- und Vermögenssteuer haben, solche einzuführen. Mit einem Wort: es ist der stärkste Eingriff in die Finanzhoheit der deutschen Bundesstaaten, der überhaupt denkbar ist. Er bringt die Einzelstaaten dem Reich gegenüber in dasselbe Verhältnis, in dem die Kommunen dem Staat gegenüberstehn. Das ist nicht etwa eine kleine Änderung der Reichsverfassung, wie sie vielleicht durch eine natürliche Entwicklung des Reichsgedankens in unitarischer Richtung unter Umständen geboten sein könnte, sondern das ist eine durch Willkür und Parteieigensinn geschaffne, durch keine Notwendigkeit gebotne, grundstürzende Verschiebung des ganzen Reichsgefüges. Man ist auf diesen Ausweg gekommen, nicht weil man absichtlich in dieser Richtung arbeiten wollte — im Gegenteil, die eigentlichen Urheber dieser Lösung sind nach ihren ganzen Parteitraditionen ausgesprochne Föderalisten und, wenn man es so nennen will, „Partikularisten“ —, sondern weil man für den Gedanken der Reichsvermögenssteuer eine andre, annehmbare Form finden wollte! Es ist beinahe etwas von Humor in dieser verzwickten Lage. Man verfährt nach dem Rezept: Weil dem Menschen Arsenik nicht bekömmlich ist, gebe man ihm Cyankali!

Uns erscheint es ausgeschlossen, daß die verbündeten Regierungen dem Kompromiß zustimmen können. Von konservativer Seite wird gewissermaßen als Entschuldigung angeführt, diese schwierige Lage sei dadurch entstanden, daß man durchaus eine direkte Besteuerung des Besitzes habe finden müssen. Es sei eben von Hause aus ein falscher Gedanke, die Finanznot des Reichs auf diesem Wege zu heben. Die Einführung direkter Steuern für das Reich widerspreche überhaupt dem Geiste der Reichsverfassung, wie sie Bismarck interpretiert habe. Es will uns scheinen, als ob man hier verschiedne Gedankengänge durcheinander bringt. Zunächst ist es eine bekannte Sache, daß Bismarck grundsätzlich der indirekten Besteuerung vor der direkten den Vorzug gab. Aber diese Ansicht Bismarcks gehört unter die, die zwar für die persönliche Charakteristik des großen Staatsmanns und für die Kenntnis seiner Zeit wichtig sind, aber keineswegs maßgebend und verpflichtend für die praktische Staatskunst einer neuen Zeit sein können. Daß im allgemeinen dem Reich die indirekten, den Einzelstaaten die direkten Steuern als Einnahmequellen zur Verfügung stehn, beruht weniger auf den Festsetzungen der Reichsverfassung selbst — die von einer solchen grundsätzlichen Scheidung nichts weiß — noch auf der Interpretation Bismarcks, als auf den praktischen Folgerungen, die sich aus den Bestimmungen der Reichsverfassung ganz natürlich ergeben und eingebürgert haben. Wenn aber eine direkte Reichssteuer gefunden werden kann, die den Bau der einzelstaatlichen Finanzeinrichtungen nicht erschüttert, so steht nichts dem entgegen, daß sie eingeführt werden kann. Darauf allein kommt es an, nicht auf die Prinzipienfrage, ob direkt oder indirekt. Bisher hat sich freilich nur eine einzige Art der Besteuerung gefunden, die den Bedingungen einer direkt vom Besitz zu erhebenden Reichssteuer entspricht, das ist die Nachlaß- und Erbschaftssteuer. Nur daraus, daß die Parteien der Rechten von dieser allein einwandfreien Steuer nichts wissen wollen, hat sich die unmögliche und widerspruchsvolle Lage ergeben,

vor der wir jetzt stehn. Wenn man sich durchaus auf Bismarck berufen will, warum erinnert man sich dann nicht seines beständigen Strebens, die Einzelstaaten finanziell zu Kostgängern des Reichs zu machen, nicht umgekehrt? Jetzt will man die Finanznot des Reichs dadurch beseitigen, daß man die Leistungen auf die Einzelstaaten abschiebt und den Ausgleich darin sucht, daß die Einzelstaaten in Ausübung ihrer wichtigsten und wohlbegründetsten Rechte unter die Kuratel des Reichs gestellt werden. Und die Leute, die das machen, berufen sich auf Bismarck!

Noch ein weiterer Widerspruch findet sich dabei. Dieselben Leute, die die notwendige und durch unsre gesamten staatlichen Einrichtungen begründete finanzpolitische Selbständigkeit der deutschen Bundesstaaten ruhig den Eingriffen der Reichsgewalt preisgeben, gehören einer Parteirichtung an und folgen ihrer Führung, die bei einer der Versammlungen in der großen Landwirtschaftswoche der Äußerung zustimmte, in der Landesgesetzgebung könne man sich wohl die Nachlaß- und Erbschaftssteuer gefallen lassen, nicht aber im Reiche, wo die Gesetzgebung leichter der Herrschaft demokratischer Einflüsse verfallen könne. Diese Furcht vor den umstürzenden Einflüssen des Reichs haben die Herren merkwürdig schnell abgelegt, da sie dem Reiche Befugnisse geben wollen, die der Existenz der Einzelstaaten überhaupt den Boden unter den Füßen wegziehen. Es wird noch viel Arbeit nötig sein, ehe die Finanzreform eine brauchbare Gestalt gewinnt.

In der auswärtigen Politik wird die Lage auch heute noch von der Balkankrisis beherrscht. Noch sind die Gefahren für den Frieden nicht völlig geschwunden. Berichtigend muß erwähnt werden, daß sich Deutschland an den Vorstellungen der Mächte in Belgrad nicht unmittelbar beteiligt hat. Nachdem Rußland allein einen Schritt in dieser Richtung unternommen hat, also ein Kollektivvorgehen der Großmächte außer Österreich-Ungarn unterblieben ist, hat es Deutschland nicht für nötig gehalten, ausdrücklich einzugreifen. Rußland handelte für sich, und es folgten dann England, Frankreich und Italien. Serbien hat nun dem freundschaftlichen Druck so weit nachgegeben, daß es seine Bereitwilligkeit, territoriale Ansprüche wegen der Annexion Bosniens fallen zu lassen, vorläufig ausgesprochen hat, aber es ist eine neue Schwierigkeit dabei entstanden. Serbien will nämlich die Regelung seiner Auseinandersetzung mit Österreich-Ungarn in die Hand der Großmächte legen. Es soll also nicht dabei bleiben, daß die Mächte, wie es jetzt geschehen ist, im Interesse des Friedens so weit eingreifen, wie es notwendig ist, um die Grundlage für Verhandlungen zu schaffen. Serbien möchte vielmehr, daß auch während der Verhandlungen die Großmächte ihre Hand darüber halten. Dafür fehlt nun freilich jede völkerrechtliche Unterlage. Der bisherige Souverän von Bosnien und der Herzegowina hat diese Länder in einem rechtsgiltigen Vertrage an die habsburgische Monarchie abgetreten. Da hierdurch allerdings die Festsetzungen des Berliner Vertrags von 1878 berührt werden, so kann man um des Ansehens internationaler Verträge willen grundsätzlich fordern, daß dieser neue Rechtsstand von den Signatarmächten formell anerkannt wird. Aber weder haben die Signatarmächte die Möglichkeit, dieses bereits geordnete Rechtsverhältnis irgendwie umzustoßen, noch gehört Serbien zu den Signatarmächten des Berliner Kongresses. Vor allem aber kann es als völlig ausgeschlossen gelten, daß sich Österreich-Ungarn auf irgendwelche Verhandlungen mit Serbien einläßt, solange von seiten einer oder der andern Großmacht der Gedanke festgehalten wird, daß eine Kontrolle über diese Verhandlungen ausgeübt werden könnte. Österreich-Ungarn kann mit Serbien nur direkt und allein verhandeln. Deutschland hat nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß es auch in dieser Frage der österreichischen Politik einen festen Rückhalt bietet. Man darf wohl hoffen, daß Serbien sehr bald zu der Einsicht kommen wird, wie sehr es, nachdem einmal der Anspruch auf Gebietsentschädigung fallen gelassen ist, seinem eignen Interesse entspricht, daß die Verständigung mit Österreich-Ungarn allein gefunden wird. Das nationale Be-

wußtsein und den kriegerischen Sinn des serbischen Volks in Ehren, aber die Torheit wird es doch nicht begehen wollen, sich in einen Krieg gegen eine Großmacht zu stürzen, wenn es das Gewünschte tatsächlich ohne Krieg erreichen kann. Die Kriegslust hatte einen Sinn, solange Forderungen aufrecht erhalten wurden, die ohne Krieg nicht zu erlangen waren. Jetzt hat sich Serbien überzeugen können, daß es diese ursprünglichen Forderungen auch im günstigsten Falle und auch durch die Hilfe der Großmächte nicht durchsetzen kann und wird. Was es jetzt noch haben kann und will, kann es in Wahrheit auf dem Wege der Verhandlungen und ohne Demütigung von Österreich-Ungarn allein erlangen. Dringt es aber darauf, daß diese Verhandlungen unter der Kontrolle der Mächte stattfinden, so verbaut es sich selbst den Weg auch zu den erreichbaren Vorteilen und beschwört entweder einen europäischen Krieg herauf, dessen Ausgang ihm vielleicht seine Wünsche noch weniger erfüllt, oder es erlebt eine noch härtere Enttäuschung, indem es zur Vermeidung schwerer Konflikte selbst von solchen Mächten im Stich gelassen wird, auf die es jetzt zählen zu können glaubt. Aus diesen Gründen glaubt man in eingeweihten Kreisen trotz manchen Schwankungen der Lage doch an der Hoffnung festhalten zu dürfen, daß es bei der friedlichen Lösung der Krisis bleibt.

Koloniale Rundschau

Berlin, 9. März 1909

Kolonialpolitik im Reichstage. Der Kolonialetat ist diesmal so glatt und anstandslos verabschiedet worden, daß man seine Freude an der Kolonialpolitik des Reichstags haben könnte, wenn das, was dort hin und her geredet worden ist, im ganzen genommen, überhaupt den Titel Kolonialpolitik verdienen würde. An den Früchten sollt ihr sie erkennen. Nun, die Frucht der ganzen Rederei ist: es bleibt alles beim alten . . .

Wir meinen damit nicht den materiellen Inhalt des Kolonialetats. Gegen den läßt sich im allgemeinen nicht viel einwenden. Er trägt den Stempel erfreulichen Vorwärtsschreitens auf wirtschaftlichem Gebiete, und die wenigen kolonialen Sachverständigen im Reichstag haben darum auch nicht viel beanstandet. Aber die brennende Frage der Kolonialpolitik, der Gegensatz zwischen Schwarz und Weiß, ist seiner Lösung keinen einzigen Schritt näher gekommen. Dabei drehte sich um diesen Punkt im Grunde genommen die ganze Verhandlung. Aber sie entbehrte, sobald die Debatte auf Streitpunkte kam, des rechten Ernstes und der Würde. Es wurde zum Teil sachlich Gutes geredet — Arning, v. Liebert, Arendt —, das meiste aber war — sit venia verbo — abgeschmackte Phrasendrescherei. Bei jeder Rede — ich nehme hier auch die genannten drei Herren nicht ganz aus — mehr oder minder dasselbe Spiel: Verbeugung vor den Verdiensten des Herrn Staatssekretärs, Betonung, wie herrlich weit wirs mit unsern Kolonien gebracht haben, bescheidentlich ein paar kritische Bemerkungen, Schluß: Apotheose des Herrn Staatssekretärs. Dann kam Dernburg, fuhr dem Redner entweder mit ein paar scharfen Worten oder unangenehmen, wenn auch unrichtigen Reminiszenzen und dgl. über den Mund oder überlieferte ihn in seiner schlagfertig-überlegnen Art durch spöttische Bemerkungen der Heiterkeit des Hauses. Und ein paar geschickt nach der geeigneten Seite gerichtete Schlagworte mußten für den erforderlichen Beifall sorgen. Ja, meine Herren, so kommen wir nicht weiter. Einmal muß die Eingebornenfrage doch ernsthaft gelöst werden! Was nützt die schönste sachliche Kritik, wenn man ihr selbst die Spitze abbricht, wenn man sich in der Einleitung für das Kommende entschuldigt und zum Schluß sagt, es sei nicht so bös gemeint? Oder wenn man — wie z. B. Herr Arendt — ausgezeichnete Worte über eine Kardinalfrage der Kolonialpolitik durch lange Ausführungen über Nebensächliches verflacht und vergessen macht?

Daß Staatssekretär Dernburg die koloniale Sache in der Heimat in Schwung

gebracht, und daß er dadurch den Kolonien wichtige Hilfen gegeben hat, wissen wir nachgerade, und ihm ist es schon oft genug gesagt worden. Wir dürfen auch nicht daran zweifeln, daß er nach bestem Wissen und Gewissen die Entwicklung seines Wirkungskreises zu fördern bemüht ist. Aber das Moralische versteht sich von selbst, darüber braucht nicht fort und fort geredet zu werden.

Alle Kenner und Freunde der Kolonien sind darüber einig, daß der Staatssekretär über die Haupt- und Grundfrage der Kolonialpolitik, über die Eingebornenfrage in einem gefährlichen Irrtum befangen ist. Der Umstand, daß ihm dieser Irrtum lieb geworden ist, und daß er seine falschen Anschauungen mit zäher Energie verteidigt, kann uns nicht abhalten, mit aller Bestimmtheit auf eine Änderung der Politik hinzuwirken, die letzten Endes geeignet ist, die fernere Zukunft unsers Kolonialbesitzes zu gefährden.

Wir wollen deutsche Kolonien, in denen das deutsche Wesen, die deutsche Macht vorherrschend bleibt. Das erreichen wir nur dadurch, daß wir ein für allemal der schwarzen Rasse den Platz anweisen, der ihr gebührt, und sie konsequent von jeder Mitbestimmung ausschließen. Nur ein patriarchalisches Regiment bietet uns Gewähr, daß sich die nun einmal inferiore schwarze Rasse dem modernen Wirtschaftsleben als rationell arbeitendes Glied einfügt, und daß andrerseits das Staatsleben der Kolonien eine bleibende Grundlage nach soliden deutschen Grundsätzen erhält. Dressieren wir aber die Schwarzen zu „Mitbürgern" heran, setzen wir sie im Gemeinde-, Bezirks- und Gouvernementsrat und andern Verwaltungsorganen neben den weißen Mann, so ergibt sich daraus in absehbarer Zeit dieselbe ekelhafte Hosennigger- und Mischlingswirtschaft wie an der englischen Goldküste. Die Folge davon ist naturnotwendig, daß sich die weiße Rasse nicht rein erhält, sondern moralisch und physisch allmählich hinuntersinkt. Und letzten Endes haben wir draußen nicht deutsche Kolonien, sondern Gebilde wie die portugiesischen, oder wenn sich der Selbständigkeitsgedanke trotz alledem weiter entwickeln sollte, westindische Verhältnisse mit der latenten Revolution als Regierungssystem.

Es mag für manche Leute unbequem sein, historisch zu denken, und einfacher, über einen solchen Gedankengang zu spötteln. Das soll uns aber nicht abhalten, immer wieder den Teufel an die Wand zu malen.

Wir haben uns dazu durchgerungen — dank Dernburg —, die Kolonialpolitik als vorwiegend wirtschaftliche Frage zu betrachten, was sie ja auch ist. Aber jedes Wirtschaftssystem muß auch ein gesundes politisches Rückgrat haben. Wir wollen keine grundsatzlos auf den Erwerb gerichtete Opportunitätspolitik, kein Fortwursteln um der Geschäfte willen, sondern eine bewußt deutsche, wohldurchdachte Kolonialpolitik, die unserm kolonialen Nachwuchs festen Boden unter die Füße gibt, ihn vor Rassenkonflikten nach Möglichkeit bewahrt und der deutschen Nationalwirtschaft eine wichtige Ergänzung sichert.

Uns will es scheinen, als ob Dernburg denn doch seiner Sache nicht mehr recht sicher wäre, denn seine im Reichstag an den Tag gelegte Selbstsicherheit schien uns etwas forciert und nervös. In seine Idee von den reinen Handelskolonien ist ja auch Bresche gelegt. Ostafrika wird Dernburg und Rechenberg zum Trotz Siedlungskolonie, wenigstens zum Teil.

Damit sind wir glücklich bei Ostafrika angelangt, um das sich vornehmlich die Frage Schwarz oder Weiß dreht, weil es Herrn v. Rechenberg so beliebt. Dernburg hat neulich zugeben müssen, daß sich offenbar doch weite Teile dieser Kolonie zur deutschen Besiedlung eignen. Somit müßte die Rechenbergsche Idee der Beteiligung der Schwarzen an der Selbstverwaltung vernünftigerweise in sich zusammenfallen. Wenn das Hinterland stark mit Weißen besiedelt ist, so kommen auch in die Küstenstädte immer mehr weiße Kaufleute und Gewerbetreibende, und damit ist das weiße „Material" (wie die Kolonialverwaltung so hübsch sagt) für die Selbstverwaltung vorhanden.

Natürlich werden demgegenüber wieder die abgedroschnen Phrasen von der „Entrechtung“ und „Ausbeutung“ der armen Schwarzen auftauchen, mit denen nicht nur beim Zentrum und der äußersten Linken, sondern neuerdings leider auch am Regierungstisch operiert wird. Diese Märchen werden dadurch nicht wahrer, daß sie fortgesetzt wiederholt werden. Wobei zu bemerken ist, daß die armen Schwarzen, ehe wir nach Afrika kamen, in der Regel weder Rechte noch etwas zum Ausbeuten hatten. Wenn Herr Erzberger und Herr Ledebour, von denen man nichts andres als Bramarbasieren gewohnt ist, mit solchen Mätzchen arbeiten, so schadet das nicht viel, denn diese Herren werden von der öffentlichen Meinung glücklicherweise nicht allzu ernst genommen. Aber am Regierungstisch sollte man sich hüten, mit diesen Begriffen zu spielen, bloß um einen Augenblicksbeifall zu erlangen. Dieses schadet der Sache und schafft in kolonialen Kreisen, namentlich bei unsern Landsleuten draußen, Verbitterung.

Desgleichen finden wir es unklug, daß man es versucht, unsre kolonialen Landsleute als egoistische Querulanten hinzustellen, die Sondervorteile herauszuschlagen versuchen. Räudige Schafe, Ausbeuter, Egoisten und Querulanten gibt es überall, in Ostelbien, am Rhein und in Ostafrika. Aber das muß wieder einmal mit aller Deutlichkeit betont werden, diese Leute geben in den Kolonien nicht den Ton an. Dort spielen nur die eine führende Rolle, die wirtschaftlich etwas geleistet haben. Gewiß, die Leute drüben sind selbstbewußt, sie haben in harter entbehrungsreicher Arbeit etwas geleistet, und sie wollen deshalb auch gefragt werden, wenn über das Wohl und Wehe und die Zukunft der Kolonie, die sie am eignen Leibe spüren müssen, entschieden wird.

Sie beuten auch ihre Schwarzen nicht aus, sondern sie bezahlen sie verhältnismäßig recht anständig und behandeln sie im eigensten Interesse gut, denn sonst kriegen sie keine Arbeiter. Gegenteilige Behauptungen sind Märchen, die aus einer ernsthaften Diskussion nachgerade verschwinden sollten.

Leider sind unter solchen Einwendungen die Wünsche und Klagen der ostafrikanischen Deutschen samt und sonders unter den Tisch gefallen. Item: es bleibt alles beim alten. Man kann ihnen nur den guten Rat geben: nicht soviel reden, nicht soviel schreiben, sondern — handeln. Ad oculos demonstrieren, was regierungsseitig bestritten wird, daß namentlich die weiße Bevölkerung der Kolonie wie ein Mann gegen den Gouverneur steht, indem man es ablehnt, an einer Selbstverwaltung nach Rechenbergschen Grundsätzen mitzuarbeiten. Die Weißen in Neu-Guinea haben es dem neuen Zolltarif gegenüber, der ihre Existenz bedroht, so gemacht, und dieser Beweis hat seine Wirkung nicht verfehlt. Dabei handelt es sich in Neu-Guinea nur um materielle Dinge, in Ostafrika aber um mehr, um die politische Zukunft der Kolonie.

Wir sehen, offen gestanden, trotz aller äußern Fortschritte in den Kolonien nach den jüngsten Reichstagsdebatten trübe in die Zukunft. Die geringschätzige Zurückweisung der Klagen unsrer Ostafrikaner, die nicht wie die südwestafrikanischen Landsleute einen Gouverneur haben, der mit ihnen lebt und für sie sorgt, kann nicht ohne Wirkung auf das Wirtschaftsleben draußen bleiben, und der Kredit der Kolonie beim heimischen Kapital muß naturnotwendig unter diesen Verhältnissen leiden. Um so mehr, als alle Kenner der Verhältnisse nach wie vor der wohlbegründeten Ansicht sind, daß die Rechenbergsche Eingebornenpolitik zu einer Katastrophe führen muß. Am Markt in Kolonialwerten kommt alles dies heute schon deutlich zum Ausdruck: von ostafrikanischen Werten will gegenwärtig niemand etwas wissen. So kann es nicht weitergehn. Hoffentlich wird im Reichstag endlich die nächste Gelegenheit ergriffen, ernst und deutlich über die Unhaltbarkeit dieser Verhältnisse zu reden.

Wir können nur die trefflichen Worte unterschreiben, mit denen die Deutsche Zeitung ihr Resumé über die Kolonialverhandlungen beschließt: „Staatssekretär

Dernburg muß sich tief durchdringen mit dem Bewußtsein: daß auch der tüchtigste Beamte in leitender Stellung nicht rechthaberisch, unzugänglich und leichtherzig offen in der Polemik werden darf."

Rudolf Wagner

Religion und Philosophie. Den „Grundriß einer Seinswissenschaft" von H. G. Opitz haben wir als ein brauchbares, im besten Sinne des Worts populäres Lehrbuch der Philosophie gelobt, haben jedoch (im 2. Bande des Jahrgangs 1905) der Ansicht des Verfassers, daß seine Methode, und sie allein, die Philosophie zur wirklichen Wissenschaft mache, nicht beigestimmt. Bei Otto Günther in Charlottenburg hat er 1907 ein kleines Buch herausgegeben (Auf dem Wege zum Gott, eine Studie, nebst Anhang: Gibts eine Philosophie?), das einige Ergebnisse seines größern Werkes zusammenfaßt und das Verhältnis der Philosophie zur Religion erörtert. Diese allein vermöge den Menschen von den Widersprüchen zu erlösen, in die ihn das Denken („die Vernunft", sagt Opitz) verwickelt und ihm durch Tröstung, durch Richtung und Kräftigung des Willens praktische Hilfe zu leisten; dagegen sei es das Recht und die Aufgabe der Philosophie, das Verhältnis der Religion zur Wissenschaft, hauptsächlich zur Naturwissenschaft zu bestimmen und jeder dieser geistigen Mächte das Gebiet ihrer Zuständigkeit abzugrenzen. Das Buch enthält wie die „Seinswissenschaft" eine gute Darstellung der Gleichartigkeit der Menschen- und der Tierseele und des Unterschieds beider und eine kurze scharfe Kritik der bedeutendsten Systeme der Philosophie. C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Das wertvollste Konfirmationsgeschenk

für den gebildeten jungen Mann ist nach dem einstimmigen Urteil weitester Kreise das soeben erschienene Werk:

Schaffen und Schauen

Ein Führer ins Leben

1. Band: Von deutscher Art und Arbeit
2. Band: Des Menschen Sein u. Werden

Von A. Kolb illustriert • Jeder Band in Geschenkband Mark 5.—

Einige Urteile:

Staatsminister a. D. Dr. Graf von Posadowsky-Wehner: „Ich halte das Buch für sehr bedeutungsvoll, die Jugend zu lehren zu sehen, den Erscheinungen des Lebens nachzuforschen, die Natur zu lieben und zu verstehen, sich als Glieder des Gemeinwesens, des Staates zu fühlen und sich mit öffentlichen Angelegenheiten durch gründliches Studium ihrer Grundlagen vertraut zu machen. So wird an Stelle oberflächlichen Urteils sachlicher Ernst und das Gefühl der Verantwortung treten. Gegenüber den zerstreuenden Einflüssen modernen Lebens muß das innere Geistesleben wieder mehr gepflegt werden, um Männer zu erziehen mit selbständigem Willen und Urteil gegenüber der wechselnden Massenmeinung. Ich glaube, daß Ihr Buch in dieser Richtung ein sehr wertvolles Stück Arbeit darstellt."

Friedrich Aly im Humanistischen Gymnasium: „Alles in allem, ein prächtiges Geschenk für unsre Primaner, aber auch Studenten und Erzieher, Väter, Mütter und Lehrer."

Rud. Eucken im Literarischen Zentralblatt: „Es ist ein hervorragendes Werk, das sehr viel Nutzen stiften kann, dem daher die weiteste Verbreitung zu wünschen ist.."

Ausführlicher Prospekt umsonst und postfrei vom Verlag
B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Unſre Sozialpolitik

Mit ſtarkem Unmut und tiefer Beſchämung nehmen wir Tag für Tag wahr, wie langſam und ſtockend — man könnte ſagen widerwillig — des Reichstags Mühlen arbeiten, um die Kraftmittel für den Reichsorganismus zuzubereiten. Die nationale Opferwilligkeit, ein Schlagwort, das alle Parteien in Sachen der Reichsfinanzreform ſo eifrig auf den Lippen führen, iſt bis zur Ohnmacht von den häßlichen Schlinggewächſen kleinlichen Fraktionsgeiſtes und eigennütziger Intereſſenpolitik umrankt. Wie freundlich ſind die Mienen und wie beredt die „Münder“ desſelben Reichstags, wenn es gilt, die Opfer auf den ſozialpolitiſchen Altären höher aufzuſchichten! Der Kontraſt iſt augenfällig. Wo liegt der Urgrund eines ſolchen gegenſätzlichen Verhaltens? Naive Naturkinder vor dem Vorhange der parlamentariſchen Schaubühne dürften meinen, daß ſich die Bewilligungsfreudigkeit in beiden Richtungen gleich intenſiv betätigen müßte, könnten ſich der weltfremden Anſicht hingeben, daß mit den finanziellen Subſidien nicht geknauſert werden dürfe, wenn das Reich neben dem pflichtgemäßen Aufbau der andern Kulturſtätten den ſozialpolitiſchen Gabentempel beſonders prunkvoll herrichten ſolle. Im Spiel hinter den Kuliſſen aber nehmen ſich die Dinge anders aus. Da wird nach dem Grundſatz gehandelt und verhandelt: das eine tun und das andre laſſen! Der durch das allgemeine Wahlrecht mit demokratiſcher Lymphe geimpfte Reichstag iſt zwieſpältiger Weſensart: ihm iſt das Nehmen ſeliger als das Geben, er nimmt im Bewußtſein, daß Geſchenke jeder Art die Freundſchaft erhalten, die ſozialpolitiſchen Früchte, ſoweit irgend erreichbar, für den verhätſchelten Demos, im weitern Sinne für „das Volk der Wähler“, vollauf in Anſpruch, wird aber verdroſſen und zurückhaltend, wenn das Geben zugunſten des ſtaatlichen Regimes an die Reihe kommt. Der „Racker dort oben“ mag zuſehn, wie er ſich durchs Daſein ſchlägt. Aber wir wollen heute deswegen nicht hadern, unſer Thema beſchränkt ſich nur auf die Sozialpolitik.

Während einer Reihe von Jahren stand die Sozialpolitik im Reichstag an der ersten Stelle. In dieser Session gebührt hingegen der Reichsfinanzreform der Vorrang, doch ist hinreichend dafür gesorgt, daß auch die Sozialreform nicht zu kurz kommt. Und wenn — was diesmal keineswegs der Fall ist — der Tisch des Hauses mit neuen sozialpolitischen Gesetzentwürfen nicht genügend besetzt sein sollte, so hat es der Reichstag in seiner Hand, seiner „Initiative“ breitere Anwendung zu geben. Hierzu bietet besonders die gewohnte „große“ sozialpolitische Aussprache, die an den Gesamtetat des Reichsamts des Innern einleitend anzuknüpfen pflegt, willkommne und eifrig benutzte Gelegenheit. Im Februar dieses Jahres füllte die bunte Mannigfaltigkeit der betreffenden Verhandlungen sechs volle Sitzungstage aus. Wer diesen parlamentarischen Auseinandersetzungen bis zum Schluß gefolgt ist — keine leichte und keine erquickliche Aufgabe —, wird schwerlich den Eindruck empfangen haben, daß unsre sozialpolitische Erkenntnis von der Breite der rednerischen Ausführungen und von der Vielheit der zur Sprache gebrachten Themata einen wesentlichen Nutzen davongetragen hat. Trotzdem möchten wir dieses Redeturnier, so müßig es in manchen Einzelheiten erscheinen mag, nicht missen, denn wir können dadurch in gewissem Maße ungefähr zu einer Orientierung über die Stimmungen und Strömungen des Reichstags mit Bezug auf die sozialpolitischen Dinge der Gegenwart gelangen; das ist immerhin von einiger Bedeutung. Beileibe soll damit nicht behauptet werden, daß sich aus der sprunghaften Behandlung von allerlei mehr oder minder interessanten „Fragen“ aus dem weiten Gebiete der Sozialpolitik irgendwelche programmatische Richtlinien für den demnächst einzuschlagenden sozialpolitischen Reichstagskurs entnehmen lassen, wir gewinnen aber einen immerhin schätzenswerten Einblick in den Seelenzustand unsrer Volksvertretung. Der sozialpolitische Puls der Herren Reichsboten in ihrer Gesamtheit schlägt nun einmal nicht immer gleichmäßig, sondern wird von innern Erwägungen und äußern Einwirkungen wesentlich beeinflußt. Das wird bestätigt finden, wer sich danach umsieht, welche „aktuellen“ Themata im Reichstag im Laufe einiger Jahre den lautesten Widerhall gefunden haben. Diese Themata tauchen auf und schweben nieder, je nachdem sich dort draußen auf dem Markte des Lebens die begehrenden Stimmen in der einen oder in der andern Richtung am lautesten erheben; die Anregungen und Wünsche aus dem Hause häufen sich, wenn Neuwahlen vor der Tür stehn, und werden zurückhaltender, wenn der Wahlkampf ausgefochten ist und wiederum „Ruhe im Lande“ herrscht. Arbeitskämpfe, die Bestrebungen des Mittelstandes, die Handwerkerbewegung, die Proteststimme der Großindustrie und andres mehr lassen abwechselnd ihren Schatten in den Reichstagssaal fallen und geben den Debatten Charakter und Färbung.

Man wird es begreiflich finden, daß sich die Regierung um so unbehaglicher fühlt, je gemischter der Chor ist, der sein Wunschprogramm vorträgt. Graf Posadowsky hat sich gelegentlich — es sind genau zehn Jahre her — in bittern Klagen ergangen, daß der Dilettantismus auf keinem andern Gebiete so breitspurig auftrete wie auf dem der sozialen Gesetzgebung, und hat, „die

Hände zum Zeus erhoben", den Reichstag beschworen, er möge ein Einsehen haben und seinem Ressort nicht in solcher Menge Mehlsäcke zuschieben, aus denen wunderbares sozialpolitisches Brot geformt werden solle. Gewiß sei alles, was der Reichstag aus gutem Herzen an neuen gesetzgeberischen Vorschlägen vorbringe, sehr wohlmeinend, aber es sei zu viel für die Leistungsfähigkeit des Reichsamts des Innern und viel zu viel für die Tragkraft der Industrie. Der Reichstag hat derartigen wiederholten Mahnungen wenig Beachtung geschenkt; nach wie vor feierten heißblütige parlamentarische Sozialreformer ihre Triumphe und suchten einander zu überbieten, wenn bei der Etatsberatung im Reichstage der Titel „Gehalt des Staatssekretärs" zur Diskussion stand.

Der neue Herr, der nach dem Rücktritt des Grafen Posadowsky als Minister für Sozialpolitik aufzog, hat es nicht besser gehabt als sein Vorgänger. Vor Jahresfrist, als der Staatsminister von Bethmann-Hollweg mit seinem Etat vor dem gestrengen Reichstag stand, hatte es sogar den Anschein, als wenn das dem Fürsten Bülow zugeschriebene bekannte Wort: „Nun erst recht Sozialpolitik" die Reichsboten zu besondern Kraftleistungen angespornt hätte. Nie zuvor hatte die Initiative des Reichstags eine solche Schwungkraft bekundet. Beispielsweise lagen damals zur zweiten Lesung des Etats siebenundzwanzig Resolutionen vor; die Zahl der Wünsche, die im Laufe der Verhandlungen in die Reden eingeflochten wurden, dürfte kaum geringer gewesen sein. Die Errichtung von nicht weniger als vier neuen Reichsstellen wurde gefordert: ein Reichskartellamt, ein Reichshandwerkeramt, ein Reichsseefahramt und eine gewerblich-technische Reichsanstalt. Zum Schluß wurden durch Abstimmung achtzehn Resolutionen angenommen, darunter manche, die einen bedenklichen Eingriff in die Produktionsverhältnisse der deutschen Industrie bedeuteten, so zum Beispiel eine Zentrumsresolution, die um alsbaldige Vorlegung von Gesetzentwürfen ersucht: zur Sicherung des Koalitionsrechts der Arbeiter, zur freiheitlichen Regelung der privatrechtlichen und öffentlichen Verhältnisse der Berufsvereine aller Art, zur Errichtung von Arbeitskammern und zur rechtlichen Ausgestaltung der Tarifgemeinschaften zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Wer in sozialpolitischen Dingen auch nur entfernt Bescheid weiß, wird ermessen können, welche Häufung von gesetzgeberischen Problemen in diesem einzelnen schlichten Wunschzettel enthalten ist. Der Reichstag hat sich aber nicht nur fast den ganzen ihm vorgelegten sozialpolitischen Speisenzettel einverleibt (abgelehnt wurden einige sozialdemokratische Resolutionen), sondern war mit diesem überzeugenden Nachweis seines Heißhungers nach sozialen Gesetzen noch nicht einmal am Ende der ihm angesonnenen Verdauungsleistungen angelangt. Wenigstens hatte ihm das Zentrum eine weitere Garnitur sozialpolitischer Verschönerungen durch vierzehn Anträge zugedacht, die zunächst der Kommission für die Gewerbeordnungsnovelle (Arbeiterschutz) unterbreitet worden war. Beiläufig bemerkt, diese Kommission hat ihre Arbeiten erst zum Teil abgeschlossen; die erste Hälfte davon, betreffend die Frauenarbeit und einiges andre, ist mit Rücksicht auf das Inkrafttreten der Berner Konvention gesondert im Plenum eingebracht und

dort noch im alten Jahre erledigt worden, während die Kommissionsberatungen über den zweiten Teil zurzeit noch fortdauern. Dieser vom Zentrum gewundne neue sozialpolitische Strauß wird also vermutlich noch dem Reichstage in absehbarer Zeit überreicht werden; aus der Blütenlese seien folgende Forderungen zur Illustrierung des hastigen Vorwärtsdrängens mancher Reformeiferer hervorgehoben: Einführung des Zehnstundentages für alle erwachsnen Arbeiter in Fabriken, obligatorische Arbeiterausschüsse in allen Betrieben mit mehr als zwanzig Arbeitern, Beschränkung der Arbeitszeit in Kontoren, Erweiterung der Schutzvorschriften und Verbot der Sonntagsarbeit für die Hausindustrie u. a. m. Daß bei einer solchen Überfülle von An- und Aufträgen eine gründliche Durchackerung aller einschlägigen Fragen kaum möglich sei, ist im Reichstage offen zugestanden worden. Daher tauchte auch erneut der schon früher verlautbarte Plan einer Kontingentierung der Sozialpolitik auf, d. h. ein Ausschuß aus allen Parteien feststellen sollte, welche Reformen als die dringlichsten anzusehen und demgemäß zunächst in Angriff zu nehmen wären. Bei der löblichen Absicht ist es vorläufig geblieben, ihre Verwirklichung würde wahrscheinlich außerhalb des Blocks auch auf heftigen Widerspruch stoßen, da das Zentrum, wie dessen Parteiorgan rühmend hervorhob, durch sein Auftrumpfen vor aller Welt bezeugen wollte, daß die stärkste Fraktion des Reichstags nicht gesonnen sei, sich unter dem Zeichen der Blockpolitik „ausschließen" zu lassen.

Ein Jahr ist seitdem vergangen, und wiederum hat sich dem Reichstag Gelegenheit geboten, in der Generaldebatte zum Etat des Reichsamts des Innern seinem bekümmerten sozialpolitischen Herzen Luft zu machen. Diesmal aber hat sich der Reichstag in seinen Anträgen und Resolutionen einer bemerkenswerten Zurückhaltung befleißigt. Dem Block im besondern gebührt das Verdienst, daß aussichtslose und unzeitgemäße Triebe, die das Zentrum und die Sozialdemokratie auf den Baum der Reichstagsinitiative verpflanzen wollten, wie das Reichsberggesetz unter anderm, abgetan wurden. In andern Fragen, zum Beispiel über die Regelung der Arbeitsverhältnisse in der Großeisenindustrie, begnügte man sich, auf weitere Klärung der Materie zu dringen, anstatt kurzerhand „die Klinke der Gesetzgebung" zu ergreifen. Dieses maßvolle Verhalten der Reichstagsmehrheit muß erwähnt werden, weil sich aus ihm im Verein mit andern Symptomen, wie wir meinen, folgern läßt, daß der Reichstag gewillt ist, sich mehr als bisher der Führung der Regierung in der Sozialpolitik anzuvertrauen. Eine solche Annäherung würde beiden Teilen zum Vorteil gereichen. Die Regierung würde dadurch, daß der Reichstag ihr mehr freie Hand läßt und sie nicht fortgesetzt mit neuen Arbeitsaufgaben bedrängt, instandgesetzt werden, den Ausbau der Sozialreform mit mehr System zu betreiben, während zugleich der Vorwurf gegen den Reichstag, daß er sich unbedachter Gesetzesmacherei hingebe, hinfällig werden müßte. Jedenfalls darf man nach den offenherzigen Erklärungen des Staatssekretärs des Innern überzeugt sein, daß dem Reichsamt des Innern ein großer Dienst erwiesen würde, wenn die Flut der sozialpolitischen Forderungen und Anregungen seitens

des Reichstags künftighin mehr eingedämmt werden könnte. Herr von Bethmann-Hollweg hat in einer seiner letzten Reichstagsreden auch dargelegt, welche übeln Konsequenzen sich aus dem Vorwärtsdrängen und der Überhastung auf dem Gebiete der Sozialreform ergäben. Der Reichstag habe es mit der Verabschiedung neuer sozialpolitischer Vorschriften bisweilen so eilig, daß er sich kaum gedulden wolle, bis die Interessenten ausgiebig zu Worte gekommen wären, sei in seinem eifernden Aktionsdrange unter Umständen sogar geneigt, Verhältnisse über denselben gesetzgeberischen Leisten zu schlagen, denen gegenüber eine individualisierende Behandlung am Platze gewesen wäre. Dadurch wäre Beunruhigung, die sich andernfalls wohl hätte vermeiden lassen, in den Kreisen derer hervorgerufen worden, die sich mit den neuen Gesetzesparagraphen in der Praxis abfinden müßten; andrerseits hätte sich in weitern Kreisen die Illusion festgesetzt, daß sich durch ein wiederholtes dringliches Anrufen der parlamentarischen Maschinerie auch solche Hindernisse der Erwerbsbetätigung oder soziale Übelstände hinwegräumen ließen, für die nur eine Gesetzgebung zuständig wäre, die alle Gegensätze und Reibungen in Harmonien aufzulösen vermöchte.

Der tiefere Sinn dieser Ausführungen deutet nach unserm Dafürhalten darauf hin, daß der Staatssekretär von Bethmann-Hollweg die sozialpolitischen Wege mit größerm Bedacht zu beschreiten gedenkt, als es in neuerer Zeit bisweilen geschehen ist. In seinem Wollen steckt, von der Allgemeinheit vielleicht unerkannt, ein Programm, das sich nicht in knappe Leitsätze fassen läßt, sondern durch dauernde praktische Handhabung erwiesen werden muß. Daher wird sich auch nicht klar und deutlich feststellen lassen, worin die Unterscheidungsmerkmale der vom gegenwärtigen Staatssekretär vertretnen Sozialpolitik zu der seines Vorgängers bestehn.

Von Posadowsky zu Bethmann-Hollweg! Als Graf Posadowsky im Sommer des Jahres 1907 die Bürde seines Amtes niederlegte, erfaßte ein gelindes Bangen alle politischen Parteien, denen an einem ununterbrochnen Fortschreiten der Sozialreform auf den bisherigen Bahnen ernstlich gelegen war. Der Graf im Barte hatte ihr volles Vertrauen gehabt, weil man von ihm wußte, daß er aus ehrlichster Überzeugung der Bannerträger einer unverdrossen aufwärtssteigenden sozialpolitischen Entwicklung gewesen war. Mit dem im Reichsamt des Innern vollzognen Ministerwechsel schien manchem die Möglichkeit nahegerückt, daß sich mit dem neuen Herrn auch ein neuer Geist in der Behandlung der Sozialreform geltendmachen könnte. Daß etwa das Tempo der sozialen Gesetzgebung nun noch beschleunigt werden könne, daran dachte niemand, die Besorgnisse liefen vielmehr einzig darauf hinaus, daß ein Stillstand, wenn nicht gar eine Rückwärtsrevidierung in unsrer Sozialpolitik platzgreifen könnte. Gerade die Möglichkeit eines solchen Umschwungs erfüllte andrerseits die Kreise mit hoffnungsvollen Erwartungen, die mit wachsender Verstimmung die sozialpolitischen Gesetzesvorschläge zu einer Hochflut hatten anwachsen sehen. Die Unternehmer, die ihr unverhohlnes Mißvergnügen

mit dem sozialpolitischen Kurse an den Tag legten, hatten sich übrigens niemals gegen die Vergrößerung ihrer Soziallasten aufgelehnt, glaubten sich aber zur Klage berechtigt, daß die soziale Gesetzgebung einseitig auf die Interessen der Arbeiter zugeschnitten werde und unausgereifte Fragen übereilt zu lösen versuche. Die unvergänglichen Verdienste des Grafen Posadowsky um den Arbeiterschutz und die Versicherungsgesetzgebung hat dabei gewiß niemand anzweifeln oder schmälern wollen, man zieh aber den verantwortlichen Leiter des Ministeriums für Sozialpolitik einer allzugroßen Nachgiebigkeit den Eiferern gegenüber, die teils unpraktische Ideologen, teils zielbewußte Demokraten waren. Der vom Schauplatz abgetretne Herr Staatssekretär, so hieß es von dorther, sei zu wenig bestrebt gewesen, die bisweilen recht ungestümen Wünsche der Reichstagsmehrheit aus Rücksicht auf das Staatswohl und das Erwerbsleben einzudämmen und die Interessen der nationalen Produktion dem parlamentarischen Doktrinarismus gegenüber zur Geltung zu bringen.

Die Allgemeinheit dieser Vorwürfe an die Adresse des Grafen Posadowsky ist sicher ungerechtfertigt. Dieser hat zeit seines Lebens mit dem hingebenden Eifer eines glühenden Patrioten und charaktervollen Staatsmanns Gerechtigkeit nach allen Seiten walten lassen. Seine Reden bezeugen das. Sein heißes Mühen war darauf gerichtet, die soziale Bewegung unsrer Tage, deren ethische Erfassung ihm Herzenssache war, in die Bahnen friedlicher und organischer Entwicklung zu lenken, damit die Harmonie zwischen Klassenvertretung und Staatsverfassung, Arbeiterinteressen und Gemeinwohl wiederhergestellt werde. Die Arbeitswilligenvorlage, mit deren brüskierenden „Verscharrung" der Reichstag sich keine Ehre eingelegt hat, entstammte diesem Gedankenkreise. In den letzten Jahren seiner Amtsführung geriet Posadowsky, infolge von niederdrückenden Erfahrungen unsicher und zaghaft geworden, in die Verstrickungen der Paragraphendrechselei. Dem Gesetzentwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine wäre sonst wohl eine freundlichere Aufnahme beschieden gewesen. Im Grübeln über die beste Lösung der ihm anvertrauten schwierigen Probleme mag er hier und da außer acht gelassen haben, wie hart im Raume die realen Dinge sich stoßen, wie dem Höhenfluge begeisterter Sozialreformer durch die Staatsräson und die kapitalistische Wirtschaftsordnung verhältnismäßig enge Grenzen gezogen sind. Die charitative Richtung, die in der Sozialreform vorzugsweise von klerikalen Schriftstellern vertreten wird, schien auf die Anschauungen des philosophierenden Staatsmannes einen gewissen Einfluß gewonnen zu haben. Man erinnert sich des vielangefochtnen Wortes aus des Grafen Munde: „Besitz ist keine Tugend, Besitz ist meist auch kein Verdienst!" Ähnliche Ideen waren vielfach auch im Blocksozialismus des Reichstags heimisch. Dieser Block, an dessen Spitze unbestritten das Zentrum mit seinen sozialdemokratischen Einpeitschern stand, und dem auch ein großer Teil der Liberalen willig Gefolgschaft leistete, bildete zwar keine geschlossene Gemeinschaft, fand sich aber auf Grund ideeller Verwandtschaft ungezwungen zusammen, wenn der sozialen Gesetzgebung ein neuer Baustein hinzugefügt werden sollte.

Ob die verstandesgemäße Hinneigung des Grafen Posadowsky zu diesem sozialreformatorischen Block unter ultramontaner Führung oder ob, wie völlig unerwiesen behauptet wird, seine Abneigung gegen den neuerstandnen politischen Block, den ausgesprochnen Gegner der Vorherrschaft des Zentrums, seiner amtlichen Tätigkeit ein Ziel gesetzt hat, muß dahingestellt bleiben. Kurz, Posadowskys Ministerlaufbahn verrann . . .

Der neue Staatssekretär von Bethmann-Hollweg hat von Anbeginn bekundet, daß er zwar im Prinzip auf den Pfaden seines Amtsvorgängers zu wandeln beabsichtigt, keinesfalls aber wird er sich von den sozialpolitischen Heißspornen über eine bestimmte Verhaltungslinie hinausdrängen lassen. Der bisherige sozialpolitische Webstuhl bleibt also im Betrieb, es wird aber künftighin nicht so sehr Gewicht auf die Menge der Fabrikate als auf ein gleichmäßiges und allgemein zufriedenstellendes Erzeugnis gelegt werden. Die Rechnung derer, die von dem Personenwechsel auch einen Umschwung in der bisherigen Stellung der Regierungen zur Sozialreform befürchteten und herbeiwünschten, dürfte mithin nicht stimmen. Demgemäß wird auch auf der einen Seite das Murren über die soziale Gesetzgebung mit ihren unvermeidlichen Rückwirkungen auf das Erwerbsleben fortbestehn, während auf der radikalen Gegenseite die nimmersatte Begehrlichkeit nach wie vor nach weitern „Zugeständnissen" an die Arbeiterbewegung langen wird. Die Regierung und die Mehrheit des Reichstags werden zwischen den aus den beiden feindlichen Lagern ausgehenden Aktionsversuchen die verständige Mitte halten müssen. Dabei braucht die staatliche Sozialpolitik mit der parlamentarischen keineswegs durchweg übereinzustimmen. Im Deutschen Reiche zumal haben von jeher auf diesem Gebiete wesentliche Unterschiede zwischen Regierung und Volksvertretung bestanden. Je mehr vom Reichstage im Bannkreise demokratisierender Tendenzen die Interessen einzelner Berufsstände einseitig in den Vordergrund geschoben werden, desto sorgfältiger wird darauf acht zu geben sein, daß nicht etwa Klassen- und Erwerbsinteressen die nationale Wohlfahrt beeinträchtigen. Die in aufreibenden Kämpfen aufeinanderstoßenden Gegensätze abzuschwächen und womöglich auszugleichen, ist das vornehmste Ziel, das sich der neue Staatssekretär, wie seine Reden bezeugen, gesteckt hat. Dabei soll die Staatsautorität, unter Wahrung strenger Unparteilichkeit, nachdrücklich zur Geltung gebracht werden, nicht etwa im Sinne einer Erweiterung starrer Reglementierung, sondern durch Förderung aller versöhnlichen Tendenzen in der sozialen Bewegung. Wenn bisher in unsrer Sozialpolitik, unter dem starken Antriebe der Sozialreformer im Reichstag, die Anwendung der Dampfkraft an erster Stelle stand, so dürfte unter dem neuen Leiter an der Spitze des Reichsamts des Innern das Steuerruder in den Händen der verantwortlichen Staatsgewalt mehr zu seinem Rechte kommen. Richtung und Ziel staatlicher Sozialpolitik bleiben auch fürderhin unverändert, denn so gebieten es unsre sittlichen und nationalen Pflichten, der gesetzgeberische Apparat aber soll mit mehr selbstbewußter Zurückhaltung und ruhiger Überlegenheit gehandhabt werden. Ob wir bei solchem

Verhalten einen „neuen“ Kurs steuern, mag sich jeder nach Belieben selbst beantworten.

Man sollte meinen, daß das erfreuliche Zielbewußtsein, mit dem Herr von Bethmann-Hollweg an seine Aufgabe herantritt, ihm die vertrauensvolle Zustimmung aller an der sozialpolitischen Entwicklung anteilnehmenden Faktoren sichern müßte. Im Reichstage hat der Staatssekretär unleugbar an Boden gewonnen; denn ist es angesichts der bekannten parteipolitischen Zerklüftung nicht ein außergewöhnlicher Erfolg, daß der grundlegende erste Paragraph der vielumstrittnen Arbeitskammervorlage in der vorberatenden Kommission einstimmig angenommen wurde? Und zwar geschah das, obgleich eine ganze Reihe maßgebender Interessenorganisationen der Arbeitgeber den Gedanken der Errichtung paritätischer Arbeitskammern mit aller Entschiedenheit, ja teilweise mit heller Entrüstung als unglücklich und unheilstiftend abgewiesen hatte. Auch die Sozialdemokratie will zwar von einer Einrichtung, die die Arbeiter und Unternehmer zu gemeinsamem Ratschlagen zusammenbringt, grundsätzlich nichts wissen, aber aus einem Grunde, der die Gegenpartei eigentlich veranlassen müßte, den Entwurf freundlich aufzunehmen. Wenn die berufsmäßigen Aufhetzer der Arbeiter der Meinung sind, daß die Arbeitskammern ihre Kreise stören könnten, dann sollten die bürgerlichen Interessengruppen eine solche Organisation schon deswegen ergreifen. Stattdessen erleben wir aber gerade jetzt das wahrlich nicht erheiternde Schauspiel, daß „die Männer der Praxis“ außerhalb des Parlaments in geschlossenen Reihen mit durchdringender Schärfe ihre Stimme gegen einen Gesetzentwurf erheben, der nach den Absichten und Erwartungen der Regierung sowohl wie des Reichstags dem sozialen Frieden einen neuen Stützpunkt darbieten soll. Ein Zwiespalt hat sich hier aufgetan, den wir nicht auf die leichte Achsel nehmen dürfen. Es ist für die Allgemeinheit keine Angelegenheit von nebensächlicher Bedeutung, wenn die wichtigsten Interessenverbände der Industrie und Dutzende von Handelskammern in öffentlichen Kundgebungen laut Einsprache gegen „den sozialpolitischen Kurs“ erheben, den ihres Erachtens Regierung und Reichstag steuern. In vielen Fällen richten sich diese Angriffe zwar nur gegen den auf der Tagesordnung stehenden Arbeitskammergesetzentwurf, das einzelne Objekt dient aber den Unmutigen offenbar nur zur Zielscheibe, um ihren tiefgehenden Groll über „die ganze Richtung“ zu demonstrieren.

Die staatliche Sozialpolitik befindet sich in einer schwierigen Lage. Die wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit führt stetig sich vergrößernde Scharen von Arbeitern in die industriellen Betriebe. Dadurch treten die Kehrseiten einer Massenanhäufung arbeitender Individuen unter einem häufig unpersönlichen Kapitalistenregime grell in Erscheinung. Die rein materiellen Erwerbsinteressen gewinnen unter solchen Umständen gar leicht die Oberhand über alle ethischen Rücksichten und verschärfen dadurch die ohnehin vorhandnen, naturgemäß gegebnen Gegensätze zwischen „unten“ und „oben“. Die Pflicht der

Selbsterhaltung, ganz abgesehen von den Erfordernissen sozialer Kultivierung, gebietet der Staatsgewalt, daß sie sich zu den unvermeidlichen Konflikten zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern nicht teilnahmlos verhalte. Wie weit aber gesetzgeberische Eingriffe zur Regelung der Arbeitsverhältnisse, Sicherung des Arbeiterschutzes und Förderung der allgemeinen Wohlfahrt zu gestatten sind, ist eine Frage, deren Beantwortung niemals einheitlich wird erfolgen können. Im allgemeinen wird das nationale Interesse die Richtschnur und die ausgleichende Gerechtigkeit den Maßstab der Reglementierung abgeben müssen. Bei jeder derartigen Abgrenzung der Rechte und Pflichten zwischen Unternehmern und Arbeitern läuft man aber um so eher Gefahr, auf starken Widerstand der einen oder der andern Seite zu stoßen, wenn die Sozialreform im Laufe einer langen Zeit ihre die individuelle Bewegungsfreiheit behindernden Schranken schon nach verschiednen Richtungen hin aufgerichtet hat. Man begreift, daß selbst solche Arbeitgeber, die einen reichlichen Anteil der allgemeinen Soziallasten willig auf sich genommen haben und tragen, schließlich mürrisch und aufsässig werden müssen, wenn unter sozialpolitischer Flagge immer neue Opfer finanzieller und ehrenamtlicher Art an sie herantreten und ihren Betrieben neue gesetzgeberische Rahmen auferlegt werden. Die Verdrossenheit wird verstärkt durch die betrübende Wahrnehmung, daß die sozialpolitischen Benefizien jeder Gattung nicht dazu beigetragen haben, Arbeitskämpfe der organisierten Arbeiterschaft hintanzuhalten. Kommt nun dann noch hinzu, daß der Reichstag — aus welchen Motiven es auch sein mag! — die Sozialreform längere Zeit hindurch als sein bevorzugtes Paradepferd anzusehen beliebt, mit dem man gelegentlich auch recht gewagte Touren glaubt ausführen zu dürfen, so wird durch das Zusammenwirken der verschiednen ursächlichen Dinge jene Unwillenswoge emporgetrieben, aus der der schroffe Ruf emporklingt: „Nur keine Sozialreform mehr!“

Daß der sozialpolitische Überschwang, dem sich der Reichstag seit Jahren hingegeben hat, über kurz oder lang die Industrie zu organisiertem Widerspruch reizen müsse, war vorauszusehen. Die geschäftige Vielrederei übereifriger Sozialreformer zum Fenster hinaus glaubte man als unschädlich hinnehmen zu können, die wiederholten Anläufe hingegen, die soziale Gesetzgebung einseitig auf die Interessen der Arbeitnehmer zuzuschneiden, brachten das Unternehmertum in Harnisch. Die Arbeitgeber haben sich durch umfassende Ausbildung ihre Koalitionen so stark gemacht, daß sie es auf eine Machtprobe gegen die Arbeiterorganisationen heute getrost ankommen lassen können. Im Bewußtsein dieser Stärke versuchen sie nunmehr auch gegen die „Gesetzesmacherei“ und das „Paragraphengestrüpp“ des Reichstags aktiv aufzutreten, die schroffsten Elemente verraten sogar Neigung, durch passive Resistenz die Gesetzgeber zu brüskieren. Für diese nach außen drängende verbitterte Stimmung liegen mannigfache Beispiele vor. Es sei erinnert an das sozialpolitische Programm des Vereins deutscher Arbeitgeberverbände mit seinen mindestens eigen-

artigen Richtlinien in bezug auf die Reform der Arbeiterversicherung. Hinzuweisen wäre ferner auf die Resolutionen und Diskussionen des Zentralverbandes deutscher Industrieller, in denen dem Reichstag und der Regierung in schärfster Form ein Mißtrauensvotum erteilt wird. Hierher gehören auch die gutachtlichen Äußerungen vieler Handelskammern zu einzelnen Fragen der sozialpolitischen Gesetzgebung, wobei über diese mit stark übertriebner Skepsis abgeurteilt wird. Die erste Stelle kann in dieser Hinsicht wohl der kürzlich erschienene Jahresbericht der Handelskammer zu Hamburg für das Jahr 1908 beanspruchen, der, wie ein Hamburger Blatt rühmend hervorhebt, „ein vernichtendes Gesamturteil über die Sozialpolitik des neuen Kurses" enthält.

Die angeführten Zeugnisse hochgradiger Übellaune hätten eine Berechtigung, wenn sich ihre Vorwürfe gegen die mancherlei parlamentarischen Fehler, die in der Vergangenheit begangen worden sind, richteten; es wird aber bedauerlicherweise mehrfach mit Nachdruck hervorgehoben, daß auch dem „neuen Kurse" mit größtem Mißtrauen zu begegnen sei. Hierzu liegt aber bei objektiver Betrachtung bisher keine erkennbare Veranlassung vor. In einem konservativen Blatte begegnen wir der Behauptung, daß der alte Kurs auch unter dem neuen Staatssekretär in schönster Blüte stünde. Es sei eine Politik des Abwartens, des Laufenlassens; nirgends mache sich der feste Wille bemerkbar, das notwendige, entschiedne Halt! zu rufen. Diese Bemerkungen sind nur insofern richtig, als sie feststellen, daß ein Kurswechsel in Wirklichkeit nicht stattgefunden hat. Wer hätte das aber auch im Ernst erwartet, und wie kann man verlangen, daß die im Um- und Ausbau begriffne soziale Gesetzgebung plötzlich fallengelassen werde, oder daß etwa ungeachtet der bekannten Parteiungen im Reichstag, die als gegeben in Rechnung zu stellen sind, mit Sondergesetzen gegen die Sozialdemokratie vorzugehn sei? Der Staat darf auch gar nicht von dem opfer- und segensreichen Werke der Sozialreform, deren angemessene Fortsetzung uns aufwärts führen soll, seine Hand willkürlich abziehen, auch dann nicht, wenn sich arge Verdrossenheit auf der einen, schnöder Undank auf der andern Seite kundgeben. Er darf ferner aus Achtung vor dem gesunden Sinn in allen Schichten der deutschen Nation nicht daran verzweifeln, daß es ihm bei ausharrender Geduld mit der Zeit gelingen werde, eine Brücke der Verständigung von den Arbeitnehmern zu den Arbeitgebern über die anscheinend unversöhnlichen Gegensätze hinweg zu schlagen. Um das zu erreichen, wäre es grundfalsch, die Neigungen „des starken Mannes" hervorzukehren, anstatt mit zäher Beharrlichkeit um der guten Sache willen die Fäden aneinanderzuknüpfen und den vielfach noch schlummernden versöhnlichen Tendenzen die Stätte zu bereiten.

Ein solches Programm mag denen nicht behagen, die im Erwerbsleben nur den unverkümmerten Materialismus gelten lassen wollen, und die die Sozialpolitik lediglich vom Standpunkt bestimmter persönlicher Interessen beurteilen. Wollte sich der Staat diesen, in mancher Hinsicht bequemern An-

schauungen anpassen, so stünden wir binnen kurzem in einem unabsehbaren wüsten Kampfe aller gegen alle. Ließe man den Heerlagern hüben und drüben mit ihren hundertfach verzweigten Organisationen freie Hand zu einer Machtprobe, unbekümmert um die Folgen einer solchen Auseinandersetzung für das gesamte Wirtschaftsleben, so wäre damit das Recht und die Diktatur des Stärkern proklamiert. Die Allgemeinheit könnte solche Gewaltakte nicht dulden, sie verlangt nach einem gerechten Ausgleich unter vorsichtiger Abwägung der gegenüberstehenden Interessen, durch Vermittlung und Entscheidung der gesetzgebenden Faktoren. Dieser „Gerechtigkeit" will auch Herr von Bethmann-Hollweg nach Maßgabe seines Könnens zu ihrem Rechte verhelfen, nicht durch ein Übermaß neuer Gesetze, sondern durch den sozialen Geist, der die Materie durchdringt. Der Staatssekretär hat in seiner feinen, nach allen Seiten verbindlichen Tonart aus einer solchen Gesinnung heraus zu den konkreten Fragen Stellung genommen. Er sieht die sich allmählich vollziehende Umwandlung der individualistischen Volkswirtschaft in eine organisierte vor Augen, möchte aber in diesen natürlichen Entwicklungsprozeß nicht störend eingreifen, solange sich nicht unleidliche Auswüchse bemerkbar machen. Er warnt vor den „eisernen Klammern" des Koalitionszwangs; er will das Problem der Tarifverträge durch praktische Bewährung ausreifen lassen; er rechtfertigt die „schwarzen Listen" als ein Gegenstück zu Boykotts und Streiks, verwirft aber deren rücksichtslose Anwendung als eine Untergrabung sozialer Ethik; er will durch die Einrichtung paritätischer Arbeitskammern schreiende Dissonanzen mildern. Der Reichstag hat sein Vertrauen zu diesem „Kurse" bekundet; möge die „antisoziale" Opposition außerhalb des Reichstags mit sich zu Rate gehn, ob ihr Mißtrauen gegen den neuen Minister für Sozialpolitik gerechtfertigt ist.

Valentinian

Das allslawische Problem und der deutsche Nationalstaat

Von George Cleinow

2

Wenn wir uns nun den Slawen in Österreich zuwenden, so muß hervorgehoben werden, daß sie nicht das direkte Interesse des Reichs in Anspruch nehmen, wie in Rußland, solange die habsburgische Monarchie wirklich Anspruch darauf erheben kann, ein deutscher Staat zu sein. Besonders gilt das von den Südslawen, dann aber auch von den Tschechen. Nicht so ohne weiteres von den Polen. Denn gerade die überaus geschickte Politik der Polen ist es, die die systematische

Slawisierung Österreichs möglich gemacht und erst den tschechischen, später den südslawischen Forderungen den Weg geebnet hat.

Die Polen haben in Österreich ebenso wie in Rußland steigenden Einfluß auf die Fragen der großen Politik gewonnen. Eigentlich schon von 1866 an sind sie auch in der innern Politik die Vermittler zwischen dem Kaiser und den einzelnen Nationalitäten gewesen. In dieser Stellung waren sie für die österreichisch-ungarische Politik geradezu unentbehrlich — freilich unentbehrlich mit Einschränkung. Denn diese Politik ging seit dem von Goluchowski geschaffnen Oktoberdiplom von 1860 geradeswegs — ob bewußt oder unbewußt, ist hier ohne Belang — auf Umwandlung der habsburgischen Monarchie aus einem Einheitsstaat in einen Föderativstaat aus. Es heißt nämlich im Diplom (Kolmer, Band 1, Seite 40 bis 41): „Im Interesse unsers Hauses und unsrer Untertanen ist es unsre Regentenpflicht, die Machtstellung der österreichischen Monarchie zu wahren und ihrer Sicherheit die Bürgschaften klar und unzweideutig feststehender Rechtszustände und einträchtigen Zusammenwirkens zu verleihen. Nur solche Institutionen und Rechtszustände, welche dem geschichtlichen Rechtsbewußtsein, den bestehenden Verschiedenheiten unsrer Königreiche und Länder und den Anforderungen ihres unteilbaren und unzertrennlichen kräftigen Verbandes gleichmäßig entsprechen, können diese Bürgschaften in vollem Maße gewähren.“ *)

Die Dezemberverfassung gewährte gegen die hieraus seitens der Mehrheit gezognen Konsequenzen keinen Schutz. Mit Ausnahme der Polen drängten alle Slawen auf Föderation. Die Polen begnügten sich mit der Erweiterung ihrer autonomen Rechte. „Sie wollten, wie der Abgeordnete Grocholski meinte, keine Kantonisierung Österreichs.“ Dieser Stellung der einzelnen Nationalitäten entsprach die Haltung der Mehrheit im Kabinett Taaffe-Potocki, die im Memorandum vom 18. Dezember 1869 zum Ausdruck kam. Somit erkannten die Polen richtig, daß sie mit Hilfe der Zentralgewalt und der deutschen Magnaten alle autonomen Rechte erlangen konnten, deren sie bedurften, um später den maßgebenden Einfluß zu erhalten. Den seitens der Polen eingeschlagnen Weg hier im einzelnen zu verfolgen, würde, so interessant er ist, zu weit führen.

*) Auf das ausgezeichnete Werk von Dr. Gustav Kolmer „Parlament und Verfassung in Österreich“ (vier Bände; Wien und Leipzig, Karl Fromme, 1902 bis 1908) sei hier ganz besonders hingewiesen. Es ist ein Quellenwerk ersten Ranges, das in keiner Redaktionsstube und in keiner Handbibliothek von Politikern fehlen sollte. — Zur Beurteilung der Polenfrage, des allslawischen Problems und nicht zuletzt auch zur Beurteilung der politischen Kämpfe des Deutschtums seit 1849 finden wir in dem Werk das gesamte parlamentarische Material zusammengestellt. Neben dem Politiker wird auch der Forscher in dem Werk finden, was er zur Anregung und zum Nachweis von Quellen auf dem behandelten Gebiet braucht. Ein sehr sorgfältig und mit großer Umsicht angelegtes Sachregister wie auch ein Namenregister machen das umfangreiche Werk zu einem übersichtlichen Nachschlagebuch. Mit Ungeduld sehen wir dem Erscheinen des fünften Bandes entgegen.

Im April 1870 feierten sie ihren ersten großen Sieg in der allgemeinen Politik Österreichs durch die Berufung eines besondern galizischen Ministers in das Wiener Kabinett. Seit 1870 ist also der polnische Einfluß auf das Kabinett mindestens durch ein polnisches Mitglied gesichert. In Wirklichkeit gibt es, glaube ich, seit vierzig Jahren kein österreichisches Kabinett, dem nicht mindestens zwei Polen angehörten, wenn wir das gegenwärtige nicht rechnen. Unter diesen Bedingungen kann es kaum auffallen, daß es schon im Jahre 1872 den Polen gelungen war, „das deutsche Element in den Städten Galiziens fast völlig zu verdrängen oder zu polonisieren“ (Kolmer II, Seite 163).*) Die Polen haben durch das Mißlingen des letzten Aufstandes gelernt, sich in ihrer politischen Betätigung weise Mäßigung aufzuerlegen. Die oft und arg gescholtene Partei der Stanczyken hat sich in dieser Beziehung unbedingt große Verdienste um die Nation erworben.

Die sich tatsächlich vollziehende Stärkung der polnischen Position in Österreich ist aber dann vor allen Dingen durch den Egoismus der deutschen Magnaten möglich geworden. Die deutschen Magnaten haben ihre kulturelle und politische Mission in Österreich durchaus verkannt. Sie sahen ihr Interesse nicht in einem Zusammengehn mit den mittlern und den untern Schichten des Deutschtums, sondern in einem solchen mit den klerikalen Magnaten aller Nationen. Sie waren unter dem Deckmantel des Österreichertums international wie die Führer der Sozialdemokraten.

In der Ära Taaffe von 1879 bis 1893 sollten die natürlichen Folgen jener selbstsüchtigen Politik ausreifen und zu ihrem Recht kommen. Der einstige deutsche Bundesstaat, der auf dem Frankfurter Fürstentag im Jahre 1863 noch die Vorherrschaft unter den deutschen Staaten verlangte, aber schon 1866 durch den Prager Frieden ausgeschlossen war und sich durch den Dualismus zu dem österreichisch-ungarischen Staatenbund umgestaltet hatte, sollte nun in der zisleithanischen Hälfte zu einem polyglotten, föderativ geeinigten Staatenbund der Königreiche und Länder umgewandelt werden, worin sich das zahlenmäßige Übergewicht der slawischen Stämme selbst zur Geltung bringen konnte.

Die Dezemberverfassung, die auf Österreich als auf einem deutschen Staate fußte, hielt dem nationalen Ansturm nicht stand, und unter ihren Trümmern, meint Kolmer nicht mit Unrecht, wurden nicht nur die Grundfesten der bürgerlichen Freiheit, sondern auch die deutsche Vergangenheit Österreichs verschüttet. Die Slawisierung Österreichs setzte mächtig ein. Die Verdrängung der deutschen Elemente aus der Beamtenschaft, der Kampf gegen die deutsche Sprache in allen Ländern der Krone Habsburg, die Boykottbewegung gegen die Erzeugnisse deutschen Fleißes sind die äußern Anzeichen dafür.

Durch die Koalition der deutsch-klerikalen mit den slawisch-nationalen Elementen wurde die deutsche Opposition gelähmt, deren durch die Geschichte

*) Vergleiche meinen Aufsatz Deutsch-slawische Beziehungen in Nr. 1 der Grenzboten von 1909, S. 13 ff.

berufne Führer im feindlichen Lager standen. Sie trug darum den Keim der Zersetzung in sich und ermangelte der Fähigkeit, zusammenzustehn in dem Maße, als sich ihre Mißerfolge häuften, ihre Gruppen sich untereinander zerfleischten, und, ich lasse hier wieder Kolmer sprechen, als ein großer Teil von den Deutschen dem Demagogentum und der Reaktion in die Arme lief. An der heutigen Uneinigkeit der Deutschen in Österreich ist — ich möchte das noch einmal unterstreichen — in allererster Linie das Magnatentum schuld; erst wenn dieses in Österreich überwunden sein wird durch eine nationale und doch liberale Demokratie, dann können wir auch mit einer politischen Gesundung des Deutschtums in Österreich rechnen. Freilich dürfen uns die Slawen mit ihren Einigungsbestrebungen nicht zuvorkommen. Die Los-von-Rom-Bewegung ist, ohne ihre praktische Bedeutung überschätzen zu wollen, ein vorläufiges Symptom für die ansetzende Genesung, und es wäre zu wünschen, daß sich nun auch eine energische Reaktion gegen den Antisemitismus als ein weiteres bald bemerkbar machte. Denn die unter den Slawen zerstreut lebenden Juden, einschließlich der sechs Millionen russischer, sind unsre natürlichen Bundesgenossen gegen die vereinten Slawen. Ich habe mich gegen diese Auffassung lange gewehrt und erinnere mich deutlich, welches Unbehagen mir ein Artikel des Berliner Tageblatts verursachte — ich glaube von Hans Heinz Ewers —, der mir vor fünf Jahren in Kijew nach einer Besichtigung des Judenviertels in die Hände fiel. Nach dem eben Geschauten schien es mir geradezu als eine Beleidigung der eignen Nationalität, von einer Gemeinsamkeit der deutschen und der jüdischen Kulturinteressen zu sprechen. Bei der Verarbeitung des gesammelten Materials und dessen Betrachtung durch Klios Brille hat sich dann meine Ansicht geändert.

Doch kehren wir nach Österreich zurück. Dort hat für die Entwicklung der allslawischen Idee die Ära Taaffe eine außerordentlich große Bedeutung erlangt. Sie hat den übrigens noch immer nicht zustande gekommnen Ausgleich zwischen Polen und Tschechen vorbereitet. Die Tschechen waren stets Rußland freundlich, weil der russische Panslawismus deutschfeindlich war. Die Polen waren dagegen Rußland feindlich gesinnt, weil es der gefährlichste Gegner des Ultramontanismus ist. Das trennte die beiden Nationalitäten vornehmlich; hierzu kam trennend der verschiedne Standpunkt gegenüber der Politik des Reichsrats, solange in Galizien das konservativ-klerikale Element die Führung hatte, sowie schließlich der Gegensatz in Mähren und Schlesien. Die Tschechen haben ihre Politik der Obstruktion gegen die Zentralregierung vom Tage der Dezemberverfassung an aufgenommen. Sie haben sich dadurch von vornherein die Vermittlung ihres Adels gegenüber dem Monarchen verscherzt, der wie der deutsche auf der Seite der Polen und Klerikalen stand. Dabei waren sie politisch schlechter gestellt als die Polen, da sie von vornherein keine autonomen Rechte hatten. Doch haben sie dafür im Laufe der Jahre die Freundschaft der polnischen Demokraten eingetauscht, die von Lemberg aus wohl die polnischen

Magnaten in Krakau und Wien in Kulturangelegenheiten bekämpften, die Leitung der großpolnischen Angelegenheiten ihnen aber nicht ohne gewissen Takt überließen.

Für die großpolnische Sache war die Stellung der Polen im österreichischen Reichsrat so günstig wie nur möglich. Konnte doch in ein und derselben Sitzung der Minister polnischer Nationalität für die deutschlandfeindliche Politik des Reichs sprechen, während der polnische Abgeordnete gleich darauf gegen sie auftrat. Auf der andern Seite konnte die polnische Sprachenfrage dem Forum des Reichsrats entzogen und ausschließlich im Landtag zu Lemberg behandelt werden. In Lemberg erwiesen sich aber die Stanczyken als Reaktionäre und betrachteten getreu der Geschichte ihrer Vorfahren die Bildung als ein Prärogativ der Besitzenden. Dadurch gerieten sie nicht nur in Gegensatz zu den Ruthenen, sondern auch zu ihren eignen demokratischen Stammesbrüdern. Die Tschechen ihrerseits erhielten zwanzig Jahre später als die Polen ebenfalls einen Landsmannminister und durch ihn Einfluß auf die Zentralregierung.

Die polnischen und tschechischen Demokraten konnten sich alsdann in dem gemeinsamen Bestreben nach Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts finden. Ihm gesellte sich der Wunsch bei, die wirtschaftliche Konkurrenz der Deutschen niederzuwerfen. Die also verbündeten Westslawen haben dieses Ziel im Jahre 1906 erreicht, unterstützt von den Südslawen, deren politische Aufrüttlung sich die Tschechen angelegen sein ließen.

Die Slawisierung Österreichs hat somit wenigstens in der innern Politik im Laufe der letzten Jahrzehnte ganz außerordentlich große Fortschritte gemacht. Vollendet aber — wenigstens in politischer Beziehung — kann sie nur werden: entweder durch die Beseitigung der konservativ-klerikalen Magnaten auf dem Wege sozialer Revolution oder durch Übertritt der Magnaten auf die Seite der einzelnen slawischen Nationalitäten. Mancher in Böhmen wohnende Edelmann mit deutschem Namen hat schon sein tschechisches Herz erkannt, und mancher dürfte noch zu dieser Erkenntnis kommen, wenn es dem Deutschtum nicht gelingen sollte, seinen alten Einfluß wieder zu gewinnen. Damit aber würden die nach altem Herkommen zu Beratern der Krone gewählten Männer nicht nur als Vertreter der deutschen Sache aus der innern Politik ausscheiden, sondern auch aus der äußern. Ich sehe diese Möglichkeit als wahrscheinlich an, da es mir ausgeschlossen erscheint, daß der weitern Demokratisierung der Politik in Österreich, das ist gleichbedeutend mit Slawisierung, anders als durch Staatsstreich und Blutvergießen ein Halt geboten werden könnte.

* * *

Wer das Volksempfinden als den letzten und mächtigsten Pfeiler politischen Lebens anerkennt, wird auch ohne weiteres damit einverstanden sein, wenn ich die in Rußland und Österreich angebahnte Ideenentwicklung als

eine Gefahr sowohl für das heutige Deutsche Reich wie für die deutsche Nationalität überhaupt bezeichne. Ich behaupte nicht, daß die Gefahr akut ist, aber ich bin überzeugt, daß sie uns umschleicht, um sich in einem gegebnen Augenblick auf uns zu stürzen. Wann dieser Augenblick eintreten wird, vermag natürlich niemand weder von uns noch von den slawischen Führern zu sagen, denn wir sind keine Propheten. Wohl aber sind wir und jene imstande, uns aus den uns umgebenden politischen, sozialen, wirtschaftlichen und nationalen Zuständen sowie aus der Geschichte die Verhältnisse zu veranschaulichen, unter denen die Gefahr akut werden kann. Meine Ausführungen seien deshalb mit einem kurzen Ausblick auf die gedachten Verhältnisse beschlossen.

Zweifellos liegt der am meisten kritische Moment in den künftigen Beziehungen zwischen den Slawen in ihrer Gesamtheit und dem Deutschen Reich als Nationalstaat in dem Augenblick, wo der greise Herrscher in Wien der Politik den Rücken kehrt. Es ist keine Phrase, wenn Politiker behaupten, Österreich werde überhaupt nur durch den Kaiser zusammengehalten. Ein halbes Jahrhundert hat Kaiser Franz Joseph am Steuer seines Staatsschiffes gestanden und sich in dieser Zeit bei allen Parteien und Nationalitäten eine Achtung und Verehrung erworben, die weit über das Maß hinausgeht, das sonst auch beliebten Monarchen von ihren Völkern entgegengebracht wird. Das persönliche Verhältnis des Volks zum Monarchen zwingt gegenwärtig selbst die radikalsten Führer, sich zu mäßigen. Ob Deutsche, Tschechen oder Polen — solange der greise Herrscher an der Spitze steht, dürfte es kein Sozialist wagen, das Volk zum Sturm gegen die Monarchie aufzufordern. Gegen das Ministerium — ja! gegen die verhaßten Deutschen ja! — nicht gegen die Krone!

Diese Rücksicht fällt weg, sobald ein junger Monarch die schwere Last der Krone Habsburg auf sich nimmt. Was müßte er tun, um die stärksten Kreise in der Gesellschaft an sich zu fesseln? Könnte er die Politik des allmählichen Zurückweichens vor den slawischen Forderungen noch ein Menschenalter hindurch fortsetzen und dadurch den Sieg der Polen und Tschechen über das Deutschtum unabwendbar machen? Könnte er sich an die Spitze der Deutschen oder der Polen stellen und einem von ihnen dadurch zur Hegemonie in Österreich verhelfen? Wer könnte die sich aufdrängenden Fragen beantworten?! Auch ich möchte den Versuch nicht wagen. Die angedeutete Situation kann jeden Augenblick eintreten, und obwohl alle Welt darauf vorbereitet ist, würde sie doch immer als eine gewaltige Überraschung wirken — würde sie zu früh kommen. Denn mit ihr werden so unendlich viel Verbindlichkeiten gelöst, daß sie bisher von niemand vollständig überschaut werden können.

Weniger plötzlich und von langer Hand vorbereitet entwickeln sich die Verhältnisse auf dem Gebiete der internationalen Politik. Sind sie auch nicht jedem Politiker gegenwärtig, so lassen sie sich durch ein eingehendes Studium feststellen. Bisher ist für das Studium dieser Frage von deutscher

Seite herzlich wenig getan worden, um so mehr von den Polen, Tschechen und neuerdings auch von den Russen.

In dem Maße, wie die allslawischen Bestrebungen in Österreich an Boden gewinnen und das slawische Element die Oberhand in der Politik nimmt, wird Rußland genötigt sein, auch die von den gebildeten Kreisen angestrebte Aussöhnung mit den Polen in das Programm der amtlichen Politik aufzunehmen oder aber auf seinen Einfluß auf die Tschechen und Südslawen zu verzichten. Die Polen sind für Rußland ein Kulturfaktor, den jene weiten Schichten der russischen Gesellschaft gern bei sich aufnehmen, die unter der Bezeichnung „Westler" bekannt sind.

Rußland müßte aufhören, die eignen Polen zu bekämpfen, und müßte sich selbst zum Träger der polnischen Pläne machen, die auf die Gewinnung der ehemals polnischen Lande Preußens einschließlich der Weichselmündung ausgehn. Wir haben im ersten Teile dieses Aufsatzes*) angedeutet, wo Rußland für eine solche Politik Bundesgenossen finden könnte.

Der hauptsächlichste Widerstand hiergegen liegt bei der russischen Geistlichkeit und bei einem Teil der Moskauer und südrussischen Industrie. Es hängt nun meines Erachtens besonders von der innern Zersetzung der russischen Kirche ab, die — das sei hervorgehoben — schon sehr stark vorgeschritten ist, ob und wann die genannten Widerstände beseitigt werden können. Gegenwärtig gibt es noch einige einflußreiche Männer in Rußland, die bereit wären, das Zartum Polen bis zur Weichsellinie an Preußen abzutreten — nicht an Österreich. Aber ich glaube, in etwa fünfzehn Jahren wird auch diese Richtung vollständig verschwunden sein. Die junge Generation des Adels wächst schon heran, geleitet durch den Moskauer Kreis, der sich um die Namen Trubetzkoj, Struve geschart hat.

Dennoch stehn wir nicht unbewehrt da. Gegen die oben angedeutete Gefahr können wir unsre preußische Ostmark schützen durch rücksichtslose Verdrängung des polnischen Einflusses. Das geschieht aber am besten durch Ansetzung deutscher Bauern und durch Aufteilung aller großen Güter, die nicht imstande sind, sich deutsche Arbeitskräfte zu halten. Unser Osten fordert im Interesse der Reichssicherheit gebieterisch eine tiefgreifende Reform der Agrarverhältnisse nach demokratischen, ja bodenreformerischen Grundsätzen, die vor der Verwaltungsreform nicht haltmachen darf.**) Das ist eine Aufgabe der nationalen Parteien in Preußen.

Die Gefahr von Osten wird meines Erachtens gemildert durch ein slawisches und demokratisches Österreich. Ein solches ist der natürliche Gegner Rußlands auf dem Balkan — es ist der geborne Feind des reaktionären

*) Grenzboten Heft 11.

**) Vergleiche hierzu meine Reisebriefe aus der Ostmark im Sommer 1908. Grenzboten Nr. 33, 35, 37, 39.

Moskowitertums. Wie heute die katholische Propaganda in den russischen Westgouvernements hauptsächlich von Galizien ausgeht, so muß ein demokratischer Slawenstaat auch die nationale Begehrlichkeit der Kleinrussen, Ruthenen, Ukrainer entwickeln, die in Rußland noch viel schlechter behandelt werden als die Ruthenen in Galizien.

Das hier angedeutete Problem ist uns in Deutschland so gut wie unbekannt. Das einzige Organ, das uns bisher darüber unterrichtet hat, ist die Ruthenische Revue in Wien. Diese Unterweisung aber war und ist einseitig. Aus der Slawisierung Österreichs erwachsen dem Deutschen Reiche Pflichten, die wir heute noch gar nicht überschauen, denen wir uns aber wohl kaum werden entziehen können, wenn wir auf unsern stolzen Staatsbau die Bezeichnung „deutscher Nationalstaat" auch fernerhin mit Recht anwenden wollen.

Die Aufgabe, die sich in dieser Beziehung gegenwärtig für uns ergibt, ist das Studium slawischer Verhältnisse in Österreich, der Lage der Litauer, Kleinrussen und Juden in Galizien und Rußland. Dieses Studium sollte nicht der Wissenschaft allein vorbehalten bleiben, die gewöhnlich post festum kommt, sondern vor allen Dingen der nationalen Presse aufgetragen werden. Die Presse soll wenigstens nach dem Vorbilde der englischen einwandfreies Material zusammentragen, damit es die berufnen Politiker der Regierung und der Parlamente im gegebnen Augenblick zur Hand haben. Das allslawische Problem ist keine Frage der Vergangenheit oder der Zukunft, sondern eine solche der Gegenwart.

Friedenau, Mitte Februar 1909

Städtische Anleihen und ihre Organisation

1

Der deutsche Städtetag hat sich im Jubiläumsjahre der preußischen Städteordnung aufs neue mit der Frage befaßt, auf welche Weise am besten die neuerdings ins Unendliche gewachsnen Kommunalanleihen beschafft werden können. Die Aufgabe der Finanzwirtschaft staatlicher und kommunaler Körperschaften besteht bekanntlich nicht in der bloßen Kunstfertigkeit, die Einnahmen mit den Ausgaben der jeweiligen Finanzperiode in ein äußerliches Gleichgewicht zu bringen, als vielmehr darin, die Anforderungen und die Leistungsfähigkeit innerhalb der Wirtschaften in dauerndem Gleichgewicht zu erhalten. Hand in Hand mit den zunehmenden Aufwendungen geht die Frage nach der wirtschaftlichen Be-

schaffung der Deckungsmittel, oft auch die nach der Möglichkeit einer Fondsansammlung.

Wie tiefgehend die Unterschiede zwischen staatlicher und kommunaler Finanzwirtschaft sind, kann im Rahmen unsrer Abhandlung nicht bis ins einzelne dargelegt werden; die nachfolgenden Ausführungen werden jedoch nach mancher Richtung hin Aufschlüsse dafür geben. Es möge aber an dieser Stelle schon daran erinnert werden, daß die Kommunalkörperschaften dem Staatswesen subordiniert sind, wodurch die Finanzgebarung der erstern notwendig bestimmt und beeinflußt wird. Vor allem sind den Kommunalkörperschaften in der Anwendung außerordentlicher Mittel zur Deckung ihres Finanzbedarfs, zumal für die Aufnahme öffentlicher Anleihen, engere Grenzen gezogen als dem Staate. Und weiter stecken sich diese Grenzen je nach der Art der Körperschaften selbst nach ihrer Größe und wirtschaftlichen Entwicklung wieder ganz verschieden ab.

Bedarf und Deckungsmittel müssen zeitlich kongruieren. In einfachen Verhältnissen macht sich dies ganz von selbst. Bei den heute wirtschaftlich weiter sich entwickelnden Verhältnissen können in der Regel die große Summen erheischenden Aufwendungen nicht mehr aus den laufenden Mitteln bestritten werden. Da eine vorherige Kapitalansammlung aber selten besteht oder nicht ausreicht, bleibt nur der Weg der Anleihen übrig, wodurch die erforderlichen Deckungsmittel vorweggenommen werden. Da durch eine Anleihe die „künftige Generation" mitbelastet wird, sollen die durch sie beschafften Mittel in der Regel nur zu solchen Aufwendungen verwandt werden, die der „künftigen Generation" in irgendeiner Art zugute kommen und sich nicht in den einzelnen Finanzperioden wiederholen. Welche Vorteile eine Fondsansammlung einer Anleihe gegenüber aufzuweisen hat, möge folgendes Beispiel zeigen: Ein Kapital von 100000 Mark wird mittels Ansammlung bei einer dreiprozentigen Verzinsung in fünfzehn Jahren aufgebracht, wenn dem Fonds jährlich 5000 Mark zugeführt werden, sodaß also im ganzen nur 75000 Mark von den Steuerzahlern aufzubringen sind! Wird dasselbe Kapital durch eine Anleihe aufgenommen, so müssen bei einer Verzinsung von $3^3/_4$ Prozent und $1^1/_4$ Prozent Tilgung, unter Zutritt der allmählichen Zinsersparnisse zur Tilgungsrate, 5000 Mark $37^3/_8$ Jahre lang aufgebracht werden, also im ganzen 188333 Mark. Das ist mehr als das Zweieinhalbfache der ersten Summe. Bei Aufnahme einer Anleihe muß deshalb auf die Finanzmittel der spätern Finanzperioden die weitestgehende Rücksicht genommen werden, da die Tilgungs- und Zinslasten nicht für andre Zwecke verwandt werden können. Die hieraus für die kommunale Finanzwirtschaft entspringende Gefahr birgt den Keim aller Schwierigkeiten, die heute mit der Aufnahme der Anleihen verbunden sind. Sogenannte ewige Rentenschulden, die eine Tilgung nicht erfordern und bei den Staatskörpern die Regel sind, kommen für Kommunen als mit ihrem Wesen in Widerspruch stehend überhaupt nicht in Betracht. Zwar bilden die Gemeinden

auch dauernde politische Körper, aber doch nicht in dem Maße wie der Staat; sie bieten zweifellos weit geringere Sicherheit für ihre dauernde Fähigkeit zur Zinszahlung als dieser, weil ihre Bevölkerung und ihr Wohlstand größern und häufigern Schwankungen unterliegen können. Anderseits sind die Kommunen meist viel eher in der Lage, eine regelmäßige Tilgung und Verzinsung ihrer Anleihen ohne Überlastung der Abgabepflichtigen zusichern zu können als der Staat, da viele Anleihen zur Gründung solcher produktiver Anstalten dienen, die aus ihren eignen Erträgnissen die Abzahlung gestatten. Die beschränkte Entwicklungsfähigkeit der kommunalen Finanzkraft bedingt des weitern, daß die Verschuldung einer Kommunalkörperschaft in ihrem Gesamt niemals eine Höhe erreichen darf, durch die die dauernde Erhaltung des finanziellen Gleichgewichts in Frage gestellt würde. Aus den sich von Zeit zu Zeit immer wieder geltend machenden Anleihebedürfnissen versteht es sich schon eigentlich von selbst, daß für jede Anleihe ein Tilgungsziel gesetzt werden muß. Auch erscheint uns nach dieser Hinsicht der Umstand beachtenswert, daß die Leistungsfähigkeit der kommunalen Steuerzahler schließlich nicht bloß für die Schulden der engern lokalen Körperschaft, der sie unmittelbar angehören, sondern auch, neben denen des Staates, für die der übergeordneten Selbstverwaltungskörperschaften in Anspruch genommen wird.

Die Beschränkungen, die aus solchen Gründen die Ausübung der kommunalen Anleihebefugnis mit sich bringen, können jedoch nur zum Teil im Wege der Gesetzgebung festgelegt werden. Das geschieht einmal in der Weise, daß der Verschuldung der Kommunalkörperschaften gewisse Grenzen gezogen werden, über die hinaus eine Schuldaufnahme nur mit besondrer gesetzlicher Bewilligung zulässig ist. Anderseits können gesetzlich nach der Tilgungsdauer der einzelnen Anleihen gewisse Abstufungen vorgesehn werden, die den Gemeinden nur bei kleinern und kurzfristigen Anleihen eine gewisse Bewegungsfreiheit gewähren.

Genehmigung zur Anlehensaufnahme wird in Preußen und den meisten andern Bundesstaaten des Deutschen Reichs nur erteilt, wenn deren Notwendigkeit und Nützlichkeit nachgewiesen ist. Eine Anleihe ist notwendig, wenn gesetzlich vorgeschriebne Aufgaben gelöst oder vorhandne Notstände beseitigt werden müssen, wozu die laufenden Mittel nicht ausreichen; nützlich nennt man heute allgemein eine Anleihe, wenn sie eine Steigerung der Rentabilität des Kommunalvermögens oder der Leistungsfähigkeit der Kommunalmitglieder erwarten läßt. Wer die heutigen Aufgaben unsrer Städte diesen Anforderungen zur Aufnahme einer Anleihe gegenüberstellt, wird sich sofort klar darüber sein, daß der Nachweis der Notwendigkeit und Nützlichkeit sehr einfach zu bringen ist.

Die schon erwähnte Tilgungsdauer richtet sich vor allem nach dem Zwecke, dem die Anleihe dient, des weitern nach der gesamten finanziellen und wirtschaftlichen Lage der kreditsuchenden Körperschaft. Wenn verschiedentlich eine

dreißigjährige Tilgungsdauer als die für Kommunalanleihen im allgemeinen angemessene hingestellt wird und sogar diese Ansicht in der französischen Gesetzgebung insoweit Ausdruck gefunden hat, als Anleihen mit längerer Tilgungsdauer der Genehmigung des Staatsoberhaupts bedürfen, so ist doch nicht zu übersehen, daß bei der heutigen Entwicklung der kommunalen Kreditbedürfnisse, zumal der größern Städte, mindestens ebensooft jene Zeitgrenze überschritten werden muß, wie sie etwa bei Anleihen kleinerer Gemeinden eingehalten werden kann. Es erfordert — um ein Beispiel heranzuziehen — eine mit $3^1/_2$ Prozent verzinsliche Anleihe, die mit einer Grundquote von einem Prozent unter Zutritt der bei fortschreitender Tilgung sich ergebenden Zinsersparnisse amortisiert wird, eine Tilgungsdauer von nahezu 44 Jahren. Es liegt weiter im Interesse der kommunalen Finanzwirtschaft, daß der Tilgungsplan genau aufgestellt ist und sie sich ein Kündigungsrecht vor Ablauf der Tilgungsfrist vorbehält, um sich auf diese Weise die Möglichkeit einer Konvertierung zu lassen. In Preußen ist durch Zirkular des Ministers des Innern vom 1. November 1870 für die Genehmigung von Kreisanleihen, deren Begebung durch Ausgabe von Inhaberpapieren stattfindet, als Prinzip aufgestellt, daß die Tilgungsquote mindestens ein Prozent betragen soll, wenn die Kontrahierung des Anlehens zu gemeinnützigen Zwecken erfolgt; sie soll mindestens $1^1/_2$ Prozent betragen, wenn das Darlehn zu gewinnbringenden Anlagen verwandt wird. Daß nicht für alle Anleihen gleiche oder ähnliche Normen gelten, und es in den meisten deutschen Staaten an einer allgemeinen Regelung der Tilgungsdauer als auch der Tilgungsquoten fehlt, ist zweifellos ein Übelstand. Auf weitere Modalitäten der Darlehnsaufnahme seitens der Kommunalkörperschaften einzuwirken, ist der Staat kaum in der Lage. Wir können für unsre Betrachtungen die eintretenden Möglichkeiten als belanglos ausschließen, da sie nur dann in Betracht kommen, wenn der Staat selbst die Rolle des Darlehnsvermittlers übernimmt.

Wenn die kommunalen Anleihen Objekte des Geld- und Effektenhandels werden sollen, was heute allgemein die Regel ist, so gelten nach dieser Richtung hin genau dieselben Vorschriften, die für den Börsenhandel überhaupt gelten, und auf die hier nur verwiesen werden kann. An der Berliner Börse werden fast 150 verschiedne Städtepapiere heute gehandelt. Welche Schuldsummen diese repräsentieren, ist leider ohne weiteres auch nicht annähernd genau anzugeben; es ist jedoch festgestellt (und zwar von Zahn), daß sich die Anleiheschulden (nicht nur die Inhaberpapiere) von 52 deutschen Städten mit über 50000 Einwohnern im Jahre 1902 auf zwei Milliarden beliefen. Das war also im Vergleich zu den damals 2,7 Milliarden Mark betragenden Reichsschulden eine ganz bedeutungsvolle Summe. Schon 1892 schätzte Miquel das in Kommunalanleihen angelegte preußische private Kapitalvermögen auf 1,2 Milliarden Mark. Besonders sind die städtischen Schulden infolge von Aufwendungen für Verbesserung der hygienischen Einrichtungen, Wasser-

leitungen, Unterrichtsanstalten usw. ganz ungeheuer angewachsen. Es betrugen beispielsweise

		1896		1906	
die Schulden	Düsseldorfs . .	29	Millionen Mark	92	Millionen Mark
„ „	Kölns	43	„ „	143	„ „
„ „	Berlins	273	„ „	415	„ „
„ „	Münchens . . .	87	„ „	277	„ „
„ „	Frankfurts (Main)	65	„ „	208	„ „

Es darf dabei allerdings nicht übersehen werden, daß die genannten Städte mit Ausnahme von Berlin infolge von Eingemeindungen die Schulden dieser Kommunen mit übernommen haben. Um aber das Anwachsen der städtischen Schulden in einer Zeitspanne der letzten drei Jahrzehnte übersehen zu können, möge nachstehende Zusammenstellung dienen. Danach betrugen die Obligationsschulden von zehn der größten Städte Preußens

Stadt	Obligationsschuld 1875		1905	
Berlin . . .	85 791 000	Mark	400 938 000	Mark
Breslau . . .	13 086 650	„	50 227 000	„
Köln	12 776 250	„	104 620 000	„
Königsberg i. P.	7 411 560	„	46 625 000	„
Danzig . . .	197 925	„	6 667 000	„
Barmen . . .	3 741 000	„	41 928 000	„
Halle	4 994 000	„	17 494 000	„
Düsseldorf . .	4 270 657	„	54 000 800	„
Elberfeld . .	4 256 800	„	36 781 000	„
Dortmund . .	4 776 000	„	37 061 000	„

Welche Summen ein solcher Schuldendienst erfordert, möge nur an den Verhältnissen der Stadt Düsseldorf gezeigt werden, wo 1896 hierfür 1 600 000 Mark an Aufwendungen gemacht werden mußten, 1906 aber schon 4 976 532 Mark. Da die Anleihen zum größten Teil für werbende Zwecke kontrahiert waren und somit eine Quote ihrer Verzinsung und Tilgung selbst aufbrachten, hatte die Stadtkasse Düsseldorf 1896 einen Reinzuschuß von 375 215 Mark und 1906 einen solchen von 1 221 052 Mark zu leisten.

Wenn die Anleihen größtenteils für werbende Anlagen begeben sind, also für Wasser-, Gas-, Elektrizitätswerke usw., und sich, wie das Düsseldorfer Beispiel zeigt, beinahe aus sich selbst heraus verzinsen und tilgen, haben diese Schuldbeträge nichts bedrohliches. Darüber sind sich auch die interessierten Kreise, vor allem die aufsichtführende Behörde und die Kommunalkörperschaften selbst im klaren. Aber was ernste Sorge bereitet, ist die Organisation des Kommunalkredits, die an nationaler und volkswirtschaftlicher Bedeutung nicht hinter der der zeitigen Reichsfinanzreform zurücksteht. „Kein so fortgeschrittenes Land hat eine so jämmerliche und erbärmliche Organisation des Kommunalkredits als Deutschland." Diese Kritik Miquels aus dem Jahre 1873 trifft leider auch heute noch zu, denn die Organisation ist nicht nur schlecht, sondern sie ist so gut wie überhaupt nicht vorhanden.

Eine Folge dieser mangelhaften Organisation, die hauptsächlich mit darin zu suchen ist, daß jede Kommunalkörperschaft fast bei jeder zu kontrahierenden Anleihe eine andre Bank oder ein andres Konsortium um Hilfeleistung angehen muß, ist nicht zuletzt der niedrige Kurs der Städteobligationen. Wir sehen bei Betrachtung dieser Frage davon ab, daß der Kurszettel der Börsen nur in den allerwenigsten Fällen ein genaues Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse abgibt; der Umsatz eines einzigen Stücks genügt oft schon, um die Notierung des betreffenden Papiers um einige Prozente zu steigern oder abzuschwächen. Aber eine Organisation des Kommunalkredits würde den Kurs der Obligationen derart beeinflussen können, daß er dem innern Werte der Papiere mehr entspräche. Es ist doch einleuchtend, daß der niedrige Kurs der Papiere nicht in einem etwaigen Mangel an Sicherheit seine Ursachen hat; denn dafür bürgen nicht nur das Vermögen der Kommunen, sondern auch ihre Steuererträgnisse. Auch die Kurse der Städte, unter sich betrachtet, weisen keineswegs die Unterschiede auf, die der verschiednen Solvenz der einzelnen Städte entsprechen würden. Bei den Kursen der Konsols und Reichsanleihen liegt die Sache fast ebenso, obgleich diese durchschnittlich zwei bis drei Prozent höher notieren als die gleich verzinslichen Städteobligationen. Eine derartige Übereinstimmung in den Kursschwankungen der Staats- und Städteanleihen läßt deshalb auf dieselben Ursachen schließen.

Der große wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands veranlaßt das Anlage suchende Privatkapital, sich industriellen Werten zuzuwenden, die eine höhere Verzinsung als Reich und Kommunen gewähren. Dazu kommt (nach Zahn) die Konkurrenz der Hypothekenbanken mit ihrer Unmenge von Pfandbriefen und deren schnelle Zunahme. Dem Kapital bietet sich also die verschiedenste Verwendungsmöglichkeit; daneben ist die Sucht, „schnell reich zu werden", nicht ohne Bedeutung. Die Kursnotierung der Kommunalobligationen leidet weiter darunter, daß ihr Markt in den meisten Fällen nur lokal ist; selbst die Anleihen größerer Städte wandern immer wieder nach der Ausgabestadt zurück und haben nur hier bei lokalem Angebot und lokaler Nachfrage ernsthafte Kundschaft (Kimmich).

Aus diesen Gründen sehen sich viele Banken nicht in der Lage, die Emission von Stadtanleihen zu übernehmen, obwohl der Geschäftsgewinn der Emissionshäuser hier durchschnittlich größer ist als bei den Staats- und Provinzialanleihen. Aber dieser höhere Emissionsgewinn wird dadurch, daß sie die Städteobligationen nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit auf den Markt bringen können, also oft monate- und jahrelang auf den Stadtschuldverschreibungen „sitzen" bleiben, mehr als wettgemacht. Selbst der Absatz der Anleihen größerer Städte geht zeitweise schleppend vor sich, was für die Banken stets mit Verlusten verbunden ist. Sehr häufig müssen die Emissionshäuser das zurückströmende Material zu einem von ihnen selbst diktierten Preise wieder übernehmen. Im allgemeinen überwiegt in Städteobligationen das Angebot,

und die Nachfrage tritt oft so zurück, daß eine Kursnotierung überhaupt nicht zustande kommt.

Bei Staatsanleihen liegen die Verhältnisse insofern günstiger, als für sie ein unbegrenzter Markt in Frage kommt und sich die Banken zum Rückkauf des Materials viel eher bereit finden. Ungünstig wirkt hier jedoch die starke Zentralisierung, da dadurch die Börse als der selbsttätig wirkende Regulator geschwächt und der Kreis der Interessenten stark verringert wird. Die preußische Regierung hat aus diesen Gründen schon zweimal zu Abhilfsmitteln gegriffen, von denen aber nur eins durchgeführt worden ist, dessen Wirkung nicht gleichmäßig anerkannt wird. Der erste Fall ist die 1904 durchgeführte Erhöhung des Grundkapitals der Königlich Preußischen Bank (Seehandlung) von 34,4 Millionen Mark auf 94,4 Millionen Mark, wodurch das Institut zur bessern Pflege und Überwachung des Marktes der preußischen und Reichsanleihen befähigt werden sollte. Infolge verstärkter Kapitalkraft kann die Seehandlung durch Aufnahme größerer oder geringerer Mengen schwimmenden Materials den von diesem ausgehenden Kursdruck leichter beseitigen und mildern. In vollem Umfange ist die Seehandlung nach dieser Richtung hin ihren Aufgaben jedoch nicht gerecht geworden, da ihr Kapital auch nicht im entferntesten hingereicht hätte, um alle angebotnen Werte aufzukaufen.

Hand in Hand damit ging die Einrichtung des Staatsschuldbuchs, wodurch die dauernden Anlagen in Staats- und Reichsanleihen beträchtlich vermehrt und das Angebot im freien Verkehr verringert worden ist.

Ein zweites Mittel zur Erhöhung der Kurse der Staats- und Reichsanleihen ist nicht Gesetz geworden. Die preußischen Sparkassen sollten danach verpflichtet sein, von ihrem verzinslich angelegten Vermögen mindestens 15 Prozent in Schuldverschreibungen des Reichs und Preußens anzulegen. Wenn der nicht verabschiedete Entwurf für alle Sparkassen neues geschafft hätte, würden auf diese Weise etwa 1,6 Milliarden Mark Staatsobligationen in Spargeldern festgelegt worden sein, was zweifellos eine Stabilisierung des Kurses zur Folge gehabt hätte. Allein die meisten Sparkassen haben schon 20 Prozent ihrer Kapitalien in Staatspapieren angelegt, sodaß die Absicht des Gesetzentwurfs auch nicht annähernd erfüllt worden wäre. Es ist aber im nationalen wie auch volkswirtschaftlichen Interesse durchaus anerkennenswert, daß die Regierung Schritte zur Hebung des Kurses der Staatsanleihen unternommen hat, und wir glauben, daß die erhofften Folgen jener Maßnahmen über kurz oder lang doch eintreten müssen, wie dies auch in dem Maße geschehen wird, als das deutsche Privatkapital zu dauerndem Renteneinkommen verwandt werden wird.

Kaiser Wilhelm der Erste als Schriftsteller

Von Friedrich Braumann

2

Geradezu klassisch dürfen die Ausführungen genannt werden, die der Prinz von Preußen zu dem Paragraphen 57 des Entwurfs der Wehrverfassung macht. Dieser bestimmt, daß alle Beförderungen bis zum Befehlshaber der Kompagnie und Schwadron einschließlich durch die Wahl der Wehrmänner zu erfolgen habe.

Wahl der Führer! Dies Stichwort der Zeit wird, weil es volkstümlich klingt, in unsern Tagen von einem dem andern nachgesprochen, und man glaubt damit die Sache abgemacht und gut. Da nun kein erfahrner Soldat jemals mit diesem Prinzip einverstanden sein wird, so hoffen wir, daß die militärischen Mitglieder des Wehrausschusses auch bei der Festsetzung dieses Paragraphen in der Minorität geblieben sind.

Warum, fragt sich zunächst, eine Führerwahl für den zweiten und dritten Heerbann bestimmen, während für den ersten Heerbann der bisher übliche Modus der Ernennung beibehalten worden ist? Warum soll dem einen nicht recht sein, was dem andern billig ist? Eine Erklärung dieses Unterschiedes kann nur in der Ansicht über den zweiten und dritten Heerbann (Landwehr) gesucht werden, nach welcher diese als eine weniger streng disziplinierte Truppe gedacht wird. Es ist dies dieselbe Anschauung, welche in der Landwehr den Übergang zur Bürgerwehr erblickt, bei welcher letztern allerdings die Wahl der Führer eingeführt worden ist. Sie erscheint uns aber unklar und im Widerspruch mit dem Paragraphen 18 der Wehrfassung, nach welchem die Landwehr gleich dem ersten Heerbann für Krieg oder Frieden verwendet werden kann und dazu bestimmt ist, in ihrer ganzen Stärke gegen den Feind geführt zu werden. Warum also Truppen, welche eine ganz gleiche Bestimmung haben, andern organischen Bestimmungen hinsichtlich ihrer Befehlshaber unterliegen sollen, ist schwer zu begreifen. Wenn man die Wahl der Führer bei dem ersten Heerbann (Linie) nicht einführte, so wurde man dabei gewiß von dem ganz richtigen Grundsatze geleitet, daß bei dem steten Wechsel der einzuziehenden und erst zu erziehenden Truppen von diesen kein Urteil über die Ansprüche zu verlangen sei, welche sie an ihre Vorgesetzten zu machen haben. Aber man hat auch wohl den tiefer liegenden Grund durchgefühlt, daß bei einer Truppe, die ihre Führer selbst wählt, doch auch Mißgriffe vorkommen können, die eine schwere, vielleicht nie wieder gutzumachende Desorganisation an derselben nach sich ziehen.

Dieser Gefahr wollte man also doch die Waffenschule der ganzen Nation, wie der erste Heerbann in Paragraph 17 genannt wird, nicht aussetzen, denn wenn keine Gefahr mit der Wahl der Führer verbunden wäre, so sieht sich schwer ein, warum dem Soldaten bei seiner ersten Erziehung nicht auch darüber durch die

Praxis selbst das Verständnis eröffnet werden sollte? Ist aber Gefahr bei Aufstellung eines solchen Grundsatzes — und wer wollte sie leugnen, da er noch nirgend auf die Dauer erprobt ist —, so muß man weiter fragen, aus welchen Gründen diese Gefahr für die Landwehr nicht vorhanden sein soll? Die Motive zu Paragraph 57 erwidern freilich darauf, daß

> man geglaubt, durch Aufstellung dieses Grundsatzes der Landwehr die wahre Volkstümlichkeit aufzudrücken und eine dauernde Teilnahme für dieses Institut zu erzeugen, auch dürfte man von dem reifern Alter der Wehrmänner und ihrer Erfahrung verständige und gute Wahlen erwarten, gegen Mißgriffe würden einschränkende Bestimmungen schützen.

Aber schon beim ersten Anblicke machen diese Motive den Eindruck, als hätten die Verfasser derselben selbst die Schwäche der versuchten Rechtfertigung gefühlt. Denn die nähere Prüfung ergibt, daß es sich damit nur um Konzessionen handelt, die man den einmal beliebten Schlagwörtern der aufgeregten Zeit machen möchte, denn um die Landwehr volkstümlich zu machen, ihre Sympathien zu gewinnen, führt man Bestimmungen ein, welche die ganze Organisation der Landwehr zu erschüttern drohen. Volkstümlich wird eine Truppe nur dann sein, Sympathien wird sie sich nur dann erwerben, wenn die Nation sieht, daß ihre wehrpflichtigen Söhne menschlich und gerecht während ihrer Dienstzeit behandelt und billige Rücksichten auf die außerdienstlichen Verhältnisse der Wehrpflichtigen genommen werden, dann aber, wenn sie imstande und vollkommen vorbereitet sind, in Krieg und Frieden ihre Schuldigkeit zu tun, sobald das Vaterland ihrer bedarf.

Dazu sind aber tüchtige Führer nötig, und es liegt nun einmal im Menschen, daß er sich bereitwilliger den ihm gegebnen als selbst von ihm gewählten Vorgesetzten unterwirft. Bei jeder Wahl ist die Minorität verletzt und in allen das Gefühl angeregt, ebensogut als der Gewählte zu der Stelle gelangen zu können. Hierin liegt die Gefahr der Indisziplin, weil hierin der Keim der Unzufriedenheit liegt. Wie muß sich diese Gefahr aber steigern, wenn sich in der Praxis die Unfähigkeit der Erwählten ergibt, und die Wähler auf sehr einfache Weise zu dem folgerichtigen Schluß geführt werden, den Erwählten durch eignen Beschluß auch wieder entfernen zu müssen. Daß dergleichen Gelüste zur völligen Auflösung einer Truppe führen können, ist unwiderlegbar, denn kein Vorgesetzter wäre auch nur eine Stunde seiner Stellung sicher. Wie soll unter solchen Umständen Ansehen und Einfluß auf der einen, williger Gehorsam und Unterordnung auf der andern Seite möglich werden. ... Wir brauchen wohl nicht erst darauf aufmerksam zu machen, wie notwendig für die Offiziere einer Armee ein höherer Bildungsgrad ist, aus welchem sich die richtige Auffassung des Kriegerstandes und seiner Pflichten von selbst entwickelt, wie gerade aus dieser der wahrhaft militärische Geist und die soldatische Gesinnung entspringt, welche sich nach und nach dem Stande der Unteroffiziere mitteilt und durch diese wiederum der Masse des Heeres; denn das weiß jeder zu würdigen, der jemals mit Truppen in Verbindung gestanden hat. Darum eben ist die Gefahr groß, wenn man Einrichtungen empfiehlt, welche zunächst dahin führen, die Ansprüche an den Offizierstand von ihrer Höhe herabzustimmen.

Mit einer Wahl der Führer ist auch das Fundament des Kriegerstandes untergraben. Bis zum März 1848 wurden alle Stimmen, welche sich hin und wieder für eine ähnliche Anordnung erhoben, als solche bezeichnet, die wissentlich auf ein systematisches Untergraben des Heeres hinarbeiteten. Seit dieser Epoche sind freilich alle politischen und militärischen Begriffe so verwirrt worden, daß wir es nur dieser Begriffsverwirrung zuschreiben können, wenn diejenigen Personen, welche den

Paragraphen 57 votierten, die notwendig eintretenden Konsequenzen übersahen, ohne sie deshalb beschuldigen zu wollen, es aus jenen Motiven getan zu haben.

Den Beschluß des Entwurfs: „alle einseitig militärischen Erziehungsanstalten sind aufzuheben", führt der Prinz glänzend ab:

Das Aufgeben aller einseitig militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten und die empfohlene Errichtung von Lehrstühlen für Kriegswissenschaften an den Universitäten setzt bei den Vorschlagenden die Ansicht voraus, daß eine besondre Erziehung für den Kriegerstand überflüssig sei. Diese Ansicht ist aber nur dann richtig, wenn man überhaupt keinen Wert auf diesen Stand legt und glaubt, daß sich eine Armee mit dem Geiste der Ordnung, Disziplin, Ausdauer und des Gehorsams, deren Träger ein durchgebildetes Offizierkorps ist, im Augenblicke des Bedürfnisses improvisieren lasse. Noch sieht man sich vergebens nach einem Beispiele in der Geschichte um, wo ein dergleichen improvisiertes Heer einem andern geistig und praktisch durchgebildeten Heere mit Erfolg entgegengetreten wäre, wenn nicht Terrain, Klima oder Nationalität eingewirkt. Wie kann man also Einrichtungen aufgeben wollen, die sich durch Erfahrung nicht allein nützlich, sondern unumgänglich notwendig erwiesen haben. Die Berufspflichten des Offizierstandes sind schwere und nur dann vorwurfsfrei und mit Erfolg zu erfüllen, wenn man diesen Stand mit Vorliebe ergriffen hat oder von früh an dafür erzogen wurde. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß Anstalten bestehen, aus denen Offizierskandidaten hervorgehen können, die von Kindheit auf an strenge Zucht, Ordnung, Entbehrungen und Gehorsam gewöhnt werden, als diejenigen Erfordernisse, welchen sie selbst ihr lebelang genügen müssen, um ihren Untergebnen ein Beispiel zu werden und ihren Kameraden von der Landwehr ermutigend voranzugehen. Ohne dieses Beispiel wird die genügende Ergänzung der Landwehroffiziere immer eine sehr schwierige und nie ganz erquicklich zu lösende Aufgabe bleiben. Trotz aller angewandten Fürsorge und Vorsicht dürfte man in Preußen manche bittre Erfahrung in dieser Beziehung gemacht haben.

Darum haben wir nach unsrer Überzeugung sowohl den Paragraphen 62 als den damit in Verbindung stehenden Paragraphen 66 gänzlich gestrichen, weil dieser verlangt, daß die Kriegswissenschaften künftig nur an Universitäten gelehrt werden sollen. Zunächst entsteht die Frage, wer die Lehrer sein sollen? Professoren? Unmöglich, denn Kriegswissenschaften können mit Erfolg nur von kriegserfahrnen Männern gelehrt werden, die selbst erlebt und aus eigner Anschauung kennen gelernt haben, was sie ihren Schülern mitteilen sollen. Wer nicht mit den Soldaten gelebt, wer nicht Freude und Leid, Gefahr und Entbehrungen mit ihnen geteilt hat, der kann nicht mit der nötigen Lebendigkeit und Eindringlichkeit von Dingen reden, die er nur von Hörensagen oder aus Büchern kennt. Aber selbst Offiziere, die in die Kategorie von Universitätsdozenten übertreten und gegen Honorar Kollegien lesen wollten, würden nicht genügen, weil sie eben nur dozieren können, ohne daß ihnen eine Kontrolle darüber möglich wäre, welchen Erfolg ihre Vorträge auf die zuhörenden Offiziere haben, weil sie nie darüber zu urteilen vermögen, ob die Zeit, während welcher die Offiziere dem praktischen Dienste entzogen und deren Kameraden gezwungen sein würden, den Dienst für sie zu versehen, auch nützlich und erfolgreich angewendet worden ist. Der Offizier studiert die Kriegswissenschaften nicht, wie jeder Student seine Fachwissenschaft, denn er wählt sich den Beruf nicht erst nach Vollendung seiner Studien, sondern er ist bereits im Dienste, wenn er sie beginnt, und soll sich nur im höhern Grade dazu geschickt machen. Da sein Kriegsherr ihm nun Gelegenheit dazu verschafft, so hat dieser auch ein

Recht, danach zu fragen und sich zu überzeugen, wie der so Bevorzugte die ihm gewordne Begünstigung benutzt hat. Das alles ist aber auf der Universität nicht möglich, da wir annehmen müssen, daß der Lehrstuhl für Kriegswissenschaften gerade deshalb dort beliebt wird, um die mit der Art des Universitätsunterrichtes verbundnen Eigentümlichkeiten auch den Offizieren zuteil werden zu lassen. Wollte man aber Einrichtungen treffen, welche diese Eigentümlichkeiten zu beseitigen bestimmt wären, so würden diese nicht allein der bisherigen akademischen Praxis entgegenstehen, sondern man würde auch vollends nicht begreifen, weshalb man dann die bestehenden höhern Militärlehranstalten aufgeben soll? Sonach erscheint der Paragraph 66 einer Theorie zuliebe entstanden zu sein, und bei Streichung desselben ist auf die praktische Seite Rücksicht genommen worden.

Der Artikel 12 des Entwurfs hat sich mit Disziplin und Rechtspflege beschäftigt. Der Entwurf hatte bestimmt, daß die Militärgerichte im Frieden nur über Dienstvergehen und Dienstverbrechen zu erkennen haben, für gemeine Verbrechen und Vergehen sollten aber im Frieden die gewöhnlichen Gerichte zuständig sein. Und ferner wollten sie den Militärgerichten Geschworne beifügen. Des weitern hatte der Entwurf in Paragraph 70 einfach und kategorisch bestimmt: „Die Ehrengerichte sind abzuschaffen." Fast noch lakonischer wirkt die Bemerkung des Prinzen dazu: „Ganz zu streichen." Die Motive, die ihn veranlaßten, sowohl gegen die Übertragung der Ahndung gemeiner Vergehen und Verbrechen an die gewöhnlichen Gerichte sowie die Hinzuziehung von Geschwornen abzulehnen, hat er in folgenden Sätzen niedergelegt:

Auch hier glauben wir eine den Zeittheorien gemachte Konzession zu erkennen, da die Motive sich auf die einfache Äußerung beschränken: „Die hier vorgeschlagnen Bestimmungen möchten sich wohl von selbst rechtfertigen, ohne daß es deren weiterer Motivierung bedarf." Wir sind keineswegs dieser Ansicht, weil wir die große Schwierigkeit nicht verkennen, welche in der Auffindung eines bestimmten Unterschiedes zwischen Dienstvergehen und Verbrechen mit gemeinen Vergehen und Verbrechen besteht. Wie oft greifen beide ineinander oder kumulieren sich! Wie oft würde also eine doppelte Prozedur nötig sein und dadurch eine unerwünschte Verschleppung der Untersuchung veranlaßt werden. Ist nun aber der Geschäftsgang bei Zivilgerichten langsamer überhaupt, als militärische Verhältnisse zulassen, gibt es bei der Beurteilung gemeiner Verbrechen im Kriegerstande Rücksichten, welche auf die Eigentümlichkeit des Standes genommen werden müssen, kann die Disziplin, welche ein Zivilgericht weder anzuerkennen noch zu beachten hat, darunter leiden, so müssen wir bei dem Grundsatze stehen bleiben, daß den Militärgerichten in Krieg und Frieden die volle Strafgewalt erhalten bleibe, wenn man nicht einen der festesten Grundsteine aus dem Heerwesen verlieren will.

Obgleich wir fürchten, daß in vielen Fällen die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Militärgerichtsverhandlungen nicht günstig auf die Erhaltung der Disziplin wirken wird und ein Terrorisieren der Richter durch die Zuhörer nicht außer aller Berechnung liegen sollte, so wollen wir doch nichts dagegen erinnern. Dagegen müssen wir uns gegen die Einführung von Geschwornen erklären, insofern ihnen das Recht zustehen soll, von der Anklage ohne höhere Bestätigung freizusprechen. Ein solches Recht würde gegen alle bisher anerkannten Grundsätze der militärischen Hierarchie verstoßen. Nur der Kriegsherr darf zugleich der oberste Richter sein, und nur er kann in einzelnen Fällen dies Recht höhern Befehls-

habern delegieren. Soll jedoch mit der Bezeichnung „Geschworne" nur der Begriff verbunden werden, daß der Soldat von seinesgleichen gerichtet werde, so ist auch dieser Anforderung im Preußischen Heere bereits seit dem Jahre 1808 entsprochen worden. Hier werden dem Präses des Kriegsgerichts, welcher selbst ein höherer Offizier sein muß, als Beigeordnete je drei Gemeine, Unteroffiziere, Sergeanten, Sekond- und Premierleutnants, Hauptleute usw. und auch höher hinauf nach dem Range des Angeklagten zugegeben. Der dem Präses zugeteilte Auditeur hält den Vortrag, worauf jede einzelne Klasse für sich das Strafmaß ausspricht, dann nach der daraus gewonnenen Stimmenmehrheit das Erkenntnis aufgesetzt und entweder an den König oder an den von demselben Delegierten eingereicht wird. Diese Einrichtung hat sich bisher durchaus bewährt, und wir haben sie daher mit Vermeidung des Wortes „Geschworne" der dritten Rubrik des Paragraphen 68 substituiert.

Und seine lakonische Bemerkung zu den Ehrengerichten motiviert er folgendermaßen:

Vergebens sucht man bei dem ersten Anblick der inhaltsschweren Bestimmung: „Die Ehrengerichte sind abgeschafft!" in den Motiven nach den Gründen derselben. Wir können auch hierin nur eine Zeitkonzession erkennen. Liegt es denn aber in den Zeiterfordernissen, daß die Ehre nichts mehr gelten soll? Wir glauben im Gegenteil, je freier die Handlungen der Menschen sein dürfen, je mehr müssen sie sich den Forderungen der Ehre und der Ehrenhaftigkeit unterwerfen. Und da, wo geschloßne Sonderungen bestehen, ist es wohl ganz natürlich, daß in denselben der eine über den andern wacht, damit jenen Forderungen Genüge geleistet, jeder Verstoß gegen dieselben zur Verantwortung gezogen und nach Befund Strafe verhängt wird.

Alle Vergehen, welche den gewöhnlichen Strafgesetzen nicht unterliegen, dessenungeachtet aber nicht ungeahndet bleiben dürfen, wenn die konventionellen Bedingungen aufrechterhalten werden sollen, ohne welche keine geschloßne Sonderung bestehen kann, gehören vor das Forum einer Beratung und Entscheidung der Standesgenossen.

Zu solchen geschloßnen Sonderungen zählt nun aber der Stand des Offiziers. Wollte man selbst das Prinzip der Nivellierung so weit ausdehnen, alle Standesunterschiede zu vernichten, so wird es doch wahrlich nie gelingen, auch einen Stand in den Kreis dieser Nivellierung hineinzuziehen, dessen Lebensaufgabe es ist, jeden Augenblick für die höchsten und edelsten Güter der Menschheit das Leben einzusetzen, und sich gerade hiermit von andern Genossenschaften unterscheidet, deren Lebensaufgabe eine durchaus andre ist. Wer sich aber einem Berufe widmet, der das Einsetzen des eignen Lebens für allgemeine Zwecke verlangt, wer zugleich die Verantwortung übernimmt, andre durch seinen Befehl in den Tod zu führen, der muß sich auch eine Gesinnung und Richtung bewahren, die nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden kann. Diese Bewahrung bedarf aber einer ganz besondern Überwachung. Ohne eine solche würden Ausschreitungen der rohesten und unedelsten Art den Stand in die Zeiten der Barbarei zurückversetzen. Ist doch die Geschichte der neusten Zeit nicht arm an Beispielen, zu welchen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten bewaffnete Massen sich hinreißen lassen, wenn keine Führer an ihrer Spitze stehen, welche von dem Prinzip der Ehre durchdrungen sind. Will man daher die Heere auf dem Standpunkt der Gesittung erhalten, so stelle man auch Führer an ihre Spitze, welche diese Gesinnung vor allem nicht allein in sich zu erhalten, sondern auch bei ihren Untergebnen zu beleben wissen.

Die Standes- und Ehrengerichte entstanden nun aus der Überzeugung wie diese wieder aus dem Gefühl und Bedürfnisse, daß gewisse Vergehungen, ja selbst nur Unterlassungen innerhalb des Standes selbst und untereinander erwogen und gerichtet werden müssen.

Überall, wo die militärischen Ehrengerichte gewirkt, haben sie nur zum wahren Wohl und Besten des Offizierstandes beigetragen, und sind im Laufe der Zeit bei einzelnen dieser Gerichte Erscheinungen vorgekommen, durch die man sich berechtigt glaubte, sie mißliebig zu machen, so findet das seine Erklärung in dem Umstande, daß Fälle vor deren Forum gebracht worden sind, die nicht dahin gehörten. In der Preußischen Armee haben diese Ehrengerichte eine besondre Pflege erfahren, aber auch wesentlich dazu beigetragen, die Offizierkorps auf der Stufe der Bildung, des Ehrgefühls und der Gesittung zu erhalten, welche freilich den Feinden jeder gesetzmäßigen Ordnung ein Dorn im Auge ist. Dieser Bildungszustand der Offiziere, die Träger der Ehre einer Armee, das heißt der Treue und des Gehorsams gegen den Herrscher, die Erhalter der Ordnung, weil sie die ausübende Gewalt der Machthaber sein müssen, ist jenen Aposteln der Anarchie im höchsten Grade zuwider. Sie richten daher ihr Hauptaugenmerk darauf, die Offizierehre zu untergraben, weil sie so am sichersten hoffen können, die Treue der Armee wankend zu machen. Daraus erklären sich die Anfeindungen und Verunglimpfungen, welche seit Jahren die Offiziere aller Armeen zu erdulden gehabt haben, daraus die Erfindung des Wortes „Junkertum", um in dieser Bezeichnung einen stereotypen Begriff des Gehässigen zusammenzufassen, daraus der Eifer, mit welchem einzelne Auswüchse und vorkommende Exzesse unter Offizierkorps zur Anschuldigung der stehenden Heere überhaupt vergrößert und im übelsten Lichte dargestellt wurden. Bedenkt man, daß unter Tausenden und aber Tausenden junger, lebensfroher Männer immer nur ganz einzeln stehende Fälle zu deren Nachteil ausgebeutet werden konnten, so müßte dies eigentlich zur Ehre und zum Lobe des Gesittungsstandpunktes aller ausschlagen. Fern sei es von uns, damit behaupten zu wollen, daß unter einer so außerordentlich großen Zahl von jungen Männern nicht wirklich zuweilen Dinge vorfallen, die strenge Ahndung erheischen, aber ungerecht ist es, durch das geflissentliche Ausbeuten solcher Einzelfälle dem Offizierstande im ganzen schaden zu wollen und vom einzelnen Rückschlüsse auf die Totalität zu machen.

Glücklicherweise hat alles seine Zeit, und jetzt schon erfährt das so verschriene Junkertum die Genugtuung, auch wieder gerecht beurteilt zu werden. Oder sind etwa die Truppen, welche in Schleswig, Posen, Berlin, Frankfurt a. M., Süddeutschland, Prag, Wien, Italien gesiegt, von andern als solchen Offizieren in den Kampf geführt worden, die man so freigiebig mit jenem Spottnamen bezeichnet? Ja, ist die Zeit nicht schon da, wo Leute, die früher am lebhaftesten gegen stehende Heere und Offiziere im allgemeinen ankämpften und jetzt ihre Theorien durch revolutionäre Praktiker weit überflügelt sehen, sehr froh sind, daß es doch noch eine Macht gibt, die dem alles zerstörenden Strome der Anarchie entgegenzutreten versteht?

Wenn wir aus allen diesen Betrachtungen eine Schlußfolge ziehen sollten, so würden wir sie in folgendem Satze zusammenfassen: Wem es mit dem Bestehen einer ehrenhaften und gesitteten Armee Ernst ist, der sollte vor allem darauf bedacht sein, die Gesinnung für Ehrenhaftigkeit und Gesittung unter den Offizieren lebendig zu erhalten, und damit dies geschehen könne, zu Vorkehrungen die Hand bieten, welche geeignet sind, alle Vorkommenheiten, die, ohne gerade den gewöhnlichen Strafgesetzen zu verfallen, doch nicht im Einklange mit den Anforderungen an den Offizierstand stehen, für das Ganze unschädlich zu machen. Weil nun Standes-

oder Ehrengerichte das beste Mittel dazu und also eine Notwendigkeit sind, so ist der ganze Paragraph 70 gestrichen worden.

Das sind Ausführungen, die noch heute jeden preußischen und deutschen Offizier mit einem Hochgefühl erfüllen müssen und wohl verdienten, auch weitern Kreisen bekannt zu werden. Gerade in der heutigen Zeit, wo unausgesetzt die gehässigsten Angriffe gegen das Offizierkorps erfolgen, sollten die Worte auf fruchtbaren Boden fallen: „aber ungerecht ist es, durch das geflissentliche Ausbeuten solcher Einzelfälle dem Offizierstande im ganzen zu schaden und vom einzelnen Rückschlüsse auf die Totalität zu machen."

Damit sind in der Hauptsache die Gedanken wiedergegeben, die in der Broschüre niedergelegt sind. Tragen sie auch vornehmlich militärischen Charakter und atmen militärischen Geist, werden sie infolgedessen den und jenen Leser finden, der sich mit ihnen in Einzelheiten nicht einverstanden erklären kann, so muß doch jeder billigdenkende die Begeisterung, die der Verfasser seinem Stoffe entgegenbringt, anerkennen, die gründliche Beherrschung bis in die kleinsten Einzelheiten, die klare Darstellung, die flüssige und eindringliche Sprache. Ohne in den Verdacht des Byzantinismus zu kommen, darf man angesichts dieser Schrift ruhig sagen, daß, wenn der Prinz unter die Schriftsteller ging, er das mit Fug und Recht, erfüllt von dem Bewußtsein seiner Fähigkeiten, tun durfte.

Ferdinand Georg Waldmüller

Zu den Sternen am Kunsthimmel, die uns die deutsche Jahrhundertausstellung in der Berliner Nationalgalerie wieder in den Gesichtskreis gerückt hat, gehört der Wiener Ferdinand Waldmüller. Wenn wir heute seine Bilder betrachten, drängt sich uns die Frage auf: Wie war es möglich, daß ein Meister von so ausgesprochner Realistik, ein so feiner Naturbeobachter und kühner Pleinairist in dem künstlerisch so unfreien, in der Süßlichkeit des Rokoko, im unwahren Pathos des Klassizismus, in der falschen Naivität des Nazarenertums befangnen Wien der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erstehn und sich trotz der Teilnahmlosigkeit des Publikums, der Mißgunst der Akademiker und der Böswilligkeit bornierter Schranzen schließlich durchsetzen konnte? Besäßen wir von Waldmüller weiter nichts als die Briefe, die der von seinen Landsleuten so schmählich verkannte Künstler an die „hochlöbliche k. k. Steuer-Administration", an den Staatskanzler Fürsten Metternich und den Staatsminister Anton Freiherrn von Schmerling gerichtet hat, so würden wir schon aus diesen Dokumenten einer stolzen Bescheidenheit und eines unerschütter-

lichen Glaubens an seine Mission erkennen, daß hier, in der fröhlichen Kaiserstadt, einer der Größten der Zeit im heißen Kampfe gegen Neider und Banausen um seine Ideale und seine Existenz gerungen hat.

Wir finden diese Briefe abgedruckt in der kürzlich erschienenen Monographie Ferdinand Georg Waldmüller von Arthur Roeßler (Wien, Karl Graeser u. Cie.), einem Buche, das in vorzüglich ausgeführten Autotypien nicht weniger als 130 Gemälde des Meisters wiedergibt und zur Einführung in diese köstlichen Kunstschätze eine kurze Darstellung der Lebensumstände und des Entwicklungsganges Waldmüllers bietet. Man muß es Rößler als Verdienst anrechnen, daß er sich bei dieser biographischen Einleitung auf das Sachliche beschränkt und der Versuchung, die einzelnen Bilder ästhetisch zu analysieren, widerstanden hat. Angenehm berührt auch die Objektivität, mit der er die Stellung des Meisters innerhalb der zeitgenössischen Kunst beleuchtet, und mit der er die Grenzen andeutet, die auch diesem Genie gesteckt waren.

Waldmüllers Leben ist bald erzählt. Am 15. Januar 1793 zu Wien als ein Sohn des Bürgers und Gastwirts Georg Waldmüller geboren, verriet er schon früh geistige Regsamkeit und schnelle Auffassungsgabe, was die Eltern, die offenbar unter dem Einfluß einer im Hause lebenden bigotten Tante standen, auf den Gedanken brachte, ihren Ferdinand „auf einen Geistlichen" studieren zu lassen. Der Knabe ging jedoch seine eignen Wege, benutzte jeden freien Augenblick zum Zeichnen, verließ schließlich das Elternhaus und besuchte anstatt der Lateinschule die Akademie der bildenden Künste. Um seinen Unterhalt zu verdienen, bemalte er in dem mit einem Freunde gemeinsam bewohnten Dachkämmerlein während der Nachtstunden Zuckerwerk. In der Akademie machte er dabei gute Fortschritte, errang auch schon im zweiten Jahre seines Studiums den ersten Preis für Zeichnen nach dem Kopf. Die Anfangsgründe der Ölmalerei erlernte er nebenbei von einem darin dilettierenden Schauspieler, versuchte auch, durch fleißiges Kopieren den alten Meistern ihre Technik abzusehen. Daneben brachte er es in der Verfertigung der damals sehr beliebten Miniaturporträts zu großer Virtuosität, sodaß er eine Reise nach Preßburg wagen durfte, wo er von den dort anläßlich des ungarischen Landtags versammelten Vornehmen Aufträge erwartete. Diese Spekulation hatte Erfolg und brachte ihm außerdem eine Berufung als Zeichenlehrer in das Haus des Banus von Kroatien, Grafen Gyulay, ein. In Agram, wo er drei Jahre blieb, fand er keinerlei künstlerische Anregung, wohl aber — und das war für den jungen Künstler verhängnisvoll — in Katharina Weidner, der ersten Sängerin des Stadttheaters, eine Gattin, deren Schönheit ihn bezauberte, deren Charakter aber mit dem seinigen durchaus nicht harmonierte. Das schlimmste war, daß Waldmüller als Satellit dieser Bühnensonne die Kreuz- und Querzüge der wandernden Truppe durch ganz Österreich „auf einem knarrenden Karren hockend" jahrelang mitmachen und seine Kunst als Dekorationsmaler der Schmiere betätigen mußte. In Brünn wurde dem seltsamen

Paare das erste Kind, der nachmalige bekannte Komponist Ferdinand Waldmüller, geboren, der vom Vater das Talent zur bildenden Kunst und von der Mutter in noch stärkerm Maße die musikalische Begabung geerbt hatte. Endlich, im Jahre 1817, als Frau Waldmüller ein Engagement am k. k. Hoftheater in Wien erhielt, wurde der Maler wieder seßhaft. Aber er hatte in den sieben verlornen Jahren viel verlernt und mußte gleichsam wieder von vorn anfangen. Jetzt tat er aber einen Schritt weiter und versuchte sich in großen Bildnissen und selbständigen Kompositionen, die wegen ihrer damals streng verpönten Realistik auf der Ausstellung von 1822 Aufsehen erregten, ihm aber eigentlich doch nur Aufträge auf Kopien berühmter Meister einbrachten. Nachdem er sich von seiner Frau hatte scheiden lassen, reiste er im Frühjahr 1825 zum erstenmale nach Italien, wo er die Werke der Alten mit großer Sorgfalt studierte, die Natur aber noch unbeachtet ließ. Nach einer Reise durch Deutschland im Jahre 1827 errang er den ersten größern Erfolg mit einem Porträt des Kaisers Franz des Ersten, das von Steinmüller in Kupfer gestochen wurde. Die Folge davon war, daß die Wiener jetzt bei dem bekannt gewordnen Maler — Ladenschilder bestellten, deren Kunstwert sogar von der Presse anerkannt wurde.

Dabei verlor er jedoch sein Ziel nicht aus den Augen. Unter unsäglichen Mühen suchte er die letzten und tiefsten Geheimnisse der Kunst zu enthüllen. Und da ist es äußerst merkwürdig, wie er aus der Schule der akademischen Tradition in die der Natur gelangte. Bei der Ausführung seiner Kopien hatte er sich bisher immer auf das Figürliche beschränkt, den landschaftlichen Hintergrund aber von einem Freunde, einem Landschafter, ausführen lassen. Da merkte er eines Tages, daß Figuren und Hintergrund nicht miteinander und infolgedessen auch nicht mit dem Geiste des Originals in künstlerischem Einklange standen. „Ich erkannte dies selbst, so bekennt er, und durch diese Erkenntnis angeregt, ging ich daran, Studien nach der Natur zu machen, welche, da ich in diesem Fache durch Kopieren noch nicht irregeleitet und verdorben war, sehr gut gelangen. Jetzt war der Moment erschienen, in welchem der erste Strahl jenes Lichtes vor mir aufdämmerte, in dessen Glanz ich — leider erst so spät — die Wahrheit erkennen lernen sollte."

Waldmüller war der Mann, aus einer solchen Erkenntnis die Konsequenzen zu ziehen, seine bisherigen Anschauungen entschlossen über Bord zu werfen und auf einem neuen Wege und mit neuen Mitteln seinem Ziele zuzustreben. Die Entrüstung der Kunstgenossen über den Mann, der die Welt nicht mehr durch die akademische Brille sehen wollte, wuchs mit seinen Erfolgen, besonders auch, seit der Ketzer 1830 zum Professor an der Akademie und kurz darauf zum akademischen Rat und zum Kustos der gräflich Lambergschen Galerie der Akademie ernannt worden war. Ein Besuch in Paris und das Studium der französischen Meister konnten ihn jedoch nur in seinen Kunstanschauungen bestärken, obgleich er für den Wesensunterschied zwischen der französischen Romantik und seiner

eignen, „auf die schlichte Wiedergabe der Natur gerichteten Bestrebungen“ nicht blind war.

Und so sind denn seine Genrebilder aus dem österreichischen Bauernleben trotz eines gewissen bühnenmäßigen Arrangements der Gruppen frei von allem falschen Pathos, dafür aber im Detail von einer überzeugenden Natürlichkeit, die uns heute noch verblüfft, und die durch das sorgfältig beobachtete und wiedergegebne Milieu, vor allem auch durch die enge Verbindung mit der Landschaft gesteigert wird. Ja bei einer Reihe solcher Bilder tritt das Figürliche mehr und mehr hinter das Landschaftliche zurück, und wir können an ihnen den Übergang zur reinen Landschaft gleichsam etappenweise verfolgen.

Man hat in Waldmüller lange Zeit hauptsächlich den Genremaler bewundert. Seine Bedeutung für uns liegt jedoch in seiner Wirksamkeit als Landschafter und Porträtist. Was er auf diesen Gebieten geleistet hat, stellt ihn neben die Größten aller Zeiten. In der Darstellung der atmosphärischen Stimmungen und des Sonnenlichts erscheint er geradezu als ein Bahnbrecher, neben dem die großen Niederländer verblassen. Er legt nichts in die Landschaft hinein, aber er holt aus ihr heraus, was darin steckt — nicht nur die Struktur des Bodens und das Vegetationskleid, sondern auch ihre Seele, den Genius loci. Da wird nichts frisiert, nichts „schön gemacht“, nichts „aus künstlerischen Gründen“ weggelassen oder hinzugetan, und eben deshalb wirken diese Bilder wie Ausblicke in die Natur selbst. Und wie versteht Waldmüller die Bäume zu malen! Von dem berüchtigten akademischen „Baumschlag“, der jeden Baum nach einer bestimmten Schablone behandelte, ist da nichts zu spüren. Hier sehen wir Baumindividualitäten, die in der Welt nur einmal vorkommen können, deren Eigenart aber so fein erfaßt und mit so wundervoller Charakteristik wiedergegeben ist, daß sie als typische Repräsentanten ihrer Gattung erscheinen. Ob Waldmüller nun die Tannen am Waldbach Strubb oder die Olivenbäume bei Riva oder die Buchen im Wiener Walde oder endlich die Eichen und Silberpappeln der Praterauen malt — immer gibt er Baumporträts, die den Beschauer wie Bildnisse lieber Bekannten anmuten.

Es ist für den Künstler bezeichnend, daß er auch Menschenbildnisse mit reichem landschaftlichen Hintergrund geschaffen hat. Auf zweien der in dem Buche reproduzierten Bilder sind die dargestellten Personen untrennbar mit der Landschaft verbunden: auf dem Familienporträt des Notars Eltz, wo eine zehnköpfige Gesellschaft bei einer Bergfahrt rastet, und auf dem unter dem Namen „Die entblätterte Rose“ bekannten angeblichen Bildnis der Sängerin Malibran, die in träumerisch-nachlässiger Haltung auf der Steinbank eines südlich-üppigen Terrassengartens sitzt. Zwischen diesem Garten und dem im Hintergrunde aufsteigenden Hochgebirge dehnt sich ein Tal, aus dessen Grunde der Spiegel eines Sees aufleuchtet. Es liegt etwas wie die Stimmung aus Mignons Sehnsuchtslied über diesem Bilde, nicht zum wenigsten über Gestalt

und Zügen des reizenden jungen Weibes, das man gerne für die so früh dahingegangne Künstlerin zu halten geneigt ist.

Waldmüllers Porträts sind köstliche Dokumente zur Zeitgeschichte, ob sie nun würdige, von ihrer Bedeutung überzeugte Herren oder blühende Frauen und Mädchen von spezifisch wienerischer Anmut darstellen. Das Bildnis des Fürsten Rasumoffski mit dem wunderbar durchgeistigten Kopf wird gewöhnlich als die Krone aller Porträts des Meisters bezeichnet; vielleicht geht man aber nicht fehl, wenn man ihm zwei Matronenbildnisse an die Seite stellt: das einer Frau Schaumburg und das einer Edlen Mannagetta von Lerchenau. Hier die alte Aristokratin, deren Selbstbewußtsein durch einen leisen Anflug von Gutmütigkeit und Humor gemildert wird, dort die behäbige Bürgersfrau, der man es anmerkt, wie sehr sie unter dem Eindruck des Gemaltwerdens steht.

Es war Waldmüllers Schicksal, daß er die künstlerischen Wahrheiten, die er in heißem Kampfe errungen hatte, auch der Menschheit nutzbar machen wollte und sie in einer für Altwiener Verhältnisse revolutionären Weise in Wort und Schrift verfocht. Die Folge davon war, daß ihn die von ihm angegriffnen Akademiker beim Senat denunzierten und seine Pensionierung mit halbem Gehalt durchsetzten. Erst als dem Künstler vom Auslande die verdienten Anerkennungen und Ehrungen zuteil geworden waren, gelang es seinem Gönner, dem Staatsminister von Schmerling, ihm eine Audienz beim Kaiser zu verschaffen, der den so lange Verkannten rehabilierte, ihm den Franz-Joseph-Orden verlieh und ihm die volle Pension anwies. Ein Jahr später, am 23. August 1865, schloß Waldmüller die Augen — auch darin ein echter Künstler, daß ihm das Schicksal den ruhigen Genuß eines späten Glücks nicht gönnte!

J. R. H.

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

San Francisco, den 30. Juni 1901

Mein lieber Kamerad!

Welch eine Heldin am Abend vor der Schlacht! Ich schreibe dies in einem kleinen, dumpfen Hotelzimmer, und ich wage nicht, für eine Minute mit Pfeifen aufzuhören. Man könnte meine Courage mit einer Briefmarke bedecken. Morgen früh segle ich nach dem Königreich der Blumen, und wenn die Rosen etwa schon darauf warten, um auf meinem Pfade zu sprießen, so ist das mehr, als sie in den letzten paar Jahren hier getan haben.

Als der Zug aus dem heimatlichen Bahnhof dampfte, und ich die vielen lieben traurigen Gesichter verschwinden sah, da empfand ich wohl für einige Augenblicke die Bitterkeit des Todes. Alles ließ ich zurück, was mir teuer auf Erden war; vorwärts gings in die dunkle, unbekannte Zukunft — allein.

Natürlich ist es zu meinem Besten; das Unangenehme ist immer zum Besten. Du bist verantwortlich dafür, meine geliebte Cousine, und du magst die Folgen tragen. Du glaubst, meine Rettung sei, Kentucky zu verlassen und mein Glück in der Fremde zu suchen. Dein zärtliches Feingefühl schrak davor zurück, mich der Welt preisgegeben zu sehen als eine junge Witwe, die nicht trauert. So schiffteſt du mich ein nach irgendeinem Ort östlich von Suez und bandest mich an einen vierjährigen Kontrakt.

Aber, Kameradin, Hand aufs Herz! ich glaube nicht, daß du mich in deinem Innersten darum tadeln kannst, daß ich nicht traure. Ich hielt aus bis zum Ende und trotzte den Vernachlässigungen, den Demütigungen, den angstvollen Tagen und Nächten und verlor in der Anstrengung, meine Pflicht zu tun, fast die Achtung vor mir selbst. Als aber der Tod alledem plötzlich ein Ende machte — Gott allein weiß, was das für eine Erlösung war!

Und wie wunderbar hat sich alles gefügt! Erst der Kindergartenkursus, den ich besuchte, dir zu Gefallen, und um meine Gedanken von Dingen abzulenken, die nie hätten sein sollen. Dann meine unerwartete Befreiung von den Fesseln, die entsetzliche Weise, wie alles stattfand, meine unangenehme Stellung und Abhängigkeit — dann, mitten in alles hinein dieses unerwartete Anerbieten, nach Japan zu gehen und in einer Missionsschule zu unterrichten!

Ist es nicht lächerlich, Gefährtin? Gab es je etwas so Absurdes als mein Los bei den Missionaren? Ich, die ich nie ein einziges Kentuckyrennen verpaßt habe, seit ich alt genug war, einen Schimmel von einem Fuchs zu unterscheiden! Es scheint, daß mich die alte Parzendame nicht zu einem einseitigen Theaterstern ausbilden will. Denn achtzehn Jahre lang habe ich reine Komödie gespielt, dann Tragödie sieben lange Jahre, und nun soll ich eine Charakterrolle geben.

Niemand soll je wissen, was es mich gekostet hat, zu gehen. Alle waren so sehr dagegen, aber es scheint mir, daß ich mein ganzes Leben lang den Wünschen meiner Familie entgegengehandelt habe. Und doch würde ich mein Leben hingeben für jedes Glied unsrer Familie. Wie haben sie mir doch beigestanden und mich geliebt durch alle meine blinden Dummheiten hindurch! Sicherlich waren meine Fehler ebenso groß wie die andrer Leute.

Und nun noch die Geschichte mit Jack. Du weißt, wie es immer mit ihm gewesen ist, schon als ich ein kleines Mädchen war bis zum Tage, wo ich mich verheiratete. Von da an hat er mich nicht mehr angesehen, aber er stand mir bei und half, stumm und fest. Wenn es nicht um deinet- und um seinetwillen gewesen wäre, so hätte ich schon längst ein Ende mit mir gemacht. Aber nun ich frei wurde, fing Jack gerade da wieder an, wo er vor sieben Jahren aufgehört hatte. Es ist mehr als nutzlos; ich bin für immer und ewig fertig mit Liebe und jeglichem Gefühl. Natürlich wissen wir alle, daß Jack das Salz der Erde ist, und es bringt mich beinahe um, ihm Schmerzen zu bereiten, aber er wird sich darüber hinwegsetzen — das tun sie alle —, und es wird besser für ihn sein, ohne mein Dabeisein zu genesen. Ich habe ihm das Versprechen abgenommen, mir nie eine Zeile zu schreiben. Da guckte er mich bloß an in seiner ruhigen, kritischen Art und sagte: Gut, aber bitte vergiß nicht, daß ich warte, bis du bereit bist, das Leben mit mir noch einmal von vorn anzufangen.

Ich bitte dich, es würde ja der Todesstoß all seiner Hoffnungen sein, wenn er mich heiratete. Mein Witwenscherflein besteht in einem verkrachten Leben, einigen Schulden und dem menschlichen Bewußtsein, daß ein prächtiger, junger Arzt wie er nicht das Recht hat, alle seine Chancen wegzuwerfen, um ein kleines Hospital für unheilbare Kinder zu gründen. Ich knirsche mit den Zähnen, wenn ich daran

denke, daß er seinen langgehegten Traum, in Deutschland zu studieren, aufgeben will, um Land für das Krankenhaus kaufen zu können.

Ach, ich weiß, daß du es für groß und edel hältst, und daß es schrecklich von mir ist, so anders zu fühlen. Mag wohl sein! Jedenfalls wirst du zugeben, daß ich, indem ich euch verlasse, endlich einmal das Rechte getan habe. Es ist, als ob ich ein Klecks in der Landschaft gewesen sei, der nun mit deiner Hilfe entfernt ist. Inzwischen flehe ich zum Himmel, mein Herz möchte verknöchern.

Die einzige Kraft, die mich nun noch in Schwung erhält, das ist dein Glaube an mich. Du hast immer behauptet, daß ich doch etwas wert sei, trotzdem ich hartnäckig das Gegenteil bewiesen habe. Graut dir nicht vor dem Wagnis? Denke an die Verantwortlichkeit, die du übernimmst, etwa als Bürge für mich vor einer Missionsversammlung stehen zu müssen. Ich will so stramm zugekorkt dastehn, als ich nur irgend kann, aber gesetzt den Fall, der Pfropfen knallte doch los!

Arme Gefährtin, es war nicht freundlich von Gott, mich dir als Cousine zu geben.

Schwamm drüber! Es ist geschehen, und wenn du dies erhältst, bin ich schon weit auf meiner seekranken Reise. Ich getraue mir nicht, dir Grüße an die Familie aufzutragen. Kaum wage ich, dir selbst einen Gruß zu senden. Ich bin ein Soldat und salutiere meinem vorgesetzten Offizier!

An Bord, den 8. August 1901

Es ist so windig, daß ich kaum mein Papier niederhalten kann, doch ich will einen Versuch machen. In der ersten Nacht an Bord war ich für mich allein. Wir waren achtzehn Kabinenpassagiere an Bord. Sehr stürmisch war es, aber ich blieb oben, solange ich konnte. Die Geister der Niedergeschlagenheit schwärmten so dicht um mich herum, daß ich sie nicht in dem engen Quartier meines Staatszimmers bekämpfen mochte. Aber endlich mußte ich doch hinunter, und es folgte eine Schreckensnacht. Ein entsetzlicher Sturm raste, das Schiff schaukelte, stöhnte, das Wasser brauste gegen die Luken; mein Koffer spielte Hasch mit meinen Schuhen, und meine Kiste rannte um das Zimmer herum wie eine Ratte, die ihr Loch sucht. Ich hörte, wie oben die Befehle des Kapitäns die Antwortrufe der Matrosen übertönten, wie Männer und Frauen in panischem Schrecken durch die Gänge eilten.

So lag ich die Nacht hindurch in der obern Koje und rief mir die unglücklichen Nächte der sieben letzten Jahre ins Gedächtnis zurück. Enttäuschung, Herzeleid, grausames Erwachen, Abscheu: so kam eins nach dem andern in schweigender Folge. Jede zärtliche Erinnerung, jedes frühe Gefühl, das noch in meinem Herzen verweilt haben mag, wurde unbarmherzig hingemordet durch die stärkere Erinnerung an die Leiden. Der Sturm draußen war nichts gegen den Sturm in meinem Herzen. Das Schicksal des Schiffes war mir gleichgiltig, mochte es segeln oder stranden: einerlei für mich.

Als der Morgen kam, war etwas mit mir geschehen. Ich weiß nicht, was es war; meine Vergangenheit schien in gewisser Weise jemand anderm anzugehören. Ich hatte endlich die alte Last abgeworfen und war ein neuer Mensch in einer neuen Welt.

Ich setzte meine hübscheste Mütze auf, zog den langen Mantel an und begab mich auf Deck. O, meine Beste, wenn du bloß den Anblick gesehen hättest, der sich mir darbot! Eine Schar lahmer, elender Menschen! Erbsengrün sahen sie aus mit gelb dazwischen und einer schwarzen Linie unter den Augen, bleich um die Lippen und schwach in den Knien. Es gab nur noch ein weibliches Wesen außer mir, das nicht seekrank war, und das war eine Missionarin mit kurzen Haaren und

einer Riesennase. Sie ging auf Deck umher, verteilte Traktate und fragte die Leute, ob sie Christen seien.

Als ich herauskam, probierte sie es gerade mit einem großen, niedergeschlagen aussehenden Fremden, der in einer Ecke kauerte: Bruder, bist du ein Christ?

Nein nein, murmelte jener ungeduldig. Ich bin Norweger. Was dem Mann aber fehlte, war ein Schnaps; jedoch war es nicht an mir, dies vorzuschlagen.

Ich schäme mich fast, zu gestehn, daß ich täglich drei tüchtige Mahlzeiten mache, und zwischendrein knurrt mir dennoch der Magen gerade wie Mark Twains kleinem gelben Hunde. Nicht weit von mir bei Tisch sitzen vier ältere Herren und ein junger Deutscher. Sie sind groß im Geschichtenerzählen, und ich selbst habe schon alle meine, alle deine und einige, die ich improvisierte, zum besten gegeben. Einer der alten Herren ist Missionar; und als er herausfand, daß ich weitläufige Konnexionen mit der „Herde" habe, nannte er mich sofort „Liebe Schwester". Wäre ich zu Hause, so würde ich ihn „Lieber Pa" nennen, aber hier trage ich mein bestes Betragen zur Schau.

Die Speisen sind ziemlich gut, nur manchmal so scharf gewürzt und gepfeffert, daß es mir den Atem benimmt. Mein kleiner chinesischer Kellner ist ein wenig zu sehr um mein Wohl besorgt. Alles Protestieren bringt ihn nicht dazu, mir meinen Teller zu lassen, bis ich aufgegessen habe. Nach ein paar Bissen entreißt er ihn mir und bringt den nächsten Gang. Er nötigt zu Speisen aller Art und besteht darauf, daß ich alle Spalten und Löcher mit Nüssen und Rosinen ausfülle. Und nachdem ich gegessen und gestopft habe, sieht er mich an und sagt bedauernd: Missy krank, nicht ißt!

Noch eine andre Person ist ebensosehr um mich besorgt. Der kleine Deutsche beobachtet jeden meiner Bissen mit großen, feierlichen Augen und besteht darauf, mir vorzulegen. Er sieht verdutzt aus, wenn jemand eine lustige Geschichte erzählt, und verlangt manchmal nach einer Erklärung. Er ist zweimal um die Welt gefahren und geht nun auf drei Jahre nach China zur Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung. Ich glaube, er hält mich für die größte Kuriosität, die er bis jetzt auf seinen Reisen getroffen hat.

Das größte, aufregendste Erlebnis unsrer Fahrt war ein Tag in Honolulu. Ich hätte vor Freuden jauchzen mögen, als wir Land erblickten. Die Bäume und das Gras erschienen mir nie so wunderschön wie an jenem Morgen in strahlendem Sonnenschein. Das Landen nahm ein paar Stunden in Anspruch wegen der vielen Formalitäten und Umstände, die gemacht wurden. Außerdem gab es noch eine Extraverzögerung, deren unschuldige Ursache ich selbst war. Der Quarantänearzt inspizierte das Schiff. Ich sah ihm zu, wie er die Auswandrer untersuchte, und fühlte inniges Mitleid mit den armen, kleinen, elenden Kindern, die da unten herumwimmelten. Nachher fand ich eine stille Ecke auf dem Schutzdeck, in die ich mich verkroch, und von wo aus ich die eingebornen Knaben beim Schwimmen beobachtete. Ihre bronzebraunen Körper glänzten im Sonnenschein unterm Wasser. Sie spielten darin herum wie ein Haufen Delphine. Ich muß wohl eine Stunde lang dort gewesen sein; denn als ich herunterkam, herrschte große Aufregung an Bord. Ein Passagier wurde vermißt, und alle mußten warten, während man das Schiff durchsuchte. Schon wollte ich mich mit aufregen, als plötzlich der Zahlmeister heraufkam, ein ernster, eleganter Mann, und auf mich losstürzte: Sind Sie untersucht worden? fragte er strenge, mich vom Kopf bis zum Fuß messend. Nicht mehr, als Sie es eben tun, antwortete ich bescheiden. Kommen Sie mit! sagte er.

Ich bat ihn, mir doch zu sagen, ob er mich über Bord werfen wolle, aber er war zu sehr erfüllt von seiner Wichtigkeit, um auch nur zu lächeln. Er übergab

mich dem Arzt mit den Worten: Hier ist die Frau, die die Verzögerung veranlaßte. Frau! Ich danke! Aber ich sollte noch mehr zerknirscht werden; denn der Doktor sah über seine Brillengläser weg und sagte: Nanu! Wie konnte man bloß so was übersehen!

Aber nun Honolulu! Es wundert mich gar nicht, daß die Leute darüber in Ekstase geraten. Es ist, als ob die Künstler aller Welt ihre Farben auf diesen einen Fleck verschwendet hätten, und als ob die Natur sie dann zusammengestellt hätte nach ihrem eigensten süßen Willen. Ich überlegte mir lange, ob ich nicht etwa gestorben und in den Himmel gekommen sei. Wundervolle Palmen und tropische Ranken und Reben, niederhängend in sanft träumender Stille, die mir wie Wein zu Kopfe stieg.

Mit zwei alten Damen und einem Dakotamädchen machte ich mich auf den Weg zur Stadt, aber der „liebe Pa" und „Klein-Deutschland" kamen auch mit. O Gefährtin, wie ich mich nach dir sehnte! Am liebsten hätte ich alle diese wunderlichen alten Kreaturen in einen Knäuel zusammengebunden und ins Meer geworfen! Das Mädchen aus Süddakota ist ein wenig besser, aber, denk nur, auch sie trägt eine Jerseyjacke!

Es gibt wirklich auch elegante Leute an Bord, aber ich wage es nicht, mich an sie heranzumachen. Sie spielen immerzu Karten, und wenn ich in ihrer Nähe verweilen würde, so wäre ich sicher verloren. Hab keine Angst, ich will meine Rolle schon spielen, aber eins schwöre ich hiermit: danach anziehen werde ich mich nicht!

Immer noch an Bord, den 18. August

Diesen Brief schreibe ich in meiner Koje hinter zugezognen Vorhängen. Nein, ich bin nicht ein bißchen seekrank, nur sehr populär. Eine der alten Damen lehrt mich stricken, die kurzhaarige Missionarin liest mir vor, das Dakotamädchen hält meine Füße warm zugedeckt, und der „liebe Pa" und „Klein-Deutschland" bedienen mich beim Essen.

Der Kapitän hat ein großes Wasserbehältnis für die Damen aufstellen lassen, und so kann ich jeden Morgen ein kaltes Bad nehmen. Das erinnert mich an die alten Zeiten im Landhaus droben am Kap. Was hatten wir doch für eine fürstliche Zeit jenen Sommer, und was waren wir jung und albern! Es waren die letzten guten Tage für lange Zeit — aber lieber nichts davon.

Gestern abend hatte ich ein Abenteuer oder wenigstens so was ähnliches. Ich saß oben auf Deck, als der „liebe Pa" vorbeikam und mich aufforderte, mit ihm auf und ab zu gehn. Nach einigen Rundgängen setzten wir uns auf die Stufen am Lotsenhaus. Der Mond war so groß wie ein Wagenrad, das Meer glänzte wie flüssiges Silber, und der fliegende Fisch spielte im Schatten Versteckens. Ich hatte den „lieben Pa" ganz vergessen und ließ meine Gedanken wandern, wohin sie wollten, als er sich auf einmal nach mir umwandte und sagte: Ich hoffe, es ist Ihnen nicht lästig, mit mir zu reden. Ich bin sehr, sehr einsam. Da glaubte ich gefährliche Symptome zu erkennen, und als er gar anfing, mir von seinen lieben Heimgegangnen zu erzählen, wußte ich, daß es Zeit sei, mich davonzumachen.

Sie haben es ja auch durchgemacht, sagte er, Sie können mir nachfühlen.

Ich faltete meine Hände im Dunkeln. Wir suchen beide eine Lebensarbeit im fremden Lande ... fing er von neuem an, aber eben da kam der Zahlmeister vorbei. Beinahe stolperte er über uns in der Dunkelheit, und als er mich und meinen ältlichen Freund erkannte, lächelte er tatsächlich! Daß du es nicht etwa wagst, Jack diese Geschichte zu erzählen; ich würde endlos damit geneckt werden.

Kannst du es ausdenken, daß ich drei ganze Wochen von zu Hause weg bin? Ich kanns, jede Sekunde davon! Manchmal, wenn ich stillstehe, um darüber nachzudenken, was ich vorhabe, zerspringt mir fast das Herz. Aber wer weiß, ich bin das Herzweh nun schon so gewohnt, daß ich mich ohne es vielleicht einsam fühlen würde.

Wenn ich nur dem entspreche, was man von mir erwartet, wenn ich nur die Stücke meines verkrachten Lebens auflesen und zusammenflicken kann zu einem anständigen Ganzen, sodaß du dich nicht mit mir zu schämen brauchst, so will ich ganz zufrieden sein.

Das erste Fremdwort, was ich gelernt habe, ist Alohave! das heißt „meine innigsten Grüße!" Ich sende es dir voll zärtlichster Bedeutung. Gott segne und erhalte euch alle und führe mich zurück zu euch als ein weiseres und besseres Geschöpf.

Kobe, den 18. August 1901

Tatsächlich in Japan! Ich kann es kaum glauben, obgleich alles um mich her fremdartig ist. Heute morgen kam ein Boot an den Dampfer heran und brachte Miß Lessing und Miß Dixon, die beiden Missionarinnen, in deren Schule ich unterrichten soll. Ich muß gestehn, als ich sie sah, rutschte mir das Herz in die Stiefel. Ihres hat gewiß dasselbe getan; denn wir standen da und sahen einander dermaßen perplex an, als ob wir von verschiednen Planeten kämen. Der Unterschied begann bei unsern Stiefeln und erstreckte sich bis hinauf zum Hute. Sogar die Sprache, die wir gebrauchen, schien verschieden, und als ich mir die Aussicht, mit solchen absoluten Fremdlingen zu leben, klar machte, fühlte ich die größte Lust, über Bord zu springen.

Auf einmal erschienen mir meine Mitreisenden sehr liebenswert, und ich hing an allem, was der alte, gute Dampfer trug, als an dem letzten Band, das mich an Amerika knüpfte.

Als wir die Laufplanke hinuntergingen, wurden mir Bruder Mason und Bruder Coleman vorgestellt, und wir landeten alle zusammen. Ich fühlte mich der ganzen Welt gegenüber wie ein Verbrecher, der zu vier Jahren Verbannung verurteilt ist. Sobald wir das Hotel erreichten, flüchtete ich auf mein Zimmer und warf mich auf mein Bett. Ich heulte zwei Stunden fünfunddreißig Minuten, dann stand ich auf, wusch mein Gesicht und guckte zum Fenster hinaus.

Draußen war alles so fremdartig und malerisch, daß ich interessiert war, ehe ich michs versah. Nach einer Weile kam Miß Lessing herein. Jetzt, wo sie ohne Hut war, sah ich, daß sie ein sehr liebes Gesicht hatte, hübsches dunkles Haar und ein lustiges Zwinkern im Augenwinkel, was mich sofort an dich erinnerte. Sie erzählte mir, wie sie als junges Mädchen nach Japan gekommen und die Schule gegründet hätte, und was sie alles gern dafür tun möchte. Dann fuhr sie fort: Ihr Kommen ist die direkte Erhörung meiner Gebete. Es war bis jetzt mein liebster Traum, einen Kindergarten für die Kleinen zu haben; es ist fast zu schön, um wahr zu sein, daß sich mein Traum nun erfüllt. Dabei sah sie mich mit ihren hübschen, glänzenden Augen so dankbar und begeistert an, daß ich mich meiner voreiligen Gefühle schämte.

Später kam auch Miß Dixon herauf, und sie saßen beide da und guckten mir zu, wie ich meinen Koffer auspackte. Schon nach zwei Minuten hatte ich heraus, daß sie gerade wie alle andern Frauen Putz und hübsche Sachen gern hatten, und daß sie auf Neuigkeiten aus der Welt begierig waren. Sie examinierten all die zierliche Wäsche, die meine Schwester für mich genäht hatte, bestaunten die Schuhchen mit hohen Absätzen und lachten über meine weiten Ärmel.

Wann wollen Sie bloß all diese entzückenden Sachen anziehn? fragte Miß Dixon. Und wieder sank mir das Herz; denn sogar mein einfacher Kleidervorrat, fürs Schulleben berechnet, schien merkwürdig verschwenderisch und hier nicht am Platze.

Aber das muß ich dir noch einmal versichern, Kameradin, daß ich — und wenn ich tausend Jahre hier bliebe — nie auf Jerseyjacken und achtjährige Hüte herunterkommen will! Ich habe vor, auf eine gute Modenzeitung zu abonnieren, damit ich wenigstens in Rufweite der Mode bleibe.

Es ist noch zu heiß, zur Schule hinunter zu fahren. Darum gehn wir noch eine Woche in die Berge, ehe wir für das Herbstvierteljahr aufbrechen.

Der „liebe Pa" und „Klein-Deutschland" waren zweimal hier innerhalb drei Stunden, aber ich sah sie kommen und entschlüpfte. Briefe von daheim werden nicht vor der nächsten Woche ankommen, und ich kann die Zeit kaum abwarten. Ich bilde mir immer wieder ein, daß ich auf Besuch bin und bald zurückkehre. Ich lege Sachen beiseite, um sie dir zu zeigen, und fange schon an, Geschenke für die Heimkehr zu kaufen. Hab noch ein gut Teil zu lernen, nicht wahr?

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 14. März 1909

(Der Kampf um die Nachlaß- und Erbschaftssteuer. Die Arbeiten des Reichstags. Österreich-Ungarn und Serbien.)

Wie zu erwarten war, ist in der vergangnen Woche für das Schicksal der Reichsfinanzreform noch nichts entscheidendes geschehen. Und wahrscheinlich wird man sich auch noch verhältnismäßig lange gedulden müssen, ehe die Entscheidung fällt. Das Kompromiß hat zunächst die Folge gehabt, daß in weiten Kreisen die Einsicht gestärkt worden ist, daß die Frage einer für die Zwecke der Reichsfinanzreform geeigneten Besitzbesteuerung ohne die Rückkehr zu einer Heranziehung der Hinterlassenschaften in irgendeiner Form nicht zu lösen sein wird. Diese grundsätzliche Überzeugung muß sich durch das Scheitern andrer Vorschläge erst noch weiter befestigen; eher kommen wir bei der demagogischen Verhetzung, der gerade sonst staatstreue und nüchterne Bevölkerungskreise in dieser Frage unterlegen sind, nicht weiter. Und erst wenn das Prinzip als notwendig erkannt worden ist, wird es möglich sein, eine Form zu finden, die auch denen genügt, die in dem bezeichneten Ausweg aus den Schwierigkeiten zwar eine Notwendigkeit, aber allerdings ein notwendiges Übel erkennen. Es ist also ganz richtig, was unlängst ein liberales Blatt schrieb, daß der Kampf um die Nachlaßsteuer jetzt überhaupt erst anfängt.

Nach den Triumphgesängen, die in der agrarischen Presse schon über den endgiltigen Fall der Nachlaßsteuer angestimmt wurden, muß das zähe Festhalten der Regierungen und eines großen Teils der Presse an dem scheinbar in den Orkus geworfnen Projekt die Agrarier in großen Zorn versetzen. Der Kampf wird deshalb augenblicklich wieder mit besondrer Erbitterung geführt. Das unerfreuliche dabei ist, wie schon mehrfach an dieser Stelle betont worden ist, die Erscheinung, daß die demagogischen Methoden immer mehr auch in Kreise getragen werden, deren Stolz es sonst war, mit reinlichern Waffen zu kämpfen. Auf jede Weise wird in den agrarischen Kreisen die Abneigung gegen das Prinzip der

Nachlaßsteuer genährt. So wird sie mit Vorliebe als eine Besteuerung der Witwen und Waisen bezeichnet. Diese Bezeichnung steht genau auf derselben Linie mit Schlagwörtern wie „Ausbeutung“ im Munde der Sozialdemokraten gegenüber den Arbeitgebern oder „Brotwucher“ im Munde der freihändlerischen Liberalen gegenüber den Agrariern. Es ist die gleiche Methode, durch die Wahl des Ausdrucks irrezuführen und Gehässigkeit zu erregen. Wenn man von Besteuerung der Witwen und Waisen spricht, so denkt jedermann daran, daß besonders hilfsbedürftige Geschöpfe, die ohnehin Gegenstand des Mitleids sind, belastet und bedrückt werden sollen. Diese Vorstellung soll erzeugt werden, um von dem Nachdenken über die Wahrheit abzulenken, die darin besteht, daß die Witwen und Waisen — diese bedrängten Waisen sind zum großen Teil recht hübsch ausgewachsne Leute in selbständigen Lebensstellungen, die oft mehr Einkommen beziehen als der Vater — allerdings insofern besteuert werden, als sie im Falle einer ihnen zufallenden größern Erbschaft von diesem Besitz einen lächerlich geringen Prozentsatz abzugeben haben. Die Nachlaßsteuer bringt keinen Menschen in größere Not, als er schon ist, da sie von einem Besitz, der so klein ist, daß er eine wirkliche Notlage darstellt, überhaupt nicht erhoben wird, bei einer kleinen Hinterlassenschaft jedoch, die über die untere Grenze der Besteuerung hinausgeht, aber immer noch bescheiden ist, in einer so geringen Höhe zu leisten ist, daß eine merkbare Veränderung in der materiellen Lage gar nicht eintreten kann. In einer kürzlich ausgefochtnen Preßfehde ergriff der zweite Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Dr. Rösicke, selbst das Wort, um die Behauptung seines Gegners, alle wirklichen Gründe gegen die Nachlaßsteuer seien längst widerlegt, zu bestreiten. Man konnte auf diese Ausführungen wirklich neugierig sein, da der ganze Aufsatz, wie hervorgehoben werden muß, sehr sachlich gehalten war. Um so mehr mußte auffallen, daß alle Einwände, die gegen die Nachlaßsteuer vorgebracht wurden, gegen Einzelheiten der bisher gemachten Vorschläge gerichtet waren. Daraus folgte nichts für die grundsätzliche Stellungnahme; denn die unbesehene Annahme des Regierungsentwurfs hat auch den Agrariern niemand zugemutet. Grundsätzlicher Art war nur die Meinung, daß die Nachlaßsteuer die Möglichkeit öffne, den Besitz so stark zu belasten, daß die Besteuerung einer Konfiskation des Privateigentums gleichkomme. Das könne jederzeit eintreten, sobald sich im Reichstage eine demokratische oder sozialistische Mehrheit dafür finde. Der Widerstand dagegen sei schwerer, sobald der erste Schritt einmal getan sei. Es liegt auf der Hand, daß dieses Argument gegen jede Steuer ins Feld geführt werden kann. Jede einmal eingeführte Steuer kann natürlich erhöht werden, wenn es die Gesetzgeber für richtig halten. Ja mit diesem Argument kann die ganze Reichsfinanzreform überhaupt lahmgelegt werden. Man braucht ja nur zu sagen: „Das Reich fordert jetzt eine halbe Milliarde; wir wollen aber nichts bewilligen, denn wir können ja nicht wissen, ob man nicht in Zukunft mit denselben Gründen eine ganze Milliarde fordert, und das ist uns zu viel.“ Eine solche Argumentation führt auf einen völlig unhaltbaren Standpunkt. Dr. Rösicke meint zur Verteidigung der agrarischen Auffassung, man weise die Agrarier darauf hin, daß die Ablehnung der Nachlaßsteuer ihnen ja doch keine Sicherheit gegen ihre spätere Annahme durch eine demokratische Reichstagsmehrheit böte; das käme ihm geradeso vor, als ob man die Unterwerfung unter eine Nachbarmacht empfehle, weil man ja doch nicht wissen könne, ob man nicht später einmal dazu gezwungen sein werde. Das mag ja eine dialektisch geschickte Erwiderung sein, aber sie begründet das Verhalten der Agrarier nur taktisch, nicht materiell. Der Vergleich paßt nicht; denn warum man sich einer fremden Macht nicht ohne Kampf und äußersten Zwang unterwirft, das weiß jeder ohne Auseinandersetzung; aus welchen

sachlichen und wirklich haltbaren Gründen jedoch die Agrarier gegen die Nachlaßsteuer sind, das wollen wir doch erst noch erfahren. Wenn uns jetzt die Antwort gegeben wird: „Wir lehnen bestimmte Forderungen ab, weil wir uns einbilden, daß eine andre Reichstagsmehrheit vielleicht in Zukunft ganz andre Forderungen bewilligen könnte“ — so beweist das sachlich absolut gar nichts gegen die jetzt gestellten Forderungen. Der logische Zusammenhang kann überhaupt nur künstlich dadurch hergestellt werden, daß die heute tatsächlich vorliegenden Steuerprojekte auf dem Gebiete der Nachlaß- und Erbschaftssteuer und die von der Zukunft befürchteten Schritte auf demselben Gebiete theoretisch in die gleiche Rubrik gehören. Damit kommt man aber in der praktischen Politik überhaupt nicht weiter. Zur Zeit unsrer Väter waren die strengen Konservativen der Meinung, daß eine verfassungsmäßige Abgrenzung der monarchischen Rechte zur Republik führen müsse; heute steht trotzdem die Monarchie in Deutschland fester denn je. Wenn man ferner heute aus unsern Staatseinrichtungen alles entfernen wollte, worin die theoretische Betrachtung prinzipielle Anfänge des Sozialismus oder eine Verwandtschaft mit sozialistischen Ideen erkennen muß, so würden wir unser öffentliches Leben bis zur Unkenntlichkeit umformen müssen. Solche Beispiele ließen sich häufen. In der Wirklichkeit gibt es eben keinen Staat, der ein Prinzip, eine Idee ausschließlich verwirklichen könnte. In der Einbildung, daß das möglich ist, liegt ja der schädlichste und gefährlichste Irrtum der Sozialdemokratie. Wenn daher jemand, statt bestimmte Gründe anzuführen, einen politischen Vorschlag nur dadurch diskreditieren will, daß er erklärt, es sei der erste Schritt zum Sozialismus oder irgendeinem andern „Ismus“, so steht es immer schief um solche Beweisführung. Ist sie ehrlich gemeint, so beruht sie auf einem unzureichenden Urteil; andernfalls dient sie demagogischen Zwecken.

In dem Suchen nach den ernsthaften Gründen der Agrarier gegen die Nachlaßsteuer ist der Gedanke in den Vordergrund getreten, daß die Feststellung des Nachlasses von Amts wegen für den Grundbesitz besonders unangenehm sein müsse, weil sie jeden Fehler bei der Vermögenseinschätzung und Steuerveranlagung rücksichtslos an den Tag bringe. Professor Hans Delbrück hat das in einer den Zorn der Agrarier besonders reizenden Form in verschiednen Artikeln zum Ausdruck gebracht und den Anlaß zu einer heftigen Fehde gegeben. Wie sich die Sache in Wirklichkeit verhält, ist nicht so leicht und einfach zu erkennen. Daß die Veranlagung zur Vermögenssteuer in Preußen hinter dem Betrage zurückbleibt, der sich aus einer genau zutreffenden Einschätzung der steuerpflichtigen Vermögen ergeben müßte, scheint richtig zu sein, und ebenso ist es wohl unzweifelhaft, daß nach Einführung der Nachlaßsteuer die Differenz zwischen Veranlagung und Wirklichkeit allmählich sehr viel geringer sein würde. Der Grundbesitz hat diese Wirkung sicherlich mehr zu fürchten als das mobile Kapital, weil die dem Staat einmal erteilte Befugnis, Einblick in die Wertverhältnisse des Grundbesitzes zu gewinnen, hier viel gründlicher und schärfer wirkt als gegenüber dem beweglichen Kapital, das sich einer zutreffenden Schätzung immer leichter entziehen kann. Und dann hat der Grundbesitzer kein Interesse daran, daß der Wert von Grund und Boden höher als nötig eingeschätzt wird, während die Nachteile, die das mobile Kapital durch eine erhöhte Schätzung treffen, durch erhöhten Kredit ausgeglichen werden können. Aber so groß sind die Unterschiede nicht, daß aus der ungleichen Lage der beiden Besitzkategorien ein durchschlagender Grund gegen die Nachlaßsteuer abgeleitet werden könnte, zumal da alle Parteien bereit sind, dem Grundbesitz bei dieser Steuer besondre Zugeständnisse zu machen.

Einstweilen dient noch das Kompromiß als Grundlage der Verhandlungen, obwohl sich keine der beteiligten Parteien bedingungslos den Vorschlägen angeschlossen

hat. Auch wird es immer deutlicher, daß der Bundesrat den Beschlüssen, selbst wenn sie wider Erwarten im Reichstage angenommen werden sollten, nicht zustimmen kann und wird. Trotzdem bleibt der Nutzen des Kompromisses bestehen. Er ist zu suchen in der Einigung der Blockparteien über die Notwendigkeit, hundert Millionen von dem zu beschaffenden Finanzbedarf des Reichs durch eine direkte Besteuerung des Besitzes zu sichern. Diese Einigung war wiederum die Voraussetzung und unumgängliche Bedingung für die Bereitwilligkeit der Liberalen, über eine Umgestaltung und Vermehrung der Verbrauchssteuern weiter zu verhandeln. Auch bei diesen Verhandlungen, die jetzt im Gange sind, bleiben noch genug Schwierigkeiten zu überwinden, aber man kann doch nun wenigstens verhandeln und weiterkommen, was ohne das Kompromiß einfach ausgeschlossen gewesen wäre.

Der Schneckengang der Arbeit an der Reichsfinanzreform beeinträchtigt natürlich auch sonst die Tätigkeit des Reichstags. Die Etatsberatung ist noch bedeutend im Rückstand. Bei dem Etat des Reichspostamts gab es diesmal interessante Debatten. Man sprach natürlich auch über die geplante Verteuerung des Telephonverkehrs. Da war es nun bemerkenswert, daß von der starken Gegnerschaft, die sich im Lande und in der Presse gegen diese Vorschläge erhoben hatte, im Reichstage nichts zu merken war. Soweit diese Stellungnahme der parlamentarischen Redner bezweckte, Übertreibungen entgegenzutreten und die Debatte auf eine Erörterung der gerechtern Verteilung der Gebühren — entsprechend der Inanspruchnahme der Telephoneinrichtungen — hinzulenken, wird man das verständlich und gerechtfertigt finden. Daß aber die mit den Vorschlägen des Reichspostamts verbundnen wirklichen Erschwerungen des Geschäftsverkehrs und übermäßigen Verteuerungen des notwendigen Telephongebrauchs so leichtherzig übergangen wurden, muß doch wundernehmen. Man sieht aber daraus — und das wird man sich als erfreuliche Erfahrung für andre Fälle merken müssen —, daß von einer Abhängigkeit unsrer Volksvertreter von der öffentlichen Meinung und den Sonderinteressen ihrer Wähler nicht in dem Maße die Rede sein kann, wie dies häufig vorgeschützt wird.

Eine Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und Reichstag entstand bei der zweiten Lesung des Weingesetzes. Der Reichstag nahm, den Kommissionsbeschlüssen gemäß, Bestimmungen über den Verschnitt der Weine an, denen die Regierung ein entschiednes „Unannehmbar“ entgegensetzte. Es handelte sich nämlich dabei um die Verwendung nichtdeutscher Weine zum Verschnitt deutscher Weinsorten. Die Annahme der Kommissionsbeschlüsse läßt die Befürchtung nahegerückt erscheinen, daß die Verwendung jener nichtdeutschen Weine durch die verschärften Vorschriften des neuen Gesetzes erheblich erschwert und beeinträchtigt wird. Das könnte vielleicht an und für sich eher als ein Vorteil als als Nachteil vom Standpunkt einer nationalen Wirtschaftspolitik erscheinen, aber die der Einfuhr nichtdeutscher Weine eingeräumten Vorteile stehen im Zusammenhang mit den in Handelsverträgen zugesicherten Vorteilen, die die deutsche Ausfuhr in andrer Beziehung genießt. Im Rahmen der gesamten Wirtschaftspolitik muß die deutsche Regierung natürlich darüber wachen, daß die Voraussetzungen, unter denen handelspolitische Abmachungen getroffen worden sind, auch erfüllt bleiben. Deshalb hat die Regierung die Beschlüsse des Reichstags in diesem Punkte für unannehmbar erklärt, obwohl der Reichstag seinerseits dabei verharrt, daß eine Verletzung der Handelsverträge durch seine Beschlüsse nicht vorliege. Man erwartet einen Ausgleich dieser Differenzen für die dritte Lesung.

Unsicher und kritisch ist noch immer die auswärtige Lage. Die Note, die Serbien als Antwort auf die Vorstellungen Rußlands und demnächst auch Frankreichs, Englands und Italiens an die Mächte gerichtet hat, will die Sache Serbiens

vertrauensvoll in die Hand der Mächte legen. Aber Österreich-Ungarn und mit ihm Deutschland haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie einer Konferenz nur zustimmen, falls das Programm dieser Konferenz genau abgegrenzt wird und ihr nur solche Fragen vorgelegt werden, über die schon eine Einigung zwischen den beteiligten Mächten stattgefunden hat. Mit andern Worten: die Konferenz soll nicht zu entscheiden, sondern nur zu registrieren haben, damit gegenüber der mehrfach durchlöcherten Berliner Kongreßakte wieder eine klare internationale Rechtslage geschaffen wird. Es versteht sich von selbst, daß die serbische Antwort dieser Forderung nicht genügt. Nun hatte Österreich-Ungarn aber auch noch eine besondre Antwort Serbiens auf den versöhnlichen Schritt zu erwarten, den es in Belgrad unternommen hat, indem es durch seinen Gesandten, den Grafen Forgach, eine in entgegenkommendem Tone gehaltne Vorstellung, die aber eine bestimmte Erklärung forderte, überreichen ließ. Die Antwort darauf steht unmittelbar bevor,*) es läßt sich aber noch nicht übersehen, ob sie geeignet ist, die Gefahren der Lage zu beseitigen. Zwar ist nicht daran zu zweifeln, daß die Großmächte sämtlich eine friedliche Lösung der Krisis wünschen. Frankreich arbeitet entschieden im Sinne des Friedens; Italien hat eine durchaus korrekte Haltung gegenüber Österreich-Ungarn und Deutschland gezeigt; England hat in dem jetzigen Stadium der Entwicklung keine Neigung mehr, irgendwelche Verwicklungen zu begünstigen; Rußland hat, soweit verantwortliche Stellen in Betracht kommen, deutlich zu erkennen gegeben, daß es nicht Krieg führen kann und will. Aber Serbien setzt seine Kriegsrüstungen fort, und solange das geschieht, muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß alle friedlichen Schritte dieser Macht, soweit sie nicht klipp und klar Österreich-Ungarn gegenüber den Verzicht auf alle territorialen Ansprüche bekunden, nur den Zweck haben, den Ausbruch des Krieges so lange hinzuhalten, bis die Rüstungen vollendet sind. Darum bleibt die Lage noch höchst unsicher. Neuerdings scheint auch die Türkei eine entschiednere Haltung einzunehmen. Nachdem die Verständigung mit Österreich-Ungarn gelungen ist, hat die Türkei kein Interesse mehr daran, die Streitfragen wieder aufgerührt zu sehen. Vielmehr sieht sie sich jetzt durch die großserbischen Ansprüche und durch die Folgen möglicher Kriegsunruhen selbst bedroht. Sie hat deshalb Maßregeln getroffen, um jeder Begünstigung der Kriegsrüstungen und Kriegsdrohungen Serbiens entgegenzutreten. So stehn die Dinge noch mitten in der schärfsten Krisis, aber eine Entscheidung wird nun bald fallen müssen.

Aus dem Wirtschaftsleben 15. März 1909

(Neuerungen in der deutschen Kreditorganisation: Die Bankgesetznovelle — Erhöhung des Grundkapitals der Preußenkasse — Entschuldung des mittlern und kleinen ländlichen Grundbesitzes — Organisation des industriellen langfristigen Kredits — Diskontierung von Buchausständen — Die Stellung der Notenbanken in der heutigen Volkswirtschaft — Die rechtliche Natur und Zweckbestimmung der Reichsbank — Ein englisches Urteil über die deutsche Währung.)

Seit dreiviertel Jahren erwarteten die Bank- und Handelskreise mit Spannung die Ergebnisse der Bankenquete. War die Lage der Reichsbank wirklich so bedrohlich geworden, daß die Bank eine vernünftige Diskontpolitik nicht mehr durchführen konnte? War wirklich ein solches Kräfteaufgebot, wie es in der Veranstaltung der Bankenquete in die Erscheinung trat, nötig gewesen, um Rat zu

*) Anmerkung der Redaktion. Sie ist inzwischen erfolgt, wird jedoch in Wiener Regierungskreisen als ungenügend bezeichnet, sodaß die Gefahr eines kriegerischen Konflikts eher noch verstärkt worden ist. Wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen, ist die Entscheidung vielleicht schon gefallen.

schaffen? Tant de bruit! Die am 8. Februar dem Reichstage zugegangne Novelle zum Bankgesetz vom 14. März 1875 zeigt auf das deutlichste, daß die Leitung der Reichsbank in Übereinstimmung mit der Regierung die gegenwärtige Organisation der Bank für ausreichend hält, um die Reichsbank auf weitere zehn Jahre zur Erfüllung ihrer eminent wichtigen Aufgaben zu befähigen. Nichts will man von einer Verstaatlichung wissen. Die Bank bleibt weiter „die Kreuzung kapitalistischen Unternehmertums mit altpreußischer Korrektheit", wie Sombart in einem kühnen Bilde sagt.

Besonders bemerkenswert ist, daß man an zuständiger Stelle in der gewaltig anwachsenden Kapitalkraft der Großbanken keine Gefahr für die ungehinderte Durchführung der Diskontpolitik der Reichsbank gesehen hat, und daß man sich nicht auf die von verschiednen Seiten vorgeschlagnen großzügigen Reformen wie die Annahme verzinslicher Depositen eingelassen hat. Man dürfte erkannt haben, daß ein Hand in Handarbeiten mit den Privatbanken von Fall zu Fall mehr Aussicht auf Erfolg bietet und weniger Risiko mit sich bringt als große Reformen, deren Wirksamkeit sich von vornherein nicht garantieren läßt. Nur in recht bescheidnen Grenzen bewegen sich die Maßnahmen, die eine Stärkung der Aktionskraft der Reichsbank bezwecken. Von einer Erhöhung des Grundkapitals ist abgesehen worden, da die hierfür aufzubringenden Mittel dem freien Verkehr entzogen werden müßten. Die Erhöhung würde somit auf den Geldmarkt zurückwirken und zu einer verstärkten Inanspruchnahme der Bank durch Einreichung von Wechseln und Abhebung von Giroguthaben führen, d. h. die Bank würde ihre Kapitalserhöhung zunächst selbst bestreiten müssen.

Dagegen wird beabsichtigt, den Reservefonds, der die gesetzlich vorgeschriebne Höhe seit dem Jahre 1905 erreicht hatte, wieder zu eröffnen. Aus dem Reingewinn erhalten zunächst die Anteilseigner wie bisher $3^1/_2$ Prozent ordentliche Dividende, von dem verbleibenden Rest die Anteilseigner $^1/_4$, die Reichskasse $^3/_4$, jedoch werden von diesem Reste dem Reservefonds $^{10}/_{100}$ zugeschrieben, die je zur Hälfte auf Anteilseigner und Reich entfallen. Dadurch sollen die Mittel gewonnen werden für eine Erhöhung der Guthaben im Auslande, für eine verstärkte Gewährung zinsfreier Vorschüsse auf Goldimporte sowie schließlich für eine Erweiterung des Lombardgeschäfts. Für die genannten geschäftlichen Transaktionen darf die Reichsbank die durch die Notenausgabe gewonnenen Mittel nicht verwenden, vielmehr sind durch das Gesetz als Notendeckung ausschließlich Wechsel zugelassen worden.

Im Zusammenhang mit einer Erhöhung der Auslandsguthaben ist eine Erweiterung des Devisengeschäfts, das schon im Jahre 1908 eine beträchtliche Ausdehnung erfahren hat, geplant. Im Jahre 1908 wurden 49509 Stück Auslandswechsel im Betrage von 484,6 Millionen Mark angekauft gegen nur 39483 Stück im Betrage von 268 Millionen im Jahre 1907. Um ständig am Devisenmarkte vertreten zu sein, hat die Bank vor kurzem zum erstenmale einen Börsenvertreter ernannt, der täglich die Börse besucht und die Bewegungen am Devisenmarkt beobachtet. Eine Vermehrung der Zahl der Börsenvertreter wäre unsers Erachtens sehr wünschenswert, da sich hier der Bank ein geeignetes Mittel bietet, die Verbindung mit der lebendigen Praxis des kaufmännischen Lebens noch enger zu knüpfen und aus bester Quelle Informationen zu schöpfen, die anderswo überhaupt nicht oder nur unzuverlässig zu erhalten sind.

Das steuerfreie Notenkontingent der Bank wird von 472 Millionen Mark auf 550 Millionen und für die Quartalstermine auf 750 Millionen Mark erhöht. Zu dieser bisher unbekannten Art der Kontingentierung hat man sich entschlossen, da die eigenartige zum Teil unvollkommene Zahlungsweise in Deutschland bewirkt, daß sich

der Bedarf an Zahlungsmitteln an den Quartalsenden außerordentlich steigert. Die somit normalen regelmäßig wiederkehrenden Ansprüche rechtfertigen nicht ein Warnungszeichen, als das die Überschreitung des Notenkontingents angesehen wird.

Die Erhöhung des Kontingents dürfte auf das Drängen jener agrarischen Kreise zurückzuführen sein, die glauben, daß ein zu niedriges Kontingent eine Verteuerung des Kredits bedinge. Denn da die Notensteuer fünf Prozent beträgt, so müsse die Bank bei jeder Überschreitung des Kontingents ihren Wechseldiskontsatz mindestens auf fünf Prozent erhöhen. Das ist aber ein großer Irrtum; die Erfahrung lehrt, daß die Bank durchaus nicht immer nach diesem Prinzip gehandelt hat. Man vergißt gar zu leicht, oder weiß es nicht, daß die Reichsbank ihren Diskontsatz gar nicht willkürlich festsetzen kann, sondern daß sie ausschließlich die Verhältnisse des offnen Marktes konstatiert. Nach großen unumstößlichen Gesetzen kann sie sich nicht mit dem offnen Geldmarkt in Widerspruch setzen.

Obwohl sich wiederholt gezeigt hat, daß die in den Großbanken zusammenströmenden enormen Summen von Depositengeldern zeitweise auf dem offnen Markte eine Flüssigkeit verursachen, die der Zentralnotenbank die Durchführung einer im Interesse der Währung notwendigen Diskontpolitik erschweren, hat man doch davon Abstand genommen, die Grundlagen der Organisation der Reichsbank derart zu ändern, daß die Bank den „Kampf" gegen die Banktrusts erfolgreich aufnehmen kann. Der Gedanke an sich wäre schon absurd; aber es haben auch in der Bankenquete Leiter unsrer Großbanken und besonders der Chef eines Berliner Privatbankhauses den Männern der Wissenschaft wie den Regierungsvertretern gegenüber durch ihre Vorträge dargetan, daß sie Volkswirte in des Wortes bester Bedeutung sind. Wenn sie die Interessen, die sie berufsmäßig vertreten, in den Vordergrund stellten, so wird ihnen kaum jemand daraus einen Vorwurf machen. Die nahe bevorstehende Veröffentlichung der Zweimonatsbilanzen wird den Bankleitern Gelegenheit geben, zu zeigen, ob sie geneigt sind, ihre mündlich vorgetragnen Anschauungen in die Praxis umzusetzen. Man kann jedenfalls vorläufig nicht daran zweifeln, daß in Privatbankkreisen die Überzeugung durchgedrungen ist, daß die Banken gerade wegen ihrer rapide wachsenden Macht die Verpflichtung haben, häufiger als früher die privaten Interessen hinter die öffentlichen zurückzustellen.

Über die Bedeutung der Verleihung der gesetzlichen Zahlkraft an die Noten der Reichsbank haben wir in unserm Bericht vom 30. Januar eingehend gesprochen. Im Interesse der Einheitlichkeit des deutschen Geldwesens ist es freudig zu begrüßen, daß die Noten der vier Privatnotenbanken von diesem Privileg ausgeschlossen sind, doch soll diesen Banken als Kompensation eine erhöhte Ausnutzung ihres Notenrechtes dadurch ermöglicht werden, daß die Verpflichtung der Reichsbank zur Annahme ihrer Noten auf alle ihre Zweiganstalten, die innerhalb des natürlichen Umlaufgebiets der Privatbanknoten liegen, ausgedehnt wird.

Die der Reichsbank und den Privatnotenbanken erteilte Ermächtigung zum Ankauf von Schecks bedeutet nur eine unvermeidliche Konsequenz der von dem frühern Reichsbankpräsidenten Dr. Koch eifrig betriebnen Propaganda für die Ausbreitung des Scheckverkehrs.

Schließlich erweitert die Novelle den Kreis der im Lombardverkehr der Reichsbank beleihbaren Pfänder auf die auf den Inhaber lautenden nicht pfandbriefartigen Schuldverschreibungen, die auf Grund von Darlehen ausgestellt werden, die an inländische kommunale Korporationen gewährt oder von ihnen garantiert sind, da mit Rücksicht auf die große Sicherheit der Papiere ihr Ausschluß vom Lombardverkehr als unbillig empfunden wurde. Der vermehrten Aufmerksamkeit, die die Regierungen des Reichs und der Einzelstaaten in der letzten Zeit der Entwicklung der

Staatsschuldbücher zuwenden, dürfte die Bestimmung zuzuschreiben sein, durch die die Reichs- und Staatsschuldbuchforderungen lombardfähig werden. Die Maßnahme ist eins der kleinen Mittel zur Hebung des Kurses der Staatsanleihen.

Eine wichtige Maßnahme zur Fortentwicklung des landwirtschaftlichen Kredits enthält der am 28. Januar dem preußischen Abgeordnetenhause zugegangne Gesetzentwurf betreffend die Erhöhung des Grundkapitals der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse von 50 auf 75 Millionen Mark. Wie die ersten 50 Millionen so soll auch das Erhöhungskapital der Kasse vom Staate überwiesen werden, und zwar bar oder in Schatzanweisungen oder in Schuldverschreibungen zum Kurswert.

Es ist beabsichtigt, die Kreditgenossenschaften stärker zur Entschuldung des mittleren und kleinen ländlichen Grundbesitzes heranzuziehen. Die Entschuldung soll durch die allmähliche Verdrängung des Realkredits von dem dem Personalkredit zustehenden Gebiete bewirkt werden. Es besteht jedoch die Gefahr, daß die Liquidität der Genossenschaften durch die Mitwirkung bei der Entschuldung leidet, sodaß eine besondre „Rückendeckung“ zur Sicherung der Liquidität nötig ist. Als Rückendeckung ist nun eine Stärkung der eignen Mittel der Preußenkasse gedacht. Die Bank soll das erhöhte Kapital gewissermaßen zur Aussetzung von Prämien für die Flüssighaltung des Vermögens der Genossenschaften benutzen. Den Verbandskassen und Genossenschaften, die ihren Status unter Befolgung gewisser Grundsätze liquide erhalten, soll die Bank einen erhöhten Wechselkredit, der 20 bis 25 Prozent des bisherigen Haftsummenkredits betragen wird, zusagen. Ein starker Rückhalt als Garantie für die Liquidität ist aber, abgesehen von der erwähnten Sonderaufgabe der Genossenschaften, durch das Anwachsen der fremden Gelder geboten, die schon im Jahre 1907 bei 14600 Genossenschaften etwa $2^3/_4$ Milliarden betrugen und ständig weiter wachsen. —

Bei der Beurteilung der Krisis 1907/08 ist immer betont worden, daß die Ursache des Konjunkturumschwungs in einem starken Mißverhältnis zwischen Anlage- und Betriebskredit zu suchen sei, daß Ansprüche des Kapitalmarkts in der Form des kurzfristigen Kredits an den Geldmarkt herantraten und so die Zinssätze des Geldmarktes verteuerten, während die des Kapitalmarkts hätten steigen müssen. Die Kritik hat nun das Ungesunde des Zustandes richtig erkannt, glaubte aber durch Ermahnung der Banken, die angeblich Fehler bei der Kreditgewährung gemacht hatten, eine Änderung herbeiführen zu können. Demgegenüber hat Geheimer Hofrat Dr. Hecht im September vorigen Jahres auf der Generalversammlung des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins darauf hingewiesen, daß in unsrer Kreditorganisation Lücken vorhanden sind, deren größte in dem Mangel einer besondern Organisation des langfristigen industriellen Kredits besteht. Die Banken dürfen die ihnen als kurzfristig zuströmenden Gelder nicht in langfristigem Realkredit festlegen; den Hypothekenbanken, die früher in gewissem Umfange langfristigen industriellen Kredit gewährten, ist durch das Hypothekenbankgesetz die Gewährung gewerblichen Bodenkredits unterbunden worden. So bleibt nur die direkte Inanspruchnahme des Kapitalmarkts durch Ausgabe von Industrieobligationen übrig, die aber gerade für die mittlern und kleinen Betriebe aus börsentechnischen Gründen unmöglich ist. Die Börsen lassen Obligationen nur dann zum Börsenhandel zu, wenn der Gesamtbetrag der Emission mindestens eine Million Mark beträgt; es ist sogar schon erwogen worden, die Mindestgrenze auf drei Millionen zu erhöhen.

Hecht schlägt nun die Errichtung eines Zentralinstituts für langfristigen industriellen Kredit vor, das möglichst den Charakter einer Trustgesellschaft haben müßte (ähnlich den jüngst gegründeten Elektro-Treuhandbanken). Das Institut soll Kredit gegen Ausgabe von Obligationen gewähren, und zwar sowohl eigner,

wie auch solcher der einzelnen Industriebetriebe, für deren Schuldverschreibungen das Zentralinstitut die Mithaftung übernehmen würde. Den größten Vorzug des in Vorschlag gebrachten Systems sieht Hecht mit Recht in der Einführung des Annuitätenkredits, wodurch in die deutsche Industrie eine Errungenschaft eingeführt würde, deren sich zurzeit nur die Landwirtschaft und ein Teil der städtischen Hausbesitzer erfreuen. Was heute noch durch reichliche Abschreibungen bilanzmäßig bewirkt wird, kann durch starke Annuitätenzahlungen viel besser hergestellt werden; das neue Institut dürfte niemals dauernd unkündbare Darlehen gewähren, sondern müßte unbedingt als Korrelat der Unkündbarkeit das Annuitätensystem einführen.

Bei den bisher besprochnen Vorschlägen zur Reform unsrer Kreditorganisation handelte es sich immer um den Schutz der mittlern und kleinen Kreise; werden Klagen über die Reichsbank laut, so gipfeln auch sie meist in der Behauptung, die Bank unterstütze den Mittelstand zu wenig. Bei der modernsten Form der Kreditgewährung, der Diskontierung von Buchforderungen, handelt es sich ebenfalls vorwiegend um mittlere und kleine Kaufleute.

Obwohl es kein andres Land gibt, worin der Wechselverkehr gleich stark entwickelt wäre wie in Deutschland, gibt es doch in den Kreisen der Kleinhändler eine große Zahl von Kaufleuten, die prinzipiell die Akzeptierung von Wechseln verweigern. Die Lieferanten solcher Kaufleute sind nun in schwieriger Lage. Sie müssen ihren Abnehmern mindestens den üblichen Dreimonatskredit gewähren. Da sie aber ihre Forderungen nicht in Wechselform verbrieft erhalten, so können sie sich nicht durch Weitergabe der Wechsel an ihre Gläubiger oder Diskontierung beim Bankier den notwendigen Betriebskredit verschaffen. Dazu kommt, daß die Kartelle und Syndikate ihre Monopolstellung dazu benutzt haben, die Zahlungssitten zu verbessern. Sie fordern in dem auf die Lieferung der Ware folgenden Monat Barzahlung oder Bankakzept. In allen Fällen, in denen nun die Abnehmer der Kartelle Bankakzeptkredit nicht in Anspruch nehmen können — das ist hauptsächlich bei mittlern und kleinern Kaufleuten der Fall —, müssen sie die drückenden Bedingungen des Kontokorrentkredits auf sich nehmen, um die Barzahlung leisten zu können. In den letzten Monaten ist in Deutschland eine Bewegung bemerkbar, die hier nach dem Beispiel Österreichs durch Diskontierung der offnen Buchforderungen Abhilfe schaffen will. Es wurden verschiedne kleinere Institute auf genossenschaftlicher Grundlage errichtet, deren Hauptgeschäftszweig die Gewährung von Kredit in der neuen Form bilden soll. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde auf die Bewegung gerichtet, als die Deutsche Bank in Berlin bekannt gab, daß sie vom 1. Februar d. J. ab die Diskontierung von Buchforderungen als besondern Geschäftszweig pflegen werde unter Zugrundelegung der im Akzeptkreditgeschäft üblichen Zins- und Provisionsbedingungen. Die Deutsche Bank nimmt Einsicht in die Bücher der Firma, die den Kredit in der neuen Form in Anspruch nehmen will, prüft die Güte der Forderungen und bemißt danach die Höhe des Kredits (zwischen sechzig und achtzig Prozent der Forderungen). Die Firma akzeptiert in Höhe des zugebilligten Betrages einen Wechsel, dessen Gegenwert die Deutsche Bank abzüglich Diskont gutschreibt. Aus diesem Guthaben wird die Deutsche Bank die Lieferanten der Firma bezahlen, während andrerseits die Buchschuldner angehalten werden sollen, an die Deutsche Bank Zahlung zu leisten.

Der Geschäftszweig ist in Deutschland nicht so neu, wie vielfach behauptet wird. Immerhin war er so wenig bekannt, daß die Frankfurter Zeitung noch im Jahre 1904 den Verkauf von Buchforderungen als einen ganz ungewöhnlichen Vorgang bezeichnen konnte.

Wenn wir noch die ebenfalls hierher gehörende, aber später zu erörternde Regelung des Depositenwesens in Rechnung ziehn, so sehen wir, daß sich die gesamte deutsche Kreditorganisation im Flusse befindet, und es erhebt sich die große Frage: Wird die Reform der Reichsbank in den mäßigen Grenzen, die sich die Novelle zieht, genügen, die Bank auf weitere zehn Jahre für ihre großen Aufgaben stark genug zu machen? Wird die Diskontierung von Buchforderungen eine Gesundung der Kreditverhältnisse herbeiführen, oder besteht nicht vielmehr die Gefahr, daß die jetzt schon häufig ungesunde Inanspruchnahme von Kredit noch weiter gesteigert werden wird? Birgt der Hechtsche Vorschlag das Mittel in sich, das wir zur Gesundung der Kreditverhältnisse notwendig brauchen?

Die restlose Beantwortung dieser Fragen, soweit sie überhaupt möglich ist, würde den Rahmen unsers Berichts weit überschreiten; handelt es sich doch um Probleme von der allergrößten Tragweite.

Am 9. März hat ein Mitglied des Reichsbankdirektoriums, der Geheime Oberfinanzrat Dr. von Lumm, in Wien in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte einen Vortrag über die Stellung der Notenbanken in der heutigen Volkswirtschaft gehalten. Der mit großem Beifall von den hervorragenden Sachverständigen aufgenommne Vortrag ist besonders deshalb bemerkenswert, weil die Ausführungen Lumms schärfere Maßnahmen der Bankgesetznovelle zur Stärkung der Reichsbank zu erfordern scheinen. Soweit die bisher vorliegenden Berichte erkennen lassen, entwarf der Vortragende ein recht pessimistisches Bild von der Stellung der Zentralnotenbanken. Die Zentralisation des Notenbankwesens wies die Privatbanken in immer stärkerm Maße darauf hin, sich durch Heranziehung verzinslicher Depositen Betriebsmittel zu verschaffen. Die selbstverständliche Verpflichtung, diese Depositen möglichst liquide zu erhalten, nötigte die Privatbanken, auf den Erwerb von kurzfristigen, leicht realisierbaren Forderungen Bedacht zu nehmen. Am geeignetsten war naturgemäß der solide Warenwechsel, und so wuchs mit der Zunahme der Depositengelder für die Reichsbank, deren Notenausgabe auf dem Wechsel beruht, die Schwierigkeit, geeignetes Deckungsmaterial für die Noten zu finden. Die Aufgabe, für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen, ging also mehr und mehr auf die Privatbanken über, während die Stellung der Bank als letzte Kreditquelle im Lande an Bedeutung zunahm. Diese Entwicklung war in hohem Maße unerwünscht; sie mußte dazu führen, daß die Notenbank den Überblick über die Kreditbedürfnisse und die Fühlung mit dem Wirtschaftsleben verliert, und daß ihre Maßnahmen an Wirksamkeit einbüßen. Es wird also die Erfüllung der wichtigsten Aufgabe, die Erhaltung der Währung, für die Notenbank erschwert. Sie kann nur so weit Kredit gewähren, als es ihre verfügbaren Mittel gestatten, und muß daher rechtzeitig einer Überspannung der Kreditbedürfnisse vorbeugen können. Als Mittel hierzu dient die Diskontpolitik. Diese ist aber nur dann wirksam, wenn die Bank einen genügenden Einfluß auf den gesamten Geld- und Kreditverkehr ausübt, sodaß sich die Zinssätze des offnen Marktes der Bewegung des Diskonts anpassen. Das ist in letzter Zeit häufig nicht mehr in wünschenswertem Maße der Fall gewesen. Eine große Spannung zwischen dem Bank- und dem Privatdiskont muß aber die Wirkung der Diskontpolitik abschwächen, da der Privatdiskont für die internationalen Geldübertragungen maßgebend ist, also auch die Bewegung der Wechselkurse beeinflußt. Dadurch verliert die Notenbank den Einfluß auf die Geldbewegungen, den sie im Interesse der Währung ausüben muß. Wenn die Reichsbank ihren außerordentlich gesteigerten Aufgaben auch in Zukunft gerecht werden will, wird sie danach streben müssen, ihre Basis zu verbreitern.

Da der Vortragende die schwierige Lage der Reichsbank auf das Zuströmen verzinslicher Depositen in die Privatbanken zurückführt, drängt sich geradezu der

Gedanke auf, weshalb denn die Reichsbank nicht das gleiche Mittel, die Annahme verzinslicher Depositen, zur Stärkung ihrer Position versucht. Zu diesem Thema sind die Ausführungen Beutlers interessant, der in seiner kürzlich erschienenen Arbeit „Die Reichsbank, ihre rechtliche Natur und Zweckbestimmung" (Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild, 1909) konstatiert, daß die Leitung der Reichsbank nicht das Recht hat, den ihr durch das Bankgesetz gestatteten Geschäftszweig der Annahme verzinslicher Depositen im Verordnungswege auszuschalten. Diese Maßnahme läßt sich — nach Beutler — weder formell noch materiell rechtfertigen.

Beutler kommt in seiner gründlichen, fleißigen Arbeit, in der er bis in die tiefsten Tiefen der bisher und zum Teil noch heute ungeklärten schwierigen Rechtsfragen eindringt und eine notwendige Aufklärungsarbeit leistet, zu dem Schluß, daß die Beteiligung von Privatkapital an der Reichsbank aufzugeben und das für die Ablösung der Anteilseigner nötige Kapital durch eine Reichsanleihe aufzubringen ist, das heißt also, die Reichsbank soll verstaatlicht werden. Wir können diesen Schlußfolgerungen nicht beitreten, ohne jedoch damit den Wert der Arbeit herabsetzen zu wollen.

Schließlich möchten wir noch auf eine interessante Neuerscheinung hinweisen, ein Werk von Hartley Withers betitelt The Meaning of Money. (London, Smith, Elder & Co., 1909.) Wir wollen vorläufig nur die Auslassungen des Verfassers über die deutsche Währung, denen gar nicht früh genug widersprochen werden kann, wiedergeben. Withers schreibt:

In der Theorie hat Berlin Goldwährung, und die Noten der Reichsbank sind theoretisch auf Vorzeigung in Gold zahlbar. Aber Deutschland ist jung als Finanzmacht, und seine Banken sind so eifrig und gründlich damit beschäftigt, die industriellen Kräfte des Landes zu fördern, daß ihre Mittel durch diese Aufgabe bisher voll in Anspruch genommen worden sind. Freilich haben sie ihre Aufgabe mit großem Erfolge durchgeführt, doch haben sie sich noch nicht den Fragen des internationalen Bankwesens zugewandt, wie auch nicht der Frage, ob sie gerüstet sind, alle an sie herantretenden Forderungen in Gold zu erfüllen. Ferner wird jeder, der den Goldvorrat der Reichsbank in einigermaßen erheblichem Umfange in Anspruch nehmen will, dabei leicht auf Hindernisse und Schwierigkeiten stoßen und wird außerdem leicht einer wenig ermutigenden Haltung begegnen, wenn er einmal die Gefälligkeit der Bank in Anspruch nehmen will.

Diesen unwahren Behauptungen muß auf das entschiedenste widersprochen werden. Die Reichsbank hat noch niemals die Abgabe von Gold verweigert; sie ist jederzeit bereit, jedes Quantum Gold im Tausch gegen ihre Noten herzugeben. Sie hat dagegen kein Interesse, ebensowenig wie irgendeine andre Notenbank, der Arbitrage die Wege zu ebnen. Demnach muß die Behauptung, Deutschlands Goldwährung bestehe nur in der Theorie, als maßlose Übertreibung eines Ausländers zurückgewiesen werden, der bemüht ist, London nach wie vor als das Clearinghaus der Welt, als den Mittelpunkt des Geldmarkts hinzustellen, ohne zuzugestehen, wie viel doch London bereits von seiner Stellung an Newyork, Paris und Berlin verloren hat.

Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Unter diesem Titel ist jetzt das im achten Heft angekündigte Buch bei E. Haberland in Leipzig erschienen. In einer Überschau der Kirchengeschichte gelange ich zu einer Auffassung des Wesens des Christentums, die mit der in der liberalen Theologie herrschenden nicht ganz übereinstimmt, zeige, wie die modernen religiös-kirchlichen Probleme geworden sind, wäge Recht und Unrecht der Parteien in den heutigen konfessionellen Kämpfen ab und untersuche, durch welche Zugeständnisse die Kirchen den Bedürfnissen der Gegenwart genügen und sich für die Zukunft lebensfähig erhalten können. Es sind ältere und neuere Zeitschriftenaufsätze

in das Buch hineingearbeitet worden, aber der größte Teil ist noch nirgends veröffentlicht, wenn ich auch vielleicht einzelne der in den neuen Bestandteilen enthaltnen Gedanken schon irgendwo und irgendwie einmal geäußert haben mag. Im Vorwort bemerke ich, daß seit der Vollendung des Manuskripts im Juni vorigen Jahres mir so manche Publikation zu Gesicht gekommen ist, die, wenn sie mir früher bekannt geworden wäre, Ergänzungen und mitunter auch Berichtigungen veranlaßt haben würde. Nur eines mag erwähnt werden. In dem Abschnitt über die spanische Inquisition wird das Urteil V. A. Hubers angeführt, es seien ihr nur wenig Personen zum Opfer gefallen, die die evangelische Kirche für sich in Anspruch nehmen könnte. Der Oberlehrer Theodor Schneider in Wiesbaden dagegen behauptet in seiner Abhandlung über Wilhelm von Nassau auf Grund der ihm vorliegenden Quellen, die Zahl solcher Personen sei beträchtlich gewesen. Carl Jentsch

Jonas Lies Erlebnisse. Erzählt von Erik Lie. Mit Briefen, Illustrationen und Porträts. Übersetzt von Mathilde Mann. (Leipzig, Haupt und Hammon, 1909.) Jonas Lie verdient eine Biographie, die sehr verschiednen Forderungen gerecht werden muß. Für ein eindringendes Verständnis seiner Dichtung ist die Kenntnis zahlreicher Details aus dem persönlichen Leben des Dichters nötig. Nicht minder wirken hier die politischen, sozialen und geistigen Bewegungen, in denen Norwegen zu eigenartigem Dasein erwachte. Die Leidenschaft des Kampfes, die allem werdenden Leben eigen ist, verleiht den führenden Geistern Norwegens den Hauptcharakterzug, sie alle sind streitende Geister. Das Emporsteigen des neuen nordischen Lebens ist es, das auch dem Schaffen Lies Inhalt und Kraft gibt. Lie ist gegenüber seinen großen Landsleuten Ibsen und Björnson die am meisten künstlerisch bestimmte Natur. Er wollte nicht politischer oder religiöser Parteimann, sondern Dichter sein; früh ist er seines Berufes innegeworden, den er stets in seiner klaren Reinheit zu wahren gewußt hat. Es wäre auch einer fremden Hand möglich gewesen, aus Lies Werken, seinem Briefwechsel und andern Quellen die literarische Stellung Lies darzustellen. Aber es hätte einer rein literarhistorischen Darstellung etwas wesentliches gefehlt: die innerlichen Wesenszüge der Persönlichkeit Lies. Nur ein ihm Nahestehender konnte das Bild entwerfen, das uns die menschliche und künstlerische Eigenart des Dichters in ihrem Reichtum und ihrer stets wachsenden Geschlossenheit zeigt.

Die Biographie von der Hand seines Sohnes Erik Lie ist eine solche Darstellung, überall voll von der Fülle persönlichen Lebens, gestützt auf die sorgsamste Forschung und mit liebevollem Verständnis für Menschen und Ereignisse durchgeführt. Sie bietet viel mehr als nur eine Darstellung vom Leben und Schaffen Jonas Lies. Sie entrollt ein prächtiges Kulturbild in der Schilderung des norwegischen Geisteslebens, dessen führende Geister uns hier lebendig nahetreten als höchst persönliche Menschen sowie in ihrer Beteiligung an den Fragen und Kämpfen der Zeit.

Wo Jonas Lie als Dichter geschätzt und geliebt ist, da wird diese reiche und eindringende Schilderung seiner Persönlichkeit und seines Schaffens in ihrer Liebenswürdigkeit ein willkommnes Buch sein. Ein vortreffliches Bild des Dichters und zahlreiche Illustrationen sind eine dankenswerte Beigabe. Ganz vortrefflich ist die Übersetzung; man empfindet sie nicht als solche. Sie stammt von Mathilde Mann, die wirklich im Geiste beider Sprachen lebt. Mit dieser Gabe hat sich auch der Verlag ein Verdienst erworben, er hat dem Buch eine würdige und in aller Schlichtheit ungewöhnlich geschmackvolle Ausstattung gegeben. R. Stübe

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Das neue Exerzierreglement für die Fußartillerie

In den letzten Jahren ſind im deutſchen Heere eine Reihe neuer Ausbildungsvorſchriften eingeführt worden, in denen die neuſten Fortſchritte der Technik und die Erfahrungen der letzten Kriege, vor allem des ruſſiſch-japaniſchen, für unſre Verhältniſſe nutzbar gemacht worden ſind. So iſt vor zwei Jahren ein neues Exerzierreglement für die Infanterie erſchienen, dem eine neue Feldbefeſtigungsvorſchrift, ein Exerzierreglement für die Feldartillerie, eine neue Felddienſtordnung und zuletzt vor einigen Wochen ein Exerzierreglement für die Fußartillerie folgten. Das letztere iſt inſofern etwas neues, als die Fußartillerie ein Exerzierreglement überhaupt nicht hatte. Die Vorſchriften für die Ausbildung dieſer Waffe und die Grundſätze für ihre Verwendung im Kampfe fanden ſich vielmehr in einzelnen geheimen oder doch nur für den dienſtlichen Gebrauch der Truppe beſtimmten Druckwerken. Es haftete daher an der Fußartillerie ein gewiſſer Nimbus des Geheimnisvollen, ein Überbleibſel vergangner Tage, in denen ſich die ſchwarze Kunſt einer abergläubiſchen Bewunderung zu erfreuen hatte.

Daß damit aufgeräumt worden iſt, kann man nur als einen Fortſchritt bezeichnen, iſt es doch kaum möglich, Dinge, die jährlich Tauſende von Soldaten genau kennen lernen, in denen ſie auf das eingehendſte unterwieſen werden, vor dem Auslande geheimzuhalten. So etwas iſt heute im Zeitalter des Verkehrs unmöglich und führt nur dazu, daß einem großen Teile der Offiziere und Unteroffiziere des eignen Heeres Dinge gänzlich unbekannt bleiben, deren Kenntnis ihnen im Kriege ſehr nützlich ſein kann. Der Erfolg im Kriege hängt in Zukunft von dem verſtändnisvollen Zuſammenarbeiten aller Waffengattungen ab, und zu denen gehört von jetzt ab die Fußartillerie in höherm Maße als bisher; dieſe iſt nicht mehr, wie früher, nur zum Kampf um Feſtungen oder mit feſtungsmäßigen Mitteln ausgebaute Stellungen beſtimmt, ſondern ſie ſoll außerdem in der Entſcheidung der Feldſchlacht mitwirken und hat wahrſcheinlich dabei ein ſehr ſchwerwiegendes Wort mitzuſprechen.

Die Fußartillerie als solche ist kurz nach dem Feldzuge von 1870/71 geschaffen worden. Man hatte damals erkannt, daß die Aufgaben der Artillerie zu vielseitig waren, als daß sie von einer einheitlich ausgebildeten Truppe hätten gelöst werden können. Man teilte deshalb die Artillerie in eine bespannte Feldartillerie, die mit einem sehr beweglichen, aber doch für alle Aufgaben des Feldkrieges ausreichenden Geschütz ausgerüstet wurde, und eine unbespannte Fußartillerie, deren Aufgabe die Bedienung der schweren Geschütze war, die zur Verwendung im Festungskriege bestimmt waren. Diese Organisation und gegenseitige Abgrenzung der Tätigkeitsbereiche hat sich so lange durchaus bewährt, als angenommen werden konnte, daß die Feldartillerie allen Anforderungen gewachsen sei, die der Feldkrieg an die Artillerie stellt. Zweifel daran tauchten auf, als die Einführung der weittragenden Infanteriegewehre mit rauchschwachem Pulver zu den bekannten großen Änderungen in der Taktik führte. Die geschloßnen Infanterieformationen, die früher in kurzen Abständen hinter wenig gedeckten Schützenlinien zu folgen pflegten, die Artillerielinien, die in nahezu offner Stellung die Höhen bekrönten, verschwanden mehr und mehr, und es trat die vielbesprochne „Leere" des Schlachtfeldes dafür ein. Man lernte die Artillerie hinter den Höhen aufzustellen. Die Infanterie zerteilte sich schon auf weiten Entfernungen in kleine Einheiten, die sich unter vorsichtigster Geländeausnutzung an den Feind heranarbeiteten. Offnes deckungsloses Gelände wurde nach Möglichkeit vermieden, und wo es überschritten werden mußte, geschah dies unter sorgsamer gegenseitiger Feuerunterstützung in kleinen Einheiten und in raschen Sprüngen. Auch lernte man allmählich den Spaten wieder schätzen, der während des Feldzuges gegen Frankreich und nachher nicht in sehr hohem Ansehn gestanden hatte. Hatten doch den Franzosen ihre Schützengräben bei Wörth, Spichern, St. Privat und anderswo wenig genützt. Die verheerenden Wirkungen des modernen Feuers zwangen aber dazu, alle Mittel anzuwenden, die zur Verminderung der Verluste mithalfen. Der ostasiatische Krieg hat gezeigt, bis zu welcher raffinierten Vollendung eine geschickte, tapfere Truppe es in der Ausnutzung dieser Hilfsmittel bringen kann.

Für die Feldartillerie ergab sich aus alledem eine neue vorher wenig beachtete Aufgabe, nämlich die, den Feind hinter seinen Deckungen aufzusuchen und zu bekämpfen. Dazu war sie mit ihrer damaligen Munition und ihrem damaligen Geschütz kaum imstande.

Die Feldartillerie braucht ihrer Natur nach ein Flachbahngeschütz, das heißt ein Geschütz mit langem Rohr, das mit großer Pulverladung und hoher Anfangsgeschwindigkeit das Geschoß in rasanter, das heißt möglichst flacher und möglichst wagerechter Bahn schleudert. Das unmittelbare Gegenstück zur Kanone — mit diesem Worte im engern Sinne bezeichnet man Flachbahngeschütze — bildet der Mörser, der ein kurzes Rohr hat und mit einer im Verhältnis zum Geschoßgewicht kleinen Pulverladung ein Geschoß in hohem Bogen schleudert, sodaß dieses mit entsprechend steilem Einfallwinkel von oben

her das Ziel trifft. Ein Mittelding zwischen Kanone und Mörser ist die Haubitze, ein Geschütz mit mittellangem Rohr, das je nach Ziel und Zweck mit größerer oder kleinerer Pulverladung und entsprechend umgekehrt mit kleinerm oder größerm Erhöhungswinkel und flacherer oder steilerer Geschoßbahn feuert. Daß Mörser und Haubitze vortrefflich geeignet sind, Ziele hinter Deckungen zu erreichen, ist ohne weiteres klar, ihre übrigen Eigenschaften schließen aber ihre Verwendung als einziges oder auch nur als hauptsächlichstes Feldgeschütz aus. Denn von einem solchen muß vor allen Dingen große Wirkung gegen bewegliche Ziele, also gegen schnell vorgehende Infanterie oder Kavallerie, gegen Geschütze oder Maschinengewehre in der Bewegung verlangt werden. Alle solche Ziele sind aber heutzutage meist nur ganz kurze Zeit sichtbar. Um sie zu fassen, bedarf es daher eines schnell schießenden, schnell zu bedienenden Geschützes. Hierbei versagen Haubitze und Mörser, weil ihre Bedienung weit umständlicher und zeitraubender ist als die der Kanone. Ferner ist es leicht einzusehen, daß bei einem Geschütz mit flachgestreckter Flugbahn alle die unvermeidlichen — namentlich in aufregenden Momenten besonders häufigen — Fehler bei der Entfernungsermittlung und beim Richten und schließlich auch die Streuung des Geschützes viel weniger schädlich sind als bei einer stark gekrümmten Flugbahn, daß also die Treffwahrscheinlichkeit viel größer ist. Darin liegt ja auch der Vorteil der modernen rasant schießenden Infanteriegewehre vor den ältern mit rauchendem Schwarzpulver geladnen Gewehren. Die Kanone wird also ihre Stellung als wichtigstes Feldgeschütz stets behaupten. Es ist aber weiterhin sehr wünschenswert, möglichst wenig verschiedne Waffentypen bei der Armee, besonders im Feldkriege zu haben. Nicht nur wird die Ausbildung dadurch vereinfacht, sondern die gegenseitige Aushilfe verschiedner Truppenteile mit Mannschaften, Munition, Ergänzungsteilen und allem möglichen sonstigen Material, wovon im Kriege, wenn irgendwo der Nachschub stockt, sehr viel abhängen kann, ist nur möglich, wenn alles zueinander paßt. Das wünschenswerte Ideal ist ein Einheitsgeschütz, das allen Aufgaben gewachsen ist. Als man daher in Deutschland erkannte, daß die Feldkanone gegen Ziele hinter Deckungen keine Wirkung habe, entschloß man sich, um nicht zwei Geschütze einführen zu müssen, zu Änderungen an der Munition der Feldkanone.

Im Jahre 1870 schoß unsre Artillerie — abgesehen von Kartätschen, einem groben Schrotschuß zur Abwehr von Nahangriffen feindlicher Infanterie und Kavallerie — ausschließlich mit Granaten, das heißt einem gußeisernen Hohlgeschoß, das mit Pulver gefüllt war und an der Spitze einen Zünder hatte, der beim Aufschlagen auf den Boden das Geschoß zum „krepieren“ brachte. Außer diesen Aufschlagzündern gab es schon damals Brennzünder oder Zeitzünder, das heißt Zünder, die vor dem Abfeuern des Schusses für eine bestimmte Zeit eingestellt wurden und das Geschoß nach Ablauf dieser Zeit in der Luft zur Explosion brachten. Die Konstruktion dieser Zünder war aber 1870 noch sehr unvollkommen, sodaß die französische Artillerie, die sie vielfach benutzte,

schlechte Erfahrungen damit machte. In den Jahren nach dem Kriege gelang es bald, die Zeitzünder so zu vervollkommnen, daß sie absolut sicher wirkten, und damit kam ein neues Geschoß auf, das heute das Hauptkampfgeschoß der Feldartillerie bildet, das Schrapnell.

Das Schrapnell besteht aus einer Stahlbüchse, die mit einer großen Zahl kleiner Bleikugeln und einer Pulverladung gefüllt ist. Es wird mit Hilfe des Brennzünders vor und oberhalb des Gegners zur Explosion gebracht und streut nun einen Regen von Bleikugeln in den Gegner hinein. Das Schrapnell ist also ein bis kurz vor dem Ziel zusammengehaltner Schrotschuß. Es ist leicht einzusehen, daß die Flugbahnen der einzelnen Teile des in der Luft krepierten Schrapnells in ihrer Gesamtheit einen gekrümmten Kegel bilden müssen, dessen mittlere Linie mit der verlängerten Bahn des ganzen Geschosses zusammenfällt. Der Winkel an der Spitze dieses Kegels hängt hauptsächlich von der Stärke der Pulverladung innerhalb des Schrapnells ab. Wenn diese sehr groß ist, so werden die Sprengteile weit auseinandergestreut, und die Treffwirkung gegen ein bestimmtes Ziel, zum Beispiel ein feindliches Geschütz oder eine feindliche Infanteriekolonne, ist geringer, als wenn die Sprengladung klein ist und die Teile in einem spitzern Kegel gegen das Ziel geschleudert werden. So groß nun auch die Wirkung eines solchen Schusses gegen Ziele von einer gewissen Höhe ist, so genügt sie doch nicht gegen Ziele hinter Deckungen, und zwar um so weniger, je rasanter die Geschoßbahn ist.

Um diesem Mangel abzuhelfen, konstruierte man ein neues Geschoß, die sogenannte Sprenggranate, ein stählernes Hohlgeschoß mit außerordentlich starkwirkender Sprengladung und einem Doppelzünder, der als Aufschlag und als Brennzünder benutzt werden konnte. Wenn dieses Geschoß durch den Brennzünder zur Explosion gebracht wird, so wird es nach allen Seiten auseinandergerissen, und zwar infolge der starken Ladung in zahllose kleine Splitter, die eine vernichtende Wirkung haben, und da sie teilweise senkrecht nach unten und sogar nach rückwärts geschleudert werden, auch Ziele hinter Deckungen zu erreichen vermögen, aber nur wenn das Geschoß in ihrer Nähe zur Explosion kommt. Während ein Schrapnell seine Kugeln und Sprengteile auf einen zwar nicht breiten aber tiefen Raum hinpeitscht, sodaß ein nicht zu großer Fehler in der Entfernung gar nicht weiter schädlich ist, wenn nur dafür gesorgt wird, daß die Sprengpunkte immer vor dem Ziele liegen, wirkt eine Sprenggranate, deren zahllose Sprengstücke nach allen Seiten, aber infolge ihrer Kleinheit nicht sehr weit fliegen, nur in der Nähe ihres Sprengpunktes. Darin liegt die Schwäche dieses Geschosses: es erfordert ein außerordentlich präzises Schießen, eine Genauigkeit der Beobachtung und Bedienung, auf die man im Feldkriege nicht mit Sicherheit rechnen kann.

Nach langen Versuchen erkannte man, daß es nicht möglich sei, auf diesem Wege weiterzukommen, und man entschloß sich, den Gedanken eines Einheitsgeschützes fallen zu lassen. Neben der Feldkanone, deren Konstruktion in-

zwischen auch manche Verbesserung erfahren hatte, wurde die leichte Feldhaubitze eingeführt, und zwar zunächst für jedes Armeekorps eine Abteilung zu drei Batterien. Es war dies Ende der neunziger Jahre. Man hatte damit der Feldartillerie ein wirksames Mittel zur Lösung solcher Aufgaben gegeben, denen gegenüber die Kanone allein nicht ausreichte. Allein es zeigte sich doch, daß die leichte Feldhaubitze zwar für die Aufgaben der Feldschlacht genügte, daß man aber befestigten Stellungen gegenüber, auch wenn es sich nicht um permanente Werke handelte, sondern nur um sorgsam angelegte feldmäßige Befestigungen, einer noch wirksamern Artillerie bedürfe. Bei der Konstruktion der leichten Feldhaubitze hatte man auf große Beweglichkeit Wert gelegt, um ein Geschütz zu erhalten, das auch außerhalb der Wege rasch vorwärtskommen konnte, also dieselben Möglichkeiten der Verwendung bot wie die Feldkanone. Es liegt auf der Hand, daß die Wirkung eines so kleinen und leichten Geschützes künstlichen Deckungen gegenüber gering sein muß. Man kam somit dazu, auch die schweren Geschütze der Fußartillerie heranzuziehen. Es wurde eine sogenannte „Fußartillerie mit Bespannung" organisiert, indem bei einzelnen Fußartillerieregimentern Bespannungsabteilungen aufgestellt und diese, mit schweren Haubitzen ausgerüstet, bei Manövern und andern größern Übungen im Verbande der übrigen Waffengattungen mit verwandt wurden. Diese Versuche haben dazu geführt, daß jetzt die Fußartillerie eine im Verein mit der Feldartillerie in der Feldschlacht mitkämpfende Waffe geworden ist. Inzwischen ist nämlich mit der eigentlichen Feldartillerie eine solche Veränderung vorgegangen, die der ganzen Verwendung dieser Waffe in der Schlacht ein verändertes Gepräge gibt. An Stelle der seitherigen Feldkanone ist ein Schnellfeuergeschütz mit Panzerschilden eingeführt worden. Zugleich ist das indirekte Schießverfahren zu einer solchen Vollkommenheit ausgebildet worden, daß es in Zukunft auch von den Kanonenbatterien viel öfter als seither angewandt werden wird. Unter indirektem Feuer versteht man ein Feuer, bei dem das Rohr nicht unmittelbar über Visier und Korn gerichtet wird, sondern bei dem aus verdeckter Stellung, also ohne daß die Bedienung des Geschützes das Ziel sehen kann, mit Hilfe besonderer Richtvorrichtungen geschossen wird. Es ist für den Feind natürlich außerordentlich schwer, häufig sogar ganz unmöglich, eine Artillerie, die aus solcher verdeckten Stellung feuert, zu finden und zu bekämpfen. Zieht man dies sowie die Tatsache in Betracht, daß jede Feldkanone mit einem Panzerschild versehen ist, so wird man wohl ohne Übertreibung sagen können, daß sich die beiderseitigen Feldartillerien in einer Zukunftsschlacht überhaupt nicht viel werden anhaben können, jedenfalls niemals die eine über die andre ein derartiges Übergewicht erhalten wird, daß diese zum Einstellen des Feuers gezwungen und als niedergekämpft angesehen werden kann. Man hatte früher die Vorstellung, daß die Schlacht mit einem „Artilleriduell" beginnen werde, daß währenddessen die Infanterie sich entwickeln und den Kampf einleiten werde, in dessen Durchführung die im

Artilleriekampf siegreich gebliebne Artillerie entscheidend mitwirken werde. Der Kampf wird in Zukunft aber wohl anders verlaufen, insofern als die Feldartillerie auf das Feuer der gegnerischen nicht mehr soviel Rücksicht zu nehmen gezwungen sein wird als früher, sondern ihr Augenmerk von vornherein der entscheidenden Waffe, der feindlichen Infanterie, zuwenden wird. Die stählernen Schutzschilde befähigen die Artillerie, viel näher als in frühern Zeiten an die Infanterie heranzugehn und trotz des feindlichen Infanteriefeuers ihren Kampf in wirksamer Weise fortzusetzen.

Die Bekämpfung der gegnerischen Artillerie wird zur Aufgabe der Fußartillerie. Sie wird durch sorgsame Beobachtung und Erkundung, bei denen auch dem Luftballon ein Teil der Arbeit zufallen wird, den Stand der feindlichen Batterien, soweit sie nicht unmittelbar zu erkennen sind, aufsuchen und sie dann mit Hilfe des Bogenschusses zu vernichten haben. Für diese Aufgabe genügen die leichten Feldhaubitzen nicht allein. Denn bei den großen Schwierigkeiten, die das Beobachten und Treffen dieser Ziele bereitet, muß man, um des Erfolges sicher zu sein, dafür sorgen, daß jeder Schuß, der wirklich in die feindliche Batterie hineinkommt, dort auch eine gründliche Zerstörungsarbeit verrichtet. Das leisten aber nur schwere Kaliber. Eine weitere Folge dieser veränderten Verhältnisse wird die sein, daß die langen Artillerielinien, die man aus frühern Schlachten her kennt, und die noch bis vor kurzer Zeit auf unsern Manöverfeldern zu sehen waren, auch verschwinden werden. Solche zusammenhängende Linien fordern die feindliche schwere Artillerie geradezu heraus und werden ihr leicht zum Opfer fallen. Die Feldartillerie wird sich vielmehr dem Vorbilde der Infanterie anzuschließen und sich in kleine Verbände aufzulösen haben, die sich an das Gelände anschmiegend hier und dort erscheinen. Das Bild scheinbarer Regellosigkeit, der Selbständigkeit der untersten Führer, das der Infanteriekampf heute bietet, wird auch bald den Kampf der Feldartillerie charakterisieren. Die Einheitlichkeit wird durch Vereinigung aller Geschütze und Gewehre auf den entscheidenden Teil des Gegners wiederhergestellt. Die Aufgabe der obern Führung besteht in dem richtigen ersten Einsetzen der Kräfte, dem rechtzeitigen Einschieben zurückgehaltner Kräfte da, wo es in der vordern Linie not tut, und schließlich in der Beobachtung und Überwachung des ganzen, um im rechten Augenblicke alle Kräfte auf den Teil des Gegners, wo die Entscheidung fallen soll, zu vereinigen.

Das neue Exerzierreglement der Fußartillerie bezeichnet die Aufgaben der Artillerie mit folgenden kurzen Worten: „Die Fußartillerie soll im Verein mit der Feldartillerie der Infanterie den Weg zum Siege bahnen.“ Näher ausgeführt wird dies an einer andern Stelle, wo es über den Angriff heißt: „Die Fußartillerie soll in erster Linie bei dem Niederkämpfen der feindlichen Waffenwirkung, demnächst bei der Zerstörung der Deckungen und Annäherungshindernisse, endlich bei der Vorbereitung des Sturmes mitwirken.“ Über die Tätigkeit in der Verteidigung wird an einer andern Stelle gesagt: „Die

schwere Artillerie soll im Verein mit der Feldartillerie den Kampf gegen die feindliche Artillerie durchführen, während die Abwehr des feindlichen Infanterieangriffes in der Hauptsache der Feldartillerie zukommt."

Aus diesen wenigen Sätzen ist schon zu erkennen, daß die Bezeichnung der Vorschrift als „Exerzierreglement" eigentlich unzutreffend oder richtiger unzureichend ist. Unter Exerzieren versteht man im gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht die feldmäßige Verwendung einer Truppe, sondern vielmehr deren schul- und parademäßige Ausbildung. Wenn man die neuentstandne Vorschrift mit diesem Namen belegt hat, so ist das wohl geschehen, um anzudeuten, daß die neue Vorschrift für die Fußartillerie das sein soll, was die Exerzierreglements der andern Waffen im Laufe der Zeit für diese geworden sind. Zu den Zeiten, wo bei der Infanterie Schul- und Gefechtsformen durchaus identisch waren, wo sich das Gefecht in den streng gebundnen Formen exerziermäßiger Bewegungen vollzog, deckte der Begriff „Exerzierreglement" durchaus den einer Gefechtsausbildungsvorschrift mit. Der unschöne Name hat sich erhalten, aber der Inhalt der Vorschrift ist bei allen Waffengattungen weit über den eigentlichen Sinn dieses Namens hinausgegangen, genau so wie das Wort „Felddienstordnung" eine mangelhafte Bezeichnung für den Inhalt des so benannten Buches ist.

Das Exerzierreglement der Fußartillerie enthält ebenso wie die entsprechenden Vorschriften der andern Waffengattungen zunächst die Bestimmungen für die Einzelausbildung des Mannes und die exerziermäßigen Formen der Batterie und des Bataillons und für die Parade. Die Fußartillerie ist mit einem dem Infanteriegewehr ähnlichen Gewehr ausgerüstet und dadurch imstande, sich ohne schützende Infanterie gegen Nahangriffe und Überfälle zu verteidigen. An infanteristischer Ausbildung fordert das Reglement natürlich nur so viel, als dieser Zweck erheischt. Die Ausbildung am Geschütz umfaßt die schwere Feldhaubitze, den 21-Zentimeter-Mörser und zwei Kanonen von 10 Zentimeter und 15 Zentimeter Kaliber.

Auch der Teil über das Gefecht ist den Reglements der andern Waffen nachgebildet. Er enthält die Grundsätze über die Verwendung der Waffe im Gefecht und zerfällt in Unterabteilungen über den Angriff und die Verteidigung. Erstere gliedert sich in Begegnungsgefecht und Angriff auf einen zur Verteidigung entwickelten Feind, Angriff auf eine befestigte Feldstellung, Verfolgung, Angriff auf eine Sperrbefestigung und schließlich Angriff auf eine Festung. Der Teil über die Verteidigung zerfällt in ähnliche Unterabteilungen, darunter eine über den Rückzug.

Dieser Teil über das Gefecht ist ein taktisches Lehrbuch von mustergiltiger Knappheit und Klarheit der Ausdrucksweise, der nirgends bindende Vorschriften gibt, sondern nur die Mittel, die in jedem Falle zum Erfolge führen, mit ihren Vor- und Nachteilen bespricht, dem Führer über ihre Wahl völlig freie Hand lassend. Die Befehlsbefugnisse zwischen dem Truppenführer, den Führern der

Fuß- und der Feldartillerie, die in dem bisherigen provisorischen Zustande oft genug Veranlassung zu störenden Reibungen boten, sind jetzt in klarer und einfacher Weise geregelt.

Alles in allem genommen bedeutet das Reglement einen neuen Schritt in der Kriegsbereitschaft unsers Heeres nach vorwärts und ist berufen, auch unter den Offizieren andrer Waffengattungen Verständnis für die Bedeutung der Fußartillerie im modernen Kampfe zu erwecken. Ob es etwas Abschließendes bedeutet, ist eine andre Frage. Der nahe Zusammenhang, in den das Eingreifen der Fußartillerie auf dem Schlachtfelde die Infanterie zur Feldartillerie bringt, sodaß diese mehr und mehr enge Schwesterwaffen im Kampfe um die feindliche Infanteriestellung werden, birgt vielleicht die Keime zu neuen Entwicklungen. Wer weiß, ob wir nicht wieder den Bataillonsgeschützen Friedrichs des Großen zusteuern! Wer weiß, welche Rolle die Maschinengewehre hierbei spielen werden! Die fortschreitende Technik bietet hier immer neue Probleme.

Die Reichsfinanzreform

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel in Berlin

2

In dem dritten Kapitel des ersten Buches der Schrift „Die Reichsfinanzreform, ein Führer“ wird die Bedeutung der Reichsfinanzreform für die Kriegsbereitschaft näher dargelegt. Nur durch völlige Kriegsbereitschaft des Heeres und durch einsichtsvolle Geldwirtschaft kann unter Umständen für ein Land ein Krieg vermieden werden. Alle Aufwendungen für die militärisch-maritime Rüstung sind nichts weiter als eine nationale Versicherungsprämie, eine Versicherungsprämie in doppeltem Sinne: sie bietet zunächst eine Versicherung gegen den Ausbruch eines Krieges, und sie bietet für den Kriegsfall eine Versicherung gegen den ungünstigen Ausgang. Trotzdem das Deutsche Reich zufolge seiner Grenzlage in der höchsten internationalen Gefahrenklasse steht, sind die Aufwendungen für die internationale Versicherungsprämie in Deutschland nicht die absolut und bei weitem nicht die relativ höchsten. Nach der Denkschrift des Reichsschatzamtes hat das Deutsche Reich im Jahre 1907 für Heer und Flotte zusammen 1100 Millionen Mark aufgewandt, England dagegen 1208 Millionen, wobei allerdings anzuerkennen ist, daß die großen überseeischen Besitzungen für das Inselreich die Ausdehnung seiner Grenzen bedeutend erweitern. Nach der Kopfzahl hatte Deutschland für Heer und Flotte nicht ganz 18 Mark pro Kopf aufzubringen, dagegen Frankreich über 23 und England fast 28 Mark. Dabei ist weiter zu berücksichtigen, daß die sogenannten unproduktiven Ausgaben in Deutschland einschließlich der Bundes-

staaten einen beträchtlich geringern Anteil an der Gesamtsumme der staatlichen Aufwendungen haben als in andern Ländern.

„Erwägen wir, daß sich trotz Aufbringung der scheinbar so hohen Rüstungskosten bei gleichmäßig fortschreitender wirtschaftlicher Entwicklung unser Nationalvermögen um jährlich rund 2 vom Hundert steigert, so wird die Frage, ob wir, in der ersten internationalen Gefahrenklasse stehend, diese Prämie durch unveränderte Pflege unsrer Wehrkraft und durch Ausbau unsrer finanziellen Rüstung tragen können, nicht anders zu beantworten sein als mit einem runden Ja!" (Arthur Dix). Generalleutnant z. D. Metzler schätzt nach den Erfahrungen aus frühern Kriegen die deutschen Kriegskosten für einen Monat auf 1845 Millionen, für ein Jahr auf 22 Milliarden. Dr. Rießer berechnet den Gesamtbedarf in den ersten sechs Wochen auf rund 2450 Millionen Mark — eine Zahl, die bei weitem zu niedrig gegriffen sein dürfte — und zieht dann Vergleiche, die England und Deutschland mit ihrem Kredit in Kriegszeiten gemacht haben.

Das zweite Buch behandelt sodann die Finanznot und ihre Entstehung, und zwar in dem vierten Kapitel zunächst die geschichtliche Entwicklung und ihre Entstehung.

Die Schulden des Reiches sind innerhalb dreißig Jahren von 0 auf 4251 Millionen Mark gestiegen. Die Schatzanweisungen zur Deckung der laufenden Betriebsausgaben waren vor dreißig Jahren gar nicht oder nur ganz vorübergehend notwendig. Jetzt stehen sie dauernd über 475 Millionen Mark und kommen kaum noch zur Einlösung. Das Defizit des letzten Jahres beläuft sich nach den Ausführungen des Reichsschatzsekretärs auf weit über 100 Millionen Mark, und werden nicht neue Einnahmen erschlossen, so ist für jedes der nächsten Jahre auf ein Defizit von nicht weniger als 200 bis 250 Millionen Mark zu rechnen.

Aus dem kürzlich vom Reichsschatzamt für die Vergangenheit aufgestellten sogenannten gereinigten (purifizierten) Etat — der bisherige aus Gründen des Budgetrechts anders aufgestellte läßt die Einnahmen und Ausgaben des einzelnen Jahres nicht richtig erkennen — ist zu ersehen, daß mit Ausnahme des einzigen Jahres 1906 in sämtlichen Jahren seit der Reichsgründung die Ausgaben des Reiches seine Einnahmen überschritten, und zwar

in den Jahren	1872	bis	1878	um insgesamt	1255,4	Millionen	Mark
„ „ „	1879	„	1899	„ „	1769,8	„	„
„ „ „	1900	„	1907	„ „	1071,1	„	„
				zusammen um	4096,3	Millionen	Mark

Diese rund 4 Milliarden Mindereinnahmen kommen in unsrer heutigen Reichsschuld zum Ausdruck, denn unter den $4^1/_4$ Milliarden, die diese aufweist, sind für außergewöhnliche kriegerische Ereignisse, die kein Staat aus laufenden Mitteln decken kann, etwa 720 Millionen Mark entstanden, nämlich für die südafrikanischen Aufstände und die ostasiatische Expedition. Für

werbende Zwecke, das heißt für solche Anlagen, die man vernünftigerweise aus dem Kapital bestreiten darf, wie bestimmte Eisenbahn- und Postbauten, Kanalanlagen usw., sind im ganzen 650 bis 700 Millionen Mark verwandt worden. Bei dem verbleibenden Rest der Reichsschulden, fast 3000 Millionen Mark, dagegen handelt es sich um solche Ausgaben, die in normalen Zeiten aus laufenden Einnahmen zu decken wären.

Zurückzuführen ist diese verfehlte Finanzpolitik darauf, daß es bis 1901 an hinreichenden Grundsätzen darüber gefehlt hat, was in den ordentlichen und was in den außerordentlichen Etat gehört. Erst seit 1901 sind genaue Grundsätze darüber aufgestellt, was auf Anleihe genommen werden darf. Diese haben im Laufe der Jahre noch eine schärfere Ausbildung erfahren.

Ein weiteres Deckungsmittel für das Reich neben den unzulänglichen eignen Einnahmen und der besprochenen Kontrahierung von Schulden ist die eigenartige Einrichtung der Matrikularbeiträge. Diese können von allen Versuchen, den Reichsbedarf zu decken, wohl als das unzuträglichste und verfehlteste Hilfsmittel angesehen werden. „Die Vorlage ist die Proklamation der finanziellen Zerrüttung und Anarchie in den sämtlichen deutschen Bundesstaaten" (Dr. von Miquel). Das Reich hat sich auf die Beiträge der Einzelstaaten verlassen, dadurch aber sich selbst nichts genützt, vielmehr diesen geschadet. „Denn die Form der Verträge trifft, wie Fürst Bismarck sagte, den kontribualen Staat nicht gerecht nach den Verhältnissen seiner Leistungsfähigkeit. Das Gefühl, zu ungerechten Leistungen herangezogen zu werden, entwickelt das Bestreben, einer solchen Ungerechtigkeit sich zu entziehen, und verstimmt."

Es werden sodann die verschiednen Reformversuche und deren teilweise Mißerfolge vom Jahre 1873 bis 1906 näher geschildert, insbesondre die beiden in der deutschen Finanzgeschichte so lehrreichen, gescheiterten Projekte: Reichseisenbahn und Tabakmonopol. Dadurch, daß das Reichseisenbahnprojekt nicht verwirklicht worden ist, sind dem Deutschen Reiche bis jetzt Einnahmen in Höhe von mindestens 5,7 Milliarden Mark entgangen, aus dem Scheitern des Tabakmonopolentwurfs von 1882 berechnet man einen Schaden von reichlich vier Milliarden.

In dem folgenden fünften Kapitel wird das finanzielle Verhältnis des Reichs zu den Bundesstaaten erörtert. Bei der vorgesehenen Neureglung des Reiches würde der von den Bundesstaaten so schwer empfundne schwankende Charakter der Rückwirkung der finanziellen Verbindung mit dem Reiche nahezu ganz beseitigt werden. Das gilt schon von den Überweisungen, denn aus dem Zwischenhandel soll aus Branntwein regelmäßig ein Reinertrag von 220 Millionen Mark herausgewirtschaftet werden. Für den seltnen Ausnahmefall, daß trotz des in Aussicht genommnen Ausgleichsfonds der Reinertrag einmal hinter diesem Betrage zurückbleibt, soll der Minderertrag dem Reiche zur Last fallen, soweit in dem betreffenden Jahrfünft die Matrikularbeiträge nicht unter dem gesetzlichen Höchstbetrage bleiben.

Die Matrikularbeiträge können allerdings innerhalb der durch diesen Höchstbetrag gezognen Grenze schwanken, für das nächste Jahrfünft also zwischen 0 und 80 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung. Aber durch diese Höchstgrenze sind die Bundesstaaten nicht allein vor einer übermäßigen Inanspruchnahme für Reichszwecke gesichert, sondern auch instandgesetzt, im voraus zu übersehen, wie hoch äußerstenfalls diese Inanspruchnahme sein kann, und worauf sie sich demzufolge schlimmstenfalls einzurichten haben.

Daß auch das finanzielle Verhältnis der Gemeinden zum Reiche durch die starke Abhängigkeit der beiderseitigen Finanzen und Finanzsysteme berührt wird, wird an den Ausführungen des bekannten Professors der Rechte von Blume in Halle a. S., der zugleich Stadtverordneter ist, und den statistischen Zahlen des Denkschriftenbandes Teil W über die Bedingungen, die die öffentlichen Finanzwirtschaften etwa im Jahre 1896 und im Jahre 1907/08 bei Deckung ihres Kreditbedarfs eingehen mußten, in einem Anhange näher dargelegt.

In dem sechsten Kapitel wird die Entwicklung des deutschen Schuldenwesens behandelt und ausgeführt, daß die gegenwärtige einen Zinsendienst von jährlich $155\frac{1}{2}$ Millionen Mark erfordernde Schuldenlast des Deutschen Reiches in Höhe von $4\frac{1}{4}$ Milliarden Mark unter Berücksichtigung aller schon im Kern bewilligten künftigen Anleihen bis 1913 auf $5\frac{1}{4}$ Milliarden Schulden angelangt sein würde, deren Zinsendienst einschließlich der Verwaltungskosten voraussichtlich auf 190 Millionen Mark steigen wird. Daneben betrugen die bundesstaatlichen Schulden Anfang 1908 (einschließlich der langfristigen, verzinslichen Schatzscheine) mehr als $14\frac{1}{8}$ Milliarden Mark. Diese Schulden sind freilich im Gegensatze zu den Reichsschulden vorwiegend für produktive Zwecke, speziell für Eisenbahnanleihen, eingegangen worden, wenn auch meist ohne genügende Tilgung. Sie belasten aber ebenso wie die in der Denkschrift des Reichsschatzamtes, erster Band, für das Rechnungsjahr mit $7\frac{1}{2}$ Milliarden Mark angesetzten Gesamtschulden der deutschen Kommunalanleihen in höchst unerwünschter Weise den Kapital- und Geldmarkt, sodaß seit Mitte der neunziger Jahre alle Anleihen eine außerordentlich stark sinkende Tendenz im Kurse verfolgen, die in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts durch eine Steigerung unterbrochen wird, alsdann aber aufs neue beginnt und bis zur Gegenwart fortdauert.

Demgegenüber zeigen sowohl England als auch Frankreich eine wesentliche Verminderung ihrer Schulden. England verfolgt mit Konsequenz den Grundsatz sehr starker Schuldentilgung, sodaß die infolge des Burenkrieges 1903 auf 16 Milliarden angewachsne Schuld von 1904 bis 1907 wieder auf $15\frac{1}{2}$ Milliarden zurückgegangen ist. Auch die französische Staatsschuld, die in den achtziger Jahren von 19,4 bis 20,2 Milliarden auf 25 bis 26 Milliarden angewachsen war, zeigt seitdem zufolge planmäßiger gesetzlicher Tilgung eine bedeutende Verminderung, indem sie sich im Jahre 1907 auf $24\frac{1}{2}$ Milliarden Mark stellte.

Dieser Anleihepolitik entsprechend stellte sich der Durchschnittskurs für die englischen und französischen Anleihen wesentlich günstiger, er betrug 1907

für die englischen Konsols	100,60
„ „ französische Rente	94,47
„ „ 3prozentige Reichsanleihe	84,15
„ „ $3^1/_2$prozentige Reichsanleihe	81,14

Eine der bedenklichsten Erscheinungen in der Finanzgebarung des Reiches liegt in der Zunahme der schwebenden Schulden, die in kurzfristigen unverzinslichen Schatzanweisungen und langfristigen verzinslichen Schatzscheinen bestehn. Namentlich die zuletzt genannten haben eine enorme Steigerung erfahren. Sie sind vom Jahre 1901 mit 175 Millionen Mark 1902/04 auf 275, 1905/07 auf 350 und 1908 auf 475 Millionen Mark angeschwollen; für 1909 ist der Höchstbetrag sogar mit 600 Millionen Mark in Aussicht genommen.

Im dritten Buch wird dann Deutschlands Bedarf und Leistungsfähigkeit behandelt und die Frage, wie wir aus der Finanznot hinauskommen, dahin beantwortet, daß eine energische Schuldentilgung vorgenommen, ferner auf Jahre hinaus das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen hergestellt und endlich das Verhältnis zwischen Reich und Einzelstaaten endgiltig geregelt werden müsse. Das Finanzgesetz schlägt in Paragraph 2 vor, die Tilgung der Reichsanleiheschuld nach Maßgabe der nachstehenden Bestimmungen vorzunehmen:

Die Bestimmungen, welche für die Tilgung der zu werbenden Zwecken bereits ausgegebnen Anleihen gelten, bleiben in Kraft. Zur Tilgung der bis 30. September 1909 begebnen sonstigen Anleihen ist jährlich mindestens eins vom Hundert des an diesem Tage vorhandnen Schuldkapitals unter Hinzunehmung der ersparten Zinsen zu verwenden.

Zur Tilgung des vom 1. Oktober 1909 ab begebnen Schuldkapitals sind jährlich

a) von dem für werbende Zwecke bewilligten Anleihebetrage mindestens 1,9 vom Hundert,

b) im übrigen mindestens drei vom Hundert, in beiden Fällen unter Hinzurechnung der ersparten Zinsen zu verwenden.

Als ersparte Zinsen sind $5^1/_2$ vom Hundert der zur Tilgung aufgewendeten Summe anzusetzen.

Die danach zur Schuldentilgung erforderlichen Beträge sind jährlich durch den Reichshaushaltsetat bereitzustellen. Abschreibungen vom Anleihesoll und Anrechnungen auf offne Kredite bis zur Höhe der zur Schuldentilgung zur Verfügung stehenden Beträge sind einer Tilgung gleichzuachten.

Im Beginn der Schuldentilgung stehen also wiederum auch neue Anforderungen. Es ist klar, daß man ohne neue Steuern die Schulden nicht tilgen kann.

Der Mehrbedarf des Reiches ist für die Jahre 1909 bis 1913 auf $2^1/_4$ Milliarden berechnet worden, der durch die neuen Steuern zu decken ist. Tatsächlich würden durch diese eben noch ungedeckt bleiben 194,1 Millionen Mark, die, falls nicht zufolge der Entwicklung der wirtschaftlichen Konjunktur ein tatsächlich besseres Ergebnis, als in den Einnahmeanschlägen vorgesehn ist, eintreten sollte, nur im Wege weiterer strengster Sparsamkeit zu beschaffen sein würden.

Die Frage, in welchen Beziehungen die Sparmöglichkeit und damit die Möglichkeit von Abstrichen am Mehrbedarf besteht, wird dann eingehend erörtert, zugleich aber vor einer falschen Scheinsparsamkeit gewarnt.

Das achte Kapitel erörtert in sehr interessanter Weise die Leistungsfähigkeit Deutschlands im Vergleich mit andern Ländern. Als allgemeinen Durchschnittssatz konnte man um die Jahrhundertwende einen Standard von rund 200 Milliarden Volksvermögen annehmen und eine jährliche Vermehrung in Zeiten ständiger Wirtschaftsentwicklung von rund 2 Prozent feststellen. Dagegen läßt sich das gesamte Volkseinkommen mit einem ziemlichen Grade von Sicherheit auf mindestens rund 30 Milliarden jährlich als unterste Grenze berechnen. Von diesen 30 Milliarden würde also der Gesamtbetrag der neuen Steuern nur ein Sechzigstel in Anspruch nehmen. Bleibt man bei der durchschnittlichen Schätzung, daß sich das Volksvermögen um 2 Prozent seines Bestandes jährlich vermehre, so gelangt man nunmehr zu einem Vermögenswachstum über 5 bis 6 Milliarden, wovon durch die neuen Steuern ein knappes Zehntel absorbiert werden würde. Dabei wird an der Hand der Statistik für die einzelnen Bundesstaaten dargetan, daß überall seit 1896 das Einkommen wesentlich stärker gestiegen ist als die Bevölkerung, in zahlreichen Fällen mehr als doppelt so stark. Ebenso wiesen die Einlagen bei den Sparkassen zwischen den Jahren 1875 und 1907 ein Anwachsen von rund 1870 auf 13890 Millionen Mark oder eine Steigerung wie von 100 auf 743 auf. Die Kreditoren und Depositen der deutschen Depositenbanken stiegen von 1883 bis 1907 von 813 auf 7050 Millionen oder wie 100 auf 867 Millionen. Hiervon sind allerdings nur die Depositen als Spareinlagen angesehn. Immerhin stiegen aber gerade sie auf das neunfache (die Kreditoren nur auf das achtfache). Die Depositen betrugen 1883 284 Millionen, 1907 2643 Millionen. Die fremden Gelder, die den deutschen Kreditgenossenschaften anvertraut wurden, betrugen bei dem Allgemeinen Verband 1880 353,1 Millionen, 1907 916,5 Millionen, beim Darmstädter Verband 1896 109 Millionen, 1906 1373 Millionen. Die Versicherungswerte der Immobilien bei den öffentlichen Zwangsversicherungsanstalten stiegen in dem Zeitraum 1875 bis 1909 pro Kopf der Bevölkerung von 763 auf 1458 Mark, das heißt um 465 Mark. Im Jahre 1909 ist mit etwa 140 Millionen Versicherungswerten zu rechnen. Der Wert des Hausmobiliars der einzelnen Familien hat sich nach von Rasp um ein Fünftel vergrößert. Andrerseits wird die Steigerung der

Produktivität für die letzten Jahrzehnte auf die Berufsstatistik wie die Maschinenstatistik verwiesen. Es stieg nach jener in Preußen zwischen 1895 und 1907 die Zahl der Erwerbstätigen im Hauptberuf von 12 auf fast 16 Millionen oder wie von 38,17 auf 42,04 Prozent der gesamten Bevölkerung.

Aus diesen und weitern über die einzelnen Gewerbe und die Entwicklung des Außenhandels und der Löhne sowie der heimischen Konsumtionskraft mitgeteilten Zahlen läßt sich folgendes Fazit ziehen:

1. Die Zahl der industriellen Arbeiter steigt schneller als die Bevölkerungszahl. Die Verwendung arbeitsparender Maschinen steigt noch in weit größern Progressionen. Beide Faktoren zusammen ergeben eine ganz bedeutende Steigerung der Produktion, die weit über das Maß der Volkszunahme hinausgeht. Die Ausfuhr hat nicht in entsprechendem Tempo zugenommen wie die Produktionssteigerung. Nach alledem verbleibt ein rapides Anwachsen des inländischen Konsums als schlagender Beweis zusehends steigender Konsumkraft, das heißt zusehends steigenden Wohlstands.

2. Soweit direkte Ergebnisse der Produktionsstatistik vorliegen, bestätigen sie für Landwirtschaft wie Bergbau dieses Resultat.

3. Die Entwicklung der Löhne zeigt eine ständige Steigerung bei gleichzeitigem Rückgang der Auswandrung.

Schließlich wird die von Steindamm-Bucher für die vier wirtschaftlich stärksten Mächte aufgestellte Schätzung des Volksvermögens wiedergegeben:

	im ganzen	auf den Kopf der Bevölkerung
	Milliarden Mark	Mark
in Deutschland (heute)	330 bis 360	5000 bis 6000
„ Frankreich (1906)	225, höchstens 250	5000 „ 6000
„ Großbritannien (1905/06) .	253, wahrscheinlich mehr, aber nicht über 300	6000 „ 7000
„ den Vereinigten Staaten von Amerika (1904)	428	5272

„In Deutschland steht demgegenüber auf der andern Seite eine Belastung mit allen Steuern insgesamt von nur wenig mehr als 3000 Millionen Mark (genau 3060) oder noch nicht 50 Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Jetzt sollen 400 bis 500 Millionen neue Steuern hinzukommen, also etwa ein Siebentel der bisherigen Steuerlast, ein Sechzigstel des jährlichen Volkseinkommens. Kein Vernünftiger wird sagen, daß dies unerschwinglich sei. Nur muß die Steuerlast in richtiger Weise verteilt werden. Wie dies zu geschehen habe, darüber wird der zweite Teil des Führers Auskunft geben, wobei es gut sein wird, auch die Erfahrungen des Auslandes zum Vergleich heranzuziehen."

Städtische Anleihen und ihre Organisation

2

ie von der Staatsregierung eingeschlagnen Wege zur Hebung des Kurses der Reichs- und Staatsanleihen scheinen auch uns geeignet, die Kurse der Städteobligationen nicht nur günstig zu beeinflussen, sondern auch vor allem die Emission neuer Kommunalanleihen zu überwachen.

Außer den schon angeführten Ursachen ist es vor allem die umfassende Auslosung, die einen dauernd günstigen Kursstand der Stadtschuldverschreibungen hindert. Zweifellos zeigt jede beschleunigte Auslosung, daß die Städte zur Tilgung ihrer Schulden sehr wohl in der Lage sind, und daß die Stadtobligationen an Solidität keinem andern Papier nachstehn, aber der auf dauernde Renten bedachte Kapitalist wird durch solche Maßnahmen mißgestimmt, schon die stetig zu übende Kontrolle über die ausgelosten Stücke und die sich hieraus ergebende Neuverwertung des Geldes sind ihm lästig. Von Ankauf fremder Stadtobligationen wird er hierdurch vollends abgehalten, und zum mindesten auch deshalb, weil sich die einzelnen Städte um den Kurs ihrer Papiere nur selten oder gar nicht kümmern und unter sich jedwede Fühlung auf dem Gebiete des Kommunalkredits verlieren. Diese Übelstände sind auch nicht dadurch beseitigt worden, daß sich in letzter Zeit bei der Überschwemmung des Marktes mit Anleihewerten die Kommunalkörperschaften zu einem 4- bis $4^1/_2$prozentigen Typus ihrer Obligationen haben bequemen müssen. Auf Grund der geschilderten Umstände ist die einzelne Stadt den Bankorganisationen gegenüber völlig machtlos. Köln erhielt auf seine Submission einer 36 Millionenanleihe zu $3^1/_2$ Prozent im Jahre 1906 kein einziges Angebot, aber wohl die Erklärung, daß bei derzeitiger Lage des Geldmarktes eine $3^1/_2$prozentige Stadtanleihe einfach nicht möglich sei. Jetzt hat Köln dieselbe Anleihe zu 4 Prozent untergebracht, Elberfeld eine 10 Millionenschuldverschreibung zu 4 bis $4^1/_2$ Prozent. Und man darf sich nicht dem Glauben hingeben, als ob durch spätere Konvertierung ein günstigerer Typus für diese Anleihen beschafft werden könnte. Jetzt, wo eine Verzinsung von 4 Prozent einmal erreicht worden ist, wird sie die Grundlage und Vorbedingung jeder weitern Anleihe sein, da das kauflustige Publikum genügend Industrieobligationen zu gleich und höher verzinslichem Zinsfuß vorfindet. Namentlich dürfte in Preußen die Novelle für Besteuerung der nichtphysischen Personen (Gesellschaftssteuer), die bekanntlich die industriellen Schuldverschreibungen steuerfrei läßt, auf diese

Verhältnisse deshalb nicht ohne Einfluß sein, als manche Gesellschaft die Aufnahme einer Anleihe der Vermehrung des Aktienkapitals vorziehen wird.

Daß hierin Wandel geschaffen werden muß, ist heute die einstimmige Überzeugung aller interessierten Kreise. Und es hat an Vorschlägen der verschiedensten Art denn auch nicht gefehlt. Der wichtigste scheint für uns der nach einer allgemeinen Zentralisierung des Kommunalkredits zu sein. Wir haben schon erwähnt, daß die Banken aus den verschiedensten Gründen nur ungern eine städtische Anleihe übernehmen. Für ihr Verhalten ist auch maßgebend, daß die Vermittlungsgebühren bei Kommunalanleihen durchschnittlich geringer sind als bei Emission von Pfandbriefen. Außerdem haben die Städte bis heute wohl durchweg die Vertreibung ihrer Obligationen durch bezahlte Vermittler vermieden, auch zahlen sie keine Provision für die Einlösung der Coupons und verlosten Stücke und gewähren keine Ausnahmepreise bei größerer Abnahme von Stücken. Also alles Umstände und Formen, die heute der bankmäßige Betrieb verlangt. Es bleibt also für die Kommunen nur die Alternative: entweder sich allen Gebräuchen, die Bank und Börsenwesen heute erfordern, anzupassen, oder sich durch eine wohldurchdachte Organisation von jenen Verhältnissen unabhängig zu machen, wenn auch nicht gänzlich, so doch in einem gewissen Umfange.

Für diesen Weg, eine Zentralisierung des Kommunalkredits, hat die preußische Staatsregierung schon für ihre eignen Zwecke, die ja in vielfacher Beziehung dieselben sind, durch eine verstärkte Machtstellung der Seehandlung einen Fingerzeig gegeben. Seit der erwähnten Kapitalvermehrung der Seehandlung von 34,4 auf 94,4 Millionen Mark wird keine Reichs- und Staatsanleihe mehr von einem Bankkonsortium kontrahiert, dessen Führung nicht in den Händen der Seehandlung liegt. Wenn die Seehandlung im Jahre 1907 nicht in der Lage gewesen wäre, von den 1905 begebnen aber nur zum Teil verkauften Schatzanweisungen des Reichs und Preußens 120 Millionen Mark in ihren Tresors zu halten, würden die 700 Millionen Mark neuer Anleihen im Herbst des Vorjahrs wohl schwerlich von einem Bankkonsortium übernommen worden sein, jedenfalls nicht zu einem 4prozentigen Typus. Wenn die deutschen Kommunen ein ähnliches oder gleiches Zentralinstitut besäßen wie Preußen, brauchten die kleinern von ihnen bei Begebung einer neuen Anleihe nicht mehr betteln zu gehn.

Versuche zu einer solchen Zentralisierung liegen bereits verschiedentlich vor. Es ist heute schon die Regel, daß die kleinern Gemeinden Rheinlands und Westfalens bei der Landesbank ihrer Heimatprovinz ihre Darlehn aufnehmen. Dies sind vor allem solche Gemeinden, die heute Geld für Kanalisation, morgen für ein Gaswerk und dann für ein Wasserwerk brauchen, die Kontrahierung einer einmaligen Anleihe für jene Zwecke also entweder nicht wagen oder nicht können. Vielleicht zersplittern sie auf diese Weise nur deshalb ihre finanziellen Kräfte, da in Preußen die Regierung für jede Anleihe eine Mindesthöhe von

250000 Mark fordert, die jedoch über die Kraft der Gemeinde hinausgeht. Ausnahmen von dieser Mindesthöhe werden jedoch sehr oft gemacht; so gibt es Städte mit Anleihen von 100000 Mark, ja 70000 Mark. Von der Börse sind also diese Obligationen schon von vornherein ausgeschlossen; die Kursnotierung — falls überhaupt eine zustande kommt — würde in diesen Fällen auch nicht im geringsten den innern Wert der Stücke repräsentieren.

Weiterhin gibt es heute mehrere Hypothekenbanken, die mit dem Hypothekengeschäft den Kommunalkredit verbinden. So beispielsweise die Preußische Zentralboden-Aktiengesellschaft in Berlin, die Rheinische Hypothekenbank in Mannheim, die Aktiengesellschaft für Boden- und Kommunalkredit in Elsaß-Lothringen, die Schlesische Aktiengesellschaft u. a. m. Auch kann die seit 1871 bestehende Kommunalbank für das Königreich Sachsen in diese Rubrik mit eingereiht werden. Allein all diese Bestrebungen und Einrichtungen verfehlen deshalb ihren Zweck, weil sie unter sich keinerlei Fühlung haben und sodann für größere Anleihen überhaupt nicht in Betracht kommen. Und wenn jene Institute zur Erzielung der oben geschilderten Zwecke vor allem errichtet sind, müssen sie leider als gescheiterte Versuche bezeichnet werden.

Eine vorgeschlagne und auch von uns noch weiter unten zu erörternde Zentralisierung des Kommunalkredits kann nun mit und ohne Hilfe der Staatsregierung geschehn. Im letzten Falle kann der Staat Privatinstitute anregen, sich mit der Kreditgewährung an kommunale Körperschaften besonders zu befassen. Das kann unter Umständen von großem Nutzen sein, da sich die Banken, wie erwähnt, nicht gern mit solchen Geschäften befassen. Bereits bestehende Institute dieser Art sind allerdings die obengenannten Hypothekenbanken; vor allem aber der Crédit foncier in Paris, dessen Tätigkeit sich über ganz Frankreich ausdehnt und in dieser Hinsicht keinen Mitbewerber hat, deshalb eine Zentralinstanz ist.

Sodann kann der Staat öffentliche Institute selbst schaffen zur Gewährung kommunalen Kredits, wie es Belgien im Crédit communal bereits getan hat. Eine derartige Maßnahme kommt für das Deutsche Reich jedoch gar nicht in Betracht; sie könnte höchstenfalls in den größern Bundesstaaten verwirklicht werden. Schließlich kann der Staat selbst die Kommunalanleihen übernehmen, wie es in England oft geschieht. Aber auch diese Art Kreditgewährung kommt für deutsche Verhältnisse nur wenig in Frage, da nach dieser Richtung hin die Staatswesen schon mit sich selbst zu sehr beschäftigt sind.

Auf welche Weise soll nun ein Institut zur Zentralisierung des städtischen Kredits errichtet werden, und in welcher Form? Der Staat als Mithelfer scheidet nach dem Vorherigen schon ganz aus. Es blieben also nur die Städte als Gründer allein übrig.

Da die zu errichtende Städtebank, wie wir sie kurz nennen wollen, mit Anleihen von 2 bis 3 Milliarden ständig zu arbeiten haben wird, müßte sie zum mindesten ein Grundkapital von 60 Millionen Mark haben, damit sie auch zu jeder Zeit in der Lage ist, die im freien Verkehr zu niedrigen Kursen an-

gebotnen Stücke aufzukaufen und für eine längere Dauer in ihrem Portefeuille aufzubewahren. Da alle Städte mit Ausnahme der unter 10000 Einwohner zählenden lebhaftes Interesse an der Gründung einer solchen Bank haben, diese andrerseits aber nur solche Gewinne zu erzielen braucht, um die Verwaltungskosten zu bestreiten, also von jedem überschießenden Reingewinn von vornherein absehen kann, dürfte die Rechtsform einer Genossenschaft mit beschränkter Haftung die geeignetste sein. Je nach dem Verhältnis ihrer Steuerkraft würden die „Städtegenossen" die Anteilscheine zu übernehmen haben. Die hierfür erforderlichen Summen könnte jede Stadt wohl am besten dadurch erzielen, daß sie auf etwa fünf Jahre die Auslosung einer oder mehrerer Anleihen suspendiert und die so freiwerdenden Gelder zum Ankauf der auf sie entfallenden Anteilscheine der Genossenschaftsbank verwendet. Die Inhaber der Stücke dürften aus den schon oben angeführten Gründen mit der Suspendierung der Auslosung auf eine zu bestimmende Frist sehr wohl einverstanden sein. Kommunalkörperschaften, bei denen die auf diese Weise erzielten Summen nicht ausreichen, würden sicherlich in der Lage sein, aus etwa bestehenden Fonds die erforderlichen Mittel zu nehmen. Ob durch einen Steuerzuschlag für ein oder mehrere Jahre oder durch etwaige Überschüsse in der Steuerveranlagung die für Gründung der Bank notwendigen Mittel ausnahmsweise beschafft werden können, scheint uns — soweit die preußischen Gesetze in Betracht kommen — sehr fraglich zu sein. Hier dürfte die beaufsichtigende Behörde die Zustimmung versagen. Ein andrer Weg würde der sein, für eine Reihe von Jahren einen Posten für Ankauf der Bankanteilscheine in den Etat einzusetzen.

Die Aufbringung des Grundkapitals in Höhe von 60 Millionen Mark dürfte nicht die größten Schwierigkeiten bereiten. Wenn sich an der Bankgründung nur die über 50000 Einwohner zählenden deutschen Städte beteiligen würden, auch wenn wir Hamburg, Lübeck und Bremen ausschließen, so entfielen auf jedes angefangene 50000 etwa 250000 Mark. Köln mit 428000 Einwohnern würde das Neunfache von 250000 Mark — 2,250 Millionen Mark — aufzubringen haben. Es darf nun weiter nicht vergessen werden, daß 60 Millionen die überhaupt in Betracht kommende Höchstsumme für Gründung der Städtebank darstellt, und daß andrerseits die vielen Städte unter 50000 ebenfalls zur Einzahlung des auf sie entfallenden Genossenschaftskapitals geneigt sein werden. Düsseldorf würde bei dieser Berechnung etwa $1^1/_4$ Millionen Mark Grundkapital übernehmen müssen, also einen Betrag, der dem Reinzuschuß entspricht, den Düsseldorf 1906 für seinen Schuldendienst aufgewandt hat. Daran sieht man, daß die Schwierigkeiten für Aufbringung des Gesellschaftskapitals, das überdies nicht auf einmal beschafft zu werden braucht, wohl zu überwinden sein dürften. Wenn die Städtebank die Rechte einer Hypothekenbank erlangt, dürfte die Hälfte des angenommnen Grundkapitals schon zweifellos ausreichen. Und diese Aussichten sind um so berechtigter, als es sich auch hier nur um mündelsichere Papiere handelt.

Die Gründung einer Städtebank im Zusammenhang mit der Sparkassenkonzentration halten wir deshalb nicht für erstrebenswert, da hierdurch leicht kommunalwirtschaftliche und privatwirtschaftliche Interessen verknüpft werden oder in Widerstreit geraten können. Die Gründung von Städtebanken in den einzelnen Provinzen oder Einzelstaaten mit gleichen Interessen erscheint uns nicht als ein glücklicher Griff, als dadurch die Zentralisierung des Kommunalkredits vermieden und somit die bestehende Abhängigkeit der Städte von den Bankkonsortien nicht aufgehoben wird. Eine solche Partialbank dürfte auch wohl nicht in der Lage sein, allen an sie auf dem offnen Markt der Obligationen herantretenden Aufgaben gerecht zu werden. Die privaten Großbanken würden nach nicht zu langer Zeit den Bestand derartiger Institute gefährden, sie ins Schlepptau zwingen, und der jetzige Zustand würde sich aufs neue einstellen. Auch wenn man solche Partialbanken nur als vorläufige Versuche errichten wollte, würden alle Reformen vergeblich sein, da nach einem ungünstigen Verlauf alle weitern Pläne durchkreuzt sein würden.

Heute haben die Städte ihre Anleiheschulden gedeckt bei eignen Sonderkassen und Stiftungen der Stadt, bei eignen oder fremden Sparkassen, beim Reichsinvalidenfonds, den Reichsversicherungsanstalten, öffentlichen und andern Banken, privaten Lebens-, Feuer- und ähnlichen Versicherungsgesellschaften und bei einzelnen Privatpersonen.

Die Tätigkeit der Städtebank hätte sich nicht nur auf die Abschlüsse der Anlehnsgeschäfte zu erstrecken, sondern auch auf die Gewährung von schwebenden Schulden und Darlehen, von denen namentlich die kleinern Gemeinden Gebrauch machen dürften. Durch die Schaffung eines sich über das ganze Reich erstreckenden Marktes für Städteobligationen würde die Städtebank jederzeit in der Lage sein, einen hohen Barbestand zu führen. Mit den Sparkassen müßte die Bank in Giroverkehr treten. Auch dürfte sie in der Lage sein, die Einrichtung eines Städteschuldbuchs durchzusetzen, das sich im Reich und in Preußen sehr gut bewährt hat und bereits in Frankfurt am Main besteht.

Sidney Low, ein englischer Publizist, berichtete am 13. Januar 1906 im Standard, einem Deutschland wenig freundlichen Blatte: „Die deutschen Städte genießen den Ruf, daß sie mit Klugheit verwaltet werden. Kaufleute und Geschäftsleute, die es zu etwas gebracht haben, nehmen ein tätiges Interesse an der Arbeit in den meisten größern und vielen der kleinern Städte.“ Mögen die deutschen Städte zeigen, daß sie auch das größere Problem lösen, das das Anleiheweseu ihnen gegeben hat.

Catholica

Da es das Land des großen Abfalls ist, in dem der Modernismus blüht, so darf man bei der Unfähigkeit der italienischen Priester, modernes Geistesleben zu verstehen, wohl annehmen, daß es eine verkehrte Kausalverknüpfung französischer Dinge gewesen ist, was die vatikanischen Blitze des Jahres 1907 verursacht hat: man hat den Abfall auf die gottlose moderne Theologie zurückgeführt. Bekanntlich verhält sich die Sache umgekehrt. Der Galloromane ist ein genußfreudiges, nüchtern verständiges Weltkind; doch ist seinem Temperament eine Dosis leidenschaftlicher Phantastik beigemischt, die sich auf dem politischen Gebiete in Übereilungen und revolutionären Konvulsionen äußert und, wenn sie sich aufs religiöse Gebiet wirft, bald schwärmerische Selbstaufopferung bald Bigotterie und Fanatismus zeitigt. Solange romantisch angehauchte Aristokraten und Dynastien, die den kirchlichen Apparat als Stütze ihrer Throne verwandten, die Gewalt innehatten, nahm die Religion, deren Ausübung teils erzwungen wurde, teils wenigstens Vorteil brachte, einen viel breitern Raum im äußern Leben als im Gemüte der Franzosen ein. Nachdem die alten Gewalten durch Geldmänner, Literaten und Advokaten ersetzt, die äußern Stützen also dem Kirchenwesen entzogen waren, hätte dieses allmählich zusammenbrechen müssen, auch wenn nicht die Feindschaft der Intellektuellen planvoll an seiner Zertrümmerung gearbeitet hätte, eine Feindschaft, die besonders durch die widerwärtigen Erscheinungen läppischer Bigotterie, kindischer Wundersucht und unwissenschaftlicher Blindgläubigkeit zum fanatischen Haß entflammt wurde. Fromme und dabei gescheite Geistliche, die das einsahen, strebten die Religion dieser höchst unzeitgemäßen Form zu entkleiden und mit dem modernen Denken und Fühlen zu versöhnen. Die einen studierten die Kantische Philosophie, die andern die deutschen Bibelkritiker, und da sie nun erkannten, daß sich die katholische Dogmatik nicht unverändert aufrecht erhalten lasse, so versuchten sie auf der katholischen Seite, wie Harnack und die Freunde Rades auf der evangelischen, vom Christentum zu retten, was zu retten ist. Pius aber, der einfällig fromme Bauernpfarrer, fuhr in seiner falschen Annahme mit seiner Muskelkraft drein. Den Kirchenfeinden freilich, die schadenfroh lachend zuschauten, konnte die von mönchischen Theologen geschnitzte Keule nichts tun, aber den wohlmeinenden Freunden der Kirche, den einzigen in Frankreich, die für das Siechtum der Religion das richtige Heilmittel gefunden hatten, sauste sie auf die Köpfe. Schmerzlich getroffen schreien

sie auf in der Antwort der französischen Katholiken an den Papst (deutsch bei Eugen Diederichs in Jena, 1908). Sie klagen, daß Pius „eine ruhmeswerte und segensreiche Tätigkeit brutal vernichte", daß die lehrende Kirche laut und in authentischer Form „die besten, die hochgesinntesten, die gebildetsten, die sie am meisten liebenden ihrer Söhne desavouiere". Sie behaupten, der Modernismus, den der Vatikan verdamme, sei gar nicht der ihre; Syllabus und Enzyklika enthielten ein von vatikanischen Theologen entworfnes System, zu dem man einige Ideen der Modernisten, die falsch verstanden würden, und einige ihrer echten Bedeutung beraubte Sätze verwandt habe, und sie protestieren dagegen, daß ihrer Tätigkeit unedle Motive wie Stolz und Neugier untergeschoben würden. Die sehr rhetorisch gehaltne Schrift zeichnet sich nicht eben durch Klarheit aus, und es scheint, daß ihre Verfasser im Eifer für die Versöhnung mit den modernen Ideen so weit gehn, daß auch gläubige Protestanten ihnen kaum zu folgen geneigt sein werden.

Weit klarer und zugleich gründlicher ist das (ebenfalls bei Eugen Diederichs in Jena deutsch erschienene) Programm der italienischen Modernisten, eine Antwort auf die Enzyklika Pascendi, die als Anhang beigegeben ist. Sehr schön wird die Annahme der Enzyklika widerlegt, die Bibelkritik der Modernisten entspringe ihrem unkatholischen philosophischen System. Wir haben gar kein System, sagen sie. Sondern die Bibelkritik, die vor mehr als zweihundert Jahren der Oratorianer Richard Simon, ohne von der Hierarchie angefochten zu werden, in Gang gebracht hat, macht den alten Inspirationsbegriff und die scholastische Begründung der Dogmen aus der Heiligen Schrift hinfällig; damit gerät das Dogmensystem selbst ins Wanken, und wir sind eben bemüht, für die christliche Religion andre, festere Stützen zu suchen, da die der Scholastik versagen. Tastend schreiten wir vorwärts in diesem Wirrsal und hoffen allerdings mit der Zeit ein System aufbauen zu können zum Ersatz für das veraltete scholastische, vorläufig aber haben wir es noch nicht. Dieses Programm ist früher erschienen als die Antwort der französischen Katholiken, die in ihrer Schrift erzählen, der Papst habe jenes gähnend gelesen und zu seiner Umgebung gesagt, so was langweiliges sei ihm schon lange nicht vorgekommen.

Der in den Zeitungen vielgenannte Romolo Murri ist kein Modernist; davon hat uns eine Sammlung seiner in der Cultura Sociale erschienenen Essays überzeugt, deren deutsche Übersetzung unter dem Titel: Das christliche Leben zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (bei Hermann J. Frenken in Cöln-Weiden, 1908) erschienen ist. Er beschäftigt sich weder mit Philosophie noch mit Bibelkritik. Jede naturalistische Erklärung der Entstehung des Christentums lehnt er mit Entrüstung ab. Die Bücher von Harnack und Loisy findet er arg ketzerisch, meint aber, es sei trotzdem unklug, sie und ähnliche Schriften zu verbieten. Denn die meisten Namenskatholiken (er hat nur seine Landsleute im Sinne) seien halbe oder ganze Heiden. Eine genießbare

katholische Literatur und Presse gebe es kaum, und soweit sie vorhanden, werde sie von den Neuheiden nicht beachtet. Da sei es doch besser, diese läsen Sachen, in denen sie wenigstens noch ein Restchen von Christentum fänden, als atheistische Bücher, die alle Religion verleugneten und den Haß gegen sie schürten. Die Bekämpfung solcher gutgemeinten Schriften erscheint ihm als Ausfluß einer falschen Wiedererweckung des Katholizismus, die gerade dessen unhaltbare und bedenkliche Lebensäußerungen, die Wundersucht und einen übertriebnen Zeremoniendienst, mit Vorliebe kultiviere. Wenn aber völlig orthodoxe Christen die allerrohesten Formen der Volksreligion abgestreift hätten, ohne daß darüber die Kirche zugrunde gegangen sei, so könne diese noch etwas weiter gehn und auf manche dem heutigen Empfinden anstößige Vorstellungen und Bräuche, wie die Vorstellung von den leiblichen Höllenstrafen und die Einsperrung zehnjähriger Kinder in Klöster und Knabenseminare verzichten. Aber das alles ist für ihn nicht die Hauptsache. Ihn schmerzt und beunruhigt es, zu sehen, daß das Leben ganz heidnisch geworden sei, daß die Priester in der Sakristei stecken bleiben, anstatt sich missionierend im Volke zu bewegen, und daß es atheistische Sozialisten sind, die sich dem Volke als Helfer, Führer und Organisatoren anbieten. Gerade der Kirche liege diese Aufgabe ob, sie sei berufen, den herrschenden gottlosen Liberalismus der Bourgeoisie durch eine wahre christliche Demokratie zu verdrängen. Auch aufrichtig gläubige Katholiken handelten heute nach heidnischen Grundsätzen, ohne sich in ihrem Gewissen beunruhigt zu fühlen. Diesem Zustande müsse ein Ende, mit dem Christentum müsse wieder Ernst gemacht werden. Der Mann ist so urkatholisch fromm, daß er der Kirche allein das Recht der Ehegesetzgebung zuspricht, und daß er sich den Geist der Erneuerung des Christentums nur als vom Kloster ausgehend denken kann. Ja er phantasiert von industriellen Unternehmungen der Klöster, die das Volk von der Herrschaft des Kapitals erlösen sollen. „Denn eine liberale, heidnisch lebende Bourgeoisie hat sich der neuen Quellen des Reichtums bemächtigt; sie zwingt uns, sie zu ernähren, sie eignet sich die Produkte der Arbeit an, und sie tyrannisiert die Arbeiter und deren Kinder in sozialer wie in religiöser Beziehung.“ Was ihn und seine Mitarbeiter in Konflikte mit der Kurie verwickelt hat, ist nur deren Anmaßung, die Arbeiterorganisationen der Reglementierung und Disziplinierung durch die Bischöfe zu unterwerfen, die sich als unfähig erwiesen haben, solche Organisationen zu gründen und zu leiten. Den Gemütszustand eines ganzen Volkes richtig zu beschreiben und zu zeigen, wie seine Lebensäußerungen daraus hervorgehn, würde auch für einen, der es aus jahrzehntelanger Beobachtung genau kennte, noch schwierig genug sein. Murri schreibt das eine mal, Italien sei glücklicherweise noch — nach Spanien — das am meisten katholische Volk der Welt. An einer andern Stelle dagegen berechnet er aus der Statistik der katholischen und der antikatholischen Zeitungen, daß die Katholiken nur den fünfzigsten Teil der Bevölkerung ausmachen. Doch ist der Schluß voreilig, daß alle

Katholiken, die „die schlechte Presse“ unterstützen, weil „die gute“ entweder zu dürftig oder zu langweilig oder gar nicht vorhanden ist, Heiden seien oder mit der Zeit solche werden müßten. Der Mensch hat einen guten Magen und verdaut die tollsten Widersprüche; er kann unter anderm auch eine marxistische Zeitung gläubig lesen und trotzdem nicht minder gläubig nach Loreto wallfahrten gehn. Jene echte, reine, innige, das ganze Leben durchdringende Religiosität, die der fromme und edle Murri fordert, ist nie und nirgends allgemein gewesen und wird nie und nirgends allgemein sein. Mit den italienischen Arbeitern jedoch, die in der ganzen Welt dafür bekannt sind, daß sie fleißig arbeiten und den größten Teil des Wochenlohns ihrer Familie schicken, trotz halb- und mehrjähriger Trennung von ihr, und die dabei in ihrer kindlichen oder kindischen Frömmigkeit oder ihrem Aberglauben, wie es der Aufgeklärte nennt, die Madonna anrufen, darf die Kirche schon zufrieden sein; und wenn sich alle italienischen Priester so eifrig des armen Volkes annähmen, wie es Murri und seine Mitarbeiter tun, so würde dieses, wenig angefochten vom Atheismus seiner Brotherren, mit seiner Kirche zufrieden sein. Die Bibelkritik verursacht ihm sicherlich weder Skrupel noch Schmerzen. (Im letzten Wahlkampfe hat sich Murri, von Sozialdemokraten und Radikalen unterstützt, um ein Mandat beworben; das dürfte seinen definitiven Bruch mit der Kurie unvermeidlich machen.)

Einen interessanten einsamen Denker und Kämpfer lernen wir aus dem Glaubensbekenntnis eines katholischen Mannes (Berlin, Hermann Walter, 1908) kennen. Der Verfasser, der Oberpostinspektor Robert Schwellenbach, hat nach einer frommen Kindheit den Glauben verloren und ihn dann schrittweise wiedergewonnen. Er hat sehr fleißig sowohl Naturwissenschaften wie Bibelkunde studiert und zuletzt entdeckt, daß seine religiösen Anschauungen im Grunde genommen mit den Lehren der katholischen Kirche vollkommen übereinstimmen. Das ist aber, schreibt er, „nicht etwa so zu verstehen, daß ich, des Grübelns müde und an der Erkenntnis der Wahrheit verzweifelnd, wieder zur Religion meiner Kindheit zurückgekehrt wäre. Nein, ich bin fest davon überzeugt, daß die katholische Kirche als die einzige unter allen bestehenden Religionsgesellschaften den Anspruch erheben darf, die religiöse Führerin der Menschheit zu sein. Aber der katholische Glaube, den ich jetzt, nachdem ich durch alle religiösen Irrtümer hindurchgegangen bin, besitze, ist anders als der Glaube meiner Kindheit, anders zwar nicht dem Wesen, jedoch der Form nach.“ Diese neue Form, seine Auffassung der Dogmen und Kultbräuche, legt er nun ausführlich dar. Es ist ihm, wie man aus manchen Wendungen schließen darf, hauptsächlich darum zu tun, seine Glaubensgenossen für eine Auffassung und Deutung der Kirchenlehre zu gewinnen, die alles dem modernen Menschen Anstößige daraus entfernt, und dadurch die von den gebildeten Katholiken selbst beklagte Inferiorität zu überwinden. Er verfolgt also dasselbe Ziel wie die Modernisten, wenn er auch wahrscheinlich nicht zu

diesen gerechnet werden will. Wäre er Theologe, so würde er der Zensur durch die Indexkongregation nicht entgehn. Als Laie wird er unbehelligt bleiben, freilich leider auch unbeachtet. Es gehört zu den betrübenden Wirkungen der letzten päpstlichen Maßregeln, daß die katholischen Zeitungen solche Bücher wie die von Murri und Schwellenbach nicht mehr zu empfehlen, kaum noch zu nennen wagen; bis zum Sommer 1907 hatte wenigstens die Kölnische Volkszeitung ihren Lesern die Scheuklappen noch nicht zugemutet.

Welche Anziehungskraft der Katholizismus auf Protestanten von einer gewissen Seelenkonstitution auszuüben vermag, ersehen wir aus den (bei G. Pillmeyer in Osnabrück 1908 erschienenen) Epistulae redivivae. Der Verfasser, der unter dem Namen Ansgar Albing Romane und Feuilletons schreibt, nennt sich im bürgerlichen Leben Baron de Mathies und ist der 1868 geborne Sohn eines Hamburger Generalkonsuls. Die von den verschiedensten Orten aller fünf Erdteile datierten Briefe sind an Verwandte und Freunde gerichtet, unter denen man Bischöfe, Professoren und Aristokraten findet, auch eine, wie es scheint englische, Königliche Hoheit. Aus den in diesen Briefen zerstreuten gelegentlichen Angaben läßt sich folgende Lebensskizze zusammenstellen. Als seine Neigung zum Katholizismus bekannt wurde, schalt man ihn einen Romantiker. Er versichert aber, daß ihn nüchterne Logik leite. Allerdings sei er mit lebhafter Phantasie begabt, aber eben darum suche er, um nicht von ihr auf Abwege geführt zu werden, einen sichern Halt in einer klaren Glaubensüberzeugung. Die könne ihm, das sei ihm schon bei der Konfirmation völlig klar geworden, die evangelische Kirche nicht gewähren, denn die Pastoren widersprächen einander. Wenn man ihm den Protestantismus anpreise, müsse er immer fragen: welcher Protestantismus? Den rationalistischen Pastoren, die er kennen lernte, fehlte die religiöse Wärme, den Pietisten ein logisches System. Da lernte er nacheinander drei Bücher kennen, die ihn auf den rechten Weg brachten. Das erste war das Book of Common Prayer, das ihm ein älterer Bruder aus England mitgebracht hatte. Darin fand er eine entsprechende, schriftgemäße Liturgie, und durch diese wurde er einerseits zu ihrer Quelle, dem katholischen Meßbuch und Brevier geleitet, andrerseits auf die Oxforder Bewegung aufmerksam gemacht und mit Newmans Schriften bekannt. Das zweite war Janssens „Geschichte des deutschen Volkes", die ihm sein entschieden protestantischer Geschichtslehrer Dr. Christensen empfahl: ut audiatur et altera pars, und über die er anfangs wütend wurde. Als drittes Werk, das tiefen Eindruck machte, schloß sich Hurters Innozenz der Dritte an; es begeisterte ihn, weil er in diesem Papste „den Träger und heldenhaften Verteidiger des christlichen Gedankens in einer feindseligen Welt erkannte". (Gerade diesem Innozenz, der so wunderbar vom Glück begünstigt wurde, hat das Heldenhafte gefehlt, das man in manchem andern Papste ehren darf.) Auf einer Reise lernte er den katholischen Gottesdienst kennen und besuchte von da an in Hamburg

öfter die Messe. Als das sein Vater erfuhr, verbot er es ihm und zwang ihn, seine katholischen Bücher zu verbrennen. Er wandte sich nun an einen Kaplan, zu dem er bald Vertrauen faßte. Auch das kam heraus und wurde ihm verboten. Als Student der Rechte in Berlin konnte er am Umgange mit Katholiken nicht gehindert werden; er verkehrte mit dem Dominikanerpater Ceslaus (Graf Robiano); ein Enkel Karl Friedrichs von Savigny und Urenkel Fr. Leopolds Grafen Stolberg gehörte zu seinen intimsten Freunden. Am 11. April 1884 notierte er in sein Tagebuch, er habe zum letztenmal der Andacht wegen eine protestantische Kirche besucht. Er studierte neben seiner Fachwissenschaft die Kirchenväter, den Buddhismus, den Koran, lernte in Italien katholische Kunst und katholisches Leben kennen, nahm in England, Schottland, Schweden, Livland protestantische Eindrücke in sich auf; in Heidelberg ekelte ihn das Studentenleben an. Bei seiner Familie fand er keine Spur von Verständnis dafür, daß ihm die Religion Herzenssache war; in den mündlichen und schriftlichen Auseinandersetzungen mit Vater, Vettern und Basen wurden immer nur weltliche Erwägungen geltend gemacht. Ein Senator äußerte: „Ja, glaubt denn der junge M., daß man ihn als Katholiken im Justizdienste brauchen kann?“ Ich schrieb mir das, bemerkt er dazu, „hinter die Ohren und richtete meinen Sinn auf höhere Dinge“. Sein Vater erklärte es für Pflicht eines jeden, in der Religion zu bleiben, in der er geboren sei. Nur in zwei Fällen halte er einen Religionswechsel für erlaubt: wenn einer das Mädchen, das er liebe, auf andre Weise nicht zur Frau bekommen könne, und wenn einer in einem andersgläubigen Lande von Berufs wegen zu leben gezwungen sei. Das seien gerade zwei Gründe, erwiderte der Sohn, die, weil sie mit Überzeugung nichts zu schaffen hätten, den Übertritt nicht rechtfertigen würden. Er vollzog seine Konversion 1890 in Berlin, und zwar heimlich, weil er fürchtete, seine Familie werde ihn vielleicht mit physischer Gewalt daran hindern.

Interessant ist die Art und Weise, wie er einem protestantischen Freunde gegenüber die Ordensgelübde verteidigt. „In deinem ganzen Raisonnement vergißt du, daß wir die Ordensgelübde mit voller Erkenntnis ihres Inhalts und vollkommner persönlicher Freiheit ablegen. Sonst gelten Gelübde nichts. Wo ist denn da der »unmoralische Zwang«? Ein religiöses Gelübde ist zehntausendmal weniger erzwungen als ein Fahnen-, Amts- oder Untertaneneid. Hat man dich etwa gefragt, ob du dein Jahr abdienen wolltest? Wird man dich fragen, ob du Steuern zahlen, die Staatsgesetze beobachten, der Obrigkeit gehorchen willst? In einen Orden dagegen tritt man freiwillig ein.“ Abgesehn davon, daß die Freiwilligkeit keineswegs in allen Fällen so über jeden Zweifel erhaben ist, wie der junge Herr meint, übersieht er zweierlei: daß der den Staatsgesetzen geleistete Gehorsam nur die Einfügung in die unumgänglich notwendige soziale Ordnung bedeutet, ohne die wahrhaft menschliches Dasein unmöglich ist, während die katholischen Orden nur vorübergehend ein soziales

Bedürfnis gewesen sind, und daß nicht die Staatsgesetze, wohl aber die Ordensregeln etwas fordern, was dem Durchschnittsmenschen unmöglich ist. Freilich hat Albing diese Unmöglichkeit nicht empfunden, und eben darin liegt das Interessante. In einem seiner Briefe entwickelt er seine Ansichten über Erziehung. In den deutschen Gymnasien werde nur unterrichtet, nicht erzogen. Der Lehrer solle aber zugleich Erzieher sein. Er wolle daraus seinen Lehrern, denen er für den genoßnen Unterricht dankbar sei, keinen Vorwurf machen: sie hätten eben keinen andern Auftrag als den, zu unterrichten. Die Zeiten des Hellenentums, wo der ältere Mann dem jüngern Erzieher wurde, wo persönliche Neigung und persönliches Interesse Erzieher und Zögling verbanden, seien vorüber. Er glaube aber, daß eine ähnliche Freundschaft, wie sie die Alten gekannt, dort noch geübt werden könne, wo Ordensleute als Erzieher in Pensionaten wirken, „natürlich eine Freundschaft, die, als christliche, von reinern Motiven eingegeben wird als die oft zu sinnlich aufgefaßte Freundesliebe der Antike". Ja, wenn sich nur diese sinnlichen Motive wirklich fernhalten ließen! Die Erfahrung lehrt, daß sie sich sehr oft dem Erzieher, der ausschließlich von ganz reinen Motiven geleitet zu sein glaubt, unbewußt einschleichen. Gerade deswegen verbieten die asketischen Schriftsteller — und in diesem Punkte irrt ihre Psychologie keineswegs — dem Seelenleiter und Erzieher individuelle Zuneigungen und Freundschaften.

Übrigens wird der Wert dessen, was man sich — dunkel und verworren genug — unter Erziehung vorstellt, nicht bloß von Albing sondern auch von vielen andern, die unaufhörlich nach Erziehung schreien, außerordentlich überschätzt. Ich und meine Schulkameraden, wir sind gar nicht erzogen worden, und ich finde, daß dieses das beste für uns gewesen ist. Wenn die Eltern und Lehrer den jungen Leuten einige wenige feste Grundsätze einpflanzen und durch ihr Beispiel zeigen, wie man diesen Grundsätzen nachlebt — oder auch, wie häßlich es aussieht, wenn man ihnen nicht nachlebt —, wenn sie einem die Manieren beibringen, die man haben muß, um im Verkehr nicht anzustoßen, und durch Schranken, die der jugendlichen Willkür und dem unverständigen Gelüst gesteckt werden — Schranken, die nicht zu eng gezogen werden sollen —, den jungen Menschen in die soziale Ordnung einfügen, so ist das Erziehung genug, und das geschieht ja wohl auf unsern Gymnasien. Das Leben in Wechselwirkung mit der eignen Vernunft, die allerdings im Gymnasium geweckt und geübt werden soll, vollenden dann schon die Erziehung. Was die Erziehungssüchtigen wollen, das ist Modelung der Natur nach einer Idealform, wobei sie gewöhnlich sich selbst für die Idealform halten. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob der so auf den Zögling ausgeübte Zwang diesem, und ob die Vervielfältigung jenes Typus der Gesellschaft zum Heile gereichen würde; jedenfalls könnten, wenn ein einzelner solcher Typ im Staate die Herrschaft erlangte, sich die in den Individuen vorhandnen verschiednen Anlagen nicht frei entfalten. Mehr Beachtung verdient es, wenn

Albing weiter fordert, die männliche Jugend solle von Männern erzogen werden, und behauptet, das sei heute nicht der Fall. Heute sei das Weib das Ideal, vornehmlich das Ideal der Phantasie. Schon der Gymnasiast habe seine Flamme, und der von der Möglichkeit einer Familiengründung noch sehr weit entfernte Student trage das Weib, das edle wie das unedle, in seiner Phantasie. „Männliche, nicht galante Kultur müßte das Ziel der Erziehung sein. Und wer dereinst zur Ehe berufen ist, der sollte erst in reiferem Alter auf das andre Geschlecht aufmerksam werden. Der Zeit der geschlechtlichen Liebe — zu der übrigens, wie die Erfahrung lehrt, eine kleine Minorität niemals berufen ist [man sieht deutlich, daß er selbst zu dieser Minorität gehört] — sollte immer eine Periode edler Freundesliebe vorausgehn. Wir Modernen haben selten mehr Freunde." Das Resultat sei, daß die Frauen in der Gesellschaft den Ton angeben, die Männer sich bemühen, wie die Frauen zu denken, und den Frauen zu Gefallen handeln. Man gehe sozialen Zuständen entgegen, in denen das Weib nicht bloß dem Manne gleichgestellt sein, sondern in der Gesellschaft herrschen werde. Minnesang und höfischer Klingklang, die nur eine Karikatur der christlichen Erlösung des Weibes aus unwürdigen Zuständen seien, hätten schon vor sieben Jahrhunderten diese Wendung eingeleitet. Dabei werde aber gerade die Würde der Mutter und der legitimen Gattin keineswegs gewahrt. Man feiere die Frauen nur als das schöne Geschlecht, was noch dazu gegen die Tatsache verstoße, daß jedes Geschlecht seine eigentümliche Schönheit habe. Trotz Burschenschaft und Militarismus sei uns die männliche Kultur abhanden gekommen. In der jüngsten Zeit scheine ja die Kunst zur Besinnung zu kommen und nicht mehr so ausschließlich das Weib zu feiern. Auch die Wissenschaft werde die richtige Mitte finden „und nicht unbedingt etwas Pathologisches darin sehen, wenn wir Männer nicht allesamt dieser Göttin Weihrauch streuen". Lehrreich sei auch der Umstand, daß der Erlöser wohl einen bevorzugten Freund hatte, aber außer seiner Mutter und der mitleidsvoll begnadigten Sünderin keiner Frau nahestand. Die Kirche schütze Ehre und Würde der Frau durch ein besondres Sakrament und verehre offiziell heilige Jungfrauen, Märtyrerinnen, Gattinnen und Witwen, befürworte jedoch nicht eine ästhetische oder soziale Superiorität des Weibes. „Schon deshalb glaube ich, daß wir auch als Christen ein volles Recht auf männliche Kultur besitzen und dieses Recht in der Erziehung der Knaben und Jünglinge theoretisch und praktisch wieder mehr zur Geltung bringen müssen. Die Mutter, die Gattin, die Jungfrau, die sich in ihrem Berufe aufopfern, sind gewiß hohe, verehrungswürdige Ideale, aber das höchste Ideal für den Mann sollte das Weib doch nie sein, nicht einmal das höchste irdische Ideal. Du sagtest mir einmal, die ewige Verhimmelung des Weibes in der Belletristik sei dir langweilig. Ich gebe dir vollständig recht und gehe noch einen Schritt weiter: diese Verhimmelung ist ein Beweis für die hilflose Einseitigkeit der

Schriftsteller, die erstens kein andres Problem aufzutreiben wissen und zweitens sich gern darauf beschränken, weil die Masse der Leser doch immer lieber sinnlich als geistig angeregt werden will." Seit reichlich einem Jahre nennt man das „normwidrige Empfinden", wobei man nur nicht gleich an Verbrechen und Laster denken sollte, an denen es übrigens auch die „Normalen" bekanntlich nicht fehlen lassen. Es ist klar, daß für so empfindende Männer einer der Hauptgründe protestantischer Abneigung gegen den Katholizismus nicht existiert, ja daß solchen die Kirche des Priesterzölibats und der Ordensgelübde ungemein sympathisch sein muß. Albings Betrachtungen legen aber zugleich die Frage nahe, ob diese „Abnormität" gewisse Kulturmissionen, wie sie solche im Sokratismus und in der griechischen Plastik, im mittelalterlichen Mönchstum und in einzelnen ledig gebliebnen Großgeistern geübt hat, nicht in allen Zeiten zu üben habe.

Man erfährt aus den Briefen weiter, daß sich Albing eine Zeit lang mit Unterrichten beschäftigt hat — einen eigentlichen Beruf scheint er zunächst nicht gehabt zu haben —, und daß er viel gereist ist. Er war öfter in Italien, sechzehnmal in der Schweiz, dann in Palästina und Ägypten, in England, wiederholt, das erstemal beinahe drei Jahre lang, in Nordamerika. Das zweitemal hat er den Yellowstonepark, den er ausführlich beschreibt, und Mexiko besucht, wo ihn der Umstand, daß des vortrefflichen Porfirio Diaz Regiment antiklerikal ist, hätte nachdenklich machen können. Von Kalifornien aus reiste er durch den Stillen Ozean nach Europa zurück, lernte die Sandwichinseln und Japan kennen. Seine Heimat, wenn bei einem Globetrotter von einer solchen gesprochen werden kann, wurde dann Rom, wo er als päpstlicher Geheimkämmerer lebt und unter anderm bei dem Besuche, den unser Kaiser mit zweien seiner Söhne am 4. Mai 1903 im Vatikan abstattete, nebst andern Monsignori die Honneurs gemacht hat. Er wurde den Prinzen und dem Reichskanzler vorgestellt und hörte alles, was vor und nach der zeugenlosen Zwiesprache im Privatzimmer des Papstes dieser und der Kaiser in der Anticamera sprachen. Der Kaiser erklärte unter anderm sein Geschenk: drei Riesenalbums mit Photographien des Metzer Domportals. Sehr verständig bemerkt Albing: „Ich schreibe dir nichts von dem, was gesprochen wurde, weil man so leicht falsch zitiert." Nur den harmlosen, zu deutschen Bischöfen gesprochnen Satz, in dem Kaiser Wilhelm seinen Wunsch, der Papst möge noch lange in guter Gesundheit am Leben bleiben, ausspricht, führt er an. Fast vierzig Jahre alt, läßt sich Albing zum Priester weihen und sucht, weil ihm der Bureaudienst im Vatikan nicht zusagt, einen Wirkungskreis in Nordamerika. Er beobachtet dort, wie sich die Kirche allen neuen Bedürfnissen anschmiegt. So ist in einer Newyorker Kirche für Zeitungsjungen, Schriftsetzer und dergleichen Leute um Mitternacht Messe und Predigt eingerichtet, und in einer andern werden Sonntags acht bis zehn Messen nacheinander gefeiert und wird nach jeder, natürlich nur kurz, gepredigt. Er selbst aber

wurde von seinen irischen Amtsbrüdern hinausgebissen und kehrte, da ihm das verräucherte Cincinnati und das ganze zu moderne Nordamerika eigentlich nicht gefällt, sehr gern nach Europa zurück. Im Vatikan arrangiert er seitdem mit Perosi Konzerte, läßt aber auch das Reisen nicht und predigt manchmal in Hamburg und Umgegend. In seinen Reiseberichten fehlt es nicht an hübschen Anekdoten. Hier soll nur noch einer seiner theologischen Argumentationen: auf dem Boden vernünftiger Grundelemente könnten zwar Mythen wachsen, ihm aber sei es undenkbar, daß aus Mythen, als welche die heutige Kritik die biblischen Erzählungen auffasse, das streng logische System der katholischen Dogmatik hervorgegangen sei, und seiner großdeutschen Idee gedacht werden: die Glaubensspaltung habe die weltbeherrschenden und zur Weltherrschaft berufnen Deutschen zu einer unter den andern Nationen erniedrigt. In Ägypten, das er im Jahre 1907 wiederum besucht hat, findet er, daß die englische Herrschaft die Lage der Bauern nicht gebessert habe; Lord Cromer ist andrer Meinung.

Eine vortreffliche Charakteristik der großen Konfessionen liefert Dr. Karl Sell, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Bonn, in seinem Buche: Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur (Leipzig, Quelle und Meyer, 1908). Die vier Hauptabschnitte nennt schon der Titel. Es wird von derselben Versöhnungstendenz beseelt wie mein letztes Buch, auch in der Auffassung steht es diesem sehr nahe, unterscheidet sich jedoch von ihm in der Auswahl und Anordnung des Stoffes. „Das Neue dieses Versuchs, heißt es im Vorwort, dürfte sein, daß der Gegenstand rein geschichtlich behandelt wird und nicht polemisch oder apologetisch als eine Streitfrage zwischen Konfessionen und Religionen", und in der Einleitung: „Völlig ausgeschlossen mußte bei einer solchen Betrachtung die Methode des konfessionellen Kleinkrieges sein, die so oft mit einem nicht geringen Erfolg dem Prinzip einer Konfession die Schuld alles dessen aufbürdet, was doch nur der Fehler seiner einzelnen Vertreter und die Folge einer sehr mangelhaften Vertretung des Prinzips ist." Gegen den Schluß lesen wir: „Es könnten in Sachen des Kultus, der Organisation, des künstlerischen Geschmacks, in der Zurückdrängung eines sich breit machenden, undeutschen Chauvinismus hinter das wahrhaft Humane die Protestanten von den Katholiken, es könnten in der Verinnerlichung der Vorstellung von der Kirche, in der pflichtmäßigen Berücksichtigung nationaler Eigentümlichkeiten, in der treuen Anhänglichkeit an das Vaterland, nicht bloß an den Heimatboden, die Katholiken von den Protestanten lernen. . . . Lassen wir jeder der beiden Konfessionen das subjektive Recht, sich für das wahre oder das beste Christentum zu halten, wie ja auch so ziemlich jede Nation sich für das beste Exemplar der Menschheit hält. Man könnte dabei dennoch öffentlich und rechtlich auf die Geltendmachung dieses Rechts der andern Konfession gegenüber verzichten, indem man die Entscheidung über den Prozeß der beiden

widereinander der göttlichen Vorsehung anheimstellte, die sich in der unzweideutigsten Sprache weltgeschichtlicher Tatsachen zweifellos dahin ausgesprochen hat, daß diese zwei einstweilen nebeneinander leben sollen." Ein verständiger, ein vortrefflicher und, bei gutem Willen, leicht ausführbarer Rat!

Carl Jentsch

Jakob Julius David

Von Heinrich Spiero

Aus dem Bilde, das der von Ernst Heilborn und Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe von J. J. Davids Werken (München und Leipzig, R. Piper & Co.) vorgeheftet ist, schaut uns der Kopf eines von Schmerzen und Leiden gerüttelten und gequälten, aber, wie wir deutlich fühlen, nicht bezwungnen Mannes entgegen. Die eingesunknen Schläfen, der von Sorgenfalten umzogne Mund, die eingefallnen Wangen deuten auf körperliche Leiden und Entbehrungen, die schön gewölbte Stirn und der bewußte, klare, ernste Blick der großen Augen auf innerliche Überwindung irdischer Anfechtung. Und auf sie weist auch hin, was der Dichter selbst als sein Testament dem ältern der beiden Herausgeber zuruft; von seinem letzten Krankenbett schreibt er da: „Noch hatten die Ärzte Hoffnung oder taten so. Ein schlimmer Sommer zerstörte auch den Rest davon, und ich habe eben nur schwerer sterben müssen, wie mir das Leben nicht leicht geworden ist. Das muß man eben nehmen, wie es verhängt ist und kommt, und wenn ich die Gesamtheit überblicke, die ja eine ganz hübsche Spanne Zeit umfaßt, so darf ich mir das Zeugnis nicht versagen: wie es mich nicht weich gewiegt hat, so bin ich nicht weich geworden und habe die Dinge genommen und getragen, wie sie gefallen sind." Und nachher mit tief ergreifenden Tönen aus dem Quellpunkt von Herzensempfindungen, die sich erst vor dem Tode nach außen ergießen: „Zu essen haben Weib und Kind zur Not; sie haben sich an meiner Seite bescheiden gelernt, aber sie sollen die Gewähr haben, daß der Mann, den sie dulden, immer von neuem seine Kraft aufraffen, den sie siechen und Schritt vor Schritt sterben sahn, kein Phantast war, daß er mehr der Ungunst der Sterne als der Unkraft der Arme erlegen ist." Die Freunde, die sich solchem Anruf nicht entziehen konnten, haben recht getan, daß sie uns so bald nach des Dichters Tode in einer schönen Ausgabe die Gesammelten Werke vorlegten. Es ist für ein noch nicht fünfzig Jahre währendes, kämpfevolles Leben eine sehr stattliche Ernte, sechs Bände Erzählungen, Gedichte und Dramen, ein Band Essays, denen noch die Arbeiten über Anzengruber und Mitterwurzer (aus den Sammlungen „Die Dichtung" und „Das Theater" bei Schuster & Löffler in Berlin) beizugesellen sind.

Jakob Julius David stammte aus Mähren, in Mährisch-Weißkirchen war er am 6. Februar 1859 geboren worden, hat aber seine Kindheit in dem Kuhländchen verlebt, unter Hannaken, in einer Landschaft, deren Erinnerungen von Hussitenschrecken durchklungen sind. Aus dürftigen Verhältnissen zu Hause in dürftige auf der Universität Wien hineingekommen, hat er trotz unermüdlichem Fleiß immer am Rande schwerer materieller Not, oft mitten in ihr als

Journalist und Schriftsteller gearbeitet, bis er am 20. November 1906 am Krebs gestorben ist. Dankbar hat er — davon spricht vor allem seine Lyrik — alles empfunden, was ihm von den wenigen, seiner Begabung gewissen Freunden an Lebenserleichterung und aufmunterndem Zuspruch gespendet wurde. In knappen, klaren, feinen Versen spricht sich das aus. Und um so herber klingt die Klage, wenn doch wieder fast jeder Wunsch versagt wird, wenn ihm nicht einmal vergönnt wird, der Mutter die Augen zudrücken zu dürfen.

Ich bin allein seit vielen Jahren
Und trag es klaglos, wie ich muß;
Nur hätt ich gerne doch erfahren,
Wie lind auf früh ergrauten Haaren
Liegt einer Mutter Abschiedskuß.

Das Kreuz an der Dorfgrenze mahnt ihn immer wieder und nicht vergebens,

Daß das Leiden dieses Lebens
Zweck und Maß und Richte sei.

Trübe Bilder, der Zug des Todes, die Erscheinung El Schadais, dessen Blick die ganze Welt zerrinnen läßt, gehn durch Davids gehaltne Verse, und mit letztem, lang nachhallendem Klang hat er etwa Theodor Körners Wesen und Erscheinung aufgefangen:

Ein Eichwald. Drüber Morgenrot;
Aus tiefem Grund ein Ruf der Hörner.
Ein Jünglingssein, ein Mannestod,
Umschreibs in einem Namen: Körner!

Und dabei immer wieder jene tiefe Dankbarkeit für jede gute Stunde, für jeden Lichtblick, den das Leben einem läßt, der es immer schwer nahm und dazu allen Grund hatte. Es sind hier und da Klänge, wie sie ältere Österreicher, vor allem der von David sehr geliebte und früh in seiner Bedeutung erkannte Ferdinand von Saar, auch offenbaren.

Freilich an Ferdinand von Saars Erzählungskunst denkt man bei Jakob Julius Davids Prosawerken nicht, denn den lyrischen Hauch und Ton, den jede Saarsche Novelle zeigt, hat David dann keineswegs. Die Trübe und Schwere beider Männer ist die gleiche; aber dennoch erscheint David ganz anders als der ältere Landsmann: Saars Pessimismus, seine feine Resignation ist weit subjektiver als Davids Darstellung schmerzlicher und schwerer Dinge. Ja, vielleicht genügt es, zu sagen, daß Saar ein starkes musikalisches Element hat, während David unmusikalisch, sehr viel mehr plastisch ist.

Davids älteste und bekannteste Erzählung „Das Höferecht" führt gleich mitten in seine mährische Heimat hinein. Es lebt in ihr nur das von Gestalten und Wohnungen, was der Dichter für seinen Konflikt braucht: das Bauernhaus der Familie Lohner, in der als Stolz und Last der Erbrichter des Dorfes das Höferecht gilt, und dann die Hütte des Dorfjuden. Aus jenem gehn die beiden Söhne, aus dieser die Tochter hervor, die die Handlung tragen und die sie dann weiter tragen nach Wien und wieder ins Dorf zurück. Der Dichter ist schon hier sehr sparsam mit seinen Mitteln, aber noch nicht spürsam genug für die Stimmungen und Wandlungen in den Seelen der Menschen, auch noch nicht ganz vollgesogen mit der Stimmung ihrer Umgebung. Es fehlt nicht an schroffen Übergängen, an Brüchen in der Charakteristik, aber es fehlt schon hier völlig jedes Schielen nach populären Stimmungen innerhalb und außerhalb der Kunst, es fehlt jede Art von Stimmungsmache, und es fehlt das sonst so charakteristische Anfängermerkmal überflüssiger Breite.

Man fühlt: in dieser tüchtigen, aber noch nicht bedeutenden Heimaterzählung ist David der Stoff nicht zugeströmt, sondern langsam gequollen, und er verschmäht es, durch Putz und Zutat das Gewordne zu dehnen und zu zerren. Ein Mensch, der sich gibt, wie er ist.

Aber schon die kleinern Stücke, die dann die Sammlung „Die Wiedergeborenen" enthielt, zeigen David freier, zugleich feiner in der Charakteristik. Es sind alles historische Novellen, Dichtungen, die zumeist in der Vergangenheit Mährens spielen, und unter denen „Der neue Glaube" die beste ist, die Geschichte eines Ketzerrichters, der zum Ketzer wird, sich langsam, langsam von allem, was ihn umgibt, loslöst, alle zarten Beziehungen seines Lebens zerreißt und schließlich dem Hussitenheer zustößt. Dasselbe Thema wird dann in einer meisterhaften Erzählung der spätern Reihe „Frühschein" noch einmal abgewandelt, nun ganz reif, und fein ist es, wie da der Hexenrichter selbst in das Grauenhafte hineingerissen wird, allmählich Menschliches menschlich verstehn lernt und dem Frühschein eines neuen Tages nach dem großen Kriege entgegenflieht. David schildert überhaupt gern verstörte Zeit, wie sie eben nach dem Dreißigjährigen Kriege über Deutschland lag, seltsame, aber doch nicht gesuchte Verhältnisse und Menschen mit einem leisen Hauch von Geheimnis wie die Gräfin Adriana Oudenwerde auf Schloß Ripan, über der es schwebt wie halbverschuldete Schickung düstrer Kämpfe, die ein Herz wohl brechen können.

David gibt gern Menschen, die ein empfindliches Herz haben, das durch Ungerechtigkeit und Druck hineingehetzt wird in schwere Taten und Gedanken, wie denn in „Ruzena Capek" die Heldin schließlich in ihrer unerträglichen Not den Gatten erschlägt. In dieser Geschichte, wie gemeinhin in seinen spätern Werken, hat er auch die Natur Mährens, wo seine Seele immer daheim blieb, in ihrer düstern Schwere am reinsten gestaltet. Wie ein fein gemalter, echter Hintergrund liegt sie in der „Mühle von Wranowitz" um die Liebe des Barons Friedrich Branicky zu der Müllerstochter Hanka Dworzak, ein Verhältnis, das gegeben ist ohne eine Spur von unechter Süßlichkeit und zugleich ohne die leiseste Spekulation auf unkünstlerische Triebe.

Und das ist ein Zeichen von Davids Kunst, daß er, wie schon im „Höferecht", so auch in seinen spätern, reifern und wirkungsvollern Dichtungen nicht rechts und links blickt und jedes billige Hindeuten auf effektvolle Situationen, jedes Spielen unterläßt. Wie nah hätte solche Gefahr in seinen Wiener Geschichten gelegen, und wie ist er ihr immer wieder aus dem Wege gegangen. Da ist eine kurze und in ihrer Schlichtheit ergreifende Erzählung: „Ein Poet?" Ein armer Journalist, der es zu nichts gebracht hat und nun seinem Leben ein Ende macht, um der Witwe, für die als Lebender zu sorgen ihm nicht gelingen will, durch den Tod eine Versorgung zu bieten. Und etwas ähnliches in der Geschichte „Digitalis", wo ein Arzt, der infolge eines Kunstfehlers seine Praxis nicht mehr ausüben darf, in stillem Heldentum langsam aus der Welt geht, um Frau und Kind die Möglichkeit einer Existenz zu sichern. Ganz apart und durch und durch echt ist die Charakteristik des berufsmäßigen Schachmeisters in der Skizze „Das königliche Spiel" oder in der „Troika" die des großen Schauspielers, dem sein Dreigespann von Wille, Temperament und Gedächtnis langsam versagt, und der dies allmähliche Nachlassen empfindet wie den Strom, der zu Winters Ende leise gegen die Eisdecke klopft, bis der Läufer dann vor der Gewalt des hereinbrechenden, alles zerschellenden Flusses untergeht.

Jakob Julius David war durchaus der Meister der Erzählung in kleinerm Umfang. Seine zwei Dramen, die in den Gesammelten Werken enthalten sind, sind nichts als auseinandergezogne Erzählungen, denen das echte Gegeneinanderspielen dramatischer Gestalten abgeht. Allen fehlt der langsam getönte Hintergrund der Novelle, der sich nicht aktweise verschiebt, sondern in regelmäßiger Entwicklung aufgebaut wird. Und die Leidenschaften springen nicht gegeneinander an, sondern erwachen langsam, entfalten sich in feinen, kleinen Zügen hier und da, und ihre Darstellung läßt im Schauspiel, wo Personen und ihre Worte in freier Luft stehn, immer wieder die Anlehnung und Einbettung an das von der Erzählung zu gebende Milieu vermissen.

Ja, David war so ausschließlich der Mann der kurzen Erzählung, daß auch im Roman das Letzte fehlt, was diese vielen Novellen und Geschichten uns geben. Dem „Höferecht", das 1890 erschienen war, folgte ein Jahr später „Das Blut". Wieder ein Werk vom Lande, die Geschichte eines Brauhauses, dessen ehrbare, puritanische, kinderlose Bewohner das uneheliche Kind der fortgelaufnen Schwester der Hausfrau aufnehmen. Das Blut aber schlägt in ihm durch, und es verläuft sich zu einer Kunstreitergesellschaft wie einst die Mutter. Es ist, als ob David, wenn er einen zu breit gewordnen Stoff meistern will, sich zu viel tut und gerade deshalb das Letzte an seinen Personen nicht herausbringen kann; denn das junge Mädchen dieses Romans erwärmt uns kaum je, erscheint, besonders kurz vor seinem gewaltsamen Ende, so uninteressant und durchschnittsmäßig, daß wir uns zu ihm kein Herz fassen können und deshalb den Roman aus der Hand legen, ohne tiefer erschüttert zu sein. „Am Wege sterben", 1899 erschienen, ist dann ein Wiener Roman, in den die österreichische Landschaft nur ein paar Abgesandte hineinschickt. Wir sehn das Werden, Empor- und Hinabsteigen einer Reihe junger Kommilitonen der Universität, aber wieder niemand darunter, dem wir mit dem letzten Anteil folgen, den etwa der Dichter im „Frühschein" zu erzwingen weiß, und nur der feine Ton gehaltner Resignation am Schluß, die Stimmung eines Einsamen mitten im Arbeitervorort der Weltstadt gibt eine wärmere Note.

Als Darstellung des Lebens sehr viel bedeutender ist Davids letzter Roman „Der Übergang", drei Jahre vor seinem Tode herausgekommen. Was auch Ferdinand von Saar so zu schildern liebte: die Entwicklung eines Wiener Stadtteils aus der alten in die neue Zeit hinüber, das gibt David hier, indem er das Geschick der Adam-Mayer-Gasse verflicht mit dem Niedergang der Familie, der sie ihren Namen dankt. Und wie dieser Name vom Straßenschild gelöscht und ein andrer hingesetzt wird, so gehn Vater, Sohn und eine Tochter der Mayerschen Familie zugrunde in Schuld und Haltlosigkeit, um einem neuen, anders benannten Geschlechte Platz zu machen. Es besteht aber freilich nur diese äußere Parallele mit Saars Werk, denn wir leben sonst hier ganz und gar in einer Welt, verwandt der harten Wirklichkeit von Ludwig Anzengrubers „Viertem Gebot", wie denn Ludwig Anzengruber wohl Davids Herzenspoet gewesen ist. Der Roman ist ohne Zweifel Davids bester, aber er erreicht in der furchtbaren Härte seiner durchaus wahrhaftigen Zeichnung doch nicht die Feinheit und Treue von Davids Erzählungen. Der Dichter ist zu starr in seinem Willen, die Fäulnis dieses Hauses mit starken sittlichen Akzenten bis zum Letzten darzustellen, und selbst die Größe der endlich heraufgezognen Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau an der Leiche des erstochnen Sohnes trägt über die allzu schroffe Starrheit des Ganzen nicht hinweg. „Eine Sehnsucht nach Wahrheit war in ihm", diese Worte, die David über Zola schrieb, passen ganz auf ihn selbst.

Aber dieser Drang war in Schöpfungen wie „Der Übergang" zu stark gesteigert, ohne von jenem Hauch der Romantik umflossen zu sein, den David Zola als tief empfundnen Schmerz seiner ganzen Persönlichkeit wohl mit Recht nachsagt.

Aber freilich hatte diese Härte in David auch ihre eigne Bedeutung, und da, wo sie sich in kleinerm Rahmen zu meisterhaften Schöpfungen seiner erzählenden Kunst erhebt, sichert gerade sie dem immer von Schmerzen überschatteten seine Stellung. Denn David steht als ein Fremder unter dem wenig jüngern Wiener Geschlecht, das sich artistisch gebärdet, das zum großen Schmerz vieler Österreicher, etwa Alfred von Bergers, mehr als irgendein früheres die Stadt Wien in den Ruf der Phäakenstadt gebracht hat. David, dessen Bild nicht einen jüdischen Zug aufweist, steht weltenfern sowohl jenen weichen Dramatikern und Erzählern von der Art Arthur Schnitzlers wie den nervösen Neuromantikern vom Schlage Felix Dörmanns wie der dem Leben abgewandten Kunst Hugo von Hofmannsthals. Und da wird man denn die Namen Ferdinand von Saar und Ludwig Anzengruber wieder aussprechen müssen, wird Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand Kürnberger nennen können, alle jene ernsten und schließlich allein fruchtbaren deutsch-österreichischen Geister, die uns heute doppelt wertvoll erscheinen, da dies so oft für verfallen gehaltne Reich in neuen Kämpfen unerschöpfte Kräfte zeigt.

Wie fein und sicher Jakob Julius David diese zu deuten wußte, lehren seine Essays, eine der schönsten Sammlungen dieser Art aus den letzten Jahrzehnten. Es ist wohl niemals etwas Feineres und Besseres über Karl Lueger geschrieben worden als der Aufsatz „Der Bürgermeister". Es ist geradezu vorbildlich und für den Leser ein künstlerischer Genuß, wie hier langsam das Bild dieses Volksführers aufgebaut wird, wie ruhig zugegeben wird, daß er manchem als ein Erzbanause erscheinen mag, und wie dann doch das Urteil fällt und wohl begründet wird: „Ein ganzer und genialer Kerl". Auch in diesen Arbeiten, in denen er insbesondre den Künstlern seiner Heimat, auch ihren Schauspielern, unverschönerte Denkmäler setzt, erweist sich Jakob Julius David als der am Echten sich emporarbeitende, dabei durchaus selbständige Kopf, als der Künstler mit reichen Gaben und einer spröden Natur, die über den Alltag hinausdenkt, die, unter Schatten einhergehend, kaum jemals schwärmt und darum auch kaum jemals getäuscht wird. Ein männlicher Schriftsteller, ein Erzähler voll kräftiger, gern der Vergangenheit und seiner Heimat zugewandter Phantasie, ein unablässig an sich arbeitender, sich langsam aber sicher entwickelnder Dichter — so steht er vor uns da.

Die Halluzinationen, die ihn auf dem Krankenbette umfingen, hat er mit der Ruhe eines Menschen geschildert, der sich zu beobachten weiß, ohne in sich verliebt zu sein. Und wer wollte, wenn er Davids prunkloses, aber dauerhaftes Werk durchschritten hat, ohne Wehmut diese letzten Bekenntnisse aus der Hand legen, in denen es heißt: „Was ich in gekrampften Händen, wie sie ein Ertrinkender ballt, aus jenen Tiefen emporgebracht, das habe ich hier mitgeteilt, das entfällt mir, nun sich der Krampf zu lösen beginnt. Mag sein, daß es Tang ist, wie ihn jede Welle an das Ufer wirft, sonder allen Wert, den man so wenig als den Salzschaum am Dünensand auch nur eines Blickes für wert hält. Es ist aber immerhin doch auch möglich, daß sich unter so geringem Angeschwemmten auch eine Muschel berge, wert des Augenmerks dessen, der sich, aus welchen Gründen immer, aus Sammellust oder müßiger Neugierde, um derlei Gut der See zu kümmern gewöhnt ist. Wie

immer dem sei, ich mußte mich dieses unwillig genug Mitgebrachten entledigen, will ich meine Hände annoch zu den Werken nutzen, die meiner etwa noch harren mögen, und die nicht gar zu umfänglich noch allzu schwierig sein dürfen, sollen sie in dem Endchen Tages vollendet sein, das mir neuerdings vergönnt oder verhängt scheint." Das ist die Sprache eines durch und durch vornehmen Menschen, und es sind Abschiedsworte eines aufrechten und in seinem Wesen und Schaffen ganz echten Dichters, den wir nicht vergessen wollen.

Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hieisan, den 28. August 1901

Märchenland! Das echte wahre Märchenland, von dem wir uns erzählten oben auf dem alten Kirschbaum bei Großmuttern! So ists hier, Kameradin. Nur noch viel, viel märchenhafter, als wir je träumten! Ich bin durch kleine Dörfer gekommen, die aussahen, als ob sie eben aus dem Bilderbuch gefallen wären. Die Straßen voll von lustigen kleinen Leuten, die lächelnd und sich verbeugend umherlaufen und einander hübsche Dinge erzählen. Es ist ein Land, wo jedermann vergnügt zu sein scheint, und wo Höflichkeit das erste Gebot ist.

Gestern reisten wir in Jinrikshas auf die Berge. Der Weg war eng, aber eben, und mehr als drei Stunden lang marschierten die Männer aufwärts ohne anzuhalten oder ihre Gangart zu ändern, bis wir um die Mittagszeit rasteten. Ein japanisches Haus ist nicht viel mehr als ein Dach und eine Menge Bambuspfähle, aber alles ist wundervoll sauber. Noch ehe wir abgestiegen waren, liefen Männer und Weiber aus ihren Häusern, verbeugten sich und riefen: Ohayo, ohayo! das heißt Guten Morgen. Sie liefen und holten Kissen herbei, und wir waren froh, uns auf niedrigen Bänken bequem ausstrecken zu können. Dann brachten sie uns köstlichen Tee, standen herum und guckten uns zu. Es scheint, daß blondes Haar hier eine große Seltenheit ist; jedenfalls war ihnen das meine so interessant, daß sie mir Zeichen machten, ich möchte meinen Hut abnehmen, und dann standen sie eifrig lachend und schwatzend um uns herum. Miß Lessing meinte, sie wünschten, ich solle meine Haare aufmachen, aber wagten nicht, die Bitte auszusprechen wegen der schönen Frisur. Blonde Fluten! Ich wünschte, du hättest es sehen können! Doch du hast es ja gesehn nach mancher tollen Tennispartie!

Nachdem wir eine Stunde lang geruht, Tee getrunken, uns verbeugt und gelächelt hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, diesmal in einer Art Tragstuhl aus Bambus, der von zwei Männern an einer langen Stange auf den Schultern getragen wurde. Ich habe doch wahrhaftig schon manchen Berg erstiegen, aber dieser Ausflug übertraf alles, was ich je erlebt. Man kam sich vor wie eine Fliege auf der Glatze eines Mannes. So stiegen wir aufwärts, höher und immer höher, manchmal durch dichte Wälder, wo die Nacht wohnte, und wieder über Strecken in blendendem Sonnenlicht.

Gerade als ich anfing, mich zu wundern, wo wohl unser Gepäck geblieben sei, kamen wir an vier lachenden, singenden Frauen vorbei. Zwei von ihnen trugen Schiffskisten auf ihren Köpfen und die andern riesige Kori. Das schien ihnen aber absolut nichts auszumachen; sie verbeugten sich und lächelten, bis wir außer Sicht waren. Ein zweistündiger Aufstieg brachte uns dann endlich in dieses Lagerdorf hier, Hieisan genannt. Es sind gegen vierzig Amerikaner hier, die während des Sommers im Freien kampieren, und ich bin der Gast eines Doktor Waring und seiner Gemahlin aus Alabama. Mein Zelt steht hoch oben über dem Dorf auf einem großen, überhängenden Felsen, und vor mir habe ich eine Aussicht, die eine passende Einfassung des Paradieses abgeben würde. Dieser Berg ist dem Buddha heilig und darum mit vielen Tempeln und Altären bestanden, von denen manche uralt sind. Einmal habe ich alle meine Energie zusammengenommen und bin gegen drei Uhr früh aufgestanden, um die Affen zum Frühstück kommen zu sehn. Die Berge sind voll von ihnen, aber man kann sie nur zu dieser bestimmten Stunde sehn. Es gibt einige sehr nette Leute hier, und ich habe manche Bekanntschaft gemacht. Ich bin ihnen eine Art Rätsel, und die liebe Neugier ist eifrig zu erfahren, warum ich nach Japan gekommen bin. Mrs. Waring putzt mich und stellt mich aus wie eine neue Puppe, und die Frauen beraten mit mir den Aufputz ihrer alten Kleider.

Ich begreife nicht, warum ich nicht ganz und gar elend bin. Der Grund ist wohl der, daß es mir zu gut geht. Es ist nett, gehätschelt und wie ein Kind behandelt zu werden, und angenehm, unter einfachen, herzlichen Leuten zu sein, die im Freien leben und gesund sind an Leib und Seele.

Ich sehne mich danach, alles zu vergessen, was ich in den letzten sieben Jahren von der Welt gelernt habe. Könnte ich das Leben noch einmal beginnen als junges Mädchen mit ein paar Illusionen, wären es auch nur geborgte! Ich weiß zu viel für meine Jahre und habe mir fest vorgenommen, zu vergessen. Die Briefe von zu Hause waren himmlisch, ich habe sie zerlesen, den Rest will ich morgen beantworten.

Hiroshima, den 2. September 1901

Endlich, nach all meinen Wanderungen habe ich mich für den Winter niedergelassen. Die Schule ist ein großes Gebäude, offen und luftig; ich habe ein nettes Zimmer nach Osten zu, wo ich euch Lieben im Geiste suche. Auf zwei Seiten türmen sich die Berge, und zwischen ihnen liegt das märchenhaft schöne Binnenmeer. Hiroshima ist eine bedeutende Marine- und Militärstation, und während ich schreibe, tönen die Hörnerrufe vom Exerzierplatz zu mir herüber.

Ich habe eine hübsche kleine Dienerin bekommen und wünschte, du könntest uns zusammen plaudern sehn. Sie tritt ein, verbeugt sich, bis ihr Kopf den Boden berührt, und spricht die Hoffnung aus, daß meine geehrten Augen, Ohren und Zähne sich wohl befinden. Ich antworte ihr auf gut Englisch, daß ich zum Zanken aufgelegt sei, und dann lachen wir zusammen. Sie ist von all meinen Sachen entzückt, berührt sie manchmal zärtlich und sagt: Ich darf dies alles hüten. Es sind zwischen vier- und fünfhundert Mädchen in der Schule, und bis ich mit der Sprache vertraut bin, soll ich mit den ältern Mädchen, die etwas Englisch verstehn, arbeiten. Du würdest lächeln, wenn du ihre Neugierde in allem, was mich anlangt, sähest. Sie finden meine Taille sehr komisch, messen sie mit ihren Händen und lachen sich halb tot. Eines der Mädchen fragte mich ganz ernsthaft, warum ich mir denn hätte Stücke aus den Seiten schneiden lassen, und eine andre wollte wissen, ob mein Haar früher schwarz gewesen sei. Du siehst, in dieser ganzen großen Stadt bin ich die einzige Person mit goldnen Locken, und eine grüne Nelke könnte nicht mehr Glossen hervorrufen.

Gestern gingen wir aus, um Vorhänge für mein Zimmer einzukaufen. Es folgte uns solch eine Menschenmenge, daß wir kaum unsern Weg finden konnten. Als wir in den Laden traten, setzten wir uns auf die Erde, und ein kleiner Knabe fächelte uns Kühlung zu, während wir auswählten. Letzten Montag bat mich Miß Lessing, einen Turnkursus zu beginnen, und zwar mit den größern Mädchen, die zu Kleinkinderlehrerinnen ausgebildet werden. Den Anfang machte ich mit einer Lektion im Seilspringen. Dies ist eine unbekannte Kunst in Japan, ein Mangel, der die Kindergartenarbeit recht erschwert. Ich nahm also vierzehn Mädchen mit mir ins Vorhaus und bedeutete ihnen durch Gebärden, mir alles nachzumachen. Dann steckte ich meine Röcke hoch, und — eine Negermelodie pfeifend — hüpfte ich los. Nichts, was du je gesehn, kommt der Verblüffung gleich, die sich auf den Gesichtern malte! Auf Knie und Händen ließen sie sich nieder, um meine Füße besser beobachten zu können. Aber schon hatte ich gewonnenes Spiel, und trotz der engen Kimonos und Sandalen machten sie tapfre Versuche, mir zu folgen. Der erste Versuch verunglückte gründlich, einige fielen auf die Gesichter, einige auf die Knie, alle stolperten. Ich wagte nicht zu lachen, denn die Japaner können nichts schwerer vertragen als Spott. Ich half, förderte und ermunterte sie, bis der Sieg gewonnen war. Am nächsten Tage war schon ein kleiner Fortschritt zu verzeichnen, und am dritten Tage hatten sie es alle intus. Ich hörte, daß sie den ganzen Nachmittag mit Üben zugebracht hätten. Was meinst du wohl, ist das Resultat? Eine Seilspringepidemie ist über Hiroshima hereingebrochen. Männer, Frauen und Kinder sind ergriffen, und wenn wir spazierengehn, bekomme ich fast Lachkrämpfe, wenn ich die ältlichen Paare ernsthaft sich bemühen sehe, den Sprungschritt zu erfassen.

Dieser Erfolg hat mich so ermutigt, daß ich die Mädchen alle möglichen Schritte und Reigen lehrte, ich ging sogar so weit, ihnen die Quadrille beizubringen. Aber mein Ehrgeiz führte mich ein wenig zu weit. Eines Tages kam ich mit einem nagelneuen, selbsterfundnen Schritt in die Stunde, er war ziemlich verrückt, aber eine famose Übung. Gut! Ich stelle mich an die Spitze, und nachdem die Mädchen mir zweimal um den Platz gefolgt sind, bemerke ich, daß sie fast bersten vor Lachen. Als ich frage, was denn los sei, erklären sie platzend, daß gerade dieser Schritt die Hauptbewegung in einem heidnischen Tanze sei, der während der Götzenfeste dem Gott der Schönheit vorgetanzt würde! Alle Heiligen! Der Schlag würde die Brüder rühren, wenn sie das wüßten!

Jeden Nachmittag führe ich gegen vierzig spazieren. Unser Lieblingsbummel ist am Graben entlang, der das alte Kastell umgibt. Er ist fast immer über und über mit Lotosblüten bedeckt. Die Mädchen geben ein hübsches Bild, wie sie so ehrbarlich dahintrotten in ihren bunten Kimonos und kleinen klappernden Sandalen. Wir kommen dann an dem Exerzierplatze vorbei und an den Kasernen, wo 20000 Soldaten in Quartier liegen. Ich wünschte, du könntest sie sehen, wie sie sittsam zu sein versuchen und doch aus den Winkeln ihrer kleinen Mandelaugen hinüberlugen auf eine Weise, wie es alle Mädchen der Welt fertig bringen.

Die Art, wie sie mir alles nachtun, benimmt mir fast meine Unbefangenheit. Die Idee, ein leuchtendes Vorbild zu sein, ist mehr, als ich gewettet habe. Es ist eins von den wenigen Dingen in meinem bunten Leben, denen ich bisher entgangen bin. Hab keine Angst, Gefährtin, ich könnte in Hiroshima nicht leichtsinnig sein, wenn ich auch wollte. Kobe würde sich wohl als verhängnisvoll erwiesen haben; denn dort sind viel Fremde, und die Versuchung, mich gehn zu lassen, wäre zu groß für mich gewesen. Hier jedoch entwickle ich mich rapid zu einer choralsingenden Schwester, und die Welt und das Fleisch und der Teufel stecken tief hinten im Schrank.

Den 2. Oktober 1901

Endlich, mein lieber Kamerad, habe ich meine Arbeit mit den Babys begonnen, und ich kann dir nicht genug davon sagen, wie verschmitzt sie sind. Wir haben 85 zahlende Kinder aus den hohen Kasten und 40 im freien Kindergarten. Diese letzten sind meist aus sehr armen Familien, wo fast alle Mütter in den Feldern oder an den Eisenbahnen arbeiten. Es gibt so viele traurige Existenzen, daß man sich eine Schatzkammer voll Gold wünscht und ein Dutzend Hände, um sie zu unterstützen. Ein kleines Mädchen von sechs Jahren kommt täglich mit ihrem blinden Brüderchen, der auf ihrem Rücken festgeschnallt ist. Sie ist selbst ein winziges Ding, und doch wird der Kleine nie vor Schlafengehn von ihrem Rücken losgeschnallt. Als ich zum erstenmal ihr greisenhaftes Gesicht sah und ihre Begierde zu spielen, nahm ich sie einfach beide auf den Schoß und heulte.

Etwas Lustiges muß ich dir noch erzählen! Seit der ersten Woche meines Hierseins haben die Kinder einen Spitznamen für mich. Ich bemerkte, wie sie lachten und einander anstießen, auf der Straße sowohl als auch in der Schule; und so oft ich vorbeiging, erhoben sie ihre rechte Hand zum Gruße und gaben dabei einen lustigen, glucksenden Ton von sich. Sie schienen das Wort von einem zum andern weiterzugeben, bis jedes Kerlchen in der Umgegend das Kunststück nachmachte.

Meine Neugier wurde zu solch einer Höhe gesteigert, daß ich einen Dolmetscher anstellte, um die Sache zu ergründen. Als er mir Bericht brachte, berührte er lächelnd meine kleine Emailuhr, die mir Jack an meinem sechzehnten Geburtstag gab, und unter vielen Entschuldigungen erzählte er, daß die Kinder glaubten, es sei ein Orden vom Kaiser, und daß sie darum salutierten. Sie haben mich die Dame mit dem Orden getauft. Denke nur, ich habe also einen Titel, und diese lustigen gelben Kerlchen sehen auf zu mir wie zu einem höhern Wesen. Sie vergessen es jedoch manchmal, wenn wir alle im Hofe zusammen spielen. Wir können freilich nicht miteinander reden, aber wir können zusammen lachen und tollen, und manchmal ist der Spaß enorm.

Ich bin von früh bis abends fleißig. Die beiden Kindergärten, eine große Turnklasse, täglich zwei japanische Stunden und Andachten ungefähr aller drei Minuten: das alles läßt mir nicht viel Zeit übrig für Heimweh. Doch die Sehnsucht ist trotzdem da, und wenn ich die großen Dampfer im Hafen sehe, und mir klar mache, daß sie Kohlen aufnehmen, um heim zu fahren, möchte ich mich an Bord stehlen und mitreisen.

Die Sprache ist was entsetzliches. Meine Zunge gerät in solche Knoten, daß ich manchmal einen Korkzieher nehmen muß, um sie wieder gerade zu kriegen. Unter uns gesagt, ich habe mich entschlossen, es aufzugeben und mich statt dessen dem englischen Unterricht der Mädchen zu widmen. Sie sind so empfängliche, lernbegierige Schülerinnen, es wird gewiß nicht schwer sein.

Was die Natur betrifft, so wage ich mich nicht an eine Beschreibung. Manchmal erdrückt mich fast ihre großartige Pracht. Von meinem Fenster blicke ich auf eine Bananengruppe, auf Granaten, Persimonen und Feigenbäume, alle mit Früchten beladen. Die Rosen sind noch in voller Blüte. Farbe, Farbe überall! Jenseits des Flusses sind die Ufer mit malerischen Häusern besetzt, die aus einer Masse von Grün herausgucken, weiter oben sind Teehäuser und Tempel und Altäre, so alt, daß sogar ihr Moos grau geworden ist, und die Zeit die Inschriften der Steine verwischt hat.

Wir brachten den gestrigen Tag auf der heiligen Insel Migajima zu, eine einstündige Fahrt bringt uns hin. Ihre traumhafte Schönheit umschwebt mich noch

jetzt, und ich wünschte, du könntest sie mit mir empfinden. Wir fuhren über in einem Sampan, d. i. ein rohes, offnes Boot, von zwei spärlich bekleideten Männern gerudert. Eine halbe Stunde lang tanzten wir tatsächlich über den See. Alles war frisch und funkelte, und ich freute mich so meines Lebens und meiner Freiheit, daß ich vor Wonne sang. Miß Lessing stimmte auch mit ein, und die Ruderer schlugend lächelnd und Beifall nickend den Takt dazu.

Die Berge ragten himmelhoch. Zu ihren Füßen auf einer kleinen, sichelförmigen Ebene lag das Dorf mit so reinen, weißen Straßen, daß man sich fast scheute, sie zu betreten. Wir hielten vor dem Hause Zur weißen Wolke an, und drei kleine Mädchen nahmen uns die Schuhe ab und banden uns hübsche Sandalen an. Das ganze Haus war aus Zedern, Ebenholz und Bambus. Alles war mit Öl abgerieben, daß es wie Atlas glänzte. Auf dem Boden lag eine gepolsterte Matte mit schwerseidner, purpurroter Kante, und in der Ecke des Zimmers stand eine Vase voll prächtig assortierter Chrysanthemen, die mir bis an die Schulter reichte. Alle Zimmer gingen auf eine Veranda, die direkt über einem brausenden Wasserfall hing, und unter uns, zehn Schritte entfernt, breitete sich die funkelnde See aus mit Hunderten von Segelbooten und chinesischen Dschunken.

Am Nachmittag wanderten wir über die Insel, besuchten die uralten Tempel, lauschten den geheimnisvollen Klagen der Windglocken, fütterten das Wild und die Kraniche und tranken all die Schönheit in vollen Zügen. Ich kam mir wie ein körperloser Geist vor, der über Jahrhunderte hinweg in dunkle, versunkne Zeiten zurückschreitet. Verstorbne Seelen schienen um mich zu sein, doch sie brachten kein Grauen; denn auch ich war tot. Den ganzen Nachmittag mußte ich mein Bewußtsein festhalten, damit es nicht durch die Pforte dieses magischen Traumes in die Vergessenheit entschwände.

Wie du es erst genießen und die tiefere Bedeutung lesen würdest, die mir verborgen bleibt! Aber wenn ich auch nicht philosophieren kann wie meine kluge Kameradin, so kann ich doch empfinden, so empfinden, daß mir die Nerven vor Anspannung zittern. Lebewohl für heute! Ich habe die Zeit zu diesem Brief gestohlen, und nun geziemt es mir, zu hetzen.

Den 12. November 1901

Nach einer langen Weile kann ich wieder einmal schreiben, ich habe nämlich abgewartet, bis ich einen Brief ohne Stöhnen und Jammern verfassen könnte. Denke, ich bin bis auf den Grund untergetaucht und erst heute wieder an die Oberfläche gekommen. Als der Reiz der Neuheit vorbei war, versank ich in ein Meer von Heimweh; das drohte der Kindergartenarbeit ein für allemal ein Ende zu machen. Aber ich schaffte wie toll und war die ganze Zeit über wie eine jener zischenden Raketen, die wild durch die Luft schießen und zuletzt in einem elenden kleinen Knall ersterben. Bei Tage kann ich es schon aushalten, aber nachts werde ich fast verrückt davon. Und du glaubst gar nicht, wieviele Frauen ihren Verstand hier verlieren. Fast jedes Jahr muß man ein armes, geisteskrankes Wesen nach Hause einschiffen. Du brauchst dich jedoch nicht um mich zu sorgen; wenn ich genug Verstand zum Verlieren hätte, so wäre das schon längst geschehen.

Aber es auszudenken, daß das Ende all meines alten Ehrgeizes und meines Strebens in der bescheidnen Arbeit bestehn soll, dem kleinen Japan die Nase zu wischen!

Wahrscheinlich glaubst du nun, daß ich gern zurück in den Hafen möchte, aber dem ist nicht so. Ich steure mein kleines Boot erst recht ins offne Meer hinaus. Vielleicht wird es in tausend Stücke zerschellen, vielleicht auch sicher wieder

heimkehren. Jedenfalls aber will ich den Trost jenes Kuhhirten in Texas haben, der sagte: Ich habe mein Kühnstes gewagt.

Was ist übrigens aus Jack geworden? Er hätte mich nicht so beim Worte nehmen brauchen, daß er mir nie auch nur einen Gruß schickt. Du erwähntest, daß er am Kap gewesen sei, während du dort wohntest. War er so ungesellig wie immer? Ich sehe ihn im Geist im Boote flach auf dem Rücken liegen und Gedichte lesen. Ich hasse Gedichte, und wenn er mir seine Lieblingsstellen herzubeten pflegte, so machte ich Parodien darauf. Freilich, du warst immer anders. Du pflegtest mit ihm zu rhapsodieren nach Herzenslust.

Gerade jetzt hatte ich eine herrliche Überraschung. Ich guckte aus dem Fenster und sah die Paketpost von einem Kuli gezogen in den Hof kommen und ausgeladen werden. Ich konnte mir gar nicht erklären, was los sei, aber gar bald kam Miß Dixon herein mit beiden Armen voll Zeitungen, Bilder, Bücher und Briefe. Alles für mich! Ich tanzte bloß so auf und ab vor Freude. Ich glaube, man wird nie den Wert der Briefe genügsam schätzen, bis man nicht neuntausend Meilen weit von zu Hause fort ist. Und solche liebe, zärtliche, ermutigende Briefe, wie die meinen waren! Nun setze ich mich aber erst ordentlich hin und lese sie alle noch einmal durch.

Den 24. November 1901

Sichre Fahrt nun wieder, Kameradin! In meinem letzten Brief, wie ich mich erinnere, blies das Nebelhorn ziemlich hartnäckig! Die Briefe von zu Haus setzten mir wieder den Kopf zurecht. Wenn je ein menschliches Wesen mit guten Verwandten und Freunden gesegnet war, so ists mein unwürdiges Ich.

Die vergangne Woche war ungewöhnlich aufregend. Zuerst hatten wir eine Hochzeit vor. Weil die Braut in unsrer Schule erzogen worden ist, nahmen wir alle teil. Vor einiger Zeit kam der Vermittler, der alles arrangieren muß, zu ihrem Vater und sagte ihm, daß ein junger Lehrer in der Staatsschule seine Tochter heiraten möchte. Der Vater — ohne das Mädchen zu fragen — orientierte sich über des Bewerbers Stellung, und da ihn alles befriedigte, sagte er ja. Darauf teilte man der kleinen Otoya mit, daß sie verheiratet werden würde, und nun wurde der Auserwählte eingeladen. Ich brannte vor Neugier auf das, was geschehen würde, aber das Zusammentreffen fand hinter geschlossenen Türen statt. Otoya erzählte mir später, daß sie den jungen Mann nie vorher gesehen habe. Sie verneigten sich dreimal gegeneinander, dann bediente sie ihn mit Tee, während ihre Eltern mit ihm redeten. Hast du denn gar nicht mit ihm gesprochen? fragte ich. Sie blickte mich entsetzt an: Nein, das wäre sehr unanständig. Aber du hast ihn dir gewiß genau angesehen, fuhr ich fort. Sie schüttelte den Kopf: Das wäre eine Schande gewesen. Das war vor drei Monaten, und sie hat ihn nicht wiedergesehen bis letzten Montag, wo die Hochzeit stattfand.

Auf unsern Vorschlag hin machten sie eine amerikanische Hochzeit, und ich wurde als Zeremonienmeisterin angestellt. Es war sehr lustig, denn wir hatten Brautführer und Brautjungfern und Blumenmädchen, und Miß Lessing spielte den Hochzeitsmarsch, als sie hereinkamen. Die Vorbereitungen waren ein wenig schwierig, da es die Japaner als die größte Ungeschicklichkeit ansehen, etwas über Braut oder Hochzeit vorher zu besprechen. Mich haben sie aber entschuldigt, weil ich Ausländerin bin.

Der kleinen Braut oberstes Gewand war vom feinsten schwarzen Krepp, aber darunter, Lage über Lage, waren Streifen aus regenbogenfarbiger Spinnwebseide, die bei jeder Bewegung rieselten und sichtbar wurden. Und jeder Zoll

ihrer Ausstattung war von ihren Dienerinnen gesponnen, und zwar aus Kokons eigner Zucht.

Nachdem die Hochzeitsaufregung nachgelassen hatte, bekamen wir Besuch von vierzig chinesischen Aristokraten. Sie zogen in einer Kavalkade von Kuramas bei uns ein, prächtig angetan, einen imponierenden Anblick darbietend. Ich lief nach dem Feuerhaken; denn ich dachte, vielleicht seien sie gekommen, um „uns Missionaren" ein Ende zu machen. Aber, denk nur, sie hatten von unsrer Schule und dem Kindergarten gehört und waren gekommen, um für die chinesische Regierung unsre Einrichtung, unsre Lehrweise kennen zu lernen. Sie machten die Runde durch die Schule und kamen auch zu den Kleinsten. Diese waren gänzlich überwältigt beim Anblick der schwarzäugigen, wildblickenden Herren, aber sie machten doch ganz schön all ihre Kunststückchen vor. Die Gäste waren so erfreut, daß sie den ganzen Morgen blieben und uns ihre unmaßgebende Anerkennung aussprachen. Als sie aufbrachen, fragte ich den Dolmetscher, ob die Hoheiten meinem unwürdigen Ich gnädigst gestatten würden, ihre geehrten Photographien abzunehmen. Ist es zu glauben! Die alten Kerle bliesen sich auf wie Kropftauben und kicherten und zierten sich wie Schulmädchen! Sie standen in einer Reihe und grinsten mich an, während ich den Kodack knipste. Wenn das Bild gelingt, sende ich dir einen Abzug.

Heute morgen mußte ich den Kindergottesdienst halten. Nächstens werde ich noch öffentlich beten müssen. Ich sehe es kommen! Die Lektion war über den Verlornen Sohn, ein Thema, über das ich aus Erfahrung rede. Die japanischen Jungens verstanden vielleicht jedes dritte Wort, aber sie folgten mir höchst aufmerksam. Als ich mitten im feierlichsten Erklären war, fiel mir plötzlich ein Bild ein, das Jack früher hatte. Es stellte ein mageres, kleines Kalb dar, das die Straße hinunterrast, weil weiter hinten ein faul aussehender Bummler daherschlürft. Darunter stand die Geschichte: „Bossy, lauf davon, dort kommt der verlorne Sohn!" Diese Erinnerung machte meiner Predigt jählings ein Ende, und statt dessen erzählte ich den Jungens eine Bärengeschichte.

Wie gern ich heute abend bei dir reingucken möchte und vor dem Kamin auf der Erde hocken und plaudern! Ich werde schrecklich altmodisch sein, wenn ich heimkomme, aber denk nur, wie unterhaltend! Ich habe genug famose Anekdoten gesammelt für den Rest meines Lebens.

Um des Himmels willen schicke mir ein paar Hutnadeln, aber nette lange mit hübschen Köpfen. Und wenn du diesen Winter nach Newyork gehst, so besorge mir zwei Flaschen Veilchenextrakt. Viel herzliche Grüße euch allen, und tausend Küsse den Kindern zu Hause. Sorgst du auch, daß sie mich nicht etwa vergessen?

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 22. März 1909

(Österreich-Ungarn und Serbien. Englische und deutsche Flottenangelegenheiten. Militärdebatte im Reichstag. Die Reichsfinanzreform.)

Der Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien nähert sich immer mehr der letzten Entscheidung über Krieg und Frieden. Feste Anhaltepunkte, wie diese Entscheidung fallen wird, lassen sich in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht gewinnen. Tatsächlich haben die Serben noch nicht das geringste davon merken lassen, daß sie ein Nachgeben in den Bereich der Möglichkeit ziehn. Man hat deshalb vorläufig keine Unterlage für die Annahme, daß sie doch zuletzt nachgeben werden. Tun sie das aber nicht, so muß der militärische Konflikt mit Österreich-Ungarn in wenigen Tagen ausbrechen. Andrerseits scheint uns das Verhalten Serbiens so sehr jeder vernünftigen Berechnung zuwiderzulaufen, daß man immer wieder versucht ist, nach besondern Gründen für die herausfordernde Haltung des kleinen Staats gegenüber einer benachbarten Großmacht und für diese an selbstmörderischen Wahn grenzende Politik zu forschen. Diese Gründe kann man aber nur in dem festen Glauben der Serben finden, daß die Großmächte die Niederwerfung Serbiens und die endgiltige Anerkennung der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik nicht gleichgiltig mit ansehen könnten. Besonders rechnet man hierbei auf die Hilfe Rußlands und läßt es sich nicht ausreden, daß diese slawische Vormacht doch im entscheidenden Augenblick noch Mittel und Wege finden werde, den südslawischen Brüdern zu Hilfe zu kommen. Da es nun aber nicht ausgeschlossen ist, daß diese Hoffnungen der Serben am letzten Ende von den Großmächten gründlich zerstört werden, so kann man auch wieder trotz der sehr geringen Wahrscheinlichkeit, die noch für die Erhaltung des Friedens besteht, nicht mit Bestimmtheit sagen, daß diese Wendung der Dinge unmöglich ist.

Wenn man sich hiernach mit dem Gedanken vertraut machen muß, daß die Kanonen das letzte Wort zwischen Österreich-Ungarn und Serbien sprechen, so läßt sich doch an der Hoffnung festhalten, daß ein großer europäischer Krieg vermieden werden wird. Ob das möglich sein wird, hängt von Rußland ab. Denn wenn diese Macht wirklich keinen Zweifel darüber läßt, daß sie sich nicht in einen Krieg für die serbischen Ansprüche treiben lassen will, so fallen auch für die andern europäischen Mächte alle Gründe hinweg, in den Konflikt mit irgendwelchen Gewaltmitteln einzugreifen. Noch ist freilich auch eine Entwicklung denkbar, die Rußland veranlassen könnte, mit aktiver militärischer Hilfe für Serbien einzutreten. Für diesen Fall wäre für Deutschland die Verpflichtung gegeben, dem verbündeten Österreich-Ungarn zu Hilfe zu kommen, und daß die deutsche Regierung bei solcher Wendung der Dinge den Bündnisfall in der Tat als gegeben ansieht, darüber hat sie in diplomatischen Aussprachen an geeigneter Stelle nicht den geringsten Zweifel gelassen. Erfreulicherweise findet diese Auffassung auch in den weitesten Kreisen des deutschen Volks und in der Presse aller bürgerlichen Parteirichtungen lebhaften Anklang und entschiedne Zustimmung. Nur vereinzelt sind die Stimmen, die von der Meinung ausgehn, Deutschland verfolge diese Politik nur in Erfüllung der Verpflichtung des formellen Festhaltens an dem Bündnis mit Österreich-Ungarn. Sie meinen weiter, Deutschland verstricke sich damit in eine Politik, die keineswegs einwandfrei und vor allem nur eine Politik österreichischer Interessen sei. Diese Meinung tritt, wie gesagt, in der Presse nur vereinzelt auf, wobei es freilich Erstaunen erregen muß, daß es gerade Blätter sind, die am entschiedensten die Bismarckischen Traditionen, wie sie sie verstehn, zu vertreten bemüht sind, und die der

Regierung immer die schärfsten Vorwürfe und eine geradezu erbitterte Opposition gemacht haben, wenn sie nach ihrer Meinung das von Bismarck errungne Prestige des Deutschen Reichs nicht entschieden und weitsichtig genug wahrte und damit den Schein des ängstlichen Zurückweichens, des Zickzackkurses und der Friedenssehnsucht um jeden Preis auf sich lud. Wir wollen diesem eigentümlichen Umstande nicht näher nachgehn, sondern nur den sachlichen Irrtum hervorheben, der in der Auffassung liegt, die gegenwärtige Haltung der deutschen Politik diene nur österreichischen Interessen. Man braucht nur einmal ernstlich die Gegenprobe auf das Exempel zu machen und sich zu vergegenwärtigen, wie die europäische Lage aussehen würde, wenn Deutschland nicht mit entschiedner Klarheit und Festigkeit an die Seite Österreich-Ungarns getreten wäre. Man hat sich lange Zeit grundlos über die „Einkreisung" Deutschlands aufgeregt. Wenn Deutschland jetzt die kapitale Dummheit gemacht hätte, Österreich-Ungarn im Stich zu lassen, dann würde man die Einkreisung und Isolierung Deutschlands allerdings von einer Seite kennen gelernt haben, bei der den Freunden solcher Politik wohl die Berufung auf Bismarck im Halse stecken geblieben wäre. Es bedarf eigentlich kaum der Auseinandersetzung, daß die Politik der Bündnistreue in diesem Falle zugleich ganz und gar die Politik der deutschen Interessen in jeder Beziehung ist.

Wie steht nun eigentlich Rußland zu Serbien? Bestärkt es den kleinen Staat wirklich in seiner Starrköpfigkeit, oder fühlt es sich nur ohnmächtig, die Illusionen der Serben endgiltig zu zerstören? Im allgemeinen wünscht man in Rußland, den Frieden erhalten zu sehen. Der Kaiser persönlich, die Minister, die hohe Beamtenschaft, die einflußreichen Führer der Duma, die Mehrheit der erwerbtätigen Stände, sogar die ausschlaggebenden Kreise der Armee sind für den Frieden. Auch die panslawistischen Organisationen, die doch das stärkste Interesse daran haben, die Solidarität aller Slawen womöglich unter Rußlands Führung durch die Tat zu beweisen, halten den Augenblick zum Losschlagen noch nicht für gekommen. Es bestehen natürlich auch kleine, der Sachlage entsprechend, sehr laute Kreise von Schreiern, die unter unverantwortlichen Politikern, Literaten und jungen Offizieren ihren Rückhalt finden, und die vor allem in der Presse das große Wort führen. Das verbreitetste Blatt Rußlands, die Nowoje Wremja, unterhält ebenfalls diese Stimmung der Feindschaft gegen Österreich-Ungarn und Deutschland und spielt, das nationale Selbstgefühl der Russen fortwährend anstachelnd, mit dem Gedanken einer kriegerischen Entscheidung. Das ist nicht ganz gleichgiltig und ungefährlich, weil bei den Eigentümlichkeiten der russischen Zustände und dem Charakter des russischen Volks eine Va-banque-Politik nicht so sehr außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit liegt wie bei andern europäischen Großstaaten. Aber vorläufig sind die Gegengewichte, die in der Macht der Tatsachen und in der Meinung der verantwortlichen und ausschlaggebenden Persönlichkeiten liegen, noch stark genug. Sie würden noch stärker sein und längst die Erhaltung des Friedens verbürgt haben, wenn nicht die persönliche Politik Iswolskis tatsächlich im andern Sinne wirkte. Man kann zwar überzeugt sein, daß auch Herr Iswolski persönlich den Frieden will, aber er hat der Hoffnung gelebt, daß sich aus dem ganzen Verlauf der Orientwirren ein großer diplomatischer Vorteil für Rußland ergeben werde, eine Verstärkung des russischen Einflusses im nahen Orient, die zugleich einen großen Erfolg der Triple-Entente gegenüber dem Dreibund und damit eine Verschiebung der europäischen und der weltpolitischen Lage zugunsten Rußlands in sich schließen sollte. Darauf hatte Iswolski seine ganze Taktik eingestellt, und gerade dieser Plan mißglückte. Nun ist es so überaus schwer, aus dieser Sackgasse herauszukommen, ohne nicht nur das russische Prestige bei den Südslawen preiszugeben,

sondern auch vor ganz Europa entweder einen Rückzug anzutreten oder als illoyal zu erscheinen. Darin darf man wohl den Schlüssel zu der politischen Haltung Rußlands sehen. Man hat darin ein bewußt zweideutiges Spiel gesehen. Es will uns aber scheinen, als ob darin mehr Verlegenheit als bewußte Zweideutigkeit sei. Die Sache bekommt nur ein andres Ansehen durch die serbische Politik, die bei aller leidenschaftlichen Verblendung doch immer noch genug echt slawische Verschlagenheit zeigt, die eigentümliche Lage Rußlands für sich auszunutzen. Serbien ist es, das dafür sorgt, daß Iswolskis Schachzüge, durch die er die Bemühungen um einen friedlichen Ausweg so weit maskieren will, daß sie nicht als Rückzug vor Österreich-Ungarn erscheinen, immer wieder als versteckte Ermutigungen der serbischen Halsstarrigkeit erscheinen. Wenn es Serbien glückt, die Meinung zu erhalten, daß Rußland insgeheim noch immer die serbischen Wünsche unterstützt und zuletzt auch einem tatkräftigen Eintreten für Serbien nicht mehr aus dem Wege gehn kann, ohne als slawische Vormacht geradezu abzudanken und sich vor Europa zu blamieren, so fällt für die serbischen Politiker nach ihrer Erwartung auch die weitere Frucht ab, daß die beiden andern Mächte der Triple-Entente die Verpflichtung fühlen, die Blamage der russischen Politik im Interesse dieser ganzen europäischen Mächtegruppe zu verhindern und ebenfalls nicht zu gestatten, daß Serbien vor dem von Deutschland unterstützten Österreich-Ungarn einfach zu Kreuze kriecht.

Dieser Taktik entsprechend hat die serbische Regierung keinen Augenblick unterlassen, der ganzen Welt zu unterbreiten, daß es sich bei allen seinen Schritten vertrauensvoll den Rat Rußlands erbittet. Die Antwort auf die in Belgrad erhobnen Vorstellungen der Mächte sollte sogar in Petersburg redigiert sein, obwohl die russische Regierung das entschieden ableugnet; sie sei allerdings zu Rate gezogen worden, aber gerade die letzte Redaktion rühre nicht von ihr her. Zu gleicher Zeit wurde die serbische Sondernote an Rußland bekannt, worin ostentativ das Vertrauen in die Ratschläge Rußlands und seine vermittelnde Rolle ausgesprochen wurde. Dadurch war die Stimmung vorbereitet für die zweideutige und unbefriedigende Antwort, die Serbien auf die vom Grafen Forgatsch überreichte österreichische Note erteilte. Der Eindruck konnte nur sein: Serbien weiß Rußland hinter sich, daher stürzt es sich blindlings in kriegerische Abenteuer. Und als nun von Petersburg eine neue Note nach Wien kam, die den von Rußland stets festgehaltnen Vorschlag der Einberufung einer Konferenz noch einmal betonte, und die in der Sache zwar den alten Standpunkt festzuhalten schien, aber in der Form eine Schwenkung und ein Einlenken andeutete, sorgte ein neues Aufflammen der Kriegsstimmung in Belgrad dafür, daß der vorhin bezeichnete Eindruck verstärkt wurde, und daß der letzte diplomatische Schritt Rußlands nach außen hin nicht als eine Einleitung der Verständigung, sondern als eine neue Ermutigung Serbiens erschien.

Und doch steckt in der serbischen Politik ein großer Rechenfehler. Denn Frankreich und England haben beide ein großes Interesse an der Erhaltung des Friedens nicht nur in Europa, sondern auch im Orient und wissen, daß Rußland tatsächlich nicht Krieg führen will. Gerade weil sie der befreundeten osteuropäischen Macht einen Rückzug ersparen wollen, werden sie darauf hingedrängt, alles zu tun, Serbien zur Vernunft zu bringen, natürlich auf möglichst schonende Weise, um Rußlands Balkaninteressen nicht schroff zu verletzten. Wenn in der englischen und französischen Presse gegen Österreich und Deutschland Lärm geschlagen wird, so darf man sich dadurch nicht irreführen lassen. Dieser Preßlärm, der ja nichts kostet, soll verhüten, daß die Orientpolitik der Westmächte etwa als ein Abrücken von Rußland aufgefaßt wird, was ja sowohl Frankreich als auch England sehr

unangenehm wäre. In Wahrheit braucht England nur bei dem Programm zu bleiben, das es von Anfang an aufgestellt hat, nämlich Einberufung einer Konferenz, aber genaue Abgrenzung der Fragen, die dabei behandelt werden sollen. Man erinnere sich, daß die britische Regierung seinerzeit die weitergehenden Pläne Iswolskis zurückgewiesen hat. Frankreich hat ein so starkes Interesse daran, die Orientfrage friedlich zu regeln und vor allem ein kriegerisches Eingreifen Rußlands unnötig zu machen, daß es sich zu diesem Zwecke bekanntlich sogar Deutschland genähert hat, also keineswegs geneigt ist, Serbiens Haltung zu ermutigen.

Es war bisher immer die Freude der Dreibundgegner und Serbenfreunde, daß Italien anscheinend in seiner ganzen Stellung unter dem Druck der Westmächte stand. Die tatsächliche Annäherung Frankreichs und Deutschlands hätte den schadenfrohen Beobachtern schon ein Wink sein können, sich die Lage in dieser Beziehung etwas genauer anzusehen. Wenn sich Italien vielfach genötigt geglaubt hat, zwischen seinen Dreibundpflichten und seinem Verhältnis zu den Westmächten als Beherrschern des Mittelmeeres eine schwankende Stellung einzunehmen, so fällt jetzt jeder Grund dazu weg. Im Gegenteil, jetzt ist die Gelegenheit zur freundschaftlichen Unterstützung Österreich-Ungarns gegeben wie noch nie, weil jetzt nicht einmal die Entschuldigung gelten kann, daß die starke Betonung der Dreibundfreundschaft in Italien leicht dazu führen könnte, die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich zu erhöhen. In der Tat hat der italienische Minister Tittoni mit Geschick den Augenblick erfaßt, die Initiative in einer neuen Vermittlungsaktion in die Hand zu nehmen. Der Grundgedanke ist einfach und geschickt formuliert: Aufnahme des Konferenzprojekts im Sinne der Triple-Entente, aber Begrenzung des Programms der Konferenz in dem Sinne, daß sich auch Österreich-Ungarn, ohne zurückzuweichen, daran beteiligen kann. Das Vorgehen Tittonis hat in Wien und Berlin außerordentlich sympathisch berührt; vielleicht bringt es doch noch die Lösung der Krisis.

In England haben kürzlich die Parlamentsverhandlungen über den Ausbau der Flotte wieder die Nervosität wegen einer angeblichen Bedrohung durch Deutschland merkwürdig hervortreten lassen. Die liberale Regierung befindet sich freilich in der eigenartigen Lage, mit ihren Flottenplänen Forderungen zu vertreten, die zwar in sachverständigen und realpolitisch denkenden Kreisen aller Parteirichtungen als eine selbstverständliche Konsequenz der Weltlage erscheinen müßten, für die aber gerade in der großen Masse der liberalen Parteigänger nicht ohne weiteres Verständnis zu finden ist. Man denkt in diesen Kreisen über die Grundlagen überseeischer Machtstellung und die Mittel zu ihrer Erhaltung außerordentlich naiv, und die liberalen Parteiorganisationen sind namentlich in ihren radikalern Schattierungen stark von pazifistischen Strömungen durchsetzt. Diese begreifen ungern, warum die liberalen Minister mit denselben Forderungen auf Steigerung der maritimen Wehrkraft kommen wie ihre konservativen Vorgänger. Daher das Bestreben der Führer und der weitsichtigern Politiker, die öffentliche Meinung ihres Parteilagers aufzurütteln durch die Vorstellung einer Gefahr, die in den populären Vorstellungen leicht Aufnahme findet. Und so trugen der Premierminister Asquith und sein Kollege, der erste Lord der Admiralität, kein Bedenken, als Veranlassung des neuen Flottenbauplans die Fortschritte der deutschen Flotte hinzustellen. Es wurde herausgerechnet, daß die deutsche Flotte im Jahre 1912 mehr „Dreadnoughts" zur Verfügung haben werde als die englische. Diese Berechnung hat in England eine wahre Panik erzeugt, wobei übrigens anerkannt werden muß, daß keine Feindseligkeit gegen Deutschland zum Ausdruck kam; man machte nur die britische Regierung dafür verantwortlich, daß sie der deutschen Energie gegenüber nicht besser auf den Schutz des Landes bedacht gewesen sei.

In denselben Tagen wurde bei uns der Marineetat in der Budgetkommission beraten. Admiral v. Tirpitz konnte natürlich an den Verhandlungen des englischen Unterhauses nicht stillschweigend vorübergehn. Er hatte es jedoch leicht, die englische Berechnung richtigzustellen. Er brauchte nur darauf hinzuweisen, daß das deutsche Flottengesetz ja vor aller Welt genau bestimmt, welche Schiffe und in welchem Zeitraum sie gebaut werden sollen. Mit Recht konnte er Erstaunen äußern, daß vollkommen falsche Vorstellungen über den Umfang der deutschen Flotte im Auslande öffentlich und amtlich verbreitet werden können. Im übrigen aber ist es Sache jedes Staates, seine Seestreitkräfte nach eignem Bedürfnis zu bestimmen, und wir werden auch ferner unsern Weg gehen ohne Feindseligkeit und Drohung gegen England, aber auch ohne uns einschüchtern zu lassen.

Das Plenum des Reichstags ist jetzt beim Militäretat angelangt. Die Debatten gestalteten sich diesmal sehr lebhaft, und mehrfach hat der Kriegsminister General v. Einem das Wort ergriffen, um die Heeresverwaltung gegen die übliche Kritik zu verteidigen. Diese Kritik bringt im allgemeinen nicht viel Neues vor; es sind im wesentlichen immer dieselben Klagen, die meist darauf beruhen, daß die Beurteiler von einem grundsätzlich ganz verschiednen Standpunkt ausgehen, auf den sich die Militärverwaltung nicht stellen kann. Der Wunsch der Linksliberalen geht auf eine größere Demokratisierung der Heereseinrichtungen, und diesen Bestrebungen schließt sich auch ein großer Teil des Zentrums an, das jetzt glücklich ist, in der Person eines ehemaligen bayrischen Generals, des Abgeordneten Häusler, einen fachmännischen Wortführer gefunden zu haben. Nun ist ja durchaus nicht zu verwundern, daß es auch im Offizierkorps selbst — und zwar gerade unter Persönlichkeiten von großer Intelligenz — Leute gibt, die abweichend von den „offiziellen" Ansichten ihre eignen Wege gehn. Gewöhnlich handelt es sich da aber doch in der Regel um irgendeine einseitig entwickelte und auf gewisse Lieblingsgedanken gerichtete geistige Eigenheit, die mehr durch zufällige persönliche Erfahrungen als durch streng geschultes Nachdenken über die Bedürfnisse des großen Ganzen genährt worden ist. So kann es denn auch vorkommen, daß ein Mann, der es zu hohen Stellungen in der Armee gebracht hat und wahrscheinlich in Pflichttreue und Intelligenz hinter niemand seinesgleichen zurückgeblieben ist, doch zu so abstrusen und unter Fachmännern vereinzelt dastehenden Ansichten gelangt, wie sie der Abgeordnete Häusler über Wert und Ausbildung der Kavallerie entwickelt hat.

Gewöhnlich wirken besondre Vorkommnisse darauf ein, daß bestimmte Fragen in der Militärdebatte in den Vordergrund gerückt werden. Eine solche Frage war diesmal die der geheimen Qualifikationsberichte, in denen die persönliche Befähigung der Offiziere und ihre Eignung zur Beförderung und besondern Verwendung von den verantwortlichen Vorgesetzten beurteilt werden. Ein derartiges Urteil kann nicht auf exakten, mit juristischer Schärfe oder mathematischer Sicherheit zu bestimmenden Unterlagen aufgebaut werden, sondern es muß, wie man die Sache auch anfassen mag, von Menschen nach subjektiven Beobachtungen gefällt werden. Daraus folgt für jeden verständigen Menschen ganz von selbst, daß bei der Beurteilung der Offiziere Irrtümer und auch Ungerechtigkeiten vorkommen können, nicht bewußte Ungerechtigkeiten, wohl aber solche, die aus der Unvollkommenheit menschlichen Beobachtens und Urteilens selbst bei strengster Gewissenhaftigkeit entspringen. Solche Irrtümer sind nicht wegzuschaffen, man mag das System einrichten, wie man will. In Frankreich suchte man dem Übelstande vorzubeugen, indem man die entscheidende Feststellung der Qualifikationen Kommissionen übertrug. Sehr schön! aber worauf fußten die Mitglieder der Kommissionen? Ebenfalls auf subjektiven Urteilen und Beobachtungen von Vorgesetzten! Und wenn diese nun falsch waren?

Weder bei der auf höchst unsichrer Grundlage ruhenden Abstimmung der Kommissionsmitglieder noch bei den das Material hierzu liefernden Urteilen der Vorgesetzten kam ein sehr wichtiges Moment zu seinem Recht, nämlich die Verantwortung, die ein Ehrenmann auf sich ruhen fühlt, wenn er durch sein persönliches Urteil das Schicksal eines Untergebnen in der Hand hat. Übrigens weiß bei uns jeder Vorgesetzte, der Qualifikationsberichte zu schreiben hat — und das sind bei uns außer der verhältnißmäßig geringen Zahl von Kommandeuren selbständiger Bataillone nur die Befehlshaber vom Regimentskommandeur aufwärts —, daß er mit diesen Berichten seinen eignen Vorgesetzten wieder eine Unterlage liefert, wonach sie ihn selbst beurteilen. Wer in diesen Sachen Bescheid weiß, wird Beispiele anführen können, daß sich höhere Offiziere durch unzutreffende oder unzureichende Berichterstattung über die ihnen unterstellten Offiziere selbst das Grab gegraben haben. Nun wird plötzlich behauptet, alle Übelstände, die wirklich oder vermeintlich bei der persönlichen Beurteilung der Offiziere gelegentlich eintreten, seien darauf zurückzuführen, daß die Berichte geheim sind. Man kann getrost behaupten: wären sie öffentlich, so würden die Übelstände dieselben sein, nur würde man dann auf die demütigende und beleidigende Rücksichtslosigkeit hinweisen, die darin liegt, daß ein Offizier bis zum General hinauf wie ein Schulknabe beständig zu hören bekommt, wie man über seine Persönlichkeit denkt. Abgesehen davon würden unmögliche Zustände eintreten, da jedes ungünstige Urteil in den Augen des davon betroffnen auch als ungerecht gelten würde. Es genügt in Wahrheit, daß ein Offizier erfährt, wenn gegen seine Befähigung und seine Leistungen etwas so gravierendes vorliegt, daß seine Laufbahn gefährdet erscheint, und das wird kein Vorgesetzter seinen Untergebnen vorenthalten. Der Kriegsminister wies mit Recht darauf hin, daß öffentliche Qualifikationsberichte die Vorgesetzten nur dazu zwingen würden, inoffiziell besondre Erkundigungen über die Offiziere einzuziehen.

Wieder wurde auch der altbekannte Sturmlauf gegen die Kommandogewalt und die Stellung des Militärkabinetts unternommen. Herr v. Einem konnte demgegenüber betonen, daß er die Verfassung hinter sich habe. Ohne Änderung der Verfassung würden die Wünsche der Opposition in Wahrheit nicht zu verwirklichen sein. Weiter richtete sich die Kritik gegen die Ehrengerichte und dann gegen die angebliche Bevorzugung des Adels in der Armee. Ganz wird man es den Parteien, die sich als besondre Vertreter des Bürgertums fühlen, nicht verdenken können, daß sie auf diesen Punkt ein scharfes Augenmerk haben. In Preußen besteht der Kern der alten Militärfamilien, deren Söhne schon durch Vererbung und Überlieferung die natürlichen Träger militärischer Traditionen sind, noch immer aus den Adelsfamilien, und die Versuchung der Regimenter, die großen Zulauf haben, die Angehörigen dieser Familien bei der Annahme von Offiziersaspiranten zu bevorzugen, ist sehr groß. Die Zahl der bürgerlichen alten Militärfamilien schmilzt schon deshalb immer etwas zusammen, weil bürgerlichen Offizieren, sobald sie in höhere Stellen gelangen, in der Regel der Adel verliehen wird. Bei den heutigen sozialen Verhältnissen des gebildeten Bürgertums ist aber eine Scheidung von Adel und Bürgertum und eine Fernhaltung neuer bürgerlicher Elemente aus dem Offizierkorps nicht zu rechtfertigen. Das hat auch der Kriegsminister offen zugegeben. Nur schießt die freisinnige Kritik über das Ziel hinaus, wenn sie eine Statistik aufmacht, wie viele Adlige und Bürgerliche in hohen Stellen und im Generalstab sind. Gesetzt, die verantwortlichen Stellen stellten sich wirklich auf den Standpunkt des Freisinns, so würde folgendes geschehen müssen: Nachdem die Qualifikation der zur Versetzung in den Generalstab bestimmten Offiziere festgestellt worden ist, macht der Chef des Generalstabes die Entdeckung, daß darunter ebenso

viele adlige wie bürgerliche Offiziere sind. Nach der Statistik gibt es aber in der Armee im ganzen ungefähr doppelt so viel bürgerliche wie adlige Offiziere. Damit die Sache nun nach den Ansichten des Abgeordneten Müller-Meiningen stimme, muß er einige der gut qualifizierten adligen Offiziere zurückstellen und einige weniger gut qualifizierte bürgerliche an ihre Stelle setzen. Das geht natürlich nicht.

In Sachen der Reichsfinanzreform rücken die Arbeiten der Kommission nur langsam vorwärts. Über die Brausteuer hat man sich geeinigt, auch bei der Tabaksteuer lichtet sich der Horizont etwas. Glatt abgelehnt wurden die Inseratensteuer und die Gas- und Elektrizitätssteuer. Im Lande aber wächst die Teilnahme an dem Zustandekommen der Reform, und die Erklärungen zugunsten der Nachlaßsteuer häufen sich. Hoffentlich geht es nun besser vorwärts!

Julius Wolf über die Finanzreform. In einem „den Manen Miquels“ gewidmeten Buche: „Die Reichsfinanzreform und ihr Zusammenhang mit Deutschlands Volks- und Weltwirtschaft“ (Leipzig, C. L. Hirschfeld) hat Professor Julius Wolf die brennendste Frage des Tages mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt. Er weckt den Patriotismus mit dem bekannten Gedankengange: der jährliche Bevölkerungszuwachs Deutschlands kann nicht in der Landwirtschaft, sondern nur in der Industrie untergebracht werden, und dieses nur dann, wenn sich unser Export ausdehnt. Damit erregen wir den Konkurrenzneid der andern Staaten, namentlich Englands, und daraus entspringt die Notwendigkeit stetig wachsender Rüstungen und der Ausgaben dafür. Indem unsre Reichseinnahmen hinter diesen notwendigen Ausgaben alljährlich um durchschnittlich 5 Prozent zurückblieben, sind wir in die gegenwärtige Kalamität geraten. Der Weg der Abhilfe war dadurch vorgezeichnet, daß von den indirekten Steuern die auf Gegenstände des Massenluxus, von den direkten die Erbschaftssteuer ungenügend entwickelt waren. (In besondern Abhandlungen wird als wesentlicher Unterschied der indirekten von den direkten Steuern nachgewiesen, daß jene von der Masse, diese von der wohlhabenden Minderheit erhoben werden, und außerdem gezeigt, daß Branntwein, Bier und Tabak wirklich ein Luxus sind, daß ihr Verbrauch ohne Schädigung des Volkes und der Nationalwirtschaft eingeschränkt werden kann, daß dagegen hohe Getreide- und Fleischzölle eine sehr bedeutende Belastung der unvermögenden Bevölkerung bedeuten, endlich, daß die Opposition der Konservativen gegen die vorgeschlagne Nachlaßsteuer zwar aus achtungswerten Gefühlen entspringt, die Befürchtungen wegen der vermeintlichen schlimmen Wirkungen dieser Steuer jedoch auf Irrtum beruhen.) Diesen Weg hat nun, nachdem mancherlei andres teils publizistisch erörtert teils tatsächlich probiert worden war, jetzt Sydow beschritten. Die eingehende Prüfung seiner Vorlage ergibt das zusammenfassende Urteil: „In Summa ist diese Reichsfinanz- und insbesondre die Reichssteuerreform ein großes, gründlich vorbereitetes, wohl durchdachtes, modern entworfnes, Billigkeit gegenüber den verschiednen Ständen und Gruppen suchendes, des großen Deutschen Reichs durchaus würdiges Werk.“ Siegt über Sydow der Reichstag, das heißt ein Kompromiß der in diesem vertretnen Interessengruppen und Parteidoktrinen, so wird das zwar ein Fortschritt sein, und es wird auch nicht einer künftigen Reform der Weg verlegt, wie das vor siebenundzwanzig Jahren durch die Verwerfung des Tabakmonopols geschehen ist, des besten aller Monopole, das mit einem Schlage allen Nöten abgeholfen haben würde. Aber ganze Arbeit wäre damit nicht geleistet; es würde eine siebente, achte, neunte Reformrate *not*wendig werden, „da nun einmal die ratenweise Erledigung der nationalen Pflicht beliebt wird“. Fällt die Nachlaßsteuer, so schlägt Wolf statt ihrer eine Gesellschafts- oder Dividendensteuer vor, nicht etwa aus Feindschaft gegen das mobile Kapital,

vielmehr werde eine solche Steuer zur Gesundung der Aktiengesellschaften beitragen. Und sollten die durchaus zweckmäßigen Banderole abgelehnt werden, so würde Wolf der nur geringen Ertrag versprechenden Erhöhung des Rohtabakzolls und der Rohtabaksteuer eine Besteuerung des Zwischenhandels, namentlich eine nach der Höhe der Ladenmiete abgestufte Besteuerung der Luxusläden vorziehen. Auch solche Leser, die nicht mit allen Ansichten Wolfs einverstanden sind, werden ihm dankbar sein für die mit reichlichem statistischem und Tatsachenmaterial ausgestatteten Begründungen seiner Thesen, die eine vollständige und klare Einsicht in den Gegenstand vermitteln (oder vielmehr in die vielen für die Hauptfrage in Betracht kommenden Gegenstände, wie den sozialen Charakter der deutschen Besteuerungsweise, die Verwendung der Reichs- und Staatseinnahmen, Vergleichung Deutschlands mit andern Staaten in beiden Beziehungen, die Verflechtung der Reichsfinanzen mit den Finanzen der Einzelstaaten und der Kommunen, das Reichs- und Staatsschuldenwesen). Tiefer in das hier Dargebotne einzugehn, halte ich darum für überflüssig, weil alle, denen die große Angelegenheit am Herzen liegt, ohne Zweifel das Buch selbst zu Rate ziehn werden. C. J.

Die Weltwirtschaft. Von dem „Jahr- und Lesebuche", das Dr. Ernst von Halle unter dem obigen Titel (bei B. G. Teubner in Leipzig) herausgibt, ist der internationale Übersichten enthaltende erste Teil des dritten Jahrgangs erschienen. Sechzehn Fachautoritäten behandeln darin: die Weltpolitik im Jahre 1907, die internationale Wirtschaftspolitik, die landwirtschaftliche und Rohstoffproduktion, Geld und Kredit, den Welthandel und Weltverkehr (Eisenbahnen, Schiffahrt, Post und Telegraphie), Versicherungswesen, Fortschritte der chemischen Technik im Jahre 1907 (das bestellte Manuskript über mechanische Technik ist nicht geliefert worden), Armenwesen, Wirtschaftsrecht und Sozialpolitik. Das größte Interesse wird die sehr eingehende Darstellung der merkwürdigen Geldverhältnisse des Jahres 1907, der Bankenkonzentration und der amerikanischen Krisis erregen. Man erfährt unter anderm, daß sich die Verbindlichkeiten der im Jahre 1907 in Konkurs geratnen Banken der Vereinigten Staaten auf 233325972 Dollars belaufen haben. Der Verfasser, Dr. P. Wallich in Paris, bemerkt dazu: „Bittre Ironie liegt darin, daß Truskompagnien, d. h. Treuhandgesellschaften, in die Machtsphäre gewissenloser Spekulanten gerückt und nicht mehr imstande waren, die ihnen anvertrauten Gelder auszuzahlen." Sehr interessant ist auch der Bericht über die Goldproduktion in Transvaal, die trotz allen aus der Arbeiterfrage entstandnen Schwierigkeiten wieder flott im Gange war und die aller übrigen Länder überflügelt hat. In den übrigen Gold liefernden Ländern, nur Mexiko ausgenommen, sank die Ausbeute; die Steigerung der Gesamtausbeute ist allein dem Rand zu verdanken. Es haben im Jahre 1907 geliefert: Transvaal 7535000, Kanada 4335000, die Vereinigten Staaten genau ebensoviel (?), Australien 3619000, Rußland 900000, Mexiko 925000, alle übrigen Länder zusammen 1860000 Unzen. C. J.

Das Lebensbild einer Verkannten. Von Friedrichs des Großen Gemahlin Elisabeth Christine haben wir bis jetzt nur eine aus dem Jahre 1848 stammende, von F. v. Hahnke verfaßte Biographie. Alle kleinern Lebensbeschreibungen und Skizzen, z. B. die von Kirchner in dem Werk „Die Churfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern" (1870), beruhen auf Hahnkes Arbeit, der dazu die im Berliner Königlichen Hausarchiv liegende Korrespondenz der Königin mit ihrem Gemahl und ihren Verwandten benutzt hat. Die Briefe Elisabeth Christinens, die sie an ihren Bruder, den Herzog Karl von Braunschweig, schrieb, und die

manchen neuen Zug zu ihrem Charakterbilde geben, sind erst jetzt im Landesarchiv zu Wolfenbüttel der Forschung eröffnet worden, und Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem hat sich der Arbeit unterzogen, diese Quellen für eine neue Biographie zu benutzen, die unter dem Titel erschienen ist: Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg. Das Lebensbild einer Verkannten. Nach Quellen bearbeitet unter Verwendung zum Teil unbenutzten Materials aus dem Braunschweigischen Landesarchiv zu Wolfenbüttel. Mit einem Titelbilde. Berlin, Verlagsbuchhandlung von Alfred Schall, 1908.

Die Verfasserin hat sich bemüht, das wenig günstige Bild, das die Geschichtschreiber von dieser Königin zu entwerfen pflegen, wesentlich zu korrigieren und ihr die im Leben versagt gewesne Gerechtigkeit im vollen Maße widerfahren zu lassen. Elisabeth Christinens Schicksal war trotz ihrer hohen Stellung oder richtiger wegen ihrer hohen Stellung neben einem Fürsten wie Friedrich dem Zweiten beklagenswert; sie war das Opfer einer kurzsichtigen Kabinettspolitik, aber auch eines tiefen Grolls und einer heftigen Reaktion, die der rücksichtslose Eigensinn Friedrich Wilhelms des Ersten in seiner Familie, namentlich bei seiner Gemahlin Sophie Dorothea, seiner Tochter Amalia und am schärfsten bei seinem Sohne Fritz hervorrufen mußte. Der König preist die braunschweigische Prinzessin dem Sohne mit den Worten an: „Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und comportable sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolger.“ Der Kronprinz wußte aus böser Erfahrung, daß er dem Vater auch in dieser Angelegenheit nicht widersprechen dürfe, und willigte ihm gegenüber ein. Aber im Geheimem wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um diese Vergewaltigung abzuwenden. Der Sohn kochte vor Wut: „Ich möchte lieber, schreibt er in einem Briefe, das gemeinste Weibsstück von ganz Berlin haben, als eine Betschwester mit einem Gesicht wie ein halbes Dutzend Mucker zusammengenommen.“ Noch vierundzwanzig Stunden vor der angesetzten Hochzeit erschien aus Wien Graf Seckendorff und überbrachte den Vorschlag Kaiser Karls des Sechsten, die Verlobung des Kronprinzen aufzulösen und ihn mit der zweiten Tochter des englischen Königs Georgs des Zweiten zu verbinden. Aber Friedrich Wilhelm der Erste geriet über diese Einmischung in heftigen Zorn: er würde sich durch keine Vorteile der Welt bewegen lassen, seiner Ehre und Parole einen solchen Schandfleck anzuhängen.

Freilich im Interesse der Prinzessin Elisabeth Christine und auch wohl im Interesse Preußens wäre es besser gewesen, wenn die Braunschweiger unter diesen Umständen auf die Eheschließung verzichtet hätten, aber man hoffte wohl, die Zeit würde alle Gegensätze ausgleichen. Das geschah leider nicht; im Gegenteil, das Leben der Kronprinzessin und spätern Königin wurde am preußischen Hofe zu einem Martyrium. Dadurch, daß sie alle Zurücksetzungen, Kränkungen und Beleidigungen willenlos hinnahm und sich immer wieder sklavisch vor ihrem gnädigen Herrn beugte, statt auch dem königlichen Gemahl gegenüber ihre Stellung entschieden zu wahren und den König für sein zuweilen beleidigendes Verhalten mutig zur Rechenschaft zu ziehen, verschlimmerte sie ihre Lage immer mehr; sie gewinnt durch diese Schwäche auch nicht unsre Sympathien. Liselotte von der Pfalz kam in ähnliche Verhältnisse hinein; aber mit welcher Charakterstärke, mit welchem Mut und welcher Würde hat sie ihre Persönlichkeit durchgesetzt! Nur eine Frau von solchem Charakter und Geist hätte Friedrich dem Zweiten imponieren können. Der König zählte seine Gemahlin tatsächlich nicht zu seiner Familie. Als er aus dem Siebenjährigen Kriege heimkehrte, umarmte er alle seine Verwandten, aber seiner Gemahlin machte er nur eine Verbeugung mit den Worten: „Madame sind korpulenter geworden.“ Er konnte noch roher sein: zu einem Diner, das Friedrich seiner Schwester Ulrike,

der Königin von Schweden, gab, war auch Elisabeth Christine erschienen. C'est ma vieille vache, sagte er zur Schwester, que vous connaissez déjà.

Man kann der Verfasserin nicht ganz widersprechen, wenn sie an einer Stelle sagt: „Man pflegt Friedrich Wilhelm den Zweiten für die Sittenlosigkeit seines Hofes verantwortlich zu machen, aber mit Unrecht. Den Grund dazu hat das Eheleben Friedrichs des Zweiten gelegt; indem er seine Gemahlin von dem Familienleben ausschloß, untergrub er die Basis der Familie: die Achtung vor der Frau. Das Beispiel, welches er gab, begann sehr bald gewaltig um sich zu greifen, und der erste, der ihm darin folgte, war des Prinzen eigner Bruder, der Prinz von Preußen, der seine Gemahlin in jeder Weise vernachlässigte. Andre ahmten ihm darin nach, und so griff der Sumpf um sich, denn die Frauen zögerten nicht, dem Beispiel ihrer Männer Folge zu leisten."

Zu dem Mangel an Mut und Willenskraft, der den Charakter Elisabeth Christinens beherrscht, kommen noch ihre einseitigen geistigen Anlagen. Aber so beschränkt und dumm, wie sie in den Briefen der Hofgesellschaft, besonders durch Friedrichs eigne Mutter, geschildert wird, kann sie doch nicht gewesen sein. Jedenfalls hat sie sich redlich bemüht, die Lücken ihrer unzulänglichen Bildung auszufüllen. Davon legen nicht nur die Briefe an ihren Bruder Karl ein deutliches Zeugnis ab, sondern auch die zahlreichen im Druck erschienenen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Französische, z. B. die Übersetzung von Gellerts geistlichen Oden und Liedern und von dessen moralischen Vorlesungen. Da sie aber weder die deutsche noch die französische Sprache vollkommen beherrschte, ist die Annahme wohl berechtigt, daß sie bei ihren literarischen Arbeiten die Hilfe andrer stark in Anspruch genommen hat. — Wenn wir auch der Verfasserin dieser neuen Biographie in ihren ausgesprochnen Sympathien für die Gemahlin Friedrichs des Großen nicht ganz folgen können, so begrüßen wir diese Publikation doch als neuen wertvollen Beitrag zur Geschichte der friderizianischen Zeit. Die Ausstattung des Buches ist musterhaft. E. G.

Neue Übersetzungen. Es wird in Deutschland, und nicht mit Unrecht, seit längerer Zeit darüber geklagt, daß viel zu viel übersetzt wird. Von manchem mittelmäßigen Werk des Auslands erhalten wir eine deutsche Bearbeitung nach der andern, von jedem durch eine Mode emporgetragnen Neuling möglicherweise gleich die gesammelten Werke. Dem gegenüber ist es erfreulich, wenn alte klassische Schriften in neuem deutschem Gewande vorgelegt werden. So bringt der Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Saraſin) in Berlin drei Flaggenwerke der französischen Literatur in guten Übersetzungen neu heraus. Zunächst den ersten Band der „Versuche" von Michel de Montaigne, übertragen von Wilhelm Vollgraff; dann die „Bekenntnisse" von Jean Jacques Rousseau, übersetzt von Ernst Hardt; endlich einen Band Erzählungen von Voltaire, ebenfalls von dem Dichter Ernst Hardt übertragen. Über die Werke von Montaigne und Rousseau, von denen das zweite eine vollständige Wiedergabe des Originals ist, braucht neues nicht gesagt zu werden. Hervorgehoben sei aber die Ausstattung, für Rousseau ein schöner Lederband mit ganz dünnem satiniertem Papier im bequemen Taschenformat, klar in einer dünnen Antiqua gedruckt, für Montaigne ein großes Bibliothekformat mit dicker Antiqua auf starkem Papier; beide Bände sind mit vortrefflichen Bildern der Verfasser geschmückt. Voltaires Erzählungen, äußerlich ebenfalls gut ausgestattet und mit dem Bildnis Voltaires von Latour versehn, bieten aber etwas wie eine Überraschung. Denn sie wirken, in dieser Zusammenstellung kaum in Deutschland veröffentlicht, wie völlig neu. Ihre feingeschliffne Satire, die dabei (der Ausdruck sei gestattet) wie aus dem Ärmel geschüttelt erscheint, gewährt immer neuen Genuß,

das Buch ist überall geistreich, frisch, lebendig und weist deutlich die Fäden, die von dem herrschenden Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts in die französische Revolution, ja bis nahe an unsre Tage herangehn. Eine kalte Kunst, aber eine nicht nur für ihre Zeit interessante, wie es Ernst Hardt in der etwas zu knappen Einleitung richtig andeutet. Man sieht in die Werkstatt eines reichen, wenn auch kühlen Geistes, den wir als fremd, als nicht unsers Geblüts zu empfinden nicht aufhören, der aber immer wieder fesselt durch seine Klugheit, seinen Witz, seine Kunst, das Letzte in einer Form zu sagen, die vielleicht nicht nur den Zeitgenossen, sondern auf lange hinaus noch den Nachkommen Rätsel aufgab, und hinter deren Gewand wir mit dem Vergnügen von nicht mehr voll beteiligten Zuschauern eine uns fremde und uns kaum liebenswerte, aber doch eigenartige und immer wieder anregende Größe empfinden. — Alle drei Bücher seien aufs beste empfohlen. H. S.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 68. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im März 1909 **Die Verlagshandlung**

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

DIE KULTUR DER GEGENWART
IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE
HERAUSGEGEBEN von Prof. PAUL HINNEBERG.

Soeben erschien:

ALLGEMEINE GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE

bearbeitet von H. v. Arnim, Cl. Baeumker, J. Goldziher, W. Grube, Inouye, H. Oldenberg, W. Windelband und W. Wundt

25 Bogen Lex.-8. 1909. Geh. Mark 10.—, in Leinwand geb. Mark 12.—.

In 2., durchgesehener Auflage liegt vor:

SYSTEMATISCHE PHILOSOPHIE

bearbeitet von W. Dilthey, H. Ebbinghaus, R. Eucken, Th. Lipps, W. Münch, W. Ostwald, Fr. Paulsen, A. Riehl und W. Wundt

27 Bogen Lex.-8. 1908. Geh. Mark 10.—, in Leinwand geb. Mark 12.—.

Probeheft u. Spezial-Prospekte über die einzelnen Abteilungen (mit Auszug aus dem Vorwort des Herausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes, dem Autorenverzeichnis und mit Probestücken aus dem Werke) auf Wunsch umsonst und postfrei vom Verlag **B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.**

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

YD 11455

AP30
G7
V162 v.1

193216